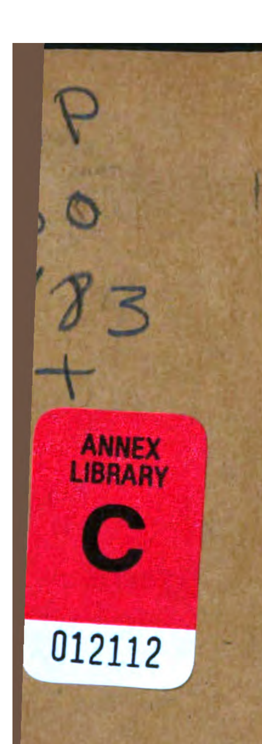




DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4, (Heft 40—52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1911.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.





Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Belehrende Aufsätze.

Unterhaltende Aufsätze.

Gedichte, Sprüche.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

78384

C

D

E

F

G

H

I

K

L

M

N

O

P

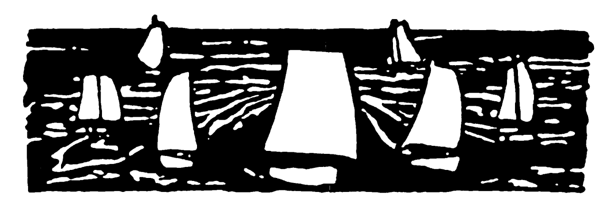




DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 7. Oktober 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

28. September.

Der italienische Geschäftsträger in Konstantinopel überreicht der Pforte ein Ultimatum seiner Regierung, in dem binnen 24 Stunden die Erklärung gefordert wird, daß die Türkei sich der Besetzung von Tripolis durch Italien nicht widersetzen werde.

Die diplomatischen Vertreter Italiens auf dem Balkan erhalten ein Rundschreiben des Ministers des Aeußern, in dem ausgesprochen wird, daß Italien den Statusquo auf der Balkanhalbinsel aufrechterhalten wolle.

Aus dem Hauran wird gemeldet, daß der erst vor kurzem unterworfene arabische Rebellenführer Attrache aufs neue zu den Waffen gegriffen hat.

29. September.

Italien erklärt, da die Pforte die in dem Ultimatum aufgestellten Forderungen nicht angenommen hat, den Krieg zwischen Italien und der Türkei.

Das türkische Ministerium Hakki-Pascha gibt seine Entlassung. Said-Pascha (Portr. S. 1672) wird zum Großwesir ernannt.

Das Deutsche Reich übernimmt den Schutz der Italiener in der Türkei und den Schutz der Türken in Italien.

Ein italienisches Geschwader beschießt an der albanischen Küste zwei türkische Torpedoboote, das eine wird zerstört, das andere entkommt, schwer beschädigt, nach Prewesa.

In München nimmt das bayrische Abgeordnetenhaus seine Arbeiten wieder auf.

In Düsseldorf wird in der Reichstagstichwahl an Stelle des verstorbenen Zentrumsabgeordneten Kirsch der Sozialdemokrat Haberland gewählt.

30. September.

Die Pforte übersendet den Mächten eine Zirkularnote, in der sie die Regierungen bittet, bei Italien gegen den Krieg Einspruch zu erheben und es von der aufrichtigen Bereitwilligkeit der Türkei zu Verhandlungen zu überzeugen, um einem unnützen Blutvergießen vorzubeugen.

In der Nähe von Prewesa werden in einem neuen Gefecht zwei türkische Torpedoboote von den Italienern zerstört.

Das preußische Ministerium fordert in einem Erlaß die Gemeindeverwaltungen auf, baldigst geeignete Maßnahmen zur Fleischversorgung des Publikums und zur Verbilligung der Lebensmittel zu treffen.

In Schweden gibt das konservative Ministerium Lindemann infolge seiner Niederlage bei den Wahlen zur Zweiten Kammer seine Entlassung.

1. Oktober.

Ueber Neuyork kommt die Nachricht, daß bei der Stadt Austin in Arkansas ein Staudamm geborsten ist. Das Wasser schoß mit rasender Gewalt talabwärts und zerstörte mehrere Ortschaften. 2000 Menschen wurden getötet.

In Mexiko wird Madeiro als Nachfolger von Porfirio Diaz zum Präsidenten gewählt.

2. Oktober.

Die Antworten der Mächte auf die Zirkularnote der Türkei lauten übereinstimmend dahin, daß eine Intervention in Rom nicht angängig sei.

3. Oktober.

Die Italiener beginnen die Beschießung der Stadt Tripolis.

In Bozen stirbt, fast 78 Jahre alt, der Philosoph Dr. Wilhelm Dilthey, Professor an der Berliner Universität.

In Portugal greift die monarchistische Bewegung um sich. Der Führer der Royalisten Conceiro ist mit 4000 Mann in das Land eingefallen. Die Bevölkerung von Santo Tirso hat sich gegen die Republik erhoben.

4. Oktober.

Das jungtürkische Zentralkomitee kündigt in einer Proklamation die Einsetzung eines Komitees zur nationalen Verteidigung an.

❧ ❧ ❧

Neue Krisis in der Afrikateilung.

Von R. Kent.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man sich eine Zeitlang der Erwartung hingeben, daß die Aufteilung Afrikas, die zwei Jahrzehnte lang alle Welt in Atem gehalten hatte, beendet sei. Alle herrenlosen Gebiete hatten Besitzer gefunden, die streitigen Grenzen der afrikanischen Kolonien waren im großen und ganzen festgelegt. Die Zeit schien gekommen, wo nur noch von einem friedlichen Wettbewerb der Völker in der Erschließung und Entwicklung der afrikanischen Besitzungen die Rede sein würde. Diese Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt. Das nie zur Ruhe kommende Streben Englands, bei jeder passenden Gelegenheit seine seebeherrschende Stellung auszudehnen und zu sichern, der unersättliche Ehrgeiz Frankreichs haben bald aufs neue die afrikanischen Fragen ins Rollen gebracht. — Mit dem Burenkrieg begann es. Die Gebiete zweier unabhängigen Freistaaten wurden damit englischer Besitz. Kaum war dieser Wandel vollzogen, so einigten sich verschiedene Mittelmeerstaaten kurzerhand über eine tiefgreifende Neuordnung der völkerrechtlich festgelegten Besitzverhältnisse in Nordafrika. Dafür, daß Frankreich, Italien und Spanien sich bereit erklärten, ihre alten Rechte und Ansprüche in Aegypten fallen zu lassen, wurden ihnen englischerseits verschiedene fremde Gebiete in Afrika überwiesen. Frankreich bekam von England, Italien und Spanien das Recht zuer-



kannt, sich ohne Rücksicht auf die internationalen Abmachungen von 1880 und 1890, die die Unabhängigkeit Marokkos ausdrücklich verbürgt hatten, dort nach Belieben einzurichten. Spanien erhielt von England und Frankreich den Besitz bestimmter Teile der Nordküste Marokkos gewährleistet, und Italien wurde von England und Frankreich die alleinige Anwartschaft auf den letzten türkischen Besitz in Afrika, die Wilajets Tripolis und Benghasi, zugesichert. Die Folge dieser Abmachungen war zunächst der Marokkostreit, der eine nur vorläufige Erledigung durch die Algecirasakte gefunden hat, da weder Frankreich noch Spanien sich an diese Vereinbarungen gehalten haben. Noch ist es den Bemühungen der deutschen Regierung nicht gelungen, Frankreich zu bindenden Verpflichtungen betreffs der seinerzeit vertraglich festgesetzten Offenhaltung des marokkanischen Marktes für den Unternehmungsgeist aller Staaten zu bringen. Die andern am Welthandel nicht weniger als Deutschland beteiligten Staaten verfolgen eben leider anscheinend heute in der Marokkoangelegenheit die gleiche kurzsichtige Politik wie zu den Zeiten der Algeciraskonferenz. Schon jetzt ist aber kaum ein Zweifel mehr möglich, daß in absehbarer Zeit infolge dieser Haltung der Mächte das Sultanat Marokko von der Karte Afrikas verschwindet und an seine Stelle französische und spanische Kolonien treten werden. — Dieser Vorgang wird vielleicht eine weitere Aenderung in Afrika nach sich ziehen. Soweit bekannt, wird Frankreich das Deutsche Reich für den Verzicht auf seine marokkanischen Ansprüche durch Abtretung einiger Landstrecken an der Grenze Kameruns entschädigen. Die Folge davon aber dürfte möglicherweise eine Besitzverschiebung an der Biafra-Bai sein. Noch besitzt nämlich Spanien dort ein kleines Küstengebiet, das sich bisher beinah vollständig selbst überlassen geblieben und für die angrenzenden Kolonien in vieler Beziehung sehr unbequem geworden ist. In Zukunft würde der spanische Besitz gänzlich inmitten deutschen Gebiets liegen. Das muß zu so vielen Reibungen und Verlegenheiten führen, daß Spanien wohl geneigt sein dürfte, diese Kolonie, die ihm erhebliche Kosten bereitet, ohne den geringsten Nutzen zu bringen, zu veräußern, wie es das seinerzeit mit den Karolinen getan hat.

Nunmehr hat auch noch die Regierung Italiens den jetzigen Zeitpunkt für gekommen erachtet, um ihrerseits in Nordafrika die Zahlung für die Wechsel, die England und Frankreich ihr auf die Türkei ausgestellt haben, von letzterer zu fordern. Unter Berufung auf gelegentliche und meist längst gesühnte oder verjährte Verletzungen der Rechte italienischer Untertanen durch türkische Behörden hat Italien seine Flotte nach Tripolis gesandt und vom Sultan gefordert, daß er die Besetzung dieses Teils seiner Besitzungen ohne Widerspruch hinnehme. Als, wie selbstverständlich, die Hohe Pforte sich der schroffen Forderung nicht ohne weiteres fügte und zunächst wenigstens Verhandlungen vorschlug, hat Italien zur Gewalt gegriffen, den Krieg erklärt und die Feindseligkeiten eröffnet. Wie weit die Türkei imstande sein wird, dem von der öffentlichen Meinung aller Großstaaten verurteilten Ueberfall Widerstand zu leisten, ist zweifelhaft. Auf wirkliches Mitgefühl hat sie nur bei den Ländern zu rechnen, die im Interesse des Weltfriedens die Erhaltung und Gesundung des Osmanischen Reiches wünschen. Aus verschiedensten naheliegenden Gründen ist aber keine von diesen Mächten in der Lage, in den heutigen Streit ernstlich einzugreifen. Es wird daher alles davon abhängen, wie weit die Türkei militärisch gerüstet ist. Ganz unvorbereitet ist ja das heutige Mißgeschick nicht über sie hereingebrochen.

Nicht seit heute und gestern hat Italien seine Absichten auf Tripolis kundgegeben. Von jeher haben sich die Italiener als Erben der einstigen Besitzungen des römischen Reichs in Nordafrika betrachtet. Eine festere Gestalt haben diese Träume seit der Gründung des italienischen Königreichs gewonnen. Nur der Umstand, daß die Leiter seiner Geschicke Jahrzehnte hindurch weder das nötige Verständnis noch Geschick für eine solche Politik besessen haben, ist schuld daran, daß Italien bisher in Nordafrika nicht bei einer passenden Gelegenheit Fuß gefaßt hat. Umsonst hat z. B. Napoleon III. im Jahr 1865 den Italienern Besetzung von Tunis und Tripolis geraten. Auch als 1878 Frankreich seinerseits die Hand auf Tunis legte, hat Italien keine Schritte in Tripolis getan. Crispi, der 1894 dringend die Besetzung von Tripolis empfahl, fand damit keinerlei Gehör bei der herrschenden Partei. Als drei Jahre später die Türkei in den Kampf mit Griechenland verwickelt war, hat Italien zwar Freischärler nach Albanien geschickt, aber um Tripolis sich ebensowenig wie vorher gekümmert. Es hat dann endlich ruhig zugesehen, wie 1899 England und Frankreich das Hinterland von Tripolis unter sich verteilten und damit den ganz auf das Innere angewiesenen Handel von Tripolis schwer bedrohten. 1901 aber hat es sich geregt. Es hat sich von Frankreich eine Anerkennung seiner Ansprüche auf Tripolis geben lassen und bald darauf ein ähnliches Abkommen mit England getroffen. Angeblich hat es 1902 auch die Erneuerung der Dreibundverträge an die Bedingung der Anerkennung seiner Anwartschaft auf Tripolis geknüpft. Nicht genug damit war im Frühjahr 1905 bereits ganz offen und ernstlich in Italien die Rede von einem Handstreich gegen Tripolis. Man wollte schon damals die Früchte der Abmachungen mit Frankreich und England schleunigst unter Dach bringen. Zanardelli war indessen damals gegen ein derartiges Abenteuer, und der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Tittoni erklärte infolgedessen im Senat, daß Italien die Integrität der Türkei für zu wichtig ansehe, um seinerseits einen Schritt zu tun, der die ganze gefährliche orientalische Frage aufs neue in Fluß bringen könnte. Ausdrücklich wurde damals in Rom die Versicherung gegeben, daß Italien sich auf wirtschaftliche Durchdringung von Tripolis beschränken werde. Diesen Standpunkt hat Italien auch im Jahr 1908 festgehalten, wo es mit der Türkei wegen des Verbots neuer italienischer Postanstalten und Ermordung eines Franziskanermönchs in Streit geraten war. Obwohl auch damals die öffentliche Meinung Italiens laut die Annexion von Tripolis forderte, begnügte sich die Regierung mit einer Flottendemonstration. Noch Ende 1910 hat dann der Marchese di San Giuliano in der römischen Kammer trotz verschiedener neuer Zwischenfälle mit türkischen Behörden erklärt, daß nach dem Willen Italiens die Wilajets von Tripolis und Benghasi türkisches Gebiet bleiben sollten. Das alles kann der türkischen Regierung nicht verborgen geblieben sein, und man konnte annehmen, daß sie sich darauf rüsten würde, über kurz oder lang um den Besitz von Tripolis zu kämpfen. —

Der heutige Umschwung der Politik Italiens wird vielfach von deutschfeindlicher Seite auf das Vorgehen



Deutschlands in der Marokkoangelegenheit zurückgeführt. Es ist nicht anzunehmen, daß amtliche Stellen Italiens diese Auffassung gleichfalls vertreten sollten. Sie werden wohl kaum leugnen können, daß Deutschland in der Marokkofrage, trotz der lauen, wenn nicht gar zweifelhaften Haltung der Bundesgenossen, nur sein Recht und das Interesse aller handeltreibenden Völker vertritt. In Wahrheit dürfte Italien bei seinem Vorgehen geleitet worden sein von der nur zu begründeten Furcht, daß seine englischen und französischen Freunde mit der Besitznahme des Hinterlandes von Tripolis angesichts der Schwäche der Türkei immer weiter fortfahren und diesen Besitz völlig entwerten würden, wenn es nicht seinerseits die Hand auf Tripolis legte und die Wahrung und Verteidigung des so lange begehrten Gebietes selbst in die Hand nehme. Ob und wie weit der ebenso skrupellose wie gewandte Vertreter Frankreichs in Rom und vielleicht auch englische Einflüsse auf den Entschluß Italiens außerdem von Einfluß gewesen sind, wird wohl so bald nicht bekannt werden. Wie von italienischer Seite behauptet worden ist, habe die Regierung Italiens vor einiger Zeit den Mächten mitgeteilt, daß es im Fall der dauernden Festsetzung Frankreichs in Marokko eine Entschädigung zur Herstellung des gestörten Gleichgewichts in Nordafrika verlangen müsse. Die Mächte hätten diesen Anspruch Italiens für berechtigt erklärt, und nur Oesterreich-Ungarn hätte Einwendungen gegen die Zweckmäßigkeit des Zeitpunkts der Forderung erhoben. Sollte diese von anderer Seite bestrittene Mitteilung der Wahrheit entsprechen, so ist nur zu verwundern, daß Italien, das durch seine Sonderabmachungen mit England und Frankreich und seine Haltung auf der Algecîraskonferenz so wesentlich zur Auslieferung Marokkos an die Franzosen beigetragen, sich nicht früher die Wirkungen dieser seiner Politik klargemacht hat.

So schwierig augenblicklich die Tripolis-Angelegenheit erscheint, so dringend die Gefahr ist, daß Italiens Vorgehen weitere Wirren nach sich zieht, ist immerhin die Möglichkeit einer Beschränkung des Herdes der Feindseligkeiten noch nicht ganz ausgeschlossen. Die Türkei hat aus Gründen, die auch heute vorhanden sind, ohne Krieg die Wegnahme Aegyptens, Bosniens, Kretas und Cyperns über sich ergehen lassen. Trotz ihrer ernsten Konflikte mit Griechenland und Bulgarien ist es seiner Zeit zu keinem neuen Angriff der Balkanvölker gegen die Türkei gekommen. Italien selbst hat bereits die Balkanvölker wissen lassen, daß es sich einer Ausnützung seines Vorgehens von ihrer Seite widersetzen werde. Gleiche Schritte werden von seiten der andern Mächte gewiß nicht ausbleiben, da im heutigen Zeitpunkt wohl niemand ein Interesse am Wiederaufleben der orientalischen Schwierigkeiten hat. Rußland kann gegenwärtig Kriege schwerlich führen, und England hat mit der Rücksicht auf seine zahllosen mohammedanischen Untertanen, seine beste Stütze in Indien, und auf Aegypten zu rechnen. Es kommt dazu, daß der Haß und die Eifersucht der Balkankönigreiche gegeneinander kaum geringer als ihre Feindschaft gegen die Türkei ist. Auch nach der Eroberung von Tripolis, die sich übrigens nach Ansicht Sachkundiger schwerlich so glatt vollziehen dürfte, wie man das in Italien annimmt, ist übrigens eine Verständigung zwischen Italien und der Türkei noch immer nicht ausgeschlossen. Warum sollten beide Mächte sich nicht über ein ähnliches Verhältnis einigen, wie es zurzeit in Aegypten und Kreta besteht? Die Türkei würde dann die nominelle Oberherrschaft behalten, während Italien die Verwaltung von Tripolis in die Hand nähme. Erstere sparte dabei viel Geld, und ihren Untertanen würde eine bessere Verwaltung und Entwicklung des Gebietes zunutze kommen. Wahrscheinlich wird sie schließlich dabei sogar besser fahren als Italien, das nicht allein zahllose Millionen für Bewässerung und Erschließung des ausgedehnten dürren Landes und Niederwerfung seiner fanatischen Bewohner wird aufzuwenden haben, sondern das auch in langwierige Streitigkeiten mit den Engländern und Franzosen, die das Hinterland der Kolonie besetzt und seinen Sudanhandel zerstört haben, verwickelt werden dürfte.

Unsere braune Freundin.

Plauderei von Reinhold Cronheim.

Braun ist sie, in allen Nuancen und Schattierungen der braunen Farbe, vom ungebeizten Ebenholz bis zum lichten Goldgelb abgestorbenen Birkenlaubes. In unvergleichlichem Siegeszug hat sie trotz aller Drangsalierungen die Welt erobert, wie sich alles wirklich Wahre und Gute schließlich durchsetzt. Sie ist unsere hingebendste Freundin, denn sie entzückt uns sterbend, sie ist die reizvollste Gesellschafterin, die wir schmerzlich vermissen, wenn sie uns fernbleiben muß, und die wir leidenschaftlich an unsere Lippen pressen, wenn sie uns wieder zu eigen ist. Damit kein Mißverständnis entsteht, wollen wir gleich verraten, daß es sich hier zwar um eine exotische Schöne, aber um kein Weib handelt, sondern um die — Zigarre.

Die erste Zigarre hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ersten Schultag. Man vergißt beide so leicht nicht. Es ist ein folgenschwerer Augenblick im menschlichen Leben, wenn die erste heiße Träne auf die Schiefertafel niedertaut und unser Frohsinn nur durch eine Grammatik erbittert wird — schrecklicher eigentlich ist noch der Zeitpunkt, wo wir der ersten Zigarre Herr zu werden trachten. Aber was erträgt ein richtiger Junge nicht, um es älteren Klassengenossen gleich zu tun, ja sie vielleicht sogar zu übertreffen? Die Zigarre will erobert sein, sie ergibt sich nicht ohne Kampf, hat man aber die ersten Unbequemlichkeiten überstanden, so bleiben die beiden ursprünglichen Gegner gewöhnlich verbunden für das ganze Leben. Natürlich gibt es auch Treulose und Schwächlinge, denen das Verständnis für eine unentwegte Gefährtin abgeht, aber diese befinden sich glücklicherweise in der Minderzahl, und man darf sie mit eisigem Schweigen übergehen.

Wir alle wissen, daß die Rauchfreiheit wie die meisten Freiheiten eine Errungenschaft der neueren Zeit sind. Unsere Altvordern wurden, rauchten sie auf der Straße, vom Schutzmann aufgeschrieben wie etwa heute ein fahrlässiger Droschkenführer oder ein zu schnell fahrender Chauffeur, wenn er sich erwischen läßt. Ob



durch brennende Zigarren oder Pfeifen in den vormärzlichen Zeiten besonders viele Feuersbrünste entstanden sind, ist heute nur sehr schwer festzustellen; es ist aber nicht gut anzunehmen, denn heute entstehen eigentlich nur Waldbrände durch unachtsames Umgehen mit Rauchutensilien. Dagegen erblühten an allen Straßenecken unserer Großstädte die eleganten und glänzenden Zigarrengeschäfte, die Zeugnis davon ablegen, daß die Tabakindustrie einen bedeutenden Faktor in unserm Wirtschaftsleben ausmacht.

Heute können wir uns nur sehr schwer in unserer Phantasie in Zeitläufte zurückversetzen, in denen der Tabak überhaupt noch unbekannt war. Das ganze klassische Altertum — es hatte wohl auch seine Narkotika — war nikotinfrei. Gelehrte Forscher wollen wissen, daß die alten Szythen geraucht hätten. Das muß dann wohl aber ein Kraut gewesen sein, das noch unter dem Uckermärker oder unter dem Vierradener gestanden hat, sonst hätte es sich wohl Bahn gebrochen. Der wirkliche Tabak hat seine Geschichte, die mit Christoph Kolumbus anfängt und ihren vorläufigen Abschluß in der Finanzreform gefunden hat. Zwischen diesen beiden Zeitabschnitten spielt sich einerseits ein Kampf von Päpsten, Kaisern und Königen gegen das winzige Kraut ab, der mit einer Gloriole des Nikotins endete und anderseits das alte Sprichwort bestätigte, daß Unkraut nicht vergeht, insofern nämlich der Tabak von seinen Widersachern für Unkraut gehalten und ausgegeben wurde. Es ist deshalb gar nicht verwunderlich, daß der Tabak eine großartige Literatur besitzt, die durchzustudieren wahrscheinlich nur dem theoretischen Raucher eine Art von Vergnügen bereiten kann. Das ist ungefähr wie mit dem Wein: in einer einzigen Flasche, die wirklich vom lieben Gott und nicht vom Chemiker herstammt, ist häufig mehr Weisheit enthalten als in langen, verschimmelten Abhandlungen.

Man soll sich des Gebotenen freuen, und nur die Abwechslung ergötzt. Wer sein gut versorgtes Zigarrenspind öffnet und die sorgsam gehüteten Schätze betrachtet, der hat gewiß ein ähnliches Vergnügen wie der Beneidenswerte, der einen Kabinettskeller sein eigen nennt. Denn es mag wohl sein, daß man sein gewöhnliches Rauchbedürfnis mit seiner Hauszigarre stillt, aber für besondere Lebenslagen und Lebensereignisse gehört auch ein besonderes Kraut, das mit Verständnis gewürdigt und genossen sein will. Genau wie man sich mit einem oder zwei Freunden bei passender Gelegenheit um einen besseren Tropfen versammelt, der der jeweiligen Stimmung entspricht. Denn es ist etwas Köstliches um eine wirklich gute Zigarre.

Es gibt sogenannte Kettenraucher, denen fortgesetztes Rauchen zur Gewohnheit und zum Bedürfnis geworden ist. Sie mögen die Lieblinge der Zigarrenindustrie sein — Lebenskünstler sind sie nicht. Eine frische, gute Importe nach einem solennen Diner oder Souper ist schließlich etwas ganz anderes wie die Feld- und Wiesenzigarre, die man auf einem Spaziergang raucht. Sie wird in die Luft gepafft, ohne daß man viel dabei denkt, während die erstere einen Hochgenuß darstellt.

Bei dem Genuß unserer braunen Freundin sind nicht nur die Geschmacks- und Geruchsnerven köstlich beschäftigt und in Anspruch genommen, auch das Auge will sich miterfreuen. Der Raucher prüft seine Freundin meist nach der Farbe ihres Gewandes, er hält die lichtgekleidete meist für fein, einschmeichelnd und zart, während er der dunklen kräftigen starken Eindruck zuschreibt. Das ist ein weitverbreiteter Irrtum; wenn auch das Deckblatt, um technisch zu reden, nicht ganz ohne Einfluß auf die Stärke oder Milde der Zigarre ist, so bleibt doch fast ausschließlich für die Geschmackswirkung die Einlage maßgebend. Man kann sich also, wenn man nur nach dem Aeußern urteilt, recht sehr täuschen — wie bei weiblichen Wesen überhaupt. Häufig genug entwickelt eine zarte Blondine viel mehr Feuer und Temperament als eine dunkeläugige Brünette.

Ohne Frage wirkt der Tabakgenuß anregend auf das ganze Nervensystem. Es gibt viele, besonders geistige Arbeiter, bei denen die Maschinerie überhaupt versagt, wenn die liebe Zigarre fehlt. Sie bringt Stimmung und erweckt Illusionen, sie feuert die Lebensgeister an und verscheucht die Müdigkeit. Aber auch der physische Arbeiter gibt sich gern dem Genuß seiner Pfeife oder Zigarre hin, und man weiß, daß der Soldat noch einmal so gern marschiert, wenn er sich „eine in das Gesicht stecken kann".

Nun gibt es Menschen, die uns die Zigarre verekeln möchten. Aus allerlei Gründen, die meist hygienischer Natur sind. Gewiß, jedes Uebermaß schadet, und für jeden, den man uns vorführt, der durch übermäßigen Tabakgenuß in seiner Gesundheit geschädigt wurde, kann man einen hochbetagten ins Feld führen. Und zwar nicht den schlechtesten. Jeder Mensch hat in seiner eigenen Bekanntschaft Beispiele dafür. Wir können uns den Altreichskanzler, wenn wir von ihm aus seiner Häuslichkeit hören, gar nicht ohne die historische lange Pfeife vorstellen. Und wenn ich hier von meinen eigenen, bescheidenen Erfahrungen sprechen darf, so fällt mir ein, daß ich vor einigen Jahren eine Unterredung mit einem hundertjährigen Offizier, dem bekannt gewordenen Oberstleutnant von Franck, hatte, den der Kaiser zu seinem achtzigjährigen Militärjubiläum zum Generalmajor ernannte. Der ehrwürdige alte Herr rauchte bei der Unterredung eine lange Pfeife, und ich fragte ihn, ob er viel rauche. Er lachte. „Den ganzen Tag und alles: lange Pfeife, kurze Pfeife, Zigarre und auch Zigarette, und zwar von meinem zwanzigsten Lebensjahr ab!" Das waren damals achtzig Jahre Rauchertätigkeit, und der alte Generalmajor ließ erst anderthalb Jahre später seine Zigarre und Pfeife für immer erkalten.

Exempla docent, und es ist kaum anzunehmen, daß der Tabakgenuß der allgemeinen Volksgesundheit irgendwelchen Schaden zugefügt hat. Namentlich werden heute keine Krankheitskeime aus den großen Tabakfabriken auf die Konsumenten übertragen. Wer die Fabrikanlagen unserer großen Tabakfirmen gesehen hat, der weiß, daß dort alle hygienischen Vorkehrungen getroffen sind, um sowohl die Arbeiter wie den Abnehmer zu schützen. Was in der Hausindustrie geschieht, kann man nicht wissen, aber sicher sind Zigarren ebensowenig unsauber wie alles, was an Genuß- und Nahrungsmitteln im Haus- oder Kleinbetrieb hergestellt wird. Ueberhaupt soll man, wenn man Lebensgenuß haben will, kein allzu großer Sicherheitskommissarius sein, die Gefahren sind vielfach nur eingebildeter Natur.

Jedenfalls lieben wir alle unsere braune Freundin von ganzem Herzen. Sie ist eine Art von Kulturfaktor geworden, denn nach ihrer Güte kann man den Menschen in gewissem Sinn beurteilen. Ein wirklich guter Mensch wird keine schlechten Zigarren rauchen, wenigstens wird er einem Freund keine schlechten an-



bieten oder vorsetzen. Freilich gibt es auch wahrhafte Schelme, die sogenannte Kutscherzigarren bei sich führen. Wenn sie diese dem gewerbsmäßigen Schnorrer überreichen, tun sie recht — aber letzterer ist gewöhnlich selbst so abgebrüht, daß er gar nicht nach der Qualität fragt. Allerdings gibt es auch unglückliche, von der Natur vernachlässigte Menschen, die kein Verständnis für einen guten „Tobak" haben. Bisweilen sind es Geizkragen, die verdienen, mit einer Keule doppelten Gewichts erschlagen zu werden — bisweilen fehlt ihnen ein Sinn, dann sind sie eben inkurabel, da hilft auch kein Keulenschlagen.

Glücklicherweise sind unsere Damen jetzt davon abgekommen, in dem rauchenden Gatten den Verwüster der weißen Fenstervorhänge zu sehen. Man kennt diese Fensterdekoration erstens in dieser allumfassenden, strahlenden Frische nicht mehr, und zweitens sind viele schöne Frauen selbst ein wenig — mindestens der Zigarette verfallen. Nur Philister können dagegen sein, wenn der deutsche Mann es auch im allgemeinen nicht gern sieht, daß die Gattin in der Oeffentlichkeit raucht. Das ist eine Geschmacksache, die ihr Für und Wider hat. Jedenfalls ist es kein übler Anblick, wenn eine schöne Hand das elegante Zigarettchen zu frischen Lippen führt. Nippen solche Lippen vom Kelchglas des Sekts — warum sollen sie nicht bläulichen Rauch dazu kräuseln?

Die Psychologie der Zigarette ist etwas anderes wie die der Zigarre. Es gibt ausschließliche Zigarettenraucher, und es gibt ausschließliche Zigarrenraucher. Es gibt aber auch solche, die beiden Produkten des verfeinerten Lebensgenusses Geschmack abgewinnen können, und es wird kein Kenner ableugnen, daß die ersten Züge der Morgenzigarette etwas unsagbar Wohltuendes haben. Allerdings gibt es auch Barbaren, die einen kaltgewordenen Zigarrenrest vom vorigen Abend vorziehen.

Indessen mag sich jeder damit abfinden, wie er will: geschriebene Gesetze gibt es ja in dieser Beziehung glücklicherweise nicht. Jedenfalls verleiht das Rauchen eine gewisse Seelenruhe, wie der Bauer beweist, der bei einem Unfall sagte: „Erst de Piepe in 'n Brand und denn det Ferd aus 'n Graben!" Unsere braune Freundin gibt uns Ruhe, selbst in den kritischsten Augenblicken. Sie läßt uns die Kümmernisse des Daseins geringfügiger erscheinen, wir setzen uns über manches hinweg, was uns sonst unüberwindlich erscheint, und finden uns mit dem Schicksal ab.

Nur einer ist unangenehm, der mit dem Zigarrenraucher in Beziehungen steht. Das ist der Spitzensammler. Wählst du mit Sorgfalt und Sorgsamkeit eine Zigarre aus deinem Etui, so ist er da. Mit einem unhöflich-verbindlichen: „Darf ich vielleicht um die Spitze bitten?" hält er dir irgendein widriges Instrument hin, eine Taschenguillotine, und du kannst nicht anders, du läßt deine Geliebte von einem Aufdringling poesielos dekapitieren, eigentlich „entspitzen". Der halbe Genuß ist weg, und man verwünscht den Tropf, der für die Spitzen vielleicht den Negerkindern wollene Strümpfe und den Eskimogören Sonnenschirme besorgen hilft. Entweder ist zu wenig oder zu viel abgeschnitten.

Wie es auch sein mag, die wirklich gute Zigarre, nicht die „Giftnudel" oder die „Lippenlunte" oder der „Piejatz", wie der Berliner eine gewisse Sorte von Zigarren getauft hat, will gut behandelt sein. Sie verdient es, denn sie ist das Zeichen des guten Menschen, von dem der Dichter singt:

„Wo man raucht, da kannst du ruhig harren —
Böse Menschen rauchen nie Zigarren!"

Die Kunst der Rede.

Von Adolf Winds.

Ein geistreicher Kritiker hat einmal die Ausübung der Schauspielkunst dem Wandeln auf einem Dachfirst verglichen; zwischen den Abstürzen Schwulst und Schwäche führt der Pfad auf einer schmalen Linie dahin; das gilt namentlich für die aller Schauspielkunst zugrunde liegende Kunst der Rede, aber es gilt auch für alle andern Arten von Redekunst, die von der Kanzel herab, von der Tribüne im Parlament, vom Katheder des Lehrstuhls dem Ohr des Hörers ein Fest bereiten — oder auch nicht. Denn — kaum läßt es sich verkennen — von allen Künsten, die geübt werden, liegt die der Rede wohl am meisten danieder. Im Theater wie im Leben. Nicht von jedem Gesichtspunkt aus ist das zu beklagen; die Kunst der Rede gerät leicht in Gefahr, die Rede als Kunst zu üben, die Form stellt sich dann über den Inhalt, und auf dem Gebiet der Schauspielkunst tritt an die Stelle des natürlichen Ausdrucks die Deklamation. Der Schönredner ist nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben nicht wohl gelitten; färbt aber in der freien Rede die verkünstelte Form auf den Inhalt ab, so kommt für die an den Text gebundene der Bühne nur die Form in Betracht, und da ist zunächst eins zu beklagen. Die Gesetze der rednerischen Künste hängen sozusagen in der Luft, sie lassen sich nicht niederschreiben; jeder derart unternommene Versuch stolpert schon im Anfang über die Tatsache, daß wir über weit mehr Laute als Buchstaben verfügen. Wir besitzen mindestens zwei Arten von a, drei e usw.; auch die Konsonanten haben je nach Stellung, Sinn- und Empfindungston unterschiedliche Schärfe- und Härtegrade; dazu tritt noch die Verschiedenheit der Dialekte, die nicht nur der Lautgebung, auch der Tonbildung charakteristische Eigentümlichkeiten aufprägen, und wir müssen in dieser Beziehung unsere Nachbarn, die Franzosen, beneiden, die, was Gültigkeit und Richtigkeit der Aussprache anbelangt, den mündlichen Weg eingeschlagen: bei ihnen entscheidet die auf der Bühne des Théâtre français übliche Aussprache. Das ist von Vorteil; denn auch die Sprache wie alles Lebendige ist in einem steten Wandel begriffen, unmerklich ändert sich die Lautfärbung, wechseln Tonfall und Modulation. Gerade der Schauspieler hat Gelegenheit zu solcher Beobachtung, wenn er sich die Sprache älterer Dichtungen mundgerecht zu machen sucht. Die Sprachen Lessings, Goethes haben, ganz abgesehen von ihrer Kunstform, charakteristische Eigentümlichkeiten, die den Tonfall beeinflussen. Die Art, wie Lessing die Sätze untereinander verbindet, oder wie Goethe die Antithese anwendet, setzen eine Energie der Sprechwerkzeuge, einen vollen Atemzug voraus, und es läßt sich wohl annehmen, daß in der empfindsamen Zeit,



die in Briefen und Dichtungen die Sätze zu langen Perioden dehnte, auch der Tonfall der Sprache, uneingedenk der dialektischen Färbungen, ein wellenartiger war, im Vergleich zu der kurzen aphoristischen Art, in der gegenwärtig Sprache und Schrift sich vornehmlich bewegen. Goethe und Lessing sind dafür besonders charakteristische Beispiele, denn ihrer Sprache entnimmt ein aufmerksames Ohr geradezu den Tonfall der wirklichen Rede, vielfach auch den Dichtungen Kleists und Hebbels. Hier drücken sich nicht nur starke dichterische Individualitäten aus, wir hören neben der Sprache der Zeit geradezu deren Sprechton.

Der — so oft geforderte und so selten beobachtete — Stil in der Schauspielkunst besteht in nichts anderm als in der exakten Wiedergabe dieser verschiedenen Arten von Sprechton. Das ist auch der Grund, warum es schwerer ist, Rollen der älteren Repertoirs zu spielen als der modernen; in jenen wird eine Sprache geredet, die unserer Zunge nicht mehr geläufig ist; sie muß erlernt werden, und zwar, wenn sie wirken soll, in mannigfaltiger, jedem Dichter und jeder Zeit gerecht werdender Sonderart. Die drohenden Klippen Schwulst und Schwäche starren zwar auf allen Gebieten der Schauspiel- und Redekunst, hier aber in erhöhter Anzahl und besonderer Schroffheit. Die größte Gefahr bietet die Sprache Schillers, obzwar sie ihres innewohnenden Schwunges halber den Erfolg verbürgt; doch ist sie im Gegensatz zur Sprache Goethes nicht auf dem Boden des reinen Empfindungstones gewachsen, sie wird nicht wie die Sprache Lessings mühselig aus dem Gedanken geboren, sie besitzt in der Fanfarenkraft ihrer Rhythmen eine musikalische Gewalt, die leicht ab von den Pfaden der Natur auf deklamatorische Wege führt; diese aber dürfen in der Darstellung seiner Jambenstücke nicht völlig umgangen werden, denn auch seine Dichtung besitzt das Recht auf Wahrung ihrer besonderen Eigenart. Eine rein realistische Wiedergabe wird die sprachliche Leuchtkraft der Schillerschen Dichtungen immer trüben, schon die alten Größen unter den realistischen Schauspielern haben das empfunden. Schröder ist der dringenden Einladung Goethes, in Weimar den Wallenstein zu spielen, nicht nachgekommen; jener Schauspielergeneration, der die Verssprache etwas durchaus Ungewohntes war, mußten die Rollen im Jambenstück als fortlaufende Prosa abgeschrieben werden, und sie mögen die Rede wohl auch als Prosa behandelt, gelegentlich sogar sich auf ihre Weise mundgerecht gemacht haben. Kaum aber sind sie alle so weit gegangen wie der erste Darsteller des Königs Philipp, Friedr. Brinkel in Dresden, der bei der Uraufführung des Don Carlos in der Eifersuchtszene mit der Königin anstatt: „Kurz also und ohne Hinterhalt, Madame!" schlankweg sagte: „Jetzt keine Winkelhaken, Madame, und keine Schrauben!"

An der Hand der Theatergeschichte lassen sich die Wandlungen nachweisen, denen die Kunst der Rede im Laufe der Zeiten unterworfen war; als ein Sprecher von außerordentlicher Gewalt, Kraft und Schönheit galt Konrad Eckhof, der Ahnherr der deutschen Schauspielkunst; allein es fehlt nicht an zeitgenössischen Urteilen, die ihm gelegentlich „Kanzelton" vorwarfen, und sein großer Nachfahr Schröder ging durchaus nicht in seinen Bahnen. Er wie seine ganze Schule vermied jeden Pomp in der Sprache und hielt auf strengste Einfachheit, die vielleicht sogar bis zur Undeutlichkeit gegangen sein mochte; denn als Schröder nach Wien kam, um im alten Burgtheater aufzutreten, dessen intime Raum- und Bühnenverhältnisse noch heute die Sehnsucht jedes Schauspielers bilden, erklärte er zunächst, er könne in einem so großen Haus nicht spielen. Die Weimarsche Schule unter dem Einfluß Goethes steigerte die Kunst der Rede bis zu einer wohl vormals nicht erreichten Höhe, da dem Schauspieler bis dahin nichts in den Mund gelegt wurde, was an Wohllaut der Sprache in den klassischen Meisterwerken gleichgekommen war. Dennoch wurde der Gipfel erst später erklommen, ihn bezeichnen die Namen Emil Devrient und Anschütz. Aber obgleich die größten Schauspieler niemals die eigentlich rhetorischen waren — es sei nur an Ludwig Devrient und Mitterwurzer erinnert — verfiel die Kunst der Rede niemals ganz, sie pflanzte sich durch die Tradition fort. Nicht immer freilich sind die Linien zu verfolgen, die die Ueberlieferung auf ihrem Weg genommen, aber wenn die stärksten Rhetoriker der neudeutschen Bühne ins Auge gefaßt werden, so stammte z. B. Matkowskys Redekunst von Friedrich Dettmer ab, der in Dresden auf den Schultern Emil Devrients gestanden hatte; und Kainz, der übrigens die empfangenen Werte in völlig neue Münze umsetzte, war als ein Galeriebesucher des Burgtheaters aufgewachsen, das bis vor kurzem der treueste Hüter der Tradition gewesen. Die in der Jugend empfangenen Eindrücke sind auch für den Schauspieler die nachhaltigsten. Freilich ist es um eine Kunst schlimm bestellt, die sich auf keinem andern Weg fortzupflanzen weiß als dem der Ueberlieferung; sollte einmal die Kette gänzlich abreißen und sich kein Meister finden, der an die alten Glieder das Neue knüpft, so würde die Kunst der Gefahr des Verschwindens ausgesetzt sein, wenn nicht neben anderen geheimnisvollen Ursachen Kräfte wären, die als gute Hausgeister an den ständigen Bühnen sitzen. So sind die Effekte der Redekünste einer Klara Ziegler, Ernst Possarts wohl auf die rednerischen Phänomene Sophie Schröder und Eßlair zurückzuführen, die auf der Münchner Bühne wirkten, und wenn sie auch keine unmittelbaren Nachfolger gefunden haben, so vererbten sich gewiß in Zwischengliedern rudimentäre Teile ihrer Redekunst, die von größeren Talenten unwillkürlich zusammengefaßt und auf ihre Weise neu belebt worden sind. Das Bächlein versiegt, geht unterirdisch fort und bricht an anderer Stelle wieder hervor.

Man kann von Redekunst nicht sprechen, ohne zugleich das nationale Moment ins Auge zu fassen. Die romanischen Völker sind in diesem Punkt unstreitig begabter als die germanischen, und wir staunen die italienischen und französischen Schauspieler an ob der Schnelligkeit und Flüssigkeit ihrer Rede, die in gleichem Maß nur in seltenen Fällen der deutschen Zunge erreichbar sind. Mit der Fähigkeit, schneller sprechen zu können, bildet sich auch die Fähigkeit aus, schneller zu hören, mithin ergibt sich die Notwendigkeit eines rascheren Denkens. Dieses rasche Denken ist wieder die Voraussetzung für die Stegreifrede, denn nur der, der sich selbst erzogen hat, rasch zu denken, oder dazu erzogen wurde, wird die freie Rede mit Sicherheit beherrschen. Darum finden wir selbst in den unteren Volksschichten der Romanen geschickte Stegreifredner, während oft Gelehrte und Denker deutscher Zunge die Stegreifrede mangelhaft oder gar nicht beherrschen. In dem papiernen Zeitalter, in dem wir leben, ist man gewohnt, sich schriftlich auszudrücken, und wenn auch in der Art zu sprechen und zu schreiben immer ein gewisser Zusammenhang



besteht, so ist, wie schon der Aesthetiker F. Th. Vischer sagt, „eine Rede keine Schreibe“. Sie verlangt eine übersichtlichere Gruppierung, einen knapperen Satzbau. Dennoch kann die Kunst der freien Rede bis zu einem gewissen Grad erlernt werden, ebenso erlernt wie die Beherrschung einer dialektfreien Aussprache, und es ist tief zu beklagen, wieviel Klangschönheit, wieviel Wohllaut der deutschen Sprache durch tonliche und dialektische Mißbildungen in der Schleuder- und Schludermanier der Umgangsprache verloren gehen.

Freilich auch hier liegen die Gefahren von Schwulst und Schwäche; das Bemühen, schön zu sprechen, kann auch im Umgangston leicht zur Gespreiztheit führen; an der Hand der Geschichte sehen wir auch auf diesem Gebiet die Wellenlinien steigen und fallen. Am höchsten stand wohl die Kunst der Rede im Altertum, wo die geistigen Werte durch das lebendige Wort und nicht durch das Schrifttum vermittelt wurden; was Kunst war, wurde aber auch hier bald Kunstfertigkeit, und der sokratischen Schule folgten die Sophisten. Auf hoher Stufe dürfte die Kunst der Rede als Gesprächskunst im Elisabethanischen Zeitalter gestanden haben; die zeitgenössischen Dichter, Shakespeare voran, gaben davon in ihren Stücken das nachdrücklichste Zeugnis, allein Shakespeare hatte schon Gelegenheit, die Auswüchse der Kunstfertigkeit als sogenannten Euphuismus zu geißeln. Auch das Zeitalter Ludwigs XIV. war ein beredtes, doch entstammen ihm Molières „Gezierte Frauen“, die die Sucht, schön und geistreich zu reden, satirisch beleuchten. Werden die Zustände des Lebens zeitlich mit denen der Bühne verglichen, so findet sich allerwärts die Uebereinstimmung; wo das Zeitalter rhetorischen Wirkungen zugänglich war, steht auch die Kunst der Rede auf der Schaubühne in hoher Blüte; in den Zeiten, wo dies nicht der Fall, versagen auch ihr die rhetorischen Kräfte, aber wie auf Ebbe die Flut, auf realistische Richtungen idealistische folgen, so ist auch die Kunst der Rede ihrem Wert nach im Steigen und Fallen; in einem Zeitalter, wo sie nicht im Ansehen steht, sinkt ihr Vermögen, um sich wieder zu heben, wenn die Zeit ihr günstig wird. Ist ihr technisches Können zwar auf Ueberlieferung angewiesen und entbehrt der greifbaren sicheren Unterlage, ihre Kraft geht darum nicht verloren, und wenn sie auch zeitweilig versiegt, strömt sie wie die des Gesanges stets neu hervor „aus nie entdeckten Quellen“.

Moderne Theatermützen und -kappen.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 1677.)

Nach vielen Jahren hören wir von einem Kleiderverbot! Die ganze Härte und Strenge traf den Theaterhut, dieses wichtige, dieses reizvolle, ja fast unentbehrliche Toilettenrequisit.

Der Theaterhut verschwand; dafür entstand die Theaterkappe, ein kleines, meist den Kopf fest umschmiegendes Häubchen in den mannigfaltigsten und pikantesten Formen.

Aus karminrotem Samt ist eine kleine, runde Mütze gearbeitet, zartgelbe Spitzen fallen aus dem Rand. Aus einem roten Phantasiegesteck steigen mattgetönte gelbliche Reiher auf. Da, wo sich der weich gepuffte rote Samt und die gekrauste Spitze berühren, schlingt sich eine Girlande kleiner Seidenrosen in verhauchenden Pastelltönen um den Kopf (Abb. 1). Grüne Blättchen, halberschlossene Rosen, zierliche Blüten schmiegen sich in die Falten.

Die kleine Mütze aus elfenbeinfarbigem Samt erinnert an die Mütze des Helden aus dem Märchen „Hans im Glück“. An dem umgelegten Zipfel baumelt eine Goldfranse, eine breite, weitmaschige Goldborte liegt vorn über dem Scheitel und wird von einem Samtband durchzogen (Abb. 5). Die umgelegten Enden bilden die seitliche Garnitur, die von zwei Samtknöpfen gehalten wird. Würde der Reiherbusch fehlen, machte das Mützchen einen höchst kindlichen Eindruck.

Wie die italienischen Fischermädchen ihre schlichten Netze tragen, so vermischt sich das Goldnetz mit dem Lockenhaar seiner Trägerin (Abb. 3). Aus wunderschöner, netzartig gewebter, alter Goldspitze ist diese Mütze kombiniert, von der seitlich eine lange Troddel aus Halmen von Straußfedern in Bischofslila herabhängt. Lila Steine, bei der matten Nuance der Herbstzeitlose beginnend, bis zu der augenblicklich modernen Nuance Bischofslila blitzen verstreut aus dem Goldnetz.

Das weiße Samtmützchen mit der breiten Form (Abb. 6) würde sich nicht zu jedem Anzug eignen. Schon seine Form stellt Anforderungen an eine gewisse Originalität des Kostüms, ja sogar an die Originalität seiner Trägerin, denn nur ganz wenige Gesichter können sich einen derartig pikanten Rahmen gestatten. Etwas Lustiges, Heiteres spricht aus diesem Mützchen, ein wenig mit den Reminiszenzen an die Pierrotmützen spielend. Auf dem zurückgeschlagenen Zipfel thront ein schwarzer Puschel mit weißen Reihern. Der Rand ist viermal eingezogen.

Etwas seriöser wirkt die kleine Kappe aus altsilbernen Borten mit einer Ranke von grünen Seidenbeeren (Abb. 4). Aus drei großen Rosetten von grünem Tüll fallen weiße, mit Grün untermischte Reiher. Der Reichtum und das edle Material der Reiher, die die Schulter der Trägerin berühren, geben der kleinen Mütze ihr begehrenswertes Gepräge. Der ganze Kopf ist von Goldtüll bedeckt, durch den sich grüne Seidenfäden ziehen.

Auf der Kappe aus purpurrotem Samt (Abb. 2) liegen breite altgoldene Streifen. Aus den Zwischenräumen schimmert der leuchtende Samt, der vorn wie ein breiter Streifen die Stirn umspannt und seitlich mit einem flügelartigen Knoten



abschließt. Ueber dem Samt hängen zwei Reihen altgoldener Fransen. Rote Steine, von einer Goldschnur eingefaßt, liegen verstreut über der Mütze, durch ihre Unregelmäßigkeit das Phantastische dieser kleinen Schöpfung betonend.

Natürlich gibt es auch eine Reihe von Damen, die nicht gern ihr Haar durch eine Kappe verdecken. Es sind hauptsächlich die, die schönes eigenes Haar besitzen und sich deshalb lieber mit einem Bandeau begnügen, durch das ihr eigener Reichtum schimmert. Gerade diese Bandeaus, die naturgemäß niemals die Originalität der Kappen erreichen können, werden in unzähligen Variationen kombiniert. An Stelle des Samtes treten häufig Borten aus Stiftperlen oder Pelz. Die hellen Streifen des lachsfarbenen Samtes (Abb. 7) werden seitlich durch große gestickte Ornamente aus farbiger Seide und glitzernden Stiftperlen gehalten. Rechts hat dieses Ornament eine Verzierung von Reihern. D. A.

Unsere Bilder

Zum Tripolis-Krieg (Abb. S. 1671—75), der so plötzlich zwischen Italien und der Türkei ausgebrochen ist, bringen wir Bilder aus den beiden feindlichen Staaten. Das italienische Panzergeschwader unter Admiral Aubry hat sofort nach der



Admiral Augusto Aubri.
Kommandant der italienischen Flotte für Tripolis.

Kriegserklärung die tripolitanische Küste zu blockieren begonnen, und tatsächlich ist es ihm gelungen, jede Schiffsverbindung zwischen Tripolis und der Türkei zu unterbinden. Wie ein Blick auf unsere Kartenskizze zeigt, haben die Türken, da ihnen der Weg durch das zwar nominell unter osmanischer Oberhoheit stehende, tatsächlich aber von den Engländern besetzte Aegypten abgeschnitten ist, kein Mittel, neue Truppen in die bedrohte Provinz zu entsenden, ja, sie werden Mühe haben, überhaupt Nachrichten vom afrikanischen Kriegsschauplatz zu erhalten, sobald die Telegraphenämter der Küste — in Derna gibt es z. B. eine radiotelegraphische Station — in den Händen der Italiener sein werden. Während so die türkischen Operationen behindert waren, wurden in Italien mehrere Armeekorps organisiert, und die Reservisten strömten in die Kasernen der verschiedenen Truppenteile, die unter dem Kommando des Generals Caneva den Weg über das Meer antreten sollten. Unterdessen ist die europäische Diplomatie eifrig bemüht, den nun einmal ausgebrochenen Brand zu lokalisieren. Besonders den Vertretern Deutschlands und Oesterreichs in Konstantinopel und Rom fällt die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß der Krieg nicht auf die Balkanhalbinsel übergreift, und daß er womöglich bald beendet wird. Den deutschen Diplomaten in der Türkei ist außerdem die Pflicht geworden, Leben und Eigentum der italienischen Untertanen zu schützen, die während des Krieges in der Türkei bleiben. In Tripolis nahm der deutsche Konsul Dr. Tilger die Italiener unter seinen Schutz. In Rom herrschte in den ersten Kriegstagen großer Jubel, und der Herzog der Abruzzen, der als Admiral des in der Adria operierenden Geschwaders bei Prewesa den ersten Seesieg über einige türkische Torpedoboote davontrug, wurde selbst von den Republikanern gefeiert. Auch der Kommandant der nach Tripolis entsandten italienischen Streitkräfte General Caneva ist ein sehr populärer Heerführer, der schon während des abessinischen Krieges in Afrika gekämpft hat. Er wird im Innern von Tripolis mit dem bisherigen Militärattaché in Berlin Enver-Bei die Waffen zu kreuzen haben. Der oberste Leiter aller türkischen Streitkräfte bleibt auch nach dem Kabinettswechsel der Kriegsminister Mahmud Schewket-Pascha.

Eine neue Fliegerin (Abb. S. 1676). Frl. Bozena Lagler aus Prag erwarb sich auf dem Flugfeld „Mars" bei Bork durch einen glänzenden Prüfungsflug das Pilotenzeugnis. Sie ist die zweite Dame, die in Deutschland das Diplom als Flugzeugführerin erhalten hat, und die erste Oesterreicherin, der diese Ehre zuteil wird.

Das Autobusunglück in Paris (Abb. S. 1676). Am 27. September stürzte ein vollbesetzter Pariser Automobilomnibus am Pont de l'Archevêché in die Seine. Der schwere Unfall hatte den Tod von 13 Personen zur Folge.

Personalien (Abb. S. 1676). Am 6. Oktober beging der Berliner Anatom Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Wilhelm Waldeyer seinen 75. Geburtstag. Der ausgezeichnete Gelehrte, der zu Beginn dieses Jahres durch die Berufung ins Herrenhaus ausgezeichnet wurde, gehört der Akademie der Wissenschaften als ständiger Sekretär an. In Berlin wirkt er seit 28 Jahren. — Der Königliche Sänger Putnam Griswold hat die Berliner Hofoper, an der er seit sechs Jahren wirkte, verlassen und ist in seine amerikanische Heimat zurückgekehrt, wo er an der Neuyorker Metropolitan Oper eine neue Stätte seiner Erfolge zu finden hofft.

Todesfälle (Abb. S. 1676). Der berühmte Berliner Augenarzt Geh. Medizinalrat Prof. Dr. von Michel, der dieser Tage verschieden ist, hat in seiner Jugend in Leipzig und Erlangen gelehrt, kam dann 1879 nach Würzburg und im Jahr 1900 nach Berlin, wo er als Direktor der Universitätsklinik für Augenheilkunde wirkte. — Auf dem Flugplatz von Johannisthal stürzte während der nationalen Flugwoche der Wrightpilot Korvettenkapitän a. D. Paul Engelhard ab und verlor sein Leben. Engelhard war der erste deutsche Schüler Orville Wrights und somit der älteste deutsche Flieger.

Die Toten der Woche

Professor Dr. Wilhelm Dilthey, Professor der Philosophie an der Universität Berlin, † in Bozen am 3. Oktober.



Helene v. Dönniges-Rakovitza †

Helene v. Dönniges-Rakovitza, die einstige Geliebte Ferdinand Lassalles und spätere Schauspielerin, † in München am 3. Oktober (Portr. nebenst.).

Generalleutnant z. D. Paul Armand von Lucadou, † in Baden-Baden im 86. Lebensjahr.

Stadtverordneter Rechtsanwalt Hermann Marggraff, † in Apia auf der Insel Samoa im Alter von 47 Jahren.

Dr. Robert Mannreich, bekannter Konzertsänger, † in Berlin am 27. September.

Nummer 40.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1671.



Herzog Ludwig der Abruzzen

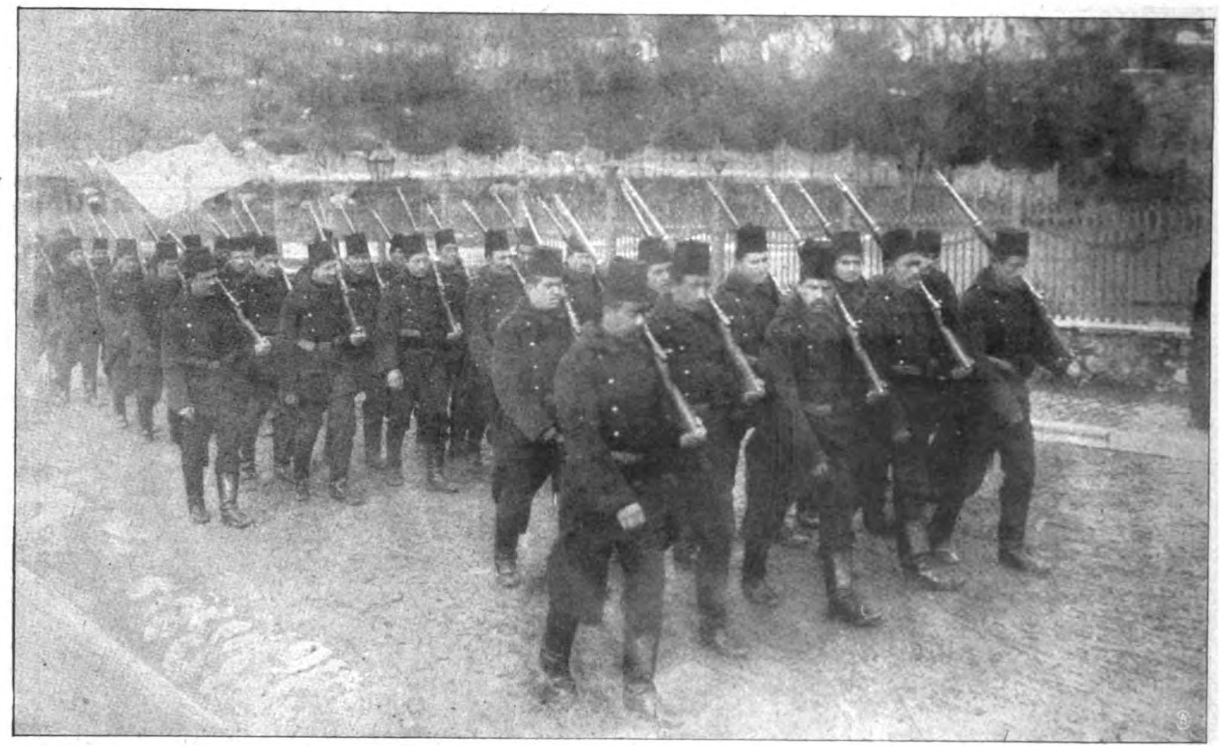
Führer des Adria-Geschwaders.

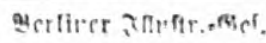
Mahmud Schewket
Türkischer Kriegsminister.

General Caneva
Höchstkommandierender der italienischen Tripolis-Expedition.

Führende Männer des italienisch-türkischen Krieges.

Enver-Bei, Organisator des türkischen Widerstandes in Tripolitanien.





Türkische Infanterie beim Ausmarsch.



Vom türkischen Heer:
Türkische Kavallerie auf dem Marsch.



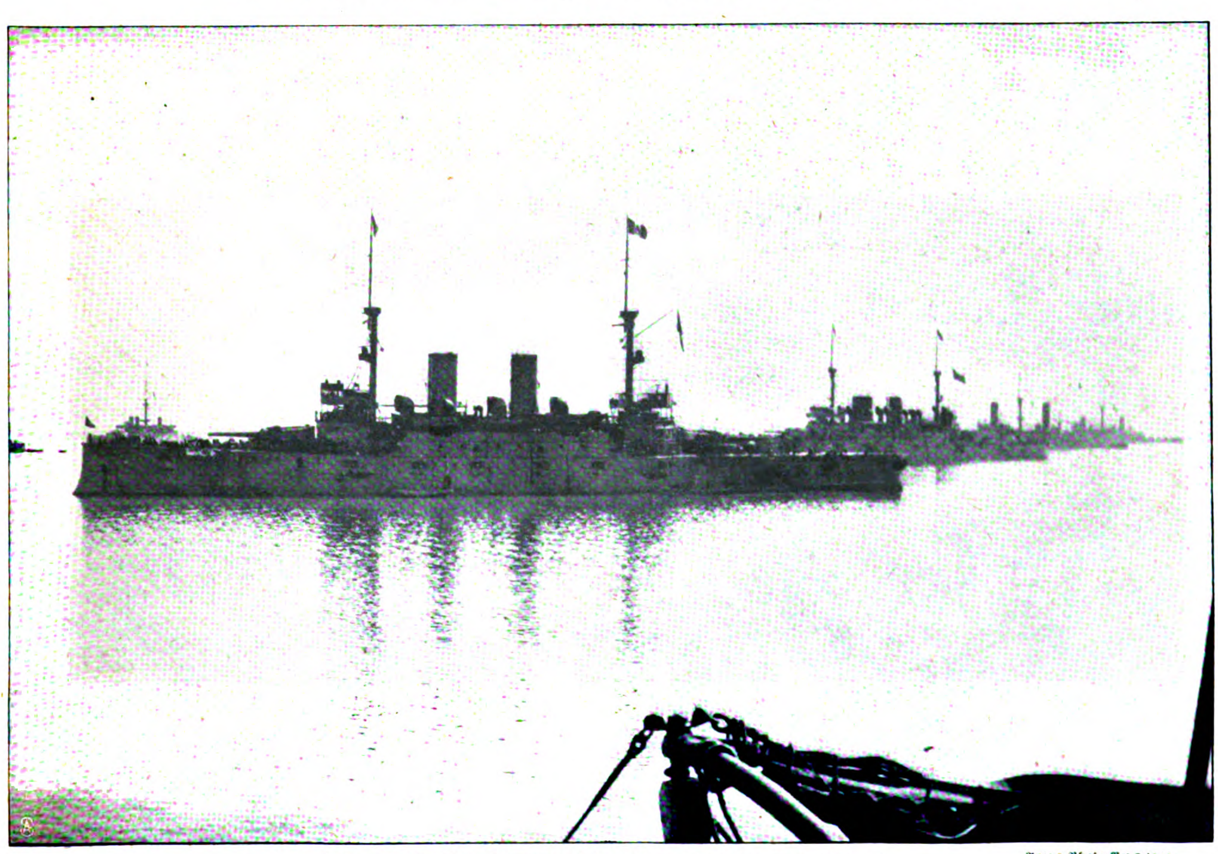
Saïd-Pascha,
der neue türkische Großwesir.



Kiamil-Pascha,
der neuernannte türkische Minister des Aeußern.

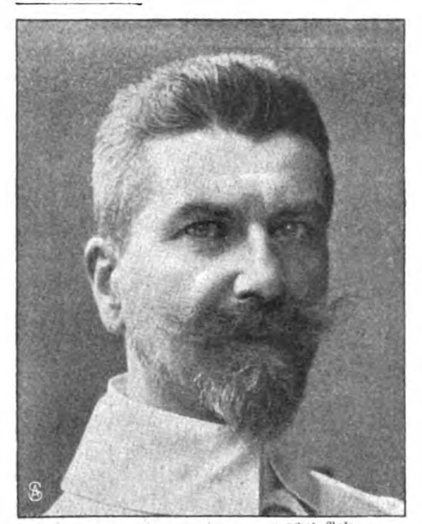


Eingezogene Reservisten in Rom, für den Feldzug nach Tripolis bestimmt. Argus Photo Reportage.



Das italienische Panzergeschwader unter Admiral Aubry. Argus Photo Reportage.





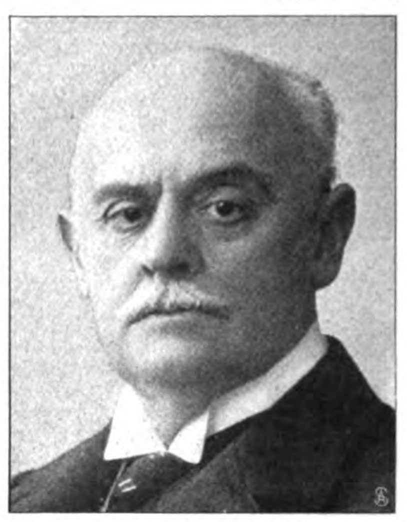
phot. Bolz.

Sanitätsrat Dr. Alfred Tilger,
deutscher Konsul in Tripolis.



Atelier E. Bieber.

Frhr. Marschall v. Bieberstein,
deutscher Botschafter in Konstantinopel.



Markgraf Pallavicini,
österreich.-ungarischer Botschafter in Konstantinopel.

Oben: **Die drahtlose Telegraphenstation in Derna.** Unten: **Landungsboote.** **Ein Blick in das Hinterland von Tripolis.**
Die funkentelegraphische Verständigung zwischen der Türkei und der tripolitanischen Küste.



Der Kriegschauplatz des italienischen Feldzuges gegen die Türkei.



Hofphot. Noack.

Geh. Med.-Rat Prof. v. Michel †
Berlin, berühmter Augenarzt.



Frl. Lagler aus Prag.
Eine neue deutsche Flugzeugführerin.



Geh. Med.-Rat Prof. Waldeyer,
Berlin, beging seinen 75. Geburtstag.



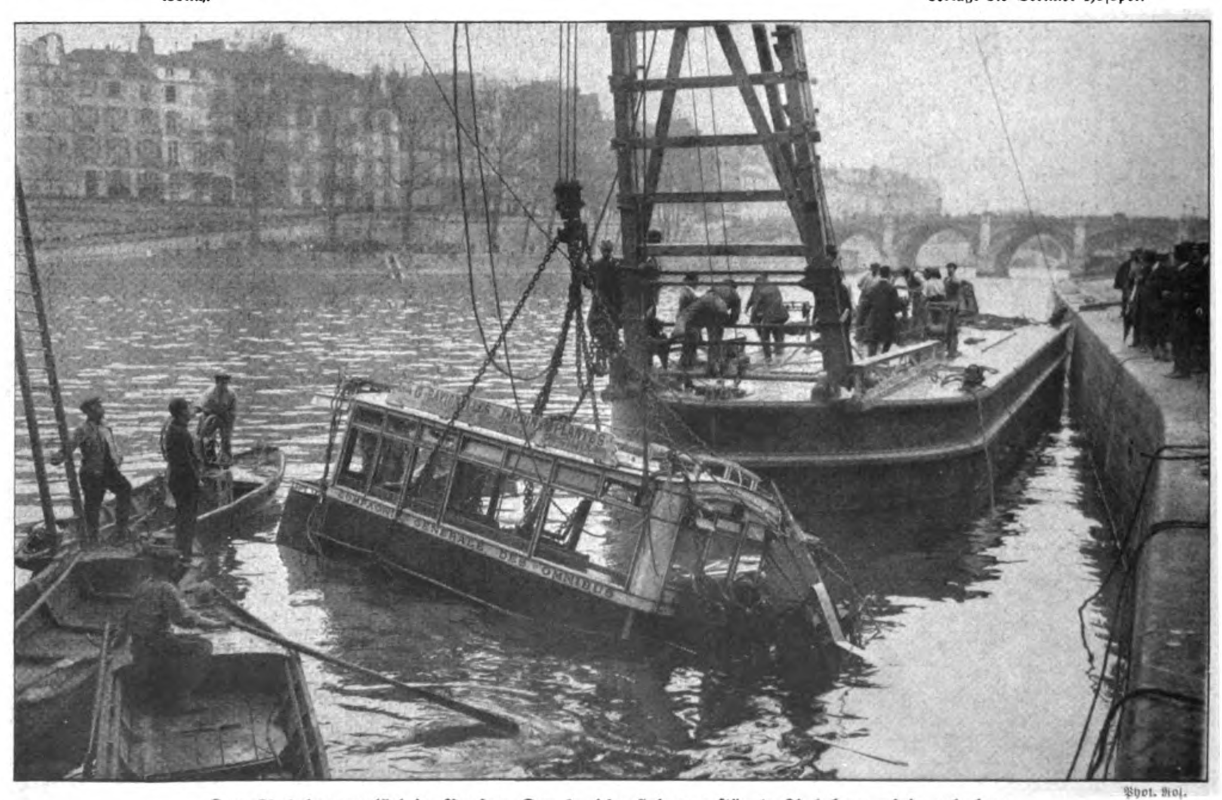
Phot. Dührkoop.

Korv.-Kapitän a. D. Engelhard †
verunglückte bei der Johannisthaler Flugwoche tödlich.



Phot. Aura Hertwig.

Putnam Griswold,
hervorragender Sänger, verläßt die Berliner Hofoper.



Phot. Rol.

Das Autobusunglück in Paris: Der in die Seine gestürzte Autobus wird gehoben.



Moderne Theatermützen und -kappen.

Hierzu der Artikel auf S. 1670c.

1. Rote Samtmütze m. Blütengirlande.

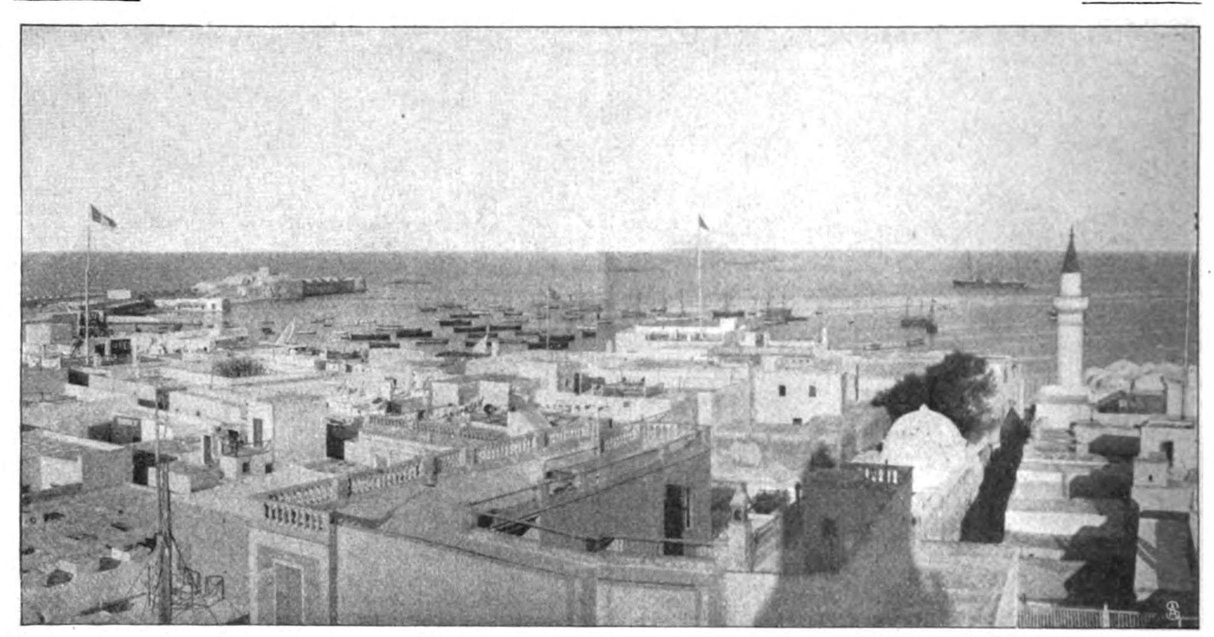
2. Purpurkappe mit Altgold.

3. Goldnetz mit Straußenfeder-Troddel.

4. Silberkappe mit Reihern.
6. Weißes Samtmützchen mit Reihern.

Phot. E. Schneider.

5. Elfenbeinfarbene Samtmütze „Hans im Glück“.
7. Bandeau aus lachsfarbenem Samt.



Blick von Tripolis auf das Meer

Tripolis-Taraboulos.

Von Erna Banks. — Hierzu 12 Aufnahmen der Verfasserin.

Drei Jahre habe ich in Tripolis gesehen und beobachtet, was charakteristisch an dieser weißen arabischen Stadt auffällt. Der erste Eindruck, den ich von Tripolis empfing, als ich es an einem frühen sonnigen Morgen mit einem Mal wie aus dem Meer emporgetaucht vor mir liegen sah, war begeisternd. Schneeweiß mit seinen durchweg flachen Dächern und zierlichen Minaretten erstreckt es sich an dem schmalen Küstenstreifen, begrenzt von Osten durch die Oase, die wie ein wahres Palmenmeer sich stundenweit an der Küste bis nach Tadjura hin ausdehnt. Während nach Westen hin die Landschaft nicht so farbenfroh anmutet, denn nur kleinere Oasen: Gir garish Saufur, Lokra, und einige Forts am Rand der Wüste unterbrechen die Einförmigkeit der Linien. Aber tiefdunkelblaues Meer, weißer silbriger Strand und sonnigster, strahlendster Himmel machen die Stadt unbeschreiblich schön und reizvoll.

Betrachtet man die Stadt mit dem nüchternen Auge des modernen Menschen, fallen einem natürlich auch die Fehler und Mängel auf, vor allem der sehr unvollkommene Hafen, für dessen Ausbau die pekuniären Mittel bisher noch nicht vorhanden waren. Bis heute

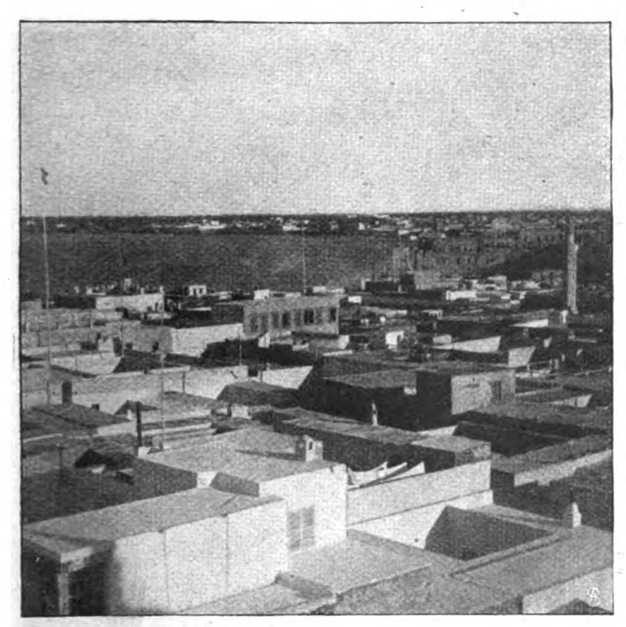


Oeffentliche Brunnen mit Leitungswasser in der Nähe des Schlosses.



Die offene Reede von Ben Ghasi.





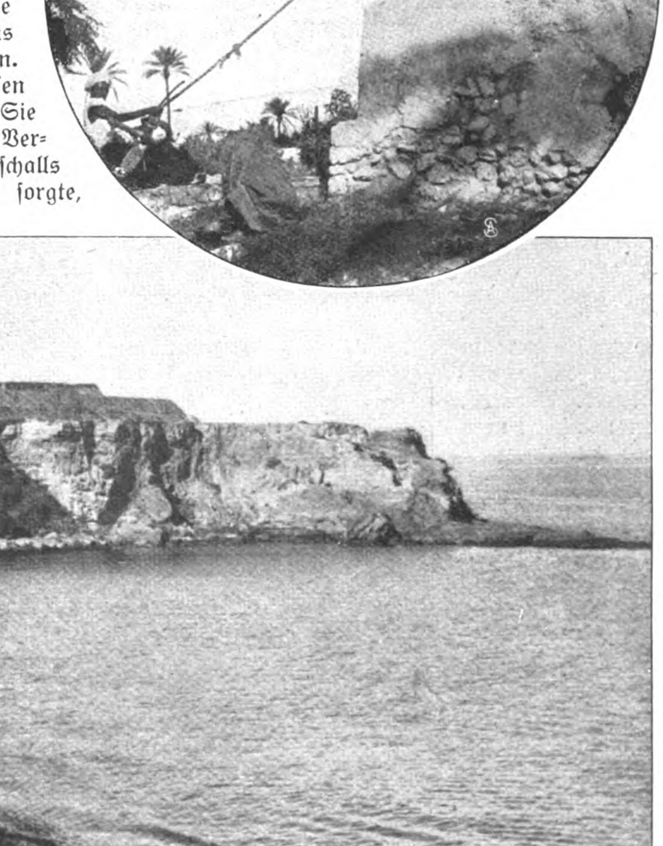
und auf die Küste.

hat man sich beholfen, unterstützt durch natürlich vorgelagerte, teilweise über den Meeresspiegel hervorragende Felsgruppen. Die Einfahrt ist bei stürmischem Wetter, im Winter hauptsächlich, sehr schwierig, oft fast unmöglich, da sie, nur einige Meter breit die nötige Tiefe besitzt und nur Dampfer bis höchstens 22 Fuß Tiefgang ohne Gefahr einfahren können.

Die Stadt selbst ist wohl die sauberste unter diesen rein orientalischen Küstenstädten des Mittelmeeres. Sie ist durchweg gepflastert, dank der hervorragenden Verwaltung des 1908 verstorbenen Walis, des Marschalls Redjèb-Pascha, der unermüdlich für die Stadt sorgte, und dem Tripolis geordnete finanzielle und einigermaßen hygienische Verhältnisse verdankt. Sogar das jüdische Viertel La Hara ist im Vergleich mit andern orientalischen Städten verhältnismäßig gut gehalten.

Die Konsulate, Hauptagenturen der größeren Kaufleute, die türkisch-italienischen und französischen Posten, Banken, die Régie des tabacs, eine Menge Apotheken und die verschiedenen italienischen Schulen — alles liegt hübsch beisammen im Zentrum der Stadt, nicht weit entfernt von dem wichtigen Zollamt Il Gumruck, wo die Verwaltungsbeamten der Dette publique die Aufsicht führen und eine große Rolle spielen.

Auffallend sind die zahllosen Cafés, die so besucht sind, daß sie Berlin Konkurrenz machen könnten, und wo die Araber stundenlang bei Nargileh und Kaffee dem Grammophon, dem unvermeidlichen, zuhören können und durch nichts aus ihrer Ruhe zu bringen sind. Die eigentliche Stadt ist furchtbar eng gebaut,



Das Fort Shar el Shat im Osten von Tripolis.
Oben rechts: Einer der tausend Brunnen zur Bewässerung der Gärten und Felder.





Militärische Parade am Gedenktag der Thronbesteigung des Sultans.

licht- und luftlos sind die schmalen Straßen, in denen von Sonnenaufgang an, wenn der Muezzin zum ersten Gebet ruft, ein ungeheures Leben und ohrenbetäubender Lärm herrschen; da läuft, singt, schreit und handelt alles durcheinander im buntesten Gewühl, und trotzdem ist Ordnung in dem scheinbaren Chaos.

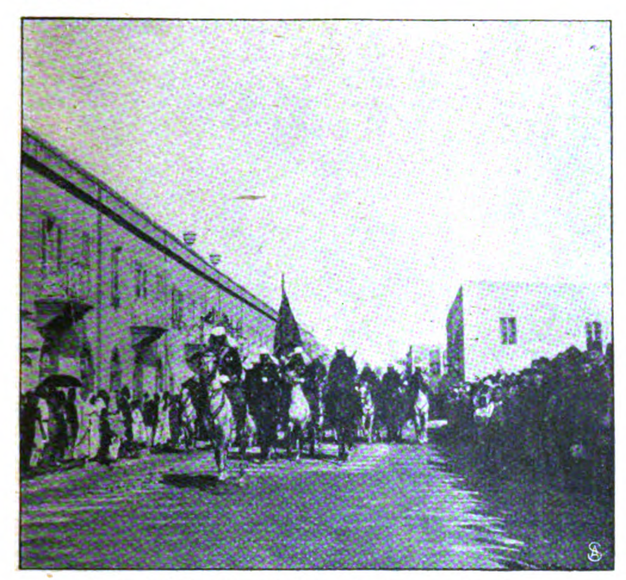
Früher war die Stadt von einer starken Mauer eingeschlossen, die ein weiteres Ausbreiten von selbst verbot; sie ist noch fast ganz erhalten und ziemlich stark nach dem Meer hin befestigt. Jetzt erstrecken sich breite, prachtvolle Straßen von den Toren nach Osten hin, auch die verschiedenen Kasernen liegen außerhalb und sind gut gehalten, groß und geräumig. Das Militär macht einen sehr günstigen Eindruck, ist gut gekleidet und genährt, denn in Tripolis bekommen Offiziere sowohl wie Mannschaften regelmäßig ihre Löhnung. Sämtliche Verwaltungsbeamte sind Türken, früher zum großen Teil Exilierte, nur der Bürgermeister ist ein Araber, und zwar einer der letzten Abkömmlinge der Karamaulis, der früheren Fürsten von Tripolis.



Freitagsmarkt am Meer, im Hintergrund das Schloß (Verwaltungsgebäude).

Das Klima ist gesund und die Hitze selbst in den heißesten Monaten September und Oktober erträglich. Es regnet nur kurze Zeit im Winter, aber doch meistens genügend, um die Zisternen, deren jedes Haus eine besitzt, für die trockenen Monate mit Trinkwasser zu versehen. Reicht es wirklich einmal nicht aus, so sorgen zwei künstliche Brunnen dafür, von denen aus auch die Kasernen ihr Wasser bekommen.

Felder und Gärten werden unendlich mühsam bewässert, noch in der gleichen Art und



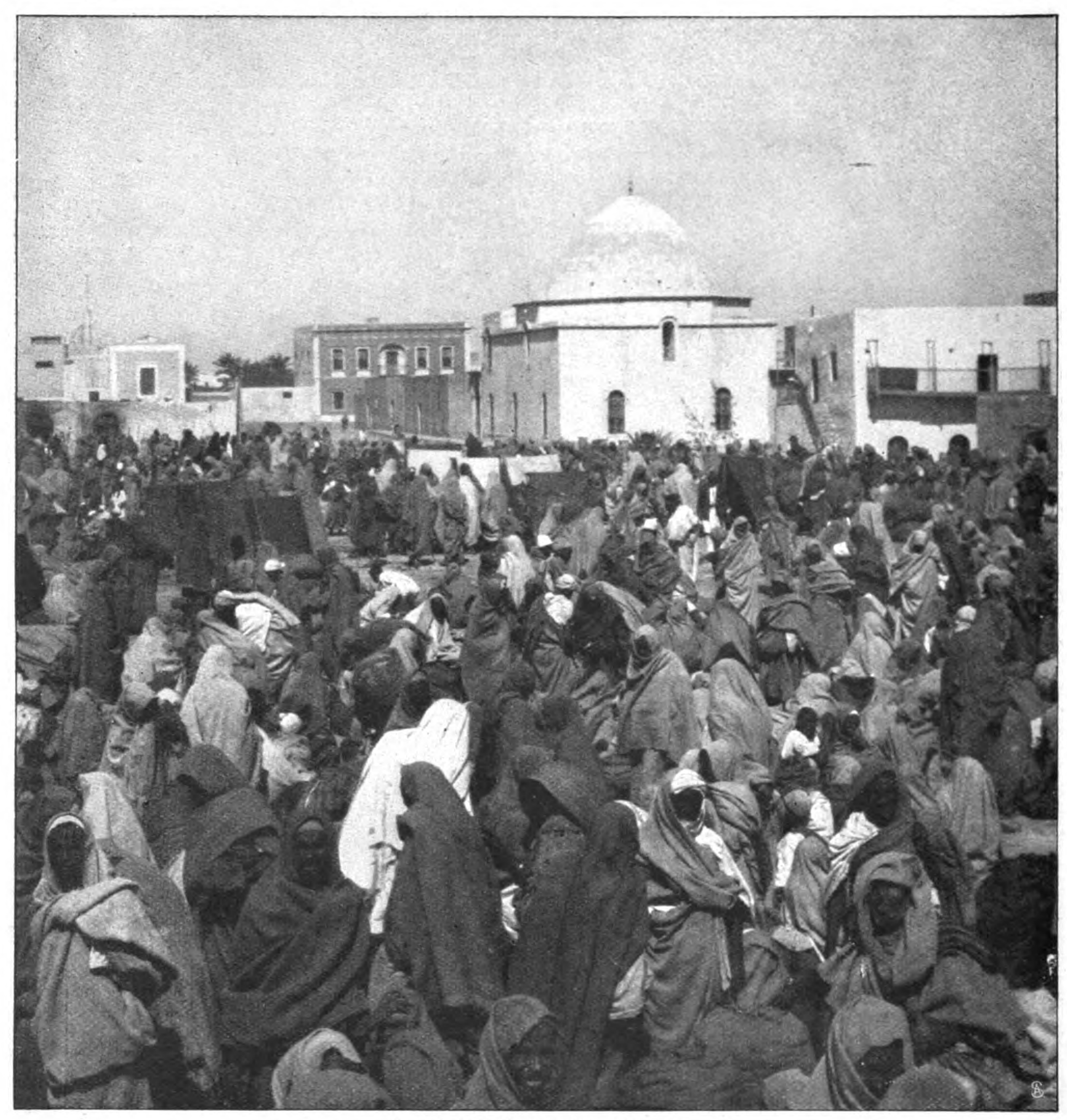
Star el Misram, die Hauptstraße von Tripolis.



Küste im Osten von Tripolis.

Der Bogen des Marc Aurel in Tripolis, jetzt italienische Agentur.





Der tägliche Brotmarkt in Tripolis.

Weise wie vor tausend Jahren, und eintöniges Quietschen des Holzrades hört man den ganzen Tag, denn es existieren von diesen primitiven Brunnen mit brackigem Wasser unzählige, ein charakteristisches Merkmal der Oase.

Verschiedene Nationalitäten gibt es hier wie überall im Orient genug; man trifft Leute, die acht bis zehn Sprachen dort beherrschen und sie auch anwenden können. Die Bevölkerung setzt sich vorwiegend aus Arabern, Türken, Negern, Juden und Maltesern zusammen, Griechen nicht zu vergessen. Von den in Betracht kommenden Europäern stellen die Italiener wohl das Hauptkontingent, Franzosen, Engländer und Deutsche finden sich nur in geringer Anzahl, aber die wenigen leisten auch etwas, und Tripolis ist den deutschen Schiffahrtslinien heutzutage kein leerer geographischer Begriff mehr.

Die Europäer wohnen inmitten der Stadt, überall, wo sich gerade etwas Passendes gefunden hat, die Eingeborenen sind verträglich und friedliche Nachbarn, und es lebt sich gut in diesen nach außen hin so unscheinbaren Häusern. Dicke Mauern und Steinmosaik- oder einfache Zementfußböden sorgen für die nötige kühlere Temperatur. Verständnis, Humor und Liebe zur Sache schaffen die trotz vieler Schwierigkeiten häusliche Behaglichkeit. Lebensmittel sind billig und gut zu bekommen. Jeden Dienstag findet ein großer Markt statt, der den ganzen Strand beherrscht und eine beneidenswerte Auswahl an Gemüsen, Geflügel und Obst bringt. Trotzdem das gesellschaftliche Leben nicht viel bietet — Theater fallen ganz fort, und Konzerte geben nur die türkischen Militärkapellen — empfindet man doch nie Langweile.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

11. Fortsetzung.

Das Recht, Lisa in volkstümlicher Koseform beim Vornamen zu nennen, hatte sich Andrian sehr unbefangen usurpiert. Und zwar schrieb sich dieser Brauch bei ihm von einem Erlebnis her, das ein andrer schwerlich zum Anlaß dafür genommen hätte.

Wenige Tage, nachdem Lisa in Berlin eingetroffen war, hatte er sie einmal besucht; weislich zu der Nachmittagstunde, wo Gunnar in einem Café die norwegischen Zeitungen zu lesen pflegte. — Zunächst überreichte er ihr mit geziert eckiger Grazie eine umständlich in Seidenpapier und Watte verpackte Orchidee. Dann kramte er einigen Klatsch über gemeinsame Bekannte aus, wie er ihn stets auf Lager hatte oder auch im Augenblick erfand. — Es lag übrigens keine planvolle Bosheit in diesen Lästerreden; sie entsprangen vielmehr der Lust, alles als Erster zu wissen — also der Sicherheit halber: bevor es geschah. — So konnten sich kluge und freie Leute über seine Art nicht gut moralisch entrüsten: er war ja selbst jeder moralischen Entrüstung gänzlich unfähig... Sogar wenn er seinem besten Freund mit kaltem Blut ein Verbrechen nachsagte, geschah das nicht etwa, um ihn anzuklagen, sondern um zu zeigen, was für ein lustiger und famoser Kerl jener wäre...

Lisa hatte diese Sturzsee von Worten ohne viel Interesse und ziemlich zerstreut über sich hinbrausen lassen. Sie kannte Andrians Histörchen ja... Nur eins wunderte sie: er machte heute dabei einen so erregten, verlegnen Eindruck und sprach, als ob er selbst nicht mit der gewohnten Begeisterung bei der Sache wäre...

Schließlich bemächtigte sich ihrer ein peinliches Gefühl, das sie sich nicht recht zu deuten wußte, für dessen instinktive Sicherheit sie jedoch nur zu bald den Beweis empfangen sollte: — ganz aus dem Stegreif machte Andrian plötzlich den Versuch, handgreiflich zärtlich gegen sie zu werden.

Empört sprang sie auf und wies ihm die Tür. — Er aber ging keineswegs, sondern sagte sanft und elegisch: „Das hab ich mir doch gedacht! — Zu dumm, so was! — Daß wir zwei nicht zusammenkommen sollen...! Ich... — Daß Sie diesen norwegischen Barbaren vor mir kennen lernen mußten...! — Denn bei Ihrer ausgesprochenen und hoffnungslos treuen Veranlagung...! — Mein Gott, was weiß denn er von Ihnen! — Wir zwei...! — Was kann er Ihnen geben? — Das Primitivste, nicht wahr? — In meiner Hand...!" —

Lisa hatte es bei diesem Erguß vor Staunen die Rede verschlagen. Jetzt wiederholte sie kühl und energisch: „Bitte, verlassen Sie sofort mein Zimmer!"

„Aber Fräulein Olai...! Lisel! Sie werden doch nicht bös sein? — Ja, glauben denn Sie, er — Stenersen — wäre so wie Sie? — Ich kann Ihnen sagen: er ist sehr vielseitig. Da könnt ich Ihnen Geschichten erzählen...! Vergangenen Winter..."

„Bitte, das interessiert mich nicht."

„Weil Sie's mir noch nicht glauben! — Ich sag Ihnen: die beste Parade ist der Hieb. — Daß der Sie über kurz oder lang betrügt, is sonnenklar. Sie können nix Gescheiteres tun, wie ihm zuvorkommen."

„Jetzt ist es aber genug!" rief Lisa zornig.

„Ich geh ja schon! Sie brauchen durchaus nicht läuten. Ich geh schon! — Aber vergessen Sie nicht: ich steh Ihnen immer zur Verfügung."

Dann hatte er sich mit ergeben hängenden Schultern zur Tür hinausgedrückt.

Und seit dieser Szene redete er sie, wenn sie sich auf der Probe oder abends begegneten, schlankweg „Lisel" an. Vielleicht wollte er sich die Erinnerung an den Korb dadurch versüßen, daß er vor Dritten so tat, als stünde er sehr intim mit ihr; vielleicht bildete er sich mit der Zeit selber ein, daß dies der Fall sei...

Lisas Zorn über ihn verrauchte langsam. Es war nichts zu machen: auf die Dauer konnte man diesen närrischen Kerl nicht ernst genug nehmen, um ihm böse zu bleiben.

Nicht einmal Gunnar war ihm böse. Als er an jenem Nachmittag heimgekommen war, hatte er nach einem kurzen Rundblick durch das Zimmer mit sehr schlauem Gesicht gefragt: „Nun, wie war die Liebeserklärung?"

„Woher weißt du...?"

Da hatte er mit dem Finger nach der gefleckten Blüte gedeutet, die in einem Glas auf dem Tisch stand.

„Ich sehe es von die Lasterblume — for zum wenigsten drei Mark in Abonnemang. — Wann Andrian ein Taler bezahlt, ist es immer eine solche Geschichte."

* * *

Viel auszustehen hatte Lisa auf den Proben. Bei Tage gelang es ihr wohl, die Verstimmung, die sie von ihnen heimbrachte, abzuschütteln und für ihre freie Zeit halb zu vergessen. Nachts aber träumte sie häufig davon, hatte sie Alpdrücken wie ein Schüler vor dem entscheidenden Examen.

Es ging dort auch sonderbar genug zu. Außer dem leitenden Regisseur saßen noch eine Menge Leute im Parkett, die anfangs alle mit hereinredeten. Das größte Wort führte der Maler, der die Dekorationen und Kostüme entworfen hatte, sicherlich ein sehr gescheiter und talentvoller Mensch; nur daß er vom Theater blutwenig verstand... Ihm kam es überall auf „die Linie" und „den Fleck" an, er wollte immer Bilder stellen. Das eigentlich Schauspielerische erschien ihm uninteressant, ja fast lächerlich und verächtlich. So durchkreuzte er mit seinen Anordnungen in einem fort die Absichten des



Regisseurs, und dieser wünschte ihn heimlich zum Henker. — Aber das war noch nicht alles: von den fünf Dramaturgen hatte jeder eine andre Meinung und durfte sie stürmisch äußern. Durch die verrücktesten Einfälle zeichnete sich dabei Andrian aus...

Lisa, als der Neuling, wurde von dem ganzen Kollegium am meisten mit guten Lehren verfolgt. Sie wußte nicht mehr, wo sie hinhören solle, und war oft nahe daran, in Tränen auszubrechen.

In der Mittelloge des Ersten Ranges aber saß Gunnar neben dem Direktor. Er schäumte vor Zorn und schimpfte so laut über „diesen idiotischen Zirkus", daß man bis auf die Bühne hin jedes Wort verstand. Hellmann jedoch tat, als ob er nichts davon höre. Mit seinem unbewegten Gesicht schaute er ohne ein Zeichen von Anteilnahme in den Wirrwarr. Es war, als wenn er auch hier die andern für sich denken ließe und sich dabei allmählich eine eigene Meinung bilde.

Denn plötzlich eines Tages begab er sich an die Rampe zum Regisseur, schob den, figürlich gesprochen, beiseite und nahm von Stund an die Leitung der Proben selbst in die Hand. Und nun half kein Dreinreden mehr. Die gutgezognen Dramaturgen hielten sowieso den Mund; und Gunnar und den Maler ließ Hellmann ruhig sprechen. Er drehte sich höflich nach ihnen um, unterbrach die Probe deswegen und hörte zu, wie sie ihre Meinung des langen und breiten begründeten. Dann nickte er und sagte: „Das werden wir schon kriegen. — Also, bitte weiter!"

Aber es wurde nichts geändert; alles blieb genau so, wie er es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte. — Gunnar war das gleiche ja schon auf Proben zu vielen seiner Stücke begegnet, und er konnte wissen, daß er im Grunde immer gut dabei gefahren war: Hellmann war ein ungewöhnlich geschickter Regisseur und steckte voll von Einfällen, die künstlerisch oft recht skrupellos waren, ihre Wirkung auf das Publikum und die Kritik jedoch so gut wie nie verfehlten. — Aber trotz dieser Erfahrung geriet der Dichter manchmal in helle Raserei.

Wenn sich die beiden Kämpen am Abend nach so einem Zusammenstoß wieder begegneten, machte Hellmann diplomatisch einen Scherz über die übliche Probenaufgeregtheit, und Gunnar ging wohl oder übel auf diesen Ton ein. Er empfand sogar eine gewisse Erleichterung, eine Art Dankbarkeit dabei. —

Lisa wollte Hellmanns Regie nach dem wüsten Durcheinandergerede der ersten Zeit zunächst wie eine Erlösung bedünken. Sie spürte endlich ein klares Auge und eine feste Hand. Sehr bald aber fühlte sie sich nur noch tiefer entmutigt. Auch der Direktor wendete sich mit seinen Korrekturen vorwiegend an sie; und was ihr bei dem Sturm einander widersprechender Ratschläge nur dumpf zu Bewußtsein gekommen war — jetzt wurde es ihr ganz klar: — nicht, was ihr Gorter in München beigebracht hatte, mißfiel diesen Leuten — Gelerntes hätte sie ja auch wieder verlernen können — sondern es wurde hier von ihr etwas erwartet und verlangt, was sie nicht geben konnte, weil sie es nicht hatte. Man kehrte sich nicht an ihre künstlerische Persönlichkeit, ließ sie nicht in deren Rahmen ihr Bestes geben, sondern bestand darauf — vergebens natürlich — daß sie sich gänzlich umkremple...

* * *

Mit einem Schlag verstand Lisa, was Hellmann und alle die andern Leute eigentlich von ihr wollten, als sie ihre berühmte Kollegin Judith Gerlach zum erstenmal auf der Bühne sah.

Das geschah zu der Zeit, wo die Proben für das Hohe Lied schon seit vierzehn Tagen im Gange waren: der weibliche Stern des Reichstheaters hatte sich diesmal, da er in der ersten Novität nicht beschäftigt war, eines längeren Urlaubs erfreut als die andern Mitglieder.

Es wurde Gunnars vorjähriges Stück gegeben, und die Gerlach spielte die tragende Frauenrolle darin, wie sie sie noch in allen seinen Stücken gespielt hatte. Ihr Ruf war für Berlin mit dem seinen aufs engste verknüpft — geboren an dem gleichen Abend vor einigen Jahren... — Sie hatte damals schon eine lange, an Enttäuschungen reiche Künstlerlaufbahn hinter sich gehabt. Es war ihr vorher nie gelungen, sich zur Geltung zu bringen, was wohl daran lag, daß sie wenig Wandlungsfähigkeit besaß und ihr Talent nur einen engen Kreis umspannte. Hellmanns sicherer Blick hatte in der unbeachteten Episodenspielerin die beste Kraft für die Heldin von Gunnars erster Komödie erkannt, die er aufführte. Allem Kopfschütteln und Achselzucken seiner Trabanten zum Trotz setzte er seinen Willen durch und wurde für dieses Wagnis reich belohnt. Ihr Erfolg war so groß, daß man fortan kaum eine andre Schauspielerin in einem Atem mit ihr nennen durfte, ohne von den Berlinern für einen Banausen gehalten zu werden. — Und hatte sie auch seitdem in mancher andern Premiere weniger glücklich gewirkt — an ihrer „überragenden Bedeutung" rüttelte niemand mehr; nur die Regie bekam Vorwürfe, weil sie eine solche Künstlerin falsch beschäftige.

Die höchsten Triumphe feierte sie nach wie vor in den Stenersenschen Stücken. Hatte sie dort im Grunde doch immer die gleiche Rolle zu spielen, soviel Mühe der Dichter sich auch gab, das zu verschleiern. — Ob er sie nun in der grünen Knospe oder als halb entblätterte Blüte darstellte — es war stets die eine sinnliche und kühle, naive und perverse, sentimentale und grausame, dumme und mit so flinkem Lebensverstand begabte Frau. Den schärfsten Spott ergoß Gunnar gerade über diese Gestalt; und doch fühlte man, daß er sie ernster nahm als die andern. — Manchmal hatte sich Lisa gedacht, ein lebendes Modell zu diesem Typus müsse einmal in jungen, weichen Jahren einen ganz tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ihm wahrscheinlich einen schweren Schmerz zugefügt, ihn bitter gequält haben. Dann wieder kam sie zu der Meinung, er lege darin den Niederschlag aller seiner Liebeserfahrungen nieder, er zeige hier seine „ideale" Frau gleichsam, die Frau als Begriff, als Elementargeist...

So sah Lisa, während sie hingerissen, mit bleichen Wangen und klopfendem Herzen, auf die Bühne starrte, Judith Gerlach nicht nur in der einen Rolle, die sie heute spielte, sondern auch in allen den andern — auch als Sulamith im Hohen Lied...

Nachdem der Vorhang zum letzenmal gefallen war,



wurde sie, wie die stürmischen Eindrücke allgemach verebbten, von einer tiefen Entmutigung erfaßt. Sie wußte nicht, woher sie die Kühnheit nehmen solle, sich an den Platz einer solchen Künstlerin zu drängen... Unendlich armselig deuchte sie ihr eignes Talent, unendlich dilettantisch ihr bißchen Können... Es wunderte sie gar nicht mehr, daß die Theaterleute ihrer persönlichen Art die Berechtigung absprachen. Wo ihnen allen vor Augen stehen mußte, wie Judith Gerlach die Sulamith gespielt haben würde...

* * *

Zaghaft gestand sie das Gunnar, als sie sich nach dem Theater langsam durch das Menschengewühl der Friedrichstraße schoben. Und in seiner gereizten, fast übertrieben heftigen Abwehr wollte sie lesen, daß auch er sich ihres Könnens nicht mehr so sicher fühle wie bisher.

„Das ist Unsinn!“ sagte er. „Alles macht die Gerlach nach ein Modell. Ja, sie soll gut sein... For die Sulamith aber... Die Sulamith soll stark sein in sich selbst. Das hat die Gerlach nicht; und so wird sie es nie haben. Auf ihr Klavier, da ist ein Ton zu wenig. Und ein Pedal zuviel. Das soll Gott wissen!“

„Aber die Borgny heut abend... — Besser kann man das doch überhaupt nicht spielen...“

„O, ich kann ihr nicht länger ansehen! Sie ist so falsch, in alles! O, es sollte schrecklich sein, wenn sie die Sulamith spielen sollte! So, wie du es in München spieltest, so ist das Charakter. Nur du sollst nicht immer nervös bleiben, von was der Ochse Hellmann sagt — dann ist es gut.“

Wieviel Freude hätte Lisa dieses Lob, dieses Zutrauen sonst gemacht! Jetzt glitt es fast wirkungslos von ihr ab...

„Gunnar,“ sagte sie dann, plötzlich von einem Gedanken erfaßt, „liegt dir gerad heute viel daran, noch zu den andern zu gehen?“

„Warum das?“

„Ich möchte wirklich lieber heim...“

„Nein, so ungemütlich zu sein...! Weil sie die dumme Gerlach gut findet, will sie traurig in ihr Bett! Ich kann das nicht verstehen.“

„Ja, weißt du, sie ist doch gewiß nicht gerade erfreut, daß ich die Sulamith spiele...“

„Rasend ist sie, natürliche Weise.“

„Und sie kommt heute doch sicher auch hin...“

„Nein, sie kommt nicht“, erwiderte er bestimmt.

„Wie kannst du das wissen!“

„Ja, weil...“ Er suchte, scheinbar etwas ärgerlich, nach einer Antwort und sagte dann schnell: „Weil... Sie geht niemals an die Abende aus, wann sie gespielt hat.“

* * *

Diese Behauptung Gunnars wurde sehr bald Lügen gestraft. Sie saßen kaum, als auch schon Judith Gerlach in Begleitung des Doktors Andrian eintrat, der eines seiner verzwicktesten Gesichter aufgesetzt hatte: wissend und doch von einer geradezu hungrigen Neugier. — Auch die Köpfe der andern erhoben sich. Ein Schweigen stand plötzlich in dem Zimmer, ganz kurz nur, wie ein allgemeines Anhalten des Atems — die Pause vor einem Geflüster... Dann wurde Frau Gerlach mit lautem Hallo begrüßt. — Sie ließ sich den Mantel abnehmen und trat an den Tisch. Mit einer wohlgerundeten Gebärde beider Arme umfaßte sie den ganzen Kreis und sagte, nur halblaut, aber sehr deutlich: „Grüß Gott, ihr meine Lieben alle!“

Lisa war überrascht, wie theatralisch diese Frau jetzt wirkte, die sich auf der Bühne so im feinsten Sinn natürlich bewegt hatte. Und wie verblüht sie aussah — klein, dürftig, kränklich...! Aber freilich: schöne, feurige Augen hatte sie und ein lebendiges, leidenschaftliches Gesicht...

„Ah, Stenersen!“ sagte sie dann mit einer schnellen Wendung zu ihm hin, als bemerke sie ihn plötzlich, und ließ mit einer schlangenartigen Bewegung des Armes ihre Hand schlaff durch die seine gleiten. „Sind Sie auch da? Wie geht es Ihnen? Was machen die Proben?“

Wieder ging jenes sonderbare Atemhalten durch die Versammlung...

„Und Sie, Judith? Gut erholt?“ fragte Gunnar, sichtlich befangen.

„Entsetzlich!“ klagte sie. „Diese Seebäder...! So aufregend...! Ich hab in den acht Wochen nicht eine Nacht geschlafen. — — Und das ist Ihre Braut, gel?“ fuhr sie unvermittelt fort und streckte Lisa ihre Hände entgegen. „Ich freu mich so herzlich! — Nein, Stenersen, ist Ihre Braut lieb! — Liebes Fräulein, erziehen Sie uns diesen schrecklichen Menschen ein bißchen! Und auch künstlerisch wird es hoffentlich von gutem Einfluß auf ihn sein. Daß seine bitterbösen Stücke künftig mehr Seele bekommen...!“

Gunnar brummte undeutlich etwas Norwegisches vor sich hin; es klang geärgert und doch merkwürdig verlegen.

„Aber heute, liebes Fräulein, überlassen Sie ihn einmal sich selbst! Kommen Sie daher! Neben mich! — Bleiben Sie nur, wo Sie sind, Stenersen! Heut genieß ich einmal Ihre Braut.“

Nun erhob sich ein lautes Stühlerücken. Die Spannung hatte sich gelöst; man nahm förmlich mit einem Gefühl der Befreiung Platz. — Die dämonische Judith — so hieß sie beim Theater — hatte sich wieder einmal ganz anders benommen, als die patentierten Gerlachpsychologen prophezeit hatten. Trotzdem aber spielte um viele Lippen ein Lächeln, das voller Befriedigung „Aha!“ zu sagen schien.

Lisa ließ etwas bang den Strom der Liebenswürdigkeiten über sich hingehen, die ihre berühmte Kollegin an sie verschwendete. Es war ihr natürlich eine Erleichterung, keiner sauern Feindseligkeit zu begegnen, wie sie es sich erwartet hatte. Auf der andern Seite aber lag in einem solchen auf die Spitze getriebenen Edelmut etwas Erdrückendes... Er war so — unwahrscheinlich.

Darum blieb sie scheu und wortkarg, fast unhöflich zurückhaltend...

Judith aber wollte das nicht bemerken. Unverdrossen setzte sie den Hebel bald hier, bald dort an, um endlich das Eis zu brechen. So erklärte sie unter anderm Peter Olai für ihren Lieblingsdichter, was bei ver-

schiednen Mitgliedern der Tafelrunde ein höhnisches Grinsen weckte. — Nicht zum erstenmal bemerkte Lisa, daß ihr Vater bei diesen Jüngern der allerneuesten Modekunst für einen fast schon komischen literarischen Großpapa galt. Doch war das etwas, was sie weder kränkte noch überhaupt berührte: sie wußte besser, was Peter wert war. — Auch Judith ließ sich durch den stummen Widerspruch nicht beirren.

„Es gibt keine Rolle," fuhr sie fort, „die mich mehr gefreut hat wie die Pepi Brunnhuber im ‚Rausch'. Jetzt bin ich natürlich zu alt dazu."

„O..." widersprach Lisa höflich.

„Nein, es ist schon so. — Sie werden mich doch nicht für eitel halten?"

„Ähemm!" räusperte sich Andrian anzüglich.

„Nur dumme Menschen sind eitel..."

„Hört, hört!" sagte der Doktor.

„Depp!" Judith wendete sich wieder an Lisa: „Die Pepi — das kann man so nur spielen, solange man noch den ganzen Schmelz der Unschuld hat. — Sie, Fräulein Olai, wären so recht die Erscheinung dafür..."

„Aber ich... Nein, ich weiß nicht... Die Pepi Brunnhuber..."

„Haben Sie sie denn in München nicht gespielt?"

„Nein, ich... Nein, es..."

„Und wie ich mich auf Ihre Sulamith freu...! Ich hab so viel Gutes über diese Leistung gehört... und gelesen... in den Zeitungen..."

„Ach..." wehrte Lisa schüchtern ab; und dann sagte sie, froh, endlich ein Gespräch gefunden zu haben, bei dem sie aufrichtig warm werden konnte: „Nein, ich... ich war nämlich heut im Theater..."

„Bei uns?" fragte Judith. „Ach, wenn ich das geahnt hätte...! Dann hätt ich ganz, ganz anders gespielt! Für Sie!"

Sie lügt, sagte Lisa zu sich, sie hat es bestimmt gewußt! — Aber sogleich machte sie sich selbst Vorwürfe wegen ihrer Strenge. — Mußte man einer so großen Künstlerin die kleine Schwäche nicht zugute halten?

„Sie waren wundervoll!" sagte sie aufseufzend, mit ehrlicher Begeisterung.

„Fanden Sie? — Ich weiß nicht... ich hatte nicht den Kontakt mit dem Publikum. — Wenn so gar keine Wärme aus dem Haus herüberkommt..."

„Aber... es war doch ein Beifall...!"

„Ja... geklatscht haben sie ja..."

„Gerlach, du kannst auch nie genug Applaus kriegen!" warf Andrian dazwischen.

„Andrian," sagte Judith ruhig, „du könntest wirklich wissen, daß ich mir aus dem Erfolg so viel mache."

„Aus dem, den du hast — vielleicht nicht. Aber du solltest einmal keinen haben...! Da möcht ich sehn!"

„Für die Menschen spiel ich doch nicht Theater!"

„Sondern?" fragte der Doktor sanft.

„Mir ist meine Kunst Gottesdienst."

„Ja, aber beten, hör ich, soll man am besten in seinem Kämmerlein. Keineswegs auf der Bühne des Reichstheaters jeden Abend zwischen acht und zehn..."

„Mein Gott, ich muß halt noch... Sobald ich's nimmer nötig hab, zieh ich mich sofort zurück."

„Das läßt sich hören", spöttelte Andrian. „Deine Gage ist schon eine Messe wert. — Und wie lange beiläufig gedenkst du noch...?"

„Spätestens in vier, fünf Jahren setz ich mich zur Ruh."

„Da trau ich mich doch zu wetten..."

„Schön, wetten wir!"

„Zwölf Flaschen Champagner! — Lisel, schlagens durch! — Gerlach, aber ich notier es mir fei! Dieser Wechsel wird noch einmal präsentiert!"

„Der Andrian ist zu ein närrischer Kerl", sagte Judith mit einem Auflachen. „Nun aber, liebes Fräulein Olai, erzählen Sie einmal, wie es Ihnen hier in Berlin gefällt?"

„Ach..." Lisa dehnte den Laut.

„Nicht wahr, ja? — Berlin... Es ist komisch: wenn man so aus Süddeutschland kommt oder aus Wien... aus der alten Kultur..."

„Wien reicht bekanntlich im Osten bis zur Sau", erläuterte Andrian und schnitt ein Gesicht, das deutliche Zweifel in die Kultur von Judith Gerlachs Kinderstube setzte. — Lisa mußte ein Lächeln unterdrücken.

„Ja, ich weiß nicht...," sagte sie, „ich kenn ja noch so wenig von Berlin... Aber wenn nur... Schließlich ist es ja gleich, wo man lebt, wenn nur..."

„Sehr richtig!" nickte Judith eifrig. „Und grade für Sie... Es muß doch... So ganz im Anfang seiner Laufbahn in einer solchen Rolle vor ein solches Publikum zu treten...! Wir haben im Reichstheater wirklich das erste, das klügste und geschmackvollste Theaterpublikum Deutschlands, vielleicht der Welt. Bei den Premieren sitzt die geistige Elite von Berlin im Parkett."

„Auf einmal?" erkundigte sich Andrian.

„Ach, gnädige Frau," sagte Lisa, „vielleicht gerade darum... — Und heut abend — da hab ich schon ganz allen Mut verloren..."

Judith spürte, daß dahinter eine Anerkennung für sie verborgen lag. Ein zufriedenes Lächeln schürzte ihre Oberlippe. Aber sie wollte das Lob noch deutlicher hören.

„Ja, aber wieso denn? Heute?" fragte sie im Ton naiver Verwunderung.

„Weil ich Sie habe spielen sehen, gnädige Frau."

„Ach? — Nein, ich versteh nicht... Wie meinen Sie das?"

„Das Publikum ist durch Sie verwöhnt, und..."

„Aber liebes Kind... — Andrian, hat sie das nicht süß gesagt?"

„Du kannst es schon schlucken!" entgegnete der Doktor.

„Grobian! — Nein, liebes Kind... — Und so treu ist das Publikum wirklich nicht. Neue Götter — was fragt es da nach den alten! — Und... für Sie muß sich doch die Rolle beinah von selbst spielen!"

„Ja, in München — da... da hab ich das auch fast gemeint... Aber hier...! Die Proben..."

„Ach ja, unsre Proben..." nickte Judith verständnisvoll. „Lassen Sie sich nur nicht zu viel dreinreden! — Und schließlich: Hellmann hat Sie doch in München gesehn und Sie daraufhin engagiert... — Was will er denn also?"

Lisa wurde feuerrot und wußte keine Antwort; sie



konnte nur hölzern mit den Achseln zucken. Schwer fiel es ihr auf die Seele, wie ihr Engagement damals durch Gunnar erzwungen worden war...

„Wissen Sie was, liebes Kind: Sie haben ein ganz falsches Prinzip. Nur nicht zu bescheiden sein! Da wird so ein Direktor gleich üppig."

„Ach," seufzte Lisa gequält, „ich weiß ja selbst gar nicht mehr... Und heute..." Sie zögerte einen Augenblick, dann fuhr es schnell heraus: „Was Hellmann will, ist, daß... daß ich Ihnen gleiche." Erschrocken sah sie Judith mit einem schüchternen Blick von unten herauf an.

„Ach nein, das glaub ich doch nicht", erwiderte die mit einer Bescheidenheit, die ihren Triumph nur notdürftig verbarg. „Aber", fügte sie dann schnell hinzu, „wissen Sie was, liebes Kind: kommen Sie doch zu mir! — Was verstehn denn die Mannsbilder! — Wir stehen uns Frau zur Frau, Künstlerin zur Künstlerin gegenüber... — Wollen wir die Sulamith zusammen studieren?"

„Ach, wenn Sie das wirklich wollten...!" Lisa wurde es ganz heiß vor Freude.

„Kommen Sie nur, Fräulein Olai! Ich hab meine ganz bestimmte Auffassung von der Rolle... Und ich glaub, die wird auch Ihnen einleuchten. — Fürchten Sie aber keine guten Lehren! Mir liegt es fern, Ihnen meinen Stil aufzudrängen. Nur, soweit Sie selbst... Bloß helfen möcht ich Ihnen. — Haben Sie Lust...?"

„O, eine bessere Lehrerin könnt ich sicher nicht finden! — Aber das kann ich doch gar nicht annehmen..."

„Unsinn! — Wann wollen wir also anfangen? Haben Sie morgen nachmittag Zeit?" —

Lisa schämte sich geradezu, daß sie von dieser Frau künstlerische Eifersucht, boshafte Anfeindungen erwartet hatte...

* * *

Freilich, als sie nachher Gunnar davon erzählte, faßte der die Sache ganz anders auf.

„Das ist so echt die Gerlach...!" sagte er verdrießlich. „Das einzigste, von was ihr Kopf braust, ist, anders zu sein, wie jeder Mensch glauben konnte. Sogar edel kann sie bleiben von lauter Originell-sein-wollen."

„Aber Gunnar, es ist doch wirklich so nett und freundlich von ihr..."

„Glaubst du, sie wollte es auch tun, wenn keiner von das weiß?"

„Ja, und wenn...! — Es würde manche gute Tat nicht getan, wenn es keine Eitelkeit auf der Welt gäbe."

„O Lisa, ich verlange von ihr, das soll der Teufel wissen, nicht so eine große Ehrlichkeit, daß sie deine Augen auskratzen soll. — Doch sie heuchlet zu dick!"

„Ein bißchen Pose — mag ja sein... — Aber wirklich, ich glaub: im Grunde hat sie ein gutes Herz."

Er lachte auf.

„Ja, das glaubt sie selbst wahrscheinliche Weise auch!"

„Und daß sie die Rolle mit mir studieren will — das kann mir doch ungeheuer nützen."

„Du willst es wirklich tun?"

„Ja; meinst du nicht? — Hast du etwas dagegen?"

„Ich...? — Das..."

„Wenn es dir irgendwie unangenehm ist, dann laß ich es natürlich; obgleich..."

„Unangenehm? Warum?" widersprach er lebhaft. „Was soll ich für ein Beweggrund haben? — Wenn du diese Sensaschon machen willst for der dämonische Gans, so kannst du es tun."

„Sensation, Gunnar? Wie kommst du nur darauf?"

„O, sie sollte platzen von Wichtigkeit, wenn du es tust!"

„Wenn du es nicht willst, Gunnar — dann natürlich... Aber..."

„O, ich... Das ist mich alles das gleiche. So oder so! — Du sollst es machen, wie du willst!"

„Weißt du, und... ein-, zweimal werd ich jedenfalls hingehn müssen. Es wär doch direkt unhöflich... Und auch deinetwegen... Sie ohne Grund beleidigen... Du wirst noch oft genug auf sie angewiesen sein... bei deinen künftigen Stücken."

„O, wegen das...! Das sind ihre Vorteile wie meine. Wann sie eine gute Rolle von weit riecht, dann läuft sie zu mir — sie konnte vorher ganz früktelich rasend sein."

„Gunnar, du siehst sie, glaub ich, doch in zu schlechtem Licht. So rollengierig ist sie nicht."

Als Antwort darauf hatte er nur ein kurzes höhnisches Knurren. Doch ging dies Gespräch noch lange zwischen ihnen hin und her, ohne vom Fleck zu kommen...

* * *

Lisa wurde am nächsten Nachmittag von Frau Gerlach aufs herzlichste empfangen: aber Gunnars Worte waren nicht ohne Wirkung geblieben: das Mißtrauen stand treulich Wache neben ihr und stieß sie jedesmal an, wenn ein unechter Ton laut wurde.

Auch sonst störte sie hier noch manches. Das übertrieben reiche Hauskleid, worin die Kollegin sie empfing, war verfleckt und schlecht gehalten. In der Wohnung schien nicht eben sorgfältig aufgeräumt und Staub gewischt zu werden. Die Zimmereinrichtungen waren von Künstlern entworfen, jede von einem andern. Was jedoch der eigene Geschmack der Bewohnerin der Feierlichkeit dieser gleichsam nackten — bis auf das Skelett nackten — Möbel hinzugefügt hatte, stach wunderlich davon ab: — eine beengende Fülle von Kleinkram und Nippsachen — wenig Gutes zwischen häßlichster Marktware — Stapel von weichen Sofakissen in gegeneinander schreienden Farben, an den Wänden viele Porträte von Judith — widerlich süß gemalte neben wild mit breitem Pinsel hingehauenen Schmierereien — dazwischen staubige Lorbeerkränze mit verknitterten Schleifen, vor allen Fenstern Blumenkörbe und Jardinieren, deren sterbende Pflanzen süßlichen Verwesungsduft ausatmeten...

Daß eine so feine, eine so moderne Künstlerin sich diese Primadonnenwohnung in des Wortes schlimmsten Sinn hatte einrichten mögen...!

Dabei schien sie sehr stolz auf ihr „Home" zu sein, wie sie es nannte, und forderte, während sie ihren Gast gleich zu Anfang durch alle Räume führte, in einem

fort dessen Bewunderung heraus. Keiner der Namen ihrer Möbelkünstler und ihrer Porträtisten wurde Lisa erspart.

Diese brachte, halb zerstreut, die nötigsten Worte der Anerkennung über ihre Lippen, blieb aber verlegen und einsilbig.

Das hob sich erst, als sie mit dem Studium der Rolle begannen. Judith ließ sich die Stichworte anschlagen und spielte die erste Szene. Überrascht blickte Lisa empor. Das war eine ganz andre Sulamith als die ihre in München — aber es war die Sulamith, wie sie sein mußte. Hatte sie damals den Charakter auf ihre Art halbwegs getroffen, auch Eindruck damit gemacht, so war das gleichsam in schlafwandlerischer Unbewußtheit geschehen — hier erschien alles durchdacht, und doch sicher stand die Heldin des Hohen Liedes von einer großen Linie scharf umrissen da.

Tastend begann Lisa das Gehörte nachzusprechen, wurde dann warm, kam in Feuer und Schwung ...

„Aber ausgezeichnet!" rief die Lehrerin. „Das geht ja großartig! So was hab ich wirklich selten gesehn. Nein, sind Sie gelehrig!"

„Gelehrig ...?" sagte Lisa, der dieses Wort nicht gefiel, mit einem leichten Auflachen. Aber froh war sie trotzdem. Konnte ihr doch kaum klar werden, wie berechtigt jener Ausdruck war. — Sie redete sich auch im weitern mit innerlichem Stolz ein, die andre hätte ihr nur den Anfang vorgespielt; sie glaubte die Rolle nach Empfang dieser Anregung selbst und aus Eignem neu zu schaffen. Daß ihr bei den Korrekturen die Betonung jedes einzelnen Satzes, jede Bewegung gezeigt wurde — vor dieser Erkenntnis verschloß sie sich.

Ein fröhlicher Eifer kam über sie; auch die Lehrerin war lebhaft bei der Sache und geizte nicht mit ihrem Lobe. Stunde um Stunde verging wie im Flug. Sie waren beide überrascht, als die Kammerjungfer eintrat und daran erinnerte, daß es für Judith die höchste Zeit sei, ins Theater zu fahren ...

* * *

Gunnar erkundigte sich bei Lisas Heimkehr spöttisch, doch — wie ihr scheinen wollte — ziemlich gespannt, ob sie denn nun große künstlerische Offenbarungen erlebt hätte. — So überzeugt sie gewesen war, eine Menge gelernt zu haben — der Ton, in dem er die Sache behandelte, machte sie wieder unsicher. Vielleicht hätte er recht, und das alles wäre nur Einbildung; vielleicht verrannte sie sich hier auf einen ganz falschen Weg ...

Doch auf der Probe am nächsten Morgen zerstreuten sich diese Zweifel. Es machte sie froh und zuversichtlich, daß Hellmann auf einmal viel weniger an ihr herumzumäkeln hatte. Ja, schließlich zwang er sich gar zu einer für seine Verhältnisse ganz ungewöhnlichen Lobrede auf.

„Sehn Sie, Fräulein Olai!" sagte er. „Warum geht's denn jetzt? — Das kenn ich bei den ältesten und besten Schauspielern, daß sie auf den ersten Proben zum Haarausreißen sind, weil sie sich in eine sogenannte Auffassung verbissen haben und nicht hören wollen, was man ihnen sagt. — Plötzlich dann schnappt der Kontakt ein, und es geht wie geschmiert. — So Leute sind mir bedeutend angenehmer als die Sorte, die auf der Arrangierprobe am besten ist und dann von Tag zu Tag nachläßt."

Lebhaft erscholl dazu ein Beifallsgebrumm von der Bank der Dramaturgen. —

„Nun, Gunnar, sag selbst," fragte Lisa, als sie nach Hause gingen, „hab ich nun was gelernt bei Frau Gerlach?"

„Das ... weiß ich nicht."

„Nein, Gunnar, nun sei nicht komisch! Ganz ehrlich: fandest du mich heut nicht besser?"

„O ... ja! Aber du konntest es auch gewesen sein ohne der dämonische Kuh."

„Das ist ungerecht, Gunnar. Du mußt doch einsehen ... — Was hast du eigentlich gegen sie?"

„Ich? — Nichts ..."

„Was Hellmann heute gut fand — das hab ich doch positiv von ihr gelernt. Das heißt ... natürlich ... sie hat mir nur auf den Weg geholfen ... Wie ich einmal die richtige Auffassung gepackt hatte, da kam mir all das übrige ganz von selbst, eins aus dem andern ..."

„Und so hast du jetzt das Auffassning, und so ist es gut; und so brauchst du nicht mehr laufen zu das dumme Frauenzimmer."

Sie lachte.

„Nein, wie du dich dahinein verrannt hast ...! Es wär doch ... Was sollte sie sich denn denken! Ich nehm ihre Hilfe in Anspruch; und sobald ich hab, was ich brauche, laß ich sie einfach links liegen ...?"

Gunnar schimpfte noch ein weniges über Judith persönlich; dann aber begann er eifrig und mit vielen Worten seine künstlerischen Bedenken gegen die Fortsetzung des Unterrichts zu begründen. Lisa habe schon heute auf der Probe in mancher Betonung, mancher Gebärde zu stark an ihre Lehrerin erinnert. Man könne gar nicht wissen, ob die es nicht überhaupt aus Bosheit darauf anlege, damit die Zeitungen nachher schrieben, Lisa wäre nur ein schwächlicher Abklatsch der großen Gerlach gewesen. — Wenn sie weiter mit ihr studiere, könne sich das nur verstärken; in ihrem Interesse aber liege nichts andres, als alle diese äußerlichen Ähnlichkeiten wieder abzustreifen.

Seine Worte machten Lisa nachdenklich.

„Ja," sagte sie nach einem Schweigen, „ich weiß ja nicht ... Eigentlich hab ich nicht das Gefühl ... Aber wenn du meinst ... Du hast vielleicht recht: es mag eine Gefahr darin liegen. — Also schön! — Nur heute muß ich unbedingt noch einmal hin. Ich hab es ihr fest versprochen."

„Du kannst ihr mit Rohrpost schreiben, daß du Kopfschmerz hast."

„Ich kann doch nicht jeden Tag bis zur Premiere Kopfschmerzen haben. — Nein, ich geh einfach hin und sag ihr die Wahrheit: — daß ich fürchte, ich komm zu sehr in ihren Stil, und daß du das auch meinst."

„Dann soll sie schön auf mir schimpfen!" lachte Gunnar auf.

„Ja, es ist vielleicht besser, ich laß dich ganz aus dem Spiel und sag es nur von mir aus."



„Mit der Kopfschmerz ist es das beste. Dann wird sie schon wissen, daß du nicht willst."

„Nein, Gunnar... sie beleidigen — dazu hab ich wirklich keinen Grund. Und das wär doch wahrhaftig undankbar."

„Beleidiget ist sie von das andere auch."

„Wieso denn? — Es muß ihr doch eher schmeichelhaft sein, wenn ich sie so... so ‚intens' finde, daß ich Furcht habe, mich an ihren Einfluß zu verlieren."

„For solche Feinheiter ist sie zu dumm."

„Unbesorgt, Gunnar; darum brauchst du dich nicht zu kümmern — ich sag es ihr schon so, daß es sie freut."

„Mache du es, wie du es willst!" knurrte er so ingrimmig, daß sie erstaunt war.

„Warum bist du nur so ärgerlich, Gunnar?"

„Ich bin nicht ärgerlich — nein, ich denke nicht daran. Und so sprechen wir nicht mehr von das!"

(Fortsetzung folgt.)

Vom elektrischen Ofen.

Von Hans Dominik.

Als die Elektrizität noch neu war und die Elektrotechnik jung, da prophezeite man ihr mancherlei. Unter vielem andern spielte auch der elektrische Ofen eine bedeutsame Rolle. Von einer nicht allzu fernen Zukunft erhoffte man den Untergang sämtlicher Koks- und Anthrazitöfen und erwartete die Alleinherrschaft des elektrischen Stubenofens.

Diese Hoffnung ist nun nicht in Erfüllung gegangen, und zwar aus dem sehr einfachen Grund, weil die Elektrizität ein allzu teurer Brennstoff ist, bei den normalen Strompreisen der Großstädte etwa zwanzig- bis dreißigmal so teuer als Koks und Kohle.

So war es mit dem elektrischen Stubenofen nichts. Dafür aber sind andere elektrische Oefen entstanden, an die in jenen Anfängen der Elektrotechnik niemand dachte.

Betreten wir das Laboratorium eines Zahntechnikers. Auf einem Tisch steht dort unter allerlei Gerät ein viereckiger Kasten, etwa einer größeren massiven Kassette vergleichbar. Wenn etwas Aufmerksamkeit erregen kann, so ist es allenfalls der Umstand, daß von einem Wandanschluß her eine Leitungschnur zu dieser Kassette führt. Jetzt aber tritt der Techniker heran und öffnet eine massive Tür dieses Kastens, und geblendet schließen wir einen Moment die Augen. Die inneren Wände dieser Kassette erstrahlen in absolut gleichmäßiger heller Rotglut. Wir sehen, wie der Techniker mit einer Pinzette ein Gebißstück mit goldener Platte ergreift und auf ein Stativ in dieser Kassette legt und die Tür wieder schließt. Jetzt fällt unser Blick auf ein Zifferblatt in der Nähe der Kassette, und wir sehen einen Zeiger auf der Zahl 500 stehen. Der Techniker ergreift einen Regulierhebel und führt ihn über einige Kontakte. Im Lauf der nächsten Minuten sehen wir den Zeiger auf 450 fallen. Denn durch einen Regulierwiderstand läßt sich die Stromstärke und damit auch die Temperatur in diesem kleinen elektrischen Ofen genau und innerhalb weiter Grenzen einstellen. Von gewöhnlicher Temperatur an bis zum Fließen der Emaille, bis zum Schmelzen des Gold- und Silberlotes läßt sich jeder gewünschte Wärmegrad genau und für beliebig lange Zeit herstellen.

In vielen tausend Windungen durchzieht ein feiner Platindraht oder auch ein Eisennickeldraht die Magnesiamasse der inneren Wandverkleidung und bringt sie durch die Stromwärme auf jede gewünschte Temperatur. Auch die Türverkleidung selbst ist so ausgeführt, daß das Innere des Ofens eine abgeschlossene Welt für sich bildet. Ein Schalterdruck, und Rot- oder Weißglut herrscht darin.

Jetzt dreht der Techniker den Schalthebel auf den Nullpunkt zurück. Eine Stunde später öffnet er die Tür, und dunkel liegt das Ofeninnere da. Wieder greift die Pinzette hinein und holt das Gebißstück heraus. Alle die Stellen, die mit Emaillepulver eingepudert waren, sind jetzt mit einem sauberen schimmernden glasigen Fluß überzogen. Eine Arbeit, die mit der Lötlampe immer schwierig war, ist in wunderbarer Güte und Gleichmäßigkeit ausgeführt. Und schon holt die Pinzette ein neues Stück. Diesmal eine rote Gummiplatte. Sie soll vulkanisiert werden. Aus dem einstweilen noch knetbaren Material soll der unveränderliche Hartgummi entstehen. Dafür ist die längere Einwirkung einer Temperatur von hundertfünfzig Grad notwendig. Auch hier ist der elektrische Ofen beinah unersetzlich.

Ein anderes Bild. In der Nähe des Rheinfalles bei Schaffhausen stehen gewaltige Aluminiumwerke. Dort brennen die großen elektrischen Oefen, in denen die Tonerde sowie verwandte Materialien in allerlei Gase und in das schimmernde Aluminiummetall zerlegt werden. Da stehen die Oefen, von außen schweren Kalkblöcken ähnlich, und kaum ein Zeichen verrät, welche gewaltigen Energiemengen in ihrem Innern arbeiten. Man sieht es den groben, würfelartigen Gebilden nicht an, daß in ihnen die Verhältnisse der Urzeit noch einmal aufleben.

Doch jetzt wird an einem dieser Oefen ein Loch angestochen, und in glühendem Strahl fließt feuriges Metall in schwere gußeiserne Formen. Und an einer anderen Stelle wird ein Ofen neu beschickt. Ein kräftiger Kran hat das ganze Oberteil abgenommen, und in der Ofenhöhlung wird die neue Füllung zurechtgemacht. Wir sehen Kohlenstäbe, die schon beinah in Kohlenblöcke ausarten. Von beiden Seiten ragen sie in die Ofenhöhlung hinein und tragen kupferne Zuleitungskabel, die die Dicke eines kräftigen Fichtenbaumes erreichen. Und dann kommt die eigentliche Charge. Kryolith, ein aluminiumhaltiges Mineral, und weiter die reine Tonerde, die Aluminium in großer Menge enthält, werden in den Ofen gepackt. Dann kommt zwischen die beiden schweren, stromführenden Kohlenblöcke eine Art Verbindungstreifen oder Seele von stromleitendem Mineral und dann wieder Tonerde. Und dann bringt der Kran den schweren Ofendeckel und setzt ihn wieder auf. Der Ofen ist jetzt chargiert.

Ein Schalter bewegt sich, und lauter heulen die Transformatoren, die den Strom der riesigen Turbodynamos umformen. Fünfhundert Pferdestärken toben jetzt in dem Block, der äußerlich so unverändert daliegt und nur durch eine Esse bläulichen Dampf entweichen

äßt. In seinem Innern aber ist die Hölle los. Der Strom hat zunächst den Weg durch die Seele des Ofens genommen und das Mineral hier in wenigen Minuten zur hellen Weißglut gebracht und niedergeschmolzen. Nun beginnt er auch die umgebenden Mengen zu fassen. Das Mineral wird zunächst hellglühend und dadurch stromleitend. Dann aber steigt die Temperatur schnell bis zur Blauweißglut, alles Mineral schmilzt zu einem flüssigen Bade, und nun beginnt die elektrolytische Wirkung des Stromes. Er beginnt die Erden zu zerlegen. An einem Pol, an einem Kohlenbarren, der in die glühende Brühe hineinragt, sammelt sich das freie Aluminium und träufelt auf den Boden der Mulde. Am andern Pol treten freie Gase auf und entweichen durch die Esse.

Dröhnend stürzen sich draußen die Fluten des Rheines in die Schaufeln der gewaltigen Turbinen, zwingen sie zu unablässiger Drehung und schaffen den elektrischen Strom. Unablässig sammelt sich im Ofen ein Aluminiumtropfen nach dem andern am Kohlenpol, und nach Stunden ist die Charge verarbeitet. Der Strom kann abgestellt, der Ofen aufgebrochen werden. Wir sehen es dem sauberen Aluminiumschlüssel oder dem schmucken Federhalter nicht mehr an, aus welcher Hölle sie stammen, wie viele Pferdestärken notwendig waren, um die Tonerde chemisch zu zerschlagen und dem gierigen Sauerstoff das blanke Metall abzujagen. Das ist die Frucht des elektrischen chemischen Ofens. Nebeneinander wirken hier die elektrische Wärme und die elektrochemische Trennung.

Und wieder eine andere Arbeitstelle. Hoch im Norden, in Norwegen, wo die Kohlen nicht heimisch sind, aber Eisenerze von wunderbarer Qualität vorkommen. Auch hier, wo die schwarze Kohle fehlt, ist die weiße Kohle, ist das Kraftwasser im Ueberfluß vorhanden. Hier dürfen elektrische Oefen frei lodern, denn hier kostet die Kilowattstunde nicht eine halbe Mark, sondern nur einen halben Pfennig. Und hier macht der elektrische Ofen dem Kohlenofen ernstliche Konkurrenz, und zwar nicht dem harmlosen Stubenofen, sondern gleich dem gewaltigsten aller Oefen, die es überhaupt gibt, dem Hochofen.

Im Eisenwerk erhebt sich der elektrische Stahlofen, ein turmhoher Hohlzylinder aus feuerfester Schamotte. Aber nicht Bandagen und Ringe umgeben ihn wie sonst wohl einen Hochofen. Mantelförmig umgibt ihn eine elektrische Induktionspule. In tausend und aber tausend Windungen ist der isolierte Kupferdraht um den Ofenzylinder aufgebaut.

Auch dieser Ofen erhält seine Charge, wie das einem ehrlichen Ofen zukommt. Sie besteht aus dem Eisenerz, frisch wie es aus der Grube kommt, und einem Zusatz von zerschlagenen Gußeisenbarren. Von unten bis oben wird der Zylinder damit vollgepackt, und dann legt ein Kran den schweren Deckel auf. Ein Griff an der Schalttafel, und der Wechselstrom stürzt sich in die Drahtspiralen, die den Ofen umgeben. Das Erz im Zylinder ist weit davon, erscheint jeder elektrischen Einwirkung entzogen zu sein, denn die äußere Spule wird ja durch die Stromwärme kaum lau.

Aber das Eisen müßte kein Eisen sein, müßte nicht Metall sein, wenn dem so wäre. Als Stromleiter unterliegt es dem Einfluß der elektrischen Induktion. Der Wechselstrom im Ofenmantel macht den Lichtäther weithin mobil. Durch die Erz- und Eisenbrocken im Ofen zucken mächtige Wechselströme. Schon beginnt es aus der Esse zu dampfen, schon glüht es hier und dort zwischen den Brocken rot auf, wird weiß, beginnt hier und dort zu tropfen. Und nun kommt die Schmelze in Gang. In kräftigem Strom entweichen Sauerstoff und Kohlensäure aus den Erzen. Schwammiges Eisen bleibt übrig und schmilzt geschwind zusammen. Kaum eine Stunde ist seit der Chargierung vergangen, und schon steht reiner, flüssiger Stahl, der sogenannte Elektrostahl, im Ofen. Das ist die dritte Art des elektrischen Ofens, die Art, bei der die reine Stromwärme der Kohle bittere Konkurrenz macht.

Es ging mit dem elektrischen Ofen nicht ganz so, wie man einst glaubte. Aber es geht mit ihm voran, und neue Jahre werden neue Anwendungen bringen.

Die fiskalische Austernfischerei auf Sylt.

Von F. Korman. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Unter allen Muscheltieren, denen sich das kulinarische Interesse der Kulturvölker zuwendet, steht die Auster in erster Linie, und unter den Austern, die an den europäischen Küsten gefischt werden, gehört die holsteinische, jetzt fiskalische genannt, zu den hervorragendsten. Die Auster ist eben in hohem Maß das Produkt des sie umgebenden Meeresgebietes und ganz abhängig von den Bodenverhältnissen im Meer. Sie meidet in gleicher Weise felsigen wie rein schlickigen Grund und bevorzugt Bänke mit sandigem und mit Muscheln bedecktem Boden, auch verlangt sie wärmere Meerestemperaturen, wie sie in der Nähe der Küsten vorherrschen, möglichst reines, Süßwassereinläufen nicht ausgesetztes Seewasser mit einem durchschnittlich 3% betragenden Salzgehalt. In der Ostsee gibt es daher wegen des geringen Salzgehaltes keine Austern, und alle Versuche, sie dahin zu verpflanzen, waren ergebnislos.

Nur unter den genannten Vorbedingungen kann sich der Wohlgeschmack und die Zartheit der Auster entwickeln, die sie zu einem der begehrtesten Leckerbissen und wegen ihres hohen Nährwertes und der leichten Verdaulichkeit auch für Schwerkranke zu einem wichtigen Nahrungsmittel macht. Fast nirgends sind diese Vorbedingungen in so hohem Maß vorhanden, selten auch die Möglichkeit zur Gewinnung und Aufzucht der Auster so günstig wie in dem an der Westküste von Schleswig-Holstein gelegenen Wattenmeer, zwischen den Inseln Sylt, Röm, Amrum, Föhr und den Halligen.

Schon in alter Zeit wurden dort Austern gefischt, eine wirklich geordnete Fischerei aber erst eingerichtet, nachdem der Dänenkönig Friedrich II. im Jahr 1857 die Bänke als Regal in Besitz nahm. Mit dem Uebergang der Provinz Schleswig-Holstein an Preußen kamen die Austernbänke unter fiskalische Verwaltung und sind seit langen Jahren an eine Hamburger Firma zwecks rationeller Ausbeutung verpachtet.

Bis vor zwei Jahren befanden sich die Niederlagen in Husum, seit dieser Zeit hat nun der Fiskus mit

Rücksicht darauf, daß sich die besten Bänke bei Sylt befinden, auf der nördlichsten Spitze dieser Insel, dem Dörfchen List, direkt an der See einen großartigen Austernpark errichtet, dessen Zweck die Veredlung, Aufzucht und Lagerung der Austern ist, und von dem aus seither der ganze Fischereibetrieb gepflegt wird.

Die Auster aus dem Laich heraus zu züchten, ist trotz aller mit bedeutendem Kostenaufwand in vielen Kulturstaaten veranlaßten Versuche nicht gelungen, und auch die Aufzucht der Jungaustern ist recht schwierig, da sich die Auster jeder Veränderung ihrer tausendjährigen Lebensgewohnheiten durchaus widersetzt. So ist von zwei Millionen Austern, die versuchsweise aus Frankreich in das Wattenmeer versetzt wurden, nicht eine einzige am Leben erhalten worden. Die Zucht beschränkt sich daher überall lediglich auf Verpflegung der jungen Brut, Reinhaltung des Meerwassers von schädlichen Stoffen, Bekämpfung der vielen Feinde der Muschel. Das geschieht seit langer Zeit in Frankreich, Holland und England und jetzt auch mit vielversprechendem Erfolg in Deutschland. Leider können wir mit der Riesenproduktion der andern Länder nicht entfernt konkurrieren, denn die einzigen in Frage kommenden Austernbänke sind eben die in der Nordsee liegenden, im ganzen nur etwa sechzig Bänke umfassenden Austernniederlassungen. Immerhin können daselbst mehrere Millionen Austern abgefischt werden; die neu geschaffenen Anlagen dürften eine stets wachsende Vermehrung und Veredlung im Gefolge haben und die Aufwendungen reichlich lohnen.



Eine Austernkostprobe bei den Bassins.



Die Netze werden zu Wasser gelassen.



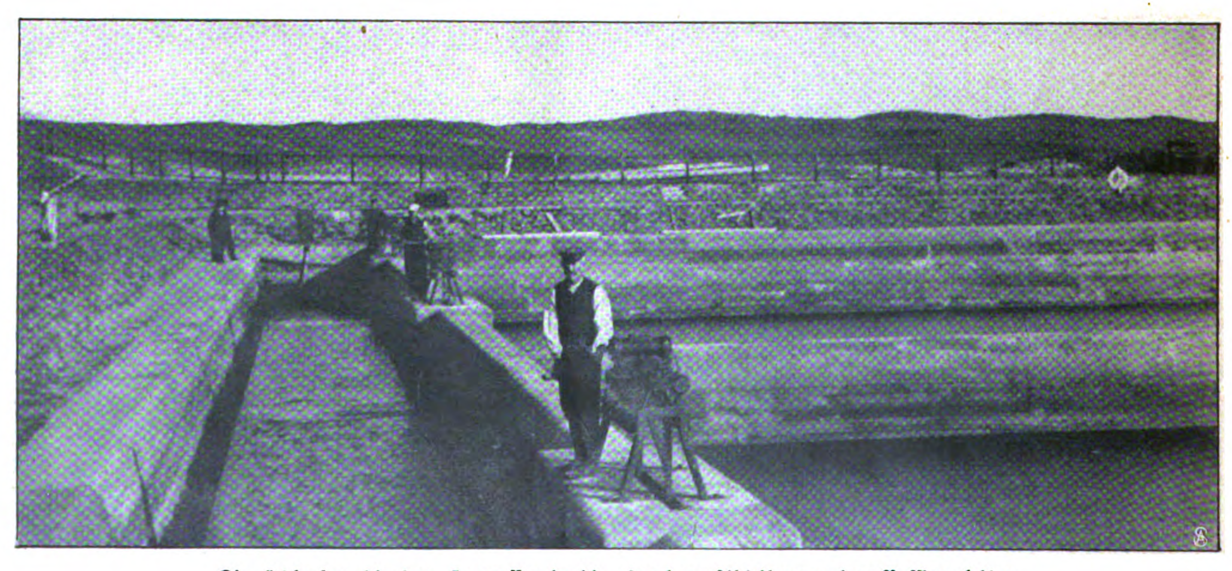
Ausbooten des Fanges.

Wenn man bedenkt, daß tausend Austern in einer Brutperiode etwa 450 Millionen Schwärmlinge erzeugen und für jede Auster, die verspeist wird, ungefähr eine Million Schwärmlinge den sie umgebenden Verhältnissen und vielen Feinden zum Opfer fallen, so erscheinen die großen Anstrengungen verständlich, die zur Gewinnung, Erhaltung und Vermehrung der jungen Brut gemacht werden.

Die auf Sylt stationierte Austernfischereipachtung verfügt über eine kleine Flottille von Segel- und Motorbooten sowie einen Dampfer; die Fischerei wird derart ausgeübt, daß von Zeit zu Zeit mehrere aus Eisenringen bestehende, 50—60 Pfund schwere Netze über Bord geworfen und über die Brücke hinweggeschleppt werden. Ein am Netzeingang befindliches Flacheisen kratzt hierbei die Austern vom Boden in das Netz hinein, die vielen mitgefischten Feinde, wie See-

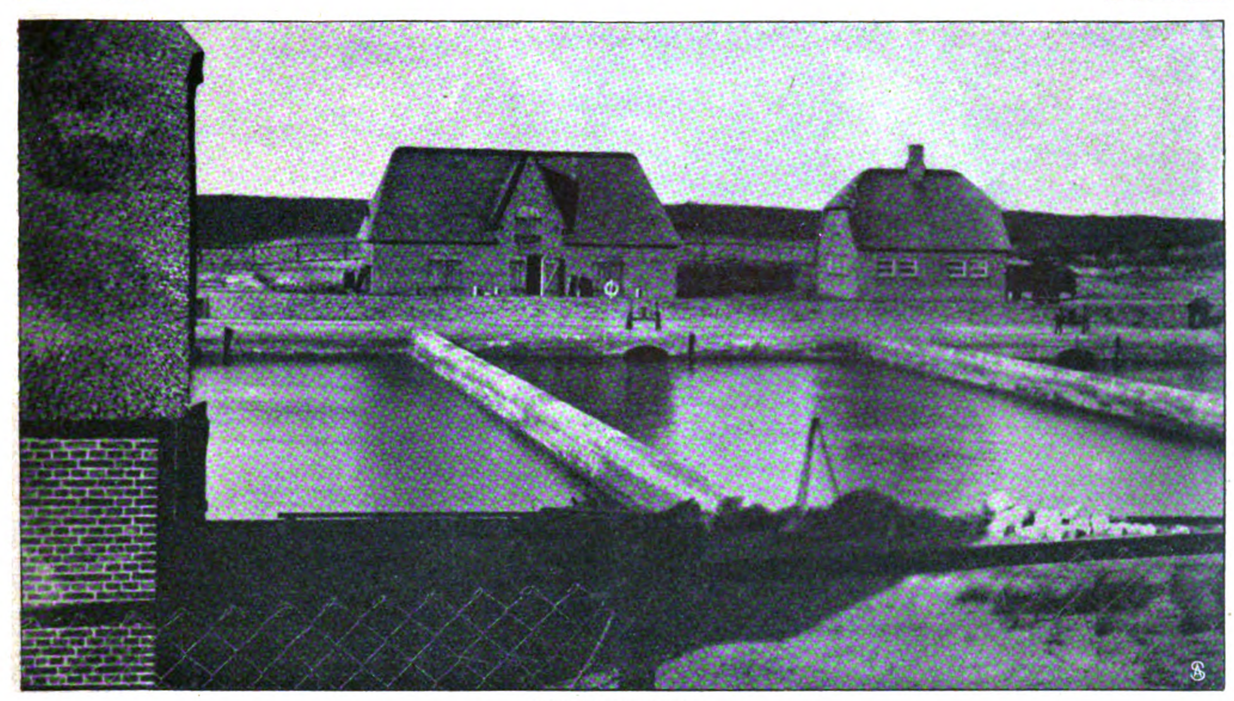


Austernfischerei mit Segelkutter: Das Netz wird hochgezogen.



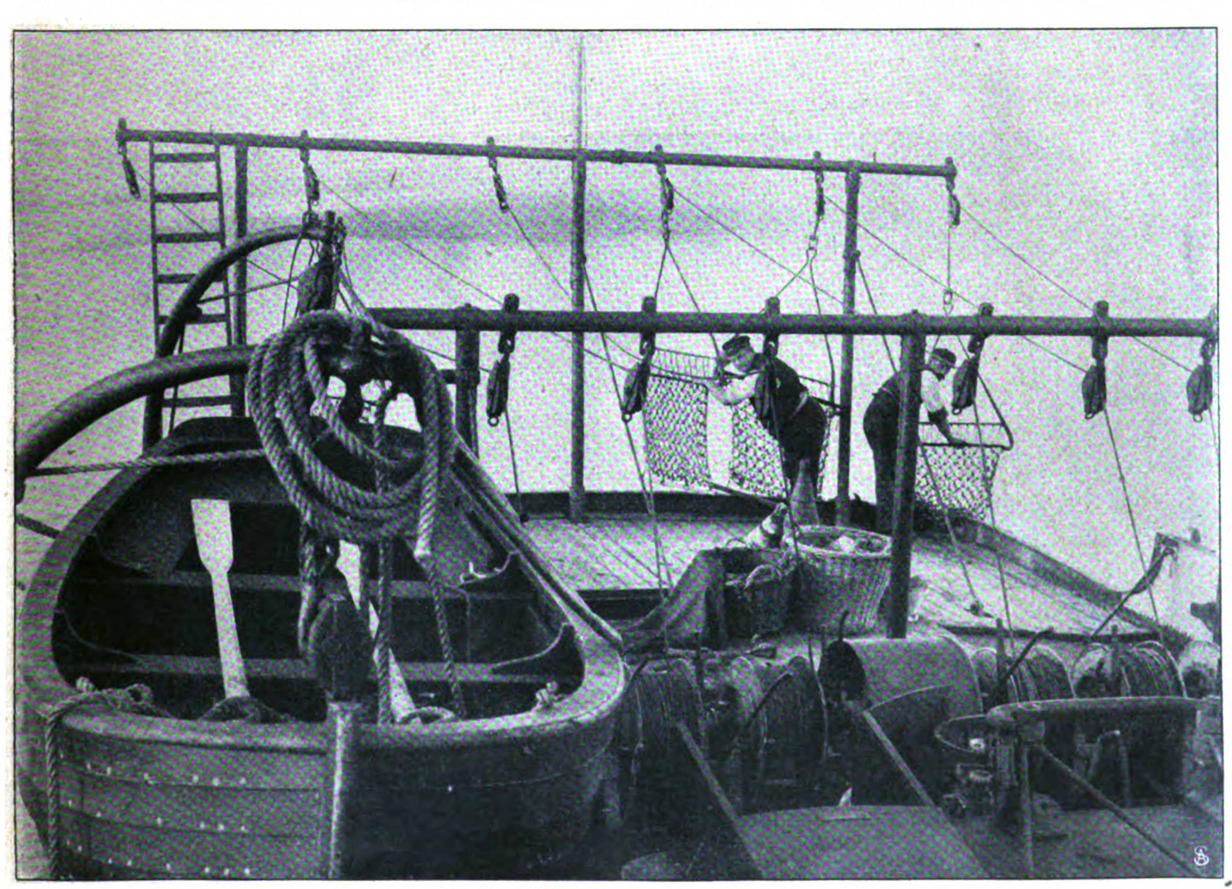
Die Schleusen, die das Seewasser in die einzelnen Abteilungen der Bassins leiten.





Die Austernbassins.

sterne, Krebse, Würmer und andere Muscheltiere, werden vernichtet oder an Museen geliefert. Während die Segelboote bei stillem Wetter naturgemäß wenig ausrichten, ist der mit sechs Netzen ausgestattete Dampfer erheblich lukrativer. Die Netze sind mit Dampfbetrieb eingerichtet und erfordern verhältnismäßig wenig Be-



Die Fischereivorrichtung der Dampfer.



Transport der Austernfässer.

Die Zufuhr des Wassers nach den Bassins erfolgt durch Schleusen, die von jeder Abteilung nach dem Umlaufkanal münden, so daß jede Abteilung für sich geleert und gefüllt werden kann.

Ein ganz besonderer Vorzug der fiskalischen Auster ist ihre absolute Zuverlässigkeit in sanitärer Hinsicht. Das Wattenmeer ist frei von Abwässern und sonstigen schädlichen und gefährlichen Stoffen, und Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung von Vergiftungen und Erkrankungen, wie sie in andern Ländern umfassende Vorkehrungen erfordern, sind hier vollkommen unnötig.

dienung. Täglich bringt der Dampfer den Fang nach List zum Austernpark. Dort sind bereits sieben, dem Charakter der Landschaft angepaßte, im altfriesischen Stil erbaute, die Einrichtungen zur weiteren Behandlung der Austern enthaltende Häuser erbaut, die die großen, mit Seewasser angefüllten Bassins umschließen. Zunächst kommt nun der ganze Fang in den Reinigungsraum. Hier werden die Austern von allem anhaftenden Schlick und Muscheltieren gesäubert und abgewaschen, dann werden sie nach drei Klassen sortiert. Die allzu jungen Austern kommen teils zur Aufzucht in die Bassins, teils werden sie nach besonders günstig gelegenen Bänken ins Meer zurückgebracht. Die marktfähigen Austern, deren Schalendicke durchschnittlich etwa 18 Millimeter betragen soll, kommen in die Lagerbassins, soweit nicht sofort ihr Versand erfolgt. Im Versandraum werden sie dann in Fässern von 60 bis 1000 Stück verpackt und täglich nach allen Richtungen im Reich verschickt.

Der Schwerpunkt der gesamten, außerordentlich interessanten Anlagen, deren Erweiterung in Zukunft beabsichtigt ist, liegt in den Bassins. Es sind das riesige, in Beton gemauerte, etwa zwei Meter tiefe Behälter in der Art von Schwimmbassins, die in drei Abteilungen voneinander getrennt sind, und ein an alle Behälter anschließender Zulaufkanal. Von diesem führt ein gewaltiges, unter den Dünen durchgebautes, 120 Meter langes, einen Meter im Durchschnitt weites, luftleer gepumptes Rohr in das Meer; durch die Luftleere arbeitet das Rohr wie ein Hebesiel, indem es das Seewasser mit der Flut in den Zulaufkanal hinein- und mit der Ebbe wieder aus ihm heraussaugt. Durch diese selbsttätige Einrichtung wird den in den Bassins lagernden Austern auf ingeniöse Weise stets frisches Seewasser und reichliche Nahrung zugeführt, zugleich aber werden alle Feinde, Seegras und überhaupt alles, was der Auster schädlich ist, ferngehalten, so daß sie sich in Ruhe mästen und entwickeln kann.

Wenn wir daher, wie gesagt, in Deutschland quantitativ auch wohl niemals mit der ungeheuren Produktion anderer Länder konkurrieren können, so besitzen wir in unserer Holsteinerin von Haus aus und durch die neugeschaffenen praktischen Anlagen in erhöhtem Maß eine gute und schmackhafte Auster, die sich getrost den allerfeinsten ihrer Art an die Seite stellen kann.



Im Packraum.



Wagenburg am Bahnhof zum Empfang der Reisenden.

Fremdenleben in Interlaken.

Von Anton Krenn. — Hierzu 9 Aufnahmen.

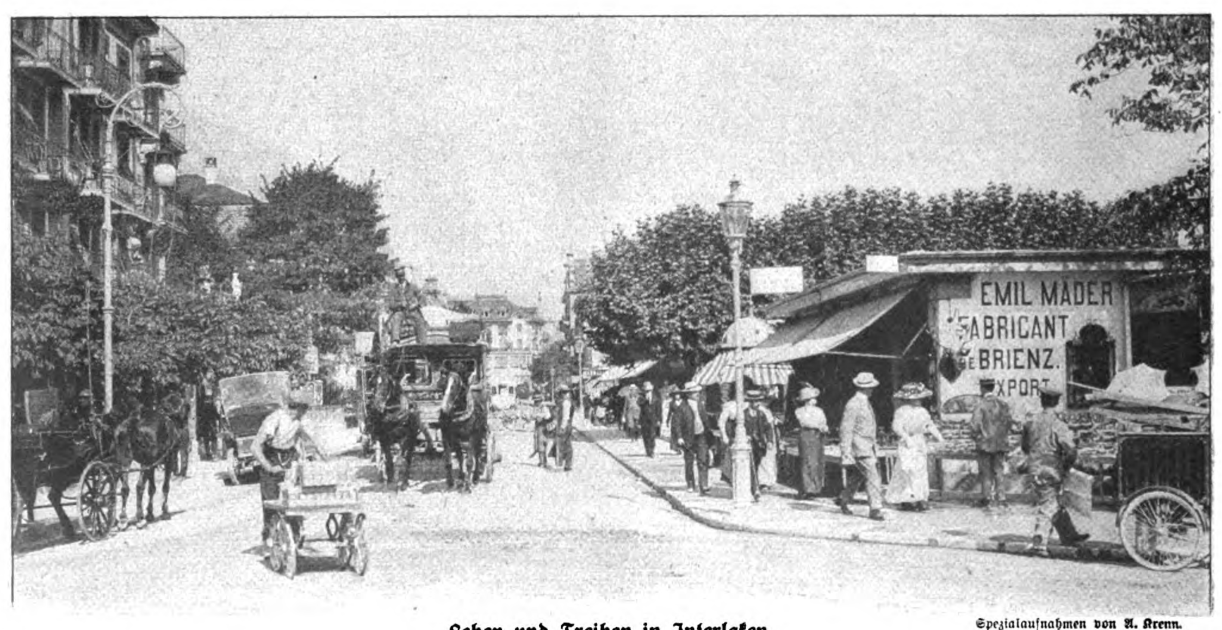
Die schöne Metropole des Berner Oberlandes hat die Gelegenheit zu einem eigenartigen Jubiläum unbenützt vorübergehen lassen, und das ist in unserer festfreudigen Zeit immerhin erwähnenswert. Es sind nämlich rund hundert Jahre her, seit das trotz seiner bevorzugten Lage recht unscheinbar gebliebene Dörfchen sich zu einem Kur- und Fremdenort umzugestalten begann. Die beiden berühmten Hirtenfeste zu Unspunnen hatten die Blicke des gebildeten Europa

Der vierbeinige Fremdenführer oder gegenseitige Prüfung. Oberes Bild: Auf der Höhewegpromenade.
Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Krenn.



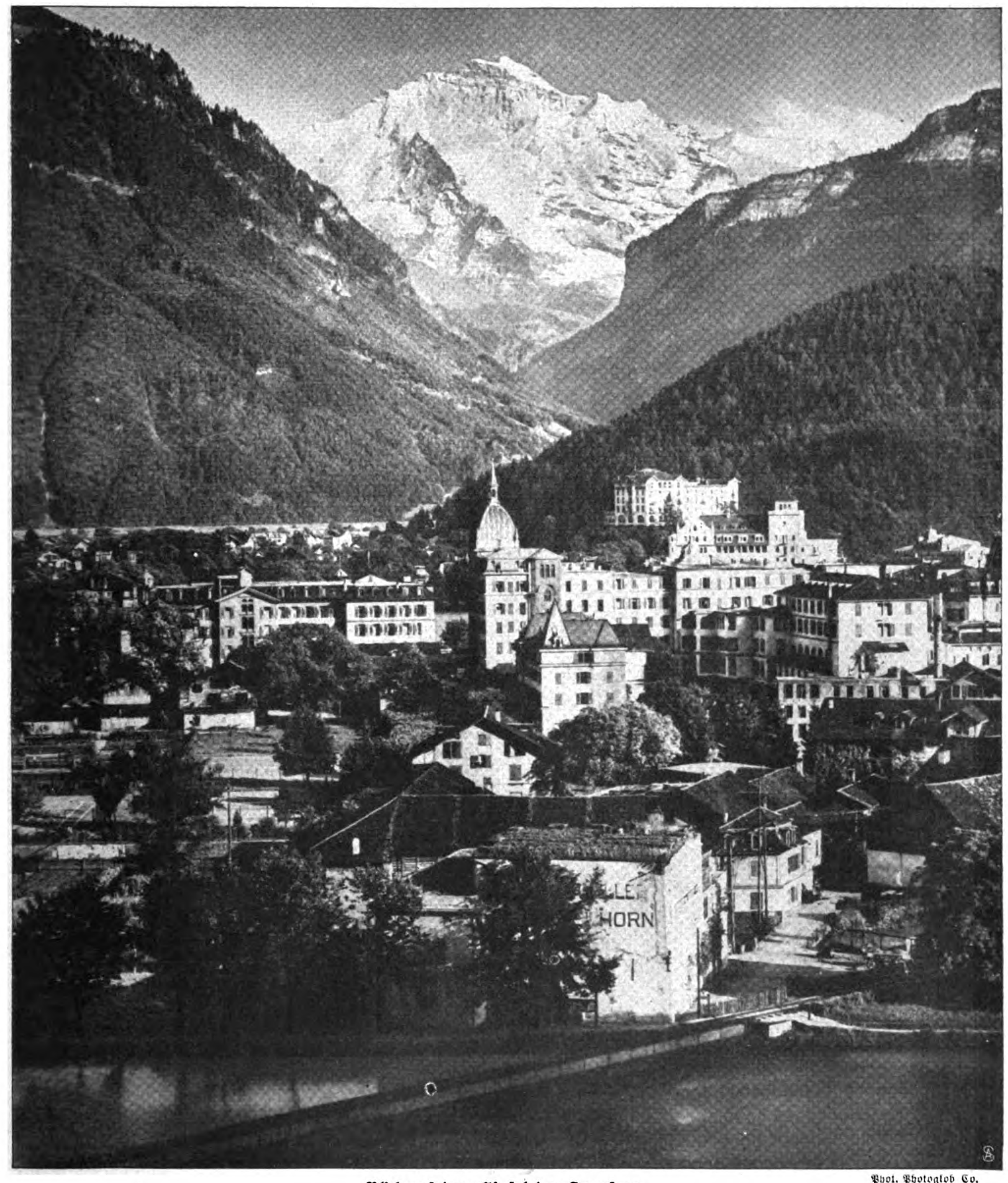
Straßenleben in Interlaken.

auf diesen noch wenig bekannten Erdenwinkel mit seiner wilden Hochgebirgsnachbarschaft gelenkt, so daß manche illustre Reisegesellschaft ihre Schritte auch hierhin richtete. Doch muß der Reiseverkehr damals noch sehr gering gewesen sein, denn trotzdem gleichzeitig der Versuch gemacht wurde, Interlaken zu einem Molkenkurort auszubilden und einige wenige Berner und Baseler Familien das Kurpublikum darstellten, genügte für diese wie für die durchreisenden Fremden die alte „Klosterherberge“ bis zum Jahr 1820 als einzige Unterkunftstätte. Um diese Zeit entstanden am sogenannten „Höheweg“ zwei Pensionen, wodurch eigentlich der Grundstein zu der späteren Bedeutung Interlakens gelegt wurde. Mit der Besserung der Unterkunftsverhältnisse wuchs auch der Besuch, und schon der helvetische Almanach von 1829 spricht von den bemerkenswerten Besuchern aus allen Ländern Europas, die sich in Interlaken einfinden, und bald darauf richtete der englische Reverend Sillery eine Eingabe an die bernische Regierung um Schaffung einer besseren Unterkunftstelle für die Abhaltung des englischen Gottesdienstes, da der bisherige Raum in der Kapelle infolge des immer stärkeren Besuchs der Engländer nicht mehr genüge. Nebenbei bemerkt, ist die englische Kirche in Interlaken heute eine der reichsten auf dem Kontinent. Der rechte Aufschwung Interlakens wie auch anderer heute an hervorragender Stelle stehender Fremdenorte begann erst mit dem Beginn der Ausbreitung der alpinen Touristik am Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Prachtbauten und Hotelpaläste wuchsen aus dem Boden, und es begann jene gesegnete Zeit des Reisendenverkehrs, nach der sich manche älteren Hotelbesitzer, die sie noch miterlebt haben, zurücksehnen. Das gegenseitige Verhältnis von Wirt und Gast war in den meisten Fällen auf aufrichtiges Vertrauen gegründet und nahm nicht selten intimen, freundschaftlichen Charakter an, so daß, wer sich einmal am Platz wohl fühlte, nicht so bald ans Fortgehen dachte und dann sicher Jahr um Jahr wiederkehrte, während heute, bevor Wirt und Gäste sich recht gesehen, diese schon wieder weiterflattern und dadurch



Leben und Treiben in Interlaken.

Spezialaufnahmen von A. Krenn.



Phot. Photoglob Co.

Blick auf den Gipfel der Jungfrau.

selbst Ursache sind, wenn sie oft als bloße Nummern betrachtet werden. Und doch ist kaum eine Gegend der Schweiz so geeignet zum behaglichen Umherschlendern und Genießen der mannigfaltigsten Schönheiten des Naturlebens als dieses Gebiet zwischen den beiden Seen des Oberlandes. Der Luxus der Gasthöfe und die Eleganz seiner Insassen vermögen die landschaftlichen Reize, die sich Schritt auf Schritt offenbaren, nicht zu beeinträchtigen. Man macht sonst der Fremdenindustrie und den Hoteliers gern den Vorwurf, daß sie ihren Interessen alles opfern und selbst die von der Natur geschaffenen Schönheiten nicht schonen, wenn es ihnen Vorteile bringt, und doch haben sie gerade in Interlaken der Poesie der Natur ein großes Opfer gebracht. Jeder Besucher Interlakens kennt den weltberühmten Korso, den „Höheweg", jene unvergleichlich schöne Promenade, auf der unter den vielhundertjährigen Nußbäumen und Platanen die Fremdenwelt sich Rendez-



Eingang zum Kurpark von Interlaken.

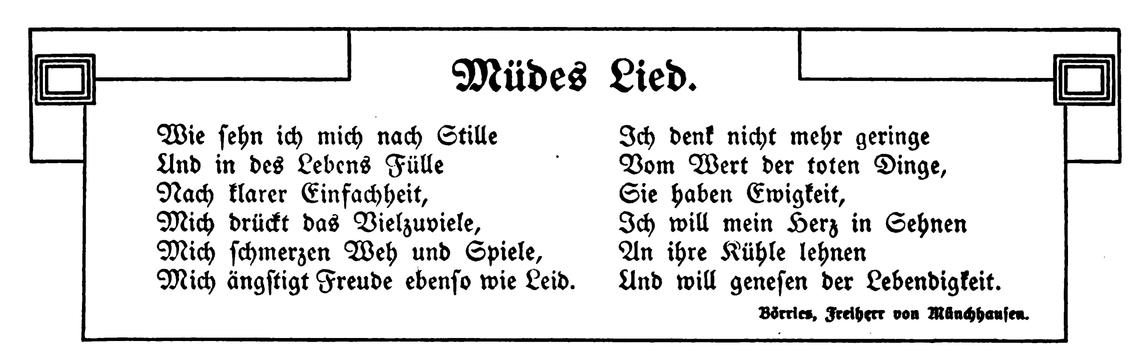
vous gibt. Auf der Nordseite die lange Reihe stattlicher Hotelpaläste, auf der Südseite des Weges aber die große, freie Wiese, über die hinweg der Blick frei zu den blendend weißen Firnwänden der Jungfrau hinüberschweift. Die wenigsten der hier Vorübergehenden wissen, daß hier ein Millionenopfer gebracht wurde, um dieses einzigartige Landschaftsbild zu erhalten und den Wiesengrund für alle Zeiten vor störenden Bebauungen sicher zu stellen. Und daneben besitzt Interlaken einen Kurpark, der, wenn auch nicht übermäßig groß, dafür von um so sorgfältigerer Pflege Zeugnis ablegt und mit seinem reichen, fremdländischen Pflanzenwuchs trotz der Nähe des Hochgebirges für das milde, ruhige



Spezialaufnahmen von A. Krenn.

Der Höheweg mit dem Ausblick auf die Jungfrau. Oberes Bild: Die Blumenuhr im Kurpark.

und gesunde Klima des internationalen Fremdenortes spricht. Eine Sehenswürdigkeit dieses Kurparks ist die berühmte Blumenuhr, die unsere Abbildung Seite 1698 wiedergibt. Nicht die letzten Annehmlichkeiten Interlakens sind seine günstigen Verbindungen mit allen besuchenswerten Punkten des Oberlandes, die ermöglichen, am gleichen Tage bis in die Eisregion der Jungfrau — und in absehbarer Zeit selbst auf deren Gipfel — hinaufzugelangen und den Abend schon wieder mitten im großstädtischen Verkehr und Luxus des Kurorts zu verbringen. Das sind Vorzüge, die nicht allen Fremdenplätzen in gleichem Maß eigen sind.



Müdes Lied.

Wie sehn ich mich nach Stille
Und in des Lebens Fülle
Nach klarer Einfachheit,
Mich drückt das Vielzuviele,
Mich schmerzen Weh und Spiele,
Mich ängstigt Freude ebenso wie Leid.

Ich denk nicht mehr geringe
Vom Wert der toten Dinge,
Sie haben Ewigkeit,
Ich will mein Herz in Sehnen
An ihre Kühle lehnen
Und will genesen der Lebendigkeit.

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

16. Fortsetzung.

Der Küster haderte mit seinem himmlischen Dienstherrn. Unerträglich schien es ihm, daß man ihm sein liebes, blondes Spielzeug, in dem er den Inbegriff aller dämonischen Kräfte zu finden geglaubt hatte, ganz unfaßlich dünkte es den gewalttätigen Diener der Kirche, daß man ihm jenes zarte und feine Geschöpf entrissen. Wo er ging und stand, überall erblickte er das blonde Haupt, dessen Haare wie helle Kornähren schimmerten, und wie sehr er sich auch sträubte, stets vernahm er jene weiche Stimme, durch die immer etwas wie leise Erregung hindurchgezittert hatte, von überall her blickten ihn Augen an, die das lichte Blau des Himmels widerspiegelten.

Und nun gar noch das Verschwinden des Pudels Sus, dieses gelehrigsten und possierlichsten aller Hunde, der in die geistliche Sphäre des Küsters geradezu mit zwingender Notwendigkeit gehört hatte. Wer weckte den Gottesstreiter jetzt noch Punkt 6 Uhr morgens, seitdem das schwarze Tier entwichen war? Wer vollführte bei Tisch und während der langen Spaziergänge die drolligsten Kunststücke, die jemals ein Hund geübt? Wer schlug Purzelbäume, stand auf dem Kopf, fing Mäuse und Ratten und biß die vorübergehenden Bauern so zutraulich in die Waden? Keiner!

Aber diese letzte Trennung bedeutete für den Küster die vollkommene Vereinsamung. Sein Haus wurde leer, und das einzige Vergnügen, das den geistlichen Mann noch mit grimmigem Behagen erfüllte, bestand darin, die Spuren des Entführers sowie seines Opfers zu verfolgen. Zwar in dem gräflichen Schloß durfte er nicht nachfragen, das verbot der Respekt. Aber der Küster orientierte sich dennoch und schrieb sich die einzelnen Stationen mit zolldicken Buchstaben in ein schwarzes Notizbuch, das er sich eigens für diesen Zweck angeschafft hatte. In München hatte man sie gesehen. Am Starnberger See sollten sie gewohnt haben. Und die letzten Spuren wiesen in die freundliche Bischofsstadt Berchtesgaden. Wie es dort wohl aussehen mag? dachte der Küster. Denn er hatte gelesen, daß sich an dieser gesegneten Stätte ein Salzbergwerk tief unter der Erde hinzöge. Und in seiner Zuneigung wünschte er inbrünstig, der Herr des Himmels möchte wieder einmal ein Exempel statuieren. Vielleicht könnte der ehrlose Bursche, der die kleine Blonde entführt, dort unten zu einer Salzsäule erstarren, genau so wie das Weib Lots, damit er später für Geld gezeigt würde. Das wäre ihm gesund!

Aber auffallend blieb es doch, daß bei allen diesen Verwünschungen die kleine Herta völlig leer ausging, und daß der Küster sich manchmal dabei ertappte, wie er im Geist die Bergstraßen der alten Bischofsstadt durchstreifte, um die Verlorene zu suchen und zu finden.

„Unsinn", schimpfte der alte Jesaias dann. „Das ist natürlich Unsinn. Solch ein Frauenzimmer! Und es kommt wohl alles daher, weil ich von ihr einen Kuß empfangen habe. Der hat sich mir auf das Gemüt geschlagen, und ich muß es bezwingen."

Allein das vermochte er eben nicht. Immer tiefer sank seine dürre Gestalt zusammen, immer öfter wurde der Läutestrick von ihm vernachlässigt, in der Kirche sang er mit klagender Stimme offenbar falsche Strophen, und seine Sehnsucht nach dem Pudel Sus sowie nach der kleinen Blonden wuchs immer schmerzlicher an, wurde größer von Tag zu Tag.

Ich muß einmal eine Beschwörung vornehmen, dachte er zum Schluß völlig verzweifelt. Den großen Exorzismus für mich und für Herrn Heinrich. Denn dem mag es wohl noch schlimmer ergehen.

Allein wenn der Küster geahnt hätte, was sein Leidensgefährte trieb, und wonach seine mißhandelte Seele schmachtete, dann hätte er wohl doch in ehrlichem Entsetzen seine Beschwörungsformel aufgeschoben, um dafür recht eindringlich den alten Sanitätsrat Abraham zu benachrichtigen.

Denn nicht immer saß Heinrich Kalsow so ruhig und unbewegt bei seiner schweigsamen Mutter und las ihr „die Pickwickier" vor. Nein, die Knechte hatten recht mit ihren Erzählungen. Seit ihm das Unheil widerfahren war, seit sein Glaube an Freundschaft und an Weibestreue vernichtet wurde, da war ein aufrührerischer, zerstörender Wahn über ihn eingebrochen. Er klagte nicht, keineswegs trauerte er Verlorenem nach, nein, die dumpfe, unverdorbene und einfache Natur des Riesen brütete einzig über Rache. Das Bild der Dogge, die er zu Hertas Füßen erschlagen, verließ ihn nicht mehr. Wenn er sich besonders wohl und stark fühlte, dann sahen seine inneren Augen spritzendes Blut in funkelnden Kreisen, er hörte ein zischendes, klaffendes Geräusch, und die nächste Minute brachte ihm in solchen Augenblicken eine ermattende Erlösung. Ja, ja, das war es! Ein Schlag, ein Ausholen, ein Todesschrei — und dann würde ihm wieder wohl werden.

Aber die Gesetze, der Staat, so warnten die inneren Stimmen.

Er zuckte die Achseln, schritt in den Stellmacherraum, und während er das Fußbrett des Schleifsteins mit festen Tritten in Bewegung setzte, ergriff er das Beil, das ihm schon einmal einen so guten Dienst geleistet, und begann es zu wetzen. Dann zuckte er mit kurzem Lachen die Achseln. Was kümmerten ihn Gesetze, was der Staat? Die Schmach mußte er von sich und seinem Haus abwaschen, der toten Schwester ein Opfer bringen. So lautete das höhere Gesetz, so verlangten es die uralten Bräuche, die auf der Werrahner Markung seit den Tagen der Götter geherrscht. Und der Tag würde kommen, das wußte er genau. Und wenn er sich ihm nicht bald nahte, dann mußte sich der Brütende selbst aufmachen, um seine Zeit wahrzunehmen. Und dann sauste das Rad, die roten Feuergarben versengten ihm die Hände, und abermals hörten die Knechte jenes Aufbrüllen, vor dem sie schaudernd zurückwichen.

„Herr Heinrich schleift sein Beil", sagten sie dann.

* * *

Zu der gleichen Zeit, wo die Wolken auf Werrahn so tief und dräuend herniederhingen, fuhr der alte Graf Karl Anton in die Stadt.

Vor einem der gotischen Häuser am Markt, das mit seinen Spitzen und Zacken ganz aus roten Ziegeln errichtet war, verließ er den Wagen. Gleich rechts in dem hochgewölbten Gang blitzte ein Messingschild, und darauf stand: Oberstleutnant von Henning. Noch ein paar Augenblicke mußten verfließen, in denen der Gutsbesitzer einem Militärburschen in einfacher blauer Livreejacke seine Karte übergab, und darauf wurde er in ein ziemlich schmales Herrenzimmer geleitet, das an den Wänden mit den erlesensten fremdländischen Waffen erfüllt war, denn Henning galt als ein eifriger Sammler und kenntnisreicher Antiquar.

„Hohensee, wahrhaftig, Sie bei mir?" lachte er voller Vergnügen. „Kindchen, das ist großartig. Sie sind doch der netteste Kerl, den diese ganze gottverfluchte Umgegend hier hervorgebracht hat. Na, nu sagen Sie aber weiter kein Wort, wir trinken nämlich erst mal 'ne Flasche Liebfrauenmilch miteinander. Und dann rufe ich meine Frau, damit sie sich gleichfalls das fremde Wundertier in der Nähe bekucken kann. Nicht so? Schwerebrett, Hohensee, Sie machen mir wirklich ein phänomenales Vergnügen. Na, und nu landen Sie mal zuförderst in dem Schaukelstuhl hier."

„Lieber Henning, ein Wort", stammelte in hohem Grade verlegen der Graf, der die Herrschaft über sich noch nicht völlig gewonnen hatte. „Ich bin nämlich — Sie müssen wissen — ich bin nämlich — Herr Jott," brach er plötzlich aus und stampfte mit dem Fuß auf, „daß mir das alles so schwer fällt. Ich befinde mich nämlich rein privatim bei Ihnen. Begreifen Sie?"

Allein der andere begriff zuvörderst gar nichts. Ohne Umstände drückte er deshalb den alten Herrn in den Schaukelstuhl nieder, und während er in den Ecken herumfuhr, um schließlich ein Bündel unförmiger Zigarren herbeizuschleppen, knatterte es wieder abgerissen wie Peletonfeuer aus ihm hervor: „Privatim is jut, Hohensee. War wieder mal 'ne ganz eigenartige Nummer."

Und indem er sich rittlings vor dem Freund auf einem einfachen Holzstuhl niederließ, setzte er noch dringender hinzu: „Na nu, Hohenseechen, nu klemmen Sie sich zuvörderst mal meinen Waldbrand zwischen die Zähne, und dann erklären Sie mir in drei Deuwels Namen, warum Sie Ihre prachtvolle Agrariermaske in eine solch verzweifelt ernsthafte Fasson gebracht haben. Was is denn eigentlich los? Menschenskind, Sie können einem ja 's Graulen beibringen!"

Noch eine Weile scharrte der Graf mit seinen Lackstiefeln auf dem weichen Teppich herum. Dann aber sank er völlig in sich zusammen, und während er das grau gescheitelte Haupt so tief neigte, als ob er auf dem bunten Perser nach einer Stecknadel zu suchen hätte, da fing der gepeinigte und in seinem Stolz so tief verwundete Vater mit kaum hörbarer, schleichender Stimme an, von der Not zu berichten, die sein einziger Sohn, der Erbe eines makellosen, altadligen Namens, ihm ins Haus gestoßen. Nichts verschwieg er.

„Aber das is ja scheußlich — unfaßbar — eine ganz niederträchtige Geschichte", schob der Oberstleutnant gelegentlich dazwischen.

Und als Karl Anton geendigt hatte und nun dasaß, versunken und wie ein Mann, der ohne eigene Schuld es nicht mehr wagen darf, als Gleichberechtigter vor seine Standesgenossen hinzutreten, da knöpfte sich der Oberstleutnant eilig seine graue Interimsjacke zu, kraute sich in dem militärisch zugestutzten schwarzen Haar und stolzierte mit seinen dürren Beinen schweigend in dem schmalen Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor einer japanischen Rüstung stehen — —

„Also nun hören Sie mal, liebster, bester Graf", begann er zum Schluß, als ob er über eine Angelegenheit verhandle, wie sie alle Tage sich ereignen könne. „Zuvörderst — hm, ja — danke ich Ihnen, daß Sie mich so bald in Ihr ehrenvolles Vertrauen gezogen haben. Sie sind ein kluger, praktischer Mann, und Ihre Anwesenheit bewegt sich selbstverständlich lediglich in rein privaten Grenzen. Sie begreifen mich, alter Freund!"

Der Besuch nickte, steckte das Schnupftuch in die Brusttasche und zog es nervös wieder hervor.

„Na nun still, Alterchen", knarrte der andere weiter, wobei er den japanischen Harnisch in die Höhe hob, um ihm eine etwas andere Lage zu geben. „Was ich Ihnen jetzt erwidere, das sagt natürlich nicht etwa der Oberstleutnant von Henning, sondern ihr alter Skatbruder, der sich über Ihren gottvergessenen Lümmel gehörig ärgert. Verstanden?"

„Herrjott", stöhnte Karl Anton von neuem und fuhr sich abermals nach der Stirn.



„Ruhig, Kindchen, ruhig. Jetzt kommt es doch für uns beide vor allen Dingen und ganz allein darauf an, daß der Name Hohensee keinen Schaden leide, das alte Geschlecht, die Familie. Mit einem Wort der Mann, der sich bei Mars la Tour das Eiserne Kreuz Erster geholt hat, nicht wahr?“

Allein statt einer Antwort sprang der Gutsbesitzer, der den inneren Drang unmöglich länger in seiner arbeitenden Brust verschließen zu können glaubte, in die Höhe und pflanzte sich abgewandt vor dem Fenster auf, wo er in brütender Ungeduld an dem Riegel hin und her klirrte.

„Henning,“ murmelte er, „lieber Freund, sprechen Sie doch nicht von mir. Was mache ich mir aus meinem Geschick? Dat is ja Lumperei und Abbruch. Aber der Junge, der Junge! Glauben Sie mir, er is ja nich schlecht, sondern die Weiber, die verdammtigen Weibsen sind anders wie zu unserer Zeit. Und die haben ihn auf dem Gewissen.“

„Na nu hören Sie mal, Hohensee,“ lenkte er ab, „das steht nun auf einem andern Blatt, über das wir uns ja gelegentlich einmal unterhalten können. Vor allen Dingen aber“, platzte er ehrlich heraus, „muß nun der Spektakel abgehalten werden.“

„Die Schande“, wiederholte Karl Anton.

Der andere fuhr fort: „Die Vorbedingung alles Weiteren, lieber Freund, besteht natürlich darin, daß Sie Ihren lieben Filius — hm ja, nehmen Sie's nicht übel — ich meinte also, Sie müssen Ihren Sohn so schnell wie möglich zu dem Gesuch bringen, daß er ein für allemal und dauernd aus der Armee auszuscheiden beabsichtige. Er will auswandern, verstehen Sie?“

Karl Anton nickte. „Ja, ja,“ murmelte er, „das ist ja so die Form.“

Der Oberstleutnant warf einen halben Seitenblick auf seinen bedrückten Gast und begann zur Abwechslung an einem Paar alter Reiterpistolen herumzuwirtschaften.

„Aber schnell, alter Freund, unheimlich schnell. Denn morgen, übermorgen kann es mir schon passieren, daß mir von einem meiner Offiziere die Affäre gemeldet wird, und Sie wissen ja, wie dann der Gang der Geschäfte weiter geht.“

„Ja,“ sagte Karl Anton, „das weiß ich. Aber das darf nicht geschehen.“

„Natürlich, ganz selbstverständlich, deshalb verhandeln wir ja miteinander, freundschaftlich, gesprächsweise, ohne jede Dienstlichkeit, nicht so? Und nun, mein bester Graf, lieber, alter Kerl, rappeln Sie sich ein bißchen zusammen. Es ist ja eine schmähliche Geschichte, und Sie begreifen, daß ich sie von meinem persönlichen Standpunkt aus unter allen Umständen mißbillige und ver —“ Herr von Henning wollte augenscheinlich „verachte“ sagen, aber er verschluckte sich und brachte es bis zu einem freundlicheren — „verurteile“. „Freilich, Ihr Junge ist ein begabtes Subjekt, und wenn wir ihn erst ungefährdet aus der Armee heraus haben, dann hoffe ich ganz zuversichtlich, daß er unter Ihrer Fuchtel wieder ein honetter, brauchbarer Mensch werde. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie dem Jungen eine Hauptsache des anständigen Lebens beizubringen vermögen.“

Da wandte sich Karl Anton plötzlich zurück. Mit unsicheren Schritten nahte er sich dem dürren Offizier, dann legte er haltlos beide Arme auf die Schultern des ihn so sehr überragenden, und während dicke Tränen über sein breites, gutmütiges Gesicht herabstürzten, murmelte er erstickt: „Sagen Sie mir das, Henning. Geben Sie mir das an. Denn Sie sind solch ein anständiger Kerl, und mir selbst ist so verworren zumute, daß ich eine Heugabel nicht mehr von einem Eßlöffel unterscheiden kann. Was meinen Sie, müßte ich meinem Fritz beibringen, wenn ich ihn erst wieder vor mir habe? Ich habe keine Ahnung, was das sein könnte.“

Jetzt wandte sich auch der Kürassieroffizier lebhaft und fortgerissen herum. „Lieber, guter Hohensee,“ knarrte er wieder gleich heftigem Peletonfeuer hervor, und dabei streichelte er seinem Besuch wie eine zärtliche Mutter auf beiden Wangen herum, „regen Sie sich nicht auf, es muß wieder ins Gleis kommen, und es kommt auch alles wieder ins Gleis. Schon deshalb, weil man ja solche Frauenzimmersünden in unserer Zeit für interessant und harmlos hält. Der Junge wird Landwirt, und die kräftige Luft dort draußen wird ihn schon wieder zur Räson bringen. Aber was Sie ihm eintrichtern müssen — sehen Sie, das besteht in folgendem: Von Ihnen und Ihrem Beispiel, alter Freund, muß er lernen, daß unsere Frauen und Mädchen vom alten Herrgott da oben nicht als Vergnügungsmittel in die Welt gesetzt seien — kreuzdonnerwetter, das sind sie nicht, das wäre ja noch schöner — sondern daß sie als Sterne am Himmel stehen, die uns armen Schiffern für unsere Irrfahrten den Kurs anzugeben haben. So hat es mit mir, gottlob, eine große Anzahl guter Männer gehalten. Und wir sind nicht schlecht dabei gefahren und haben ein mächtiges Reich hingestellt. So, Hohensee, und nun wischen Sie sich die Tränen aus den Augen, denn jetzt lasse ich trotz allem die Flasche Liebfrauenmilch holen. Und meine Frau rufe ich auch. Man sieht nicht alle Tage einen wirklichen Edelmann bei sich zu Gast, und solch einer muß gefeiert werden. Dafür ist aber Liebfrauenmilch gerade das richtige Getränk. Setzen Sie sich, alter Freund.“

* * *

Schwarz und düster wie ein zur Erde gesunkenes Gewitter dehnte sich der Königssee zwischen den dunklen, baumlosen Felsen, die ihn einbetteten. Schwarz waren die Nachen, die ihn überfuhren, lautlos die Ruderschläge, mit denen die Kähne gelenkt wurden. Und selbst die Sonnenstrahlen, die die hohen Steine überklettert hatten, zauberten keine Farbe auf dem toten Gewässer hervor. Eine Stätte, geschaffen zur Einkehr und zum Nachdenken.

Und wahrlich, wer ist das zierliche, schlanke Geschöpf, das die Farbe des Sees für ihre Kleidung gewählt hat und nun im verlorensten, versunkensten Hingrübeln in einem Feldstuhl auf dem Balkon des ehrsamen Gasthauses zum „Goldenen Delphin“ willenlos und hingestreckt ruht? Warum hat sie den schönen Arm über die Augen gedeckt, da die Sonnenstrahlen doch nicht bis zu ihrer Ruhestätte dringen, und weshalb läßt sie die ältere Französin, die ihr zur Gesellschaft dient, plaudern und schwatzen, ohne die Lebhafte einer Antwort zu würdigen? Und ist es nicht seltsam, daß sie nur dann ein Zeichen des Lebens gibt und ängstlich zusammenzuckt, sobald das Zeitungsblatt, das alt und zerknittert auf ihrem Schoß ruht, vom Wind bewegt, einmal lauter raschelt und knistert?

Der See liegt da, wie wenn der Todesengel seine fahlen Glieder in ihm bade. Und Tod und Verwesung



ist es auch, was die Sinne der schweigsamen Blonden bedrängt. Wie lange ist es her — kaum ein paar Wochen — seit sie in dem Berliner Hotel dieses mürbe, zerknütterte Zeitungsblatt ahnungslos ergriffen? Seitdem hat sie sich von dem Papier nicht mehr getrennt. Wohl hat man es ihr zu entwenden versucht; ihr Gefährte sowohl wie die geschickte Französin, wie oft haben sie danach getrachtet, dem blonden Rokokofigürchen das Blatt zu entreißen. Aber es gelang ihnen nicht. Nein, es konnte nicht glücken, und all das Lebende und Tote, das mit bleichen Gesichtern aus der kurzen Zeitungsnotiz nach ihr hinschielt, es hat sie aufgejagt und mit ihr die andern, die sie jetzt hüten müssen wie eine Kranke. Fort über die Künstlerstadt an der Isar, hindurch durch den See, wo der Märchenkönig ertrank, hindurch durch Wälder und Berge, hinter denen die Freude und die Ruhe wohnen müssen. Aber merkwürdig, die Freude und die Ruhe springen vor ihr auf wie entsetztes Wild und lassen sich nicht jagen. Statt dessen gurgelt unverändert hinter ihr her der baumüberschattete schmale Schwarzbach. Was soll das? Warum kann sie dies Geräusch nicht bannen? Was kümmert sie ein Dorfgewässer aus der norddeutschen Tiefebene, das doch nur dazu dient, die Felder eines plumpen Landwirts zu tränken?

Weiter, weiter. Hindurch durch Salzburgs blitzende weiße Gassen. Hier ist man dem Süden schon näher, man sieht schwarzäugige Tiroler, und mitten im Herbst bringen kleine Eselgespanne Berge der buntesten Alpenblumen zur Stadt. Das ist schön! Hier kann sie wieder lächeln, und gelegentlich vernimmt sie auch schon die spöttischen Reden ihres Begleiters, der sie zu erheitern trachtet.

Aber warum rauscht der grüne Inn so traurig und mahnend, wenn sie an seinen Ufern entlang schreiten? Dann zwingt es sie, stehenzubleiben und zu lauschen. Und schon ist es nicht mehr das trotzige Berggewässer. Fort, fort, denn es gurgelt hinter ihr mit dem bekannten müden Klang, den sie nicht ertragen kann. Um Gottes willen, packt zusammen und dann weiter. Weiter in die Berge hinauf.

Nein, nicht in Berchtesgaden, der alten Bischofstadt, sich festsetzen. Warum nicht?

Weil dort so viel Norddeutsche leben. Sie können es gelesen haben. Sie können mit Fingern auf uns deuten. Dort hinten, hinter den Wäldern, dort wird die Ruhe thronen.

Aber hinter den Wäldern dort dehnt sich der schwarze See zwischen den glanzlosen Felsen, die das Gewässer zusammenpressen. Dort badet der Todesengel seine fahlen Glieder, und manchmal schwirrt es in der Luft, schaurig und kalt, wie wenn er seine Fittiche schüttle. Und der Todesengel steht dort unten und blickt zu ihr herauf. Allmächtiger Gott, warum kann sie über solche Gespinste der Phantasie nicht lachen?

„O, mademoiselle, c'est drôle, vraiment, c'est très drôle."

Aber als die Kleine das französische Geschwätz auffängt, da läuft es wieder wie ein schauderndes Zucken über ihren ruhenden Körper, und die rechte Hand preßt das Zeitungsblatt in ihrem Schoß, daß es knistert und rauscht. Ja, jetzt weiß sie es, jetzt fühlt sie es zum erstenmal unabwendbar, welche Kraft ihren aufrührerischen Sinn gebrochen und verändert hat. Sicherlich, das ist es. Zu lange hat sie unter Mutter Lottings Dach gelebt. Seit sie zu Werrahn in der guten Stube gesessen, abgeschnitten von dem Sturmwind, den die neue Zeit entfesselt, da sind leise und unvermerkt Gewalten über sie eingebrochen, die sie früher nicht gekannt hat. Es sind die schweren, biderben Anschauungen jener Leute, die den unverbrauchten Kern des Volkes darstellen, Anschauungen, deren oberste Gesetze lauten: Du sollst gut sein! Und zum andern: Du sollst dich bescheiden! Und abermals: Du sollst zurücktreten hinter dein Volk und ohne Lohn und Glanz schaffen und wirken.

Weh ihr! Das ist stark über sie geworden. Und jetzt schreit es in ihr, weil sich ihr Dasein ohne Güte und in Herzlosigkeit verschwendet, und daß sie sich nicht habe bescheiden können, und weil sie sich und andere dadurch zu einem nutzlosen Lotterleben verführt hat.

Allbarmherziger, schon gurgelt es wieder neben ihr. Und mit einem lauten Schrei fährt die Beladene aus ihrer ruhenden Lage empor und blickt sich leichenblaß und verstört um. Aus ihren Augen fleht die Friedlosigkeit: „Madame Dufournier, packen Sie zusammen, wir können hier nicht bleiben."

„O ciel, ick wissen nicht warum? Es seien so schön hier, si joli, und dort kommen auch gerade Ihr Bräutigam."

„Wer? Mein Bräutigam?"

„Oui, votre fiancé, monsieur le comte. Hören Madmoiselle nix das Bellen von die kleine Hund?"

Und wirklich, vom See tönt ein lautes, kräftiges Gekläff herauf, und in dem gleichen Augenblick sinkt die Verstörte für einen Moment beruhigter zurück. Der Pudel dort unten, der sie schon von weitem zu begrüßen scheint, er ist der einzige ihrer alten Freunde, der ihr in die Fremde gefolgt. Wie merkwürdig! Hat nicht der liebe alte Küster Vierarm immer behauptet, daß sich in dem schwarzen Tier irgendein geheimnisvoller Kobold verberge? Und jetzt muß das versprengte Geschöpf darüber nachdenken, auf welch sonderbare Weise der Hund sich an ihre Fersen geheftet. Von dem Werrahner Fest, wo man ihre Verlobung gefeiert — wieder zuckt sie zusammen und steckt aufgescheucht und mißtrauisch das Zeitungsblatt zu sich — ja, von dem Garten aus, wo die vielen bunten Lampions brannten, da ist der Pudel der gräflichen Equipage nachgejagt. Auch auf dem Sekundärbahnhof hat er nicht von ihr lassen wollen, so oft und so energisch man das Tier auch vertrieb. Und nachdem er ihr mit einem mächtigen Satz in das Coupé nachgesprungen und schmeichlerisch seinen Kopf zwischen ihre Knie gebettet, von da an hat sich die Kleine an den zottigen Freund wie an einen sicheren Schutz geklammert.

So ist Küster Vierarms Geselle ihr letzter Halt geworden.

* * *

Sie saßen beide allein in dem niedrigen Wohnzimmer, das der Wirt des Gasthauses zum „Goldenen Delphin" großmütig zum Salon erhoben hatte, weil die Stube durch zwei abgenutzte rote Samtfauteuils geschmückt wurde. In diesen Sesseln lehnten sie sich gegenüber, der junge Graf, eine Zigarette rauchend, die Stirn ein wenig verzogen wie jemand, in dem Mitleid oder ein stiller Vorwurf nagt, seine blonde Gefährtin jedoch in einem enganliegenden, grauen, englischen Tuchkleid, aus dem am Hals ein schmaler, weißer Herrenkragen hervorlugte. Ihre Haare, die sie jetzt nach griechischer Art trug, waren von Madame Dufournier in eine goldene Spange ge-



legt, und sie würden wie sonst geschimmert und geblitzt haben, wenn sich das Licht in dem überaus niedrigen Raum hätte einen ausreichenden Eingang verschaffen können. So aber waltete um die beiden eine matte Dämmerung, gleichsam als ob der See keine Farbe in seinem Bereich dulden möge. Da rührte sich der junge Graf zum erstenmal, und nachdem er den Zigarettenrauch mit der Hand verjagt, als fürchte er, die blauen Wolken könnten seine Zuhörerin belästigen, da holte er tief Atem und begann mit schonender Zurückhaltung: „Ich glaubte, mein liebes Kind, wir wollten heute die Table d'hote besuchen, du versprachst es doch. Und ich muß gestehen, ich freute mich eigentlich darauf."

„Ja, ich versprach es", entgegnete Herta hastig. Dann fuhr sie mit der Hand ungewiß nach ihrer Tasche, und als sie gefühlt hatte, daß sich das Zeitungsblatt, das sie so ängstlich behütete, in ihrem Besitz befände, da warf sie in aufspringender Erregung hin: „Ja, ich versprach es. Aber es tut mir leid, ich kann es nicht halten."

„Nicht halten? Oh, und warum?"

„Du weißt ja. Ich bedaure es. Ganz besonders deinetwegen und für uns alle. Aber du darfst mir deswegen nicht zürnen, ich kann mich nicht bezwingen. Wir müssen hier fort, Fritz."

Und in schüttelnder Angst hetzte sie weiter: „Ich habe schon zusammenpacken lassen. Madame Dufournier ist von allem unterrichtet. Und wenn du mich nicht begleiten willst, dann muß ich allein fahren."

„Aber wohin denn, mein liebes Kind? Denke doch nach, wohin willst du von hier?"

„Das weiß ich nicht. Oder doch, jetzt wird es mir klar. In die große Stadt muß ich. Unter Tausende von Existenzen, zwischen denen man nicht beobachtet und gesehen wird, weil sie alle hasten und treiben und arbeiten."

Allein kaum war ihr dieses eine Wort entglitten, da stockte sie plötzlich und richtete ihre dunkel gewordenen Blicke dringend und mahnend auf das hübsche rot und weiße Antlitz ihres Gefährten. Es war augenscheinlich, daß sie endlich gefunden, was sie so lange in Gier und Angst gesucht.

„Höre, Fritz", begann sie, während ihre Hände wieder unruhig an ihrem Kleid herumstrichen, bis sie an dem knisternden Zeitungsblatt in der Tasche einen augenblicklichen Halt erreicht hatten. „Lieber Fritz, du darfst mich nicht verkennen, ich weiß, ich bin dir bis jetzt nur zur Last gefallen, und der Rausch und das freie Leben, das wir uns versprachen — o du lieber Gott, was ist aus ihnen geworden? Durch meine Schuld, ich bekenne es gern, lediglich durch mein übellauniges Wesen."

„Weiter, Kleine. Für deine Erschütterung kannst du ja nichts. Du wolltest etwas anderes sagen?"

Da beugte sie sich vor, weit nach ihm hin, und der junge Offizier konnte wahrnehmen, wie ihre Brust auf und nieder bebte.

„Fritz, jetzt weiß ich, was mich so beengt, was mich so unbrauchbar macht, daß ich dies Dasein nicht länger weiterführen kann."

„Ja, was denn, was?"

„Ich weiß, ich tu dir weh damit. Aber sieh, wenn ich dich auch an meinen früheren Aufenthalt nicht erinnern soll, ich habe eben doch zu lange unter unausgesetzt tätigen Menschen gelebt, als daß mir unsere schlaffe Beschäftigungslosigkeit — ja, ich meine die deine — dieses satte, nutzlose Dahinvegetieren nicht als eine direkte Versündigung gegen unsere beste Bestimmung erscheint. Ich habe früher nur Männer um mich gesehen, die ein Ziel vor Augen hatten, wenn auch ein noch so bescheidenes. Und du, Fritz? Und ich? Wohin wollen wir hinaus? Wo soll das alles enden?"

„Wo das enden soll?"

Auf ihren Vorwurf war der Aristokrat in seinem eleganten Smoking blutrot geworden. Wie? Das sollte der Rest sein, daß ihm dieses zierliche Geschöpf, von dem er bisher nur Beschwerden eingeheimst, Verhaltungsmaßregeln erteilte und Vorwürfe ins Gesicht schleuderte, die recht deutlich an die kräftigen Ermahnungen seines alten Herrn Karl Anton erinnerten? Aber still, still. Die Schuld, die er auf sich geladen, verschloß ihm dauernd den Mund. Und auch jetzt trieb ihn nur das Begehren, der Aufgeregten zu einiger Ruhe zu verhelfen. Und plötzlich erhob er sich, griff nach der Hand der Kleinen und drückte sie sich ans Herz. Sie war selbst in ihrer Krankheit noch so wunderlieblich und vornehm. Immer wieder rührte ihn diese kleine, zierliche Erscheinung.

„Herta," sagte er mit seiner ihm angeborenen Liebenswürdigkeit, „wohin das führen soll, willst du wissen? Kind, daran hast du doch im Ernst nicht zweifeln können. Aber da du mich dahin drängst, so sollst du es heute erfahren. Gut, wir eilen jetzt nach Berlin, da du es so haben willst, und dort, Kleine —"

„Nun, dort?"

Der junge Mensch sah sich hilflos um. „Dort erfülle ich einfach meine Pflicht gegen dich."

„Deine Pflicht? Sprich nicht so flache Worte, Fritz. Was meinst du damit?"

„Das wirst du schon merken. Du wirst zufrieden sein mit mir."

Der elegante Aristokrat hatte wohl erwartet, daß auf diese Eröffnung, die doch wieder ein wenig dunkel und verworren klang, ein erlöster, jubelnder Schrei folgen sollte. Allein er täuschte sich, alles blieb still. Die großen, dunklen Augen, aus denen langsam und schwerfällig die Tränen sich losrangen, blieben starr auf ihn gerichtet, und die Hand, die er in der seinigen hielt, wurde eiskalt. Endlich löste sich von neuem eine bange Frage von ihren Lippen: „Und dann, Fritz? Was gedenkst du dann, nachdem du deine Pflicht gegen mich erfüllt hast" — hier lächelte sie fast unmerklich — „was gedenkst du dann weiter zu unternehmen?"

Der junge Graf preßte unwillkürlich die Hände zusammen. Also da war es wieder. Sein Entschluß, den sie doch erraten mußte, hatte weiter keinen Eindruck auf seine anspruchsvolle Gefährtin hervorgebracht, als daß sie in ihrer Schulmeisterei fortfuhr.

„Dann," stieß er etwas heftiger hervor, „nun also, wenn es dich so interessiert, dann werde ich mit besten Kräften meine Studien auf der Kriegsakademie aufnehmen, denn ich bin doch nun einmal Militär und wünsche es vorderhand zu bleiben. Und jetzt, Kleine, examiniere mich nicht weiter und gib dich darein."

Darauf blieb es eine Weile still zwischen den beiden. Aber nachdem Herta nach ein paar Minuten die feuchten Tropfen aus ihren Augen entfernt hatte, schnellte sie empor, warf ihrem Gefährten einen kurzen, zweifelnden Blick zu, worauf sie wieder zusammenschreckte und eilfertig die Nebentür öffnete.

„Madame Dufournier!"

„Oui, mademoiselle."



„Halten Sie sich bereit. Heute nacht noch reisen wir nach Berlin.“ Und mit zitternden Lippen setzte sie hinzu: „Nur fort von hier. Fort von dem schwaren See und dorthin, wo deutsche Menschen schaffen und wirken.“

Und sie beugte sich nieder, und unter den mißfälligen Blicken ihres Gefährten begann sie zärtlich dem Pudel Sus das Fell zu streicheln.

„Wir fahren heimwärts, Sus! Wir gehen nach Hause!“ (Fortsetzung folgt.)



Miß Marjory Digby, die Nichte des Marquis of Lansdowne.

Irische Jagdreiterinnen.

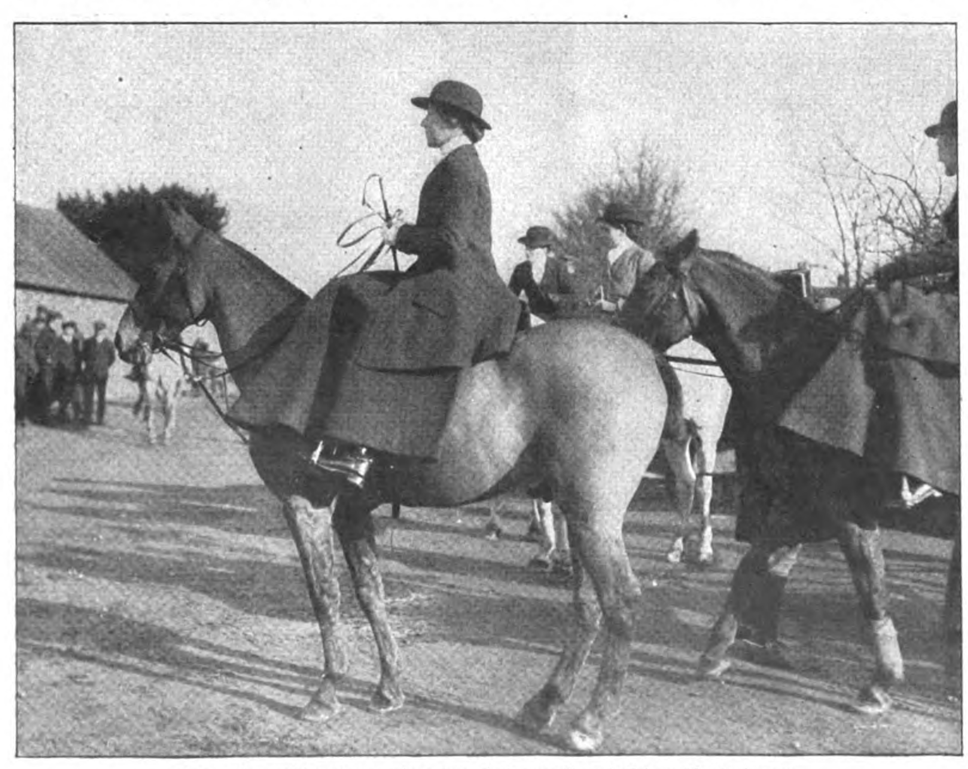
Von Gustav Rau. — Hierzu 10 Aufnahmen von Poole.

Das Jagdreiten! Wer einmal den Zauber empfunden hat, an einem goldenen Herbsttag hinter den Laut gebenden Hunden durch Feld und Flur zu galoppieren, auf einem guten Pferd jedes Hindernis überwindend, stets bestrebt, in der Nähe der Hunde zu bleiben, den zieht es immer wieder zu der Meute, zu dem fröhlichen Galopp durch den farbenprächtigen Herbst.

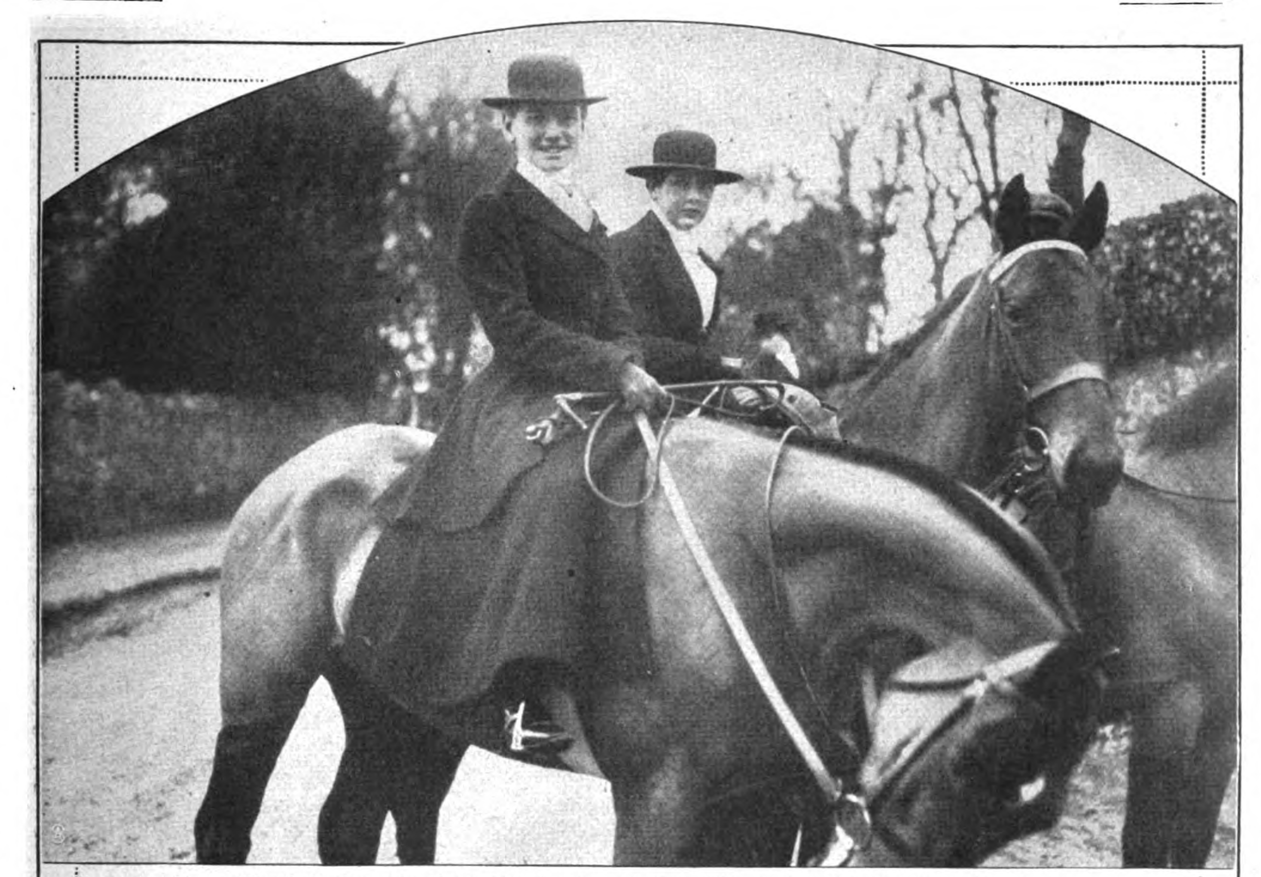
Man muß wissen, daß es in England, Irland und Schottland mehr als 200 Meuten gibt, etwa 20 für die Hirschjagd und 180 für die Fuchsjagd. „Foxhunting“ ist der verbreitetste Jagdsport. Neben diesen 200 Meuten bestehen aber noch viele Hasenmeuten, auch zahlreiche Meuten für die Schleppjagd, wo kein lebendes Wild gejagt wird, sondern die Hunde auf einer gelegten Schleppe, der Losung von Wild, laufen. Die Hasen- und Schleppjagden werden dort, wo die Jagd hinter dem Hirsch und Fuchs unmöglich ist, geritten. Die Stärke der Felder, die den Hunden der verschiedenen Meuten folgen, beträgt oft dreihundert Reiter und Reiterinnen, an einzelnen Tagen und hinter einzelnen Meuten oft noch erheblich mehr.

Während man in Deutschland in den Jagdfeldern stets nur vereinzelte Damen sieht, bieten die Jagdfelder in England das Auffallende, daß dort ebenso viele Damen wie Herren mitreiten, und zwar Damen jeden Alters, von der Lady mit weißen Haaren bis zum kleinen Mädchen, das auf seinem Pony den Hunden folgt, solange es geht. Man kennt in England und Irland eine große Anzahl berühmter Reiterinnen, deren Namen jedem geläufig sind, und die es an Schneid und Verwegenheit mit jedem Mann aufnehmen. Sie sind hinter den Hunden bei jedem Wetter zu finden, einerlei, ob der Sturm über das Land braust, ob der Regen gießt oder die Sonne lacht.

Das idealste Terrain für den Jagdreiter ist Irland. Es ist zwar fashionable, in den „Shires“ zu jagen — das sind die Grafschaften Leicestershire, Northamptonshire und Warwickshire in England.

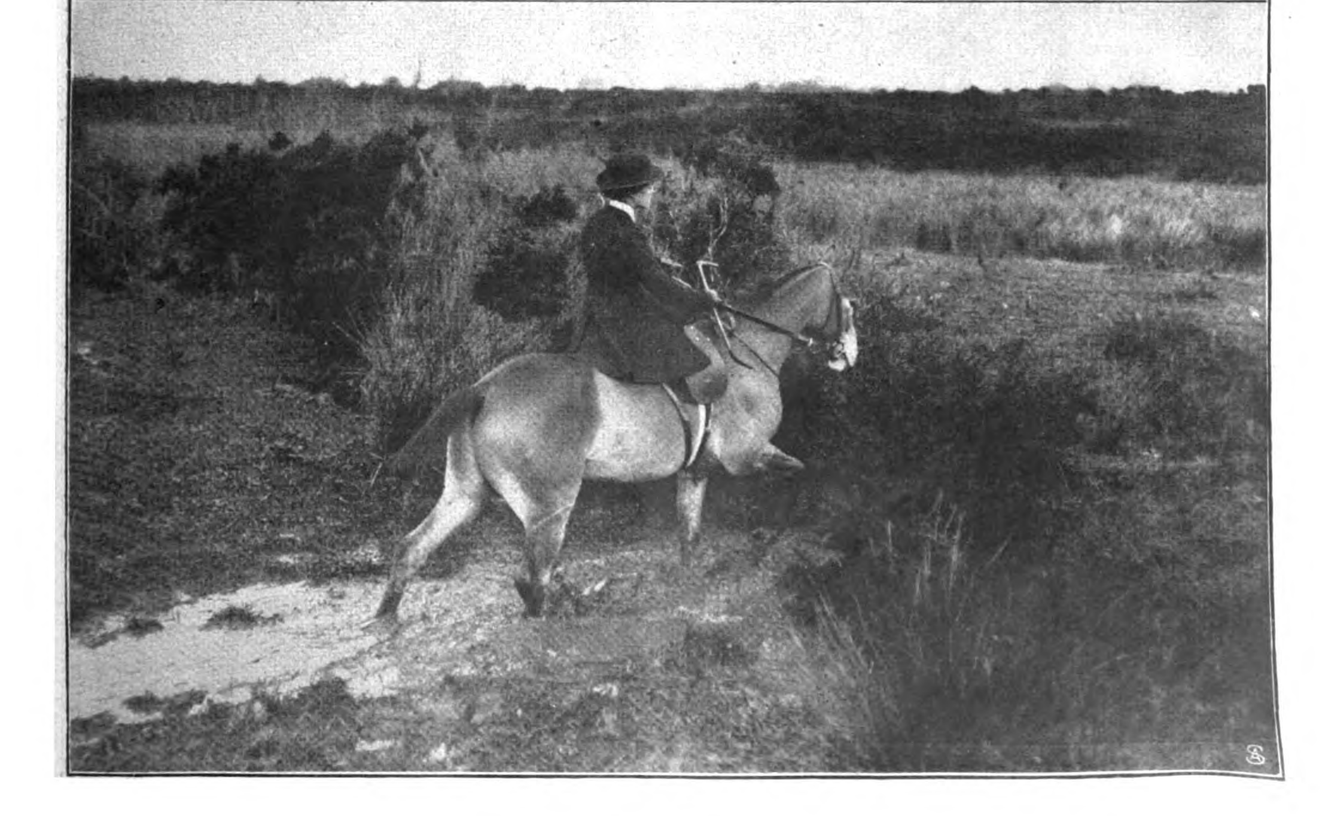


Miß Clare Bingham, eine der bekanntesten irischen Reiterinnen.



Miß Patterson, die hinter den Hunden im Herrensitz jagt; neben ihr Miß Murphy.

Unteres Bild: **In den irischen Jagdgründen: Durch einen Bach!**



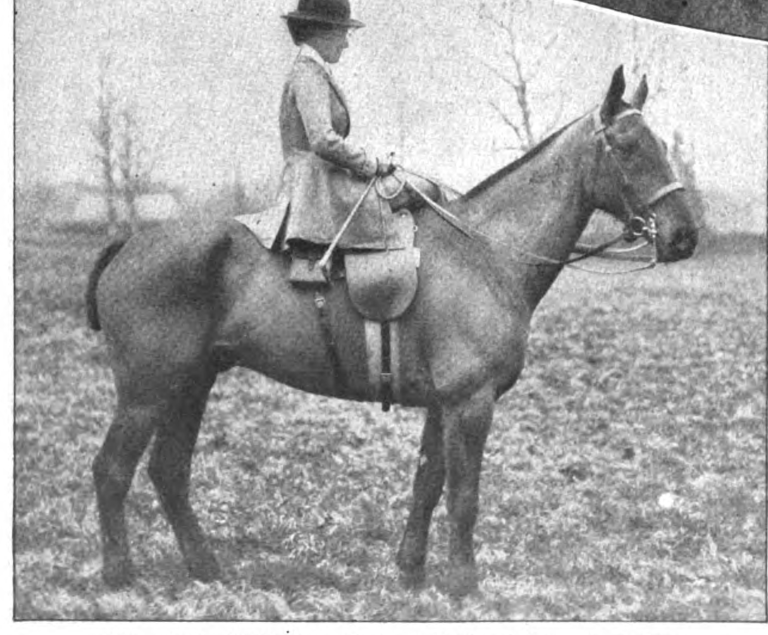


Miß Fitzgerald auf ihrem Halbblutpferd.

Dort reitet die Londoner Gesellschaft. Auf diesem prachtvollen Gelände mit seinen unendlichen Wiesen- und Weidegründen werden die Jagden außerordentlich schnell geritten, und man findet für die dortigen scharfen „Runs“ ein Elitematerial von Pferden. Aber Irland bietet, wie schon betont, ein idealeres Terrain, denn der Reiz des Wechsels ist dort ewig und die Hindernisse mächtiger als in jeder englischen Gegend. Die Gräben, Steinmauern, Erdwälle und Hecken haben dort Dimensionen, an die auch Reiter, die gern springen, mit etwas Zagen herangehen, wenn sie nicht wissen, daß sie ein Prima-Pferd unter sich haben. Dazu die Zusammensetzung der Felder in Irland, sowohl was Menschen als auch Pferde betrifft. Es gibt nichts, das fesselnder ist! Mit dem Großgrundbesitzer, dem das Land gehört, so weit ein Pferd an einem Tag galoppieren kann, und seinen Gästen jagen die Pächter, der Pfarrer und alles, was von den Renten und vom Erwerb lebt. Das Pferd, das sich einer, der mal mittun möchte, gemietet hat, galoppiert neben dem Elitehunter



Lady Viktoria Pery,
Tochter der Gräfin von Limerick.



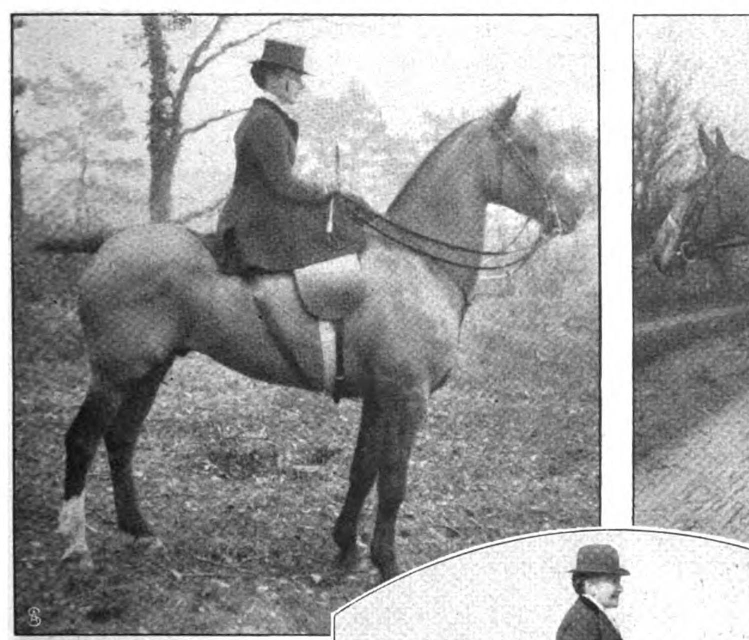
Mrs. Louis Phillpotts auf ihrem starken irischen Jagdpferd.

des Lords, der fünfzig Jagdpferde im Stall hat, und mit dem 15 000-Mark-Hunter der Marquise nimmt ein struppiger Vierjähriger, der von der Koppel weg seine ersten Jagden geht, unter dem Sohn des Pächters den Sprung. Zwischen Greisen, deren Augen blitzen, galoppieren junge Mädchen, neben der Mutter die rosige Tochter. Die Altersunterschiede scheinen aufzuhören, alles fühlt sich jung und frisch. Die größte Meute in Irland sind die Meath-Hunde, nicht weniger als 140 Stück = 70 Koppeln. In Irland jagen die einzelnen Meuten öfter als in England, bis zu fünf Tagen in der Woche. In England sowohl als in Irland gehören die Meuten selten einem einzelnen, sondern fast stets Gesellschaften, deren Mitglieder durch ihre Beiträge die Meuten erhalten,

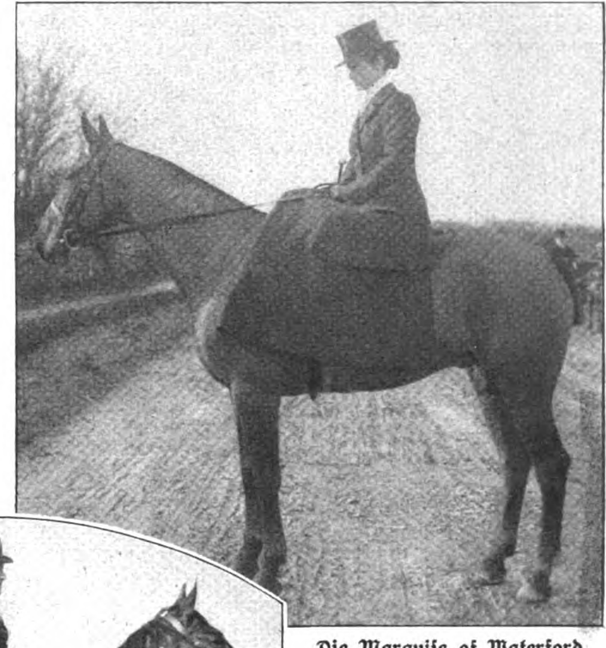


die Flurschäden bezahlen und den Geflügelschaden entrichten. Denn die Füchse, die für die Jagden gehegt werden, richten unter dem Federwild der Farmer oft böse Verheerungen an. Allein in den „Shires“ wird an Entschädigungen für gefressenes Geflügel von den Jagdgesellschaften jährlich eine Million Mark bezahlt! Der Geldumsatz, den die Jagden bringen, ist ein gewaltiger Faktor im wirtschaftlichen Leben Englands.

Die Damen reiten in England und in Irland so gut wie ausschließlich in dunkler Toilette mit langen



Lady Katherine Lindsay.



Die Marquise of Waterford.

Lady Mc Calmon, eine der kühnsten Reiterinnen Irlands, auf dem berühmten Jagdpferd „New Moon“.

Rockschößen. Der frühere lange Reitrock ist einem kurzen, fußfreien Rock gewichen, denn der lange bot immer die Gefahr, daß man an den Hindernissen hängenblieb. Der kurze Rock besteht meistens nur aus einer Schürze „apron habit“, die die Außenseite der Reiterin von der Hüfte ab deckt, aber weder mit der Sitzfläche des Sattels noch mit der Gabel in Berührung kommt, daher ist ein Hängenbleiben der Reiterin, wie es beim langen „fliegenden“ Reitkleid oft vorkam, unmöglich. Wenn die Dame absteigt, kann die Reitschürze als umschließender Rock geknöpft werden. Als Kopfbedeckung dominiert in England und Irland der runde schwarze Hut mit meist breiter, gerader Krempe. Die Breeches sind gewöhnlich aus Hirschleder, da dies am angenehmsten beim Tragen ist. Sporen werden von Damen fast nie benutzt. Das Anlegen von Schmuck im Jagdfeld ist verpönt. So viele Damen man im Hyde Park zu London im Herrensattel auch reiten sieht, im Jagdfeld sind Amazonen dieser Art wieder selten geworden; viele Damen, die eine Zeitlang den Herrensattel, das Reiten „astride“ übten, sind wieder zu der alten Reitweise zurückgekehrt. Die Gründe der Zweckmäßigkeit, die eine Dame bestimmen könnten, bei der Jagd hinter den Hunden im Herrensattel zu reiten, sind nicht zwingend, denn der gute Hunter ist ein so ausgezeichnetes Jagdpferd, daß er seine Last im Damensattel ebenso sicher trägt wie im Herrensattel. Wenn die Dame nicht zu schlecht reitet, läuft sie in ihrem Sattel auf gutem, sicherem Pferd nicht mehr Gefahr als bei der Reiterei des starken Geschlechts.

Das Reiten junger Mädchen nach Herrenart ist im Jagdfeld allgemein. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren wird aber dann der Damensattel gewählt.

Die zehn Reiterinnen zeigen in ihren Pferden ebenso viele Typen irischer Jagdpferde, jener Sorte von Pferden, die als die idealste für die Jagd gilt, und die kein andres Gebiet der Welt so wie Irland hervorbringt. Das gute Jagdpferd soll unter hohem Gewicht „einen Tag lang“ galoppieren können und daher sicher jedes Hindernis überwinden. Man verlangt von ihm, daß es willig und unerschrocken auch an die schwersten Sprünge herangeht und in der Passion zu springen nicht nachläßt, selbst wenn es von morgens bis abends springen mußte. Von den Damenpferden fordert man zudem besondere Sicherheit im Terrain; sie sollen sogenannte „Lebensversicherungen“, vor allem angenehm zu reiten sein, nicht zu sehr auf die Hand gehend. Die Typen sind sehr verschieden. Vom edlen „Bloodhunter“, dem hoch gezogenen Halbblutpferd der Miß Fitzgerald, das fast

Vollblut ist und die großen Linien sowie die Mechanik des Vollblutpferdes besitzt, und dem derberen Bloodhunter der Lady Mc Calmont bis zum sogenannten „Knüppel“, dem starkknochigen, robusten, eckigen, derben und eisernen Gaul der Mrs. Louis Phillpotts sind auf den zehn Bildern alle Arten irischer Jagdpferde vertreten. Die Pferde der Lady Lindsay und der Miß Digby repräsentieren den kraftvollen, untersetzten, strammen Schwergewichtshunter. An allen Pferden fällt die Kurzbeinigkeit und das gute Vorderbein auf.



Bilder aus aller Welt.



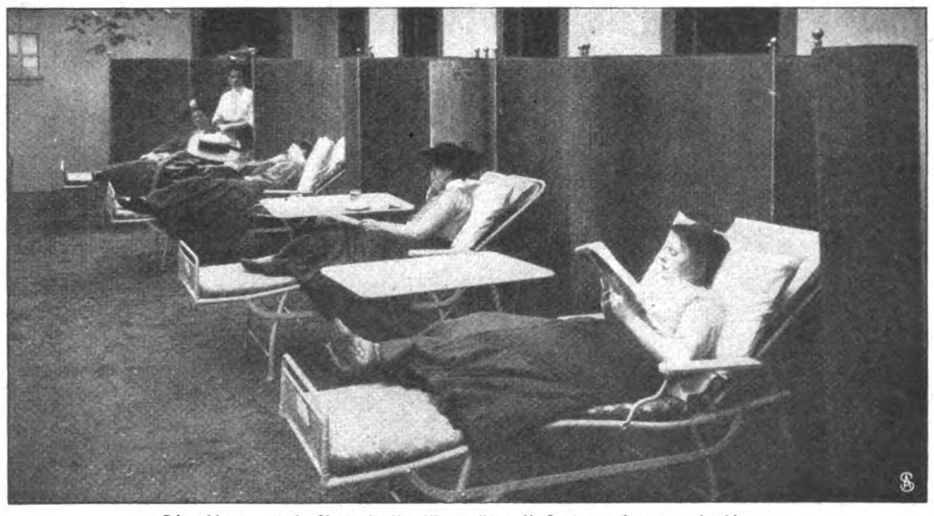
Vor kurzem fand in Weimar die Vermählung des Königl. Landrates Grafen Klemens Wedel mit der Gräfin Pauline Wedel statt. Unter der vornehmen Hochzeitsgesellschaft befand sich auch das braunschweigische Regentenpaar, an dessen Hof die Braut bisher als Hofdame tätig war.

Auf der Dresdener Hygiene-Ausstellung ist natürlich auch für das hygienische Wohl der Ausstellungsbesucher Sorge getragen. Damit ihnen die Betrachtung so vieler interessanter Objekte ohne zu große Anstrengung ermöglicht werde, stehen ihnen eine große Liege- und Ruhehalle und kleinere Zimmer zur Verfügung, in denen sie sich in aller Behaglichkeit von den Strapazen ausruhen, die mit dem Besuch einer großen Ausstellung nun einmal verbunden sind. Der Besucher der Dresdener Ausstellung ist also nicht gezwungen, nach der ersten Stunde, die er all den ausgestellten Wundern gewidmet hat, abgespannt und matt durch die Pavillons und Hallen zu schleichen. Wenn er sich müde fühlt, findet er ein be-



Untere Reihe, sitzend (von links nach rechts): Hofdame Gräfin Marie Wedel. Gesandter Graf Botho Wedel. Exz. Frau v. Schwartzkoppen. S. H. Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regent des Herzogtums Braunschweig Exz. Frau Gräfin v. Wedel, geb. Freiin v. Falkenstein. Exz. Frau Gräfin v. Wedel, geb. Gräfin Beust. J. H. Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg. Exz. Statthalter Graf Wedel. Untere Reihe, stehend: Leutnant v. Löbbeke. Freifrau v. d. Busche, geb. Gräfin Wedel. Referendar v. Krug. Gräfin Cäcilie Wedel. Frau von Kalkreuth. Gräfin v. Schlitz-Goertz. Baronin v. Budberg. Gräfin Bernstorff-Thüngen. Gräfin Wedel-Busche. Gräfin Botho Wedel. Gräfin Wedel, geb. Gräfin Wedel. Graf Klemens Wedel. Gräfin Georg Wedel. Hofmarschall Graf Rantzau. Frau v. Palézieux. Oberhofmeisterin Gräfin Bassewitz. Gräfin Rex. Graf Erhard Wedel. Hr. v. Kalkreuth. General v. Schwartzkoppen. Obere Reihe, stehend: Legationssekretär Graf Wedel. Major Frhr. v. d. Busche. Oberhofprediger Dr. Spinner. Oberhofmeister v. Eichel. Oberleutnant v. Grone. Gräfin Elfriede Wedel. Gräfin Lynar-Wedel. Frl. v. Eichel. Frau v. Helldorff-Wedel. Frau v. Kalkreuth. Gräfin Else Wedel. Gräfin Eva Wedel. Geschäftsträger Graf Georg Wedel. Gräfin Yvonne Wedel. Graf Alfred Wedel. Graf Wilhelm Wedel. Gräfin Rothkirch. Graf Rex.

Vermählungsfeier des Kgl. Landrats Grafen Klemens Wedel mit Gräfin Pauline Wedel zu Weimar. Hofphot. Held.



Die Liege- und Ruhehalle für müde Besucher: Damenabteilung.
Von der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.



Extrazimmer zum Ausruhen.



Tägliche Toiletten-Gymnastik.

Die Anstrengungen, die jede Dame täglich bei ihrer Toilette macht, können leicht zugleich eine sehr gesunde Turnübung sein, wenn die einzelnen Bewegungen nur richtig ausgeführt werden. Wenn die Dame sich z. B. beim Anziehen der Strümpfe und Schuhe nicht niedersetzt, sondern stehend balanciert, führt sie zwei ausgezeichnete gymnastische Uebungen aus. Und bei einiger turnerischer Gewandtheit kann jede Frau auch die schwere Aufgabe bewältigen, ihre Taille selbst zu schließen. Das wird ihrer Gesundheit sehr nützen und ihren vielgeplagten Ehemann von einem Teil seiner täglichen Pflichten entlasten.

1. Beinstrecken und -beugen beim Strumpfanziehen. 2. Rumpf vorwärts beugen und Schenkelheben beim Schuhanziehen. 3. Arme seitwärts heben beim Haarbürsten. 4 Nacken und Rücken vorwärts beugen beim Frisieren. 5. Arme rückwärts strecken beim Taillenschließen.



Vom Verbandstag des Obererzgebirgischen Gastwirtsverbandes in Aue im Erzgebirge.

hagliches Eckchen zum Ausruhen, wo er ungestört über all das Schöne nachdenken kann, das er zu sehen bekam. Wenn dies Beispiel auch auf andern Ausstellungen nachgeahmt würde, so wäre das kein geringer Erfolg der Bestrebungen, denen die vortreffliche Dresdener Veranstaltung dieses Jahres dient.

Der Touristenverkehr und damit das Gastwirtsgewerbe im Erzgebirge sind in stetigem Aufschwung begriffen. Der Verbandstag des Obererzgebirgischen Gastwirtsverbandes, der kürzlich in Aue stattfand, hatte den Zweck, zur Hebung des Gasthauswesens in diesem schönen Bergland beizutragen. Der Verbandstag war überaus reich besucht und faßte eine Reihe sehr zweckdienlicher Beschlüsse.

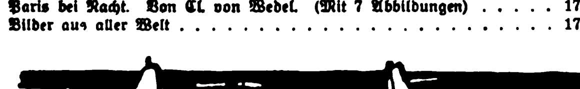
Schluß des redaktionellen Teils.

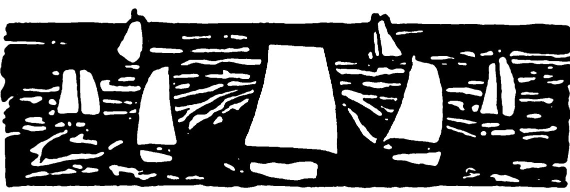


DIE·WOCHE

Nummer 41. Berlin, den 14. Oktober 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.





Die sieben Tage der Woche.

5. Oktober.

Zum Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt wird an Stelle des verstorbenen Dr. Boehmer der Abteilungsdirektor Dr. Conze ernannt (Portr. 1723).

Im österreichischen Abgeordnetenhaus gibt ein Sozialdemokrat aus Dalmatien von der Tribüne aus mehrere Revolverschüsse auf den Justizminister von Hochenburger ab, der jedoch unverletzt bleibt.

Die Italiener landen in Tripolis zahlreiche Matrosen, die sich auf die Konsulate und die christliche Kirche verteilen.

In Dortmund beginnt die 24. Hauptversammlung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutschen protestantischen Interessen.

6. Oktober.

Der Herzog der Abruzzen wird mit dem adriatischen Geschwader nach Tarent zurückberufen.

Ueber London wird gemeldet, daß das italienische Kanonenboot „Aretusa“ Hodeida beschossen und ein türkisches Kanonenboot zum Sinken gebracht hat, wobei 20 Mann von dessen Besatzung getötet und verwundet wurden.

In München wird der erste deutsche Gemeindebeamtentag eröffnet.

Im Aegäischen Meer wird der englische Dampfer „Ochris“, der Pulver an Bord hat, von den Türken beschlagnahmt.

Missionare aus Tschengtu berichten, daß bei dem Aufstand in der Provinz Sze-Tschvan bisher etwa 10000 Menschen getötet wurden.

7. Oktober.

Der türkische Ministerrat beschließt die Ausweisung sämtlicher in der Türkei ansässiger Italiener.

Die russische Regierung verlangt in einer Note an die türkische Regierung die Neutralisierung der Getreideausfuhr aus dem Schwarzen Meer.

8. Oktober.

Frankreich sendet ein Geschwader von Panzerkreuzern zum besonderen Schutz der französischen Interessen nach den türkischen Gewässern ab.

Die Türken beschlagnahmen am Bosporus einen mit Mehl und Getreide für Italien beladenen russischen Dampfer.

9. Oktober.

Unter den europäischen Kabinetten findet ein Gedankenaustausch zur Vorbereitung von Vermittlungsvorschlägen statt, die den Regierungen in Rom und Konstantinopel unterbreitet werden sollen.

Bei Tripolis findet zwischen den türkischen Truppen und den von Major Cagni befehligten Italienern ein Gefecht statt; letztere haben keine Verluste zu beklagen.

Die portugiesische Gesandtschaft in Berlin erhält aus Lissabon von dem Minister des Aeußern die Meldung, daß in Portugal die Ordnung hergestellt ist und alle revolutionären Versuche der Royalisten als gescheitert zu betrachten sind.

10. Oktober.

Die im türkischen Ministerrat beschlossene Ausweisung aller in der Türkei ansässigen Italiener soll der Kammer unterbreitet werden.

Die ersten Abteilungen des italienischen Expeditionskorps gehen in Mersa Tobruk, unweit der ägyptischen Grenze, ans Land. Die Stadt ergibt sich nach kurzem Kampf.

Die türkische Regierung beschließt, die Durchfuhr neutraler Getreidedampfer durch die türkischen Meerengen nach nichtitalienischen Häfen zu gestatten.

11. Oktober.

In dem von Sir Fred Borden neugebildeten kanadischen Kabinett übernimmt Monk, ein entschiedener Gegner des bisherigen Ministerpräsidenten Laurier, das Arbeitsministerium.

Der Krieg in der Wüste.

Von Hauptmann M. Bayer.

„Einen afrikanischen Krieg zu beginnen, ist leicht — ihn aber zu beenden, darin liegt die Schwierigkeit“, sagte mir General Leutwein, als wir 1904 den Hereros in das wasserlose Sandfeld folgten.

Die Richtigkeit dieses Erfahrungsatzes werden die Italiener in Tripolis wohl bald ebenso erkennen wie die Engländer seinerzeit beim Kampf gegen den Mahdi und im Burenkrieg, wie wir in Südwest und wie die Franzosen und Spanier bei der sogenannten friedlichen Durchdringung von Marokko.

Die Besetzung des Küstenstrichs und der Hafenstädte macht einer Nation, die die See beherrscht, weiter keine Mühe. Dann erst, bei der Eroberung des Hinterlandes, beginnt der eigentliche Kampf. Eine nach heimischen Grundsätzen erzogene und für europäische Kriegführung geschulte Armee steht drüben, auf afrikanischem Boden, vor ganz neuen Aufgaben. Verkehrswege sind dort fast gar nicht vorhanden, die Karten sind ungenau. So bekommen denn alle Operationen etwas Unsicheres und Unbestimmtes, zumal es vielfach an wichtigen Objekten oder strategischen Punkten fehlt, auf die man die Truppen in Marsch setzen könnte, und deren Besitz eine Entscheidung herbeiführen würde.

Dazu kommt, daß der eingeborene Gegner nach ganz andern Gesichtspunkten kämpft. Nicht in großer Feldschlacht will er sich messen, sondern den Feind vor

allem hinhalten; er will die vorrückenden Kolonnen ermüden, durch zwecklose Märsche, vergebliche Anstrengungen aufreiben, um dann über sie herzufallen, wenn er sie genügend geschwächt glaubt. Bei den Eingeborenen (zu denen ich in diesem Fall auch die Araber rechne) spielt der Begriff „Zeit" keine Rolle, während jeder Tag des Krieges dem Eroberer Geld, Geld und nochmals Geld kostet. So zieht sich denn der afrikanische Feldzug in die Länge, fordert von der europäischen Truppe ungeheure Strapazen, die mit den erzielten Erfolgen nicht recht in Einklang zu stehen scheinen, und stellt die Geduld der erobernden Nation auf eine harte Probe. Mit andern Worten: Der afrikanische Feldzug wird aus Mangel an entscheidenden Ereignissen bald „langweilig" und enttäuscht dann um so mehr, je größer die anfängliche Begeisterung war.

Es darf dabei nicht vergessen werden, daß der eingeborene Gegner, auch bei geringerer Zahl und schlechterer Bewaffnung, der weißen Truppe in vielen Dingen überlegen ist. Vor allem in der genauen Kenntnis seines Landes, die ihm gestattet, dessen geringe Hilfsmittel voll auszunutzen, sie dem nachdrängenden Feind aber zu entziehen. Ferner ist der Eingeborene auf einheimischen, an Klima und Boden gewöhnten Tieren beritten und daher beweglicher. Er sieht und beobachtet besser und ist über die Maßnahmen der europäischen Truppe viel genauer orientiert als diese über ihn. Da die gesamte Bevölkerung zu ihm steht, so vermag der Eingeborene die feindliche Kolonne mit einem Netz von Kundschaftern und Spionen zu umgeben, die ihm jede Gelegenheit zum Erfolg rasch melden.

Beim Wüstenkampf ist die Kunst des Spurenlesens von großer Bedeutung. Der Eingeborene beherrscht sie mit unerreichter Virtuosität, während der Europäer darin sein Lebtag ein Stümper bleibt. Auch in allen Listen und Schlichen des Kleinkrieges ist der Eingeborene Meister; er greift morgens von Osten, abends von Westen an, damit der Feind vom grellen Sonnenglanz geblendet und im Zielen gehindert wird — er schleicht sich nachts lautlos zum Ueberfall heran, liegt unsichtbar unter dem Schutz der Felsklippen im Hinterhalt oder bedeckt sich mit dem lockeren Wüstensand, um vorbeireitende Patrouillen ungesehen abzuschießen. In der Guerilla ist der Eingeborene dem Weißen so sehr überlegen, daß wir in Südwest zeitweise auf jede Entsendung von Patrouillen verzichtet haben, um die Verluste zu vermindern.

Auch in der Schnelligkeit der Uebermittlung von Nachrichten stehen die Eingeborenen dem Europäer, trotz dessen technischer Hilfsmittel, kaum nach. Die afrikanischen Völker besitzen einen vorzüglich organisierten Signaldienst und ein System von Geheimzeichen, mit denen sie sich verständigen. Feuer- und Rauchsignale spielen dabei eine große Rolle. Aber auch unscheinbare Zeichen, wie z. B. gehäufelte Steine am Weg, bringen mitunter wichtige Botschaft — zumal wenn sich eingeborene Verräter als Troßknechte im feindlichen Lager befinden.

Der europäische Eindringling, der seine starken Brigaden und Divisionen stolz gelandet hat, merkt sehr bald, daß er mit diesen Massen kaum ins Innere dringen kann. Er muß sich damit abfinden, daß von seinen Streitkräften nur ein kleiner Bruchteil wirklich an den Feind gelangt. Die elende Beschaffenheit der Sandwege, der Wassermangel und die Schwierigkeit der Nachfuhr nötigen ihn, mit kleinen Kolonnen zu operieren.

Die Wasserfrage vor allem wirkt hemmend auf die Entschließung der Führer und macht jedes frische, fröhliche Vorwärtsgehen fast unmöglich. In erster Linie muß dabei an die Reit- und Zugtiere gedacht werden, die sehr bald versagen, wenn sie nicht genügend Wasser bekommen. Unabhängiger von geregelter Wasserversorgung als Pferde, Maultiere und Zugochsen sind die Dromedare. Man kann deshalb mit ihnen sehr große Durststrecken überwinden. Aber die Wartung und Behandlung der Dromedare ist schwierig. Man bedarf dazu der Hilfe von Eingeborenen. Bei einem „heiligen Krieg" wäre es aber fraglich, ob man deren genug bekäme, und ob die gemieteten Treiber zuverlässig wären.

Am schwierigsten aber gestaltet sich der Nachschub. Da das Land fast nichts bietet, muß die gesamte Verpflegung nachgeschickt werden. Außerdem sind Kolonnen mit Munition, mit Sanitätsmaterial, mit Bekleidung und Ausrüstung nötig. An Stiefeln und Wäsche zumal pflegt es der Feldtruppe stets zu fehlen. Mitunter muß auch das Wasser oder das Holz zum Abkochen herangeschafft werden. Man vergesse ferner nicht die schweren Benzinbehälter für die Signalstationen und für die Flugapparate, die Gasflaschen für die Ballons und die tausend andern Dinge, deren ein Heer mit modernen Kriegsmitteln bedarf; von Zelten und anderm Luxus ganz zu schweigen.

Der ungeheure Troß einer solchen ins Innere Afrikas vordringenden Kolonne macht diese schwerfällig in der Bewegung und abhängig von der Etappenlinie. Je weiter sich die Truppe von der Operationsbasis entfernt, um so mehr wachsen die Schwierigkeiten. Man bedenke dabei, daß doch auch die Proviantkolonnen selber bemannt und durch eine Bedeckung gesichert werden müssen, und daß diese gesamte Begleitmannschaft nebst den Zug- und Tragtieren ebenfalls verpflegt werden muß. Wovon soll sie aber leben, wenn nicht vom Inhalt des Wagens, den sie transportiert? So bleibt denn von dessen Nutzlast täglich weniger übrig. Nimmt man zum Beispiel an, daß auf einem Wagen 20 Zentner Hafer und Verpflegung liegen, und daß Begleitmannschaft und Zugtiere zusammen einen Zentner täglich brauchen, so käme am zwanzigsten Marschtag der Wagen leer bei der Truppe an. Im Innern Afrikas handelt es sich aber häufig um noch viel größere Strecken. Deshalb müssen auf der Etappenstraße viele Stationen und Magazine angelegt werden, die aber natürlich wiederum der Wartung und Bedeckung bedürfen.

Unter dem fortwährenden Hin und Her der Transportkolonnen leiden die Zug- und Tragtiere auf die Dauer außerordentlich. Kann man ihnen alle paar Wochen nicht eine Rast von mehreren Tagen gönnen, so gehen sie schließlich an Entkräftung ein. Denn was man ihnen an Futter nachführen kann, genügt nicht annähernd; und die spärliche Weide zu beiden Seiten der Etappenstraße ist bald abgenagt. — Auf dem berüchtigten „Bai-Weg" Südwestafrikas, den unsere Verpflegungstransporte während des Feldzugs gegen die Hottentotten benutzen mußten, sind so viele Zugochsen an Entkräftung niedergebrochen, daß der Geruch der verwesenden Kadaver die ganze „Pad" verpestete. Der Wert der auf dieser einzigen Straße verloren gegangenen Tiere wird auf eine halbe Million Mark geschätzt.

Hemmend wirkt auch die Langsamkeit der Transportkolonne. Während die Truppe auf die Dauer

etwa fünf Kilometer in der Stunde zurücklegt, bringen die Transportwagen auf den tiefsandigen Wüstenwegen kaum zwei bis drei Kilometer in der Stunde hinter sich, weil den Tieren immer wieder Rastpausen eingelegt werden müssen. Infolgedessen ist die Truppe gezwungen, sich mit ihrem Vorgehen nach dem Tempo der Transporte zu richten, falls sie nicht hungernd und mit enger geschnalltem Koppel dem Feind an den Fersen bleiben will.

Ebenso ergeht es der Truppe, wenn unglücklicherweise ein Transport ausbleibt, weil seine Tiere versagt haben, oder weil er in Feindeshand gefallen ist. Dann ist Schmalhans Küchenmeister, und es bleibt mitunter nichts übrig als kehrtzumachen und der Operationsbasis wieder näherzurücken, damit man nicht verhungert.

Aber selbst bei richtigem Eintreffen der Transporte ist die Verpflegungsfrage nicht so einfach. Das ewige Einerlei von Büchsenfleisch, Büchsengemüse, Reis und Makkaroni ist auf die Dauer nicht zuträglich. Die Konserven mögen noch so vorzüglich sein, die frische Kost können sie nicht ersetzen. Führt man aber Schlachtvieh nach, so leidet dieses gleichfalls unter dem Weidemangel und muß überdies ganz besonders vor den Anschlägen des Feindes geschützt werden.

Es liegt im Wesen afrikanischer Guerilla, daß der Eingeborene mit Vorliebe die rückwärtigen Verbindungen angreift. Er weiß, daß ein geraubter Transport für den Feind beinah eine Niederlage bedeutet. Infolgedessen müssen die vorgehenden Kolonnen starke Bedeckung und Besatzungen hinter sich lassen. Was da zur Sicherung von Transporten, von Schlachtvieh, von Magazinen, von Lazaretten, von Signalstationen und von Munitionsdepots abgeht, übertrifft insgesamt an Zahl oftmals die kämpfende Truppe! Wir hatten 15,000 Mann in Südwest, aber kaum eine unserer operierenden Kolonnen war je stärker als 800 Kombattanten. Die Italiener werfen jetzt 30,000 Mann an die Küste von Tripolis. Aber ihre ins Innere vorstoßenden Abteilungen werden nur einen Bruchteil davon betragen und sich mit jedem Kilometer an Zahl verringern.

Auch die Ausfälle durch Krankheiten dürfen nicht unterschätzt werden. Bei jedem Krieg in Afrika stellten sich verheerende Seuchen ein, die mehr Menschen hinwegrafften als die Kugeln des Feindes. Ganz besonders aber fordert ein Feldzug in der Wüste seine Opfer, weil zu dem ungewohnten Klima, der furchtbaren Tageshitze und dem brennenden Durst die Unmöglichkeit tritt, den Körper zu pflegen und sauber zu halten. Das Wasser reicht ja kaum zum Trinken; so bleibt denn zum Waschen erst recht nichts übrig. Auch an Wäsche zum Wechseln fehlt es meist, und so bleibt die Hygiene der Truppe bald weit hinter dem zurück, was die Aerzte fordern.

Ein den Geist der Truppe ungünstig beeinflussender Faktor des Wüstenkriegs darf nicht übersehen werden: Tage-, wochen- und monatelang zieht die Truppe in dem weiten, öden Land umher, bekommt kaum einmal den Feind zu Gesicht und gewinnt allmählich den Eindruck, daß all ihre Mühen umsonst sind. Dazu die schlaff machende Hitze und das freudlose Einerlei des Tagewerks. Da geht gar leicht die ursprüngliche Stoßkraft verloren, und an die Stelle der Kampfeslust tritt eine unbezwingliche Müdigkeit. — Träge, im Schritt zieht die Kolonne dahin. Feiner Staub wallt auf und füllt stickend die Nüstern der Tiere. Im blendenden Sonnenlicht scheint die Wüste ein großes Feuermeer. Unzählige Insekten umschwärmen die ermatteten Leute, und während ihre Augen immer wieder vergeblich den unsichtbaren Feind suchen, sehnen sich ihre Herzen weit fort von diesem trostlosen Land, in dem sie schmachtend und fieberheiß einen an Ruhm armen, endlosen Kleinkrieg führen.

Die technischen Hilfsmittel moderner Heere spielen im Wüstenkrieg eine recht wichtige Rolle. Da sind zunächst die Feldtelegraphen und Feldtelephone zu erwähnen, deren isolierte Drähte längs der Vormarschstraßen auf den Boden gelegt werden, um die Kolonnen mit ihrer Operationsbasis und dem Hauptquartier zu verbinden. Die Feldtelegraphie ist gut — wenn sie im Betrieb ist. Aber meistens ist sie nicht im Betrieb. Denn Wild oder Zugtiere oder gar Insekten oder unvorsichtige Leute der eigenen Truppen oder auch Späher des Feindes beschädigen den Leitungsdraht und unterbrechen die Verbindung fortgesetzt. Das Auffinden der beschädigten Stellen nimmt viel Zeit in Anspruch. Die Hottentotten pflegten in Südwest die Drähte zu durchschneiden, um die zur Ausbesserung heraneilenden Patrouillen abzuschießen.

Zuverlässiger, aber langsamer arbeiten die Signalstationen. Bei Afrikas klarer Luft vermögen sie von hohen Bergspitzen aus am Tag mit dem Lichtspiegel bis auf 50 Kilometer und in der Nacht mit der Azetylenlaterne bis auf 150 Kilometer zu wirken! Um einen Begriff der Ausdehnung afrikanischer Signallinien

zu geben, sei bemerkt, daß unser gesamtes Signalnetz in Südwest über 2500 Kilometer lang war. Das entspricht etwa der Entfernung von Posen bis Lissabon.

Ob die Aviatik, die ja noch in den Kinderschuhen steckt, in dem künftigen Wüstenkrieg eine entscheidende Rolle spielen wird, läßt sich schwer voraussagen. Möglich wäre es, denn es gibt sehr kühne und erfolgreiche Flieger im italienischen Heer. Es fragt sich jedoch, ob die Motoren auf afrikanischem Kriegsschauplatz leistungsfähig bleiben werden. Mit den Motoren der Lastautomobile haben wir in dieser Hinsicht in Südwest keine sehr guten Erfahrungen gemacht, weil sich der feine Wüstenstaub in die Maschinenteile setzte und sie abschliff.

Dagegen hat sich ein anderes technisches Hilfsmittel in Südwest vorzüglich bewährt und wird wohl auch in Tripolis gute Dienste leisten: die drahtlose Telegraphie. Unsere fahrbaren Apparate haben seinerzeit auf 300 Kilometer Entfernung Funksprüche gegeben und aufgenommen! Marconis Apparate, deren die italienische Armee eine große Anzahl besitzt, werden sicherlich die Truppen begleiten und vielleicht noch am besten die umherziehenden Kolonnen im Innern des Landes mit deren Operationsbasis an der Küste in Verbindung halten.

Der Heurige.

Eine Skizze von Joseph Lauff.

„Hu weh! — mir ist des Tages bang . . ."

Ueberall Not und bedrückte Gesichter! Die Zeit ist ernst, und das Auge sondiert ängstlich den politischen Himmel. Aus jedem Wetterloch rekelt sich eine schwüle Wolke, schiebt sich nachhaltig über das Land und läßt von Zeit zu Zeit ein dumpfes Grollen und Murren vernehmen. Fernes Wetterleuchten sitzt dazwischen, und wenn die Dreimalklugen auch zuversichtlich zitieren mögen:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinanderschlagen . . ."

ich kann mir nicht helfen, so eine rechte Lebensfreude will nicht aufkommen, denn Gott, der Herr, läßt florige Schleier vom Himmel hängen und zwinkert unwillig mit dem Augenlid. Es wetterleuchtet nun mal, und die Wolken strecken bedrohlich ihre fünf Finger. Hoffentlich ist's damit abgetan, so daß die Dreimalklugen mit Recht weiter zitieren mögen:

„Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried und Friedenszeiten."

Aber, aber . . .!

„Hu weh! — mir ist des Tages bang . . ." Man weiß nicht, was wird, Grillen und Sorgen plagen das bedrängte Gemüt wie Bremsen und Schmeißfliegen, das Windfähnlein zeigt auf Sturm, und vergebens sucht das arme Herz einen wohligen, erquickenden Ausblick zu erwischen.

Da — plötzlich . . .! — durch all diese Misere hindurch drängelt sich ein versonnenes Licht. Immer mehr gibt sich die florige Gardine auseinander, die Mundecken kräuseln sich wieder zu einem feinen Lächeln, der Griesgram läßt die Ohren hängen, denn — Gott sei gedankt! — trotz der politischen Wirren fällt ein warmer, köstlicher Sonnenstrahl zukunftsfreudig in die Menschenherzen hinein und bietet ihnen einen stillen, wonnigen, liebevollen Sorgenbrecher für die kommenden Tage.

Aber wieso denn? Ihr sollt es hören.

Kam ich da von der Pfalz, dann vom Main und fuhr den stolzen Rhein zu Tal. Bald darauf stand ich an der Moselpforte und schritt rüstig den lieblichen Strom zu Berg, aber wo ich auch fahren und schreiten mochte — überall tönte mir das gleiche Singen und Klingen entgegen. Glocken, überall Glocken! Viele Jahre hindurch hatten sie mit wehen, dünnen Bettlerstimmen gesungen: „Aeppel-päppel, Aeppel-päppel!" — jetzt sangen sie wie urgesunde, fettpfründige Domkleriker: „Vinum bonum, vinum bonum!" so daß mir das Herz im Leib lachte und ich selbst in dieses sonore Glockenläuten hineinsingen mußte:

„Es herbstet rings! — die Welt ist weit —
Ein wanderfroh Genießen! —
Und durch die späte Herrlichkeit
Seh ich die Mosel fließen.
Drum auf, mein Herz, zu lichten Höhn,
Laß fahren alle Bande —
Es wandert nirgends sich so schön
Als wie im Mosellande!

Die Mosel lacht durchs weite Feld
Und schwingt die Thyrsusstäbe,
Als wenn's auf dieser lieben Welt
Nur Feiertage gäbe.
Drum schenkt den goldnen Perlewein
Ins Kelchglas bis zum Rande;
Es trinkt sich nirgendwo so fein
Als wie im Mosellande;

Den Pfeil im Haar — ha, wie sie gehn,
Die Mädels, gut geraten!
Ein Küssemund, ein zierlich Drehn
Gilt mehr noch als Dukaten.
Drum leg den Arm ums junge Blut,
Flicht traute Liebesbande;
Es küßt sich nirgendwo so gut
Als wie im Mosellande!

Und wessen Herz noch kerngesund,
Der soll im Frohsinn schwimmen,
Und wessen Mund ein Singemund,
Der mag die Saiten stimmen.
Drum rück heran, mein Trautgesell,
Und gib ein Lied zum Pfande —
Es singt sich nirgendwo so hell
Als wie am Moselstrande!

Der Frohsinn ladet euch zu Gast,
Der Frohsinn hat euch wieder;
Drum schmettert wie der Fink vom Ast
Jetzt eure besten Lieder.
Dann lächelt selbst der Himmel drein,
Füllt's Fäßlein bis zum Rande
Und segnet Mädels, Lied und Wein
Im schönen Mosellande!" . . .

und immer dazwischen die sonoren Stimmen der urgesunden, fettpfründigen Domkleriker: „Vinum bonum, vinum bonum!" Hei, war das ein köstlicher Ohrenschmaus! Sie klangen aus dem Tal, von halber Berges-

höhe; sie riefen aus Flecken und Dörfern; sie jubelten aus einzelnen Liegenschaften und stillen Pastoraten ... und wie hier an der Mosel, also klang es aus andern Weinbaugebieten herüber: vom Rheingau, aus Rheinhessen, von Würzburg und dem Badener Land ... immer das gleiche: „Vinum bonum, vinum bonum!" — Selbst die sonst so ewigsauren Stimmen von den Luxemburger Höhen taten so, als wenn sie diesesmal mitmachen wollten, und nahmen einen volleren Ton an — kurz, es war eine erhebende Feier und eine herzerquickende Fröhlichkeit, den so lange entbehrten Klängen in stiller Andacht lauschen zu dürfen. Und ich tat es im Hinblick auf ein gesundes, rassiges, von lieblichen Düften umgaukeltes Tröpfchen. Der Himmel möge daher die heurige Lese und das heurige Weinchen benedizieren! —

Alle Zeichen sind gut. Die Weinstöcke stehen wie die Grenadiere im Glied, in prächtiger Montur und mit vollem Behang, und die jetzigen Nebel tragen redlich Sorge, den schön entwickelten Beeren die richtige Edelfäule zu geben. Also hoffen wir, und freuen wir uns! — Wenn die Nüsse geraten, die alten Weiber noch Frühlingsgedanken haben und auf den Tanzboden wollen, wenn die Kartoffeln knickerhaft bleiben und die Hungersteine im Strom zum Vorschein kommen, dann ist auf ein gutes Weinjahr zu rechnen. Das mit den alten Weibern ist wohl nur eine fromme, liebliche Sage, aber das mit den Nüssen, den knickerhaften Kartoffeln und den Hungersteinen hat seine Richtigkeit — und das brachte der verflossene Sommer zuwege. Wie eine gedunsene, glühende Kugel hing die Sonne am Himmel und ließ Tag um Tag Glut und Feuer über das durstige Land fallen. Kein Windhauch regte sich. Die Blätter hingen schlapp an den Bäumen. Die Chausseen glichen ausgefahrenen Mehlstraßen. Auf den nahen Feldern lag das Kartoffelkraut wie gemäht. Bohnen und sonstige Gartenfrüchte schrien nach Wasser. Rhein und Mosel schleppten sich bleiern durch ihr seichtes Bett, als hätten sie Pech an Füßen. Von Zeit zu Zeit tauchte der Kopf einer Barbe auf, schnappte mit dem bärtigen Maul nach Luft, um wieder stumpfsinnig in das kochgare Element zu versinken. Alles sehnte sich nach Regen, nur die Nußbäume und die Weinberge nicht. Was dem einen sein Uhl ist, ist dem andern seine Nachtigall — denn siehe da: die Hungersteine reckten sich gierig aus dem niedrigen Spiegel, nicht mißzuverstehende Zeichen, die den einen in ein sanftes Trauern, den andern in die hellste Freude versetzten. So kam es denn, daß die Kartoffelbauern in Sack und Asche gingen, die Winzer hingegen wie die Zahnbrecher jubilierten und schon im voraus einen guten Herbst prophezeiten — und das von Rechts wegen! ... Und um diese Zeit war es auch, daß ich meinen braven Freund, den Königlichen Amtsgerichtsrat Petrus Zenz, in seinem Moselgärtlein vorfand, wie er sich den Schweiß von der Stirn wischte, eine Upmann zwischen den Lippen balancierte und selbstgefällig sein benachbartes Rebenland überschaute; denn Herr Petrus Zenz war nicht nur ein feiner Jurist und ein subtiler Kopf, nicht nur ein Mann, mit dem es sich wacker bis zum hellichten Morgen picheln ließ, sondern er verfügte auch über eine Serie von Weinbergen, die sich sehen lassen konnten. So stand er denn und drehte feierlich sein rosiges, mit einer gepuderten Kopfschwarte bedecktes Gesicht den nahegelegenen Traubenhängen zu, die sich wohlig in der feurigen Mittagsglut sonnten und freudig ausbeerten. Wohin sein Auge reichte — überall kräftige Stöcke, gesundes Laub und wispernde Ranken — und Herr Petrus Zenz schmunzelte, wie gewiegte Weintaxatoren zu schmunzeln pflegen, und zählte dann an den Fingern herunter: „Die Arztlei — praeter propter drei gestrichene Fuder. Der Rosenberg — zwei Halbstücke, Conder Hinterberg — na, alles in allem, vier köstliche Fuder. Die Lagen in Valwig — die mußten wenigstens das Dreifache bringen. Macht in summa summarum und außer den Halbstücken rund neunzehn kleine, allerliebste, prächtige, spritzige Füderchen zusammen", legte nach dieser Schätzung die Hände gottergeben und gesinnungstüchtig auf seinem amtsrichterlichen und Winzerbäuchlein zusammen und stimmte das Lied an: „Ein lustiger Musikante marschierte einst am Nil — o tempora, o mores ...!" — und Herr Petrus Zenz sollte sich nicht zu Unrecht gefreut haben. Der Herbst ist ein guter geworden.

Die Lese hat erst in den geringen Lagen begonnen. Hin und wieder wurde in einer besseren geherbstet. Die eigentliche köstliche Herbstfreude jedoch hängt noch zum allergrößten Teil an den Stöcken. Aber kein Zweifel mehr: nach sechs elenden, hungrigen, mageren Jahren endlich einmal wieder für die braven Winzer ein Strahl der Hoffnung und ein propperer „Jahrgang". Die Schädlinge haben ihm wenig Kopfzerbrechen gemacht. Oïdium und Peronospora sind fast spurlos vorübergegangen. Dank trefflicher Fürsorge wurde auch dem verteufelten Sauerwurm tapfer mitgespielt, und was Menschenkräfte nicht zuwege brachten, das besorgte der liebe Herrgott in seiner Allweisheit und Güte. Allerdings — die erste Generation des Wurmes schuf manchen Lagen noch empfindliches Leid, die zweite jedoch schmorte in der unbarmherzigen Sonne, senkte betrüblich die schwarzbraunen Köpfe und vergaß auf lange Zeit hinaus ihre verderbliche Arbeit. Goldig, mit rötlich gesprenkelten Bäckchen leuchten die Rieslingsbeeren aus den noch immer saftiggrünen Blättern heraus, gewärtig, vom Stock unter die Kelter, von der Kelter ins Faß, vom Faß in die Flasche und von hier aus ins Glas und schließlich prickelnd und perlend und mit köstlichem Aroma durchsetzt hinter die Weste zu spazieren. Schon wird es lebendig im weiten und breiten Rebengelände. Die Keltern harren der Arbeit. Bottiche und Kufen sind gerichtet. Die Fässer stehen auf Reihen und klingen dumpf und hohl. Nur noch wenige Tage — und die Lese wird allgemein. Dann hängt der Kranz zum Giebel heraus, Böller knallen und wecken ein vielstimmiges Echo zwischen den Bergen, aus allen Schlüssel- und Kellerlöchern düftet und duftet der „Neue"; der „Federweiße" bringt die Heimziehenden auf Zickzackwegen nach Hause, der stille Mond lächelt dazu, „das Jahr ist gut, der Wein ist geraten!" singt und klingt es aus allen Schenken und Straußwirtschaften, und dazwischen hallen immer und immer wieder die fetten Kirchenglocken: „Vinum bonum, vinum bonum ...!" —

Wie der „Neue" sich ausbauen wird, ist noch nicht mit aller Bestimmtheit zu sagen, aber so viel steht fest: jede Verzuckerung wird er entrüstet von sich weisen, und für eine Würze mit Salvia sclarea oder Holunderblüten ist er nicht zu haben. Bis jetzt wurde der Most mit 75 bis 92 Grad Oechsle bewertet. In den besseren und feinsten Lagen wird er es weit über 100 bringen — alles Zeichen und Dinge, nach langen, langen Jahren endlich einmal wieder auf ein süffiges,

rassiges, spitziges, unverzuckertes und bukettreiches Weinchen rechnen zu können. Gott gebe es! — So hängt denn der Himmel des heurigen Weinjahres voller Violen und Geigen. Mögen sie fröhlich aufspielen und ungezählte Menschenherzen erfreuen. Alle Winzersleute in allen deutschen Weinbaugebieten verdienen es redlich. Fort mit dem infamen „Aeppel=päppel", nur „Vinum bonum, vinum bonum . . ."!

Vor Jahr und Tag und just an dieser Stelle schrieb ich über die derzeitige „Wein- und Winzermisere". Damals erzählte ich auch von einem braven Mann und einem lateinischen Winzer, der seine Rebenberge und Weinchen so recht nach dem Herzen Gottes pflegte und ausbaute, bis ihm so ein Großer, Stiller die lange Pfeife und den Stechheber aus der Hand nahm und sagte: „Deine Zeit ist gekommen; geh schlafen, Johannes." Und er folgte lächelnd, um nicht mehr aufzuwachen. Atque vale! — Damals ersuchte ich auch die bedrängten Wingertsleute im weiten Land, sich an den seligen Mann um seine Fürbitte zu wenden. Sie scheinen's getan zu haben — denn die Fürbitte des trefflichen Johannes Brixius wird gewertet im Himmel. Heil und Segen ihm! — und noch heute will ich hingehen, um einen Kranz von Weinreben und Eichenlaub auf das schlichte Grab des stillen Mannes zu legen. Und damit: Lebet wohl! Gott segne die Reben!

Das Ende der Briefmarke.

Ein postalischer Reformvorschlag.

Von Professor Dr. phil. et jur. Alfred Manes, Dozent der Handelshochschule Berlin.

Die Sammler brauchen vor der briefmarkenlosen Zeit, die früher oder später kommen wird, nicht gar zu sehr zu erschrecken; denn ihre Sammlungen werden mit der abnehmenden Neuproduktion und der dieser entsprechenden zunehmenden Seltenheit der Marken an Sammelwert bedeutend gewinnen. Unsere Sammler werden auch nicht so egoistisch sein, einen postalischen Fortschritt, der eine außerordentliche Erleichterung für unser ganzes öffentliches und privates Leben darstellen würde, zugleich eine sehr große Mehreinnahme für das Reich im Gefolge hätte, aus vermeintlichem Sportinteresse zu bekämpfen. Sie werden einsehen, daß im Zeitalter des Verkehrs es geradezu eine Anomalie bedeutet, wenn gerade im Briefverkehrswesen die primitiven Einrichtungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts beibehalten werden. Denn im Zeitalter der Maschinen und Automaten ist die Briefmarke tatsächlich etwas so Unzeitgemäßes, längst Ueberlebtes, daß sie in unsern immer mehr um sich greifenden allgemeinen Großbetrieb ebensowenig hineinpassen will wie die Postkutsche der Großväterzeit in die Tage des Automobils und der Flugmaschine.

Man veranschauliche sich nur einmal, welche Umständlichkeiten in jedem kleinsten wie größten Bureau die Frankierung der Korrespondenz verursacht. Ein Bote ist auf die Post zu senden; dort hat er am Schalter geduldig zu harren, bis ihm die verlangten Marken ausgehändigt werden. Er bringt sie seinem Auftraggeber; dessen Angestellte verbuchen die angekauften Marken nach ihrem Wert und ordnen sie in die Portokasse entsprechend ein. Dann werden die Briefe sortiert. Beim Gebrauch wird jede einzelne Marke herausgenommen, angefeuchtet und mehr oder minder geschickt aufgeklebt. Erst dann können die Briefe dem Postkasten anvertraut werden und treten nach Abstempelung auf dem Postamt ihre mehr oder minder weite Reise an. Hierbei ist die kostspielige und keineswegs einfache Herstellung der Briefmarken durch die Druckerei, die Gummierung und Zähnung der Briefmarkenbögen, ihre Abgabe von der Zentralstelle an die untergeordneten Postämter mit dem ganzen ebenfalls umständlichen und kostspieligen Apparat der amtlichen Versendung und Verbuchung noch gar nicht in Betracht gezogen. Welche zahlreichen Irrtümer, Rechenfehler, falschen Frankierungen, Verlustmöglichkeiten, Unterschlagungen und Fälschungen sind bei diesem ganzen veralteten Briefmarkensystem aus alten Tagen nicht nur denkbar, sondern eine alltägliche Erscheinung.

Sollte dieses Verfahren nicht eine außerordentliche Vereinfachung und Verbilligung finden können? Auf diese Frage werden viele die Antwort geben, daß theoretisch die vorgebrachte Kritik des Markensystems wohl zutreffend sei, daß aber mit solchen phantastischen Erwägungen nichts anzufangen ist. Wer in dieser Weise die Theorie unterschätzt, für den empfehle ich eine Reise nach dem Land der sozialen Wunder, nach Neuseeland, jener fernen Antipodeninsel in der Südsee, die als erstes großes Gemeinwesen nicht nur Frauenstimmrecht, Antistreikgesetze, Maximalarbeitzeit und Minimallöhne eingeführt hat, sondern auch seit 1904, ohne den Zorn der Sammler zu fürchten, den Beginn mit der Abschaffung der Briefmarke durch Verwendung von Frankiermaschinen gemacht hat. Nach einer bis Ende 1907 währenden Art Probezeit, während der die ursprünglichen, nach dem Geldeinwurfsystem der Automaten gebauten Maschinen eine nicht unerhebliche Umänderung erfuhren, wurde ein Apparat hergestellt, der äußerlich den bei uns allgemein bekannten Geldregistrierkassen gleicht und auch in seiner ganzen Konstruktion und Handhabung diesen nahe verwandt ist. Jene selbstverständlich patentierte, von einer privaten Gesellschaft in Christchurch hergestellte Maschine macht nun dadurch die Verwendung der Marken entbehrlich, daß man die zu frankierenden Briefe in einen Spalt hineinschiebt, einen bequem angebrachten Zeiger auf die Zahl des darunter befindlichen Zifferblattes rückt, die dem Portobetrag entspricht, und eine Kurbel herumdreht. Durch die Drehung wird einerseits der Brief gestempelt, wobei der Stempel den eingestellten Portobetrag auf dem Brief angibt, anderseits, genau wie bei den Registrierkassen, in der Maschine den Betrag, der zur Frankierung erforderlich war, aufschreibt. Der Apparat wird auf Antrag der ihn fabrizierenden Gesellschaft bei der Postbehörde an alle Personen oder Firmen geliefert, deren Ruf und finanzielle Lage der Post einwandfrei erscheinen. Nach Erteilung der postalischen Erlaubnis zum Aufstellen der Maschine erhält die Behörde einen Probeabdruck der einzelnen Stempel, die sämtlich die Nummer der Maschine aufweisen; sie prüft darauf das ordnungsmäßige Funk-

tionieren, stellt die Zeiger auf Null und versiegelt die Maschine, nachdem sie sorgfältig geschlossen worden ist. Für die Aufstellung verlangt die Fabrik den einmaligen Betrag von 500 Mark; an dessen Höhe nimmt man keinen Anstoß, denn die Postbehörde gewährt einen Rabatt von 1¼ Prozent auf den Gesamtbetrag der Porti, die während des abgelaufenen Vierteljahrs von der Maschine registriert worden sind; dieser Rabatt wird von den Barzahlungen in Abzug gebracht, die der Benutzer der Maschine an den von Zeit zu Zeit erscheinenden Postbeamten zu zahlen hat. Irrtümlich erfolgte Stempelungen sowie solche auf nicht abgesandten Briefen werden in Abzug gebracht. Wenn man 40000 Mark für Porti ausgegeben hat, dann sind durch die Gewährung des Rabatts die Ausgaben für den Apparat gedeckt.

Verwendung finden darf die Frankierungsmaschine für in- und ausländische Postsendungen jeder Art, auch für Depeschen, nur nicht für Kabeltelegramme. Die inländischen, mit der Maschine frankierten Sendungen werden auf dem Postamt mit dem Datum der Einlieferung abgestempelt und dann wie die gewöhnlichen Sendungen befördert. Die nach dem Ausland gehenden werden jedoch auf dem Postamt mit den erforderlichen Briefmarken beklebt, entsprechend der vom Absender vorgenommenen Maschinenstemplung, und die Verrechnung erfolgt dann vierteljährlich. Sobald der Weltpostverein die Frankiermaschine einführt, würde naturgemäß auch der internationale Briefverkehr nach dem Muster des inländischen in Neuseeland einfacher gestaltet werden.

Seit jener neuseeländische Apparat in Tätigkeit ist, den ich während eines längeren Aufenthalts in Neuseeland wiederholt als äußerst praktisch, wenn auch in Einzelheiten wohl noch verbesserungsfähig und jedenfalls bedeutend billiger herstellbar kennen gelernt und über den ich schon vor zwei Jahren einmal berichtet habe, sind mehrere Erfindungen ähnlicher Art gemacht worden. Ganz neuerdings wird abermals von der Erfindung einer anscheinend den neuseeländischen Apparat nach verschiedenen Richtungen übertreffenden und noch weit billigeren „markenlosen Frankiermaschine“ berichtet, über die der Erfinder, ein Düsseldorfer Ingenieur, auch eine kleine Denkschrift herausgegeben hat. Die Maschine wird zurzeit von den Postverwaltungen mehrerer Staaten ausprobiert.

Die Vorteile, die ein solcher Apparat fast nach allen Richtungen hin bietet, liegen, seine technische Verwendbarkeit vorausgesetzt, so klar zutage, daß man sich nur immer wieder wundern kann, wieso seine Einführung bei unserer Reichspost nicht schon längst erfolgt ist, zumal die bayrische Postverwaltung mit der Barfrankierung der Massensendungen keine schlechten Erfahrungen gemacht hat.

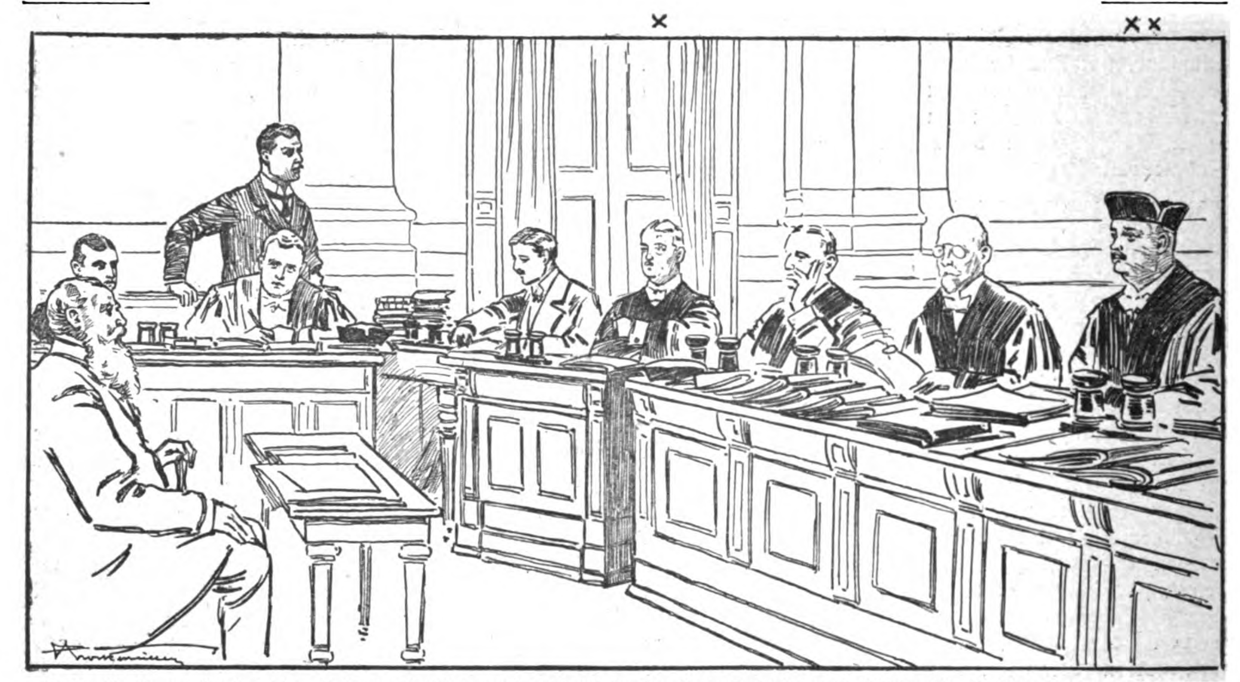
Nur kurz sei hingewiesen auf die Vorteile der Frankierungsmaschine für die Benutzer: Geldersparnis nach kurzem Gebrauch der Maschine und Zeitersparnis, da das lästige Kaufen, Aufbewahren, Anfeuchten und Aufkleben der Marken wegfällt; Vereinfachung der Portoregistrierung dadurch, daß die Maschine selbst diese besorgt; Verhinderung des Beraubens der Portokasse, während einem Mißbrauch der Maschine durch Angestellte durch ebenso einfache wie sinnreiche Vorkehrungen vorgebeugt werden kann. Nun aber die Vorteile für die Postbehörde: Wegfall des Druckens der Briefmarken, des ganzen Versendungs- und Verrechnungsgeschäfts mit den einzelnen Postanstalten, Ersparung hinsichtlich der Kosten für die Aufbewahrung der Marken auf den Postämtern, Ersparnis in bezug auf Beamte, die durch den Verkauf von Marken bisher bekanntlich besonders stark in Anspruch genommen werden. Zu alledem kommt aber ein für Steuerzahler und Fiskus sehr wichtiges Moment hinzu, die Möglichkeit, ganz enorme Summen in bequemster Weise dem Staat zuzuführen; denn für die Ueberlassung eines Apparates hätte der Benutzer bei uns wohl wie in Neuseeland eine Sicherheit zu leisten; würden in Deutschland nur eine halbe Million Apparate in Benutzung genommen werden, so käme, selbst wenn von jedem Benutzer nur 300 Mark Kaution gestellt würden, ein Betrag von ungefähr 150 Millionen zur Verfügung der Postverwaltung, der in Staatspapieren angelegt werden könnte. Ein weiterer sehr beträchtlicher Gewinn wäre dadurch zu erzielen, daß die Zinsen der Kautionen, wie es jetzt schon im Postscheckverkehr ist, nicht den Hinterlegern, sondern der Postverwaltung oder vielmehr dem Reichsfiskus zugute kämen. Müßte nicht schon dieser finanzielle Gesichtspunkt allein in unserer finanzreformierten Zeit den Ausschlag für die Abschaffung der Briefmarke geben?

Damit man nun aber den Gegner der Briefmarke, den Befürworter des prosaischen Stempels an Stelle der mehr oder minder kunstvollendeten Markenbildchen in gewissen Kreisen nicht allzu feindlich behandelt, sei schließlich der Vorschlag gemacht, an die Stelle der hoffentlich recht bald verschwindenden unzeitgemäßen Briefmarke die Ansichtsmarke treten zu lassen. Diese würde vor allem auch verhindern, daß die Zahl unserer Sprachen durch Aussterben der Markensprache eine Verringerung erleidet, und würde die Möglichkeit bieten, selbst bei uns in Deutschland dem durch unsere jetzige Marke so gänzlich unbefriedigt gelassenen künstlerischen Empfinden Rechnung zu tragen.

Unsere Bilder

Zum Tripoliskrieg (Abb. S. 1719—22 u. 23) bringen wir unsern Lesern heute eine Karte, aus der sie sich über den Schauplatz des nun beginnenden Landkriegs, das Hinterland von Tripolis, orientieren können. Ein anderer Schauplatz des Kriegs ist das Rote Meer. Die Italiener haben Hodeida beschossen und ihre Streitkräfte in der Kolonie Erythräa mobilisiert. — Die andern Staaten haben sich bisher streng neutral verhalten. England hat seine Neutralität nach altem Brauch durch eine feierliche Proklamation verkündet, die Oberst Kearus, der oberste Gehilfe des Lord-Mayors, vom Turm der Börse aus dem versammelten Volk vorlas. — In Italien dauert unterdessen die Kriegsbegeisterung an. Neben dem Höchstkommandierenden der vor Tripolis operierenden Flotte tat sich der Konteradmiral Thaon di Revel als Kommandant eines Geschwaders hervor. Ein anderer Konteradmiral, Raffaello Borea Ricci d'Olmo, übernahm nach der Einnahme der Stadt den schwierigen Posten des ersten italienischen Gouverneurs. Besonderen Enthusiasmus erregte in Italien die kühne Tat des Leutnants Olgeni, der sich angesichts des Feindes mit einem Boot in den Hafen von Tripolis wagte und seinem Admiral wertvolle Nachrichten brachte. — Nun scheint die Zeit der Kämpfe zur See aber vorbeizusein. Die Hafenstadt Tripolis ist in den Händen der Italiener, und die italienischen Flüchtlinge, die nach der Kriegserklärung nach Malta und Sizilien geflohen sind, werden wohl bald zurückkehren. Die wenigen Italiener, die in der Stadt geblieben waren, zum großen Teil Mönche und Nonnen, sind unter dem Schutz der deutschen Flagge unversehrt geblieben.

Die Gegenrevolution in Portugal (Abb. S. 1724 u. 1725) hat sich in einem gewissen Halbdunkel abgespielt. Daß royalistische Truppen unter dem Befehl des Hauptmanns Paiva



Links (sitzend): von Pauli, dahinter Rechtsanwälte Alsberg und Jaffé und der Angeklagte Graf Gisbert Wolff-Metternich. Rechts: Staatsanwaltschaftsrat Porzelt (×) und der Vorsitzende Landgerichtsdirektor Crüger (××).

Zum Metternich-Prozeß in Berlin: Die Vernehmung des Zeugen von Pauli.

Conceiro über die Grenze Nordportugals gedrungen sind, Chaves und Vinhaes im Distrikt Braganza besetzt und ihre weiße Fahne mit dem Kreuz auch weiter nach Süden getragen haben, gibt jetzt auch die republikanische Regierung zu. Das royalistische Hauptquartier ist die spanische Stadt Verin. Jedenfalls scheint aber das Gerücht falsch gewesen zu sein, nach dem König Manuel sich selbst an die Spitze der Aufständischen gestellt haben sollte.

Das neue Kölner Justizgebäude (Abb. S. 1726), das am 7. Oktober unter großen Feierlichkeiten eingeweiht worden ist, zeichnet sich vor allem durch seine großen Dimensionen aus. Der imposante Barockbau ist das größte Dienstgebäude der preußischen Zivilverwaltung.

Der Prozeß gegen den Grafen Gisbert Wolff-Metternich (Abb. obensteh.) hat in unserer Oeffentlichkeit großes Aufsehen erregt. Die endlosen Verhandlungen dieses Prozesses werfen mitunter höchst traurige Schlaglichter auf manche Kapitel unserer zeitgenössischen Sittengeschichte. Zwischen dem Angeklagten und dem Vertreter der Anklagebehörde Staatsanwaltschaftsrat Porzelt kam es oft zu heftigen Zusammenstößen. Besonderes Interesse erregte die Vernehmung des Zeugen von Pauli, der als „alter Militär" warm für den Angeklagten eintrat.

Sir Charles Macara (Abb. S. 1726), der bekannte englische Textilindustrielle, leitete in seiner Eigenschaft als Vorsteher des Internationalen Komitees die Sitzungen des Vorstandes des internationalen Spinnereiverbandes, der dieser Tage in Berlin zusammentrat, um über die Förderung der Baumwollkultur in den Kolonien und andere wichtige Fragen zu beraten. Der Kaiser zeichnete den um sein Gewerbe hochverdienten Großindustriellen durch die Verleihung des Roten Adlerordens aus.

Ingenieur Gericke (Abb. S. 1726) ist der zweite Deutsche, der den Gordon-Bennett-Preis der Lüfte gewonnen hat. Der kühne Berliner Luftschiffer wurde mit seinem Ballon „Berlin II" von Kansas City, dem Ausgangspunkt der diesjährigen Fahrt, 400 Meilen weit fortgetrieben und landete mitten in der Wildnis bei Holcombe im Staat Wisconsin.

Das Deutsche Museum in München (Abb. S. 1726) ist nach dreijähriger Arbeit nun glücklich unter Dach gebracht worden. Das Ereignis wurde nach Gebühr gefeiert, und ein fröhliches Richtfest auf und vor dem mit Fahnen und Tannenreisig geschmückten Bau vereinigte den Museumsvorstand, die Bauleitung und die Arbeiter. Der Architekt Gabriel v. Seidl hielt eine Ansprache und erntete dafür den lauten Jubel seiner Mitarbeiter.

Personalien (Abb. S. 1723). Als Nachfolger des verstorbenen Dr. Boehmer wurde der bisherige Ministerialdirektor Dr. Conze zum Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt ernannt. Seine bisherige Stellung erhält der Geh. Oberregierungsrat Dr. Schnee, bisher Vortragender Rat im Reichskolonialamt.

Todesfälle (Abb. S. 1725). In München starb der langjährige bayrische Militärbevollmächtigte in Berlin und frühere Kommandierende General des II. Bayrischen Armeekorps Generaloberst der Kavallerie Emil Ritter von Xylander. Er hat der Armee seit dem Jahr 1851 angehört und die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht. Seit sechs Jahren lebte er im Ruhestand. — Der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Dilthey, der im 78. Lebensjahr verschieden ist, gehörte zu den bedeutendsten Zierden der Berliner philosophischen Fakultät. Wir besitzen von ihm eine Reihe bedeutender Arbeiten über Fragen der Psychologie und über die Geschichte der deutschen Geisteswissenschaft. — Dieser Tage starb der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Emil Blenck, der frühere Präsident des Statistischen Landesamts. Außer seiner amtlichen Tätigkeit hat der Verstorbene sich auch als statischer und genealogischer Schriftsteller große Verdienste erworben.

Die Toten der Woche

Dr. Joseph Bell, bekannter Wundarzt, das Urbild des Sherlock Holmes, † in Maurice Wood am 4. Oktober im 74. Lebensjahr.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Emil Blenck, ehemaliger Präsident des Statistischen Landesamts, † in Groß-Lichterfelde bei Berlin am 6. Oktober im 79. Lebensjahr (Portr. S. 1725).

Hofburgschauspieler Ernst Hartmann, † in Wien am 10. Oktober.

Professor August Holmberg, bekannter Maler, † in München am 7. Oktober im Alter von 61 Jahren.

Konteradmiral Winfield Scott Schley, † in Neuyork am 2. Oktober im Alter von 71 Jahren.



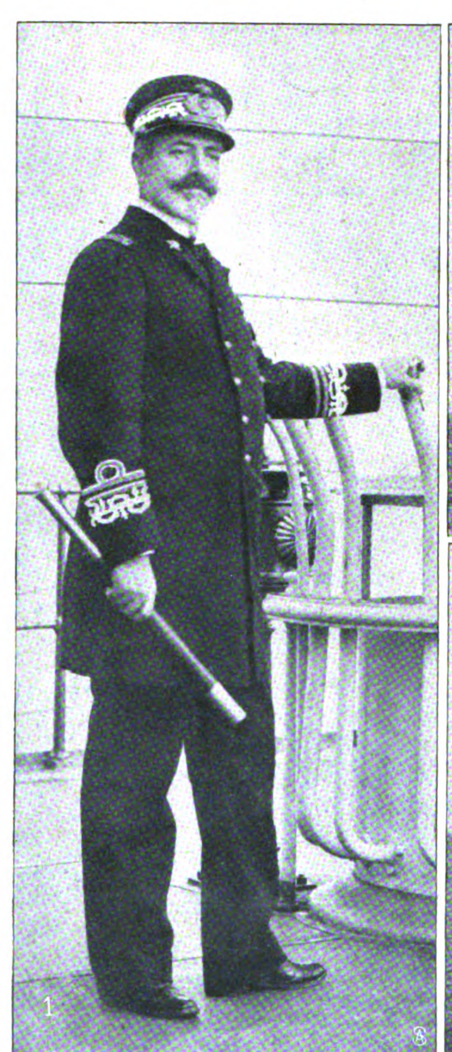
DIE WOCHE
Bilder vom Tage

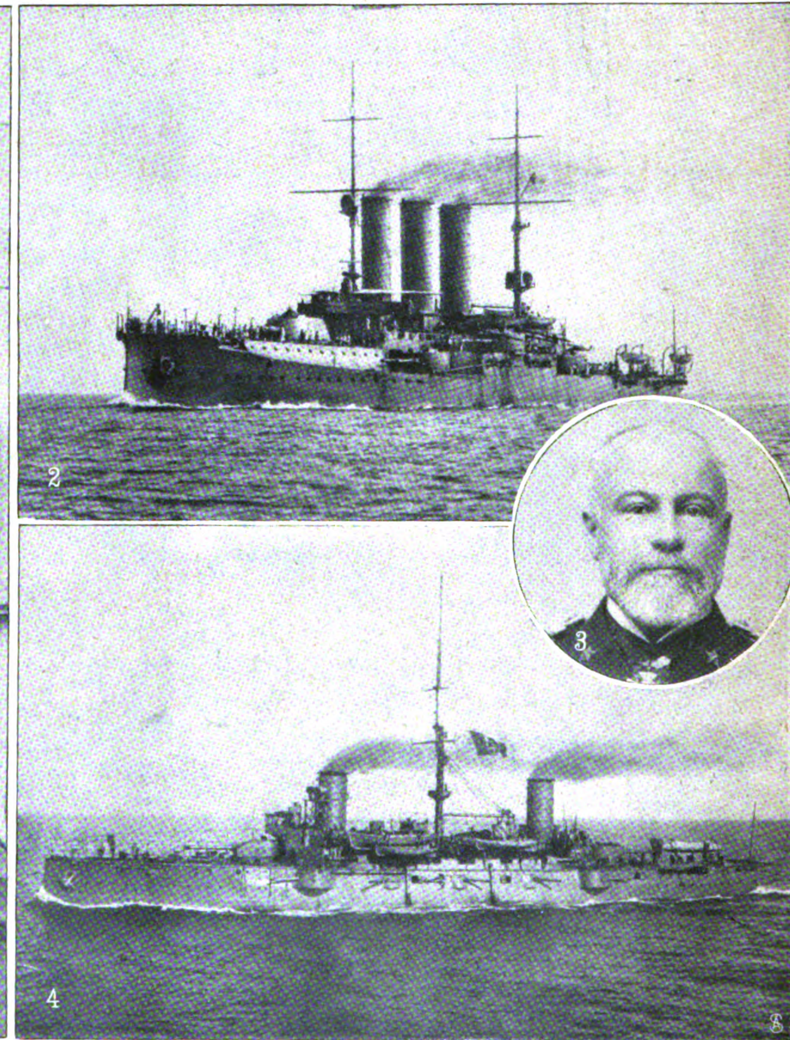


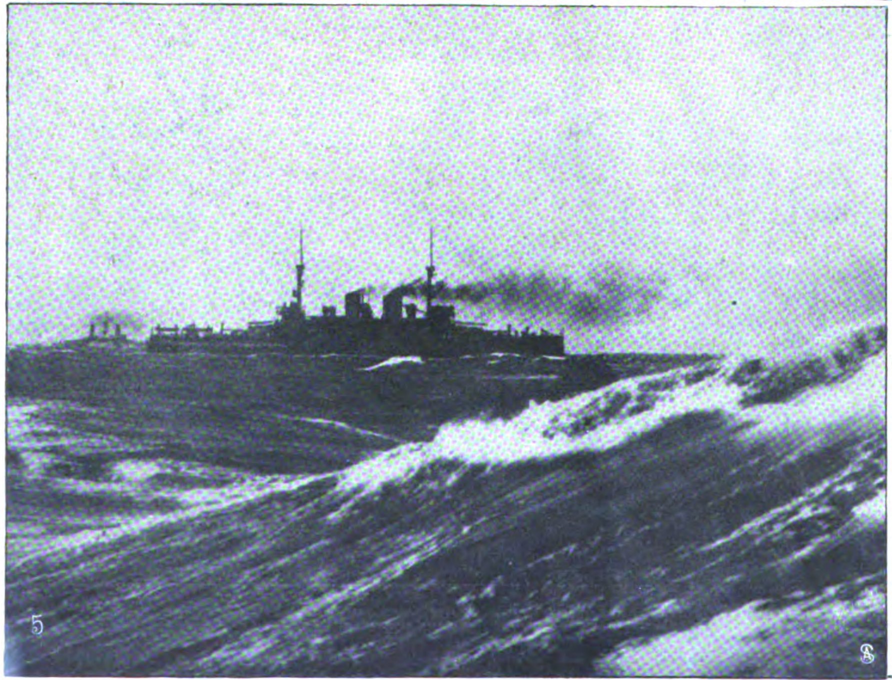
Phot. Bettini.

Konteradmiral Borea d' Olmo, der italienische Gouverneur von Tripolis.

Die Italiener in Tripolis.







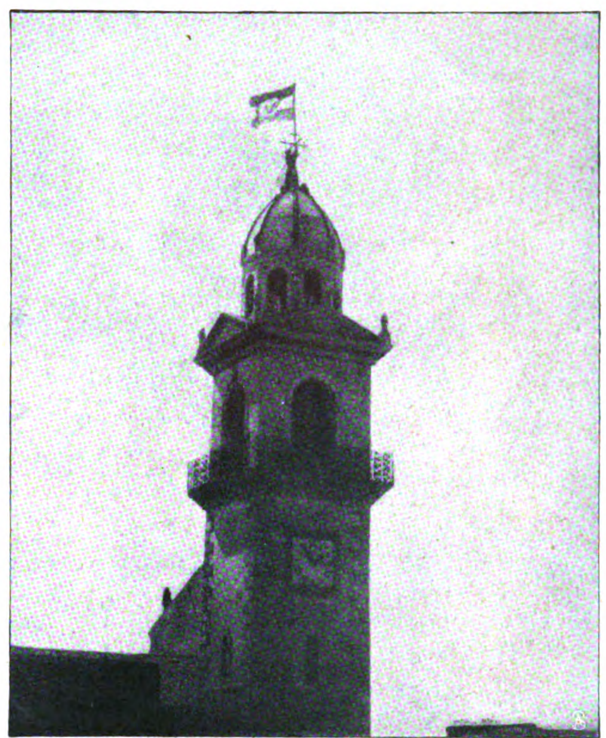


Admirale und Schiffe
der italieniſchen Flotte
vor Tripolis.

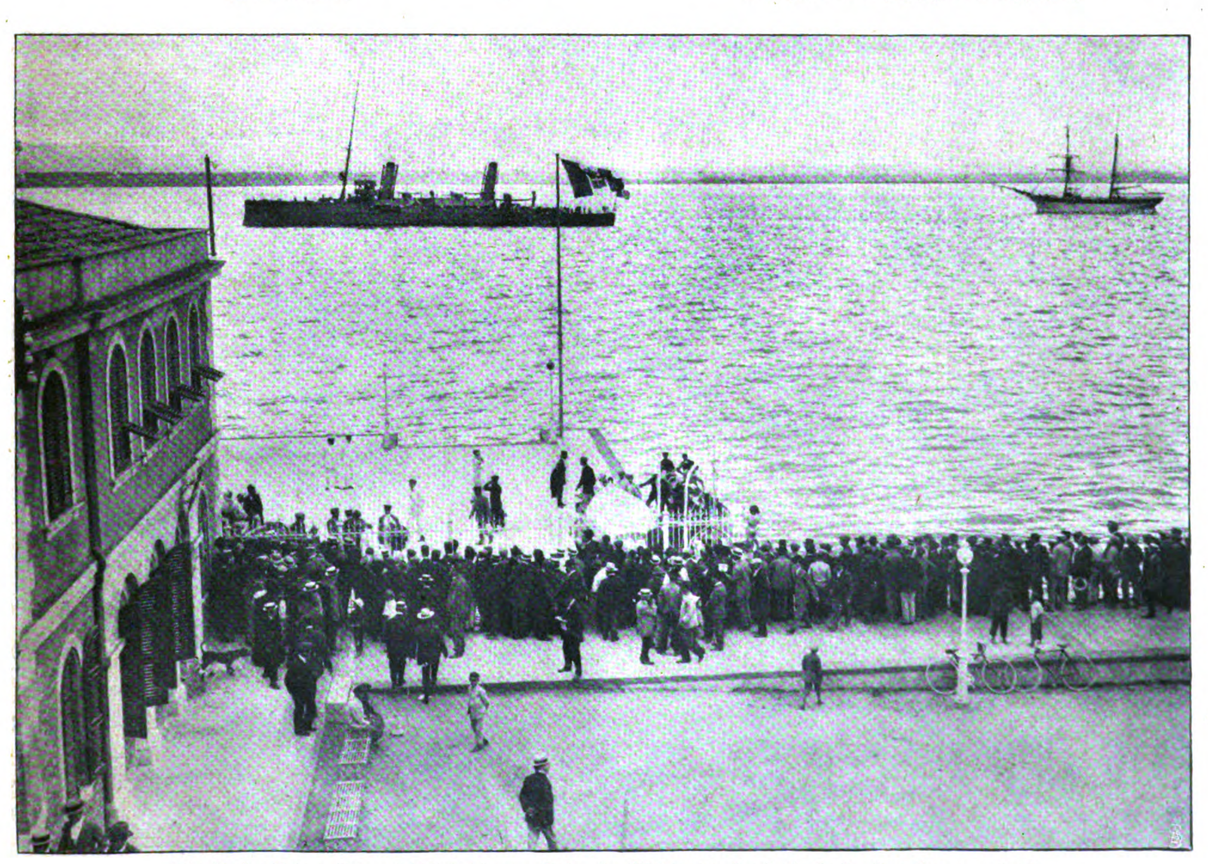
1. Aubry, Höchſtkommandierender. Phot. Bettini.
2. Flottenflaggſchiff „Vittorio Emanuele"
3. Konteradmiral Thaon di Revel (Phot. Bettini) und
4. ſein Flaggſchiff „Garibaldi".
5. „Benedetto Brin", Flaggſchiff des II. Geſchwaders.
6. Ltn. Olgeni zeichnete ſich durch eine nächtliche Erkundung des Hafens von Tripolis aus. Phot. Bettini.



Ein beschlagnahmter türkischer Segler im Hafen von Neapel.
Phot. Abeniacar.

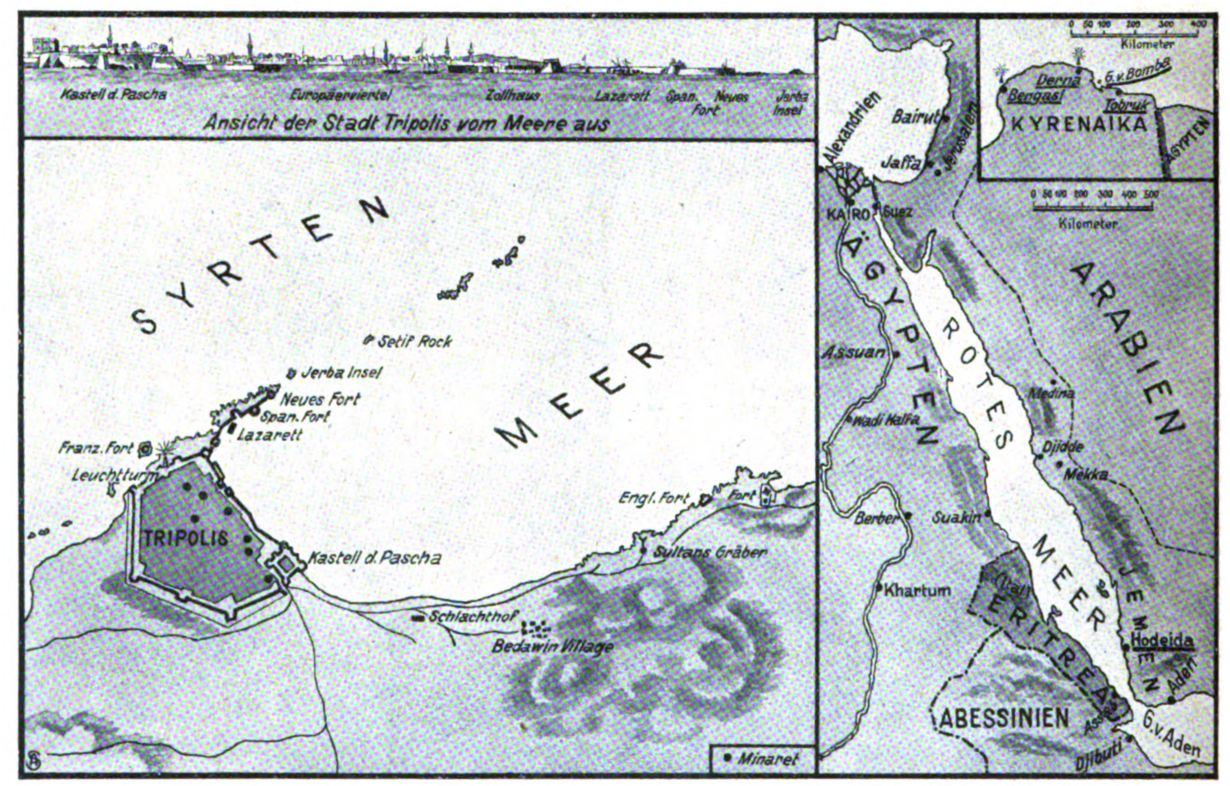


Die deutsche Flagge auf dem Franziskaner Kloster
in Tripolis als Schutz gegen die Beschießung.



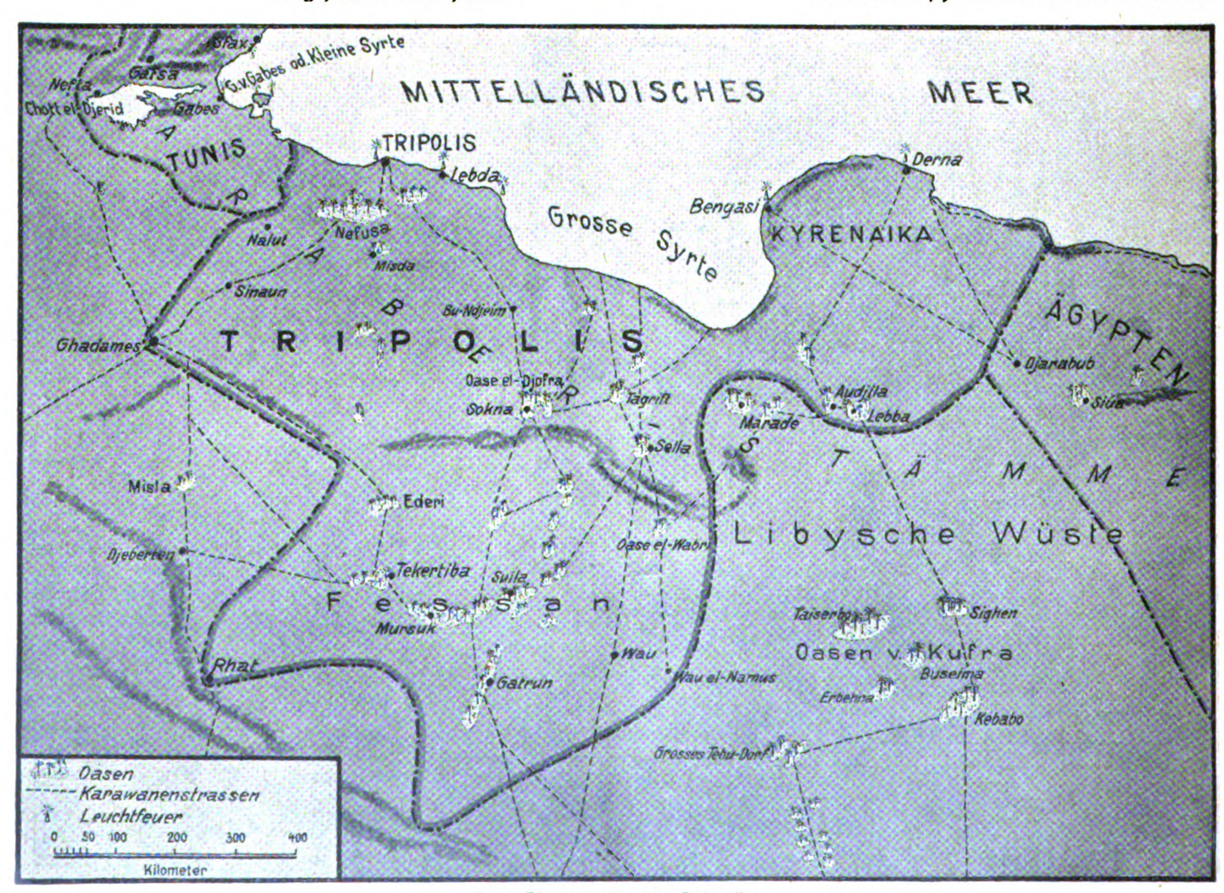
Ein italienisches Kriegsschiff setzt aus Tripolis flüchtende Landsleute in Syrakus an Land.

Der Italienisch-Türkische Krieg.



Lageplan von Tripolis.

Das italienische Gebiet am Roten Meer.



Das Hinterland von Tripolis.

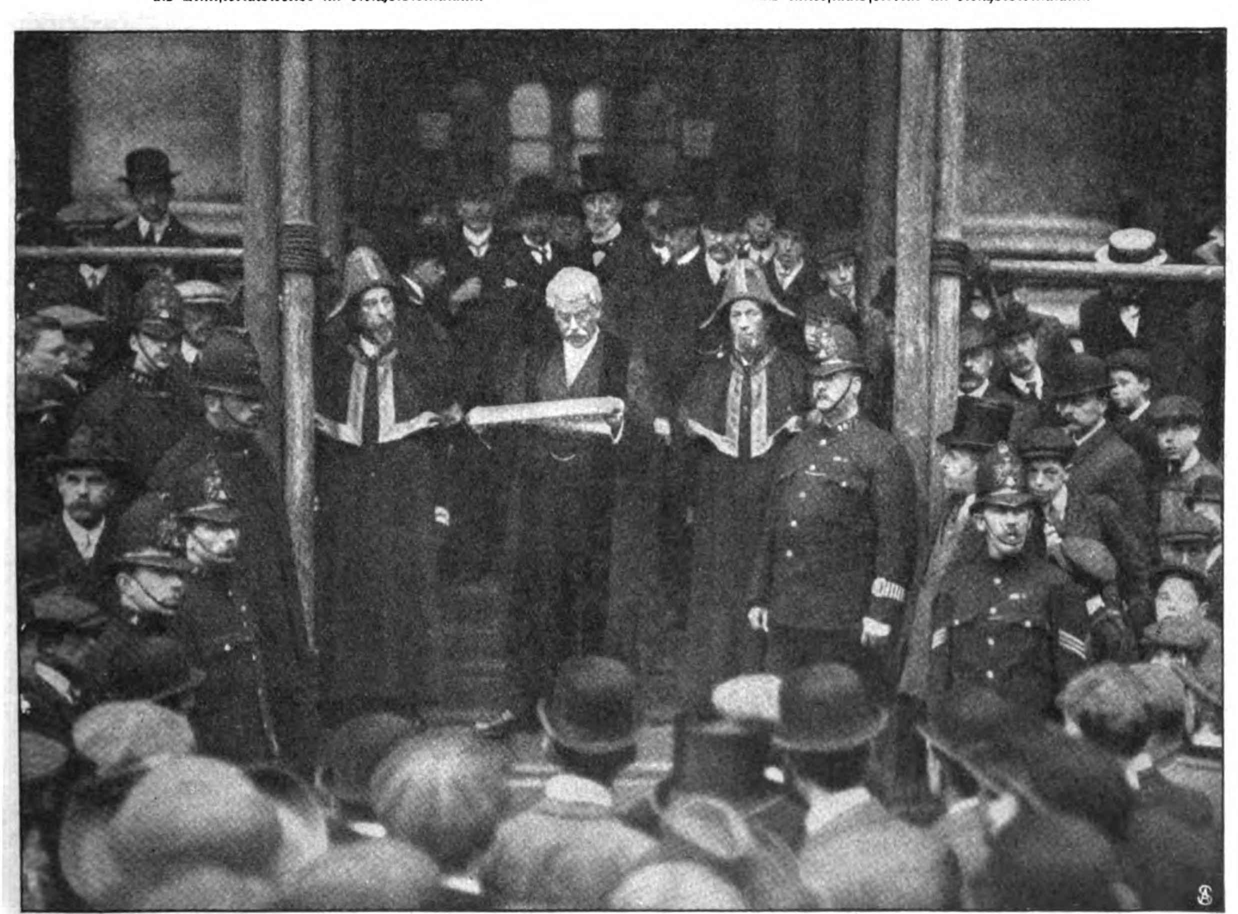
Karten zu den kriegerischen Ereignissen in Afrika.



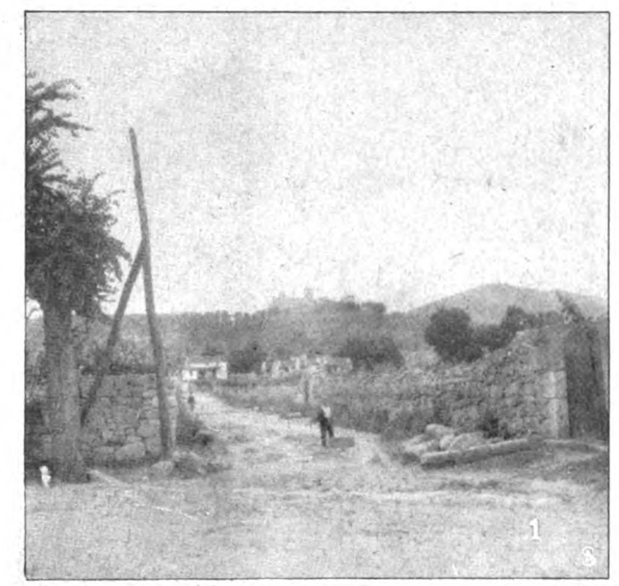
Ministerialdirektor Dr. Schnee,
Nachfolger Conzes
als Ministerialdirektor im Reichskolonialamt.



Unterstaatssekretär Dr. Conze,
Nachfolger Boehmers
als Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt.

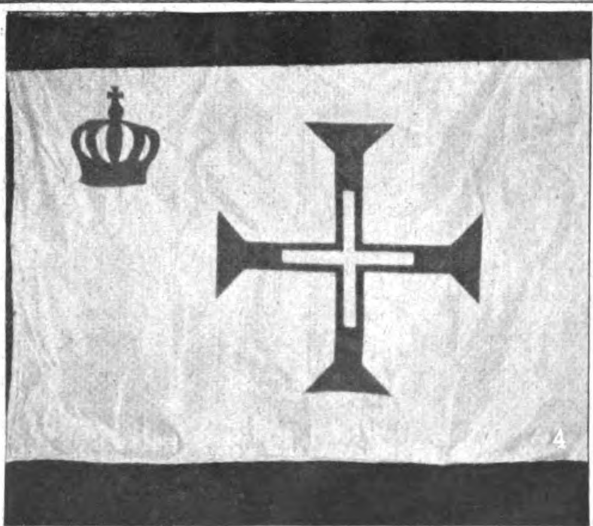


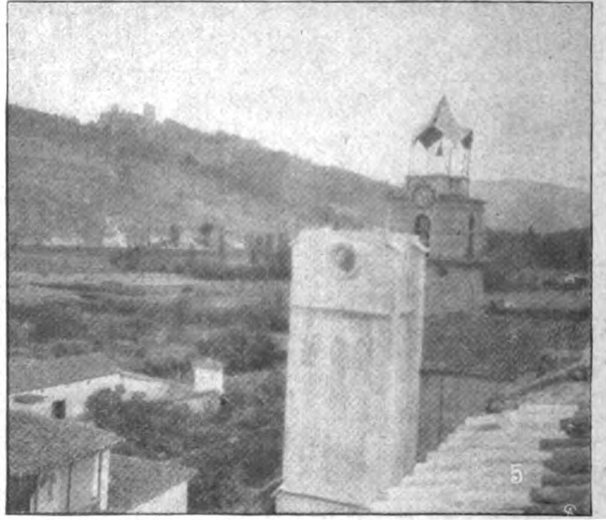
Einem historischen Brauche folgend, verliest der erste Beamte des Lord-Mayors die Neutralitätserklärung öffentlich.
Die Neutralitätserklärung Englands im Italienisch-Türkischen Kriege.





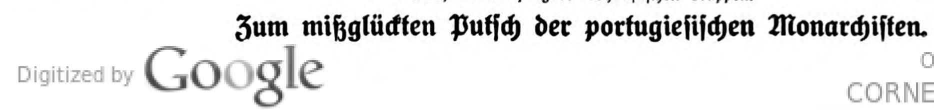




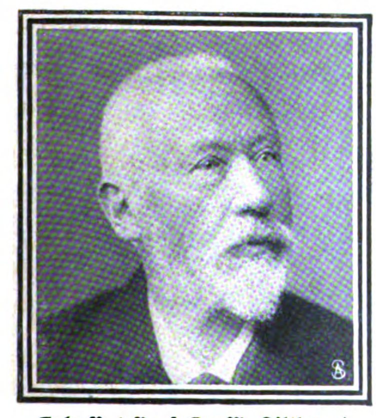


1. Die Straße von Verin nach Chaves, auf der der Einmarsch erfolgte. 2. Villa Javier in Verin, das Hauptquartier der Gegenrevolution. 3. Verin mit den die Grenze zwischen Spanien und Portugal bildenden Bergen. 4. Die Kriegsfahne der Monarchisten. 5. Verin mit der alten Burg des Herzogs von Alba, Sammelplatz der royalistischen Truppen.

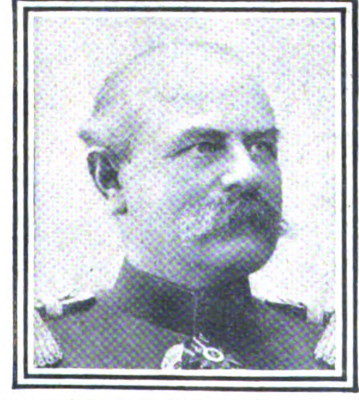
Zum mißglückten Putsch der portugiesischen Monarchisten.



Exkönig Manuel von Portugal als Jagdgast des Lords Lonsdale in Lowther Castle.



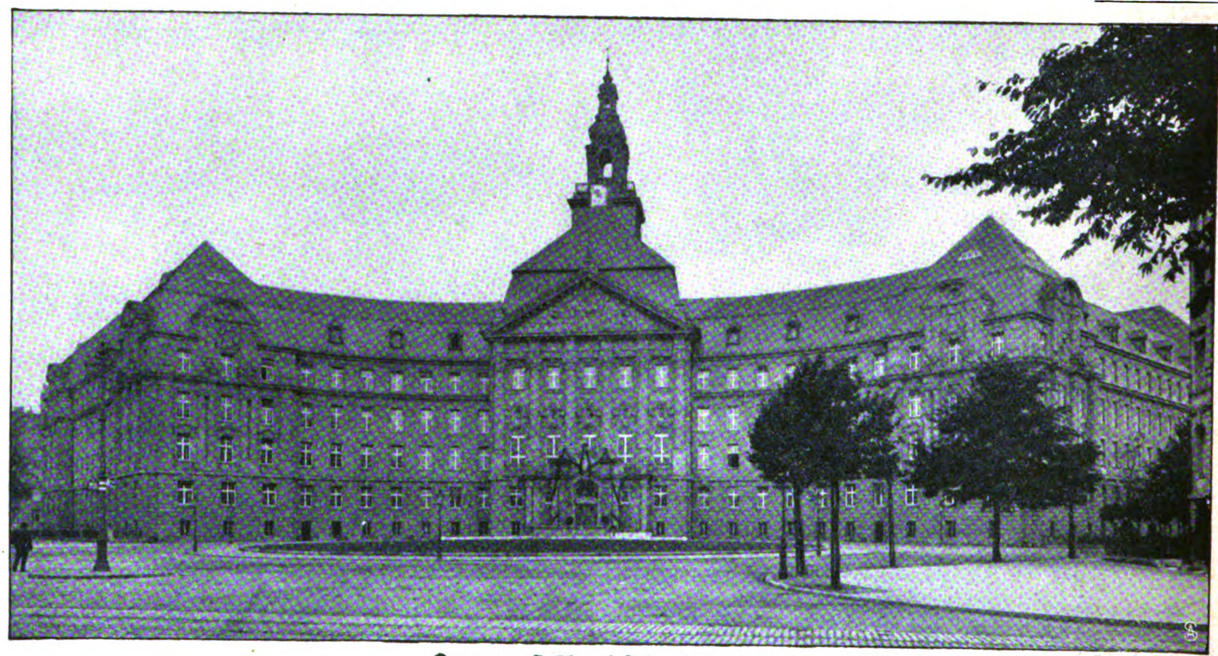
Geh. Rat Prof. Dr. W. Dilthey †
bekannter Philosoph der Berliner Universität.



Generaloberst E. Ritter v. Xylander †
München, langjähr. bayr. Militärbevollmächtigter in Berlin.



Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. E. Blenck †
früherer Präsident des Kgl. Preuß. Statist. Amtes.



Der neue Justizpalast in Köln a. Rh.

Phot. Jansen.

Das Richtfest des Deutschen Museums in München.
Architekt Prof. Gabriel v. Seidl hält die Festrede



Sir Charles W. Macara,
Baronet, Vorsitzender des Komitees des internationalen Verbandes der Spinner und Webereivereinigung.
Zur Tagung des Komitees in Berlin.

Ingenieur Gericke,
siegte im diesjährigen Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte mit dem Ballon Berlin II.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

12. Fortsetzung.

Gunnars Worte wirkten so lähmend in Lisa nach, daß sie es nicht über sich gewann, Judith gleich zu sagen, was sie ihr sagen wollte. Sie machte ein paar ungeschickte Anläufe dazu und verschob es dann auf später, obgleich ein dunkles Gefühl ihr warnend zuflüsterte, sie erschwere sich damit ihre Aufgabe nur.

So begannen sie doch wieder mit dem Studium der Rolle. Aber Lisas Selbstkritik lag mißtrauisch auf der Lauer und ließ auch hier die alte Wärme nicht aufkommen. Judith hatte viel mehr zu kritisieren als gestern und sah ihre Schülerin manchmal mit überraschtem Zweifel an.

Nach einer Weile hielt die das nicht mehr aus und sagte: „Gnädige Frau, ich weiß ja selbst, daß es nichts ist. Aber ich kann nicht... Ich... ich hab so Kopfweh."

Da war sie nun also doch, die Lüge, die sie weit von sich gewiesen hatte.

„Ach, Sie Ärmste!" rief Judith besorgt. „Ich hatte es doch gleich gemerkt, daß da was... — Wollen Sie ein Pulver? Ich hab immer welches daheim. Denn ach, mein armer Kopf...!"

„Danke sehr, nein. So schlimm ist es gar nicht. Nur beim Spielen — da stört es mich; und ich möchte lieber..."

„Selbstverständlich hören wir auf und plauschen gescheiter ein bissel! — Oder wollen Sie sich ausstrecken und ruhen? Ich sitz dann ganz stumm bei Ihnen und pfleg Sie."

„Nein... O... meine... gnädige Frau. Sehr liebenswürdig, aber..."

„Pulver also wollen Sie keins? — Aber einen starken schwarzen Kaffee...? — Das wär was!"

„Ach gnädige Frau, bemühn Sie sich doch nicht! Es ist wirklich nicht nötig."

„Sie werden sehn, wie gut Ihnen das tut. — Mühe hab ich doch gar keine davon. Ich brauch's bloß meinem Mädel sagen." Judith drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Dann saßen sie nebeneinander auf dem Sofa.

„Mögen Sie nicht Ihren Kopf hier ein bissel anlehnen, liebes Kind?" sagte die Gerlach und deutete auf ihre Schulter. „Ich sitz muckmäuserlstill."

„Zu freundlich!" erwiderte Lisa verlegen. „Aber... aber ich halt ihn wohl besser kühl."

In diesem Wort lag für sie selbst ein weiterer Sinn, als die andre merken sollte. Nicht daß es ihr innerlich schwer gefallen wäre, sich vor diesem Werben um ihre Freundschaft den Kopf kalt zu bewahren — äußerlich wurde es ihr nicht leicht gemacht. Sie hatte ein recht schlechtes Gewissen dabei... War sie doch in der Absicht gekommen, nicht nur den Unterricht aufzukündigen, sondern auch menschlich eine so weite Distanz herzustellen, daß sie nur von dem leichten Geschoß der Höflichkeit überflogen werden könnte.

Und nun rückte ihr Judith, ohne sich durch ihre gehaltne Steifheit im geringsten irremachen zu lassen, immer näher — sogar körperlich. — Sie hatte eine Art, Lisa bei jedem dritten Wort aufmunternd oder schmeichelnd anzufassen, die der auf die Nerven fiel, ihren Kopf sich unwillkürlich ducken, ihren Arm zurückfahren ließ, um solch einer Berührung zu entgehen.

Geistig suchte Judith das Vertrauen ihrer Schülerin dadurch hervorzulocken, daß sie verblüffend offenherzig war. Ungefragt und ohne rechte Veranlassung tischte sie Geschichten aus ihrem Leben auf, die die meisten andern Menschen wohlweislich für sich behalten hätten.

Lisa versank bei diesen Annäherungsversuchen langsam in das Gefühl, als säße sie hilflos hypnotisiert, könne sich nicht rühren und müsse mit sich geschehen lassen, was die andre wolle. — Mit ihrer wohlüberlegten Absage herauszurücken, deuchte sie ganz unmöglich. Sie gab es auf. — Gunnar hätte wohl recht gehabt: der Weg durch die Rohrpost wäre der einzige, der einen Erfolg verspräche. — Kam sie doch vor diesem Redeschwall Judiths fast nicht zu Worte...

Wie eine Erlösung begrüßte sie es, als die Zofe eintrat und den Doktor Andrian meldete.

„Echt Andrian...!" lachte Judith. „Neugierig ist er schon wie eine Geiß. — Wie denken Sie: sollen wir ihn empfangen?"

„Das liegt natürlich ganz in Ihrem Ermessen, gnädige Frau..." — Dann aber fügte Lisa hastig hinzu: „Er ist ja sehr amüsant..."

„Also, Anna, ich laß bitten."

Der Doktor bewies noch vor seinem ersten Wort, daß er in der bewußten Absicht kam, die beiden zusammen anzutreffen: in jeder Hand trug er eine seiner famosen Orchideen.

„Mein Kompliment euch allen zwei!" sagte er nach der Begrüßung. „Lisel, der Unterschied auf der Prob zwischen gestern und heut...! Judith, da hast du Wunder gewirkt. Solch ein Erfolg von dramatischem Unterricht war noch gar nicht da."

„Ja," sagte Judith, „beim Fräulein Olai tut man sich aber auch leicht. Wenn eine dem leisesten Wink so nachgibt — da ist es das reine Vergnügen..."

Lisa stärkte die Anwesenheit eines Dritten den Rücken. Mit einem kühlen Anlauf begann sie: „Ja aber, meinen Sie nicht, daß Frau Gerlachs Einfluß zu stark werden könnte? Daß ich zu viel Persönliches dabei aufgebe?"

Andrian unterbrach sie: „Ach, Pflanz! — Nein, sein Sie froh, daß es so gekommen ist. Sie können gar nicht



genug davon aufgeben. Denn — jetzt darf ich's ja ruhig sagen — Sie waren vorher grauslich in der Rolle."

„Sonst haben Sie aber anders geredet..." gab Lisa pikiert zurück.

Einwände überhörte der Doktor mit großer Gewandtheit, wenn sie ihm nicht in den Kram paßten.

„Nein, Lisel," so bestand er auf seiner Meinung, „eine große Schauspielerin werden Sie nie. In der Beziehung sind Sie nicht schöpferisch. Da lassen Sie sich nur ruhig beeinflussen! Es ist gescheiter."

„Sie sind ja sehr freundlich!"

„Das ist die größte Schmeichelei, die ich Ihnen sagen kann. Sie sind menschlich viel zu wenig verkrüppelt für die sogenannte Kunst. Wir guten Europäer haben den Snobismus überwunden, der darin das Höchste sieht. — Leben, sich ausleben — das ist das Gebiet, wo Ihre Lorbeern blühen, Lisel. Kunst im Grunde doch bluff — für Parvenüs."

„Ist das das Neuste für vierzehn Tage?" fragte Judith spöttisch.

„Es dauert schon länger. Von Neujahr geb ich meine neue Zeitschrift heraus: Der Anti-Snob."

„Das grenzt aber doch bedenklich an Selbstmord", stichelte Lisa, die sich aufrichtig über ihn geärgert hatte.

Er lachte.

„Das trifft mich gar nicht; aber fein gesagt war es doch. — Geh, sein Sie wieder gut, Lisel! Sie habens wahrhaftig nicht nötig, eine mordsmäßig bedeutende Künstlerin zu werden. Ihr Ehrgeiz hat sich auf ein ganz verkehrtes Gebiet verrannt. — Sein Sie doch froh, daß Sie keine solche Halbnatur sind wie Judith!"

„Na, ich danke!" sagte die. „Jetzt geht's über mich her. Halbnatur...! Ich werd's dir schon beibringen!"

„Nein, Judith, für dich ist wieder dies die größte Schmeichelei. Du wärst die Künstlerin nicht, die du bist, wenn's anders wär. Einseitige Talente — und alle großen Talente sind einseitig — leben in einem Menschen immer auf Kosten von vielem andern."

„Gott, ist das kompliziert!" warf Lisa dazwischen.

„Aber ja," bekräftigte Andrian seine Theorie, „akkurat wie bei der Stopfgans die Leber alle andern Organe verquetscht, sie sekundär macht..."

„Fräulein Olai," schlug die Gerlach vor, „wollen wir uns nicht zusammentun und ihn verhauen?"

„Ja, wenn's nur was helfen tät!"

„Bitte, ich steh zur Verfügung", sagte der Doktor. „Was Schöneres könnte mir überhaupt nicht passieren."

„Übrigens," begann Judith, plötzlich in anderm Ton, „etwas ist doch vielleicht an dem dran, was er da sagt. — Ja, die Kunst ist eine anspruchsvolle Göttin..."

„Da sagst du's ja selbst, Judith! Und es kann dir doch wirklich genügen, die erste Schauspielerin der Welt zu sein..."

„O, darauf mach ich gar keinen Anspruch", lächelte sie in falscher Bescheidenheit.

„Was kann dir daran liegen, daß du als Frau nicht in Betracht kommst?"

„Oho! Für dich vielleicht...! Andre Leute..."

„Die lassen sich höchstens durch deine Kunst düpieren. Als Frau — ich täusch mich nicht — bist du kalt."

„Kalt?" lachte Judith herzlich auf. „Nein, deine Menschenkenntnis...! — Ich bin viel zu warm, viel zu leidenschaftlich. Das hat mir oft geschadet..."

„Alles Theater!"

„Nein, aber ich kann mir schon denken, was du meinst. Die Männer — ja, für die hab ich eigentlich nie viel übriggehabt. Es ist sonderbar, aber... die Kunst verzehrt eben jedes andre Interesse in einem. — So eine richtige, große Liebe — das kenn ich überhaupt nicht."

„Aber... Sie waren doch verheiratet, gnädige Frau?" fragte Lisa.

„Ja, glauben Sie, ich hab das wegen meines Mannes getan?"

„I wo! Das tut man doch nicht!" sagte der Doktor.

„Ja, es ist eigentümlich", erläuterte Judith. „Wissen Sie: — ich wollte Mutter sein! Auf einmal war diese Sehnsucht so unbezähmbar groß geworden... Sehn Sie, liebes Fräulein, darum...! — Sonst... — Es war im Grund gar keine Ehe... Mein Mann war mein bester, mein edelster Freund, gewiß; aber... sehr bald nach der Hochzeit gingen wir auseinander. Es war von Anfang an so ausgemacht. Wir hatten damals mitsammen Engagement in Magdeburg, und ich ging nach Frankfurt am Main, er nach Königsberg... Später wurden wir dann auch geschieden. Er wollte eine andre heiraten, eine kleine, unbedeutende Person..."

„Kunststück!" bemerkte Andrian.

„Ja, haben Sie denn ein Kind?" fragte Lisa verblüfft.

„Es ist tot." Judith ließ ein direktes Schluchzen in ihrer Stimme schwellen. „Nur drei viertel Jahr ist der liebe kleine Engel geworden."

„Ach...?"

„Ihr Mitgefühl tut mir wohl, Fräulein Olai. — O, war ich damals verzweifelt...! Denken Sie: ich erfuhr es erst, als mein Kind schon unter der Erde lag! Das war das schwerste!"

„Ja, ich versteh nicht...?"

„Wie ich in das Dorf hinauskam, wo ich es in Pflege gegeben hatte, und mich über den kleinen Grabhügel warf und flehte und bettelte, sie sollten mir mein Kind wiedergeben, — drei Leute haben mich mit aller Gewalt festhalten müssen... Sonst wär ich in den Fluß gesprungen!"

„Waren das die gleichen Packträger, die dir immer die Pferde ausspannen?" erkundigte sich der Doktor mit harmloser Miene.

„Jetzt hör einmal auf, Andrian! Ich bin gewiß die letzte, die einen Spaß zur rechten Zeit nicht versteht... Aber du bist roh! ——— Ach, wissen Sie," wendete Judith sich dann in anderm Ton an Lisa, „für den kleinen Engel war es am End das beste. So ein armes Hascherl! Die Fraisen... Wissen Sie, was das ist? — Lieber Gott, hab ich überhaupt das Recht, Kindern das Leben zu schenken? Ein Musterbild von erblicher Belastung wie ich! — Mit mir nimmt es sicher kein gutes Ende. Nachts wach ich manchmal auf und hab so entsetzliche Angst... O, in geistiger Umnachtung zu



leben ...! Und man weiß nie, wann es kommt, ob man vorher noch Zeit haben wird, ein Ende zu machen. — Ich wünschte mir, ich würde einen Menschen haben, der mir für den Fall versprechen möchte, daß er mir Gift gibt."

„Hab die Ehre!" rief Andrian erfreut.

„Was soll denn das wieder?"

„So sagt man doch, wenn man einem alten guten Bekannten wie Oswald Alving begegnet."

„Richtig!" schrie Judith leicht auf. „In den Gespenstern hat Ibsen das Problem ja auch gestreift."

„Ja auch!" warf der Doktor trocken dazwischen.

„Und ich hatte jetzt gar nicht daran gedacht! — Da sieht man wieder, wie wahr, wie unerbittlich wahr dieser Ibsen ist, wie er sich seine Probleme direkt aus dem Leben greift ..."

Lisa erhob sich plötzlich.

„Ich muß jetzt aber ..."

„Sie wollen schon gehen? — Und es war grad so nett und gemütlich!"

„Ja, gnädige Frau, ich ... ich hab es ... meinem Bräutigam versprochen ..."

„Schade! — Aber dann darf man Sie freilich nicht aufhalten ... — Andrian, ist es nicht nett, wie die zwei Leuteln verliebt sind?"

„Fabelhaft!" stimmte der Doktor zu. „Toll einfach!"

„Die reinsten Inseparables!" lächelte Judith. „Immer beisammen! Man sieht den Stenersen überhaupt nimmer allein. — Übrigens, liebes Kind, verstehn Sie es auch ausgezeichnet, ihn zu nehmen ..."

„Bitte, wieso?" sagte Lisa mit schärferer Abwehr im Ton, als sie eigentlich beabsichtigte. Dieses Gespräch war ihr höchst unbehaglich.

„Na, schauns mich nicht gleich so wild an! — Ich mein ja nur ... — Wir kennen ihn doch! Gel, Andrian?"

„Bitt schön, ich hab nie was mit ihm gehabt!" widersprach der Dramaturg anzüglich.

„Ich vielleicht?" lachte Judith auf. „Na, und ich könnt ja auch bald seine Mutter sein ... — Weißt es noch, Andrian, wie oft ich zu ihm gesagt hab, er ist ein Phantast?"

„Phantast ...?" fragte Lisa unwillkürlich.

„Manchmal hat er was davon, liebes Kind", lächelte Judith vielsagend und geheimnistuerisch. „Gott ja, halt ein Dichter ...! Aber ich hab ihn doch furchtbar gern ... als Freund. — Und ich bin so froh, daß er Sie gefunden hat. Sie sind wirklich die Rechte für ihn."

„Also, wenn du nur zu der Verbindung deinen Segen gibst!" spöttelte der Doktor, und Lisa wußte ihm Dank dafür. Es war doch eine merkwürdige Art von dieser Frau, sich so in ihr Intimstes einzudrängen. Und dazu diese dunkeln Anspielungen, hinter denen wahrscheinlich gar nichts stak ... — Nein, Gunnar hätte wohl recht: das wäre kein Verkehr für sie.

„Gnädige Frau," sagte sie kühl, „jetzt aber wirklich ... Es ist höchste Zeit für mich ..."

„Ja ja, gewiß! Eilen Sie nur zu Ihrem Seladon! Und grüßen Sie ihn recht schön von mir! — Und morgen — nicht wahr? — wieder um vier!"

Plötzlich hatte Lisa den Mut dazu, was ihr vorher ganz unmöglich erschienen war.

„Ja, ich weiß nicht, gnädige Frau ..." sagte sie.

„Wie?"

„Ich meine: es ist doch nicht mehr lang bis zur Premiere; und da sollt ich vielleicht lieber in Ruhe ..."

„Was?"

„Ich fürcht eben ... Wie ich Ihnen schon gesagt habe ... Ich hatte heut auf der Probe das Gefühl, als ob ... als ob ich von Ihnen zu stark beeinflußt ... Ich meine: — daß ich Ihnen zu sehr glich."

„Auf einmal?" fragte Judith scharf.

„Ich deutete es ja vorhin schon an..."

„Und Sie finden, daß Ihnen das irgendwie im Weg sein könnte?"

„Nein ... ja ... ich muß doch m e i n e Sulamith spielen ..."

„Sie sind aber empfindlich, liebes Fräulein!"

„Empfindlich?"

„Sie haben sich über irgend was geärgert, was ich gesagt hab. Ganz ohne Grund, kann ich Ihnen versichern! Niemand meint es besser mit Ihnen als ich."

„Gnädige Frau, Sie täuschen sich wirklich."

„Wenn Sie auf einmal finden, Sie können von mir nichts lernen?!"

„Das ist es ja nicht ..."

„O, ich weiß sehr genau, was es ist. Sehr genau!"

„Lernen kann ich von Ihnen natürlich eine Menge ..."

„Aber Sie wollen bloß nicht! Jetzt sagen Sie's ja selbst!"

„Lieber Gott! ..." Lisas Stimme begann ungeduldig zu werden, und ihr Gesicht trug schon den vor Überlegenheit fast blinden Ausdruck.

„Aber ich dräng mich Ihnen nicht auf, Fräulein Olai. Das hab ich nicht nötig. Ich nicht!"

„Ich bedaure sehr, daß Sie die Sache so auffassen," entgegnete Lisa, „aber ... ich kann es nicht ändern. — Gnädige Frau ...!" fügte sie Abschied nehmend mit einer steifen Neigung des Kopfes hinzu und ging schnell in das Vorzimmer hinaus.

— Vielleicht ist es ganz gut, daß es so kam, dachte sie, während sie ihre Jacke anzog. — Sie hörte Judith noch drinnen zu Andrian sagen: „Großartig! Diese eingebildete Person ...!"

Dann fiel die Flurtür hinter ihr ins Schloß.

* * *

Grübelnd schritt Lisa die Dorotheenstraße entlang. — Nein, was für eine Frau war doch diese Judith! Wieviel Roheit grinste einen aus ihrem sentimentalen Bericht über ihr Kind an! —

Plötzlich aber löste ein Gefühl Lisas Empörung ab, das von fern beinah dem Neid glich ... — War Judith nicht unendlich viel glücklicher als sie selbst? — Lisa mußte an Gunnar denken ... — Wie? Sollte er, der frische, gesunde Mensch, in irgendeinem Punkte der hysterischen, künstlichen Komödiantin gleichen? — Vielleicht ... sagte Lisa zu sich. Und fast wollte es sie bedünken, als hätten diese beiden in ihrer unerschütterlichen Überzeugtheit von sich gerade das vor ihr voraus, was — den Künstler ausmacht.

Ist es gut, einen Sinn mehr zu besitzen als jene, mag sein beschränkteren, eben deshalb aber stärkeren Naturen? Lähmt uns die Fähigkeit, alles — auch in der eignen Brust — zu verstehen, nicht die beste Kraft? Verstopft sie uns nicht die reichsten Quellen „temperamentvoller" und „packender" Kunst: die ehrliche Entrüstung — über andre, die ehrliche Begeisterung — für uns?...

Übrigens: Gunnar... — Was hatte Judith gesagt? Er sei ein Phantast?... Und in einem so merkwürdigen Ton... — Das mußte doch irgend etwas bedeuten...

Schon war Lisa mitten in den kühnsten Kombinationen. Sie verwarf eine nach der andern wieder und hielt sich eindringlich vor, daß ihr Gefühl im ersten Augenblick sicher das Rechte getroffen hätte: — es handle sich hier zweifellos um nichts als eine von Judiths üblichen Wichtigtuereien... — Doch was half das! Vergeblich schalt sie sich selber eine Phantastin... Die Unruhe ließ sie nicht los.

„Lisel!" rief eine atemlose Stimme aus einiger Entfernung. Und als sie daraufhin ihren Schritt hemmte, drang es ihr dunkel zu Bewußtsein, dieser Ruf müsse schon ein paarmal an ihr Ohr geschlagen sein, ohne daß sie es vernommen hatte.

Andrian kam schnaufend heran.

„Lisel, hier! Sie haben ihre Orchidee vergessen."

„Ach so. Danke."

„Na, ich kann Ihnen sagen, Lisel...! Mit der dämonischen Judith haben Sie's ausgiebig verschüttet. Die haßt Sie jetzt!"

„Mag sie!" entgegnete Lisa kühl.

„Na, ich weiß nicht... Sie kann Ihnen aber sehr schaden. Eine Geschäftsfrau wie die...! Sie versteht sich natürlich mit der ganzen Kritik auf Seelenfreundschaft... mindestens. Überhaupt... da könnt ich Ihnen Geschichten erzählen...! — Aber andrerseits... Sie hatten selbstverständlich ganz recht. — O, herrlich, wie Sie ihr draufgegeben haben!"

„Draufgegeben? — Das... war ja nicht die Absicht."

„Na, ich dank schön! Glänzend waren Sie! So ruhig von oben herab einen Menschen einfach zu vernichten, ihn platt zu hauen...!"

„Übertreiben Sie auch nicht, Doktor!"

„Eins weiß ich, Lisel: mit Ihnen möcht ich nicht im Bösen zusammengeraten! — Aber, wie gesagt: der war es sehr gesund. So eine gemeine Person!"

„Doktor, ich kenn Sie: vor fünf Minuten haben Sie der Gerlach gegen mich recht gegeben."

„Mein Ehrenwort...! Den Standpunkt hab ich ihr klargemacht! — Na ja, sie hat die Bildung einer gewöhnlichen Köchin... — Das hab ich ihr aber auch gesagt!"

„Doktor, Doktor!"

„Äquivok bis dort hinaus! — Diese Taktlosigkeit, Ihnen unter die Nase zu reiben, daß sich der Stenersen einmal für sie interessiert hat...!"

Lisa preßte ihre Hände zu Fäusten. — O, sie hatte es doch geahnt! — Nur diesen Menschen nichts merken lassen! — Sie sah ja, wie blank vor Neugier seine Augen lauerten, als er nun fortfuhr: „Sie wußten es ja natürlich. — Aber die Gerlach meinte, es ist Ihnen neu, und wollte Sie aus der Fassung bringen."

„Neu? Lieber Gott... — Nein; aber daß gerade sie davon anfing — ich muß gestehn: das war... überraschend." Diese Worte brachte Lisa mit leidlicher Haltung hervor — sie wunderte sich selbst darüber.

„Nicht wahr? Unglaublich!" nickte Andrian, den sie glücklich getäuscht hatte. „Na, wissen Sie, die... — Eins hab ich nie begriffen: — daß dem Stenersen die Person gefallen konnte. — Vier Jahre und länger hat er sie überhaupt nicht angeschaut — trotz allen ihren Avancen. Und auf einmal, letzten Winter: — wie toll! — Und sie von dem Moment an einfach ausgewechselt. Malträtiert hat sie ihn...! — Stellen Sie sich vor: mütterlich war sie auf einmal! — Gunnar, Sie sind ein Phantast — das war ihr drittes Wort. Gunnar, das denken Sie sich jetzt nur so; aber für Sie bin ich doch eine alte Frau! — Und solche Töne... — Dabei benutzte sie jede Gelegenheit, um ihn bis aufs Blut zu reizen. Aber wenn er dann losfuhr — nichts! — Wissen Sie, wir alle — seine Freunde — waren ernstlich besorgt um ihn. Nur gut, daß die Geschichte mit München kam...! — Eigentlich, Lisel, möcht ich Ihnen erzählen, was der Hellmann damals gesagt hat; aber... Sie dürfen's nicht übelnehmen."

„Warum denn?" erwiderte Lisa mit trockener Kehle.

„Na ja, es ist ja auch nichts Schlimmes weiter dabei. Und Sie haben doch Sinn für Humor... — Das muß man Hellmann lassen: wie er manchmal so was so ganz trocken herausbringt — es ist schon drastisch. — Kinder! hat er gesagt, das nenn ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: — ich werd das Hohe Lied los und der Stenersen die Gerlach. Wer wettet mit mir einen Korb Champagner, daß unser Poet in München mit einer andern anbandelt? — Na und, Lisel, ich war richtig das Kamel, zu wetten, und hab dann auch die zwölf Flaschen schmeißen dürfen, wie wir zwei dazumal von München zurückkamen. Hellmann aber erklärte sich trotzdem für den Geleimten. — Na, sagte er, jetzt hätt ich ja glücklich wieder das Hohe Lied und ein Verhältnis von Stenersen am Bein! — Ganz witzig, was?"

Lisa hatte mit gesenktem Kopf und ruhiger Miene zugehört. „Doktor," sagte sie, „wollen Sie mir nicht das Automobil da anrufen! Ich fahr lieber."

„Gewiß, aber... He, Auto! Sie, Chauffeur! — Lisel, aber... Sie werden doch Spaß verstehn? Oder sind Sie jetzt auch auf mich eingeschnappt?"

„Durchaus nicht." Sie reichte ihm die Hand. „Auf Wiedersehn, Doktor."

Als der Wagen sie um die nächste Ecke gebracht hatte, war sie nahe daran, in Tränen auszubrechen. Aber sie bezwang sich. In einer Art Betäubung, ohne einen klaren Gedanken zu fassen, fuhr sie nach Hause. Mechanisch ließ sie die Orchidee durchs Droschkenfenster aufs Pflaster gleiten. Diese Blume wollte sie nicht in der Hand haben, wenn sie jetzt Gunnar gegenüberträte. Er sollte das Ganze nicht als eine von Andrians üblichen Lügengeschichten abtun können...

* * *



Gunnar saß am Schreibtisch, als Lisa, noch in Jacke und Hut, bei ihm eintrat.

„Ich muß mit dir sprechen!" stieß sie hastig hervor. Ein ärgerliches Verstehen kroch über sein Gesicht.

„Muß es jetzt sein?" fragte er gedehnt, ausweichend. „Grade in dieser Augenblick sollte ich die Szene in letzte Akt finden, was ich so lange suchte."

„Gunnar, es handelt sich hier nicht um Theater!"

„Mögliche Weise mehr, wie du glaubst! — Also, gut!" sagte er mit spöttischer Entschlossenheit. Er stand auf, lehnte sich in halb sitzender Stellung an den Schreibtisch und kreuzte die Arme über der Brust. — „Nun?"

„Gunnar! Konntest du mir denn nicht die Wahrheit sagen?"

„Wahrheit ist ein zu gutes Wort, for was die dämonische Kuh dir erzählt hat."

„Das sagt ja schon alles, Gunnar! — Wenn du ohne weitres weißt...!"

„Das ist nicht schwer. Das konnte ich lange wissen..."

„Gunnar, bedenk doch, in welche Situation du mich gebracht hast! Wie ich jetzt vor ihr dastehe...!"

„Lisa, ich war es nicht, der wollte, daß du bei ihr gehen sollst."

„Ja, und jetzt weiß ich den Grund...!"

„Aber du konntest mich der kleine Dienste nicht machen!"

„Also ich bekomm die Vorwürfe!" lachte Lisa auf. „O hättest du mich doch davon abgehalten!"

„Ich kann dir nicht binden zu dein Bettstock."

„Ein ehrliches Wort von dir — und ich wäre nie hingegangen."

„Lisa, was war es, daß sie dir erzählte?"

„Du weißt es ja doch schon, Gunnar!"

„Wenn ich weiß, daß sie auch zu andere Menschen diese Abenteuergeschichten erzählt...!"

„Gunnar, sie hat mir ja gar nicht..." Lisa stockte; dann sagte sie schnell: „Aus der Luft greifen kann man das nicht!"

„Lille Lisa!" bat er, plötzlich in anderm Ton. „Sei doch vornunftig!" Und er trat hinter sie und faßte sie leicht und schmeichelnd an den Armen.

„Nein!" Mit Heftigkeit beinah entwand sie sich seiner Liebkosung. „Auf die Weise... Nein, ich mag nicht! Für mich ist die Sache ernst. Mach nicht wieder einen Spaß daraus!"

„Wieviel Ernstheit willst du noch, daß ich anwende auf der lächerlichen Geschichte?"

„Lächerliche Geschichte — das sagt du jetzt. — Aber du hast diese Frau doch geliebt."

„O Lisa, so früchtelich ernst, als sie erzählt, daß es war — so war es nicht. — Aber wie es auch war — konntest du glauben, daß du die erste Frau bist, die ich liebte... nach meine Worte?"

„Nein, aber von der Gerlach — da hast du weislich geschwiegen. — Und dieses Schweigen..."

„Von das konntest du sehen, daß es wohl nicht eine solche Wichtigheit war."

„... oder daß es dir noch zu nahe stand. Du hattest es noch nicht verschmerzt. — Sie bekamst du nicht... Da nahmst du die erste beste, die sich leichter erobern ließ. Und das war ich!"

Gunnar lachte laut und herzlich; doch klang es ein wenig gezwungen.

„O dumme Lisa!" sagte er mit einem zärtlichen Bedauern in der Stimme. „Nei, und das konntest du glauben? — Glaubst du, ich konnte for sie sein wie for dich? Daß ich ihr heiraten wollte...?"

„Das weiß ich nicht; aber..."

„Eine solche kalte, künstliche Frau sie ist...! — O Lisa — soll sie nun rekapituleert sein, die ganze langweilige Historie? — Die Gerlach lügt doch, sollst du wissen, als... als... als der Doktor Andrian..."

„Gunnar, was soll denn das? — Willst du jetzt tun, als ob du sie nicht geliebt hättest... nach allem, was du mir schon gesagt hast?"

„Gut, Lisa, so soll ich dir alles erzählen! — Du sollst wissen — es ist komisch, wann man es sagt — aber alles kam von ein Abend, wo ich sehr viel Champagne in mein Kopf hatte. Dann muß man wohl Dummheiten machen! Und die Gerlach saß an die Seite von mir. Es konnte — das soll Gott wissen! — auf dieselbe Art eine andre sein. Diesen Abend war ich simpel verrückt. — Und von das kannst du auf keine Weise beleidiget sein: dir kannte ich da noch nicht."

„Gunnar, und es soll wirklich nur der eine Abend gewesen sein?"

„Absolütt! O, der andere Morgen — da war ich froh, daß es nichts wurde. O, sie ist schrecklich! Und als Frau ist sie for mich unmöglich!"

„Gunnar," sagte Lisa und sah ihm scharf in die Augen, „aber es soll doch lange gedauert haben...? Bis du nach München gingst?..."

„Sagt sie das?" Er lachte auf und fuhr lebhaft fort. „O, sie ist idiotisch! Glaubte sie, daß das ernstlich war? — Oder erzählt sie das wahrscheinliche Weise nur for dich... — Wie ich freilich angefangen hatte, da hielt ich nicht gleich wieder auf. Aber daß sie nicht verstehen sollte, daß es ein Ulk war, oder was es heißt in deutsch...!"

„Gunnar, so dumm ist keine Frau!" suchte Lisa zu widersprechen. Doch der Druck um ihr Herz ließ schon nach.

„Du sollst ihr besser kennen, Lisa! Sie ist freilich so dumm! Es ist nichts inwendig in sie, was die untere Toner hört. Du kannst, wenn du willst, fragen in Reichstheater... Alle Menschen lachten von ihr, weil sie immer platzte von Wichtigkeit, wann ich sie for Narr hielt mit meine falsche Liebeserkläringer."

„Ja, Gunnar, das klingt ja..." sagte Lisa mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich konnte mir auch nicht denken... Denn sie ist doch wirklich... sehr unangenehm. Es wär doch... eine merkwürdige Geschmacksverirrung gewesen. — Aber dann versteh ich nicht, wie Andrian..."

„Andrian? — Ist es von ihn, daß du es hörtest?"

„Nein, eigentlich... Er war bei der Gerlach, und sie... — Ja... bestätigt hat er es mir..."

„Dann, Lisa, konntest du schon von das wissen, daß es nicht wahr ist."



„Und er mußte sich doch denken, daß ich dich fragen würde ...“

„Der unverschämte Lügenhals! Ich soll ihm aber nehmen und ...“

„Nein, Gunnar, laß ...! Wir wollen lieber ... — Wozu denn? — Er hat es wohl auch nicht böse gemeint ...“

„Das ist for mich alles dasselbe! Ich soll dem Schafkopf ...!“

„Mach nur weiter kein Aufsehen davon!“ bat Lisa dringend und legte ihm die Hand mit leichtem Druck auf die Schulter. — Und er benutzte diese erste Vertraulichkeit sogleich: er zog sie ungestüm an sich.

„Lille Lisa, bist du jetzt wieder vornunftig?“

„Gunnar, Gott sei Dank ...!“ seufzte sie aus der Tiefe der Brust auf. „Du weißt nicht, wie mir zumute war! — Wär es irgendeine andere gewesen ... Aber grade diese Frau ...!“

„Daß du über die dämoniche Gans jaloux bleiben konntest, Lisa ...!“

„Ja, Gunnar,“ lächelte sie und sah ihm tief in die Augen, „verstehst du das denn nicht? — Eben diesen schlechten Geschmack hätt ich dir nicht verziehen.“

„Komisch!“ sagte er. — „Aber dann ist es ja gut, daß ich ihm nicht hatte.“ Und er küßte sie vergnügt auf den Mund.

„Wirklich, Gunnar: wie ich sie heute kennen gelernt habe — nein, das hätt ich dir nicht verziehen.“

Gunnar lachte sein kräftiges Kannibalenlachen. Und dann begann er über Judith zu lästern, mit einem Hohn, der Lisa zeigte, daß er jene bis in die heimlichsten Falten ihrer Seele durchschaute, daß er gewiß nicht besser von ihr dachte als sie selbst. — Anfangs amüsierte und — tröstete sie das. Nein, eine Frau, von der er so sprach, konnte er nie geliebt haben! —Als Gunnar aber Stichelreden auf Stichelreden häufte und ihrer kein Ende finden wollte, beschlich sie wieder ein leises Unbehagen. — Es lag etwas so Fieberhaftes in seiner Beredsamkeit ... Meinte er ihr immer neue Beweise dafür geben zu müssen, daß ihm die andere zuwider war? ...

Lisa seufzte. — Hielt er sie wirklich für so mißtrauisch? Sie glaubte ihm doch so gern ... —

Erst am nächsten Morgen sahen sie sich wieder mit der alten Unbefangenheit in die Augen. Und stand noch irgendwo in Lisas Herzen ein Rest von der Bitterkeit dieser schweren Stunden — er wurde überflutet und hinweggeschwemmt durch die Premierenaufregung; davor trat in den Tagen, die jetzt kamen, alles andere zurück.

* * *

Die elektrische Klingel rief Lisa aus der Garderobe. Sie ging mit kleinen, ein wenig unbeholfenen Schritten den kurzen Korridor zur Bühne hinunter. Ihr Kostüm war beklemmend steif und so schwer, daß es sie in fünf Minuten müde machte. Der Künstler, der es entworfen hatte, setzte seinen Ehrgeiz darin, daß es im Bühnenbild einen schönen Fleck abgäbe; ob man sich darin bewegen könnte, deuchte ihn nebensächlich.

Der erste, der ihr auf der Bühne in den Weg lief, war Andrian.

„Hals- und Beinbruch, Lisel!“ Er schüttelte ihr die Hand. „Nein, also jedesmal wieder, wenn man's sieht, — das Gewand ist doch fabelhaft schön! — Aber, Lisel, Sie zittern ja? Sie werden doch nicht ...? Ich garantier Ihnen, daß Sie einen Mordsbeifall haben. Gestern auf der Generalprob waren Sie einfach first class. Die Berliner werden schaun! Wissens, da kann die Gerlach nicht hin! — Mir ist gar nicht bang um meine Bowle. Ich hab nämlich mit der dämonischen Judith gewettet, daß Sie nicht durchfallen. — Ja, die ... die ist ein Gemütsmädchen! Das nenn ich noch: einem feurige Bowlen aufs Haupt sammeln!“

Lisa lächelte ziemlich konventionell; eine Erwiderung fiel ihr nicht ein.

Auf einmal stand Gunnar da; er drängte den Doktor mit einem kurz hervorgeknurrten norwegischen Fluch beiseite, zog Lisa in eine Ecke und gab ihr hastig noch allerhand Weisungen: — wie sie den Satz sprechen solle und jenen ...

So fieberhaft unruhig hatte sie ihn nie gesehen. Sie spürte das ansteckend auf sich herüberströmen ...

Der Regisseur, der am Souffleurkasten stand, klatschte in die Hände.

„Fräulein Olai, wo Deuwel stecken Sie denn?“ rief Hellmann, der plötzlich von irgendwoher aus dem Dunkel auftauchte.

Lisa lief auf ihren Platz und setzte sich in der vorgeschriebenen Haltung zurecht. Ihre Augen suchten zwischen den Kulissen hindurch Gunnar. Sie wollte ihm zulächeln; aber ihre Lippen waren gleichsam steif und gehorchten ihr nicht. — Daß auch gerade ihr Monolog das Stück eröffnen mußte ...!

Wieder klatschte der Regisseur in die Hände. Ein dumpfer Schlag auf den Gong dröhnte schmerzlich durch Lisas Kopf.

„Sie, Wierbitzky!“ rief Andrian mit gedämpfter Stimme herein. „Wartens noch einen Augenblick!“

„Was ist ...?“ Hellmann fuhr herum, wie von der Tarantel gestochen.

„Nix, Herr Direktor!“ sagte der Doktor beruhigend. „Ich möcht nur in der Loge draußen sein, wenn's angeht.“

„Idiot!“ fauchte Hellmann und zog den Regisseur am Arm mit sich hinter die Szene. „Zweites Zeichen!“ befahl er von dort.

Abermals ein tiefer, metallisch nachhallender Gongschlag ... Der Vorhang rauschte auseinander.

In Lisas Monolog klang noch das Stiefelknarren Zuspätgekommener, das Klappern einzelner Sitze herein. Dann wurde es sehr still. Lisa spielte ihre Rolle fast mechanisch, halb ohne Bewußtsein. Doch als sie nach ihrem ersten Abgang ein paar Minuten in der vordersten Kulisse stand, bevor sie wieder hinausmußte, fiel ihr die Todesruhe im Publikum auf. Ungewohnt deuchte sie das, fast unheimlich ... — War das hier im Reichstheater immer so? Oder was sollte das bedeuten?

Von nun an hatte sie den ganzen Akt über das Gefühl, als wehe ihr aus dem großen Loch, hinter dem sie manchmal flüchtig das bleichgefleckte, regelmäßige Muster der tausend Gesichter auftauchen sah, eine eisige

Kälte entgegen. — Sie suchte diesen Eindruck zu bannen, wollte sich nicht von ihm lähmen lassen — und wurde ihn doch nicht los.

Endlich schloß der Vorhang sich wieder. Irgend jemand draußen begann zu klatschen, ein kurzes energisches Zischen antwortete — und wieder Stille... Die Leute alle auf der Bühne und hinter den Kulissen, die mit vorgestrecktem Kopf und starren Augen gelauscht hatten, ließen die Schultern sinken und knickten ein bißchen in die Knie. — Gleich einer Sturmflut brandete im Zuschauerraum plötzlich das wirre Geschnatter unzähliger Stimmen empor... —

Zitternd vor Angst betrat Lisa im zweiten Akt die Szene. Sie hatte das Bewußtsein, ganz schlecht zu spielen, und gab jede Hoffnung auf. Aber sonderbar: — nach einer Weile merkte sie: das Publikum ging mit, das Stück begann zu wirken. Sie sprach und bewegte sich freier, wurde warm, geriet in eine Art Rausch, der sie trug und führte...

Plötzlich jedoch durchfuhr sie ein kalter Schreck: sie erkannte, daß ihr nächster Satz einen Doppelsinn enthielt. Wie oft hatte sie diese Worte gesprochen, aber weder bei den Aufführungen in München noch auf den Proben am Reichstheater war die gefährliche Stelle einem Menschen aufgefallen. Und trotzdem wußte Lisa jetzt ganz genau, daß die feindliche Menge da unten nicht darüber weghören würde. In flatternder Hast suchte sie nach einer andern Einkleidung dessen, was sie zu sagen hatte... Es war zu spät: — unaufhaltsam, wie gezogen durch ihr eigenes Gewicht, glitt die auswendig gelernte Phrase über ihre Lippen.

Da war es schon, das Befürchtete: — von der Mitte des Ersten Ranges warf jemand einen ersten, sonderbar nasalen Lachlaut, der an das Kreischen einer Kindertrompete gemahnte, in die aufhorchende Stille. Alle Köpfe wendeten sich nach der Richtung... Donnernd stürzte ein Gelächter von der Galerie ins Parkett hinunter, prallte wieder empor und schien kein Ende nehmen zu wollen.

Das Schicksal des Hohen Liedes war entschieden. Während des letzten Aktes wurde fast in jeden Satz hineingejohlt und -gelacht. Und als es zu Ende war, stieg der Lärm zu ohrenzerreißendem Tumult: — höhnische Bravorufe grüßten den fallenden Vorhang, wütendes Klatschen versank in Zischen und Trampeln; mitten entzwei riß das alles hie und da ein greller Pfiff... —

Trotz und Zorn hatten Lisa ganz kalt gemacht, hatten ihr die Kraft gegeben, in dem aussichtslosen Kampf der Schauspieler auf ihrem Posten zu stehen. Jetzt eilte sie gesenkten Kopfes, ohne nach rechts und links zu blicken in ihre Garderobe. Dort wartete Gunnar auf sie, den sie in den Pausen überhaupt nicht zu sehen bekommen hatte. Er war sehr bleich, doch mühte er sich krampfhaft, eine überlegene, ja heitere Miene zu zeigen. Tröstend sagte er: „Lisa, das schadet nicht. Wir sollen... — Du warst sehr tapfer."

„Jetzt bin ich aber auch fertig! — Armer Gunnar!"

„Ach, von den Dreck verlieren wir nicht den Mut. Jetzt soll ich schnell das neue Stück zum Ende bringen. Und so wird es schon Erfolg haben; ich fürchte mir nicht." Ein wenig großsprecherisch warf er das hin.

Lisa saß in sich zusammengesunken auf dem Stuhl vor ihrem Toilettentisch. — Ja, er... er würde die Scharte wohl auswetzen. Und an sie — daran, daß ihre erste Rolle am Reichstheater wahrscheinlich auch die letzte gewesen wäre — daran dachte er nicht. — Sie seufzte.

„Nei, Lisa," begann er wieder, „sei nicht verzweiflet! Du sollst auch jetzt tapfer sein wie bei den Spektakel von die verdammte Idioten! — Hauptsache ist es, daß wir es die Esel nicht zeigen... Oh, ich soll heute abend freilich mehr lustig sein nach den starkften Erfolg."

„Was? Du willst...?"

„Natürliche Weise! Glaubst du, wir sollen heimfahren und bekümmert im Bette gehen? — Nei, das tun wir nicht!"

„Gunnar, ich... ich kann nicht. Ich bin todmüde. Du hast keine Ahnung..."

„Von die erste Butelje Champagne soll das gleich wieder gut bleiben!"

„Nein, und unter die Leute... Wenn ich nur denke: die Gerlach...! Ich seh das Gesicht, das sie machen wird..."

„Mußt du dir fürchten von ihre Grimasser? — So kannst auch du ein Gesicht machen, daß es sie imponeeret. — Wann wir heute nicht kommen — was sollen sie alle denken! Dann soll freilich ihr Maul brausen von uns als ein Mühlerad."

„Laß sie doch denken, was sie wollen! — Ich mag wirklich nicht, Gunnar. Und wenn ich auch möchte — ich kann nicht! Ich bin so zerschlagen... Dies gräßliche Kostüm und die ganze Sache...! — Noch einmal Spießruten laufen...!"

Gunnar ließ nicht nach; er drang und drang in sie, führte seine geschäftlichen Interessen ins Feld, erklärte, schon heute unbedingt etwas für sein neues Stück tun zu müssen, damit es als die übernächste Premiere herauskäme... Andere Autoren gäben sich auch Mühe; so und so viele würden den Augenblick zu nützen suchen und sich die besten Termine zusichern lassen. Er müßte dann womöglich bis zur nächsten Saison warten...

Schließlich machte Lisa ihm den Vorschlag, er solle sie nach Hause bringen und allein noch für eine Weile zu den Theaterleuten gehen.

Sein heftiger Widerstand dagegen verlor auffallend schnell an Kraft. Und wenn er auch bis zum Abschied von ihr brummte und immer aufs neue versicherte, ohne sie würde es ihm dort schrecklich zumute sein — ihr Eindruck war, daß das mehr zum Schein des Gerechten geschähe, daß ihn in Wahrheit eine starke Ungeduld in die Gesellschaft der andern zöge — gleichviel, ob mit oder ohne sie...

Traurig stieg sie bei dem unsichern Schein eines Wachskerzchens die Treppen zu ihrer Pension hinauf.

Das war der erste Abend in Berlin, den sie einsam und verlassen in ihrem nüchternen Zimmer verbringen sollte — gerade heute, wo sie des Trostes und der Liebe so bedürftig war...

Sie wollte auf Gunnar warten — er hatte ja ver-



sprochen, nicht lange auszubleiben — aber es befiel sie alsbald eine so unbezwingliche Müdigkeit, daß sie sich hastig die Kleider vom Leibe riß und in ihr Bett schlüpfte.

Oh, das tat wohl! — Jetzt nur nicht denken!... Dafür war wohl morgen auch noch ein Tag...

Schon dämmerte sie hinüber in den schwankenden Zwischenzustand... Sie hatte nicht mehr Zeit, ihr Licht zu löschen — da war sie schon entrückt in das andere Land...

* * *

Als Lisa am nächsten Morgen allein ihren Kaffee trank — Gunnar hatte sich in seinem Schlafzimmer noch nicht gerührt — brachte ihr das Dienstmädchen ein Paket herein, das in gelbes Seidenpapier gewickelt und mit einem himmelblauen Atlasbändchen verschnürt war: — das hätte soeben ein besonderer Bote für sie abgegeben.

Sie löste die Umhüllung: säuberlich aufeinandergeschichtet lagen sämtliche Berliner Morgenzeitungen vor ihr. Eine sorgsame Hand hatte in jeder die Zeilen, die sich unfreundlich mit ihrer Leistung als Sulamith beschäftigten, rot unterstrichen.

Die Kritiken waren vernichtend. Am besten kam Gunnar davon. Wenigstens wurden respektvolle Verbeugungen vor seinen andern Stücken gemacht, bevor man das Hohe Lied für ein trauriges Machwerk erklärte.

Volle Schalen ungemischten Zornes schüttete die Kritik über Hellmann und Lisa aus. Diese bekam beim Lesen vor Ekel geradezu einen üblen Geschmack im Munde. Nicht nur ihre Künstlerschaft wurde angegriffen — in jedem zweiten Blatt schwirrten die Pfeile auch gegen ihre Person. Eine Reklameheldin wurde sie genannt, die weder Talent noch Können für sich ins Feld zu führen vermöchte und deshalb den berühmten Namen ihres Vaters und ihre Verlobung mit Stenersen habe mißbrauchen wollen, sich an den Platz zu drängen, wo bisher eine Judith Gerlach gestanden hätte. Dabei sei ihr Spiel eine sklavische, wenn auch mißverstandene und unzulängliche Imitation jener begnadeten Künstlerin gewesen. — Was sich die Leitung des Reichstheaters eigentlich bei solchen Experimenten denke? Aber es sei ja bekannt, daß der höchstbefähigte Direktor Hellmann seinen grausamsten Feind in einem gewissen Humbugmacher, mit Namen — Hellmann, besitze. Gelänge es ihm nicht bald, diesen Feind in der eigenen Brust zu erwürgen, so müßte die ernsthafte Kritik davon Abstand nehmen, auch ferner noch den Maßstab der Kunst an seine Bühne zu legen.

So rächten sich auch hier ehemalige Erfolge. Hellmann mußte bei dieser Gelegenheit alle seine alten Sünden auf einmal büßen — und Lisa unschuldigerweise mit ihm...

(Fortsetzung folgt.)

Das Ballett „Nippes“ in der Wiener Hofoper.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche“ vom Kunstatelier d'Ora.

Der neue Herr der Wiener Hofoper, der in Berlin wohlbekannte Direktor Hans Gregor, hat sich in den Flitterwochen seiner Verbindung mit dem Wiener Hofinstitut die volle Liebe der Ballettdamen erworben. Und das will etwas heißen. Das Wiener Ballett! Welch eine Fülle von Schönheit, echtwienerischem Liebreiz, jugendlicher Anmut und scharmanter Grazie ist da verkörpert! Herr Gregor hat eben ein Herz für das Ballett — natürlich ein künstlerisches. Das Wiener Ballett harrt nun schon seit langem, daß es aus seinem Versteck hervorgeholt wird. In den letzten Jahren fühlte es sich nicht mit Unrecht vernachlässigt. Der verstorbene Gustav Mahler wollte von diesem Kunstgenre überhaupt nichts wissen und erkannte es auch nicht als solches an. Sein Nachfolger Felix von Weingartner ließ nach anfänglichen schönen Ansätzen wieder nach. Gregor hat nun gleich in seinen programmatischen Ausführungen erklärt, daß er dem Tanzpoem wieder den verdienten Platz einräumen wolle. In der noch so jungen Herbstsaison konnten wir auch schon zwei Premieren verzeichnen, und wir stehen vor der dritten. Der Leiter der Hofoper ist auch hier ganz bei der gewiß schönen Sache und waltet als umsichtiger und zugleich verständiger Regisseur, der sich um alle anscheinend unwichtigen Details kümmert.

Er hat mit der jüngsten Novität, dem Tanzpoem „Nippes“ von Dr. Gregor von Pantasi (Choreographie von Josef Haßreiter; Musik von Josef Bayer), den Geschmack der Wiener besonders getroffen. Denn er führt sie in jene wunderbare Zeit zurück, da „der Großvater die Großmutter nahm“. Und so sitzen die Schwärmer von damals mit verzücktem Auge im Parkett und lassen die Tage des Vormärz lobpreisend an sich vorüberziehen, wenn die lebend gewordenen Altwiener Porzellanfigürchen, die Schäfer und Schäferinnen und die graziösen Püppchen im Empirekostüm sich im Tanz drehen. Ja, das liebe, vergnügliche Altwien stand im Zeichen des Dreivierteltaktes.

Am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurde der ornamentale Dekor durch zart ausgeführte Bildmalereien — meist nach berühmten Gemälden — verdrängt. Mit Vorliebe wurden schlafende Schnitterinnen, Erntefiguren, Soldatengruppen, Figuren aus der Comedia dell' arte produziert. Beliebt war auch die Porträtplastik. Beispiellosen Luxus trieb die österreichische Aristokratie seit jeher in Porzellan.

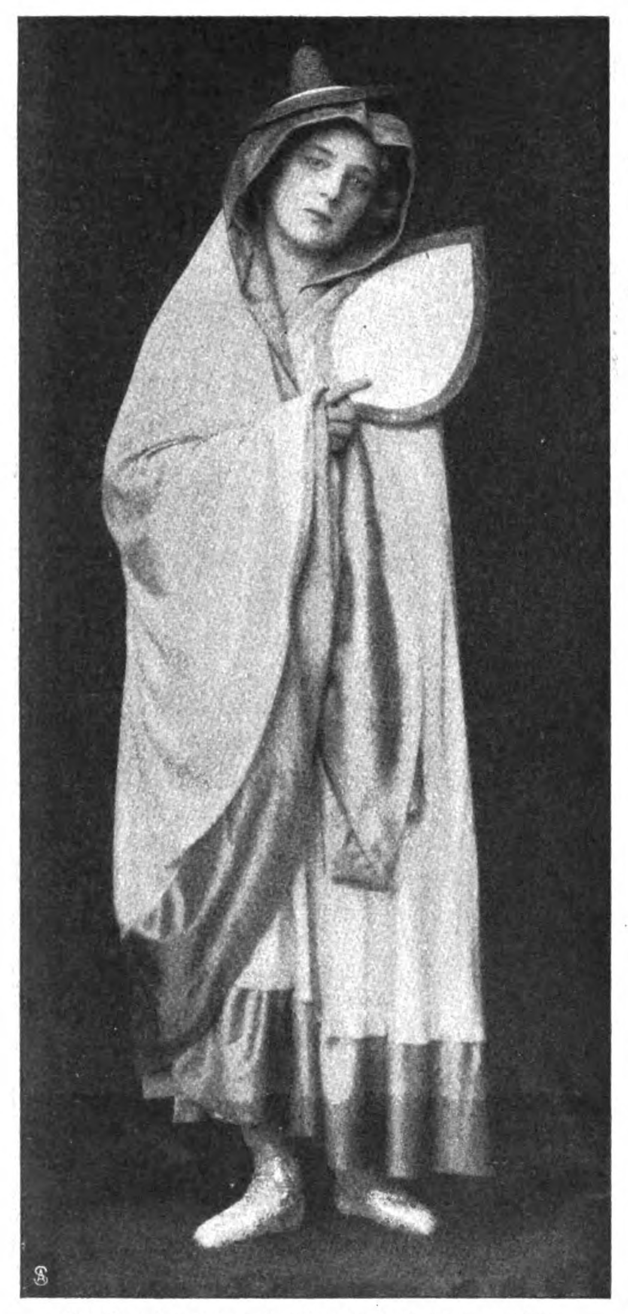
Nun sind sie aus dem Glasschrank, wo sie fein säuberlich behütet wurden, gesprungen, all die entzückenden Herrlichkeiten, die preziösen Rokokodämchen, und hüpfen und tollen und flirten und tanzen auf der Opernbühne, daß das Auge des Zuschauers von all dem Glanz und dem strahlenden Schimmer betört wird. Der jüngsternannte Ausstattungschef der Hofbühne Maler Hans Pieringer hat wochenlang in den Palästen der Aristokraten und der Wiener Kunstsammler mit dem Stift in der Hand gearbeitet, um die dort verwahrten Porzellanschätze zu zeichnen, damit die Kostüme den Originalen möglichst gleichkommen.

In einem vornehmen Raum ist das Ballett „Nippes“ zur Welt gekommen, in der rotgoldenen Renaissance-



pracht des Schönbrunner Schloßtheaterchens. Im April haben Aristokratinnen dort Wohltätigkeitsvorstellungen veranstaltet und das Ballett „Nippes" zum erstenmal dargestellt. Der besondere Reiz dieser Vorstellungen bestand darin, daß lauter jugendliche Mitglieder der höchsten und vornehmsten adeligen Familien auf der Szene standen, ihre ererbte und erworbene Eleganz und Anmut, ihre ganze persönliche Kultur sozusagen spielend und tanzend vorführten. Die hochgeborenen Damen haben die Porzellanschätze ihres Hauses zum Leben erweckt und ihnen ihren graziösen Körper geliehen. Aus dem kaiserlichen Schloß Schönbrunn hat man das Tanzpoem nun auf die große, breite Opernbühne des altberühmten Hoftheaters verpflanzt und es den räumlichen Verhältnissen und geänderten Zwecken entsprechend umgestaltet. Die Idee stammt von dem Ministerialbeamten Dr. Gregor von Pantasi. Ist sie auch nicht originell, so scheint sie nicht minder liebenswürdig. Wie in der „Puppenfee" all die Puppen mitternachts zu kurzem Leben er-

Eine Gobelingruppe: Fräulein Pentek und Fräulein Zulka als Herr.



Solotänzerin Frl. v. Strohlendorf als Tanagrafigur.

wachen, so flößt Pantasi den niedlichen Nippes warmen Odem ein. Die Bühne stellt eine große Rokokoetagere mit vergoldeten Seitenteilen dar, auf denen beiderseits bunte Altwiener Porzellanfigürchen, gleißende Meißner Amoretten und Pagoden sichtbar sind. Ein unaufhörliches Lächeln auf den Lippen, gleichen die Nippes — wir folgen hier der Phantasie des Autors — in ihrer vornehmen Ruhe den Menschen, bis vielleicht beim ersten Anprall die ganze Pracht in tausend Teile zerschellt und bloß eine Handvoll Porzellanscherben zurückbleibt. Da taucht im Kreis dieses porzellanenen Reiches ein Flederwisch auf, der Schrecken der Nippes, von denen so manche durch die Berührung mit diesem Federgespenst ein Ende finden. Ihm entschlüpft ein Flederwischkobold mit seinen Getreuen, die sich nun um die glänzenden Wesen sehr bemühen. Doch bleibt jede Annäherung an die leblosen Gebilde vergeblich. Oder sind sie nur bestaubt und deswegen erstarrt? Die Kobolde tollen umher und reinigen mit ihren kleinen Flederwischen die Figuren vom Staub. Die Starrheit schwindet, die Nippes erwachen zu tänzelndem Leben, das nun seinen Lauf nimmt. Da fehlt es nicht an koketten Verführungsversuchen. Eine Mar-



Herr Dubois als Bronze-Apollo.



Der Frühling (Frl. Pieringer).



Der Sommer (Frl. Spuller).



Der Herbst (Frl. Katlein).



Der Winter (Frl. Jamrich).

Wiener Ballett: Lebende Bilder aus den vier Jahreszeiten.

quise, die sich an der Seite ihres eifersüchtigen Gemahls langweilt, entbrennt in Liebe zu dem Bronze-Apollo, der eine alte Uhr bewacht; zu ihm ist aber auch die Tanagraschöne in Liebe entbrannt und kämpft gegen das Spiel der treulosen Gattin mit Apollo. Sie verrät endlich das schnöde Treiben der Marquise deren Gemahl, der dem Bronze-Apollo den Handschuh zuwirft. Im Zweikampf siegt Bronze über Porzellan, der arme Marquis liegt in Scherben da, die in einem heiteren Trauermarsch von der Bühne durch Pagoden fortgetragen werden. Der Tod ihres Gemahls hat die Marquise aufs tiefste erschüttert, sie weist jetzt Apollo zurück, um den nun das Tanagramädchen neuerlich und nun mit Erfolg wirbt.

Innerhalb dieses Tanzspiels werden entzückende lebende Bilder vorgeführt, die nach berühmten Originalen gestellt sind, so der prachtvolle Gobelin nach Lancret, die alte Geschichte vom jungen Pagen, den die Damen des Hofes die Liebe lehren, und von dem sie sich im Blindekuhspiel haschen lassen. Zarte Altwiener Gebilde sind „Die vier Jahreszeiten“, die wir auch im Bild bringen.



Die Solotänzerin Fräulein Cerri als Schäferin.

Als Schäferin wirbelt die Primaballerina Frl. Cerri ein virtuoses Pas de deux; schließlich rückt Militär an. Dreihundert Jahre österreichische Kriegsgeschichte marschieren von der Treppe herab, alle Uniformen der Regimenter aus diesen Zeiten, getreu nach einer Vitrine ersonnen, die den Schreibtisch des Kaisers Franz Josef ziert. Meister Josef Haßreiter, der die Wiener Ballettschule auf eine so hohe Stufe gebracht hat, bewährt sich wieder als ein unübertrefflicher Choreograph, der allen Ballettdichtern der wichtigste und erfindungsreichste Mitarbeiter ist. Hofkapellmeister Josef Bayer hat die richtige wienerische wohlklingende Musik geschrieben, die den Wiener Damen das Lächeln um die Lippen schmeichelt und ihre Tanzlust steigert. Selten hat man ein feineres, in süßeren Farbenreiz getauchtes Bild gesehen als dieses kleine Volk von Porzellan und Bronze.

Blumentreiberei.

Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Mit dem Beginn des Herbstes stellen sich bei uns ganz regelmäßig die Kataloge der holländischen Blumenzwiebelzüchter ein und gemahnen uns daran, daß wir für den Winter und das Frühjahr für Blumen sorgen müssen. Je früher wir die Zwiebeln und Knollen einpflanzen, desto besser wird dementsprechend der nächstjährige Flor, denn desto besser können sich die Zwiebeln bewurzeln, und desto reichlichere Nahrung wird den jungen Blütenanlagen in den Zwiebeln zugeführt.

Daß man die Zwiebeln und Knollen treiben kann, d. h., sie zu einer früheren Zeit zur Entwicklung bringen kann, ist im wesentlichen darin begründet, daß die Blüten bereits in den Zwiebeln in der Hauptsache fertig sind, daß sich die einzelnen Teile nur noch zu strecken und zu färben brauchen. Wenn wir jetzt eine Zwiebel opfern und sie durch einen Längsschnitt öffnen, so können wir schon ganz deutlich die junge Blume in ihr erkennen. Es bleibt uns also kaum etwas anderes zu tun übrig, als dafür zu sorgen, daß sich die junge Blütenanlage schön ausbildet. So einfach das auch klingt, so bereitet es doch nicht selten dem noch unerfahrenen Liebhaber rechte Schwierigkeiten, und mancher gibt nach einem ersten Mißerfolg die Treiberei als zu unsicher wohl ganz auf. Einige kleine Kunstgriffe sind allerdings notwendig, um eines Erfolges sicher zu sein. Wie bereits erwähnt, ist eine der Hauptbedingungen

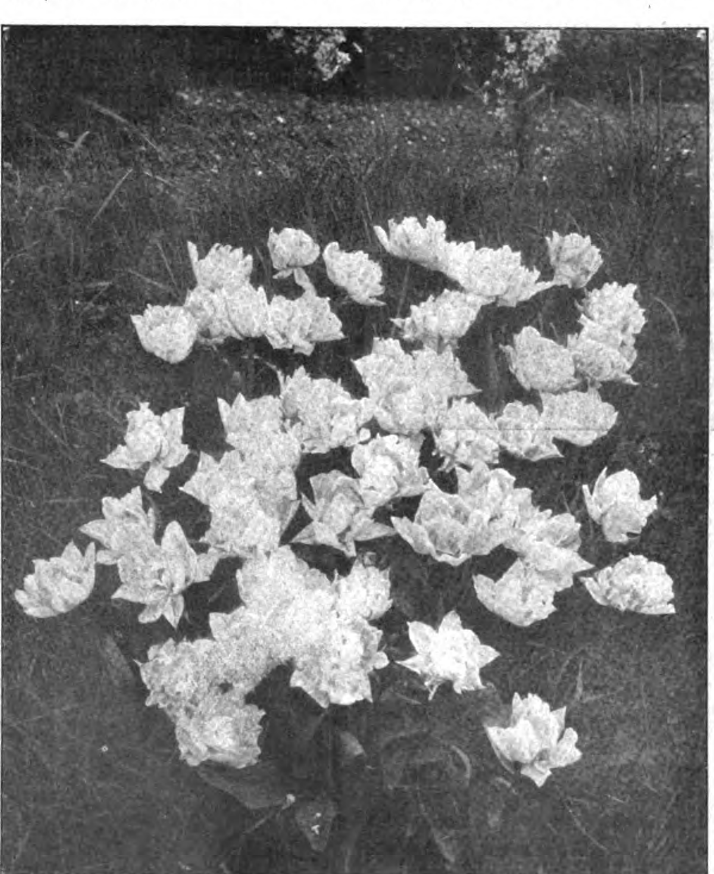


Proserpina, mit karminrosa Blumen.



Rose grisdelin, rosarote Sorte.

für eine gute Entwicklung der jungen Blütenanlagen, daß ihnen recht viel Nahrung zugeführt wird, was wieder nur dadurch erreicht werden kann, daß die Zwiebeln recht reichlich gesunde Wurzeln bilden. Dies erreicht man dadurch, daß man die Zwiebeln und Knollen möglichst zeitig einpflanzt. Nun ist es eine Erfahrungstatsache, daß durch Licht und Wärme die Zwiebeln leicht angeregt werden, ihre oberirdischen Teile auszubilden. Da uns aber daran zunächst gar nichts liegt, so müssen wir darauf bedacht sein, diese möglichst von den Zwiebeln fernzuhalten. Es ist deshalb sehr ratsam, die eingepflanzten Zwiebeln zunächst kühl und dunkel zu stellen. Die Erde, in die wir die Zwiebeln pflanzen, soll leicht, aber dabei doch nahrhaft sein. Ferner darf sie nicht zu trocken sein, damit die Feuchtigkeit die Zwiebeln zum Treiben anregt. Sehr gut hat es sich bewährt, die bepflanzten Töpfe in einem kühlen Keller auf eine nicht zu dünne



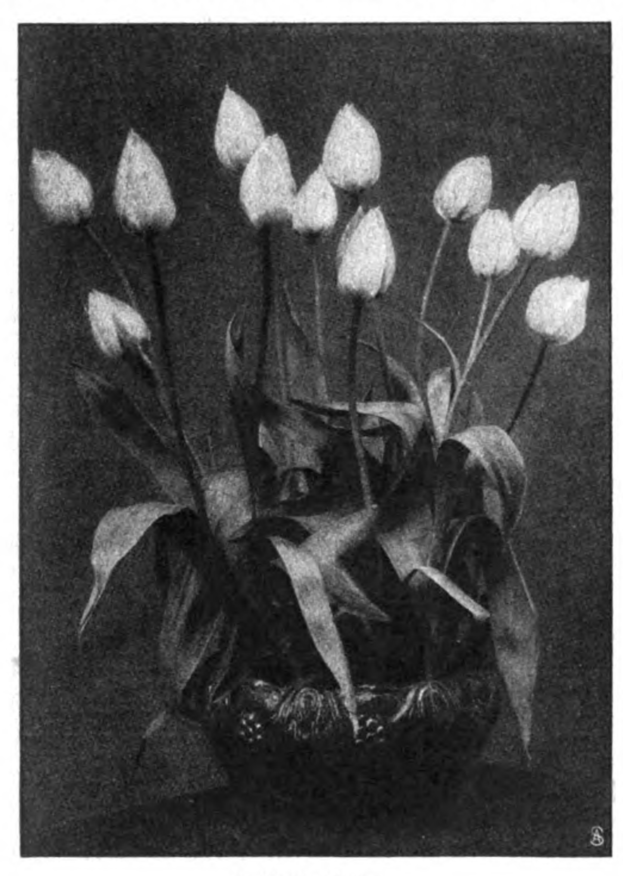
Murillo, eine gefüllte zartrosa Sorte mit weißem Grund,
im Garten in den Rasen nach dem Antreiben ausgepflanzt.

Schicht Sand zu stellen und sie mit einer handhohen Schicht Sand zu bedecken. Der Sand wird mäßig feucht gehalten, was man erreicht, wenn man ihn von Zeit zu Zeit leicht überbraust. Da man sich gewöhnlich mehrere Sorten anschafft, die zu verschiedenen Zeiten blühen, so tut man gut, wenn man die Töpfe so aufstellt, daß vorn die Sorten stehen, die zuerst blühen. Hat man nur wenig Raum zur Verfügung, so kann man die Töpfe auch übereinander stellen; nur muß man dann dafür sorgen, daß sich zwischen den einzelnen Topflagen immer eine wenigstens handhohe Schicht Sand befindet. In diesem Fall werden natürlich die frühesten Sorten ganz oben hingebracht.

Die Zwiebeln und Knollen werden bei der Kultur in Töpfen am besten so tief in die Erde gebracht, daß die Spitzen gerade aus der Erde heraussehen. Jeder Topf muß eine gute Scherbenunterlage haben, damit das überschüssige Gießwasser schnell abfließen kann.

Die Erde darf nur so weit in den Topf gefüllt werden, daß oben noch reichlich ein Zentimeter hoch Platz für das Gießwasser bleibt.

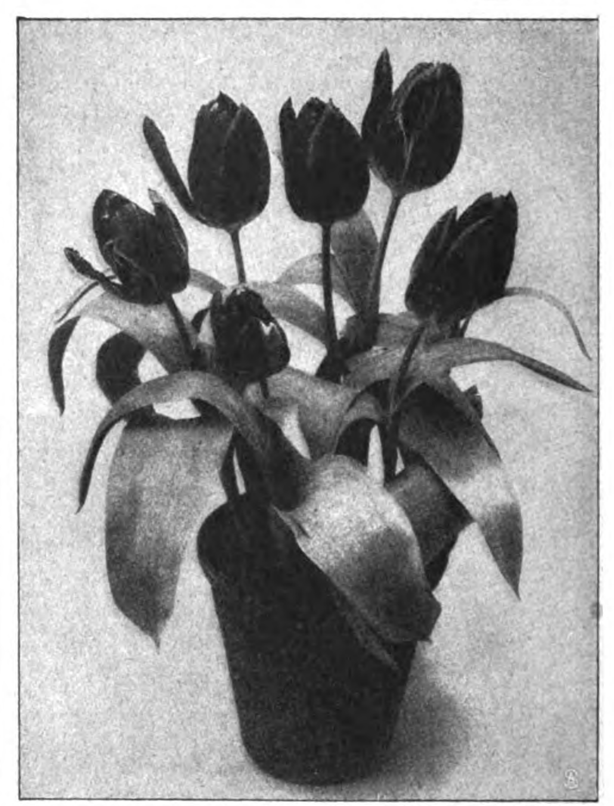
Früher verwendete man namentlich für die Hyazinthen sehr hohe Töpfe, weil diese Pflanzen sehr lange Wurzeln bilden. Es hat sich aber gezeigt, daß man ebenso schöne Blumen erzielt, wenn man gewöhnliche Töpfe verwendet, vorausgesetzt, daß sie so groß sind, daß die Wurzeln in ihnen noch reichlich Nahrung finden. Diese Erkenntnis hat dazu geführt, daß man jetzt nicht selten statt einzelner Töpfe große Schalen verwendet, in die man eine größere Anzahl Zwiebeln pflanzt. Unsere keramische Industrie hat uns auch bereits eine Anzahl sehr geschmackvoller Muster solcher



4. Weiße Tulpe.

Schalen geliefert, die aber in den meisten Fällen den einen Fehler haben, daß die Gefäße keinen Wasserabzug haben. Dieser ist aber unbedingt notwendig, weil sonst die Wurzeln zu leicht faulen und die Zwiebeln sich dann schlecht, wenn überhaupt entwickeln. Da sich aber blühende Zwiebeln leicht verpflanzen lassen und es ganz gut vertragen, daß man, wenn sie erst einmal die Blüten voll ausgebildet haben, ihre Wurzeln beschädigt, so kann man diese mangelhaften Gefäße doch noch verwenden, indem man sie erst dann bepflanzt, wenn die Zwiebeln blühen. Das Antreiben muß dann natürlich in Töpfen geschehen.

Sehr beliebt ist es in neuerer Zeit, Blumenzwiebeln ohne Erde in flachen Gefäßen zu treiben, die man nur mit Steinen oder Glasperlen gefüllt hat und dabei beständig voll Wasser hält. Die Hauptsache bei



5. Jooſt van Vondel, blutrote Tulpe.

dieser Treiberei ist, dafür zu sorgen, daß das Wasser nicht faulig wird, was natürlich um so leichter erreicht wird, je flacher die Wasserschicht ist. Etwas Holzkohlenpulver, das man in diese Gefäße schüttet, trägt wesentlich mit zu einer



6. Weiße Duc van Tholl, eine der frühesten Tulpen.



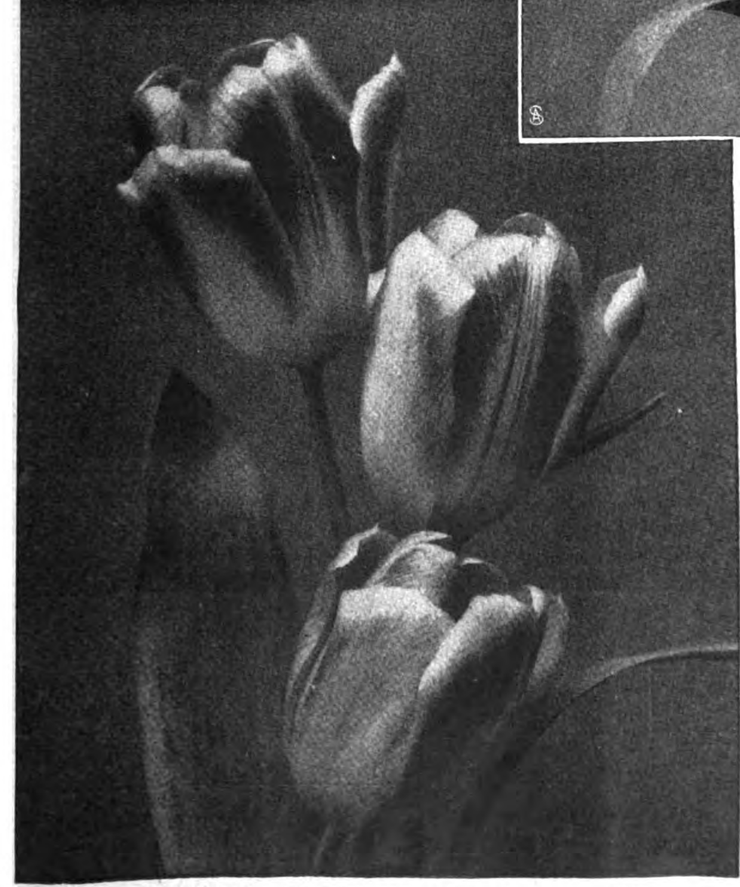
Konservierung des Wassers bei. Viel besser ist es aber, die Zwiebeln und Knollen in Erde zu treiben. Nur die Hyazinthen treibt man mit Erfolg auf besonderen Gläsern auch auf Wasser, wenn man den kleinen Kunstgriff dabei anwendet, daß man die Gläser, nachdem sie voll Wasser gefüllt sind und man die Zwiebel aufgesetzt hat — wobei man darauf achten muß, daß der Boden der Zwiebel nicht direkt von dem Wasser berührt wird — in starkes, lichtundurchlässiges Papier so einhüllt, daß von keiner Seite Licht eindringen kann, und daß man die Gläser möglichst kühl, aber frostfrei aufstellt. Die Zwiebeln werden dann sehr kräftige Wurzeln bilden, die Blätter werden sich sehr schön entwickeln, und der Blütenstand wird nicht zwischen den Blättern steckenbleiben. Zwar werden die Blätter anfänglich sehr hellgrün aussehen; aber wenn man die Gläser, sobald der Blütenstand schon ein Stück emporgewachsen ist, an das Licht stellt, dann werden sich die Blätter in wenigen Tagen schön grün färben. Natürlich muß man die Papiertüten so hoch machen, daß sich die Blätter darin noch vollständig ausbilden können.

Oftmals bin ich schon gefragt worden, ob man die auf Gläsern stehenden Hyazinthen auch düngen könne. Ich kann diese Frage nur bejahen. Man nimmt zum Düngen am besten eine Lösung mineralischen Düngers, von dem man so viel löst, daß das Wasser im Liter etwa ein Gramm enthält. Mehr zu geben, ist für die gedeihliche Entwicklung der Pflanzen nicht ratsam.

Die eigentliche Treiberei besteht nur darin, daß man die Pflanzen, nachdem sie sich gut bewurzelt haben, in ein warmes Zimmer bringt. Hier werden sie sich unter dem Einfluß von Licht und Wärme sehr schnell entwickeln, vorausgesetzt, daß sie gute Wurzeln haben. Aber eins darf man außerdem nicht übersehen, weil sonst die als Steckenbleiben so gefürchtete Erscheinung eintritt: daß die Pflanzen nicht allzu großen Temperaturschwankungen ausgesetzt werden. Durch diese tritt nämlich eine Stockung in der Entwicklung ein, die zur Folge hat, daß sich der Blütenstiel nicht genügend streckt, so daß die Blüten zwischen den Blättern statt über ihnen erscheinen. Ist man also im Winter bei kaltem Wetter genötigt, das Fenster zu öffnen, so nehme man die Töpfe so lange aus dem Zimmer



8. Keizerskroon, eine Prachttulpe
mit gelbgeränderten roten Blumen.



7. Pink Beauty, rosarote Tulpe mit weißer Außenseite.

heraus und stelle sie erst dann wieder an ihren Platz, wenn das Zimmer wieder angewärmt ist. Aus dem gleichen Grund müssen die Gläser, die zwischen den Doppelfenstern stehen, auch bei strengem Frostwetter von hier entfernt werden.

Gewöhnlich, aber sehr mit Unrecht, treibt man im Zimmer nur Hyazinthen. Es lassen sich aber auch die meisten andern Blumenzwiebeln und -knollen recht gut im Zimmer treiben. Dadurch kann man sich im Zimmer in den ersten Frühlingsmonaten einen recht reichen Blumenflor schaffen, der verhältnismäßig sehr wenig Geld kostet, weil die Zwiebeln und Knollen billig sind, die getriebenen aber viel Geld kosten. Ganz besonders leicht treiben sich die Tulpen und die Narzissen, der Winterling (Eranthis), die Krokusarten, Szilla, Schneeglanz (Chionodoxa), gewisse Schneeglöckchen, Knotenblumen (Leucojum), kleine Iris und vor allem die Jakobslilie. Die Treiberei gelingt um so leichter, je später man die Pflanzen in das warme Zimmer bringt. Während vor Neujahr die Treiberei immer etwas riskant im Zimmer ist, gelingt sie nach Neujahr in jeder Woche leichter.

Außer Zwiebel- und Knollengewächsen kann man im Zimmer aber noch eine ganze Anzahl Stauden und selbst Gehölze zum Blühen bringen. Neuere Untersuchungen haben uns zudem Mittel in die Hand gegeben, die Treiberei dieser Pflanzen mit großer Sicherheit auszuführen. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß man die Pflanzen durch verschiedene Mittel über die Jahreszeit hinwegtäuschen kann. Wenn man sie z. B. mit Aether betäubt, oder wenn man sie einige Stunden in warmes Wasser hält (40—45 Grad), so lassen sie sich leichter und schneller treiben als ohne diese Behandlung. Ja, nach neueren Untersuchungen, die aber noch nicht bestätigt worden sind, soll es sogar schon genügen, daß man die Knospen einzeln mit einer sehr feinen Nadel ansticht, um ein leichtes Treiben zu veranlassen. Will man Sträucher und Stauden im Zimmer treiben, so tut man gut, wenn man sich zum Treiben vorbereitete Pflanzen kauft, die künstlich bereits eine Ruheperiode hinter sich haben. In der ersten Zeit darf man die Pflanzen nur ganz wenig begießen und muß das Leben erst durch vorsichtiges Besprengen mit lauwarmem Wasser anregen. Fangen dann die Knospen an auszutreiben, so kann man allmählich mehr Wasser geben, darf aber das Besprengen niemals versäumen, denn die jungen Triebe würden in der trockenen Zimmerluft nur zu schnell vertrocknen. Damit die jungen Triebe nicht verspillern, muß man den Pflanzen einen möglichst hellen Standort geben und vor allen Dingen dafür sorgen, daß die Temperatur im Zimmer nicht gar zu warm wird.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

17. Fortsetzung und Schluß

Es war einen Tag später. Im Morgengrauen hielt der junge Graf seinen Einzug in das vornehme Berliner Hotel der Friedrichstraße. Eben noch war der goldbetreßte Portier den beiden Damen, die den vornehmen Gast begleiteten, beim Aussteigen behilflich, als dem Ankömmling, der gerade seinen Namen genannt hatte, im Vestibül eine Depesche überreicht wurde. Lässig riß er sie auf und erblaßte.

Es waren nur wenige Worte, die er las: „Reiche noch heute deinen Abschied ein. Es gibt keinen andern Weg. Vater.“

Mit einer scheuen Bewegung steckte er das Formular in seine Brusttasche, damit es von den anderen nicht bemerkt werden sollte. Denn er wünschte jetzt keine erneute Aussprache. Um Gottes willen, das mußte verhütet werden! Erst mit seinen eigenen Gedanken ins reine kommen, die ihn wieder einmal stachen wie spitze Nadeln. Jetzt winkte also das Ende!

Eine ungeheure Niedergeschlagenheit, mit der seine leichtlebige Natur in merkwürdigem Widerspruch so häufig ringen mußte, überfiel ihn, und als er erst allein in dem weiten Hotelzimmer saß und aus dem Nebenraum das Walten und Hantieren der beiden Damen auffing, da streckte ihn sein Schicksal, dem er sich nicht gewachsen fühlte, widerstandslos zu Boden. In sich versunken saß er und starrte vor sich hin. Der Teppich zu seinen Füßen verwandelte sich. Das bunte Blumenmuster wurde ein Bach, und heran trieb die entstellte Mädchengestalt, die er einstmals so heiß begehrt. Sie wie so viele andere. Und die Letzte war die Kleine da drinnen, die er nicht liebte, die er nur fürchtete, weil sie ihm überlegen war.

„Geh, was willst du von mir?“

Was war das?

Am jenseitigen Ufer des Schwarzbachs ragte die blonde Herta vor ihm auf. Sie war es wirklich. Mußte schon längst zu ihm in das Hotelzimmer geschritten sein und sein stummes Ringen beobachtet haben.

„Was willst du?“ stieß er plötzlich kurz und abwehrend hervor.

„Fritz, du hast eine Depesche erhalten!“

Er schüttelte das Haupt und griff sich unwillkürlich an die Brusttasche.

„Gib sie mir, laß mich lesen. Ich weiß, du bist heimwärts gerufen. Folge dem Rat, Fritz, laß uns gleich abfahren.“

Allein da packte den Unentschlossenen, der keinen Weg vor sich sah, ein haltloser, heißer Zorn. Die kleine Blonde vor ihm war an allem schuld. Und mit einem höhnischen Lachen bedeckte er sich mit dem zerbeulten Filzhut und stürzte zur Tür hinaus. Jetzt weilte er ja noch in Berlin. Die große lachende Stadt mußte ihm erst noch ihr Bestes verleihen. Irgendeine Freude, einen Genuß, der ihm über die harte Zukunft hinweghelfen sollte.

Mit langen Sprüngen flog er die Hoteltreppe hinunter. Und die mächtige Stadt nahm den Hilflosen in ihre Arme.

* * *

Es ist Abend geworden. Ein Herbstabend. Durch den blaugrauen Dunst scheinen ernst und gleichmäßig die unzähligen Monde der elektrischen Kuppeln. Dadurch erhält das Gewühl auf den Straßen etwas Geisterhaftes.

„Es süht aus, wie wenn man Ameisen Branntwein zu trinken gegeben hat, und sie taumeln nu davon." So brummt eine merkwürdige Gestalt, die sich, aufgerichtet wie ein wandelnder Mastbaum, durch das Gedränge schiebt.

Hie und da wird der schlotternde braune Gehrock bestaunt, oder man spottet auch über den unförmigen, felligen Zylinder, der seinem Träger das Aussehen einer Maske verleiht. Aber das alles kümmert die Erscheinung nicht. Ohne das Haupt rechts oder links zu wenden, schreitet sie vorwärts. Nur manchmal hebt sie ihren derben Knotenstock in die Höhe und schwingt ihn einen Augenblick über den Häuptern der Menge.

„Du büst eine Sündenwüste," murmelt der Wandernde, „und dein ganzer Stolz besteht darin, daß keiner deine Sandkörner zu zählen vermag. Eins gleicht dem andern. Wo soll es da möglich sein, solch ein blondes Atom zu finden? Ich gebe es auf und fahre vierter Klasse retour."

Damit drehte sich die braune Gestalt auf den Hacken herum und schritt kurz entschlossen nach dem nahen Bahnhof der Friedrichstraße zurück.

Ein schwarzer Pudel sprang plötzlich hoch an ihm in die Höhe, und der Küster, wie aus den Wolken gefallen, schlang beide Arme um das Tier, als wolle er seinen geliebten Gesellen umarmen.

„O Sus, wo is das möglich?" schrie der Küster ganz fassungslos, während er den Wiedergefundenen krampfhaft an sich drückte. „Erscheinst du mir als ein Zeichen? Und soll hier in Tyrus und Sidon noch ein größeres Wunder folgen? Aus welchem Schlund büst du aufgetaucht? Aber komm, Hund, komm, wir wollen uns zuvörderst aus dem Schwarm der Sodomiter herausretten. Und nachdem ich dich hier, mein lieber Sus, trotz deiner Untreue, in diesem Fleischerladen ein Stück Wurst gekauft, denn mein Herz freut sich deiner Wiederkehr, dann sollst du mich wie vormals voranlaufen. Und nun komm, mein Pudel."

Küster Vierarm hatte die Künste seines Gesellen richtig eingeschätzt. Vor dem Vestibül des mächtigen Hotels machte der Pudel halt und verweigerte weitere Gefolgschaft.

„Aha," sprach der geistliche Mann zu sich, „sühst du mir, nu hab ich dir. Das Ding geht ganz nach der Ordnung."

Gleich darauf wurde an der Tür des Hotelzimmers Nummer 23 leicht gekratzt. Madame Dufournier öffnete.

Viens donc, mon petit chéri, wollte sie liebevoll auffordern. Aber im nächsten Augenblick stieß sie vor der merkwürdigen braunen Gestalt, die einen so seltsamen Zylinderhut vor ihr zog, erschreckt einen leichten Angstruf aus. „Sie irren sick, Monsieur, es seien eine falsche Chambre."

Allein was konnte den geistlichen Mann jetzt noch abhalten? Hatte er doch dort drinnen, hingebettet auf der Chaiselongue, jene kleine, blonde Gestalt erkannt, die ihn während dieser ganzen schweren Zeit bei Tag und bei Nacht um jede Ruhe betrogen. Mit einem wuchtigen Schritt trat er ein, aber der nächste Moment gab ihm bereits die Gewißheit, daß er vor einer Kranken weile. O du lieber, großer Gott, was war aus seinem hübschen blonden, kleinen Dämon geworden! Wie hatten Sodom und Tyrus die zierliche, anmutige Gestalt zugerichtet! Mit einem totenblassen Antlitz sah er sie vor sich liegen, die blauen Augen dunkel und flehend auf sich gerichtet, während die noch immer roten Lippen in Scham und in Verlegenheit zu lächeln versuchten. Und sofort war auch die Absicht des alten Küsters in Wind und Spreu verraucht, hier eine seiner Gewaltpredigten zu halten. Lieber Himmel, das konnte wohl gar nichts mehr nützen. Hier frommte gewiß nur gütiger, geistlicher Zuspruch. Schweigend rückte er sich einen Stuhl vor das Lager der Kleinen, ließ sich nieder, als ob seine Gegenwart das Allernatürlichste der Welt wäre, und streckte ihr knurrend die Hand entgegen, wie wenn sie sich beide erst am gestrigen Morgen getrennt. Dann fuhr er sich durch die Eisenmähne, und nachdem er noch einmal einen kurzen, prüfenden Blick auf die Zitternde geworfen, schleuderte er mitten aus seiner Gedankenreihe einen Satz hin. Es klang, wie wenn sie sich schon eine Stunde lang unterhielten.

„Ja, und sühst du, Kleine, seine Ernte hat nu Herr Heinrich auch schon drin. Die Kartoffeln sind ihm zwar etwas fleckig geworden, so blaubunt, verstehst du? Aber am Weizen hat er doch einen schönen Happen verdient. Beinah ebensoviel wie der alte Wildhagener Graf."

Da krümmte sich die Gepeinigte zusammen und gab ihrer Gesellschafterin ein Zeichen. Sie wünschte mit ihrem Besuch allein zu sein. Und als die Französin verwundert in dem Nebenzimmer verschwunden war, warf sich die Blonde angstgeschüttelt herum und griff mit beiden Händen nach dem Arm ihres alten Freundes.

„Und Heinrich?" rief die Kleine schrill. „Und Mutter Lotting? Verschweigen Sie mir nichts. Ich bin gar nicht so krank, wie Sie es wohl annehmen. Ich fürchte mich auch nicht im geringsten vor Ihnen. Sie sehen ja, ich habe Sie lieb, oh, so furchtbar lieb, wie Sie es gar nicht glauben."

Der Küster schob mit dem Fuß seinen Hund fort, der vor ihm saß und aufwartete, und richtete seinen Blick verlegen an die Decke.

„Je," knurrte er, „wie soll es ihnen gehen? Herr Heinrich schleift sein Beil."

„Sein Beil?" wiederholte die Zuhörerin betroffen, vor deren geistigen Augen unvermittelt wieder jenes ferne, blutige Geschehnis lebendig wurde.

„J, das is bloß so eine Werrahner Redensart. Darunter mußt du dir nichts Besonderes vorstellen, Kleine. Und Frau Lotte Kalsow? Ja, das is nu eine besondere Sache."

Allein Herta ließ sich nicht mehr zurückhalten. Mit wilden, sinnlosen Worten flehte sie weiter um Auskunft, bis der Küster höchst widerwillig fortfuhr: „Ja kuck, die Frau von Werrahn is sehr still geworden, das kommt so mit dem Alter. J ne, du mußt dich nicht darüber aufregen. Ich hab viele Frauen gekannt, die damit alt und grau geworden sind. Und so eine Lähmung tut dem klaren Verstand auch nicht den geringsten Eintrag. Und den besitzt ja Heinrichs Mutter Gott sei Dank noch im vollsten Maß."

Und da er sich schließlich doch nicht enthalten konnte, eine Seitenfrage zu stellen, die ritzen und stechen mußte, so setzte er noch harmlos hinzu: „Na, und wo geht es

denn dem jungen Wildhagener Grafen? Dem Herrn Kürassierleutnant? Hoffentlich doch gut, wie?"

Aber Herta hatte sich aufgerichtet, und indem ihre Hände langsam von seiner Brust herabglitten, bettete sie sich ihre Finger zitternd über die Augen. Das Bild der gelähmten Frau stand so klar und scharf vor ihr, daß sie Heinrichs Mutter hart und eckig, wie immer, dicht neben sich auf jenem Stuhl sitzen sah, auf dem doch breitspurig der Küster Platz genommen hatte. Nein, nein, sie war es, und sie richtete ihre großen, braunen Augen strafend auf die gottvergessene kleine Person, die sich vermessen hatte, an den Pfosten des Hauses zu rütteln. Und hinter ihr, wer war das, die hinter der Gelähmten so verächtlich drohte? Mit den vollen nußbraunen Haaren, aus denen die Wasser des Schwarzbachs herabtropften?

Oh, nur das nicht, nur das nicht!

Und mit einem winselnden Röcheln näherte sie ihr helles Haupt dem des Küsters und flüsterte ihm kurz und abgehackt in die Ohren.

„Was willst du, Kleine? Ist das dein Ernst?"

Sie nickte. Und ihre herumirrenden Blicke blieben an einer kleinen Reisetasche haften.

„Ich muß," gab sie müde zurück, „ich halte es hier nicht länger aus, es verfolgt mich etwas. Und das wird nicht eher aufhören, als bis ich Heinrich Kalsow und seine Mutter gesehen und gesprochen habe."

Da erhob sich der Küster und streichelte der Zerrütteten über die hellen Haare, die ihn stets so sehr entzückt hatten. Noch heute schimmerten sie wie Gold, das blind geworden.

„Sühst du, Kleine", sagte er, indem er ein merkwürdiges Schlucken überwand. „Nun ist der Funke Fegefeuer, der in jedem Menschenkind brennt, bei dir dem Auslöschen nahe. Und das war auch der Grund, der mich hergeführt hat. Denn sieh, zwischen uns beiden, da besteht wohl irgend etwas Besonderes. Dahinter bin ich nur noch nicht gekommen. Und jetzt führe ich dich gottlob wieder in die Heimat zurück. Und du und mein Pudel Sus, ihr könnt bei mich wohnen. Aber eins wollte ich dich noch fragen. Wie wird es denn der hochgeborene junge Herr Graf auffassen, wenn er erfährt, daß ich mich mein blondes und mein schwarzes Eigentum zurückgeholt hab?"

Inzwischen hatte sich die Kleine von ihrer Ruhestatt völlig erhoben und stand nun am Fenster des Hotelzimmers, von wo sie auf die lärmdurchflutete Straße der Hauptstadt hinunterstarrte. Sie wandte sich nicht, als sie teilnahmslos und gleichgültig über die Achsel zurückwarf: „Was er unternehmen wird? Vorderhand wird er es gewiß nicht bemerken. Denn die Französin hat ihn noch vor einer halben Stunde mit einer Dame — ja, mit einer Dame —" fügte sie mit der leichten Erregbarkeit der Stimme, die ihr eigen war, hinzu, „dort unten auf der Plattform des großen Spezialitätentheaters, das sich in diesem Hotel befindet, beim Wein sitzen sehen. Und das ist auch gut so. Ich will es nicht anders. Und nun, Herr Küster, lieber, alter Freund, wenn Ihnen meine Begleitung wirklich nicht zu peinlich oder zu unwürdig erscheint, da nehmen Sie mich an der Hand und führen Sie mich fort."

* * *

Das Leben ist ein größerer Tragödienschreiber als Sophokles und Äschylos und Shakespeare, und wie sie alle heißen, die an den Quellen des Daseins standen und mit der Hand aus dem Gottesbrunnen schöpften, so daß die ewig befruchtenden Wasser hell und klar und durchsichtig durch ihre Finger liefen. Aber das Leben gibt sich verschwenderisch. Das Leben schürzt wohl Tragödien und verknüpft sie, aber ehe diese ihr Ende erreichen, wirft es sie fort in den Staub der Gewöhnlichkeit.

„Da lieg!"

Und so hätten wir sicherlich von dem, was sich in dem kleinen Erdenwinkel von Werrahn ereignete, kaum eine Kunde erhalten, wenn nicht eine jener heimlichen Predigten des Küsters Vierarm erhalten geblieben wäre, die er kurz vor seiner Pensionierung geschrieben.

Hier ist die Predigt. Und sie wird eingeleitet durch einen Spruch des Propheten Jesaias, denn seinem Schutzpatron ist der alte Herr auch nach seiner Pensionierung treu geblieben.

„Jesaias 29, 14.

„So will ich auch mit diesem Volk wunderlich umgehen, aufs wunderlichste und seltsamste.

„Seht, wer da leugnet, daß unser lieber alter Herrgott da oben auf seinem goldenen Sorgenstuhl säße und herunterkucke, was jeder einzelne von euch, ihr elendes Wurmzeug, treibt, dem will ich hier ein Zeichen und einen Denkzettel erteilen.

„Hört zu!

„Ich gebe euch ein Beispiel, was unser Herrgott vermag, denn ich habe alles selbst miterlebt und stehe mit meinem Wort dafür ein. Darum, wer etwa mit Vornehmigkeit und in Ungläubigkeit über meine Aussage die Achsel zucken möchte, dem würde ich eklig unter die Nase gehen, was ich hiermit bloß warnend vorwegschicke. Ich weiß recht gut, die kleine Herta und Herr Heinrich Kalsow auf Werrahn und der junge Graf, der — der — aber ich will hier nicht schimpfen, sondern mit Engelszungen reden — sie sind lange in euren ungewaschenen, gottverfluchten Mäulern gewesen. Aber die Wahrheit wißt ihr nicht, die weiß nur der Herr Zebaoth und einer von seinen Dienern, den ich hier aus Bescheidenheit nicht nennen will.

„Die Sache verhielt sich aber so:

„Ich war mit der Kleinen die ganze Nacht durchgefahren. Und als wir in der Stadt angekommen waren, da äußerte sie plötzlich den Einfall, sie müsse ihren Schwager, den Professor Rogge, aufsuchen. Nun war es noch früh am Morgen, und ich riet ihr dringend ab. Aber als sie nun durchaus mit aller Gewalt zu ihrem Verwandten, den ich nie recht hab' leiden mögen, hinauf wollte, da gab ich es endlich zu, wobei ich selbst vor der Haustür auf sie wartete. Es war noch recht kühl, und auf der roten Kappe von dem alten Pommernturm lag es wie weißer Reif. Doch ich war da noch nicht lange auf und ab gegangen, da stürzte mir aus dem Haus die Kleine entgegen. Und ich brauchte sie bloß anzusehen, ihre verweinten Augen, die gar nicht mehr blau, sondern schwarz schienen, die feinen Lippen, die immerfort zuckten, um zu wissen, daß sie von dem feinen Herrn, der stets so mächtige Reden im Mund führt, fortgejagt sein müsse. Ich mietete also Krischan Guhlen seinen offenen Korbwagen, denn ein anderes Gefährt konnte ich nicht erhalten, weil in der Stadt Pferdemarkt war. Und richtig, dicht vor dem Tor sahen wir all das Vieh angebunden und viel Offiziere und Gutsbesitzer aus der

Umgegend dabei herum. Ich erwähne diesen Umstand nur, weil er für die Folge wichtig wird, und weil man daran ersehen kann, daß unser Herrgott selbst so etwas Gewöhnliches wie einen Viehmarkt nicht vergißt, in seine Rechnung zu stellen.

„Von da aus fuhren wir auf das offene Land hinaus. Köstlich wehte uns die Luft von den umgestürzten Äckern entgegen. Wahrhaftig, ein ganz anderes Ding, als man in dieser sogenannten Kapitale einatmet. Und von jetzt ab färbten sich auch die Backen der Kleinen höher, und während sie sich in Angst und Beklemmung vorbeugte, hielt sie meine Hand fest, als wäre ich ihr Vater. Allein je näher wir der Werrahner Grenze kamen, desto unruhiger wurde natürlich die Kleine, und ein paarmal bat sie mich, die Pferde anzuhalten, damit der Wagen stillstehe. Es war ihr wohl sehr bange ums Herz.

„So langten wir, meine Andächtigen, bei dem Werrahner Wohnhaus an. Auffällig blieb es mir, wie leicht und gewandt meine Schutzbefohlene von dem Wagen herabsprang. Ja selbst, als sie über den Hof schritt, da mußte ich ihren schwebenden, federnden Gang bewundern.

„‚Kuck‘, sprach ich zu mir selbst. ‚Das ist ja beinah die alte. Woher kommt das woll?‘

„Aber ach, es sollte nicht lange so bleiben. Und nun kommt das Schlimme, was ich zu berichten hab. Wir gingen durch die rote Diele, die Kleine voran und ich immer hinter ihr her, denn ich trug Bedenken, sie allein zu lassen. Mit einem kurzen Entschluß öffnete die Blonde die Tür, die ümmer viel zu niedrig war, um mich durchzulassen. Aber für das kleine Ding schien sie mir noch zu hoch. Und da — ich bün ein alter Mann und hab mir viel zwischen Himmel und Erde versucht. Aber das muß ich hier ehrlich bekennen, vor dem, was ich jetzt zu sehen erhielt, da stockte mir doch das Herz in der Brust, und am liebsten hätte ich die Kleine zurückgerissen, um mit ihr von dannen zu fahren.

„Da saß Frau Lotte Kalsow auf Werrahn nämlich in ihrem Stuhl auf dem Tritt vor dem Nähtisch wie immer. Nur starr und steif. Und vor ihr stand Herr Heinrich, der einen Teller hielt, um seiner Mutter einen Löffel nach dem andern von der Mehlsuppe einzuflößen. Denn so wurde sie leider Gottes gefüttert. Es war ein schauderhaftes Bild, und ich sah es zum erstenmal. Aber noch viel schrecklicher und herzbeklemmender mußte es sein, einen Blick auf die Zurückgekehrte zu werfen. Da stand sie nämlich in der Tür, bleich wie eine Lilie auf dem Felde, und man merkte es ihr an, daß sie gern in die Stube getreten wäre — nein, nicht getreten, sondern gestürzt — hätte man nur ein gutes Wort an sie gerichtet. Aber das blieb aus. Es war eine entsamtige, eine ordentlich zerschmetternde Stille, die nun eintrat, und sie würgte einen förmlich oben am Hals. Mich wenigstens ging es so. Hier jedoch habe ich gesehen, wie es möglich sei, daß in einem einzigen Blick das Schicksal von drei Menschen beschlossen liegen könne. Denn Herr Heinrich und Frau Lotte Kalsow bemerkten die Kleine recht gut. Aber glaubt ihr woll, daß die Gelähmte sich rührte? Nicht eine Bewegung ging von ihr aus. Nur die Augen fingen an zu brennen wie qualmendes Pech. Das war schrecklich anzusehen. Doch noch viel schlimmer wirkte der Blick ihres Sohnes. Es war, als ob seine blauen Augen erfrören und vereisten. Glaubt ihr, daß er den Teller mit der Suppe nur um einen Zoll sinken ließ? Nein, seine Hand mit dem Löffel zitterte nicht einmal. Dann aber richtete er sich auf, schob den Nacken ein wenig vor und rief laut, ganz laut, so daß sich der Schall an den Wänden brach: ‚Herr Küster, was wollen Sie? Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann kommen Sie herein. Sonst wissen Sie ja, daß wir keine fremden Leute aufnehmen.‘

„So schrie er hell und durchdringend, und zu gleicher Zeit war es, als ob die Kranke unmerklich dazu genickt hätte. Wahrhaftig, das schien mir so. Und dann wandte sich der Sohn und flößte seiner Mutter weiter von ihrer Nahrung ein. Deutlich konnte man das Schlucken der alten Dame hören. Aber ich wartete nichts Weiteres ab. Ich glaubte, die kleine Blonde, meine Tochter, würde hinfallen. Aber solch junge Weiber zu berechnen, hält schwer, und ich fange mit dem Studium erst an. Gesenkten Hauptes nämlich stand sie da, hielt die Hände gefaltet und blickte unaufhörlich von unten herauf nach der gelähmten Frau in ihrem Stuhl hinüber. Beständig bewegte sie ihre Lippen dabei, und obwohl man nichts vernahm, so schien es doch, als wenn sie unhörbar vor sich hinmurmelte. Allein keiner achtete weiter auf uns. Wie etwas Überlästiges ließ man uns in der offenen Tür stehen. Da, meine Andächtigen, ihr werdet mir recht geben, da hielt ich es nicht länger aus. Seht, ich bückte mich nämlich nieder, schlang meine Arme um die Blonde, die wohl gar nicht begriff, was ihr geschah, und dann trug ich sie ohne weiteres über die Diele hinweg und nach dem Korbwagen, wo mein Pudel Gus schon auf uns wartete. Und als das kleine Ding dort noch immer wortlos und vor sich hinmurmelnd auf den Lederkissen saß, da sprach ich tröstlich zu ihr diese Worte: ‚Liebe Kleine, nun fahren wir zu mir in mein Junggesellenheim, und da will ich auf die Schwelle treten und dir das Willkommen entgegenrufen. Auch besitze ich noch eine Flasche alten Rotweins, die mir mein Herr Pastor zu meinem Jubiläum verehrt hat. Die wollen wir zusammen trinken. Und dann müssen wir abwarten, was der Herr Zebaoth im Himmel sich weiter vorgenommen hat. Denn Gottes Mühlen mahlen langsam, und es gibt nichts, was er so wenig leiden mag als Ungeduld. Darin kenne ich ihn schon. Und nun hü und hott.‘

„Damit fuhren wir ab. Als ich mich aber noch einmal umwandte, da kam es mir vor, als ob Werrahn hinter uns läge, hart und kalt, gleich einem Fluch oder einer Verwünschung.

„Jetzt sehe ich es euch aber an, ihr Dummköpfe, daß ihr die Nutzanwendung noch nicht zu ziehen vermögt. Ich will es euch aber verraten. Jetzt, jetzt eben erst ist der Zeitpunkt herangenaht, wo der Herr herunterfuhr auf seinem Wagen von Blitzen und umgeben von Licht und Feuerdunst.

„Nun werdet ihr ihn sehen.

„Denn in der gleichen Stunde, wo wir beide, der Küster Vierarm und die Blonde, vor Mutter Kalsow auf Werrahn standen, da war der junge Graf Fritz Hohensee drinnen in der Stadt angelangt.

„Wieso, das kann ich euch nur schlecht erklären. Erst später haben wir uns seine Absichten und Pläne mühsam verknüpft und zusammengeklüftert. Aber so viel steht wohl fest, daß er in Wut und Zorn eingetroffen war, weil die Kleine, meine Tochter, vor ihm geflüchtet. Wer will wissen, was der unselige, leichtsinnige Mensch da gesonnen und beabsichtigt hat? Vielleicht wünschte er, sie einzuholen, vielleicht auch hatte er eine neue Depesche

seines hochgeborenen Herrn Vaters erhalten. So viel bleibt jedenfalls sicher, daß er in toller Hast durch die Stadt rannte, um plötzlich, angetan mit seinem grauen Staubmantel, auf dem Pferdemarkt aufzutauchen. Seht ihr, nun wird euch auch die Bedeutung dieses Platzes in die Augen stechen. Auf dem Viehmarkt nämlich müssen eine Menge Bekannte und Kameraden von ihm gewesen sein, und von diesen, das habe ich später erfahren, wurde von allen Seiten auf ihn eingeredet, er solle sich vor der Werrahner Markung in acht nehmen. Dort stände Herr Heinrich und schliffe sein Beil. Indessen der Herr Zebaoth goß dem jungen Menschen Verachtung vor solchem warnenden Rat in die Seele. Und das Äußerste, was seine guten Freunde von ihm erreichten, bestand darin, daß er sich von einem der Kameraden ein Pferd lieh, um wenigstens nicht zu Fuß die weite Strecke zurückzulegen. Und nun ist es, wie wenn aus grauen Wolken Blitz auf Blitz geschleudert würde, und der Himmel wird schwarz, und der Donner rollt, daß keiner mehr in sich und um sich zu schauen vermag. Gott weiß, wie Heinrich Kalsow das Herannahen des jungen Menschen erfahren? Ich weiß es nicht, und ihr versteht es nicht. Es bleibt nur anzunehmen, daß der Himmel einen seiner schwarzen Engel voraussandte, damit es dem Wartenden verkündigt werde.

„Aber Herr Heinrich blieb ganz still. Nur langsam reckte er die Faust aus, und dann blickte er zu dem dunklen Himmel empor, finster und dringend, als ob er vorher aussagen wolle, was nun geschehen würde. Er wollte wohl nichts verheimlichen, sondern in Offenheit handeln. Mit festem Gang schritt er in den Stellmacherraum und holte sich etwas. Das blitzte blau und funkelnd, als er damit zurückkehrte, um sich nun unter den drei Linden aufzustellen. Ein solcher Mann hatte noch nie auf dem Werrahner Hof gewartet. Denkt euch nur diese Verknüpfung. Drinnen in der Stube die gelähmte Frau, die ängstlich ihre Augen im Kreis herumschickte, weil sie ahnte, daß ihr irgend etwas verborgen blieb, und draußen der Mann, der in die Gewitterwolken hineinstarrte und in den Staub der Landstraße, ob das Verlangte, das so heiß Begehrte ihm noch nicht nahe. Aber neben ihm lauerte in seiner schwarzen Rüstung der Engel des Herrn.

„Und da — da, meine Andächtigen, hört ihr, wie es herangaloppiert? Dem jungen Grafen muß wohl angst um die Seele geworden sein. Denn er sitzt weit vorgebeugt und reitet wie jemand, der sich zu retten wünscht.

„Seht, ihr Dummen und Verächtlichen, in jenem letzten gefährdeten Augenblick, wo es sich nur noch darum handelte, ob ein guter und ehrlicher Mensch für immer dem Satan in die Klauen fallen sollte, da geschah das Wunder, wie es nur der Gewaltige in seinem Flammenwagen verrichten kann, um dessen Räder die Blitze zischen. Ganz dicht war der Reiter herangebraust. Herr Heinrich trat vor, schon starrten sich beide Männer in die Augen, und plötzlich schoß etwas empor, das funkelte blendend wie ein blauer Strahl.

Da in der letzten Not, da streckte der schwarze Engel, der neben dem Einfältigen lauerte, und der doch nur war ein Werkzeug des Herrn, seine Hand aus. Die Hand aber muß eine unsichtbare Mauer getürmt haben oder einen Graben aufgerissen, in dem sich blutige Schlangen durcheinanderringelten, oder aus seiner Faust muß ein Geier hervorgeschossen sein, der mit ehernem Schnabel dem Pferd des Reiters die Augen ausstieß. Denn ehe noch Herr Heinrich die erhobene Waffe auch nur um die Breite eines Sonnenfadens bewegen konnte, und kaum daß sein gellender Ruf ausgeklungen: ‚Hallunk, Hallunk, setz dich zur Wehr, denn nun rechnen wir ab‘, bevor das Wort noch von dem pfeifenden Wind weitergejagt wurde, da brach das Ende herein.

„Das Roß steigt. Es scheint mit zwei Füßen hoch aufgerichtet und wie eine Riesengestalt über die Landstraße zu wandern. Dann ein kreischendes Wiehern, ein erstickter Schrei, und eine menschliche Gestalt saust wie ein Schwimmer durch die Luft, bis sie, an dem Stamm des Lindenbaums anprallend, in den Staub stürzt. Habt ihr wohl das dumpfe, weichliche, klatschende Geräusch vernommen? Und wollt ihr noch wissen, was Herr Heinrich tat? Herr Heinrich stieß wieder jenes nimmersatte Brüllen aus, da er den ihm Entzogenen vor sich liegen sah, und der schwarze Engel des Herrn schlug ihm das Beil aus der Hand, so daß es vor seine Füße klirrte, und deckte ihn vorübergehend mit Nacht und Finsternis.

„Davon will ich euch nun nicht weiter berichten. Was braucht ihr zu wissen, wie die Kleine drei ganze Tage bei mir saß, und wie die Verachtung gegen sie in der Umgegend stieg, da man raunte und flüsterte, wie es nur auf dem Land zu geschehen pflegt? Und warum soll ich euch offenbaren, daß am Abend des dritten Tages Herr Heinrich an meine Tür klopfte, von wo ich ihn jedoch abwies, weil mir sein Besuch widerwärtig war. Aber erinnern will ich euch an jenen Sonntag, der nun folgte. Ihr habt es wohl noch alle miteinander im Gedächtnis, wie ihr von der kleinen Blonden in der Kirche, wohin ich sie mitbrachte, weil ich ihr tröstlich die Orgel vorspielen wollte, wie ihr da von ihr abrücktet, als ob die Pest von ihr schimmere. Schämt ihr euch gar nicht, ihr Esel? Ich sage euch, haltet eure Töchter so, daß sie Reue empfinden können wie die meine. Denn die Reue ist das köstlichste Gut der Menschheit. Aber die Augen habt ihr doch aufgerissen, als sich einer hinten von der Kirchentür erhob und langsam nähertrat. Immer eine Reihe um die andere, bis er neben der Gemiedenen stand, um dort zu bleiben. Aber am Abend des gleichen Tages stand Herr Heinrich abermals vor uns an dem runden Tisch. Er sagte nichts weiter als: ‚Der Herr hat Gericht gehalten, und ich will nicht weiter gehen. Aber was wird nun aus dir, Herta?‘

„Da blickte ihn die Kleine fest an und streckte ihm tapfer die Hand entgegen, die der Mann nicht zurückwies.

„‚Das will ich dir sagen, Heinrich‘, antwortete sie zuversichtlich, und von ihren Haaren strahlte ein Schimmer, so daß sie in ihrer Demut beinah anzuschauen war wie die Magdalene in der Heiligen Schrift. ‚Ich habe nun mich und alle meine Schwestern klar erkannt. Worte haben uns verführt, Worte, die wir auskosten wollten, weil sie von überall her auf uns einfließen mit gar so verlockendem Klang. Sieh, ich bin eine von denen, die sich nicht gescheut haben, die Probe zu wagen, ob hinter jenen flimmernden Wortgespinsten uns wirklich das Land der Verheißung empfange. Aber wie alle vor mir und alle nach mir bin ich mit wunden Füßen zurückgekehrt, und nichts habe ich vom Baum des Lebens gepflückt als die Erkenntnis, daß es nur einen Rausch gibt, den Rausch der Selbsterziehung. Und Männer und Weiber, sie erzieht nur eins — die Arbeit. Sieh, Heinrich, als ich deine Mutter unbeweglich auf ihrem Stuhl sitzen sah, da wies mir die gelähmte Frau plötzlich den

Weg, den ich mit Freuden gehen will. Ich will lernen, den Kranken und Beladenen eine Hilfe und eine Stütze zu werden. Für die Blinden will ich das Auge sein und für die Gelähmten die rechte Hand. Nicht etwa in Demut und Zerknirschung, sondern als ein selbständiges Gemüt, das stolz darauf ist, vor allen andern schenken und spenden können.'

„Da blickte sie der plumpe Mensch lange an. Und unvermutet legte er ihr die Hand auf das Haupt und sprach mit gesenkter Stimme: ‚Geh deinen Weg, Herta. Inzwischen will ich zu Haus sorgen und vorbereiten. Denn der Landmann läßt sich nicht gern vom Sturm umreißen, was er doch wohl wieder aufheben kann, obwohl ich nicht weiß, wie das geschehen sollte. Doch da der Mensch nicht für die nächste Stunde stehen kann, so ist es vielleicht möglich, daß du einstmals Licht bringst in Mutter Lottings gute Stube.'

„Dies, meine teure Gemeinde, merkt euch in eurem widerspenstigen und mit Finsternis geschlagenen Sinn. Der Mensch ist nur so, so. Er soll nicht pochen, weder auf seine Tugend, noch auf seine Erkenntnis. Denn die Propheten, die euch heute die Ohren vollschreien, sie liegen morgen bereits auf dem Mistwagen. Das Beste, was uns Gott gegeben hat, ist der ganz gewöhnliche, gesunde Menschenverstand, der zu solchen Baalsdienern spricht: Einen Schritt vom Leibe, und dann werden wir uns aussuchen, was uns aus eurem Kram wohlanständig und nützlich erscheint.

„Und solchen Verstand hämmere euch der Herr Zebaoth mit Hammer und Nägeln ein. Amen."

(Ende.)

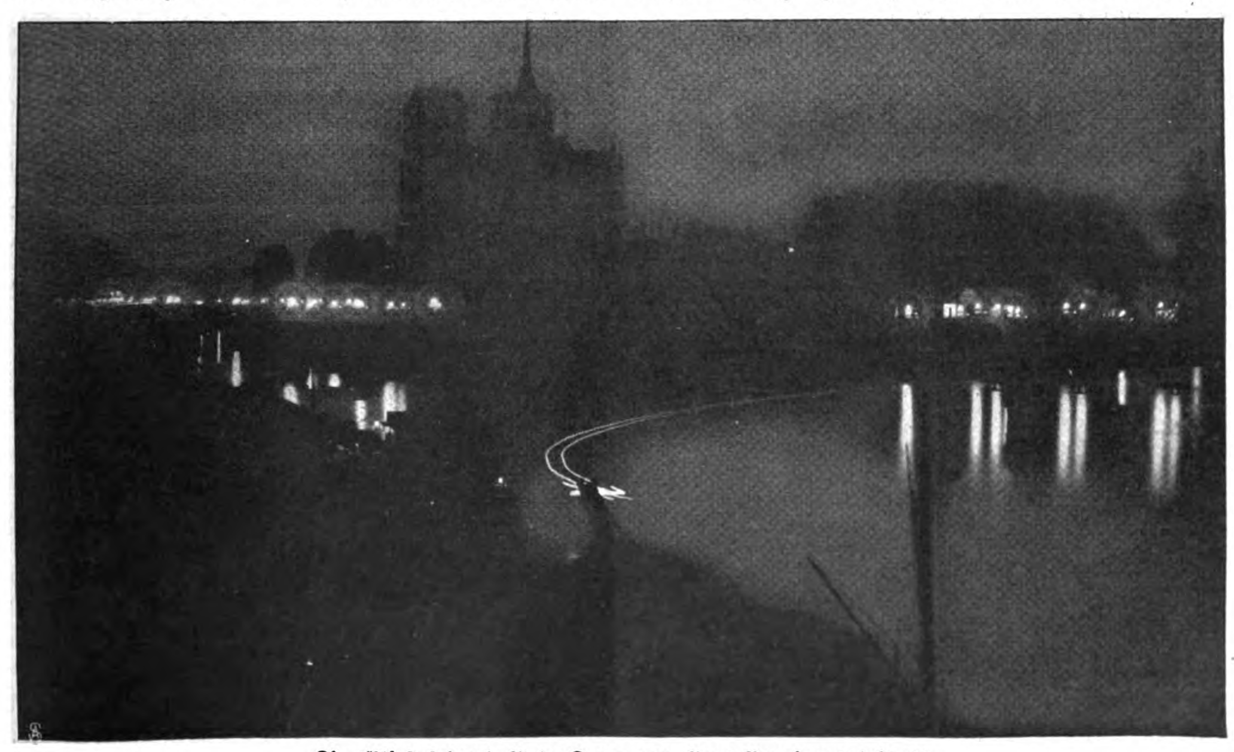
Paris bei Nacht.

Von Cl. von Wedel. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der Begriff Nacht ist für uns Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts schon längst nicht mehr gleichbedeutend mit Schlaf und Dunkelheit. Am allerwenigsten in den Großstädten, die durch die Allgewalt der Elektrizität vom ersten Aufdämmern des Abends an mit einem strahlenden, märchenhaften Lichtgewand bekleidet werden. Aber deshalb ist aus dem Nachtbild unserer Städte, zumal der großen, gewaltigen Häusermassen der Großstädte, Poesie und malerischer Zauber keineswegs verschwunden. Im Gegenteil; das Bild ist nur ein anderes geworden, aber nicht minder anziehend und romantisch.

In der Dunkelheit der Nacht verliert das elektrische Licht alles Grelle, es hebt sich von dem tiefen Schwarz der Umgebung ab wie die flimmernden Diamanten von dem schwarzen Haar einer schönen Frau. Es läßt ferne Winkel und Ecken im Dämmerlicht liegen und spielt schmeichelnd über glänzende Flächen. Regentropfen wandelt es in wogende Silberschleier oder regenbogenfarbig schimmernde Perlen. Riesengroß wachsen aus dem Strahlenkreis seines Bereichs die dunklen Gebäude mit ihren Flammenschriften empor.

In den Straßen scheint unter dem künstlichen Licht der Nacht das Leben rascher zu pulsieren. Auf den erleuchteten Bürgersteigen schieben sich die Menschen aneinander vorüber. Auf den im Halbdämmer liegenden Fahrdämmen rasen die Wagen und Automobile und steigern mit ihren glühenden Augen das Bild unruhigen Lichts. Als gelegentlich eines Streiks einmal die Elek-



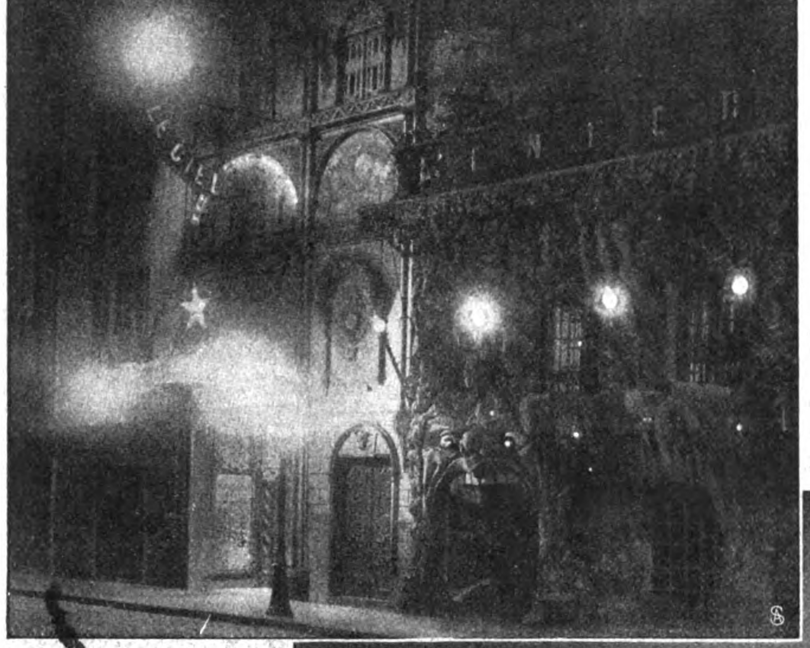
Die Cité-Insel und Notre-Dame vom Pont Bourbon bei Nacht.





Der Opernplatz am Abend eines Feiertags in festlicher Beleuchtung.

trizität im Zentrum von Paris versagte, war das Bild, das die großen Boulevards boten, eigenartig genug. Hier und da flammte eine gelbe, trübe Petroleumflamme in einer veralteten Laterne. In den Läden sah man auf Verkaufstischen und Schaufenstern Stearinkerzen und alte Küchenlampen. Ebensolche Beleuchtungen trugen die Tischchen vor den Cafés. Das Hauptlicht auf der in beinah vollständige Dunkelheit getauchten Straße aber kam von den Automobilen auf dem Fahrdamm her, die stolz ihre strahlenden Feueraugen in die Dunkelheit richteten. Man vermag sich davon kaum ein Bild zu machen, wenn man beispielsweise dem

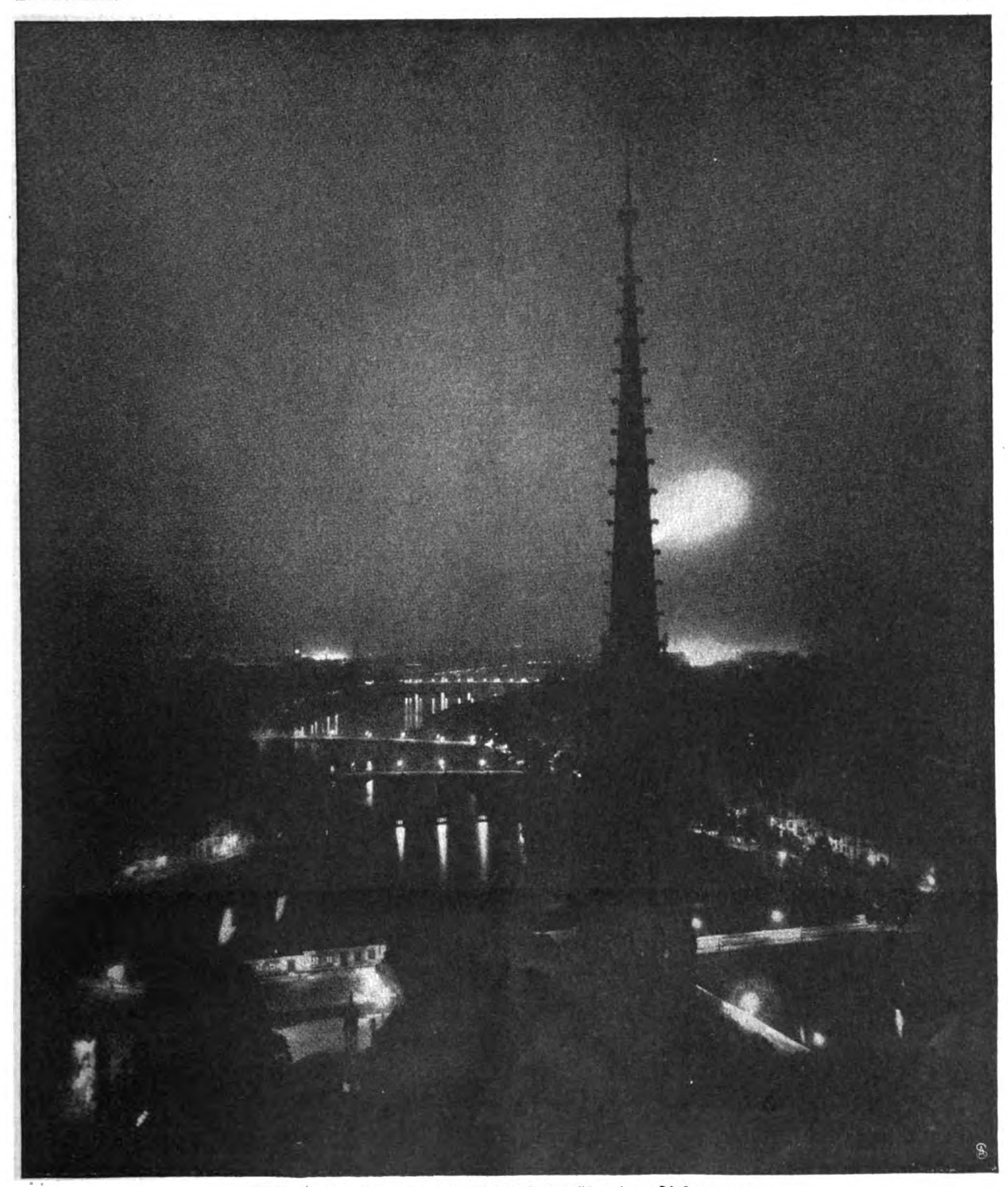


Die beiden Kabarette „Himmel" und „Hölle" in Montmartre.

Zeitungspalast des „Matin" (Abb. S. 1750) gegenübersteht, der am Boulevard Poissonnière allabendlich von den Grundfesten bis zum Dachfirst in strahlendes, weißes Licht getaucht ist, aus dem das grelle Rot des Baues mit seinem sich immer wiederholenden Namen heraus-leuchtet. Ein Mensch, der heute an dieser Stelle, von hundertjährigem Schlaf erwachend, die Augen öffnete, müßte glauben, in ein Märchenschloß des Orients geraten zu sein. Aber so sind wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts! Wer von uns hat ein mehr als flüchtig genießendes Auge, wenn er mit hundert andern gleichzeitig über eine der Seinebrücken hastet und den Blick auf das unvergleichliche Panorama des nächtlichen, von Lichtreflexen durchzogenen Flusses mit seinem aus Lichtkränzen emportauchenden und von Lichtreklamen strahlenden Gebäudeschatten genießt. Wie feierlich trotzig hebt sich die Kirche Notre-Dame zum dunklen Himmel empor, von der großen Helle der Riesenstadt gespenstisch beleuchtet! (Abb. S. 1749.) Wie prachtvoll ist erst von ihren Türmen der Blick über Paris mit dem brückenüberspannten Fluß, mit den charakteristischen Bauten nah

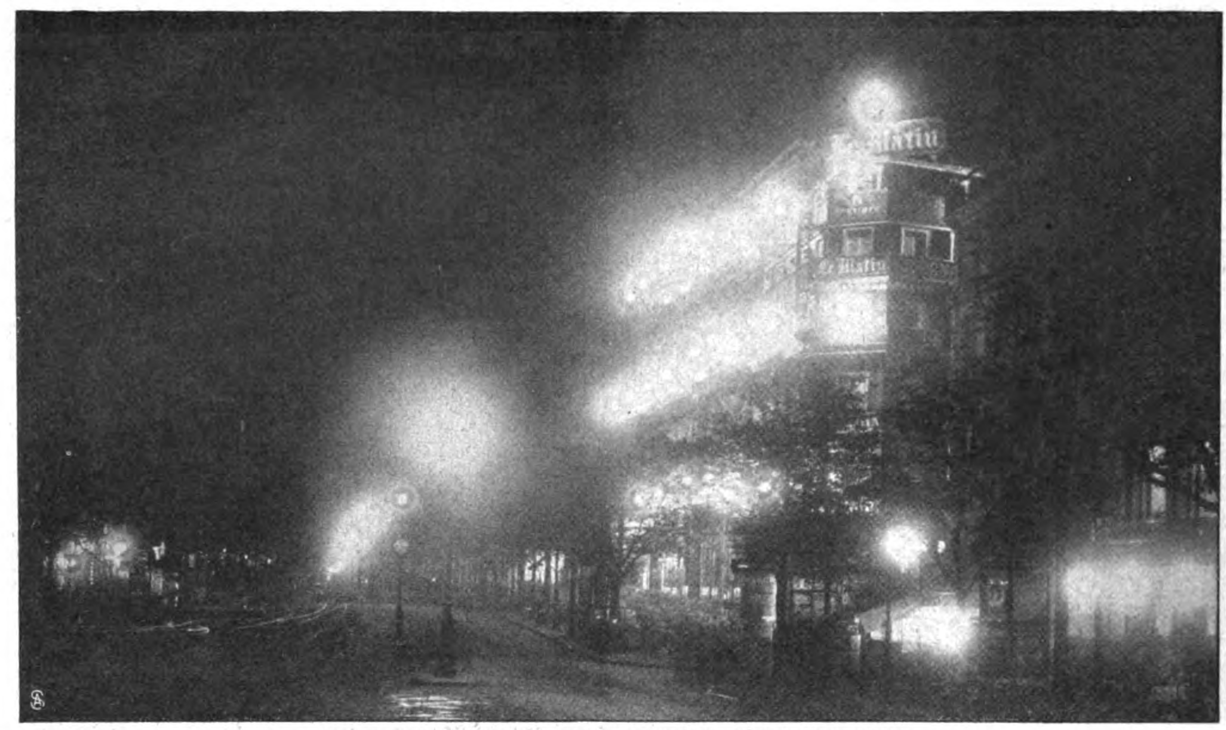


Das Trocadero-Viertel mit dem Eiffelturm.



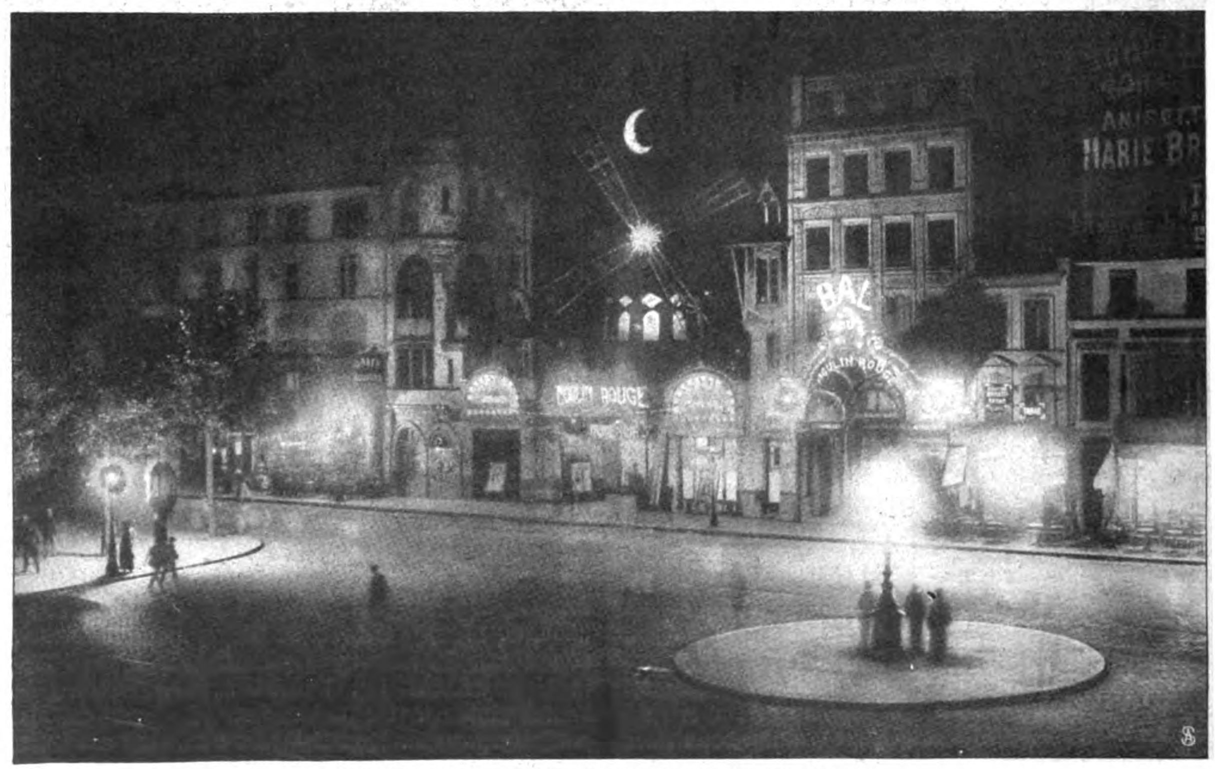
Blick von den Türmen von Notre-Dame über das Flußpanorama.

und fern, über denen von der Sternwarte aus hin und wieder ein Scheinwerfer aufblitzt, mit den heller aufstrahlenden Lichtflächen, die die belebtesten, mondainen Zentren der französischen Hauptstadt anzeigen. Da ist der Opernplatz (Abb. S. 1748), der stets wie ein Zentrum des Lichts herübergrüßt, auch wenn er nicht wie bei allen feierlichen Anlässen im Prunkgewand einer Illumination erscheint, die die Umrisse des Opernhauses und der umliegenden Gebäude mit Flammenlinien umzieht. Aus dem eleganten Trocadero-Viertel jenseit der Elysäischen Felder ragt der Eiffelturm empor (Abb. S. 1748). Sein erster Absatz wird allabendlich von einem Lichterkranz gegürtelt. Zu seinen Füßen strahlen zwischen den funkelnden Laternenreihen der breiten Avenuen die nahen Bahnhöfe und die Vergnügungsparks, an ihrer Spitze der Lunapark, und senden das weiße Licht ihrer elektrischen Lampen zum Himmel empor. Um den Fuß des Montmartre ist es ein anderes



Der Zeitungspalast des „Matin“ an den großen Boulevards.

Bild. Hier in der alten und traditionellen Wiege der Bohème herrschen Schweigen und gedämpftes Dämmerlicht. Nur ein paar Laternen leuchten. Selten klappert ein Wagen vorüber oder zieht surrend ein Automobil dahin. Die wenigen Menschen gleichen schattenhaften Spukgestalten. Man könnte glauben, daß hier an den breiten Avenuen die nächtliche Ruhe noch ein Plätzchen gefunden hat. Aber plötzlich strahlt uns wieder flammender Feuerschein entgegen. Nicht weiß allein, in allen Farben blitzt es auf. Aus den dunklen Häuserfronten, die da schlummernd liegen, lösen sich einzelne beleuchtete, fast blendend helle Portale ab. Seltsame, von Licht-



Das Vergnügungslokal „Moulin rouge“ in Montmartre.



linien umgrenzte Wahrzeichen steigen zum Himmel empor. Schimmernde Windmühlenflügel, von rotem Licht übergossen, drehen sich langsam, drüben wächst aus dem Erdboden ein ungeheurer roter Teufelskopf heraus mit unheimlich funkelnden grünen Augen und weit geöffnetem, blutig rot schimmerndem Rachen. Daneben leuchten friedliche weiße Sterne, wölbt sich ein regenbogenfarbiges Portal. Von Zeit zu Zeit dringt in die Straßenstille ein Ton von lärmender Musik, ein lautes Lachen heraus. Dann hat sich eins der Tore geöffnet. Ein paar von den Schattengestalten mehr beleben die Straßen. Laute Stimmen hallen durch die Nacht. Man hört ein Automobil ankurbeln und sausend fortziehen. Das sind die alten Heimstätten der Pariser Bohème, die wohl freilich von der alten Ueberlieferung nicht viel als den Namen behalten haben: Die Kabarette des „Himmels" und der „Hölle" und das „Moulin rouge" (Abb. S. 1748 u. 1750). Ihre glühenden Feueraugen leuchten in die Nacht hinaus, bis droben das tiefe Schwarz allmählich zu verblassen beginnt und die ersten Strahlen der Morgendämmerung die französische Hauptstadt in das Tagesgewand kleiden.

Bilder aus aller Welt.

Heinrich Zeininger
Hannover, wurde zum Kgl. Hofgartendirektor in Potsdam ernannt.

Der neuernannte Königliche Hofgartendirektor in Potsdam, der bisherige Stadtgartendirektor in Hannover Heinrich Zeininger, gilt als ein besonders tüchtiger und erfahrener Fachmann.

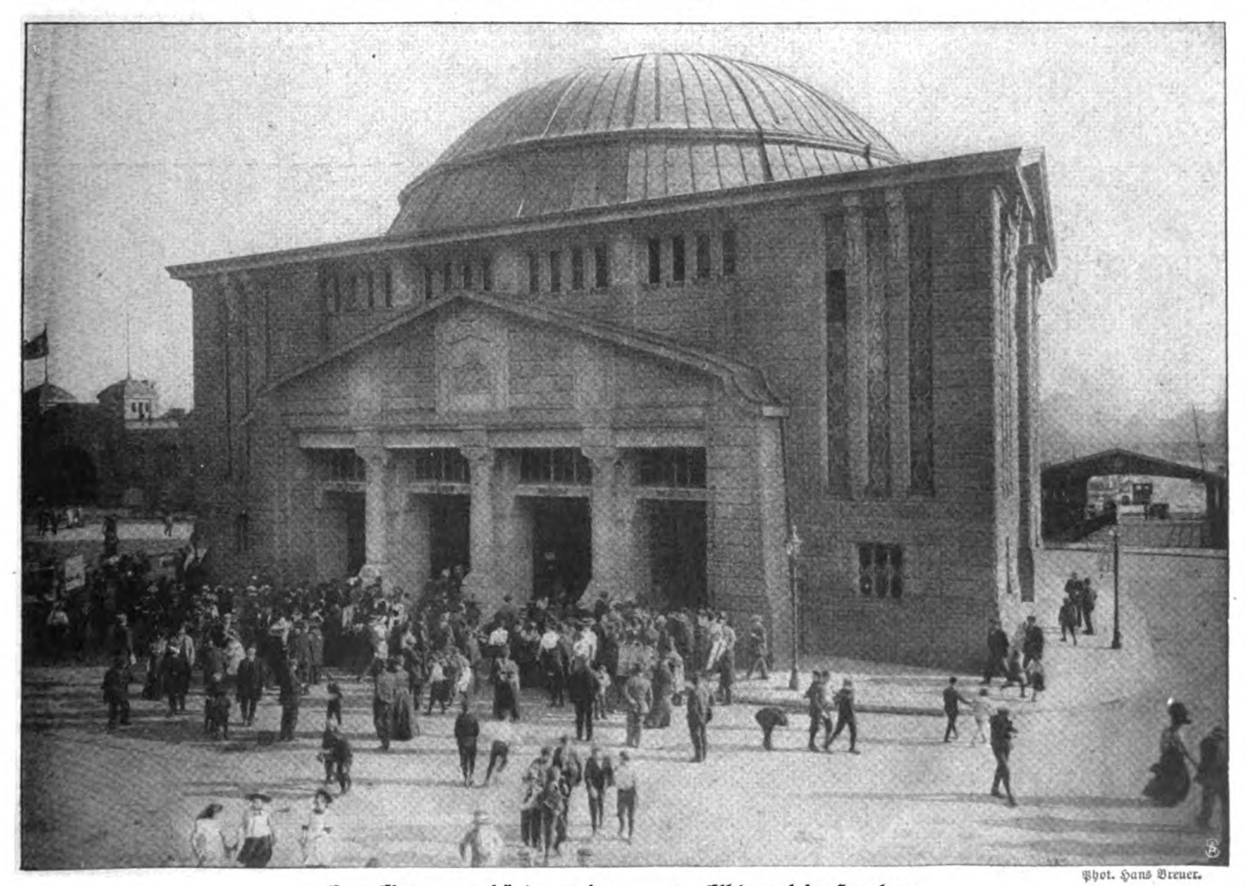
Regierungsrat Prof. Dr. Kisch, der bekannte Marienbader Kurarzt, dem der Weltkurort viel zu danken hat, legte sein Lehramt an der Prager Universität nieder.

Vor kurzem wurde in Hamburg der von St.-Pauli-Landungsbrücken ausgehende Elbtunnel dem Verkehr übergeben.

Unter den vielen tüchtigen Männern, die in der letzten Zeit gestorben sind, betrauert die deutsche Landwirtschaft den bedeutenden Agrikulturchemiker Geheimen Hofrat Oskar Kellner, Direktor der Landwirtschaftlichen Versuchstation Möckern bei Leipzig. — In Berlin starb Polizeimajor Klein, einer der bewährtesten Offiziere der hauptstädtischen Schutzmannschaft. — Am 27. September verschied der kaiserliche Rat Adolf Künast in Wien, der verdienstvolle Präsident und Gründer des Asylvereins für Obdachlose in Wien.



Regierungsrat Prof. Dr. Kisch
Marienbad, trat vom Lehramt an der Prager Universität zurück.



Phot. Hans Breuer.

Das Eingangsgebäude zu dem neuen Elbtunnel in Hamburg.
Zur Vollendung eines Riesenwerkes Deutscher Tiefbautechnik.





Polizeimajor Klein †
Berlin, hervorragender Polizeibeamter.



Geh. Rat Dr. O. Kellner †
Möckern, bekannter Agrikulturchemiker.



Hofphot. Knozer.

Kais. Rat A. Künast †
Wien, Begründer des Asylvereins für Obdachlose.



Die Enthüllung des Gedenksteins für die Gründerin, die Fürstin Pauline. Phot. Frevert.
Die Feier des 100jährigen Bestehens der Fürstlich Lippeschen Heil- und Pflegeanstalt Lindenhaus.

Kommerzienrat M. Behrend in Charlottenburg, der Industrielle, der seinerzeit auf Bismarcks Gut Varzin eine große Papierfabrik begründet hat, feierte kürzlich seine goldene Hochzeit.

In der lippeschen Pflegeanstalt Lindenhaus wurde kürzlich das 100jährige Jubiläum dieses segensreichen Instituts gefeiert.

Marion Lenbach, die Tochter des großen Meisters, deren Kinderantlitz wir auf Lenbachs schönsten Bildern bewunderten, hat sich in München mit dem Oberleutnant Grafen La Rosée vermählt.

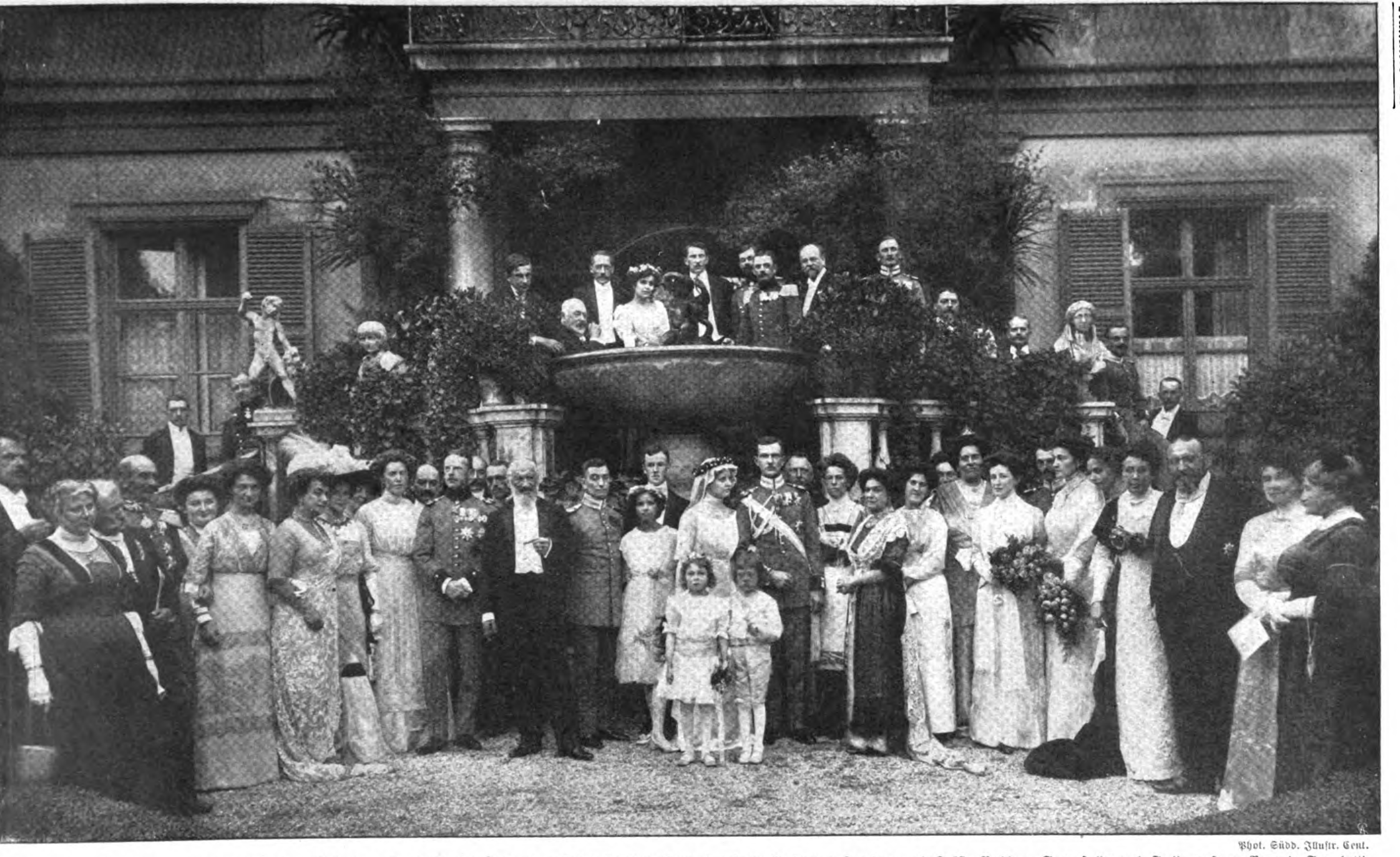
Die Deutsche Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime konnte kürzlich in Bad Salzhausen (Oberhessen) den Grundstein zu ihrem ersten Erholungsheim legen.

Das Burgtheater in Wien hat das Gedächtnis seines früheren Direktors Adolf Wilbrandt durch eine Aufführung seines nachgelassenen Dramas „Siegfried der Cherusker" gefeiert.

Am 26. September beging der Geh. Sanitätsrat Dr. Wilhelm Molly in Preußisch-Moresnet, ein Veteran der Einigungskriege, sein goldenes Doktorjubiläum.



Kommerzienrat M. Behrend und Frau
Charlottenburg, begingen ihre goldene Hochzeit.



Phot. Südd. Illustr. Cent.

Von links nach rechts: Prof. Hengeler, Frau Professor v. Seidl, Prof. Dr. Gabriel v. Seidl, Exzellenz General v. Horn, Freifrau v. Freyberg, geb. Gräfin Rechberg. Frau Heller, geb Freiin v. Horn, Baronin Franchetti, geb. Freiin von Hornstein (Schwester der Frau v. Lenbach), Gräfin Theodor La Rosée, geb. Prinzessin Oettingen, Prinzessin v. Oettingen, geb. Gräfin Rechberg, Gräfin Antonie La Rosée, Dr. Ferd. Frhr. v. Hornstein, S. K. H. Prinz Georg v. Bayern, Regierungsrat Dr. Julius Frhr. von Hornstein, Graf Emanuel v. Holnstein, Graf Emanuel La Rosée (Vater d. Bräutigams), Graf Emanuel La Rosée, Gabriele Lenbach, Graf Kaspar La Rosée, Gräfin Ida La Rosée und Graf Theodor La Rosée (Enkel), Marion Gräfin La Rosée, geb. Lenbach (Braut), Graf Otto La Rosée (Bräutigam), Professor Emanuel v. Seidl, Gräfin Luise La Rosée, Frau v. Lenbach, geb. Freiin v. Hornstein (Mutter d. Braut), Gräfin Pestalozza, Gräfin Em. v. Holnstein, Gräfin Gabriele v. Moltke, Gräfin Maria La Rosée, Prinz Otto v. Oettingen, Gräfin Berta La Rosée, Gräfin Johanna Holnstein, Frau Oberbürgermeister v. Borscht, Oberbürgermeister Dr. v. Borscht, Baronin v. d. Trenk, Gräfin Frieda v. Moltke (Großmutter d. Braut). Auf der Terrasse von links nach rechts: Frhr. Alfred v. Freyberg, Frhr. Hans Chr. v. Freyberg, Baron Carlo Franchetti, Exzellenz Reichsrat Ferd. v. Miller, Prinz Emil Oettingen-Spielberg, Frl. Syphygenie Gysis, Graf Theodor La Rosée, Graf Reutner, Graf Ludw. v. Holnstein, Kommerzienrat Georg Proebst, Frhr. v. Reitzenstein, Justizrat Dr. Eisenberger, Graf Friedr. v. Moltke, Frhr. v. Godin, Graf Rudolf La Rosée.

Die Vermählung Marion Lenbachs mit Graf Otto La Rosée in München.



Grundsteinlegung des ersten Kaufmannserholungsheims in Salzhausen.
Der Festakt.



Phot. Westendorp.
Geh. San.-Rat Dr. W. Molly,
Preußisch-Moresnet,
beging sein 50jährig. Doktorjubiläum.

In Groß-Lichterfelde feierte am 23. Sept. Prof. Dr. Martiny, der bekannte Molkereifachmann, seinen 75. Geburtstag.

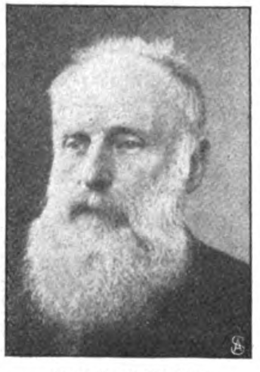
Prof. Dr. Gruner, der ausgezeichnete Mineraloge der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, wurde 70 Jahre alt.

Professor F. Boeckmann in Dresden ist bei seinem 50jährigen Jubiläum als Mitglied der Hofkapelle zum Hofrat ernannt worden.

Einer der älteren „Meininger" Hofschauspieler, der beliebte Komiker Adolf Link, begeht demnächst sein 50jähriges Künstlerjubiläum.



Zur Aufführung von Wilbrandts „Siegfried der Cherusker"
am Wiener Burgtheater. Frl. Wolgemuth und Herr Höbling.



Prof. Dr. B. Martiny,
der Nestor der Deutschen Milchwirtschaft, wurde 75 Jahr.



Geh. Reg.-Rat Prof. Gruner,
Berlin, bekannter Mineraloge, feierte seinen 70. Geburtstag.



Adolf Link, Meiningen,
feiert sein 50jähriges Schauspielerjubiläum



Prof. F. Boeckmann, Dresden,
beging sein 50jähriges Jubiläum als Kgl. Sächs. Kammervirtuos.

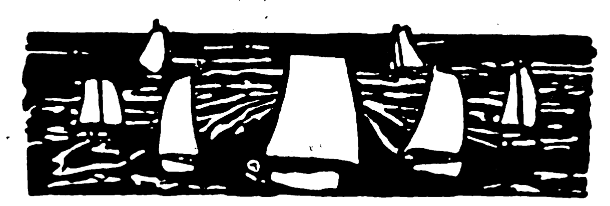
Schluß des redaktionellen Teils

DIE·WOCHE

Nummer 42. Berlin, den 21. Oktober 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

12. Oktober.

In den Ausstellungshallen am Berliner Zoologischen Garten wird die Internationale Automobil-Ausstellung durch den Prinzen Heinrich von Preußen im Auftrag des Kaisers eröffnet.

Die chinesische Regierung entsendet zwei Armeekorps unter dem Oberbefehl des Kriegsministers Jinischang nach Wutschang.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß durch ein Erdbeben, dem eine ungeheure Flutwelle folgte, vier Städte zerstört und etwa 700 Menschen getötet wurden.

13. Oktober.

Die Petersburger Telegraphenagentur meldet aus Konstantinopel, daß die Türkei die von Rußland geforderte freie Durchfahrt neutraler Getreideschiffe durch die Dardanellen bewilligt hat.

Aus Portugal kommen Nachrichten über neue Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und Royalisten.

Aus China wird gemeldet, daß die Aufständischen die Eisenbahnstation von Hankau eingenommen haben. Um die Niederlassungen der Fremden zu schützen, wurden fremde Matrosen unter dem japanischen Admiral Haraschima gelandet.

14. Oktober.

Die türkische Kammer wird in Anwesenheit des Sultans eröffnet und wählt zum Präsidenten wieder Ahmed Riza.

Aus Tsingtau wird gemeldet, daß in Tsinanfu in der chinesischen Provinz Schantung zwei Bataillone modern ausgebildeter Truppen gemeutert haben.

15. Oktober.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg begibt sich zum Vortrag beim Kaiser nach Jagdschloß Hubertusstock.

Aus Melilla kommt die Nachricht von einem Angriff der Kabylen auf die spanischen Stellungen bei Yzhafen. In dem Gefecht, das mit dem Rückzug der Marokkaner endete, wurde der spanische Befehlshaber General Ordonez tödlich verwundet.

16. Oktober.

Das Kaiserpaar kehrt von Jagdschloß Hubertusstock nach dem Neuen Palais bei Potsdam zurück.

Im Sitzungssaal des preußischen Abgeordnetenhauses wird der zweite Weltkongreß der Hotelbesitzer eröffnet (Abb. S. 1767).

Der Chef des deutschen ostasiatischen Geschwaders befindet sich mit der „Gneisenau" und einem Torpedoboot auf der Fahrt nach Hankau. Den Oberbefehl über die dort versammelten fremden Streitkräfte übernimmt der Admiral der amerikanischen Schiffe in Ostasien.

17. Oktober.

Der Reichstag hält seine erste Sitzung nach den Sommerferien ab. Der Reichskanzler ersucht den Präsidenten, eine Debatte über die auswärtige Politik in diesem Augenblick zu vermeiden.

Der Kaiser begibt sich zur Teilnahme an der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmals nach Aachen.

Aus Hankau wird gemeldet, daß die Landungskorps der deutschen Kriegschiffe „Leipzig", „Tiger", „Vaterland" und eine aus Deutschen in Hankau gebildete Freiwilligenkompagnie in einen Straßenkampf mit dem chinesischen Pöbel gerieten.

Bei der Ersatzwahl zum preußischen Abgeordnetenhause in Melsungen-Fritzlar wird an Stelle des verstorbenen Nationalliberalen Gleim der Freikonservative Nöll gewählt.

18. Oktober.

Aus Tripolis wird gemeldet, daß die türkischen Truppen in der Person des Obersten Nisciat-Bei einen neuen energischen Kommandanten erhalten haben und zum Widerstand bereit sind.

Aus Nowotscherkask wird gemeldet, daß dort das Mitglied des russischen Reichsrats Fürst Trubetzkoi von einem Studenten durch Revolverschüsse getötet wurde.

Weltkongreß der Hotelbesitzer in Berlin.

Von Rudolf Sendig.

Es dürfte bis in die weitesten Kreise bekannt sein, welch gewaltige Entwicklung die Hotelindustrie in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Neben den prunkvollen Bauten für Schulen und staatliche und städtische Behörden sind es die Hotels, deren immer größere Dimensionen in die Augen fallen. Und auch die immer größere Anzahl. Wir haben im Deutschen Reich 3589 Städte und Ortschaften mit über 2000 und 72811 Gemeinden mit unter 2000 Einwohnern. In fast allen ist Gelegenheit, in einem Gasthaus zu übernachten. Die Zahl der deutschen Gastwirtschaften beträgt zusammen, also auch die inbegriffen, die nur Speise und Trank verabreichen, im Deutschen Reich ungefähr 300000. Sie repräsentieren ein Anlagekapital von vielen Milliarden und beschäftigen über 1¼ Millionen männliche und weibliche Angestellte; die Besitzer selbst, Pächter und Geschäftsleiter sind dabei nicht mitgezählt. Sie alle sind, sofern sie einigen Lebenstrieb haben, der bei den erschwerten Lebensbedingungen selbstverständlich ist, in Vereinen und Vereinigungen verbunden, die Standes- und Wirtschaftsinteressen vertreten. Die Zusammenkünfte und Beschlüsse wirken auf die Mitglieder und ihre Wirtschaft bildend und fördernd, auch in dem Sinn, daß auch die Inter-

essen des Gastes hierdurch gefördert werden. Die Hotels zumal haben dank ihrer Standesvertretungen selbst in kleinen Mittelstädten eine vorher nie geahnte Entwicklung zum guten genommen. Die Zeiten, wo der Wirt den Gast als Raubobjekt betrachtete, sind in Deutschland selbst im abgelegensten Dorfgasthof vorüber und die Bemühungen, auch den hygienischen Anforderungen der heutigen Reisenden gerecht zu werden, immer allgemeiner geworden. Da Reisen im weiteren Sinn des Wortes sich an keine Grenzen bindet, sind die internationalen Beziehungen der Gasthofbesitzer schon seit langem sehr eng verknüpft. Seit nun 40 Jahren wurde der Internationale Hotelbesitzerverein von einem deutschen Wirt italienischen Namens, von Caracciola in Remagen a. Rh. begründet und später von Otto Hoyer-Köln auf die Höhe seiner Entwicklung geführt und von diesem außerordentlich fähigen Vertreter des gesamten Standes bis heute auf seiner Höhe erhalten. Wie die politischen Verhältnisse in Europa nun einmal liegen, gehört eine ebenso große wie kluge Arbeit dazu, widerstreitende Interessen der verschiedenen Nationalitäten zu beseitigen. Da unser Beruf zur Erlernung mindestens der drei Hauptsprachen zwingt, war der Weg zum Verständnis von vornherein erleichtert. Wir können uns miteinander aussprechen, und dadurch lernen wir uns kennen. Heute sind die Schwierigkeiten längst beseitigt. Die immer friedfertige, im besten Sinn des Wortes kollegiale Gesinnung der aus aller Herren Ländern zusammenkommenden Berufsgenossen verbürgt nicht nur ein ideal sachliches Zusammenarbeiten. Auch das persönlich Sichkennenlernen ist ein solches, daß man ruhig sagen darf, diese Vereinigung eines immer größer gewachsenen Standes ist nicht nur eine friedfertige, sondern auch den Frieden fördernde Kulturquelle. Die vielfältigen persönlichen Beziehungen, die jeder Leiter eines Hotels ohne Ausnahme hat, bringen es mit sich, daß er auch auf die Reiselust seines großen Bekanntenkreises Einfluß ausübt. Aus Vergnügungsreisen nach fremden Ländern werden oft aus persönlichen Erlebnissen geschäftliche Verbindungen wertvollster Art. Die Tätigkeit der internationalen Vereinigung hatte vor allem auch den Erfolg, daß sich die Berufsvertreter unseres Standes zusammenfanden und als „Fédération Universelle des Sociétés d'Hoteliers" im Jahr 1908 in Rom ihren ersten Weltkongreß abhielten. Die in ihren Zielen gleichen Vereinigungen, von denen die Fédération vor allem auf gesetzlich geregelte internationale Verkehrsverbesserungen hinarbeitet, tagten in diesem Jahr wieder nebeneinander, und zwar erstmalig zusammen in Berlin. Dort wurde am 16. Oktober der zweite Weltkongreß eröffnet. Die Wahl Berlins als Kongreßstadt wurde seinerzeit mit allgemeiner Freude begrüßt. — Die Entwicklung des Berliner Hotelwesens ist überallhin bekannt geworden und die der Kaiserstadt selbst als neuester und modernster Weltstadt erst recht. Die Tausende, die sich da versammeln, sind von vornherein voll großer Erwartungen. Sie werden gewiß berufene Kritiker sein, aber sie kommen in der Absicht, angenehm überrascht zu werden. Und zu der Voraussagung, daß sie es sein werden, gehört nun freilich keine Prophetengabe.

So glänzend diese Entwicklung des Berliner Hotelwesens ist, muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie in Neuyork eine verhältnismäßig noch größere ist. Berlin zählt etwa 20000 Hotelbetten, die Metropole der Vereinigten Staaten dagegen 53000. Gerade jetzt wieder wartet es mit einigen Neubauten auf, deren Herstellungskosten sich zwischen 20 und 60 Millionen bewegen. Der Wert der bisher allein in Manhattan, der City von Neuyork, befindlichen Hotels wird auf 700 Millionen beziffert, während die in ihrer geschlossenen Großartigkeit überall gerühmte Hotelindustrie der Schweiz in ihrer Gesamtheit ein um etwa 100 Millionen geringeres Kapital darstellt. Märchenhaft sind auch die Pachtpreise, die in Neuyork für solche Hotels gezahlt werden und bis 1½ Millionen Mark jährlich betragen. Diesem Vorbild sind manche Provinzhotels, wenn man so sagen darf, mit stürmischem Eifer gefolgt, namentlich in Chikago, wo auch die Tendenz herrscht, es unter 1000 Zimmer nicht zu tun. Solchen Gewaltsachen gegenüber kommen wir in Deutschland nicht mit fort. Wir wollen es auch gar nicht, weil unser Ziel das Hotel nicht als Karawanserei, sondern als Wohnung ist und wohl auch noch lange bleiben wird. Aber einzig in ihrer Art und in der Welt unerreicht ist die Gesamtentwicklung des deutschen Hotelwesens in allen deutschen Städten. Wie diese selbst einen vor 1870 niemals für möglich gehaltenen Aufschwung genommen haben, so sind auch die Hotels in ihnen an Zahl und Größe gewachsen. Neben Berlin treten zuerst Frankfurt a. M., Hamburg, München, Köln, Dresden auf den Plan. Als in Frankfurt der Hauptbahnhof im Bau war, wurde er schnell von einer ganzen Korona neuer Hotels umsäumt. Welche deutsche Großstadt wir auch nennen würden, das Bild ist überall ein ähnliches. Dabei ist es charakteristisch, daß überall da, wo der Bahnverkehr einen Zentralbahnhof nötig macht, in dessen Nähe die neuen Hotels aus dem Boden wachsen. Die alten Hotels im Innern der Stadt haben allerdings dadurch zu leiden. Doch haben sie immerhin den Vorteil, daß der Grund und Boden, auf dem sie in bevorzugtester Stadtgegend stehen, immer wertvoller geworden ist und die Einrichtung von Läden den Ausfall an Gästen etwas ausgleicht.

In den Kur- und Badeorten macht sich das Bedürfnis nach Höhenluft bemerkbar. Ein Blick nach Karlsbad liefert das Beispiel einer solchen Entwicklung. Das Idyll im Grünen auf Bergeshöhe ist Mode geworden. Nicht weniger als 16 Millionen werden zurzeit in einem solchen Karlsbader Hotelneubau investiert. In Wiesbaden dagegen, wo der Bahnhofsneubau auch dazu verführte, in seiner Nähe ganze Hotelstraßen zu bauen, war diese Spekulation verfehlt. Wenn Wiesbaden auch äußerlich Großstadt geworden ist, so lebt es doch als Badestadt. Um seine Bäderstraßen konzentriert sich daher das Leben. Vergleicht man alte Kurlisten mit heutigen, so ist wohl zu ersehen, daß sich die Zahl der Kurgäste seit einigen Jahrzehnten verdoppelt und verdreifacht hat. Die Zahl der Hotels ist aber verhältnismäßig noch größer geworden. Der ernste Fachmann kann daher dieser Entwicklung kein günstiges Prognostikon stellen. Leider auch deshalb, weil die Deutschen immer mehr in die Ferne schweifen. Ueberblickt man die rastlosen Bemühungen, die mehr oder minder neuentdeckte Fremdenländer machen, um unsere Landsleute zu sich zu ziehen, dann ist es begreiflich, daß viele diese Reisemode mitmachen. Die Schlafwagengelegenheit unterstützt diese weiten Reisen nicht nur, sie nimmt auch den Hotels viele Schlafgäste weg. Die großen Schiffahrtsgesellschaften machen eine Reise um die Erde beinah obligatorisch. Ihre Schiffe sind schwimmende Hotels. Ich erwähne dies alles, um zu

zeigen, von wie vielen Seiten von vornherein jedes neue große Hotelunternehmen bedroht ist. Auch denken sich viele das Dirigieren eines Hotels mehr eine vornehme Repräsentationspflicht als eine recht ernste und verantwortliche Arbeit. Man meint, mit der Kenntnis fremder Sprachen könnte der „Weltmann" ein Hotel führen. Aber fachmännische Erfahrungen, Verwaltungs- und Organisationstalent dürfen nicht fehlen. Es gilt nicht nur, das dem Hotelleiter anvertraute große Kapital gewissenhaft zu verwalten, auch den Hunderten von Angestellten soll er ein erziehender und gerechter Vorgesetzter sein. Das kann er nur, wenn er mit allen Seiten des Berufs von Jugend auf vertraut geworden ist. Es sei zugegeben, daß die Position des Leiters eines großen Hotelunternehmens in finanzieller Hinsicht oft eine glänzende ist. Es haben sich daher in den letzten Jahren für die höhere Hotelkarriere gute Hotelfachschulen erforderlich gemacht, in denen die Hotelfachwissenschaften gelehrt werden, die als Vorbedingungen für die kaufmännische und praktische Hotelführung unbedingt nötig sind. Auch einzelne Organisationen der Hotelangestellten sind in ihrer Art als mustergültig zu bezeichnen. Durch diese ernste Auffassung für die Ausbildung zum Hotelmann ist die Aussicht auf die gedeihliche Weiterentwicklung der deutschen Hotelindustrie besonders erfreulich. Das Entscheidende bleibt, daß im kaufmännischen Hotelbetrieb der Wirt als solcher maßgebend bleibt. Sein Name ist ohne weiteres ein Programm, und dieses Programm bedeutet den Wert seines Hauses. Es wäre verführerisch, hier vorbildliche Namen zu nennen.

Die Tendenz des Hotelberufs muß immer darin gipfeln, daß jeder Gast sich wohl fühlt. Ja, ich gehe noch weiter: jedem Gast muß das Gefühl geschickt beigebracht werden, daß er der Bevorzugteste im ganzen Haus ist, und eine besondere Weisheit, die allen jüngeren Hotelleitern wohl zu empfehlen ist, sei mit den Worten zum Ausdruck gebracht: jede Reklamation eines Gastes, und wenn sie noch so unberechtigt wäre, stets zu respektieren. Dann wird es möglich sein, daß nie dein Haus verläßt ein Gast, eh du zum Freund gemacht ihn hast.

Der Krieg und die Schiffahrt.

Von Hofrat Albert Frankfurter, Generaldirektor des Oesterreichischen Lloyd.

Noch ist es nicht ganz gelungen, einem ungebetenen Gast, der Cholera, die in diesem Sommer den Hafenplätzen des Mittelmeers einen sehr unwillkommenen Besuch abstattete, die Tür zu weisen, und schon ist ein neuer und noch unwillkommenerer Gast aufgetaucht: der Krieg. Es ist dabei eine glückliche Fügung, daß in dem gleichen Maß, als die Cholera nur in einer milden Form auftrat und den Verkehr nur wenig behinderte, auch der Krieg um Tripolis in seinen wirtschaftlichen Konsequenzen bis jetzt eigentlich keinen Anlaß zu Befürchtungen gab. Denn einerseits ist das Kriegstheater ein verhältnismäßig eng begrenztes, und die militärischen Operationen bieten der Handelsschiffahrt keine nennenswerten Hindernisse; anderseits darf angenommen werden, daß der Türkisch-Italienische Krieg nicht von allzu langer Dauer sein wird, und daß in einem geeigneten Moment die Intervention der europäischen Großmächte die beiden kriegführenden Nationen zur Einstellung der Feindseligkeiten wird bewegen können.

Die bedeutsamste Folge des Kriegs ist die Ausschaltung der Hafenplätze von Tripolis aus dem geschäftlichen Verkehr. Trotz seiner desolaten ökonomischen Verhältnisse ist Tripolis ein sehr aufnahmefähiges Absatzgebiet für Zucker, Baumwollwaren, Seidenwaren usw., die in beträchtlichen Quantitäten zur Einfuhr gelangen. Dieser Verkehr, an dem alle im Mittelmeer Schiffahrt treibenden Nationen in gleichem Maß partizipieren, stockt gegenwärtig vollständig, und es wird auch nach Beendigung des Kriegs noch geraume Zeit dauern, bis die Aufnahmefähigkeit des Landes die alte Höhe erreicht haben wird.

Auch sonst hat der Krieg in seinem ersten Stadium eine Beunruhigung hervorgerufen, durch die der ganze Verkehr im Mittelländischen Meer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Es ist ja natürlich: Jeder Krieg bedeutet für die allgemeine Volkswirtschaft eine Erschütterung, deren Wellenbewegungen sich weit über die Grenzen der kriegführenden Länder hinaus fühlbar machen. Der Türkisch-Italienische Krieg hat nicht nur die Tätigkeit der türkischen und italienischen Handelsflotten lahmgelegt, indem diese, soweit es anging, militärischen Zwecken dienstbar gemacht wurden, sondern auch dem freien Verkehr der neutralen Schiffahrt durch eine Reihe von Maßnahmen, wie das Verlöschen der Leuchtfeuer, die Jagd auf Konterbande, Fesseln angelegt. Die allgemeine Nervosität, die unter dem Eindruck der ersten Kriegsnachrichten Platz griff, hat aber rasch einer ruhigen Stimmung Raum gegeben. Man sieht, daß bei jeder der beiden kriegführenden Parteien die ehrliche Absicht vorherrscht, Komplikationen aus dem Weg zu gehen und alles zu vermeiden, was als Vexation der neutralen Schiffahrt angesehen werden könnte.

Das Auslöschen der Leuchtfeuer ist für die Handelsschiffahrt nur von sekundärer Bedeutung. Speziell in den albanischen Häfen tangiert es die Schiffahrt überhaupt nicht, denn die albanischen Handelsplätze besitzen nur offene Reeden, und die Operationen der Schiffe vollziehen sich daher auch in Friedenszeiten nur bei Tag. In den andern Hafenplätzen bedeutet diese Maßregel einen entsprechenden Zeitverlust, der aber nicht übermäßig in die Wagschale fällt.

Was die Jagd auf Konterbande betrifft, so kann mit aufrichtiger Befriedigung konstatiert werden, daß die diesbezüglichen Verfügungen der Türken und Italiener weit liberaler sind als jene, die anläßlich des Japanisch-Russischen Krieges getroffen worden waren. Da von den beiden Kriegführenden als Konterbande eigentlich nur jene Artikel angesehen werden, die direkt zur Kriegführung benötigt werden, ist die neutrale Schiffahrt ganz unbehindert, und der Dienst im Mittelmeer hat seinen normalen Gang wie in Friedenzeiten.

Nur einen Augenblick lang stand die Regelmäßigkeit des Verkehrs in Frage. Die türkische Regierung versuchte sich über den Mangel an Kohlenvorräten dadurch hinwegzusetzen, daß sie die Kohlenvorräte der auswärtigen Schiffahrtgesellschaften mit Beschlag belegte. Diese Verfügung wurde aber inzwischen zurückgezogen, und da überdies die italienische Regierung Kohle nicht

als Konterbande ansieht, steht der Zufuhr der englischen Kohle zur Versorgung der Schiffahrt in der Levante nichts im Weg.

Nachdem nunmehr auch, wie aus einer offiziellen Erklärung der Kaiserlich Russischen Regierung hervorgeht, die Türkei Getreide nicht als Konterbande behandelt, hat sich die letzte Wolke, die bisher den Himmel verdüstert hatte, verzogen. Denn damit ist eine der wichtigsten Funktionen, die die Handelsschiffahrt im Mittelmeer auszuüben hat, sichergestellt: Die großen Getreidetransporte, die alljährlich aus den Hafenplätzen der Donau und des Schwarzen Meeres nach dem westlichen Europa abgehen, werden auch in diesem Jahr den gewohnten Weg nehmen können.

Es kann daher gesagt werden: Nachdem der Schrecken, den der Krieg im ersten Moment hervorgerufen hat, überstanden ist, und nachdem man sich überzeugt hat, daß kein Anlaß vorliegt, für die Zukunft besorgt zu sein, ist der Verkehr wieder in vollem Gang, und fast nichts deutet darauf hin, daß wir uns eigentlich in Kriegzeiten befinden. Zwei Momente zeigen, daß diese Ruhe in der Auffassung der Dinge eine gerechtfertigte ist. Die Rate für die Seeversicherung — der zuverlässigste Gradmesser für die etwaigen Risiken des Schiffverkehrs — ist, nachdem sie bisher im Verkehr nach Konstantinopel und dem Schwarzen Meer 1% des Warenwertes betragen hatte, auf 1/2% und diesseit der Dardanellen (zwischen Saloniki und Jaffa) von 1/2% auf 3/8% herabgesetzt worden, woraus deutlich resultiert, daß die Versicherungsgesellschaften die Gefahren für die Handelsschiffahrt nicht mehr so hoch einschätzen wie zu Beginn des Krieges. Weiter geht aus der Tatsache, daß die Banken ihre Zurückhaltung aufgegeben haben und Schiffskonnossemente für die Levante wieder zu belehnen beginnen, hervor, daß zu einer Beunruhigung absolut kein Grund vorhanden ist.

Tatsächlich zeigt sich die Geschäftswelt, die eine feine Auffassungsgabe besitzt und den Gang der Ereignisse richtig einzuschätzen weiß, nicht im geringsten irritiert. Weder im Hafen von Triest, das einen Großteil des Verkehrs nach der Levante besorgt, noch anderswo zeigt sich eine Abnahme des Verkehrs. Der Zufluß von Waren aus Oesterreich, Deutschland und der Schweiz bewegt sich in dem gleichen Rahmen wie im Vorjahr, und die Verschiffung der Frachten erfolgt regelmäßig und ohne jeden Anstand. Und wenn es überhaupt noch eines Beweises bedarf: Alle Dampfer, die der Oesterreichische Lloyd seit dem Beginn des Krieges abgefertigt hat, haben ihren Fahrplan einhalten und ihre Operationen anstandslos durchführen können.

Wenn ich das Gesagte zusammenfasse, so geht meine Meinung dahin, daß sich der Verkehr mit der Tatsache, daß in einem Teil des Mittelmeeres Kriegzustand herrscht, abgefunden hat, und daß fast unbeeinflußt davon der Austausch der Güter weiter vor sich geht.

Was lehrt die Dresdener Hygiene-Ausstellung?

Von Dr. Paul Meißner.

In wenigen Tagen schließen sich die Pforten der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 für immer. Ein Werk findet am 31. Oktober seinen Abschluß, das weit über die Grenzen der sächsischen Hauptstadt und Sachsens hinaus mit Recht das Interesse der Menschen aller Stände erregt hat. — Die Hygiene-Ausstellung bildet nicht einfach eine mehrende Ziffer im Verzeichnis der Ausstellungen überhaupt, sondern sie tritt aus der Menge dieser Veranstaltungen durch ihre Eigenart, durch ihre Größe, durch ihre treffliche Organisation und durch ihre Bedeutung weit heraus.

Als vor nunmehr acht Jahren Exzellenz Lingner den Plan faßte, eine Internationale Hygiene-Ausstellung in bisher noch nie gesehener Vielseitigkeit ins Leben zu rufen, da schwebte ihm als Leitgedanke vor, daß das Glück des einzelnen wie der Menge unabweislich verknüpft sei mit der Gesundheit, und daß nur die Bestrebungen als volksbeglückend bezeichnet werden können, die fördernd und schützend auf die Gesundheit wirken. Wenn die Rassenverbesserung ein mit allen nur denkbaren Mitteln erstrebenswertes Ziel ist, so ist der Weg dahin einzig und allein die Hebung der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege. Ein Blick auf die Geschicke der Völker lehrt uns deutlich und klar, daß dann allein ein erfolgreiches Wachsen, eine Steigerung der Leistungen, Wohlstand und Glück erreicht werden können, wenn die gesundheitlichen Verhältnisse sich bessern, und wenn die Menschen in die Lage versetzt werden, gegen ihre unerbittlichen Feinde, die Krankheiten, erfolgreich zu kämpfen. Das klassische Beispiel für die Wirkungen einer rationellen Gesundheitspflege sind die antiken Völker in der Zeit ihres Glanzes, bei denen weise, weit ausschauende Gesetzgeber die Notwendigkeit einer rationellen Gesundheitspflege erkannten und unter Zuhilfenahme wirkungsvoller religiöser Gebräuche das Volk zu gesundem und vernünftigem Leben anhielten. Der Niedergang setzt erst in dem Augenblick ein, wo diese Prinzipien verlassen werden, wo Ausschweifungen und Völlerei die Ueberhand gewannen. Erst da beginnt der Verfall; je nachdem nun das ursprüngliche Menschenmaterial kräftig und stark oder hinfällig und schwach war, vollzog sich die Zerrüttung in längerer oder kürzerer Zeit.

Jahrhundertelang hat in den europäischen Kulturstaaten die Betonung des geistigen Lebens und die Abkehr von allem Körperlichen zu einer vollkommenen Nichtachtung aller gesundheitswichtigen Regeln und Maßnahmen geführt. Jahrhundertelang wurde die Bevölkerung in dem Glauben erhalten, daß die Fürsorge für das leibliche Wohl etwas Irreligiöses, etwas Verdammenswertes sei. Jahrhundertelang ließ die Bevölkerung die schweren Geißeln der Volksseuchen als unabwendbare Geschicke über sich ergehen. Erst in unserer Zeit beginnt das Erwachen; erst in unserer Zeit ist man sich darüber klar geworden, daß der lateinische Spruch: „Mens sana in corpore sano“ eine unendliche Weisheit enthält, und daß das größte Kapital des einzelnen wie der Gesamtheit die körperliche Gesundheit ist. Schwer war es, die Wege zu finden, auf denen man sozusagen unmerklich die Bevölkerung von der Notwendigkeit einer öffentlichen wie privaten Gesundheitspflege überzeugen konnte. Vielfache Ansätze

wurden gemacht, aber die meisten führten in Sackgassen, aus denen man keinen Ausweg fand.

Die Internationale Hygiene-Ausstellung ist das Resultat einer emsigen Pfadfinderarbeit. In ihr ist zum erstenmal urbi et orbi gezeigt worden, auf welchem Weg es allein gelingt, rationelle Begriffe über Gesundheitspflege, über das Wesen der Krankheiten, über die Lehren von der Verhütung gesundheitlicher Schäden in der breiten Masse des Volkes bekannt zu machen. Man war zu der unumstößlichen Gewißheit gelangt, daß der denkende Mensch ein Anrecht darauf haben muß, die Gründe für das von ihm geforderte Verhalten in gesundheitlicher Hinsicht und für die ihm gegebenen sanitären Vorschriften und Gesetze zu kennen. Die Kultur des 20. Jahrhunderts läßt es nicht mehr zu, daß man ohne Erklärung und Angabe von Gründen, wie im Altertum, gesundheitliche Vorschriften wie religiöse Dogmen verkündet. Die Kritik des denkenden Menschen verlangt andere Wege. Die vielfachen Versuche, auf dem Weg des gedruckten Wortes Aufklärung und Verständnis zu verbreiten, haben sich als unzureichend erwiesen, sei es, daß die betreffenden Autoren es nicht verstanden haben, sich auf den primitiven und naiven Zustand des Lesers zu stellen, sei es, daß in diesen populären Schriften zuviel geboten wurde, sei es, daß man mit ihnen Sonderinteressen verfolgte.

Alle diese Ueberlegungen führten Lingner zu der Ueberzeugung, daß die Anbahnung zu einer vernunftmäßigen Gesundheitspflege, die ohne Mitwirkung des einzelnen wie der ganzen Bevölkerung undenkbar ist, nur möglich sein würde, wenn man alle die Gesundheitspflege und die Verhütung der Krankheiten betreffenden Verhältnisse und Tatsachen der Bevölkerung in drastischen, leicht verständlichen, alles unnötigen Beiwerkes entkleideten Demonstrationsobjekten vorführen könnte, und so kam man zu dem Gedanken einer Ausstellung. Dieser Weg war der einzig gangbare, wenn man in relativ kurzer Zeit vielen Tausenden von Menschen die Gelegenheit geben wollte, in ihren Gedankenkreis Begriffe einzuführen und nutzbringend für die Zukunft zu verwerten, die ihnen bis dahin völlig fremd und eine ausgesprochene Domäne der Aerzteschaft zu sein schienen. Niemand der Tausende und aber Tausende Besucher dieser Ausstellung wird auf den Gedanken gekommen sein, daß ein noch so eingehendes Studium des dort Gebotenen ihn zum Arzt machen könne. Aber alle werden den Eindruck mit nach Hause genommen haben, daß der menschliche Körper ein Kunstwerk unerhörter Vollkommenheit ist, und daß jeder in seinem gesunden Leib ein Kapital besitzt, das durch alle Mengen gemünzten Geldes nicht aufgewogen werden kann.

Aus diesen Ueberlegungen, die sich mit zwingender Gewalt jedem Besucher aufdrängen mußten, entwickelt sich naturgemäß ein Gedankengang nicht vorübergehender Natur, sondern ein Gedankengang, der für die Zukunft, wenn auch nur im Unterbewußtsein, das Verhalten und die Handlungen des einzelnen und die Gewohnheiten der Menge beeinflussen wird. Mit einem Wort: Die Besucher der Hygieneausstellung haben mit diesem Besuch eine wertvolle Unterrichtstunde genossen, in der man ihnen, ohne daß sie es merkten, die Kunst beibrachte, hygienisch zu denken. Darin liegt der Wert, und das ist die Bedeutung dieser außergewöhnlichen Veranstaltung, daß Tausende von Menschen, die bisher niemals in ihrem Leben sich die Mühe genommen haben und nehmen konnten, über das nachdenken, was in ihrem Körper täglich und stündlich vorgeht, was ihrem Körper schadet, und womit sie ihren Körper schädigen.

Dadurch nun, daß alle diese die Begriffe, die Grundlagen der Gesundheitspflege, durch ästhetisch schöne, in hohem Maß interessante Objekte verstehen gelernt haben, ist der Boden geschaffen, auf dem in Zukunft die Saat rationeller Gesundheitspflege keimen und Früchte tragen kann, Früchte, deren Wert nicht allein im Leben des einzelnen, sondern auch im Leben der folgenden Generation sich zeigen wird und zeigen muß.

Der jede Erwartung übersteigende Besuch hat den vollgültigen Beweis dafür geliefert, wie sehr das Volk danach hungert, über den eigenen Körper, über die Funktion seiner Organe, über die Bedingungen seines Lebens, über die ihm drohenden Gefahren aufgeklärt zu werden. Die Zeiten sind für immer dahin, wo die Aerzte, von mystischem Dunkel umgeben, die Patienten in völliger Unwissenheit und völligem Unverständnis für die angeordneten Maßnahmen hielten. Im Gegenteil: heute ist die Zeit gekommen, wo jeder Arzt dankbar dafür sein wird, wenn seine Anordnungen auf Verständnis stoßen, wenn ihm der Patient die Behandlung durch einsichtsvolles Mitwirken erleichtert und er mit dem Patienten zusammen um das köstliche Gut der Gesundheit kämpft. Dadurch wird dem Aerztestand nichts von seiner Bedeutung, nichts von seiner Würde genommen. Die fraglos sich häufenden Erfolge ärztlicher Kunst werden noch viel mehr als bisher die Bevölkerung überzeugen, daß die Aerzte ihre besten und treusten Freunde sind. Wie häufig mißlingt eine Kur, weil der Patient in völliger Unkenntnis dessen, was ihm vorgeschrieben wird, die Gründe verkennt, die den Arzt zu dieser Vorschrift veranlaßten, dessen Ratschläge mißachtet und nicht befolgt. Wie anders, wenn der Patient weiß, aus welchem Grund dies oder das mit ihm geschieht — dann wird und muß ihm sein Verstand sagen: der Arzt hat ganz recht, und wenn du das nicht tust, was er sagt, dann schädigst du dich. Auf diesem Weg ist der Erfolg viel leichter zu erreichen.

Alle jene, die auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden interessante, lehrreiche und anregende Stunden verbrachten, sind nun wieder nach allen Richtungen der Windrose auseinandergegangen, aber alle nahmen etwas Wertvolles mit, etwas, das bei ihnen wachsen und gedeihen wird, das neue Anregungen hervorrufen wird, und diese wirken alle darauf hin, daß die öffentliche wie private Gesundheitspflege die Beachtung erfährt, die sie verdient, und die Bedeutung gewinnt, die ihr als volkerhaltendes Moment zukommt. Diese Wirkung der Internationalen Hygiene-Ausstellung war ihr Zweck und Ziel, und man kann wohl schon heute sagen, daß an diesem Erfolg nicht mehr zu zweifeln ist. Die Dresdner Veranstaltung hat uns gelehrt, daß die Zeit einer gesundheitlichen Reorganisation und Renovation gekommen ist, und daß es Pflicht des Staates, der Behörden und des einzelnen ist, an diesen nationalen und sozialen Bestrebungen mit allen verfügbaren Kräften mitzuarbeiten, in der richtigen Erkenntnis, daß das Glück der Menschen in letzter Linie identisch ist mit der Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Die Nation, die den Wert dieser Bewegung richtig erkennt und auf den mit Meisterschaft gewiesenen Weg fortzuschreiten bestrebt ist, wird im Lauf der Zeit alle die Völker überflügeln, die in völliger Verkennung des wirklich Nötigen die öffentliche und private Gesundheitspflege als etwas Nebensächliches betrachten.

U. A. w. g.

Plauderei von Olga Wohlbrück.

Die Saison schickt ihre Herolde aus.

Weiße Kärtchen tropfen, regnen oder prasseln auf unsern Schreibtisch. Sie sind bald schlank und schmal, bald breit und schwer, bedruckt oder beschrieben — sie sind Aufforderung, Wunsch, Bitte — manchmal Befehl. Und sie alle werfen ihr Lasso aus mit den lakonisch gebieterischen vier Buchstaben in der rechten Ecke: U. A. w. g.

Sehr verschieden werden diese Sendboten aufgenommen, mit sehr gemischten Gefühlen da, wo sich auf dem weißen Karton hinter dem U. A. w. g. gleich einer Vision ein chaotisches Bild alles dessen erhebt, was „man nicht anzuziehen hat". Selbst der Student, der mit einem Monatswechsel von hundert Mark die bescheidenen Ansprüche seines Daseins fristet und die Soupers, zu denen er seiner schlanken, tanzlustigen Beine wegen geladen wird, als Entlastung seines Budgets betrachtet, schielt mit bedenklicher Miene in seinen halbgeteilten Schrank. Links etliche Oberhemden und Plastrons, die sich mit einem Dutzend Kragen und einem halben Dutzend Socken, zwei Bänden eines Konversationslexikons vom Jahr 1890 und einer durchgebrannten Rühreipfanne einträchtig in die Ehren des „Wäscheschrankes" teilen — rechts ein vergessener Damensonnenschirm, eine von der Wirtin pittoresk geflickte Studierjacke, ein Mantel, der durch Auflegen eines imitierten Bisamkragens in einen Winterpelz verwandelt wird, ein Bratenrock, dessen Bestimmung von einem Revers abzulesen, und ein großartiger Bügel, der zur Aufnahme eines zeitweilig auftauchenden Fracks bestimmt ist.

Ein paar Krawatten sind als Lesezeichen zwischen die Seiten der Folianten gepreßt, und die Lackschuhe des vorigen Winters sind zu absatzlosen Hauspantoffeln herabgesunken.

Die erste Einladung bedeutet für so einen armen Studenten eine völlig neue Ausstaffierung. Und mehrere Besuche im Leihhaus leiten die Reihen der Winterfestlichkeiten ein.

Aehnlich ergeht es dem Bohème, der die U.-A.-w.-g.-Karten mit einem Gemisch von Angst und Lebens- sowie anderm Hunger erwartet.

In kinderreichen Familien verursachen die lieblichen Sendboten der „Saison" den ersten Aufruhr — die erste Winterszene. Auch da ist es die leidige Toilettenfrage, die alles andere fürs erste zurückdrängt; denn eins wird von den Frauen als Axiom aufgestellt: Die neue Saison kann nicht mit einem alten Kleid begonnen werden. Der Familienvater murrt, knurrt, schimpft und tobt, verlangt, daß die Garderobe der jungen Damen vor ihm ausgebreitet wird, er betastet die Kleider, beguckt sie unterschiedlich von der rechten und linken Seite, findet sie weder zerrissen noch fleckig und erklärt schließlich mit dem ganzen Aplomb tiefster Sachunkenntnis: „Ich trage meine Anzüge drei Jahre! — Die Weiber aber schaffen sich jeden Tag ein neues Kleid an." — Dann verlangt er ostentativ, daß seine dreimal gereinigte weiße Krawatte noch zum viertenmal geputzt wird. Weil er, „für seinen Teil wenigstens", nicht dazu beitragen will, daß die Familie an den Bettelstab kommt „durch blödsinnigen Aufwand".

Da, wo die Toilettenangst aufhört, setzt die Blasiertheit ein. „Na, da wären wir ja wieder so weit!" Wenn so ein Kärtchen wüßte, mit wie verschiedenen Empfindungen es in ein und derselben Familie begrüßt wird. Nur die Gesellschaftsfrischlinge erwarten von den in Aussicht gestellten Tees, Soupers, kostümierten und unkostümierten Atelierfesten himmlische Stunden, nur ihnen werden sogar die Vorbereitungen zur Quelle freudigen Genießens. Das gibt endlose Konferenzen mit Schneiderinnen, Putzmacherinnen oder auch den köstlichsten Wirrwarr einer im Haus selbst provisorisch eingerichteten Schneiderwerkstatt; junge Mädchen machen sich die Schneiderinnen zu Verbündeten, konspirieren gegen ihre Mütter, überrumpeln die Gestrenge durch nicht mehr abzuändernde kleine Extravaganzen: hier den Ausschnitt etwas tiefer, dort das Röckchen etwas enger, den Aermel kürzer, den Absatz höher. Türen schlagen zu, Stöckeln klappern, auf dem Schreibtisch des Vaters ein Endchen Band, in der Obstschale ganz unmotiviert ein Restchen Spitze, au, da hat man sich eine Stecknadel in den Finger gejagt — „nicht setzen", auf dem Sofa liegt eine Wolke Chiffon! — Das Mittagessen, Kreuzhimmeldonnerwetter noch einmal, immer um 'ne halbe Stunde verspätet, und eine fehlt immer, wenn zu Tisch gerufen wird: die Mama oder die Tilly, die Cilli oder die Lilli. Und wenn sie endlich bei kaltem Braten glücklich vereint sind — in welchem Aufzug: klaffende Blusen, Jupon statt Jupe, lose aufgestecktes Haar. Die ganze Gemütlichkeit ist beim Deibel!

Von all dem Trubel merken jene freilich nichts, die ihre Toiletten aus den Seidenpapierhüllen der Lackkartons erster Salons schälen. Das sind die Häuser, wo die U.-A.-w.-g.-Kärtchen ihre Registratur haben wie die Akten einer Ministermappe, die Häuser, wo nur jene Abende sich aus der Gleichförmigkeit der „Saison" abheben, die man still zu Hause in der Familie verbringt. Abende, von denen es dann heißt, sie wären die gemütlichsten des ganzen Winters — und die man doch nur notgedrungen wiederholt.

Das gesellige Leben hat eine Ausdehnung genommen, die für alle Stunden des Tages ein U.-A.-w.-g.-Kärtchen bereit hat. Da sind die Rollschuhquadrillen mit anschließendem Frühstück, der „Löffel Suppe", die „Tasse Tee", das „Butterbrot", das „Glas Bier", das „Glas Wein". Man ladet zu dem Vortrag eines Modeschriftstellers, zu einem Herrenabend, einem Damenabend, zur Besichtigung von Bildern, man ladet zu Familienfestlichkeiten, Einweihungsfeiern, man ladet zum „Begießen" eines Titels, Ordens, eines bestandenen Examens, einer neuen Stellung, man ladet zur Einführung seiner Tochter in die Gesellschaft, zum Jubiläum seines Großvaters.

Und da, wo Anlässe zu Privatfeierlichkeiten fehlen, bilden sich Komitees, laden zu Banketten, Eröffnungen, Sondervorstellungen zu mitternächtlicher Stunde, laden zu Rodelpartien, Bobsleighfahrten und so ins Unendliche.

Und wenn dann Ladende und Geladene unter der Last der Vergnügungen zusammenbrechen, so nennt man das eine bewegte Saison.

In früheren Jahren begann die Gesellschaftsepidemie nach Neujahr. Man ließ sich Zeit und ließ die Eindrücke des Sommers nachklingen; allenfalls kritzelte man eine Aufforderung zu einem gemütlichen Beisammensein. Die offiziellen U.-A.-w.-g.-Karten versandte

man erst später; jetzt hat man kaum Zeit, seine Koffer auszupacken, die Gazehüllen von den Kronen zu entfernen, die mitgebrachten Gräser in die Vasen zu verteilen, seinen Freunden telephonisch den ersten Gruß zu senden — und schon flattern die gedruckten Kartons wie eine Schar aufgescheuchter Vögel durch die Stadt, und noch ehe man seine Zeitungsabonnements wieder aufnimmt, verschickt man selbst die ersten ersehnten, gefürchteten, erstrebten und oft erzwungenen Kärtchen.

Um Antwort wird gebeten — es ist die einzige Leistung, die man dem zumeist von offiziellen Vor- und Nachbesuchen dispensierten Gast zumutet. Aber auch das ist jenen zu viel, die sich nur im letzten Augenblick entscheiden wollen und mittels Rohrpost oder Telephon ihre Versäumnis gut machen. Es sind immer die gleichen Menschen, die postwendend annehmen, immer die gleichen, die im letzten Moment absagen.

Und gerade diese letzten sind es, die man ungern vermißt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man, um die Geladenen vor einem Schreibkrampf zu bewahren, ein vorgedrucktes Formular einlegen wird, in dem die Annahme oder Absage nur zu unterstreichen ist und unter dem U. A. w. g. die Buchstaben stehen werden: R. p. — Rückantwort bezahlt.

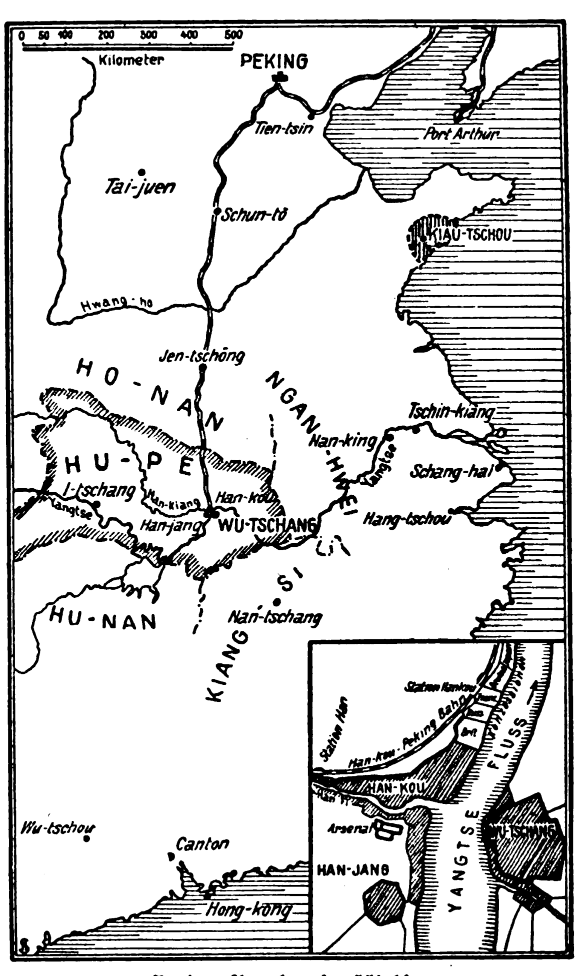
Unsere Bilder

Kriegsdrachen in Frankreich.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 1768.)

Das französische Kriegsministerium ist mit großem Eifer dabei, seine Luftflotte durch Flugzeuge zu vermehren. Schon im vergangenen Jahr hat die Militärverwaltung eine Ausschreibung für Kriegsdrachen erlassen. Die wesentlichsten Bedingungen sind, eine Maschine zu schaffen, die drei Personen mit einer Mindestgeschwindigkeit von 60 Kilometer in der Stunde über eine Strecke von 300 Kilometer zu tragen vermag. Landung und Aufstieg müssen ohne fremde Hilfe auch auf Ackerboden auszuführen sein, und die Flugzeuge sollen leicht auseinandergenommen und transportiert werden können. Als schußsichere Höhe werden in Frankreich ebenso wie in Deutschland 500 Meter angenommen. In dieser Höhe sollen sich deshalb die Führer beim Probeflug mindestens 15 Minuten halten. An Preisen winken 100000 Frank für den ersten Sieger, dem, abgesehen davon, noch zehn Maschinen des siegenden Typs für je 40000 Frank abgekauft werden sollen. Außerdem erhält er eine Prämie von je 500 Frank für jedes Kilometer, das seine Maschine mehr als 60 Kilometer in der Stunde fliegt, bis zur Maximalschnelligkeit von 80 Kilometer in der Stunde. Die Gesamtsumme des ersten Preises beträgt demnach, wenn alle Bedingungen erfüllt werden, 600000 Frank. Der zweite Sieger erhält im günstigsten Fall 400000 Frank, der dritte 200000 Frank. 31 Maschinen sind für diesen Wettbewerb angemeldet worden, und zwar 2 Dreidecker, 8 Eindecker und 21 Zweidecker. Hieraus geht hervor, daß man größere Gewichte mit Eindeckern nicht so leicht befördern kann wie mit Zweideckern. Besonders fallen die Dreidecker auf. Die Astra-Werke haben einen solchen geschaffen, bei dem die Räder durch Aluminiumpanzerung vor Schußverletzungen geschützt werden, in der Erkenntnis, daß für eine glatte Landung die Räder einen äußerst wichtigen Bestandteil bilden. In geschickter Weise ist bei diesem Dreidecker auch der Motor gesichert, indem man eine Panzerung unten und oben angebracht hat, an der Seite aber den Motor geöffnet läßt. Die Panzerung ist bei fast allen Apparaten durchgeführt und bedeutet eine erhebliche Gewichtsvermehrung. Es sind Drachen gebaut worden, die ein Gewicht von 20 Zentnern besitzen. Die Gnommotoren, deren Zylinder rotieren und dadurch Wasserkühlung überflüssig machen, können natürlich nicht durch Panzerung eingekapselt werden, weil alsdann die gute Kühlung illusorisch wird. Für die Insassen der Flugzeuge sind in der verschiedensten Weise Plätze angebracht worden, zum Teil hintereinander, zum Teil befinden sich die Sitze wie bei Henry Farman nebeneinander. Hptm. a. D. Hildebrandt.

Die Revolution in Südchina (Abb. S. 1763, 1764 u. Karte) ist plötzlich ausgebrochen, war aber sehr gut vorbereitet. Sonst hätten die Rebellen nicht in kurzer Zeit die reiche Provinz Hupeh am Jangtsekiang mit den von Millionen fleißiger Bürger bewohnten Schwesterstädten Wutschang, Hanjang und Hankau erobern können, die zusammen das fortgeschrittenste und wichtigste Industriezentrum Chinas bilden. Besonders die Eisen- und Stahlindustrie von Hanjang ist von der größten Bedeutung. Wie ein Blick auf unsere Kartenskizze zeigt, liegen die empörten Provinzen im Süden des chinesischen Reiches. Der gewaltige Jangtsestrom, der von großen Schiffen befahren wird, und



Zu den Unruhen in Südchina.

auf dem auch Kriegsschiffe bis ins Aufstandsgebiet gelangen können, ist die natürliche Zugangstraße dieser gewerbefleißigen Landschaften. In den drei großen Handelsstädten leben viele Europäer; so hat Hankau eine große deutsche Kolonie. Die Fremden scheinen vorläufig nicht viel zu befürchten haben, denn die neuen Machthaber halten gute Ordnung. Die Rebellen haben die Republik proklamiert und zu ihrem Präsidenten den energischen Sun Jatsen, einen alten Feind der Mandschudynastie, ausgerufen. Die kaiserliche Regierung setzt diesem revolutionären Staatsmann einen andern Verbannten von gestern entgegen; sie hat den Reformer Yuan-Shi-Kai zurückberufen und ihn zum Vizekönig der empörten Provinzen Hunan und Hupeh ernannt. Das Kommando der Truppen übernahm der frühere Gesandte in Berlin Kriegsminister Jintschang, der bekanntlich als der fähigste moderne Offizier der chinesischen Reichsarmee gilt. General Jintschang wird an der Spitze modern ausgebildeter Truppen nach Möglichkeit die Ruhe in den Jangtseprovinzen wiederherstellen. Sollte es ihm gelingen, dann fällt Yuan-Shi-Kai die Aufgabe zu, das beruhigte Land zu verwalten. Er hat sich von der Regierung ausbedungen, daß er zeitgemäße Reformen einführen und der Bevölkerung allen Grund zur Unzufriedenheit benehmen darf. Wenn dieser modernste

Staatsmann des erwachenden Riesenreichs im fernen Osten seinerzeit nicht durch Hofintrigen gestürzt worden wäre, hätte sich vielleicht der jetzige Verzweiflungskampf der Chinesen gegen die Mandschus vermeiden lassen. Denn im Grunde haben Sun Jatsen und Yuan-Shi-Kai das gleiche Programm. Sie wollen die Modernisierung des chinesischen Staatswesens und wollen bei allem Nationalismus den Fremden keinen Anlaß zur Einmischung geben. Nur sieht Sun Jatsen, um den sich die meisten in Amerika ausgebildeten jungen Leute scharen, das Heil des Landes in der Vertreibung der herrschenden Adelskaste, während Yuan-Shi-Kai jetzt die treueste Stütze der Dynastie darstellt.

Die Besetzung der tripolitanischen Küste (Abb. S. 1765 u. 1766) durch die Italiener muß als eine vollzogene Tatsache angesehen werden. Nachdem die Kanonen der Hafenforts von Tripolis durch die Geschütze der italienischen Panzerschiffe zum Schweigen gebracht worden waren, besetzten italienische Marinetruppen die Stadt. Sie fanden keinen Widerstand, denn die schwache türkische Garnison hatte sich in das Hinterland zurückgezogen, wo sie strategisch vorteilhafte Stellungen besetzten. Nach italienischen Nachrichten, die freilich optimistisch gefärbt sein könnten, geht es dem türkischen Heer im Hinterland nicht gut. Die Mannschaften sollen Hunger leiden, und es soll zahlreiche Deserteure geben. Die italienischen Marinetruppen, die die türkische Besatzung von Tripolis ersetzt hatten, mußten nicht lange Garnisonsdienste tun. Bald darauf verließ unter dem patriotischen Jubel der Bevölkerung der erste Truppentransport die italienischen Häfen, und nun lösten die Landtruppen ihre Kameraden von der Marine in Tripolis ab, besetzten die Stadt und die fruchtbare Umgebung und schoben ihre Vorposten bis zum Rand der Wüste vor. Hier kam es schon in den ersten Tagen zu kleineren Gefechten mit den Türken, die vergeblich versuchten, der vom Feind eroberten Stadt die Wasserversorgung abzuschneiden.

Maximilian Harden (Abb. S. 1766), der berühmte Berliner Publizist, vollendete am 20. Oktober sein 50. Lebensjahr. Selten hat ein Mann der Feder in Deutschland so viele Bewunderer und, da er ja ein temperamentvoller Politiker ist, so viele Gegner gehabt wie der Herausgeber der „Zukunft". Freunde wie Widersacher aber bewundern in ihm eine kraftvolle Persönlichkeit, einen Stilisten von seltener Eigenheit und einen der geistvollsten Kritiker unseres modernen Lebens.

Der Organisator der Dresdener Hygiene-Ausstellung (Abb. S. 1769), ihr hochverdienter Präsident K. A. Lingner, hat als Anerkennung für das großartige Gelingen seines Werkes eine seltene Auszeichnung erhalten. Der König von Sachsen hat den hervorragenden Dresdner Industriellen, der bisher den Titel eines Geh. Kommerzienrates trug, zum Dank für sein Wirken im Dienst der Ausstellung zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt.

Der 2. Weltkongreß der Hotelbesitzer (Abb. S. 1767) trat am 16. Oktober im Sitzungssaal des preußischen Abgeordnetenhauses zusammen. Unter den Delegierten des Internationalen Hotelbesitzervereins und der Fédération Universelle des Sociétés d'Hôteliers befanden sich die Besitzer der größten internationalen Hotels aller europäischen Länder. Den Vorsitz führte ein deutscher Hotelier, Herr Hoyer aus Köln, das Ehrenpräsidium hatte der Handelsminister Sydow übernommen, der auch in der Eröffnungsitzung die Mitglieder des Kongresses in einer Ansprache willkommen hieß. Der Minister bemerkte unter anderm, daß auf die Entwicklung eines Landes niemand einen größeren Einfluß hätte als der Stand, dessen Mitglieder sich hier vereinigt haben. Ferner brachten Bürgermeister Dr. Reicke im Namen der Stadt Berlin und Geheimrat Ravené im Namen der Handelskammer dem Kongreß herzliche Grüße dar.

Die Verfasserin unseres neuen Romans (Abb. S. 1770) Annemarie von Nathusius ist dem deutschen Lesepublikum längst keine Unbekannte mehr. Die Enkelin der von einer kleinen Gemeinde noch immer verehrten alten Erzählerin Marie von Nathusius hat in den letzten Jahren eine Reihe von Bänden veröffentlicht, die ihr viel Lob und den ehrenden Namen einer Heimatdichterin einbrachten. Vor zehn Jahren erschien ihr Skizzenbuch „Mann und Weib", in dem sich ein starker Wahrheitsdrang offenbarte. Dann folgten die Lieder und Skizzen des Buches „Freie Worte". Im Jahr 1905 erschien der Roman „Die Herrin von Bronkow", eine Geschichte aus jenem kernigen Rittergutsmilieu, das die Dichterin so gut kennt und in so echten Tönen zu schildern weiß. In ihrem letzten Roman „Der stolze Lumpenkram" griff die Dichterin mit viel Mut die Schwächen der vornehmen Gesellschaft an. Auch am Vortragstisch hat man Frau von Nathusius wiederholt bewundert.

Todesfälle. (Abb. S. 1770.) Masachika Shimose, der berühmte japanische Ingenieur, der im Alter von nur 53 Jahren verschieden ist, war der Erfinder des berühmten Shimose-Pulvers, das seit dem Jahr 1893 von der japanischen Marine gebraucht wird, und das dazu beitrug, ihr den Sieg von Tsushima zu erleichtern. — Das Burgtheater hat in seinem Mitglied Ernst Hartmann einen seiner ältesten und trefflichsten Künstler verloren. Hartmann, ein geborner Hamburger, kam nach einer bewegten Wanderzeit als 19jähriger Jüngling im Jahre 1863 ans Burgtheater. Bald gehörte er zu den besten Heldendarstellern Wiens. Später ging er zum Charakterfach über. Als Prinz in der „Emilia Galotti", als Georg Clarence, als Naukleros in „Hero und Leander" und später als Bockerat in Hauptmanns „Einsame Menschen" und Lehrer in „Hannele" hat er seine schönsten Erfolge errungen. — Der berühmte Jagdmaler Christian Kröner ist im Alter von fast 74 Jahren verschieden. Der Meister, der seit dem Jahr 1863 in Düsseldorf lebte, hat die besten Galerien Deutschlands durch prachtvolle Tierbilder bereichert. Im Harz, Schwarzwald, auf Rügen und besonders auf Externstein bei Horn in Lippe hat der Meister das Tierleben der deutschen Wälder beobachtet und mit Stift und Pinsel festgehalten, was er bei seinen Jagden gesehen und erlebt hat.

Die Toten der Woche

Dr. Karl Bolle, Direktor der bekannten Meierei, † in Berlin am 16. Oktober im 40. Lebensjahr.

General Baron Athanase Charette, † in Schloß Basse-Motte am 9. Oktober im 84. Lebensjahr.

Romanschriftsteller Gustav Hoecker, † in Breslau am 12. Oktober im Alter von 79 Jahren.

Johann Christian Kröner, berühmter Tiermaler, † in Düsseldorf am 16. Oktober im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 1770).

Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Stern, Direktor der Handschriftenabteilung der Kgl. Bibliothek, † in Berlin am 12. Oktober.

Frau Pauline von Wuthenau, geb. Gräfin von Württemberg, † in Schloß Hohenthurm bei Halle am 10. Oktober.

Nummer 42.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1763.

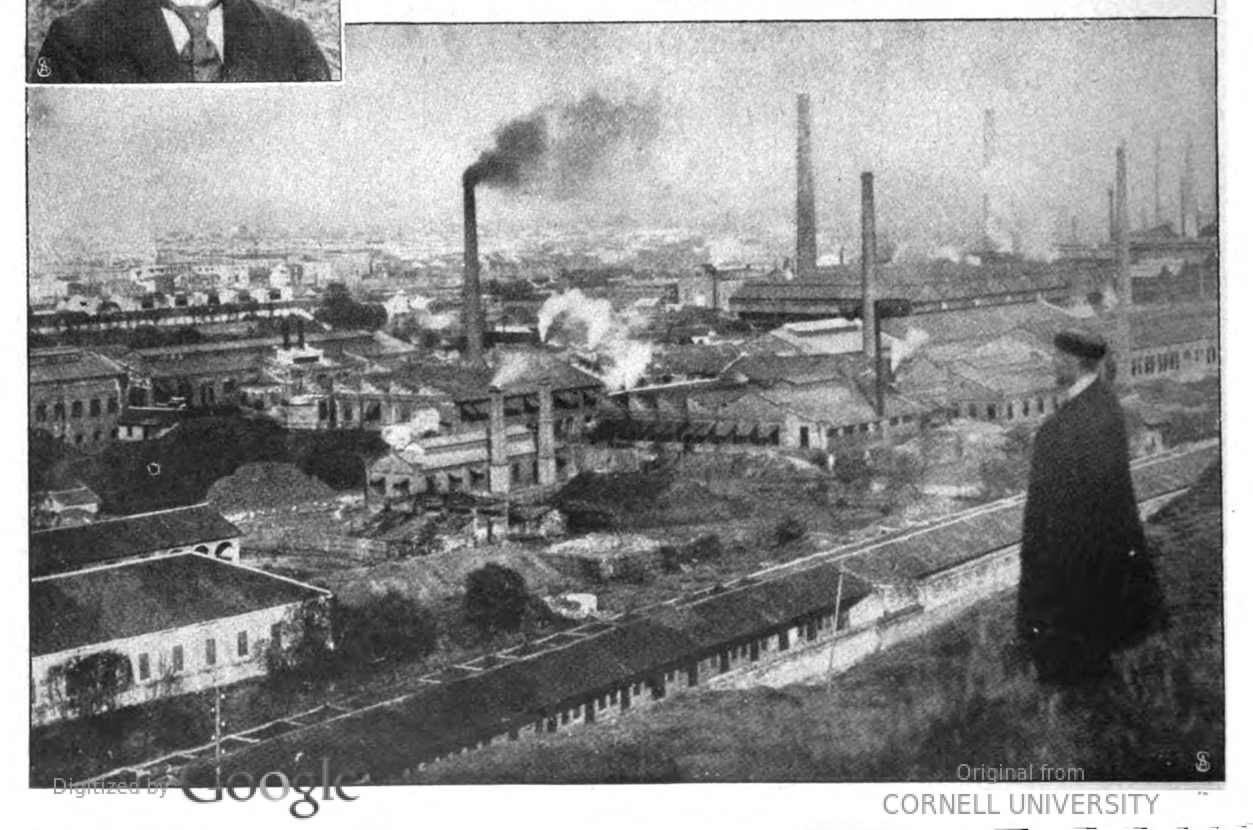


Yuan-Shi-Kai,
wurde von der chinesischen Regierung zum Vizekönig der aufständischen Zentralprovinzen ernannt.
Zur Revolution in China: Der Retter des Staates.



Blick auf die Mündung des Han in den Jangtsekiang; am linken Ufer Hankau, am rechten Hanjang, am jenseitigen Ufer des Jangtsekiang das Gebiet von Wutschang. **Nebenstehend:** Der Leiter der revolutionären Bewegung Sun Jatsen. **Unteres Bild:** Eisen- und Stahlwerke in Hanjang, die in den Händen der Revolutionäre sind.

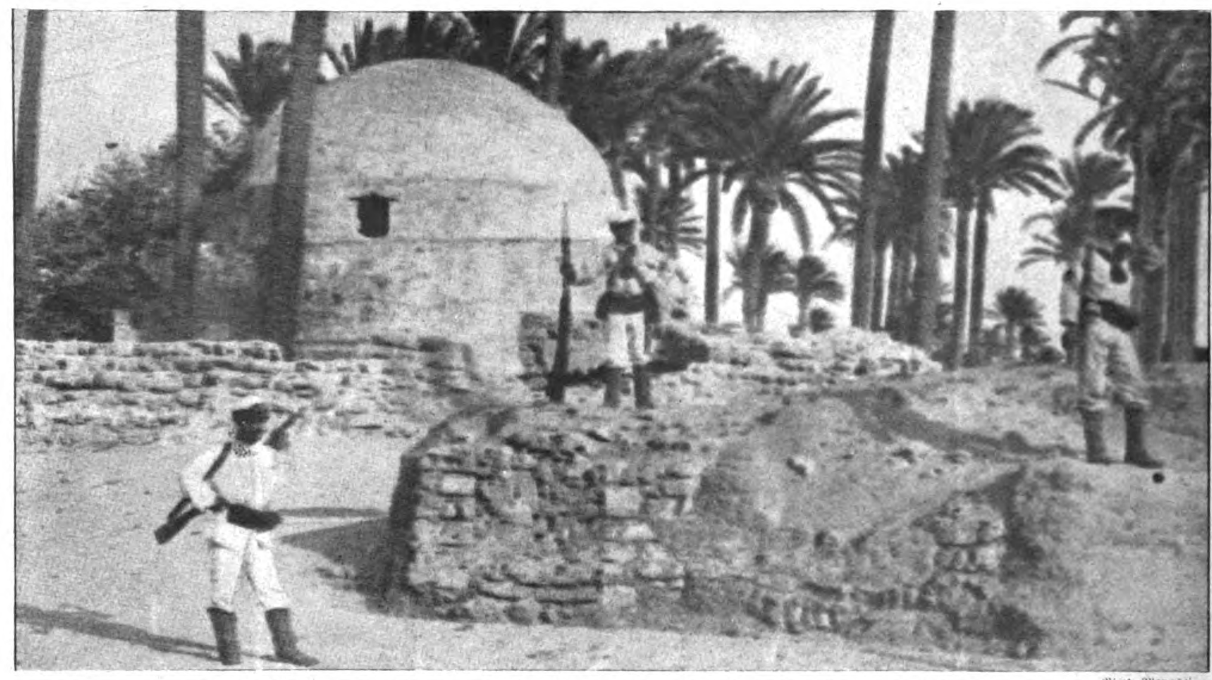
Revolution in China.



1. Türkische Truppen verlassen Tripolis vor dem Bombardement. Phot. Trampus. 2. Das Fort Hamidie wird von der Flotte beschossen. 3. Fort Hamidie nach der Zerstörung. Phot. Beccia. 4. Die erste italienische Fahne, die den Boden von Tripolis berührt. Phot. Menasci.

Die Einnahme von Tripolis durch die Italiener.





Phot. Menasci.

Die Italiener in Tripolis: Italienischer Wachtposten bei einer Oase vor Tripolis.

Maximilian Harden.

Zum 50. Geburtstag des bekannten Schriftstellers. Nach der Natur gezeichnet von Fritz Wolff.



1. Handelsminister Sydow. 2. Präsident Otto Hoyer (Köln). Phot. Intern. Illustr. Verlag.

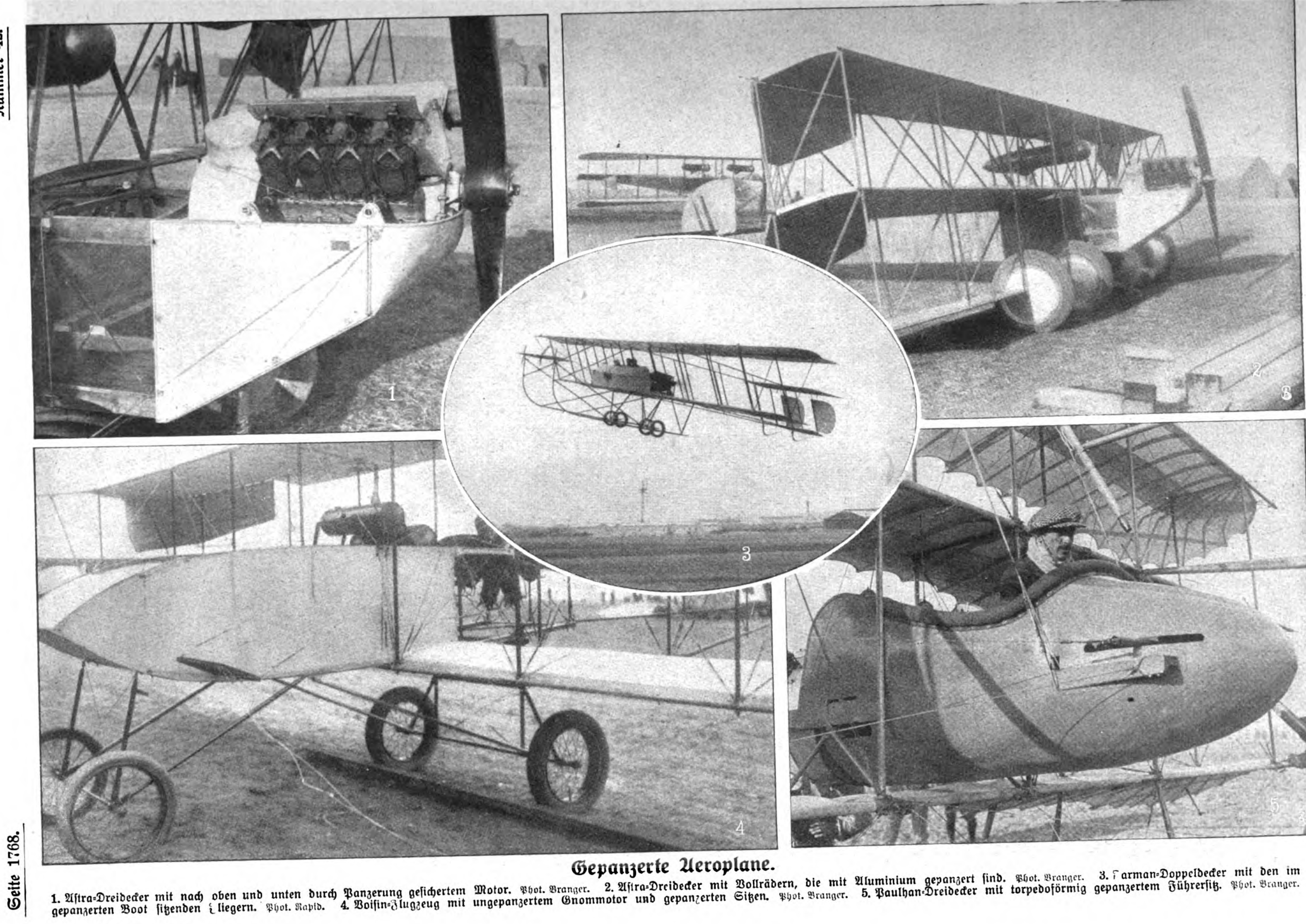
Eröffnung des Weltkongresses durch den Ehrenpräsidenten Handelsminister Sydow.



Nach der Sitzung: Geselliges Beisammensein der Mitglieder.

Vom zweiten Weltkongreß der Hotelbesitzer in Berlin.





Gepanzerte Aeroplane.

1. Astra-Dreidecker mit nach oben und unten durch Panzerung gesichertem Motor. Phot. Branger. 2. Astra-Dreidecker mit Vollrädern, die mit Aluminium gepanzert sind. Phot. Branger. 3. Farman-Doppeldecker mit den im gepanzerten Boot sitzenden Fliegern. Phot. Rapid. 4. Voisin-Flugzeug mit ungepanzertem Gnommotor und gepanzerten Sitzen. Phot. Branger. 5. Paulhan-Dreidecker mit torpedoförmig gepanzertem Führersitz. Phot. Branger.



Phot. Erfurth.

Wirklicher Geheimer Rat K. A. Lingner, Exzellenz.

Der verdienstvolle Präsident und Organisator der Dresdner Hygiene-Ausstellung, die demnächst geschlossen wird.

Annemarie von Nathusius,
die Verfasserin unseres neuen Romans „Die Reise nach Baden“.



Phot. Aura Hertwig.

Ernst Hartmann †
beliebter Charakterdarsteller des Wiener Hofburgtheaters.



Phot. Aura Hertwig.

Prof. Christian Kröner †
der bekannte Düsseldorfer Jagd- und Tiermaler.



Dr. Shimose †
Tokio, der Erfinder des bekannten Shimose-Sprengstoffes.

Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

Unter den hundert Gesichtern, in denen sich fröhliche Erwartung oder lebhafte Neugier malte, mußte die gequälte, geistesabwesende Miene des jungen Mannes auf dem Bahnsteig allerdings auffallen. Axel Wendt ging mit einem übertrieben großen Strauß gelber Rosen seit einer Viertelstunde, die er zu früh erschien, in gleichem Schritt und Umkreis auf und ab und empfand dabei, wenn er von Zeit zu Zeit auf die Uhr sah, jenes Grauen vor der Unendlichkeit einer einzigen Minute, ein Gefühl, das zugleich Schwindel und Verzweiflung erregt. Mitunter roch er an den Blumen, als wolle er sich vergewissern, ob ihr Duft sich noch nicht verflüchtigt habe. Ihm wäre es kaum bewußt geworden, wo einer sich etwa über seine Zerfahrenheit lustig gemacht hätte, er sah niemand genauer an, sondern faßte nur entfernte Säulen ins Auge, die ihm als Ziele und Zeitmesser dienten. Das war der Oberleutnant Axel von Wendt von den Karlsruher Leibdragonern, der, vor wenigen Stunden erst eingetroffen, nun mit allen Fibern der Ankunft seiner Base Gerda von Hellern entgegensah. Die recht zivile Erscheinung stand denn auch sehr im Widerspruch mit seinem Gebaren. Dem stark gebräunten, breiten, fast derbknochigen Junkergesicht traute man eher Nüchternheit als Leidenschaft zu. Ebensowenig durfte man ihn nach dem Gesamteindruck zu den fashionablen Badegästen zählen. Wiewohl er gewiß alle erdenkliche Sorgfalt auf sein Äußeres wandte, ging sie an seiner angeborenen Bescheidenheit, der etwas alltäglich geratenen Gestalt schier verloren.

Als der Zug angekündigt wurde, schrack er heftig zusammen. Dann zog er mit erzwungener Ruhe noch einmal den Bief hervor, der die rätselhafte, überstürzte Aufforderung enthielt, sie in Baden-Baden zu erwarten und, wenn immer möglich, einige Zeit ihr Gesellschafter zu sein. Schon seit zwei Tagen ging er mit diesen flüchtigen Zeilen zu Rat, sie waren für ihn eine Geheimschrift, deren Schlüssel er nicht besaß, sie waren wie Geißeln, um seine lahme Phantasie aufzupeitschen. Die zehn kurzen Sätze krochen vor seinen Augen gleich Schlangen durcheinander, er konnte keinen Sinn darin finden, keine Ursache erkennen und kein Ende absehen. Zwischen der Nachricht, daß seine Base das Haus ihrer Beschützer verlassen, in Berlin ein eigenes Heim gründen wolle, und der zweiten, nach der sie nun zunächst für einige Wochen Aufenthalt im Hotel nehmen werde, lag für ihn ein grenzenloses Feld von dunkeln, gewitterschwülen Fragen.

Woher nahm sie die Mittel zu diesem glanzvollen Auftreten? War sie bereits wieder gebunden? Stand sie auf ehrbarem oder abschüssigem Grund? Hatte sie die Schrecknisse ihrer jüngsten Vergangenheit verwunden? Otterngezücht, zischelnde Zungen, ein Knäuel zuckender, gewundener Leiber, die sich ihm marternd um Kopf und Brust schlangen — — —

Seit dem Tag, an dem man seinen Kameraden Hellmut von Hellern mit durchschossener Schläfe vom Karlshorster Rennplatz aufgehoben hatte, war Axel Wendt so sehr mit dem Gedanken vertraut geworden, die von stummen Anklagen verfolgte, gedemütigte, blutjunge Witwe bald für sich zu gewinnen, daß er nun wie an einem Faden zwischen Erfüllung und Verderben hing. War ihm etwa der Zweite zuvorgekommen?

O grausamer Gedanke, erdrückender noch als jene Stunde, da der selbstsichere, leichtherzige Hellmut die nicht minder lebensfrohe Gerda — Axels erste und einzige Liebe — zum Altar führte! Damals hatte er seinen eigenen, vollempfundenen Wert in ohnmächtiger Bitterkeit gegen die sinnfälligen Vorzüge des glücklichen Rivalen gehalten und die Hände erhoben über die Blindheit des geliebten Mädchens, das seine stille Zuneigung, die bescheidene Geborgenheit seiner Existenz, die gute Aussicht auf eine sichere Laufbahn um das Linsengericht einer frivolen Prachtentfaltung verwerfen mochte. Die Ahnung eines schnellen Sturzes aus solch schwindelhaften Höhen des Genusses hatte ihn nicht betrogen. Stärkere Naturen als die des erfolgreichen Herrenreiters Hellern waren schon durch die Launen des Glücks auf abenteuerliche Bahnen gelockt worden, und Gerdas Art glich niemals der jener bänglichen Seelen, die bei jedem Schritt zagen, ob der Grund unter ihren Füßen sicher sei. Sie brachte ihrem Gatten wenig mehr als eine auffallende Schönheit mit, die dazu noch einen glänzenden Rahmen zu fordern schien, und er setzte seinen Stolz daran, sie in das allerbeste Licht zu setzen.

Und als die Zeit dieser trunkenen Lust erfüllt war, beglich er die königliche Rechnung mit einem — Pistolenschuß.

Die große Welt nannte das einen ehrlichen Tod und Ausgleich, denn auch in diesem Sinn ist Blut „ein ganz besonderer Saft", und dieses Blut färbte den matten Himmel des gedankenlosen Lebens mit einem romantischen Abendrot. — — — „Stirbt ein braver Reitersmann!" durften sie über seinem Grab singen. Aber die bestürzte Lebensgefährtin, deren willenloser Sklave und opferseliger Gärtner er gewesen, fand diesen Schluß weder schön noch nachahmenswert; für sie war das höchstens ein Schreckschuß, von dem sie — wer weiß? — vielleicht zu einem anderen, nachdenklicheren Leben erwachte.

Die meisten nannten sie eine herzlose Verschwenderin, die kaltlächelnd über Leichen gehe. Ihr zuliebe hatte sich der schmucke Ulan ruiniert, ihre Genußsucht war das hohe Seil, von dem er den Sprung ins Dunkle tat!

Und sie kannte keine Sühne? Die neugierige Welt vernahm nichts dergleichen, weder hatte die Witwe den Schleier genommen noch den irdischen Freuden sonstwie Valet gesagt. Um eine Anziehung reicher, kehrte sie damals zurück in das Haus, von dem sie ausgegangen war, ihrer Schönheit ein Fest zu bereiten — nicht gebrochen, nur verschlossen — eine bezaubernde, verschleierte Unheimlichkeit.

Axel Wendt wußte sogar, daß sie in diesem Jahr der Zurückgezogenheit schon einige Heiratsanträge erhalten hatte. Diesen Werbern mochte er's nicht nachtun. Aber von dem Tag der Katastrophe an war er wieder der alte dienstbereite Freund in der Ferne geworden.

Ahnte sie seinen innigsten Wunsch? Er hatte ihm nie deutliche Worte gegeben. Doch für jedes Hälmchen Interesse, das sie ihm zutrug, war er gleich Feuer und Flamme. Seinen Augen erschien sie als arglos spielendes Kind, dessen Seele in den drei schnell verrauschten Jahren der Ehe völlig brachgelegen hatte. Ja, er war schon einigen Kameraden, die den Stein gegen sie aufheben wollten, in den Arm gefallen — unbekümmert um den Spott, der deshalb an ihm hängenblieb. Hoch und teuer schwur er im stillen dem Schicksal zu, dieses in Sehnsucht verirrte Wesen an den Herd der Treue, der Einfachheit und Mütterlichkeit zu bannen! Nur einer kurzen Spanne Zeit wähnte er hierfür zu bedürfen, denn die Lust, gerade ihr das Glück der Genügsamkeit zu erschließen, beherrschte weit mehr als jeder andere Trieb seine Liebe zu Gerda von Hellern.

Und jetzt? Sah es nun wirklich nach einer Hoffnung auf Segen aus? War seine Zeit gekommen?

Der junge Mann steckte den Brief mit den steilen Schriftzügen wieder ein, so klug oder dumm wie zuvor. Er suchte sein Selbstgefühl gleich einer Standarte aufzupflanzen, er träumte eine Weile von einer seligen Erschütterung, einem Wiedersehen unter Tränen, vom Ineinanderströmen liebender Gefühle — — —

Da fuhr der Zug in die Halle, und mit bitterwehem Herzen ergriff Axel Wendt die ihm aus einem Abteil Erster Klasse winkende Hand.

In der gleichen Sekunde erlosch das Feuer, und lähmende Kälte füllte seine Brust. Auf den ersten Blick hatte er entdeckt, daß sie nicht seinetwegen gekommen war.

Bettelarme, hellsichtige Liebe.

„Da sind Sie ja wirklich? Wie reizend! Gleich, gleich! Kommen Sie, Kattie, das dicke, gute Axchen steht draußen! Lisette, geben Sie acht, daß nichts liegen bleibt. Zwei Männer sollen kommen, bitte!" hörte er ihre vor Ungeduld flatternde Stimme. Noch während sie, seines Beistands gewärtig, auf dem Wagentritt stand, beugte er sich wehmütig über das unvergleichlich schöne, schlanke, in gelbbraunes Leder gehüllte Gebilde einer jungen, schmeichelnden Frauenhand.

„Bin ich inzwischen sehr alt geworden?" fragte sie schnell über seine zitternde, fehlgreifende Erregung hinweg, die dann gemach in ein offenes Staunen überging, als hinter der großen, blickbannenden Gestalt eine schalkhafte Engländerin und eine sehr beschäftigte, ängstliche Kammerjungfer zum Vorschein kamen.

„Baronin von Hellern mit Gefolge!" machte er leise mit einem Anflug von Sarkasmus, worüber sie wie ehedem gleich hell auflachen mußte.

„Ja, nicht wahr? So muß es auch in der Kurliste stehen, die ich dann gleich Tante Bertchen schicke. Ich sehe schon das kalte Entsetzen! Und hier — das ist die süße Miß Hope, von der ich Ihnen schrieb, Axchen — und mit der Sie sich sehr gut stellen müssen! Melancholiker mag sie nämlich nicht leiden. Sind Sie immer noch so tiefsinnig? Jetzt müssen Sie aber dafür sorgen, daß es immer was zu lachen gibt! Viel, viel Lachen und Sekt dazu trinken — — — ach ja —", und dann setzte sie noch in überraschend hartem, wegwerfendem Ton hinzu: „Damit bin ich nämlich, wie Sie sich denken können, bei Onkel Theo nicht verwöhnt worden!"

Es war nicht anders, als wenn eine scheinbar harmlos spielende Katze unvermutet ihre scharfen Krallen zeigt. Bestürzt fing er den wildflackernden Blick ihrer stahlgrauen Augen auf, und dabei kam er sich beinah vor, als gehe er mit der Absicht um, einen Habicht in eine Taube zu verwandeln.

Er getraute sich kaum mehr, sich neben ihr aufzurichten, als sie nun gemeinsam die Neugier des Publikums erregten. Ihm war, als müßte er in aller Augen lesen: Ihr zwei seid auch nicht füreinander geschaffen!

Gerda von Hellern ließ ihn zwar darüber gar nicht zur Besinnung kommen, sie überschüttete ihn mit Fragen und gab nicht acht auf die stutzende Umgebung. Sie war es von jeher gewohnt, angestarrt zu werden. Das machte ihr sprühendes Nixenhaar über bläßlichen Wangen und kalten Augen, die so ruhelos irrten, als tauchten sie aus kühlem Grund auf, um schnell einen wärmenden Strahl zu haschen — das machte die seltsame Müdigkeit, die aus all ihren hastigen Bewegungen sprach — eine im Blut lastende bleierne Schwere, daran die geflügelte Seele sich abmühte, fort und fort, wie der Sisyphus an seinem Stein.

So ging sie denn gleichsam über einen Riesenteppich, in den die Blumen Begehrlichkeit, Haß, Neid und Anbetung gewoben waren, sie selbst ähnlich einer tropischen Blüte, deren Duft berückt und schwindlig macht. Manche dachten wohl: Wo sah ich dich schon? Allein das waren Menschen, die mit offenen Augen träumten. Und gerade solchen gefiel sie so sehr, daß sie ihr Bild nie vergessen konnten!

In einer von frisch trabenden Braunen gezogenen Viktoria fuhren dann Gerda und Axel durch die Lichtentaler Allee, die schon im Dämmerdunkel lichtsperrender Bäume lag, indessen die Wiesen der Oos und der Wasserspiegel noch ein sanftes Licht zurückwarfen. Es war so ein wundertätiger Augustabend, recht gemacht, die Lebensgeister zu verwirren und die aus allen Erdteilen zusammengewürfelten Menschenkinder, von denen die wenigsten nur Heilung von leiblichen Gebrechen suchten, in Ekstase zu versetzen.

Gerda hatte kaum einen Blick über das lieblich gebettete Tal und die aus dem Blättergrün weißschimmernden Paläste getan, da durchpulste auch sie ein Fieber nach dem ganzen Reigen dieser Lebensluft.

Axel fühlte ihre gehobene Stimmung, doch ihn riß sie nicht mit fort.

„Jetzt wäre ja wohl die Reihe zu fragen an mir, wie?“ unterbrach er ihre Rufe des Entzückens im Ton eines von Zweifeln erfüllten Beraters.

„Wieso?“ stieß sie überrascht hervor, während eine Röte der Verlegenheit in ihre Züge trat. Darauf besann sie sich jedoch schnell und erwiderte mit kindlichem Trotz: „Nein, bitte, fragen Sie nicht. Ich kann Ihnen gar nichts sagen. Es ist mir lästig, ausgehorcht und geschulmeistert zu werden.“

„Sehr gut! Sie wissen doch überhaupt nicht, was ich fragen wollte!“ lachte er etwas gereizt auf.

„O doch, Axchen!“ versetzte sie schnell und bestimmt, als durchschaue sie jede Falte seines Wesens. „Aber ich will nicht. Wenn ich's erlaubte, würden Sie jetzt mindestens zehnmal anfangen: ‚Ja, aber — wie kommt es, daß‘ — und ebenso viel gute Ratschläge würden Sie mir geben. Vielleicht würden Sie den Kopf schütteln und die Hände zusammenschlagen. Sehen Sie, das will ich vermeiden. Es ist auch in Ihrem Interesse. Soll ich Ihnen dafür einen schönen Spruch sagen, den ich heute gelesen habe?“

„Ich bin gespannt“ — machte er resigniert und gleichwohl begierig, ihr zuzuhören.

„Lasset uns fröhlich, fröhlich sein die paar Tage auf Erden!“ sagte sie in schwärmerischer Ergriffenheit, den Blick hinauf nach dem Schloß gerichtet — worauf er nur mit stillem Nicken ihre Hand drückte und einer großmächtigen Träne freien Lauf ließ. Da durfte er ohne Fehl auch den zweiten Schluß ziehen, daß sie soeben zum andermal auszog, ihrer Schönheit einen würdigen Rahmen zu suchen. Und als er gar an seine lumpigen achttausend Mark Rente dachte, die ihm kaum gestatteten, zwei Pferde zu halten, zuckte um seinen Mund ein bitteres Lächeln.

Beglückt in ihrer Nähe, gestachelt von ihrem Temperament, blickte er demütig auf das Feld seiner zerschlagenen Hoffnungen. Den Rest der Fahrt bis zum Hotel verharrten beide in Schweigen. —

Der Mohr in seiner prachtstrotzenden roten Livree machte eine tiefe Reverenz, die Portiers stürzten herbei, als sei der Schah von Persien angekommen.

„Die Zimmer im zweiten Stock mit dem Balkon nach den Anlagen“, rief der eilige Direktor, machte seinen Bückling und erkundigte sich nach den Wünschen der Baronin.

„Ich erwarte Sie zu Tisch, Axel“, sagte Gerda, dem Vetter hastig die Hand drückend: „Bitte vergessen Sie den Fiaker für morgen nicht und den Rosenstrauß für heute abend.“ Sie lächelte ihm zu und verschwand mit dem bepackten Gefolge im Lift.

Axel Wendt ging über den dicken roten Teppich durch das weiße Vestibül zum Ausgang zurück. Er fühlte, wie die furchtbare Spannung der letzten Stunden einer fast schmerzlosen Untröstlichkeit wich, und wunderte sich ein wenig darüber, daß er bei diesem Sturz aus den Wolken doch wieder auf die Füße zu stehen kam. War das Kraft oder Schwäche? Er traute seinen Gefühlen nicht über den Weg, er ahnte einen Hinterhalt und wünschte sich so viel Mut, das Nest von allen Nachzüglern der verliebten Brut zu säubern. Wozu noch eine Entscheidung, das entwürdigende „Nein“ herausfordern?

Während er den Weg zu seinem bescheidenen Hotel einschlug, versuchte er ernsthaft mit sich ins reine zu kommen. Besonders schwebte ihm ein Brief vor, den er an sie schreiben wollte. Er konnte die ihm zugedachte Beschützerrolle nicht übernehmen, es ging über sein Vermögen, zuzusehen, wie sie ihr Leben zu Markte trug und vielleicht gar an den Meistbietenden verkaufte. Also fort? Ein Vorwand war so leicht zu finden, als das Geständnis der wahren Ursache schwer fiel.

Wenn er nur gewußt hätte — — —

Alles Blut schoß ihm in die Augen, eine Weile verging ihm Hören und Sehen. Und sie sollte einer solchen Verworfenheit fähig sein, seine Gefühle mißbrauchen, ihn kaltlächelnd an ihren Triumphwagen spannen?

Auf der kleinen Oosbrücke blieb er stehen und sah den erdunkelten, leise gurgelnden Wassern nach, er rang und kämpfte, seinen schrecklichen Argwohn zu ersticken. War sie ihm nicht vollkommen natürlich entgegengetreten, hatte ihn irgendein Wort, eine Miene an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln lassen? Gemeine, niedrige Einfälle boten sich ihm gleich schmutzigen Bettelbuben an, ihre Unschuld anzutasten. Warum gab sie dem Freund nicht, was des Freundes ist? Sie hatte ihm Zurückhaltung befohlen und seiner Teilnahme die Tür schroff verschlossen. Mußte sie seine Fragen fürchten?

In dem schwarzen Spiegel zu seinen Füßen sah er ihr Bild auf- und untertauchen — einmal mit den lasterhaften Zügen einer Messalina, dann wieder verklärt von weltentrückter Sehnsucht und Reinheit wie das Antlitz der schwer verklagten Elsa von Brabant.

Axel Wendt vergaß, wo er war ... Er gedachte weit zurückliegender Stunden in einer kleinen Residenzstadt, da er, ein junger Leutnant, an der Seite der siebzehnjährigen Gerda in einer Loge des alten Theaters saß und mit ihr den Wundern der Schöpfungen Wagners lauschte. In seiner Begleitung ging sie am liebsten hin, weil er schweigen konnte und ihren tiefen Erschütterungen freien Lauf ließ. Diesen Erlebnissen hatte er ein frommes Andenken bewahrt; so hold war ihm nichts Vergangenes gegenwärtig als die Ergriffenheit, die ihm ihre ungehemmt fließenden Tränen verursachte beim Abschied Lohengrins oder bei Tannhäusers Zusammenbruch an Elisabeths Bahre.

Und er war sich kaum bewußt, daß diese Erinnerung bittere Tropfen sog aus seinem Grund — — aber als er endlich seinen Weg weiterging, dachte er nicht mehr daran zu verreisen.

* * *

Helles Licht flutete von allen Wänden in das warme, behagliche Hotelzimmer mit dem schweren Teppich und den leichten graziösen Möbeln. Ein starker Duft von Rosen, Tee, Parfüm und süßen Kuchen machte die Luft lastend und weich.

Gerda saß in dem blauen Klubsessel am Fenster und kramte in einem kleinen Koffer, der Fächer, Parfüms und Schmuck enthielt. Einen Gegenstand nach dem andern nahm sie heraus und legte ihn liebevoll behut-

sam auf das Empiretischchen zur Seite. Sie sah sehr jung aus in dem gelösten Haar und dem langfließenden mattrosa Peignoir, dessen kostbare Spitzen den dicken Teppich deckten. Die Tür zum Nebenzimmer stand geöffnet, ein Riesenkoffer versperrte halb den Eingang. Zwei Frauenstimmen klangen herüber, Seidenpapier raschelte, und Schranktüren knarrten.

Plötzlich hob Gerda den tiefgesenkten Kopf, ihre Augen leuchteten auf, und die geschäftigen Hände ruhten im Schoß. Es war, als lauschte sie auf etwas. Dann kam Ungeduld und Bewegung in alle Glieder, sie sprang auf, ging von einem Zimmer zum andern, legte hier ein Stück hin, nahm dort ein Stück fort.

Obgleich sie wie eine Windsbraut alles aufwirbelte und widerstandslos mit fortriß: es war doch wieder eine Hoffnung, die den Reigen führte! Fort mit den Gedanken des Zweifels! Diese neue Hoffnung war süß und stark. Bunte Bänder der Verheißung flatterten an ihrem grünen Gewand, und sie selbst, die holde Gauklerin, verlockte das angsterfüllte, zukunftsbange Herz mit einem einzigen Blick aus ihren Märchenaugen in ein Labyrinth von seligen Träumen. Über hohe, schwindelerregende, goldene Brücken ging die Jagd, und die Welt der Zweifel und Sorgen rückte irgendwo tief nach unten, klein und bedeutungslos.

„Kattie, Kattie", rief sie und dann gleich wieder: „Lisette, wo stecken Sie schon wieder? Lisette!"

Von Zeit zu Zeit kamen die Gerufenen zum Vorschein, und ihre Gesichter waren voll Eile und Lustigkeit. In den geschwinden Händen trugen sie immer mehr schillernden Tand herbei, der auf Tische, Stühle und zu Füßen der vor Ungeduld bebenden Herrin ausgebreitet wurde.

„Aber das schwarze Spitzenkleid, Kattie, der Hortensienhut?"

In weniger als einer Stunde war das ganze und große Inventar des Schönen und Reizenden beisammen: Rauschende Balltoiletten von exotischer Farbenpracht, Sommernachtsträume einer verschwenderischen, blasierten Pariserin, zarte, duftige Batist- und Spitzenkleider, die ein Windhauch forttragen konnte, Hüte voller Grillen und Phantastereien und Sonnenschirme wie Regenbogen oder wie Fabelblumen aus dem romantischen Urwald.

Lisette, zierlich in schwarzem Taft und weißer Tändelschürze, machte vor diesen Schätzen kindliche Reverenzen der Andacht und Bewunderung; die hübsche, kokette Engländerin ließ begehrliche Blicke darüber schweifen und stellte sich im Geist damit angetan vor den Spiegel ihrer Eitelkeit; aber sie, der alles gehörte, wurde zuletzt doch wieder seltsam nachdenklich und hing daran mit einem Ausdruck wehmütiger Liebe und Ergriffenheit.

Und wieder gab sich Gerda eine Weile willenlos den trüben Erinnerungen hin, die gespensterhaft aufstiegen aus Gräbern von Seide und Samt.

Die ersten Jahre glücklicher Kindheit im weißen, efeuumwachsenen Haus, dann die vielen grauen Jahre voll Sorgen und Not. Die Tage der Rosen verdämmerten im Kreis gnadenspendender Sippen, die laut und prahlerisch Rechnung führten über ihre Wohltaten an fremdem Fleisch und Blut. Wie sie gelitten hatte unter dieser Tyrannei der Barmherzigkeit und sich hinaussehnte aus den spinnwebigen Wänden, wo Jugendfreude versiegte an weltfremden Gesetzen und die Sehnsucht das Fliegen verlernte im Bann heuchelnder, nüchterner Seelen.

Und die Erlösung? —

Sie deckte die Augen mit der Hand.

Allzu rasch war er ihr entrissen worden, der fröhliche Geselle ihrer Ehejahre. Sie besann sich oft, ob wahres Glück in jener Gemeinschaft war, die so grausam abriß. Sie saß gern vor dem Bild des Verlorenen, dem sie so viel tiefere Runen ins Herz gegraben hatte, als er ihr zu tun vermochte. Dann kam es ihr so vor, wie wenn sie sich erst im Vorhof des Glücks getummelt habe, wo keine Weihe war und die Stimme der Liebe verhallte im Lärm prahlender Feste. Ihren tieferen Sehnsüchten hatte er keine Wege bahnen können, über der schönen Hülle mochte er den Kern vergessen. Auch für das Heil zu zweien besaß er nicht Geist genug, darum liebte er die große Schau und den Jahrmarkt des Lebens. In der Bewunderung der Freunde, im Neid der Feinde fand er seine Genugtuung, und die Lücken der Zufriedenheit füllte er mit seiner Leidenschaft für Reiten und Jagen. — Solche Erkenntnis dämmerte dann wohl in Gerdas Bewußtsein, und ihre Tränen, die seinem Andenken galten, seiner Ritterlichkeit, trockneten leicht wie Gewitterschauer.

Im Vorhof des Glücks — das war der Name ihrer kurzen Ehe — — Aber da klangen wie eine Fanfare die ersten Geigentöne herauf, Lachen und Rauschen seidener Kleider drangen durch die Tür — es war, als griffe das Leben gierig mit beiden Händen nach der Säumenden. Und schon kam ein heller Schimmer ins Auge und Erwartung in alle Züge.

Lisette brachte die silberschillernden Strümpfe und die grauen Wildlederschuhe, deren reiche Stickerei im Licht funkelte.

„Ja — Lisette — und das graue Chiffonkleid?"

Miß Hope war für das weiße Spitzenkleid.

„Nein — das graue" — wiederholte Gerda ungeduldig und zog die Augenbrauen hoch. Ihr Gesicht bekam dadurch etwas erstaunt Abwehrendes, ja Kaltes.

„As you like —" Miß Kattie nahm von der Nußtorte, die auf dem abgeräumten Teetisch stand: „Dearest, take of this beautiful cake."

Ihre braunen Augen blitzten vergnügt, und zwischen den etwas breiten, roten Lippen kam eine Reihe großer, aber schöner, weißer Zähne zum Vorschein.

Sie plauderte unentwegt. Es war erstaunlich, wie gut sie bereits über die Gäste im Hotel unterrichtet war: „Neben uns wohnt die Herzogin von Arlesheim, drüben die Marquise von Bouffée und direkt unter uns Lederer, der Kohlenbaron."

Gerdas Hände, die den Morgenrock abstreiften, erlahmten für einen Augenblick. Sie fühlte eine quälende Trockenheit auf der Zunge, als sie leise fragend wiederholte: „Herzogin von Arlesheim?"

„Yes the mother of your friend, the Duke. Er hat die schönen Fuchstraber hier", erzählte Kattie weiter; während Gerda mit noch zitternden unsicheren Bewegungen nach der goldenen Spange griff, um sie durch ihr in reichen Locken aufgestecktes Haar zu ziehen.

Sie war blaß geworden. In dem Weiß der Haut leuchteten ihre Augen fieberhaft groß. Ein starkes Zittern überlief ihren Körper. Wie hilfesuchend wandte sie sich um.

Lisette hielt das graue Chiffonkleid in den Händen und warf es ihr über. Erst als die kühle Seide sie fest umspannte, kam wieder Ruhe in ihre erregten Glieder und Sinne.

Sie stellte sich vor den hohen Spiegel, der ihr Bild hell bestrahlt zurückwarf. Ein kleines, schmerzliches Lächeln, das noch wie ein Wetterleuchten nach der überstandenen Aufwallung zurückgeblieben war, teilte die blaßroten vollen Lippen und schien sich an dem Bild immer mehr zu erwärmen, bis es Freude und Zufriedenheit ausdrückte. Gerda Hellern fühlte, welch unvergleichlichen Rahmen sie in dem matt schimmernden Grau gefunden, von dessen Rand silbergestickte Lilien emporstiegen, deren Ranken sich in der Corsage verloren. Sie spannte ein hohes Perlenband um den schlanken Hals, der weißer leuchtete als der große Mondstein ihrer phantastischen Gürtelschnalle. Das Rot kam in die Wangen zurück, sie griff nach den herrlichen Maréchal-Niel-Rosen, um sie an der Brust zu befestigen, und wie zögernd, als könne sie sich von einem gelungenen Meisterwerk nicht trennen, stand sie noch einen Augenblick neben der in Bewunderung verstummten Lisette still und betrachtete sich im Spiegel.

„Sweet, splendid!" — kam es aus tiefer Brust. Kattie wartete im Rahmen der Tür und sah auf die hohe, schlanke Frau, deren Hoffnungsweg sie mit beschreiten durfte. Eine Minute mochte in den drei verschiedenen Seelen der eine gleiche bange, sehnsüchtige Gedanke herrschen — dann überholte ihn die Geschäftigkeit des Augenblicks.

Gerda nahm ihren kostbaren Spitzenschal und den Fächer vom Tisch, goß ein paar Tropfen in ihr winziges Linontuch und sagte mit etwas verschleierter Stimme: „Wir müssen gehen. Mein Vetter wartet schon lange."

Lisette öffnete die Tür.

„Bleiben Sie nicht auf, Lisette — gehen Sie schlafen, wenn Sie mögen", rief Gerda noch vom Korridor, in dessen weichem Plüschläufer ihre Schritte lautlos verhallten. Miß Kattie folgte ihr in einer Wolke rosa Seidentüll.

Die Herren warteten in der Halle. Axel Wendt war in Uniform, Graf Bodenbach, ein bekannter Rennreiter, im Frack. Neben der einfachen Erscheinung Axels gab Bodenbach eine elegante Figur ab. Das Braun der Haut stimmte gut zu dem fast weißblonden Haar. In einem der hellen, kurzsichtigen Augen saß ein Einglas, das dem überschmalen Gesicht einen komischen Anstrich gab. Aber die Sicherheit seines Wesens lag über allem wie eine Legitimation zu diesen Übertriebenheiten. Axel war nach den schweren inneren Krisen fast froh, ihn gefunden zu haben, um nicht mit Gerda allein in der berühmten weißen Halle sitzen zu müssen, wo die Elite der Gesellschaft zu soupieren pflegte. Er hatte sich gefürchtet vor diesem Tete-a-tete mit ihr, inmitten der vielen Blicke und Bemerkungen, die um ihre Erscheinung brennen würden wie kleine Flammen.

Bodenbach selbst war dem Kameraden dankbar für die Aufforderung. Ihm, dem äußerlichen und eitlen Weltkind, konnte nichts lieber sein, als sich in der Gesellschaft der schönen, vielbesprochenen Frau zu zeigen. Er brauchte dies Prestige, denn er war nicht nur wegen der Steeplechase, die er mitreiten wollte, nach Baden-Baden gekommen, sondern um sein Wappen mit dem Besitz eines reichen bürgerlichen Mädchens aufzufrischen, das er hier zu finden hoffte. Die Gesellschaft der interessanten Gerda Hellern konnte ihm hierbei von Diensten sein.

Aber auch er verstummte einen Augenblick, als er, Axel folgend, sich erhob und einige Schritte nach der weißen, teppichbelegten Marmortreppe machte. Aus dem silberschimmernden Grau, dessen Farbe nur durch die gelben Rosen am Ausschnitt des Kleides unterbrochen wurde, leuchtete der weiße Hals besonders hell, und das schmale Gesicht, über dem das Tizianhaar flammte, strömte in seiner Blässe eine unnahbare seelische Zartheit aus. Sie lächelte ein etwas abgespanntes Lächeln, als sie den Herren die Hand reichte und unter leichten Worten neben ihnen durch das Vestibül in die Halle trat, wo ihr ein höflicher, glattrasierter Mann mit feierlichen Gebärden den reservierten, mit Blumen und Konfektschalen geschmückten Tisch anwies.

Überall, wo sie vorüberkamen, verstummte das Gespräch, und fast gierige Blicke hefteten sich an Gerdas Gestalt. Sie erweckte selbst in den stumpfsinnigsten Köpfen Verwirrung, Unruhe und unerklärliches Sehnen.

Wo sie gegrüßt wurde, dankte sie mit einem freundlich kühlen Lächeln, das die Menschen aufstachelte zu einer bitteren Empfindung oder sie verlegen machte. Kurz vor ihrem Platz erhob sich ein junger, sehr schlanker, aristokratisch aussehender Mann und machte Gerda eine tiefe Verbeugung. Obgleich ihr alles Blut zum Herzen strömte, schenkte sie auch ihm nur einen höflich unpersönlichen Dank. Flüchtig streifte ihr Blick seinen Tisch, an dem er mit seiner Mutter, der Herzogin von Arlesheim, und seiner unverheirateten Schwester zusammen saß.

Als der Herzog sich wieder setzte, war der Bronzeton seiner Haut um einen Schatten tiefer geworden, und in seinen dunklen, blasiert blickenden Augen lag plötzlich ein Ausdruck von Staunen und Träumerei. Er antwortete nicht, als die derbknochige, heitere Herzogin in ihrer ungezwungenen Manier freimütig sagte: „Eine wundervolle Person" — er strich hastig über sein glattes, dunkles Haar, als wolle er quälende Gedanken verscheuchen.

„Himmel, war das ein Spießrutenlaufen", lachte der blonde Graf befriedigt. „Haben Sie gesehen, gnädigste Frau, die Fürstin Hohenfelsen ist wieder allein hier; der Fürst jagt im Kaukasus."

Gerda trank hastig ein Glas von dem frappierten Champagner.

„Sie sieht aus wie eine wandelnde Zitrone", sagte Miß Hope mit liebenswürdiger Bosheit. „Ihr Freund Graf Speer muß Geduld haben. Die Lederers sind auch da. Sie hat den Hals nach Ihnen gedreht und ist fast vom Stuhl gefallen."

Gerda lachte. „Ist sie denn nun endlich hoffähig?"

„Wissen Sie das nicht?" Graf Bodenbach zerlegte eine Hummerschere für sie. „Vorigen Winter hat der Kommerzienrat hunderttausend Mark für ein Säuglingsheim gestiftet, und da geschah's. Die gute Frau soll zwei Tage mit der Courschleppe herumgelaufen sein. Sie konnte sich nicht davon trennen."

Miß Hope schielte zu Axel hin, der bei diesem Gespräch kein Wort verlor und seine ernste Miene behielt. „Good gracious!" lachte sie laut auf, und man wußte nicht recht, galt diese Heiterkeit seiner Gemessenheit oder den Hecheleien des Grafen. Aber ihre Aufmerksamkeit wurde plötzlich von anderer Seite gefangen. „Gott, wer kommt dort?" rief sie, den Blick festgebannt auf einen großen, breitschultrigen Mann gerichtet, der langsam auf ihren Tisch zukam, um sich in die Ecke gegenüber zu setzen. Seine exotische Erscheinung war die Zielscheibe aller Blicke. Er war mit höchstem modischem Schick gekleidet, aber der Frack mit der weißen Gardenia im Knopfloch paßte nicht zu ihm. Man erinnerte sich bei seinem Anblick vielmehr an kostbar mit Diamanten geschmückte Turbane, an goldgewirkte, edelsteinbesetzte Gewänder, man träumte die Sonne Indiens um diesen fremden Sohn des Südens. Trotz der gelben Hautfarbe trugen seine Züge etwas negerhaft Abstoßendes und Brutales mit den aufgeworfenen Lippen und der grob geformten, niedrigen Stirn. Er blickte unsicher wie jemand, der sucht, aber als sein Auge Gerda entdeckte, stützte er den Ellbogen ein und starrte sie ungeniert und unverwandt an, wie man in einer Ausstellung ein fesselndes Bild betrachten mag.

Ein Mohr mit buntem Turban war ihm gefolgt. Er fletschte die Zähne, und das Weiß seiner Augen leuchtete tückisch. Hinter dem Stuhl seines Gebieters nahm er Stellung und schenkte ihm von dem schweren, roten Wein in ein hohes Kelchglas. Als er den unermüdlichen Augen seines Herrn folgte, fing er gerade Gerdas erstaunten Blick auf und zeigte abermals unter häßlichem Grinsen sein ganzes Gebiß.

Gerda schauderte unwillkürlich zusammen und sagte in gedämpftem Ton: „Welch scheußlicher Mensch" —

„Herr oder Sklave?" fragte Bodenbach erheitert.

„Beide", gab sie mit Nachdruck zurück, den Kopf zur Seite neigend, als könne sie damit den unerträglichen Augen des Inders entfliehen.

„Der reichste Mann der Saison! Sultan von Irawaddi! Hat sein Land und seine Paläste den Engländern überlassen für eine jährliche Rente von zwölf Millionen Mark. Hübsches Sümmchen, was?" Der formvolle Bodenbach war ganz warm geworden.

„Er hat elf Schimmel hier für seinen Viererzug, die allerdings das Herz eines Pferdekenners lachen machen", wußte selbst Axel zu berichten.

„In der ersten Etage dieses göttlichen Hotels besitzt er eine Flucht von Zimmern, in denen es geheimnisvoll nach Rosenöl, Zedernholz und indischen Teppichen duftet", fuhr Bodenbach fort, sichtlich erfreut, daß seine Erzählung so tiefen Eindruck machte, denn Gerda hing wie ein Kind an seinen Lippen, zuweilen scheu hinübersehend, ob dieser Blick sie noch umspanne. Ja, sogar beim Essen hatte er die schwarzen Augen auf sie gerichtet.

„Haben Sie denn nichts von dem ins Wasser gefallenen Heiratsplan dieses Sultans mit einer englischen Aristokratin gehört? Alle Zeitungen liefen natürlich Sturm gegen diese Entwürdigung der europäischen Weiblichkeit! In letzter Stunde zerschlug sich die Allianz, und nun ist die Bahn wieder frei", wandte sich Bodenbach mit listigen Augen an die beiden Damen.

Axel tat es schon wieder leid, daß er den Husaren mitgenommen hatte, der schon lange in dem üblen Ruf stand, seine Existenz auf die letzte Karte der guten Partie gesetzt zu haben und mit erborgten Mitteln auf die Brautschau zu ziehen, um endlich einmal von dem Rattenkönig seiner Schulden erlöst zu werden. Mit seiner Va banque-Philosophie war er entschieden kein Umgang für Gerda Hellern.

Axel griff plötzlich in auffallend erregtem Ton ins Gespräch ein.

„Daran haben jedenfalls die Zeitungschreiber gut getan", sagte er zu Bodenbach. „Es wäre ja haarsträubend, ich bitte Sie, wenn sich eine vornehme Frau unserer Rasse herbeiließe, so einen Barbaren zu heiraten, der sich nach Affenart schnell einige unserer Äußerlichkeiten angeeignet hat und sich nun auf Grund seiner Millionen anmaßt, mit uns in Wettbewerb zu treten. Das wäre nichts anderes als Hochverrat an unsern Idealen, der mit Ausstoßung aus der Gesellschaft bestraft werden müßte!"

Bodenbach fühlte in dieser Attacke sehr wohl die gegen ihn gerichtete Spitze und säumte nicht, dem andern eine höhnische Abfuhr zu versetzen.

„Oh, es gibt, von der Baronin aufwärts, noch eine ganze Menge lebenslustiger Damen, die sich mit zwölf Millionen jährlicher Rente ganz gut über so einen Boykott hinwegsetzen könnten. Ein Schloß auf der Insel Wight, ein Marstall voll prächtiger Pferde, eine großartige Jacht dazu — hören Sie mal, das sind doch ganz nette Tröstungen! Da würde wohl manche Gelb für Weiß gelten lassen."

Die kleine Engländerin lachte vergnügt und trank dem Vogel Leichtsinn zu. Das war Wasser auf ihre Mühle! Auch sie hatte die begehrlichen Blicke des jungen Nabobs wahrgenommen und gab sich bereits kühnen Illusionen hin. Welch verheißungsvoller Anfang!

Gerda hingegen war in Gedanken versunken; sie sagte nichts, sondern blickte ziellos über die illustre Versammlung der Tafelnden hinweg. Hundert goldige Weine schimmerten aus hochstieligen Kelchen, ungeahnte Leckerbissen lockten auf silbernen Schüsseln. Nicht weit von ihr saß eine starkgebaute Frau, die kostbare schwarze Perlen im Ohr trug und den Cherry brandy aus großen Gläsern trank. Dazu rauchte sie eine recht ansehnliche Importe, ohne sich im geringsten um die erstaunten Blicke ihrer Umgebung zu kümmern. „Eine russische Großgrundbesitzerin", wußte der Kellner zu berichten. Sie sah aus, als ob sie Hund, Pferd und Reitknecht eigenhändig in Zucht hielte. Ob zwischen ihr und dem Inder wohl ein erheblicher Kulturunterschied bestand?

So reich zu sein, daß man nie nach dem Preis fragen brauchte! dachte Gerda, höchlich angeregt von dieser Luft der Genußsucht und Verschwendung. Sie



besaß keine Güter, nichts, was sie berechtigte, diesen Reigen mitzutanzen — nur den unaufhaltsamen Hang dazu, das göttliche Siegel der Schönheit und den Mut der Verzweiflung.

„Was sagen denn Sie dazu?" wurde sie nun von ihrem Vetter herausgefordert, der sich ärgerte über ihr so sehr beredtes Schweigen.

„Aber aufrichtig, bitte", lachte sein Widersacher.

„Wenn der Mensch mir zwei Millionen Nadelgeld zusichert und ich nach meinem Geschmack leben darf, wer weiß" — erwiderte sie zwischen Scherz und Ernst, indem sie den Gegenstand der Unterhaltung noch einmal prüfend ins Auge faßte. Sie wußte jedoch selber nicht recht, ob sie zu diesem Schritt fähig wäre.

„In diesem Fall wüßte ich einen, der auf Schopenhauers Traktat über die Weiber schwören würde!" meinte Axel Wendt mit gerunzelter Stirn.

Die Debatte ging noch eine Weile fort, dann fühlte sich Gerda von der prickelnden Musik angezogen.

Im Rauchsalon spielten die Zigeuner. Sie trugen rote Jacken, und der Primas führte den Bogen seiner Violine, daß alle Saiten schluchzten. Oft näherte er sich einem der besonders hingegeben Lauschenden und fiedelte ihm dicht am Ohr schmelzende Melodien. Seine schwarzen Augen sprühten Feuer, wenn die langen, gebogenen Wimpern sich hoben — der ganze Körper schien zitternd mit den Tönen verwoben.

Wenn die Geigen ruhten, flog den Spielern Gold zu, und Champagner perlte auch in ihren Gläsern. In dieser erotisch träumerischen Stimmung, wie sie nach einem köstlichen Mahl mit Blumen und schönen Frauen die Gemüter erfaßt, lag die Ernte für die Kapelle. Graf Orlogö, der ungarische Herrenreiter, riß einen Hundertmarkschein in zwei Teile, klebte die eine Hälfte dem Primas an die Stirn und sagte: „Such das Lied, an das ich denke!"

Und der Zigeuner spielte alle Heimatlieder der Madjaren, fremde, wilde Weisen, die das Blut der Horcher aufstachelten wie die Reben im Glas. Die Geige tanzte, weinte, lachte. Er spielte lange, bis er es fand und die andere Hälfte des Scheines gewann.

Die Kleider der Damen leuchteten, der Duft von Parmaveilchen mischte sich mit dem Duft von Mokka und Papyros, die rote Schleppe der Marquise Bouffée rauschte im Gang vorüber, und Lady Brikton zeigte, am Kamin stehend, ihre fabelhaften Brillanten. Drüben im grünen Sessel lag Großfürstin Zenia und ließ ihre gelben Perlen bewundern, von deren Schmelz und Größe man in zwei Weltteilen sprach.

Gerda und ihr kleiner Kreis belegten einen Tisch dicht bei den Zigeunern.

Der junge Herzog hatte sie wieder gegrüßt, und nun stand er an der Terrassentür und sah in die laue Nacht hinaus. Er hatte gehofft, daß Gerda noch in den Kurgarten hinübergehen und er sich ihr unauffällig anschließen würde. Nun saß sie unter den vielen lauten Menschen, deren Lachen ihn ungeduldig machte, während die Geigen ihn traurig stimmten.

Sie spielten einen Straußschen Walzer, bei dessen Klängen er vor kaum zwei Jahren auf der englischen Botschaft mit Frau von Hellern getanzt hatte. Da hatte er sie zum erstenmal erblickt und neben ihr den lustigen Ulanenoffizier, den man ihm als ihren Gatten vorstellte. Er wußte noch, daß sie Weiß getragen, jenes kalte, harte Weiß, das nur so wenig Frauen tragen dürfen. Alle Blicke hatten sich an ihr entzündet, die doch so blütenkühl und kinderhaft über das Parkett des großen Saales flog.

Wie hatte sie sein Herz erschüttert damals und alle die folgenden Male, die er sie sah. Aus Zeitungen vernahm er dann, was sie betroffen, und schrieb ihr. Ihre Antwort traf ihn kurz und inhaltlos und doch so seltsam anregend unten in Sorrent. Er sandte ihr Blumen und hörte nichts mehr von ihr.

Ein paar Herren in seiner Nähe sprachen über die Gesellschaft. Die Namen einiger Damen, die er kannte, wurden in boshafter Beziehung zu irgendwelchen Kavalieren oder Skandalaffären der letzten Saison genannt — — — Arlesheim wartete mit schmerzhafter Neugier, auch ihren Namen zu hören. Aber er fiel nicht.

Und plötzlich wandte er sich entschlossen herum, ging geradeswegs auf ihren Tisch zu und fragte: „Erlauben Sie, Baronin, daß ich meinen Kaffee bei Ihnen trinke? Wie lange habe ich Sie nicht gesehen! — Sie waren wie in der Versenkung verschwunden, niemand wußte, wohin —"

Gerda lachte: „Bitte, Durchlaucht, nehmen Sie Platz."

Sie stellte ihm Kattie und die Herren vor. Er setzte sich und fuhr in seiner leisen, monotonen Art fort: „Ich hörte und sah plötzlich nichts mehr von Ihnen. Sie waren wie verschollen. Erreichten Sie meine Blumen aus Sorrent?"

„Ja," sagte sie, „arme erfrorene Dinger — so kamen sie eines Tages in ein tief verschneites Landhaus. Es war ein wehmütiger Frühlingsgruß."

Gerdas Worte kamen leicht und spielend, sie verrieten nicht, was das Herz bewegte; wie sie damals vor den armen Blumen gestanden und leidenschaftlich gewünscht, daß aus deren Sterben das Glück für sie erwachsen möchte. Ja damals, in dem bescheidenen Landhaus ihres Onkels, das ihr, der verwöhnten jungen Witwe, Zuflucht geworden wie vor Jahren dem verarmten und verwaisten Mädchen — damals war die süße, berückende Hoffnung aufgetaucht — — —

Guido Arlesheim sah auf seine schlanken, braunen Hände. Ihr kühles Lächeln stachelte ihn auf — jeder Blick, der von ihm abschwenkte, erweckte ihm Unbehagen. Eine schmerzliche Neugier: Woher kommt sie? Wem gehört sie? begann ihn zu peinigen. Er hielt die Augen gesenkt, während die andern sprachen; sie sollten sein Mißbehagen nicht erraten. Als der Sultan vorüberkam, ganz in den Anblick Gerdas versunken, was sie mit großen interessierten Augen zu erwidern schien, packte ihn ein heftiger Zorn. Aber seine Stimme klang beherrscht, als er ihr von seinem letzten Attachéposten in Rom erzählte.

„Ich habe selten eine deutsche Frau gesehen, die so gut wie Sie in den Rahmen der römischen Gesellschaft passen würde, dieser einzigen, eleganten und geistreichen Gesellschaft, die es noch gibt —" schwärmte er.

Seine weiche, schmeichelnde Stimme und die galanten

Worte flossen wie süßer, heißer Wein durch ihre Adern. Sie saß weit zurückgelehnt, die Augen mit der Hand beschattet, und hörte ihm zu, rücksichtslos gegen die übrige Umgebung.

„Eine arkadische, anmutige Gesellschaft!" fuhr er fast flüsternd fort, und jedes seiner Worte bekam eine geheimnisvolle Bedeutung, „eine Gesellschaft, der keine muffige Moral Schönheit und heitern Genuß verdünnt, deren Tradition: Kunstsinn, gewählteste Kultur, liebenswürdiger Esprit, sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat!" Er sprach von den Gärten Roms wie von etwas Köstlichem und Wunderbarem, er beschrieb die Paläste der Kirchenfürsten und der Nobili, die Gemäldegalerien, die Skulpturensammlungen — und wie über all dem eine endlose Heiterkeit von Licht gebreitet lag.

Der Salon leerte sich, die Zigeuner gingen, Bodenbach und Axel hörten zu und streuten Fragen ein.

„Dann können wir ja noch Musik machen", sagte Kattie und ging zum Klavier.

„Darf ich?" lächelte der Herzog, „ich spiele gern."

„Ach — bitte", sagte Gerda und ging mit ihm.

„Was soll ich spielen?"

„Etwas Heimatliches", gab sie in unbestimmter Sehnsucht zurück.

Er spielte ihr Phantasien von Liszt und Brahms.

Sie stand auf das Instrument gestützt und lauschte mit weit geöffneten Augen.

„Woran denken Sie jetzt?" fragte er leise, während er weiterspielte.

„An ein weißes Haus mit grünen Fensterläden," sagte sie in traumhafter Weise, „einer verwitterten Rampe und an das Wendtsche Wappen über dem Tor" — —

„Weiter!" bat er.

„Im weißen Saal viele Bilder und in den Zimmern alles hell, voller Sonne und Blumen. Es gab so viel Blumen im Park bei uns und hinter dem Park Kornfelder und dann meilenweite Heide — —"

„Weiter." Immer weicher quollen die Töne unter seinen Fingern hervor.

„Wir waren sehr glücklich in dem weißen Haus, bis — wir alles verloren und fort mußten —"

„Und dann?"

„Dann Elend und Not bei fremden Leuten." Ihr Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck bekommen: „Bis Hellern kam" —

„Und dann?"

„Dann war ich im Vorhof des Glücks —"

„Im Vorhof des Glücks?" Er hing an ihren Lippen.

Sie sah mit weit geöffneten Augen über ihn fort. „Ja," sagte sie tonlos, „denn das richtige Glück, das — das war es noch nicht."

Aber plötzlich hatten die grauen Augen wieder den kühlen, erstaunten Blick. Sie sagte dem Herzog gute Nacht, lachte mit Bodenbach, gab Axel ein freundliches Wort und ging.

„Good night", sagte Kattie, drehte sich um und sandte den Herren Kußhändchen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein fürstlicher Jagdherr.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 6 Aufnahmen von Central News.

Die Jagd ist ein königliches Vergnügen! Wie oft dieser Satz auch ausgesprochen wird, nur wenige Beneidenswerte können ihn uneingeschränkt auf sich anwenden, gehört doch dazu mehr, als die meisten in die wenigen Worte hineinlegen.

Viele werden sagen: mit dem nötigen Mammon kann sich jeder Jagdrechte erwerben, die ihm Weidmannsfreuden zur Genüge garantieren, um sich gelegentlich auch einmal als ein König zu fühlen; aber jeder Jäger weiß ja, mag sein Revier noch so groß sein, Grenzen hat es schließlich doch, und sind diese auch weit und allerlei Wildarten reichlich auf der eigenen Jagd vertreten, so steht möglicherweise gerade beim lieben Nachbar das Wild, nach dessen Anblick sein Jägerauge sich sehnt. Verleidet ihm der Jagdneid so erst die Lust am fröhlichen Gejaid, dann kommt, selbst im gutbesetzten Revier, keine rechte Jägerfreude mehr auf, wohl aber beginnt die Ausübung des edlen Weidwerks unter solcher Mißstimmung zu leiden.

Einer der beneidenswertesten Jagdherren ist der Fürst von Pleß, denn als Jäger besitzt er ein Königreich, wie kein gleiches noch in deutschen Gauen zu finden ist, und die ihm von einem gütigen Geschick gebotenen Weidmannsfreuden weiß er wohl zu würdigen.

Wer alljährlich die Geweihausstellungen in Berlin besucht oder von ihnen liest, dem wird es nicht entgangen sein, wie oft schon der höchste Preis, der vom Kaiser gestiftete Becher, dem Fürsten von Pleß für das eine oder andere von ihm ausgestellte Geweih zugesprochen wurde. Steht man dann vor einer solchen Trophäe, die dem Fürsten als Jäger so hohe Auszeichnung eingebracht, dann freut man sich, daß ein so braver Weidmann die vielumworbene Ehrengabe erhält, denn welche Hege dazu gehört, derart urige Stangen durch Zuchtwahl im eigenen Rotwildstand erblich werden zu lassen, das ahnt der sachkundige Beschauer wohl, wenn er sich auch über das „Wie" aus Mangel an praktischer Erfahrung nicht klar zu werden vermag.

Nach einem weise durchdachten Plan, nicht durch zielloses Kreuzen hat in dem 11 000 Hektar großen Gatter zu Pleß im Lauf vieler Jahre mit Ungar- und Wapitihirschen eine so günstige Blutauffrischung stattgefunden, daß ein Rotwildstamm entstand, der in allen Linien und Abmessungen wohl mächtiger geworden, doch aber der ursprünglichen Form und daher den dortigen Verhältnissen durchaus entspricht. Durch Vergleiche, die man in Pleß zwischen Gatterhirschen und solchen aus freier Wildbahn verhältnismäßig leicht anstellen kann, ersieht man, wie mit einer Verbesserung der Geweihform übereinstimmend auch die gewollte Verstärkung der Körpermasse zugenommen hat. Daß man nicht eine durch unsystematische Auskreuzung sich bildende neue Rotwildart auf gut Glück schuf, sondern den der Oertlichkeit seit Jahrzehnten angepaßten Typ wahrte.

und mit allem Vorbedacht einen in seinen Vorzügen sich konstant vererbenden Stamm heranzüchtete, der sich daher durchaus bodenständig fühlt, das ist eine Tat, die in Jägerkreisen wohl überall gewürdigt wird. Kombinationstheorie seines Vorfahren zunutze macht und mit gleicher Passion pietätvoll weiter pflegt und entwickelt.

Hans-Heinrich XV. Fürst von Pleß erbte von seinem 1907 verstorbenen Vater, dem Herzog Hans Heinrich,



Von links: Gräfin Herberstein, Fürstin von Pleß, Fürst von Pleß.

Im Jagdrevier des Fürsten Hans-Heinrich von Pleß in Oberschlesien.

Daß zu solchen züchterischen Erfolgen im weiten grünen Revier aber nicht nur langjährige Erfahrung, sondern nicht zuletzt auch Liebe zur Natur gehört, weiß jeder, der in bescheideneren Grenzen Zuchtversuche anstellte. Wie selten aber trifft es im Leben dann noch zu, daß sich der Erbe eines solchen wertvollen Züchtergeheimnisses die in der Praxis erprobte und bewährte nicht nur den reichen Besitz, sondern auch das liebevolle Verständnis für Wald und Wild, und dank dieser günstigen Umstände wird späteren Geschlechtern des Fürstenhauses nicht nur ein im Wert sich ständig steigerndes Gebiet verbleiben, sondern es werden der Nachwelt auch Naturdenkmäler erhalten, wie sie nur noch dort in so überraschender Fülle zu finden sind.

Einst über ganz Europa verbreitet und noch zur Zeit Karls des Großen im Harz als Standwild anzutreffen, steht der Wisent in Deutschland heute nur noch im undurchdringlichen Urwalddickicht zu Pleß als ein gewaltiger Zeuge längst vergangener Zeiten. Trottete doch mit ihm in unsern Breiten zur Zwischeneiszeit durch Sumpflandwald und Ried Ur, Mammut und Nashorn, und wie der Wisent, so stand einst der Riesenhirsch mit dem Wildpferd in Rudeln zusammen.

Auf einer der letzten Geweihausstellungen (1910), die ja zu Studien stets reichliche Gelegenheit bieten, fesselte eine außerordentlich packende, lebenswahr dargestellte Gruppe kämpfender Wisente jeden Besucher. Der Kaiser hatte die mächtigen Wildstiere im Plesser Forst gestreckt. Wie muß dem Jäger zumute sein, der solchem Wild auf kurze Distanz im tiefen Schweigen des Urwaldes gegenübersteht. Unser Bild Seite 1783 läßt den Leser ahnen, was im Augenblick eines Fehl-



Schwarzwild im fürstlichen Forst.

Wohl war im 18. Jahrhundert der breitgestirnte Wildstier noch häufig in Ostpreußen anzutreffen, doch bald schon würde ihm auch dort der Raum zu eng geworden sein, sind ja so urigem Wild selbst in dem gewaltigen Bannwald von Bjelowjesch in Rußland die Existenzbedingungen nahe genug bedroht. Im Plesser Forst wuchs nun im Lauf der Jahrzehnte ein mehr als dreißig Stück zählendes Rudel von Wisenten heran, das wie einst der Stolz des verstorbenen Herzogs, dessen weidmännische Tüchtigkeit als Oberstjägermeister und Chef des Königlichen Hofjagdamtes dem Staat vielfältigen Nutzen gebracht, nun für den weidgerechten Sohn ein teures und sorglich gehütetes Vermächtnis bildet.

schusses sein Schicksal ist. Nimmt doch ein solcher Urwaldriese, ist er übelgelaunt, einen vollbesetzten Schlitten auf die Hörner und wirft ihn wie ein leichtes Spielzeug hinter sich. Trotz seiner gewaltigen Körpermasse ist der Wisent außerordentlich gewandt, und in seinen ruhigen Bewegungen liegt trotz der 1500 Pfund und mehr, die die vier stämmigen Beine zu tragen haben, eine gewisse Grazie, die andern Wildrindern fehlt.

Daß bei dem urwaldartigen Waldbestand, der mit Absicht in einem Teil der Forsten zu Pleß beibehalten wird, dort auch das Schwarzwild (Abb. obenst.) zahlreich anzutreffen ist, nimmt nicht wunder, findet es doch seinen Tisch reichlich gedeckt, keinesfalls aber dürfte es



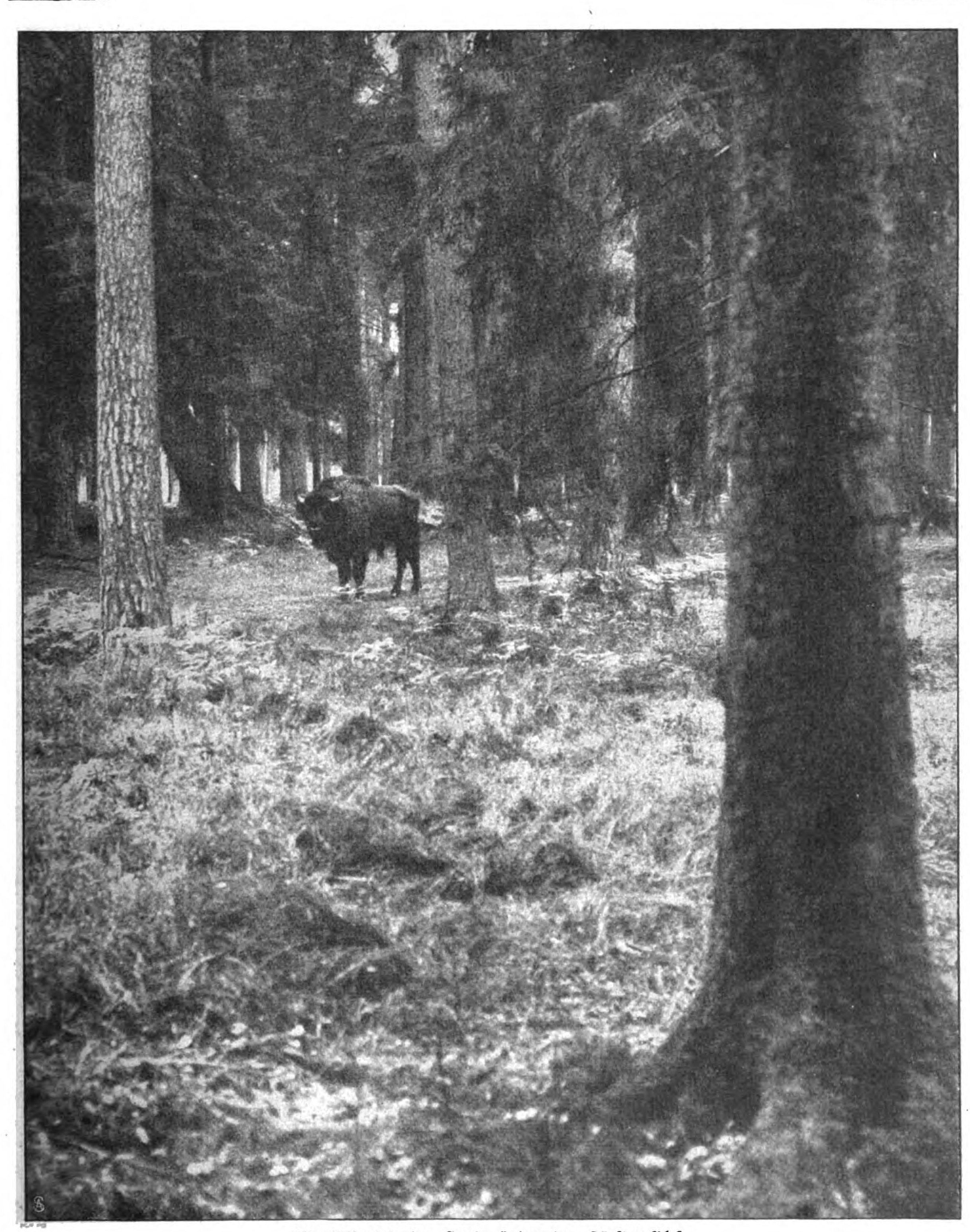
Ein improvisiertes Motorboot. Am Steuer: Prinz Hans Heinrich von Pleß. Im Boot: Gräfin Herberstein und Graf Sierstorpff.

in absehbarer Zeit, wie dies leider in andern großen deutschen Revieren zu geschehen pflegt, für vogelfrei erklärt werden und zum Abschuß kommen.

In einem solchen Jägerdorado wie in Pleß fehlt es nie an Gästen; wollen doch selbst Jäger, die schon in allen Weltteilen gejagt und wie der Fürst manches Stück Großwild auf die Decke gelegt, so ideale Jagdgründe aus eigener Anschauung kennen lernen. Auch der Kaiser suchte in Pleß Weidmannsheil und trug zwei Wisentbullen die Kugel mit sicheren Blattschüssen an. Gern weilt auch der als großer Weidmann vor dem Herrn bekannte Prinz Christian zu Schleswig-Holstein (Abb. untenst.), ein Onkel der Kaiserin, in Pleß, der trotz seiner 80 Jahre die Büchse mit sicherer Hand zu führen weiß. Alte Reitererinnerungen fesseln diesen jugendfrischen Sportsmann an Schlesien; trat er doch 1854 in Breslau bei den Leibkürassieren ein, und erst 1865 schied er aus der preußischen Armee, in deren Listen er als Generaloberst à la suite der 3. Gardeulanen geführt wird, bei denen der Prinz eine Schwadron befehligte. Aus der englischen Nobility sind nahe Verwandte der Fürstin, die eine geborene Miß Mary West aus dem Haus der Earls of Delawarr ist, häufig als Gäste in Pleß anwesend. Durch die Vermählung des Fürsten mit seiner Gemahlin wurden zwei uralte Ge-

Von links: Gräfin Herberstein, Fürst von Pleß, Prinz Christian zu Schleswig-Holstein, Graf Sierstorpff.

Fürst von Pleß mit seinen Jagdgästen. Oberes Bild: Prinz Hans Heinrich von Pleß zu Pferde.



Ein Wisent in den Jagdgründen des Fürsten Pleß.

schlechter vereint, deren Vorfahren bereits vor dem 13. Jahrhundert Macht und Ansehen in ihrer Heimat genossen. Im Lauf der Zeiten konnten sie ihre Güter zu fürstlichen Besitzungen erweitern, die manchem europäischen Königreich an Größe und Umfang nicht nachstehen, gar manche aber an natürlichen Schönheiten übertreffen.

Wie man Schloß Fürstenstein die Perle Schlesiens nennt, so kann für Pleß, der grünenden Oase im oberschlesischen Kohlenrevier, nur der schimmernde Smaragd als Vergleich herangezogen werden; es sind kostbare Juwelen im Besitz eines deutschen Fürsten, der ein weidgerechter Jäger und darum Wild und Wald ein Heger ist.

Die Haartracht der Japanerin.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Im Gegensatz zu andern Frauen haben die Japanerinnen mit dem Streben nach Befreiung aus geistiger Enge und Gebundenheit angefangen, halten in allen äußeren Dingen aber fast ausnahmslos an den alten Vorschriften und Gewohnheiten fest. Sie wickeln sich wie ehedem in den Kimono, schlingen den Obi — den breiten Gürtel — jetzt noch so wie in den großen Zeiten der Feudalherrschaft und stecken ihre Haare noch ebenso auf wie ihre Ahnen und Urahnen. Auch von den fortschrittlichen Frauen tragen nur wenige eine Frisur nach europäischer Mode — wo es dennoch der Fall ist, läßt sich mit Sicherheit auf stetigen europäischen Verkehr schließen, z. B. in großen Unterrichtsanstalten, die besonders im Beginn von Westeuropäern geleitet werden, die Schülerinnen dem häuslichen Einfluß etwas entfremden und ihre Tageseinteilung stark in Anspruch nehmen.



1. Sokuhatsu, die europäische Frisur junger Hochschülerinnen.

Zur Herstellung einer echt japanischen Frisur, die weder von dem persönlichen Geschmack der Trägerin noch den phantastischen Launen einer berufsmäßigen Haarkünstlerin abhängt, gehört viel Zeit und Aufmerksamkeit. Nach ganz bestimmten Gesetzen müssen Kinder, junge Mädchen, verheiratete Frauen, Witwen und Matronen ihr Haar ordnen, und keiner Frau wird es einfallen, sich gegen diese hergebrachte Ausdrucksweise aufzulehnen und die ornamentale Krönung ihrer Erscheinung durch irgendwelche willkürliche Abänderungen zu gefährden.

Die Japanerin hat schweres, schwarzes, sehr langes und dichtes Haar, dessen verschiedene Nuancen durch starkes Einfetten noch gehoben werden. Wem die Natur nicht das vielbesungene und viel-



2. Die Brautfrisur der Japanerin.



3. Die Frisur mit den Blumennadeln.




4. Die moderne strengnationale Haarfrisur.



5. Die Haartracht der jung verheirateten Frau.

bewunderte blauschwarze Haar schenkte, hilft sich durch künstliche Mittel über derlei Schäden hinweg; das Färben mit Iriswurzelextrakt wird oft schon von frühester Jugend an geübt. Das bleibt aber auch so ziemlich das einzig Unwahre an der japanischen Frisur, denn falsche Haare lassen sich kaum anbringen, ohne daß solch ein künstlicher Zuwachs kritischen Augen verborgen bleiben könnte. Der Aufbau der Haarschleifen, -wellen und -puffs ist denn auch ein Stück Arbeit, das nur von geschickten und geschulten Frisierkünstlerinnen vollbracht werden kann. Das Werk wird dann auch in Ehren gehalten, so treulich, daß die Geschmückte ihr Haupt nicht auf ein Ruhekissen bettet, sondern den Nacken vorsichtig auf ein hölzernes Bänkchen — die Makura — stützt, um ja kein Härchen vorzeitig zu krümmen.



6. Mit Blumen geschmückte Haartracht.

Bricht dann nach mehrtägigem Konservieren der Frisur die Stunde des Neubaues an, so wird das Haar erst sorgfältig gewaschen und entfettet, um später frisch geölt und durch einen Pflanzensaft leicht gesteift zu werden. Aus schwarzem, hartem Papier geschnittene Formen heben oder füllen die Haarsträhnen, die, in die seltsamsten und schwierigsten Schnörkel aufgenestelt, unter genauer Beachtung des jeweiligen Stils mit goldenen Nadeln, Schildpatteinsteckkämmen, silbernen Pfeilen und bunten Perlquasten verziert und befestigt werden.

Bis zum siebenten Jahr tragen die Mädchen die Haare kurz geschnitten, später läßt man es unter sorgfältigster Pflege lang wachsen. Im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren wird dann, eingeleitet durch eine Familienfeier — Ka-



7. Die Chigowafrisur.

moiki genannt — die Folge der mit den Jahren und den Würden wechselnden Frisuren eröffnet. Zuerst wird der „Otabakobon" aufgesteckt, dann der „Katsurashita" oder der „Maye"-Haarknoten, deren Unterschiede dem Uneingeweihten kaum bemerkbar sind. Heute kommen diese old style-Frisuren für die Jugend etwas ab. Einfache Frisuren der jungen Mädchen aus gutbürgerlichen Kreisen heißen „Chigowa" (Abb. 7) und „Karuko", sie gehen dem eleganteren „Shimada" (Abb. 8) voraus, die heiratsfähige junge Damen als Zeichensprache zu benutzen haben. Ist das junge Mädchen Braut geworden, so teilt sie das Vorderhaar über der Stirn und an den Schläfen in abstehende Bausche und steckt quer durch den Knoten am Hinterkopf zwei Spangen (Abbild. 2). Am Vorabend der Hochzeit türmt sich ein Gewoge von aufrechtstehenden und abwärtsfallenden Haarmassen, durch wunderliche Papierstreifen aufgebunden und mit edelsteinbesetzten Plattennadeln durchbohrt, auf dem Kopf der künftigen jungen Frau, die von nun an die „Marumaye"-Frisur tragen muß (Abb. 5), eine zurückgebogene Haarmasche und eine frei über dem Scheitel schwebende Haarsträhne.



8. Vornehme Japanerin
mit der Shimadafrisur.

Je älter die Frauen werden, desto schlichter die Haartracht. Niemals aber, selbst nicht zur Witwentrauer fehlt der Schmuck. Je vornehmer die Trägerin ist, desto kostbarer und unaufdringlicher werden die landesüblichen Zierätchen, die sich von einer Generation zur andern vererben.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

13. Fortsetzung.

Die Ungerechtigkeit der Kritik empörte Lisa, ließ sie für den Augenblick sogar leichter über die künstlerischen Rügen hinwegkommen, als sie sonst vermocht hätte. — Freilich, es war zwei Tage vor der Premiere eine Notiz in der Presse erschienen, die unter Hinweis auf ihren Vater und ihren Verlobten Stimmung und Interesse für sie hatte wecken sollen ... Aber konnte sie etwas für diese Geschmacklosigkeit? Hatte jemand sie vorher um Erlaubnis gefragt?

Lisa stützte ihr Kinn in beide Hände und starrte in dumpfem Mißbehagen vor sich hin —

Da betrat Gunnar ihr gemeinsames Wohnzimmer. Er war in Hausschuhen und hielt die Hände in die Taschen seiner verschnürten Morgenjacke gebohrt. Er lächelte halb schmerzlich, halb vergnügt, in einer Mischung von Katzenjammer und betonter Flottheit.

„O wie ist es mich so elendig!" sagte er leichthin und rieb sich mit dem rechten Daumenballen die Stirn — Lisa hob den Kopf.

„Du bist wohl spät heimgekommen?" fragte sie.

„Ja, es muß wohl femf Uhr gewesen sein. Aber es ist nicht das ... Es ist von die ganz giftige Bowle, mit welche uns der verdammte Andrian trakteerte."

— Richtig: die Bowle! dachte Lisa. Andrian hatte ja seine Wette an Judith Gerlach verloren ...

„Aber Lisa, was for ein schreckliches Gesicht, daß du machst ...! Du konntest schlafen und hast doch kein Kater, soll ich glauben?"

„Nein." Sie deutete auf den Tisch. „Es ist nur ... Die Kritiken ..."

Er trat heran, nahm die erste beste Zeitung zur Hand, las ein paar Zeilen und warf das Blatt wieder hin.

„Mußt du das lesen? Das Zeug ...?" Er setzte sich, schob den Berg von Papier zur Seite und schenkte sich Kaffee ein.

„Ja, ich weiß nicht ... Ich habe ..."

„Das soll Gott wissen, daß ich das nicht lesen werde! Gute Rezensioner — for mich gerne; aber schlechte — nei!"

„Ja, Gunnar, ich weiß nicht ... man kann doch vielleicht manches darcus lernen ..."

„Von die Esel? — Das ist ja lacherlich! — Lisa, du sollst doch nicht traurig sein, von was die Kretiner schreiben?"

„Gunnar, die Kritiken sind so, daß ich ... Das einzige ist ... Ich muß Hellmann die Lösung meines Vertrages anbieten ..."

„Lisa, bist du sinneskrank? — Nei! For was hat man dann Kontrakter?"

„Ich find es anständiger, Gunnar. Auftreten lassen kann er mich danach doch nicht wieder, und..."

„Warum? — In Berlin — dort vergessen sie es freilich bald, wenn du gestern kein Erfolg hattest. Und so soll es das nächstemal besser gehen!"

„Glaubst du denn überhaupt, Gunnar, daß er mir je wieder etwas zu spielen gibt?"

„Absolütt! Und das soll ich ihn sagen!" verhieß er ihr zuversichtlich. — Sie zuckte die Achseln...

„Lille Lisa, Hellmann ist viel zu viel interessseeret, for daß ich gut Humor behalte. Das sah ich gestern. Schon Mitt in November soll meine neue Komödie gehen. Von das kann ich wissen, daß er keine andere gute Stücker hat. Und wann er nicht schnell ein Erfolg kriegt, so spielt er Fallit."

„Ja, Gunnar... dein Stück... es ist doch noch gar nicht beendet?"

„Oh, ich erzählte ihn den Indhalt, und so war er begeistret."

„Du warst dir aber doch selbst über den dritten Akt noch unklar?"

„Jetzt nicht mehr! — Und, Lisa, die dämonische Kuh solltest du sehen! Wie sie mir fragte von ihre Rolle in das neue Stück...!" Er stockte und fuhr dann, etwas verlegen, fort: „Hellmann will es absolütt, daß sie die Bergliot spielen soll. Und ich glaube auch, lille Lisa, daß dich die Rolle nicht sehr paßt."

„Nein, natürlich..." warf Lisa hin — und seufzte doch...

Gunnar schien weitere Erklärungen für nötig zu halten: „Und wir sollen freilich diesmal viel Geld machen, Lisa, weil wir heiraten wollen..." — Er verstummte und sah verstohlen, in einer Art Zweifel, zu ihr hinüber. Plötzlich sagte er: „Und for dich sollen wir bald eine schöne Rolle finden in ein anderes Stück."

„Die andern Autoren werden sich wohl erst recht bedanken!" — Fast wider ihren Willen, sehr ruhig bei aller Bitterkeit, rannen diese Worte von Lisas Lippen...

Gunnar hatte lange zu reden, bevor er sie davon abbrachte, sogleich ihr Entlassungsgesuch an Hellmann zu schicken.

* * *

Wenn auch die künstlerische Enttäuschung leise und heimlich in ihr weiter fraß — die nächste Woche über hatte Lisa ein Leben, wie sie es sich schöner und harmonischer kaum hätte denken können.

Gunnar schrieb fleißig an dem letzten Akt seiner Komödie, während der Übersetzer schon die beiden ersten verdeutschte und täglich kam, Fragen zu stellen und die fertigen Szenen vorzulesen. Lisa konnte dabei viel raten und helfen; sie fühlte sich freudig beteiligt an einer fruchtbringenden und wichtigen Arbeit.

Derweil lebten sie häuslich und weltabgeschieden; ihr einziger Ausgang führte sie — gewöhnlich, wenn es zu dämmern begann — auf ein paar Stunden in die entlegneren Teile des Tiergartens.

Stillstes Behagen schenkten ihnen die Mahlzeiten mittags und abends, die sie nicht am großen Pensionstisch, sondern miteinander in ihrem Wohnzimmer einzunehmen pflegten.

„Oh, was sind wir doch so verheiratet!" sagte Gunnar oft mitten beim Essen zärtlich und sah sie lächelnd an.

Sie erwiderte seinen Blick voll und hell. Fast betäubend drang ihr die Freude zu Kopfe.

Dann kam der Tag, wo die Arbeit glücklich vollbracht war. Der Dichter ging mit dem Übersetzer ins Theater, und dieser las die Komödie dort vor.

Strahlend kehrte Gunnar zurück: — Alles war entzückt von seinem neuen Werk und versprach sich einen großen Erfolg.

„Natürlich, du Dummer!" nickte Lisa. „Hab ich's dir nicht gleich gesagt?"

„Das hast du! Und jetzt ist es schön! Und heute sollen wir richtig bummlen mit die verrückte Bande!"

Sie erschrak geradezu vor diesem Gedanken. — Sollten die Tage friedlichen Glückes schon wieder ein Ende haben?...

„Es ist doch viel netter zu Hause...", wendete sie zaghaft ein.

„Das soll Gott wissen! Und so waren wir jetzt lange jeder Abend daheim. Aber heute... Ich soll freilich auch etwas Gutes hören von mein Stück."

„Das glaub ich dir, du Genießer! — Aber für mich ist's eigentlich weniger verlockend. Das Beste, was mir da blühen kann, ist, daß sie mich schön sanft in Mitleid einwickeln. — Brr, nein, ich danke!"

Als er nun wieder — wie damals nach der Premiere — geschäftliche Gründe ins Feld führte, es für eine Notwendigkeit erklärte, bis zum Beginn der Proben die Theaterleute nicht aus den Augen zu lassen und sie ständig zu „bearbeiten" — da sagte sie schließlich: „Dann, Gunnar, geh — wenn es sein muß — die ersten paar Tage wenigstens allein! Ich... ich möchte mich erst wieder an den Gedanken gewöhnen. — Nachher komm ich dann schon mit."

„Lisa, das ist so langweilig..." widersprach er. Doch dauerte es nicht lange — da willigte er ein; in einem Ton zwar, der an das Maulen eines verzogenen Jungen erinnerte, aber ohne sie von der Ehrlichkeit seines Verdrusses ganz überzeugen zu können. Es war eine kleine gutmütige Heuchelei mit im Spiel.

Und dieser Eindruck verstärkte sich bald in Lisa: — Gunnar schien sich auch ohne sie recht gut zu unterhalten. Nacht für Nacht saß er mit Hellmann und dessen Intimen beisammen und kehrte erst in der Morgendämmernug heim.

Überhaupt sah sie ihn fast nur noch bei Tische. Er stand sehr spät auf, und nach dem Mittag beurlaubte er sich für gewöhnlich gleich bis zum Abendbrot. Konferenzen mit dem Direktor, dem Maler, der die Dekorationen entwerfen sollte, einzelnen Darstellern wichtiger Rollen gaben den Anlaß dazu her.

Wenn sie beisammen waren, zeigte sich Gunnar freilich sehr liebevoll; schier quälend neu wollte ihr manchmal seine Rücksicht, sein behutsamer Takt erscheinen ..

Lisa wurde von Tag zu Tag trauriger. Mehr noch: ein ahnungsbang zitterndes Unbehagen stand in ihrem Leben...

Nun wäre sie brennend gern wieder mit ihm unter die Leute gegangen, auf die Gefahr hin, das hochmütige Bedauern der andern bis zum Ekel spüren zu müssen. Aber Gunnar schien sich an die neue Ordnung schon gewöhnt zu haben. Er sagte höchstens einmal, es sei dumm, daß sie abends nicht mitkäme; eine ernstlich dringende Aufforderung jedoch schloß er nicht daran.

Und gerade das war es, worauf ihr Stolz wartete...

* * *



Grau und verdrossen lag draußen die häßliche Straße. Unter blanken Regenschirmen hasteten die Berliner über das blanke Pflaster. Die Stirn ans Fenster gelehnt, hielt Lisa Ausschau durch den Regen, der in leise sich schlängelnden Silberlinien — unschlüssig suchend hier, dort schnell und seines Weges sicher — die Scheiben herunterrann.

Wieder so ein einsamer, öder, leerer Nachmittag...! Und dazu dies Wetter...!

Lisa trat ins Zimmer zurück und ließ sich auf einen Stuhl sinken. — Was war es nur für eine Bangnis, die sie so müde, so ganz ohne Hoffnung vor sich hinstarren ließ, ihr still gewaltsam die Tränen in die Augen trieb?

Wirklich, sie weinte... —

— Nicht so sitzen! Ich muß etwas tun! ermahnte sie sich.

Lag nicht schon lange die Pflicht auf ihr, Peters Trostbrief zu beantworten, den sie nach ihrem Fiasko am Reichstheater bekommen hatte? — Heute war so recht der Tag, sich solch einer Bürde zu entledigen.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, legte einen Bogen Papier zurecht und tauchte die Feder ein...

Leicht war diese Arbeit nicht. Sie durfte ihrem kranken Vater unter keiner Bedingung zeigen, wie ihr ums Herz war. Mutig und zuversichtlich mußte sie sich stellen und, was sie tief bedrückte, leichthin humoristisch behandeln. — Langsam malte sie große Buchstaben, Zeile für Zeile... — Eine Seite... zwei Seiten... — Vier sollten es mindestens werden, hatte sie sich vorgenommen...

Da klopfte es: — das Dienstmädchen meldete den Doktor Andrian.

„Nein, ich...", sagte Lisa. Dann warf sie die Feder aufs Tintenfaß, klappte die Schreibmappe sorglich über dem begonnenen Brief zu und stand auf. „Ja... sagen Sie dem Herrn, ich... lasse bitten." — Willkommen war ihr auf einmal die Unterbrechung.

Erste Dämmerung floß bereits durch die Fenster. Lisa drehte das elektrische Licht an, daß der kalt graue Vorbote der Nacht sich erschrocken zu Boden duckte, dann plötzlich unter der Decke entlanghuschte — durch sie hindurch — fort!

Ein Blick in den Spiegel... Nein, die Lider waren kaum gerötet. Ein Glätten der Haare mit flüchtigen Fingern...

Als der Doktor eintrat, zog Lisa gerade die dunkeln Fenstervorhänge dicht zusammen.

„Grüß Sie, Lisel!" sagte der junge Mensch und küßte ihr mit lästiger Ausführlichkeit die Hand. „Ein Hundewetter! Da spürt man's erst recht, wie gemütlich Sie's hier herinnen haben. — Bitte...!" Mit eckiger Armbewegung präsentierte er Lisa einen Strauß: fünf Rosen von stark bläulichem Rot, riesige kugelförmige Blüten auf langen, steifen Stielen.

„Ei, die sind aber schön! Danke sehr!" rief sie und fügte mit einem Lächeln hinzu: „Keine Orchidee?"

„Nein, das machten mir ja schon unsere Statisten nach. Und überhaupt: Orchideen sind heute das Erkennungzeichen der Snobs geworden. Und den Snobismus wollen wir doch andern überlassen. — Die Blume der guten Europäer ist heuer die Zentifolie. Ich konnte bloß nirgends welche auftreiben, in dieser Stadt des ewig Gestrigen."

„Ein schweres Leben!" gab Lisa zurück, mit einem matten Versuch, zu scherzen. „Für einen ewig Übermorgigen wie Sie...! — Nun, und sonst, Doktor... was gibt's Neues?"

„Im Gegenteil, ganz was Altes!... Übrigens... Neues... — Daß Hellmann wieder einmal vor der Pleite steht, wissen Sie doch?"

„Ach Gott, Doktor, Hellmann laviert sich schon wieder durch. Regen wir uns nicht auf!"

„O nein, Lisel, nichts liegt mir ferner. Und um Ihnen das zu erzählen, bin ich auch wahrhaftig nicht hier."

„Sondern?"

„Na ja... halt ein bissel plaudern... Man sieht Sie ja gar nimmer... Ich war in den Tagen schon mehrmals da, hab Sie aber nie daheim erwischt..." Andrian stockte. Dann kam es wie aus der Pistole geschossen: „Ich... ich wollte Sie bloß an unsern Kontrakt erinnern."

„Kontrakt?" fragte sie verblüfft.

„Ja, Sie wissen doch, Lisel..."

„Nei — ein...?"

„Lisel, von damals... wie Sie grade nach Berlin kommen sind. Unser Pakt..."

„Der muß sehr einseitig gewesen sein, Doktor. Denn ich bekenne: ich weiß nichts davon."

„Lisel, tuns doch nicht so! — Jedenfalls: ich hab's nicht vergessen. — Hier bin ich! Ich steh Ihnen zur Verfügung!"

„Sehr nett von Ihnen, Doktor, aber... ich weiß wirklich nicht... — Frischen Sie mein Gedächtnis auf!"

„No ja... Sie haben mir doch... Wenn der Stenersen Sie... einmal betrügt — dann soll ich mich wieder melden."

„Ich hätte...?" rief Lisa mit einem kurzen Lachen. Dann erst faßte sie auf, was er eigentlich gesagt hatte. Alles Blut strömte ihr zu Herzen; eine Kälte befiel sie. Aber sie nahm sich zusammen und fuhr, mit vor Zorn ganz dunkeln Augen, fort: „Fangen Sie schon wieder so an? — Darauf hab ich nur eine Antwort...!" Ihr ausgestreckter Arm wies gebieterisch nach der Tür.

„Lisel, Sie sind ja ganz weiß im Gesicht! Wär es denn möglich...? Sie haben wirklich noch nicht gewußt, was das Stadtgespräch von Berlin ist...?"

„Stadtgespräch? — Ihr erbärmlicher Theaterklatsch!" würgte Lisa mühsam hervor, in ganz anderm Ton, als sie eigentlich wollte.

„Sie wußten es nicht? — Ja, in dem Fall, Lisel, bitt ich um Verzeihung. Hätt ich das ahnen können, — nie im Leben natürlich würde ich...!" Der Doktor brach ab und ergänzte die fehlenden Worte dadurch, daß er beteuernd beide Hände mit gespreizten Fingern auf seiner Krawatte übereinanderlegte, wobei er die Schultern hochzog und das Kinn mit einem Ruck vorwärts stieß.

Schnelle Gedanken hetzten sich in Lisa. — Was war das? Was hieß das? — Ach Gott, vielleicht wieder einmal nichts als eine von Andrians typischen Lügengeschichten... — Dennoch ... hatte nicht sie selber schon ganz im geheimen eine Spur eifersüchtigen Verdachtes gehegt? — Heiße Neugier stieß sie, mehr zu erfahren, diesem Menschen da alles zu entreißen, was er wüßte... Aber sie sagte nur: „Wenn Sie nicht sofort gehen, läute ich dem Dienstmädchen!"

Da stand der Doktor auch schon an der Tür. Er deckte den Klingelknopf mit dem Rücken, sein seitwärts gereckter Arm sperrte den Ausgang. — Lisa fuhr auf:



„Was soll das eigentlich heißen? Lassen Sie mich sofort hinaus!"

„Lisel, seins doch vernünftig!" beschwor er sie. „Machens doch kein Aufsehen! — Es ist nun einmal nicht anders... Und... und was können Sie denn Besseres tun? — Nehmen Sie Ihre Revanche! — Lisel, und nehmen Sie mich — — Ein Mann, der Sie auf den ersten Blick geliebt hat...!"

„Pfui, pfui!" Sie stampfte kurz mit dem Fuß auf.

„Oder wollen Sie das ruhig einstecken, Lisel? — Daß er mit der Gerlach über Sie lacht...?"

„Die Gerlach...!" flüsterte sie in ohnmächtigem Erschrecken.

„Ausgerechnet die Gerlach!" trumpfte er auf.

„Pfui!" wiederholte sie. „Sie sind ein..."

„Lisel, es ist kein Grund, sich moralisch zu entrüsten. Sie dürfen, wenn Sie mögen, meine Worte als Heiratsantrag in optima forma betrachten..."

„Ich danke!" Mit beinah staunender Verachtung schleuderte sie ihm das ins Gesicht.

„... denn", fuhr er, wie entschuldigend, fort, „freie Liebe — das ist uns heute ja doch ein Überwundenes, nicht wahr..."

In diesem Augenblick wurde die Tür von außen aufgerissen. Jetzt war die Reihe, bleich zu werden, an Andrian. Auf der Schwelle stand Gunnar. Seine Augen gingen von dem Dramaturgen zu Lisa und wieder zurück...

Er wußte Bescheid.

Drohend trat er auf den ungebetenen Gast zu.

„Was willst du hier?"

„Ich? Nichts! Nur..." stammelte Andrian. Dann aber raffte er sich zusammen und sagte möglichst leichten Tones: „Ich... dachte, du bist... um die Zeit... wo anders."

Gunnar holte mit der rechten Hand zu einer sehr plastischen Gebärde aus.

„Daß du körperlich stärker bist als ich, lieber Stenersen... — Aber Ohrfeigen sind keine Argumente." Unwillkürlich duckte sich der Doktor bei diesen Worten, und sein Ellbogen fuhr in die Parade.

Der Norweger stieß einen sonderbaren Lachlaut durch die Nase, die erhobene Hand fiel klatschend gegen seinen Schenkel; er wendete sich halb ab.

„Du bist freilich zu beklagelich, for daß ich dir hauen konnte. Aber beeile dich, daß du straks draußen kommst, du unverschämter Bajaz!"

„Lieber Stenersen...!" Der lange Mensch warf sich in die Brust. Sogleich aber siegte die Klugheit über diese Aufwallung. Wieder mit krummem Rücken und hölzern hängenden Armen, drückte er sich, die linke Schulter voran, neben seinem bedrohlichen Gegner zum Zimmer hinaus. — Gunnar ließ hinter ihm die Tür ins Schloß dröhnen, riß sie aber im Nu wieder auf: er hatte den Rosenstrauß auf dem Tisch erblickt. Schnell packte er ihn, holte zielend aus und warf ihn seinem Spender nach. Lisa hörte, wie die Blumen mit dumpfem Laut an etwas Weiches prallten und dann kurz zu Boden schlugen...

Sie hatte die ganze Zeit in sehr gerader Haltung dagestanden, die starren, schmerzlich weiten Augen auf Gunnar geheftet; auch jetzt regte sie sich nicht...

Er schloß die Tür diesmal leise, behutsam und machte sich länger an der Klinke zu schaffen, als eben nötig gewesen wäre. Wie er sich dann ins Zimmer wendete, suchten seine Augen zuerst verloren durch alle Winkel... Plötzlich hob sich sein Kinn, er sah Lisa mit übertriebener Festigkeit ins Gesicht und sagte brutal und kampfbereit: „Ja! Gut! Es soll so sein! Ich hatte eine Kaprice!"

„So?" Sie wollte das ganz trocken hinwerfen. Aber es schluchzte verzweifelte Klage und Anklage dahinter.

„Lisa," beteuerte er, auf einmal wieder in unsicherm und etwas weicherm Ton, „es war, das soll Gott wissen, nicht mehr als eine Kaprice."

„Bitte, bitte, ja!" fuhr sie abwehrend auf und fügte schneidend hinzu: „Warum glaubst du, daß mich das interessiert?"

Wenn bei Frost und Windstille in ein überkältetes Wasser ein Stein geworfen wird, schießen knisternd nach allen Seiten Eisnadeln durch den Spiegel und decken ihn in wenigen Augenblicken glatt zu. — So ging es Lisa jetzt.

Dieser starke Stoß brachte alles wieder an die Oberfläche, was ihr Gunnars Eigensucht vom ersten Tage her angetan hatte, ohne daß es ihr in der Fülle ihrer Liebe so sehr schmerzlich zu Bewußtsein gekommen wäre. Eingesargt war das worden mit scheuen Händen und versenkt in die geheimen Tiefen ihres Innern ... für ewig, hatte sie damals geglaubt. — Nun aber dröhnte die Posaune des Leides darüber hin — und die Gräber sprangen auf... alles, alles kam in diesem Augenblick wieder. —

Als wären ihr die Augen mit einem Schlag geöffnet, so starrte Lisa erkennend die Fülle der Bilder an, die in sausendem Flug an ihr vorüberflirrten. — Ja, und tausendmal ja: was sie früher ihre töricht kleinmütigen Stunden genannt hatte — hellsichtige Stunden waren es gewesen; nur ihr graues Licht war es gewesen, das ihr die Wahrheit gezeigt hatte. — Was hatte sie gefesselt an diesen fremden, häßlich komischen Menschen von einer fernen Küste des Lebens? — Ein bißchen Sinnenrausch und eine lange Lüge ihrer erbärmlichen Feigheit!

Dies wurde Lisa der Stab, auf den sie sich stützte, um nicht zusammenzubrechen in ihrer Verzweiflung. Das gab ihr gegen Gunnars hastig sprudelnde Worte eine trostlose, aber unüberwindliche Kraft. So oft er anstürmte — er stieß sich die Hände wund an diesem Panzer aus vereistem Schmerz.

„Dann hast du mich nie geliebt!" schrie er schließlich in unbändigem Zorn.

„Das... mag wohl sein...", fiel es still von ihren Lippen.

„So holt es der Teufel!" knirschte er.

Hochmütig streifte ihr leerer Blick sein Gesicht von oben nach unten. Das war beredter, als Worte hätten sein können.

„Das ist das vordammte Philisterblut! Das hast du von dein Vater!"

„Laß meinen Vater aus dem Spiel!" gab sie ohne eine Spur von äußerlicher Erregung zurück.

„Ja," brüllte er, „du hast dir nur verirrt zu freie Menschen!"

Sie zitterte. Aber sie sagte nur: „Du hast recht. Es war wohl eine Verirrung."

„So soll ich wahrscheinliche Weise gehen?" schnauzte er sie an.

„Du kannst ruhig bleiben", antwortete sie. „Ich gehe."



„Gut!" stieß er hervor und machte ein paar schnelle Schritte auf die Tür zu. Gleich jedoch kam er zurück. „Lisa," sagte er tastend, „es ist wahrhaftig kein Ohrfach, daß du über Judith Gerlach jaloux sein mußt. Wann ich ihr lieben sollte... Aber bei Gott: das ist nicht untreu, das ist nur..."

„... eine Laune, ich weiß schon!" ergänzte sie trocken. „Gib dir keine Mühe! Es ist nicht nur das... — Schon lange... Eins kommt zum andern... — Das war nur das Ende. — Wir gehören nicht zusammen. Geh nur zu... Judith! Jeder zu seinesgleichen."

„Und du zu Andrian, der ‚kultiveerte' Aff!" schrie er plötzlich, und es sah aus, als wolle er sich auf sie stürzen.

„Ja, schlag mich!" flüsterte sie, zitternd vor Empörung. „Das war das einzige, was noch gefehlt hat!"

Ein Röcheln der Wut brach aus seiner Kehle. Er wendete sich kurz um und ging.

Lisa hörte die Zimmertür und gleich darauf die Flurtür hinter ihm ins Schloß donnern. Sie war allein.

Da zersprang der Stab, der sie aufrecht gehalten hatte, zu Splittern. Mit einem hell und leise wimmernden Klagelaut sank sie zusammen. Sie lag auf dem Teppich, die Finger ineinandergekrampft, ihr Leib bäumte sich in kurz abgerissenen Zuckungen...

Alles, alles verloren! Und keine Hoffnung!...

* * *

Wie sie eigentlich zuerst in das bescheidene Gasthofzimmer gekommen wäre, darinnen sie nun seit vierzehn Tagen hauste, fragte sich Lisa oft, mit einem Staunen, so dumpf und müde, daß es gar nicht nach Antwort suchte. In Dämmerung versunken war alles, was sich an jenem entscheidenden Abend noch begeben und was sie getan hatte, nachdem Gunnar von ihr gegangen war.

Warum saß sie mitten in dieser wildfremden Stadt in dem noch fremderen Hotel?

Sie hatte sich von Kind an nie für eine richtige Süddeutsche gehalten — jetzt fühlte sie auf einmal, daß sie es dennoch war, mit jeder Fiber ihres Wesens — wußte sie, wo ihre Welt lag, wohin sie gehörte, sie, Peter Olais Tochter, das Kind des Tegernseer Landes.

Dies war die Kraft, die sie im Leben festhielt trotz dem Verzweifeln an ihrer Liebe und ihrer Kunst. — Da drunten in dem kleinen Haus auf der Hainzenhöhe war ihr noch eine Zuflucht bereitet, da saß, der ihr immer der Nächste gewesen war, und wartete nur auf sie — einer, der sich mit dem Tod schon auf Du und Du stand, und dessen zitternde Hände sie dennoch stützten, ob sie gleich fern von ihm war und er nicht wußte, wie hart die Fremde sie geschlagen hatte.

Das war der einzige Weg nach der Zukunft, den Lisas Gedanken — zag tastend — zu schreiten vermochten: — aufgehen in der Pflege des kränkelnden Vaters, seinem Alter vergelten, was er an ihrer Jugend getan, und — von ihm lernen, selber zu altern ohne Bitterkeit über ihr verfehltes Leben.

Wahrlich, noch stand vor ihr eine Aufgabe, wert, dafür die kommenden grauen Jahre über sich hingehen zu lassen; ganz verarmt war sie nicht...

Zum drittenmal in ihrem Leben — mit einem tieferen Sinn jetzt, ernster, leidenschaftlicher — sprach sie die Worte vor sich hin: „Peter, du darfst mir nicht sterben!"

Nein, er würde leben! Noch lange! — Schließlich müßte sich die Wut des Unglücks müde gerast haben... Es könnte ihr nicht noch das Letzte geraubt werden, was sie besaß...

Bei Peter war ihr Platz, das wußte Lisa — den Entschluß zur Heimfahrt gewann sie sich nicht ab. Selbst dazu fehlte ihr der Mut, den Kranken, den sie natürlich nicht überraschen durfte, langsam auf ihr Kommen vorzubereiten.

Am Tag nach ihrer Trennung von Gunnar schon hatte sie einen Anlauf genommen, es zu tun — er war mißglückt. — Als sie ihre Mappe zur Hand nahm, war daraus der Brief zu Boden geglitten, bei dem Andrian sie damals unterbrochen hatte. Sie las diese künstlichen Phrasen mit einem Gefühl des Ekels und riß den Bogen in kleine Fetzen. Ganz, ganz anders müßte sie Peter schreiben...

Doch die Frucht stundenlangen Bemühens war schließlich nur eine kurze Postkarte gewesen:

Lieber Peter,

darum verlieren wir den Kopf noch lange nicht. Die Berliner werden schon noch in mich sauern Apfel beißen lernen müssen. Hierüber bald Näheres! Heute nur in Eile die Nachricht, daß sich meine Adresse geändert hat. Die Pension „Nirwana" war sehr geräuschvoll und gar nicht nett. Vorübergehend wird jetzt in einem alten kleinen Hotel gehaust. Dort würde ich mich gern durch Nachrichten von Dir treffen lassen.

Herzlichst
Deine — Gott sei Dank auf die Füße — durchgefallene
Lisa.

Also der gleiche verlogen scherzhafte Ton wie in dem Brief, den sie zornig vernichtet hatte... Und für ihr Ziel war dadurch nichts erreicht...

Trotzdem schickte Lisa die Karte ab, aus einer Art von Schamgefühl aber, und damit kein Unberufener sie läse, unter Kuvert.

Dies war ihre letzte Nachricht nach Hause gewesen, und sie hatte bis heute keine Antwort darauf.

Abend für Abend nahm sie sich vor, am nächsten Tag einen richtigen, ehrlichen Brief an ihren Vater zu schreiben — und verschob es doch immer wieder.

Lebte am Ende in einem heimlichen Winkel ihres Innern noch ein Schatten der Hoffnung, es könnte ein Wiederfinden geben zwischen ihr und dem treulosen Mann? — Fast entsetzt abwehrend schüttelte sie den Kopf, wenn dieser Gedanke hie und da schüchtern an das Tor ihrer Träume pochte... — Die Briefe, die anfangs von Gunnar kamen, hatte sie uneröffnet zurückgeschickt; wollte er sie persönlich bestürmen, so wurde er schon unten von dem Portier abgewiesen...

Dennoch... wer kennt die verstohlensten Wünsche seines eigenen Herzens?...

In schwerer Tatlosigkeit sah Lisa die Tage an sich vorübergleiten, und nicht von fern schimmerte ihr ein Ende ihrer düstern Reihe. Kaum ein halbes Leben war dieser Zustand zu nennen; und wie er nun Wochen anhielt, so könnte er Jahre dauern, wenn sie sich nicht aufraffte... — Kam ihr das zu Bewußtsein, so fühlte sie wohl Gewissensbisse; sie schalt sich ob ihrer trägen Schwäche — blieb aber taub gegen das eigene Schelten...

Lisa wußte nicht, daß eben dies das Rechte war, daß ein sehr feines und kluges Gefühl sie zwang, ihren Schmerz nicht vorschnell zu zerstreuen und zu töten, son-



dern sich still in seine mächtige Hand zu geben, ihn von innen heraus an sich meißeln zu lassen... Denn nur so formt er uns das neue Gesicht, legt er in die Tiefe unserer Augen den wissenden Blick, daran sich die ganzen Menschen erkennen...

* * *

Lisa fuhr zusammen. Hatte es da nicht geklopft? — Törichte Schreckhaftigkeit...! Es war natürlich der Zimmerkellner. Mühselig machte sie ihre Stimme frei, um „Herein!“ zu rufen.

„Telegramm, bitte!“ flüsterte der Kellner.

„Ein Telegramm!“ schrie Lisa auf. Dann aber meinte sie sich ein unbesorgtes Lächeln schuldig zu sein. Steif und hölzern genug fiel es freilich aus... — „Danke, es ist gut“, sagte sie.

Nach einem tiefen Ein- und Ausatmen straffte sie endlich ihre Schultern und warf das Kinn empor; sie riß die Depesche auf und las: „Vater ernstlich krank. Sofortiges Kommen erwünscht. Tante Inga.“

Lisa sank in den nächsten Stuhl, betäubt von der Wucht der Nachricht.

Plötzlich sprang sie auf, klingelte und ließ sich das Kursbuch bringen. Großer Gott: fast drei Stunden noch, ehe sie reisen könnte...!

Als sie endlich — immer noch viel zu früh — das Hotel verlassen wollte, reichte ihr der Portier wieder ein Telegramm, das soeben gekommen wäre.

Es brachte nichts Neues; es erhöhte nur die Angst. „Zustand äußerst bedenklich. Mußt sofort reisen.“

Wozu dieser zweite Ruf...? — Daß sie auf den ersten nicht gezögert hätte, könnte sich Tante Inga wohl denken.

Um Gottes willen: — war Peter schon tot? Sollte das eine langsame Vorbereitung auf die schlimmste Kunde bedeuten?

Nein, das konnte, das durfte nicht sein!...

* * *

Kaum lichtete sich die Nacht ein wenig, da stand Lisa schon fertig angezogen am Fenster. Sie sah das Blau der kalten Frühe — unendlich langsam — in der Fahlheit des Morgens ertrinken, sah, zum erstenmal seit Jahren, im Osten das rosige Gold steigen und wachsen, das die junge Sonne verkündet, sah es den letzten, grünsilbernen Stern verschlingen — Peters Stern — um dann selbst zu ersterben unter dem Schritt der Königin, deren Strahlenblick die schauernde, dampfende Welt unterjochte, die herbstliche Buntheit der Wälder aufrauschen ließ in feierlich frohen Fanfaren ihres Sieges...

Hin und her warf es Lisa von fiebernder Hast zu dem Wunsch, sich noch lange so durch die Welt tragen zu lassen, bis sie die zerschmetternde Bestätigung dessen bekäme, was sie im tiefsten längst wußte...

Mächtig wurde die Ungeduld wieder, als der Zug in Nürnberg längeren Aufenthalt hatte. — Wie langsam der große Zeiger da oben schwankend von Strichlein zu Strichlein sprang.

Den Bahnsteig herunter kam ein halbwüchsiger Junge gelaufen, der mit überschriener Stimme die neuesten Zeitungen ausrief.

Lisa nahm das Blatt, das er ihr entgegenhielt, ohne Gedanken und gab ihm das Geldstück.

Als der Zug wieder fuhr, setzte sie sich und entfaltete die Zeitung. Hie und da überflog sie eine Notiz, ohne sich ihres Sinnes bewußt zu werden. — Plötzlich schrie ihr mitten aus einer neuen Seite eine Überschrift entgegen, die nicht einmal besonders auffallend gedruckt war. „Peter Olai“ stand da, mit einem Kreuz dahinter.

Lisa sank in sich zusammen und las:

„Wie uns kurz vor Redaktionschluß ein Telegramm meldet, ist heute nacht um 11¼ Uhr auf seiner Besitzung Hainzenhöhe am Tegernsee der bekannte Schriftsteller Peter Olai nach längerem Leiden am Schlag gestorben. Wir kommen auf das hervorragende Wirken des Verblichenen, der unter unsern lebenden Romanciers mit an erster Stelle gestanden, im heutigen Vorabendblatt in einem Artikel aus berufener Feder noch ausführlich zurück.“

„Ich wußte es!“ seufzte Lisa beinah apathisch.

Tränen fand sie keine. Dumpf ließ sie den Schmerz in sich lasten. Sie wehrte der Klarheit bewußten Erkennens. Sie wollte Peters Tod nicht für wahr halten, wünschte sich keine lösende, befreiende Hingabe an das Leid. Erdrücken von innen heraus sollte es ihr leeres, unnützes Leben...

(Fortsetzung folgt.)

Bunkern ... „Rein Schiff“.

Von C. Lund. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von A. Renard, Kiel.

Die Kohlenübernahme oder die Bekohlung, das Bunkern, wie der schiffstechnische Ausdruck lautet, ist der mit peinlicher Regelmäßigkeit wiederkehrende Dienstzweig, dem sich doch niemand zu entziehen vermag. „Aber die Offiziere brauchen doch bei der Bekohlung ihrer Schiffe nicht etwa selbst Hand anzulegen?“ höre ich fragen. Das zwar nicht, aber sie müssen dabei sein, müssen die Anbringung der Löschvorrichtungen, die Verteilung der außen- und binnenbords beschäftigten Mannschaften überwachen, das genaue Quantum der übernommenen Kohlen feststellen, die Verstauung in den Bunkern kontrollieren und somit an der Belästigung, die der alles durchdringende und überziehende Staub im Gefolge hat, in vollem Umfang teilnehmen.

Vor dreißig und mehr Jahren, als unsere Kanonenboote, Korvetten und Fregatten noch volle Takelage führten und auf längeren Uebungsfahrten mehr unter Segel als unter Dampf waren, konnte an Kohlen gespart werden, so daß eine Auffüllung der Bunker nicht allzu oft erforderlich wurde. Heute aber, wo die Segel fehlen und die riesigen Maschinen der großen Kreuzer und Schlachtschiffe ungeheure Kohlenmengen verschlingen, spielt die schnelle Ergänzung der Bunkervorräte besonders für den Kriegsfall die größte Rolle, denn ohne genügendes Heizmaterial ist auch das bestarmierte Kriegsschiff, einerlei welchem Typ es angehört, für den Gang der Operationen nichts als ein mehr oder minder großes Hemmnis.

Nicht ohne Grund haben daher im letzten Jahrzehnt die Marineverwaltungen aller Länder der Bekohlungsfrage die größte Aufmerksamkeit gewidmet und Einrichtungen getroffen, die das Bekohlen ganzer Ge-



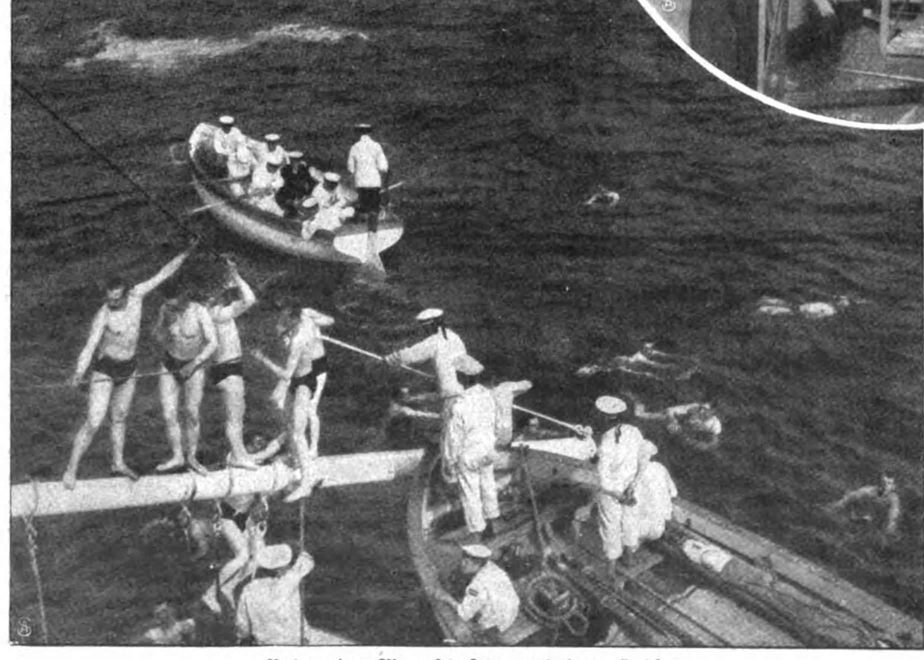
Das Deck wird gescheuert.

schwader auf hoher See ermöglichen und das Anlaufen eines Hafens unnötig machen. Dennoch wird schon aus Sparsamkeitsgründen die Bekohlung des einzelnen Schiffes im Hafen die Regel bleiben, womit jedoch nicht gesagt ist, daß für diesen Zweck ausschließlich die Kriegshäfen in Frage kommen müssen.

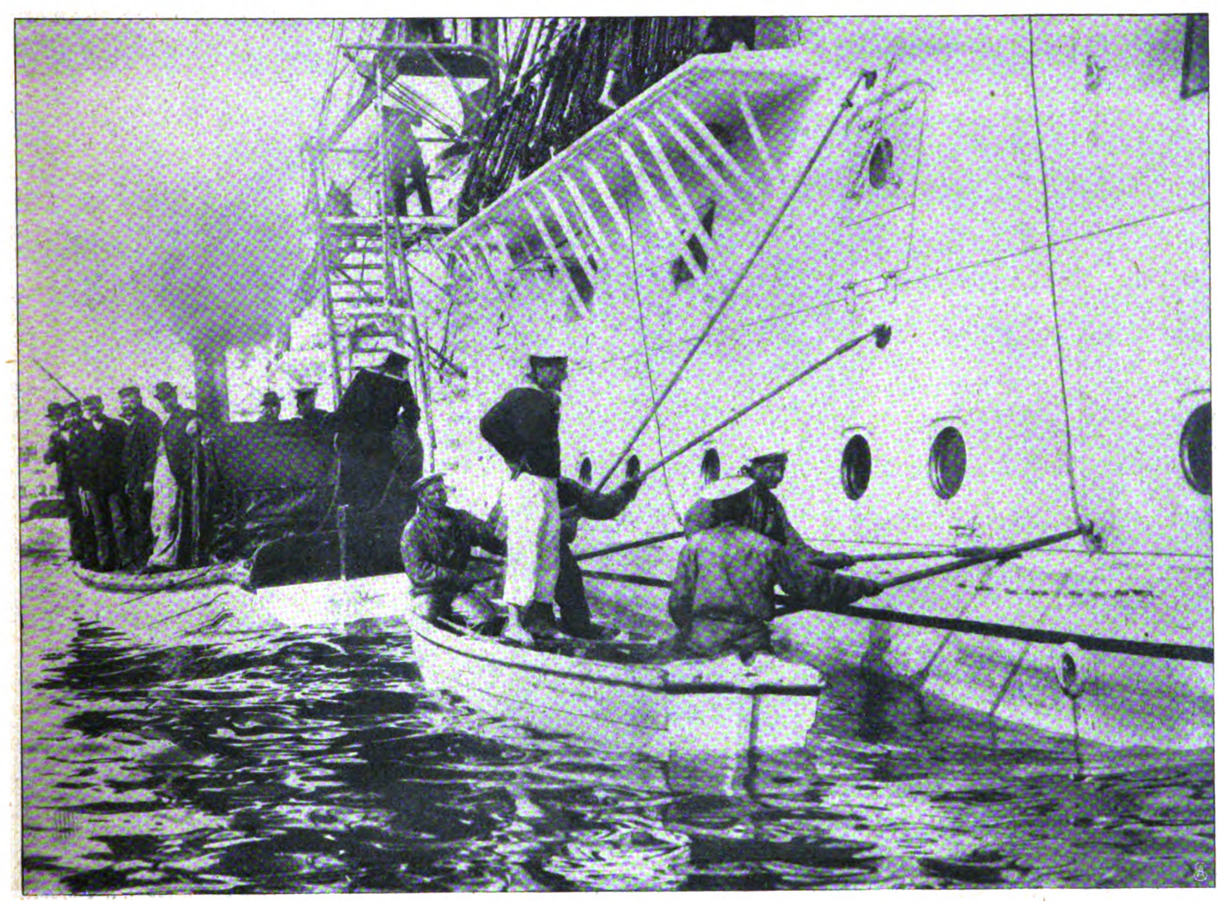
Meistens werden die Kohlen in großen Prahmen angeliefert, die so neben dem Schiff vertäut werden, daß die Uebernahme über beide Bordseiten zugleich erfolgen kann. Das Quantum richtet sich natürlich nach der Größe und dem Typ des Schiffes, wobei jedoch bemerkt werden mag, daß die modernsten Typen, deren Schnelligkeit eine sehr große ist, im Verhältnis viel mehr, etwa das Drei- bis Vierfache, an Kohlen gebrauchen als die älteren, weshalb sie nicht nur entsprechend größere Bunker, sondern auch viel leistungsfähigere „Winschen" (Winden) besitzen. In der Regel beginnt das Bekohlen mit dem ersten Tagesgrauen, damit die Arbeit bis zum Abend vollendet sein kann. Achthundert bis tausend Tonnen werden in sechs bis acht Stunden bewältigt.

Bei den Schloten und Geschütztürmen.

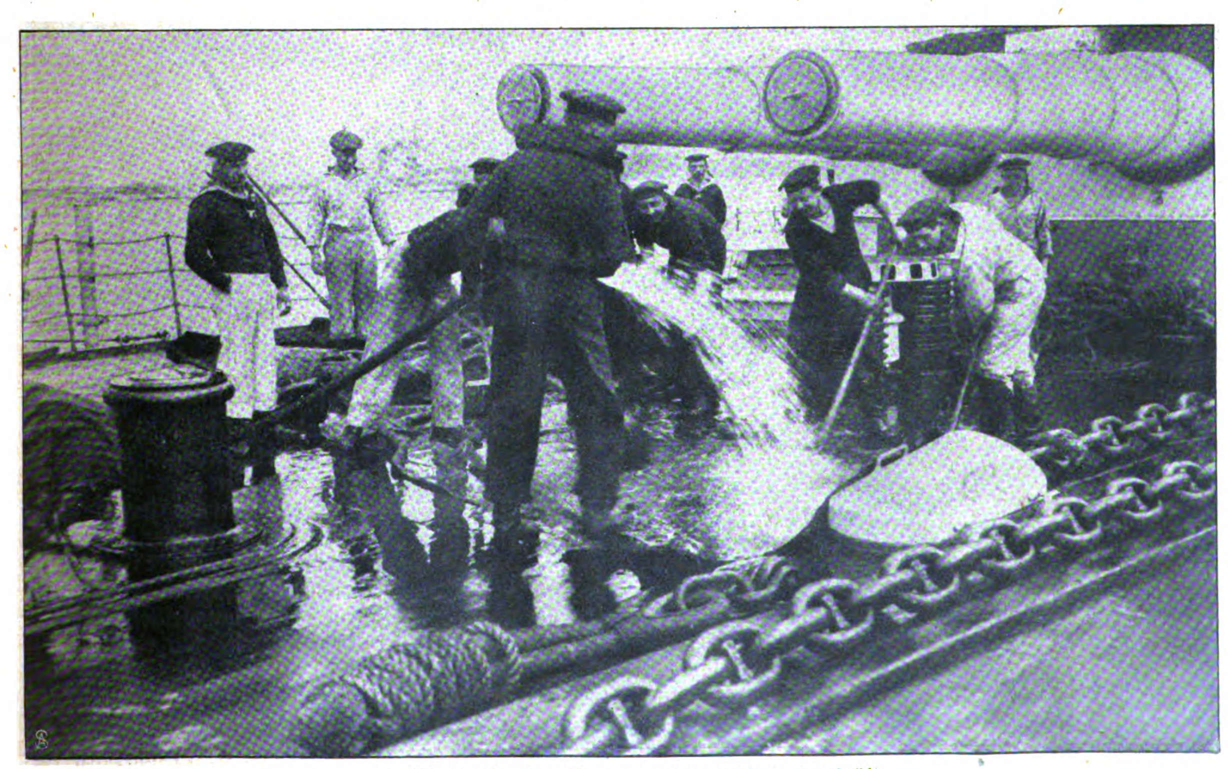
Aber welch ein Bild gewährt auch solches Bunkern! Unaufhörlich rattern die Maschinen, rasseln die Winden, klirren die Ketten, kreischen die Ladebäume, surren die Seile. Pfeifensignale gellen, Warnungsrufe ertönen. In fast gleichmäßigem Takt steigen die gefüllten zentnerschweren Körbe an der Bordwand in die Höhe, um, von kräftigen Fäusten gepackt, ihren Inhalt prasselnd in die trichterförmigen Schütten zu entleeren und zu neuer Füllung in die Tiefe zu



Baden der Mannschaften nach dem Kohlen.



Außenbordreinigung.



Die Schutzdecken der Kanonenrohre werden abgespült.

gleiten. Die auf den Prahmen stationierten Leute arbeiten im Schweiß ihres Angesichts. Schon nach der ersten Stunde gleichen sie berußten Köhlern. Manche haben sich eine Art Kappe über den Kopf gezogen, die Offiziere auch wohl Tücher um den Hals gebunden, um dem Schmutz soviel wie möglich zu wehren. Von Zeit zu Zeit erscheint bald an der Steuer-, bald an der Backbordseite der „Erste", um den Fortgang der Arbeit in Augenschein zu nehmen und die getroffenen Vorkehrungen prüfenden Auges zu überfliegen. Alles klappt, kein Zwischenfall hat sich ereignet.

Inzwischen ist der an Backbord vertäute Prahm völlig entlöscht. Auf ein vom Schiff aus gegebenes Signal naht alsbald ein kleines Dampfboot, um das leere Fahrzeug ins Schlepptau zu nehmen. Die auf dem Prahm befindlichen Mannschaften entern an Bord ihres Schiffes zurück, auf dem sie sich Gesicht und Hände reinigen und vor allem



Bei der Bekohlung.



Im Kohlenprahm.

die Luftwege säubern. Der Kommandant hat angeordnet, daß den Leuten außer der Zeit Kaffee gereicht werden soll. Diese Fürsorge wird dankbar anerkannt und der Kaffee in vollen Zügen geschlürft. Bald erscheinen auch die Mannschaften der Steuerbordwache, die ebenfalls mit ihrer Arbeit fertig sind. Auch sie sprechen in aller Eile dem Kaffee zu, denn in wenigen Minuten schon kann das Signal „Rein Schiff" ertönen. Die Reinigungsarbeiten werden von den Deckoffizieren und den Maaten geleitet. Diese haben ihre Vorbereitungen bereits getroffen. In der Nähe des Maschinenraumes stehen große Kübel voll Wasser, das mit Dampf heiß gemacht ist. Pützen, Schwabber, Besen, Spültücher, kurz- und langgestielte Bürsten liegen bereit. Da ein gellendes Pfeifensignal, das durch alle Räume des Schiffes tönt. Rasch eilen die Leute aus der Back an Deck, um in Korporalschaften anzutreten. Bald sind letztere ver-

teilt, denn außen- und innenbords gibt's Arbeit die Fülle. Boote werden ausgeschwungen, zu Wasser gelassen und bemannt. Aus Riemen und Brettern richten die Insassen Stellagen her, auf denen die Kübel mit heißem Wasser und sie selbst Platz finden können, um ihre Kunst an den Bordwänden, Bullaugen und Kabinenfenstern zu versuchen (Abb. S. 1793).

Das lebhafteste Treiben aber entwickelt sich auf dem Deck und seinen zahlreichen Aufbauten. Wie wimmelnde Ameisen klettern die Leute an den Aufbauten, den Geschütztürmen, Schloten umher (Abb. S. 1792). Jene Gruppe dort hat die Schutzdecken zweier Geschützrohre herabgenommen und auf dem Deck ausgebreitet. Ein Obermatrose richtet den Schlauch der Maschinenpumpe auf die Decken, und ein mächtiger Wasserstrahl ergießt sich über die Persennige (Abb. S. 1793). Natürlich werden auch die Boote überholt, die Riemen und die bei der Bekohlung benutzten Werkzeuge und Geschirre einer gründlichen Säuberung unterzogen; kein Fleckchen entgeht dem Seifenbad. Schließlich ist man fertig. Wenige Minuten nach 6 Uhr kann dem „Ersten" „Rein Schiff" gemeldet werden. Alsbald erscheint er an Deck, um das Schiff zu inspizieren. Nach dem Rundgang nickt er befriedigt; der Befund hat wieder einmal gezeigt, daß er sich auf seine Deckoffiziere verlassen kann.

„Die Mannschaften wünschen wohl ein Bad zu nehmen?" fragt er den ihn begleitenden Oberbootsmann.

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant."

Eine Viertelstunde später entwickelt sich rings um das sauber daliegende Schiff ein fröhliches Treiben. Von den Backspieren und Booten aus springen die schwimmkundigen Leute in die kristallklaren Fluten der Förde.

Bilder aus aller Welt.

Dr. Oppenheimer in Würzburg, der vor kurzem seinen 70. Geburtstag unter großer Beteiligung feierte, gehört zu den tüchtigsten und angesehensten Frauenärzten der Stadt.

Die Eltern des Dichters Ludwig Fulda konnten kürzlich ihre goldene Hochzeit begehen. Ihr berühmter Sohn ist im zweiten Jahr ihrer Ehe geboren worden.

Am 1. Oktober trat der Geh. Justizrat Dulheuer, Dortmund, nach 56jähriger Tätigkeit als Richter in den Ruhestand. Er wirkte in Dortmund 42 Jahre, davon zwei Jahrzehnte als Landgerichtsdirektor. Der Geh. Oberfinanzrat Dulheuer, Vortragender Rat im Finanzministerium, ist ein Sohn dieses hochverdienten Veteranen der preußischen Justiz, der wohl zu den ältesten preußischen Richtern gehört.

Kürzlich versammelten sich in Königsberg i. Pr. viele höhere Forstbeamte und gelehrte Fachleute aus allen Teilen des Reiches, um dort an der 12. Hauptversammlung des Deutschen Forst-Vereins teilzunehmen.

Die große Stettiner Buchhändlerfirma Léon Saunier, an deren Spitze seit 16 Jahren

Hofphot. Dittmar.

Dr. Oppenheimer,
beliebter Würzburger Frauenarzt, feierte seinen 70. Geburtstag.



Hofphot. Voigt.

Karl u. Klementine Fulda,
die Eltern des bekannten Dichters, begingen ihre goldene Hochzeit.



Geh. Justizrat Dulheuer,
tritt nach 50jähriger Dienstzeit als Richter in den Ruhestand.



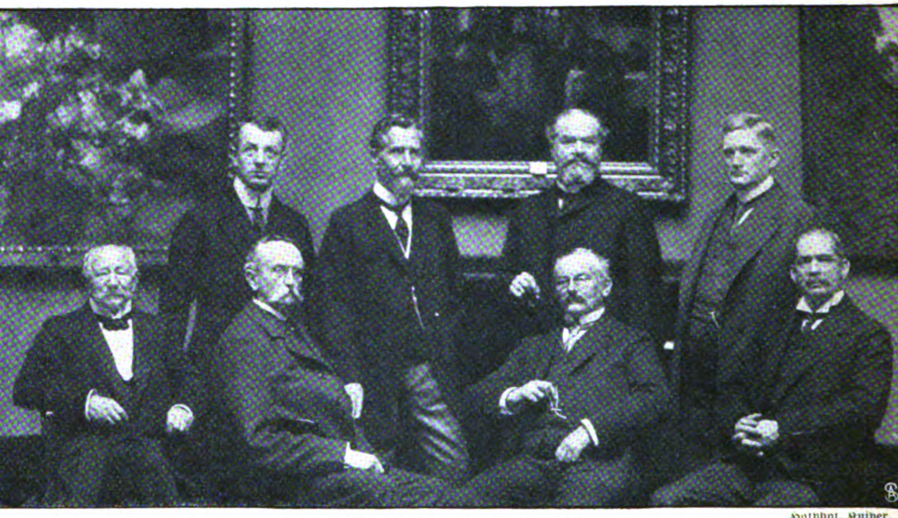
Obere Reihe von links: Prof. Dr. Martin, Tharandt. v. Kalckstein, Schultitten (Ostpr.). Schirrmacher, Kgl. Oberforstmeister, Breslau. Frhr. v. Harthausen, Bonn a. Rh. v. Sydow, Oberforstmeister, Königsberg i. Pr. Prof. Dr. Endreß, München. v. Massenbach, Oberforstmeister, Berlin. v. Bentheim, Geh Reg.-Rat, Hannover. Modersohn, Kgl. Oberforstmeister, Allenstein (Ostpr.). Steiner, Forstmeister, Fritzen. Euleteld, Forstrat, Lauterbach. — **Zweite Reihe:** Speidel, Forstrat, Stuttgart. Exz. Graf Dönhoff, Friedrichstein (Ostpr.). Zacher, Forstmeister, Mehlauken (Ostpr.). v. Braza, Ministerialdirektor, München. Wächter, Landforstmeister, Berlin. v. Fürst, Forstdirektor, Aschaffenburg Böhm, Reg.- und Forstrat, Königsberg i. Pr. Möhnicke, Oberförster, Neu-Sternberg (Ostpr.). Wichmann, Kgl. Oberförster, Alt-Sternberg (Ostpr.). Dr. Wappes, Regierungsdirektor, Speyer.

Teilnehmer an der XII. Hauptversammlung des Deutschen Forstvereins in Königsberg.



Paul Saunier,
Inhaber der bekannten Stettiner Buchhandlung, die das Fest ihres 75jährigen Bestehens beging.

Herr P. Saunier steht, feierte ihr 75jähriges Geschäftsjubiläum. An dem Fest, durch das der Jubeltag begangen wurde, nahmen die Geschäftsfreunde des Hauses und auch die Spitzen der Stettiner Stadtverwaltung teil.



Hofphot. Kniper.

Die Magdeburger Kunstschau.
Von links obere Reihe: Prof. Bosselt, Richard Vogel, Geh. Baurat Peters, Museumsdirektor Dr. Volbehr.
Untere Reihe: Meyer-Zschiesche, Lippert, Oberbürgermeister Reimarus, Dr. Gru on.

Zur Gründung des neuen Ausstellungsgebäudes in Magdeburg.

Unsere Gruppenaufnahme von der Magdeburger Kunstschau zeigt die Persönlichkeiten, die sich um die Errichtung des prächtigen neuen Ausstellungsgebäudes des Magdeburger Kunstvereins verdient gemacht haben, in dem von nun ab in der Wintersaison wechselnde Kunstausstellungen abgehalten werden sollen.

Die Tänzerin Bolaschowo gehört zu den berühmtesten Sternen des russischen Balletts. Auch in Westeuropa hat man sie viel bewundert.

Die deutsche Oberlehrerschaft hat dem großen Philosophen und Pädagogen Friedrich Paulsen auf dem Fichteberg in Steglitz ein Denkmal gesetzt. Das Werk stammt von dem Bildhauer Erich Schmidt-Kestner.

Die bekannte russische Tänzerin Bolaschowo
während einer Pause hinter den Kulissen.



Das Friedrich-Paulsen-Denkmal
auf dem Fichteberg in Steglitz bei Berlin.

Die Ehrung eines großen Philosophen und Pädagogen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 43. | Berlin, den 28. Oktober 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.



Die sieben Tage der Woche.

19. Oktober.

In Berlin stirbt, 59 Jahre alt, der frühere Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Stemrich.

Bei der Reichstagsersatzwahl für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Hug in Konstanz-Meßkirch-Stockach wird eine Stichwahl zwischen den Kandidaten des Zentrums und der Nationalliberalen notwendig.

Die türkische Kammer spricht in geheimer Sitzung dem Großwesir Said-Pascha mit 125 gegen 60 Stimmen ihr Vertrauen aus.

Vor Holtenau stößt das von See kommende Linienschiff „Hessen" mit dem nach Petersburg bestimmten Dampfer „Argo" zusammen, der erhebliche Beschädigungen erleidet.

Bei Hankau vertreiben die Aufständischen die Regierungstruppen aus ihrem Lager und verschanzen sich darin.

20. Oktober.

Der Reichstag überweist das Gesetz über die Privatbeamtenversicherung der Kommission, die auch die Reichsversicherungsordnung vorberaten hat.

Die Italiener besetzen nach langer Beschießung und schweren Kämpfen Benghasi an der tripolitanischen Küste.

21. Oktober.

Die chilenische Regierung sendet 7000 Mann an die peruanische Grenze.

Aus Saloniki wird nach London gemeldet, daß zwischen Türken und Bulgaren ein heftiges Gefecht stattgefunden hat, das drei Stunden dauerte.

Der Kaiser kehrt von seiner Rheinreise nach dem Neuen Palais bei Potsdam zurück.

Auf Schloß Parma in Schwarzau findet die Vermählung des Erzherzogs Karl Franz Josef mit der Prinzessin Zita von Bourbon-Parma statt (Abb. S. 1805).

22. Oktober.

Bei den ersten Landtagswahlen in Elsaß-Lothringen erobert die meisten Sitze das Zentrum, nächst ihm schneiden die Sozialdemokraten am besten ab.

In Peking wird die erste chinesische Nationalversammlung im Namen des Regenten von dem Prinzen Shihto mit Verlesung einer Thronrede eröffnet, die den Wunsch hervorhebt, eine konstitutionelle Regierung durchzuführen.

Aus Hankau wird gemeldet, daß die Aufständischen Itschang ohne Widerstand besetzt haben, und daß die am Jangtse gelegenen Städte im Osten der Provinz Hupeh gleichfalls in ihren Händen sind.

23. Oktober.

Im Reichstag lehnt der Reichskanzler von Bethmann Hollweg bei Beantwortung der Teuerungsinterpellationen eine Suspendierung der Zölle und Aufhebung der Grenzsperren für Vieh ab.

24. Oktober.

In Hannover halten die preußischen Handwerkskammern eine Konferenz ab.

Aus Mattaroa bei Barcelona kommen Nachrichten über einen blutigen Zusammenstoß zwischen katalonischen Republikanern und Radikalen.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus gibt der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch Erklärungen über den Italienisch-Türkischen Krieg, im englischen Unterhaus lehnt der Premierminister die Antwort auf eine Frage darüber ab.

Die kretische Regierung tritt nach einer stürmischen Kammersitzung zurück.

25. Oktober.

Aus Tripolis wird gemeldet, daß der zweite Kawaß des deutschen Konsulats, ein Neger, wegen Verwundung eines italienischen Soldaten standrechtlich erschossen wurde.

❧ ❧ ❧

Die Revolution in China.

I. Das Reich der Mitte.

Von A. von Teichmann und Logischen.

Während wir uns in Europa in einen Familienzwist arger Art hineingesteigert haben, gelangen ernste Nachrichten über eine Revolution in China zu uns. Ein wohlvorbereiteter Aufstand ist ausgebrochen; wird er sich durchsetzen, was könnte er bringen, und wie sollten wir uns ihm gegenüber verhalten?

Chinas Situation scheint eine überaus traurige. Der alte vortreffliche Staatsmechanismus ist gründlich vernachlässigt und verdorben. Wohin man sieht, in der Verwaltung und der Rechtspflege Bestechlichkeit oder Aussaugung. Der aus Europa kommende, von schlitzäugigen und zerlumpten Kulihaufen umdrängte Reisende empfängt nach den ersten Informationen einen traurigen Begriff von der moralischen und wirtschaftlichen Lage des Volkes. Erklärlich erscheint es ihm, wenn die Fremden aus dem militärisch ungeschulten und plumpen Leib sich fette Bissen schneiden, und er meint wohl, daß das Reich der Mitte ein großartiges Kolonisationsobjekt für uns sein könnte, das unserm Expansionsbedürfnis lange genügen müßte. Bei näherem Studium aber zeigt sich, daß die trägen und zerlumpten Massen die Erben einer Kultur sind, die sich vier Jahrtausende ununterbrochen fortentwickelt hat und alle Stürme siegreich überwand, die sie von innen und von

außen wahrlich nicht verschonten. Rastlos wurde der verwirrende Einfluß der Demoralisation des alten Feudalsystems beseitigt, und alle die fremden Eroberer, die China beherrschten — es hat bezeichnenderweise nicht an solchen gemangelt — wurden bald assimiliert und dann innerlich haltlos auch militärisch überwunden. Große, nicht nach persönlichem Ruhm geizende Männer bauten an diesem Reich und halfen ihm nach Zeiten des Verfalls immer wieder zu neuer Größe und weiterem Umfang. Woher aber nahmen die Chinesen die moralische Kraft zu solcher Zähigkeit, woher den kulturellen Kitt, der die weiten Landstriche zu einem Begriff verband? Der große Lehrer ihrer Moral war Kungdse (Konfuzius), der um 600 v. Chr. lebte. Seine Lehre hält sich fern von metaphysischen, im Zeitengeist wandelbaren Fragen, sie verträgt sich wohl mit jeder Religion. Er war kein Neuerer, sondern ein Ueberlieferer, und die fünf Tugenden seiner Lehre: Kindesliebe, Rechtlichkeit, Schicklichkeit (Zeremonien), Weisheit und Treue, bilden noch heute unverrückt die Grundpfeiler des sittlichen und staatlichen Lebens in China. Die Lehre war kein logisches System, doch wuchs sie sich zu festen Normen, allerdings auch zu starrem Formalismus aus. Wir finden in China eine ungeheure Volksvermehrung, die erste und wichtigste Grundlage jeder Entwicklung, wir sehen keine sozialen Differenzen, denn dem Niedrigsten steht der Weg zu den höchsten Aemtern im Staat offen, wenn er durch Examina den Befähigungsnachweis erbringt, wir bewundern die geschäftliche Zuverlässigkeit, die Heimatliebe und ein hohes persönliches Ehrgefühl. Tatsächlich ist unsere Kolonisation in China schon zum Stehen gekommen, wir stoßen dort auf eine uralte, uns wesensfremde Kultur, die sich unveränderlich in einer Linie fortentwickelt hat — noch heute zahlt man mit den gleichen Münzen, die schon zu Christi Zeiten Kurantgeld waren — während wir wohl gewaltige technische Errungenschaften machten, aber nur Trümmer vernichteter Kulturen mühsam nach langen Zeiten der Barbarei aus Ruinen bargen. Unsere germanischen Ahnen wählten nach der Eroberung Roms den gefährlichsten aller Wege, den mittleren, sie zerstörten weder völlig noch nahmen sie ganz in sich auf, was Rom geschaffen hatte. Dantes Traum einer Universalmonarchie wurde durch China, der geographisch freilich begünstigten großen Kulturquelle des Ostens, bis zu einem gewissen Grade verwirklicht. Erstaunt fragen wir uns, ob sich denn ein Land von solchen Grundlagen nicht aus der traurigen Lage befreien kann, in der es sich befindet.

Seit Jahrzehnten schon durchschütteln den alten Staatskörper lebhafte Zuckungen. Die Mandschus sind längst von der chinesischen Kultur aufgesogen, und ihre Sitte und Sprache bestehen nur künstlich fort. Ihre Herrschaft scheint sich innerlich überlebt zu haben wie die mancher fremder Dynastien vor ihnen auf dem Drachenthron. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachen dann auch große Revolutionen aus, und in Nanking etablierte sich der Tinn wang (Himmelskönig), der mehr als ein Jahrzehnt dort herrschte; seine Regierung nannte er den großen Frieden Dai-Ping. Erst mit Hilfe des englischen Majors Gordon wurde diese Bewegung in Strömen von Blut erstickt. Aber fast unausgesetzt folgten mehr oder weniger gefährliche Aufstände, von denen der der großen Massensekte der Dudachni, der Boxeraufstand, noch in unserer frischesten Erinnerung ist. Damals verstand es die Dynastie, die gegen sie gerichtete Strömung gegen die Fremden zu kehren. Inzwischen scheint sich die alte nationale Bewegung gegen die Mandschus immer mehr vertieft und eine neue Richtung erhalten zu haben. Die Mandschus werden doppelt verantwortlich gemacht für die traurige innere wie äußere Lage, und Reformen werden stürmisch verlangt. Die Dynastie ist auch, wenngleich vorsichtig, bereit, das Volk mit dem Parlamentarismus nach europäischem Rezept zu beglücken, aber schon verlangen die Reformer mehr. Sun Jatsen, der Führer der antidynastischen Bewegung, begnügt sich nicht mehr mit einer Sanierung nach dem alten, im Orient üblichen Rezept des Personenwechsels, sondern will das System ändern, die absolute Monarchie von Gottes Gnaden soll der Republik weichen. Klug gemacht durch frühere Erfahrungen, will er die Fremden durch Lockung oder Drohung für sich gewinnen. In der Not, in der sich die Regierung befindet, hat sie sich an ihren alten Berater Yuan-Shi-Kai gewandt, mit dem sie sich erst kürzlich überworfen hatte. Lehnt Yuan-Shi-Kai das Amt ab, oder gelingt es ihm nicht, die stürmischen Revolutionäre mit den Reformideen der Regierung zu versöhnen, oder sprechen die Waffen, so wird sich zeigen, wieweit die Regierung es verstanden hat, sich die neugeschaffenen militärischen Organisationen in die Hand zu stellen. Erlahmt aber der Wille der Regierung, und siegt die Revolution, so erwarten manche eine Spaltung des Himmlischen Reiches, die andere, wenn überhaupt wahrscheinlich, nur für vorübergehend erachten. Das chinesische Reich sei zu einer unzerstörbaren Kultureinheit verschmolzen. Nach dem endlichen Sieg der Revolution, so heißt es, sei ein ungeheurer Aufschwung zu erwarten, wenn die jetzt gebundenen gewaltigen Kräfte nach unserer fortgeschrittenen Technik organisiert würden; wir könnten die Entwicklung wohl verzögern, aber nicht aufhalten.

Auch die, die an den Sieg liberaler Tendenzen wie an ein Evangelium glauben, werden sich nicht verhehlen können, daß alles Sprunghafte und Revolutionäre zu verwerfen ist und an dem Grundsatz organischer Fortentwicklung unbedingt festgehalten werden muß. Die Monarchie ist ja doch eine ewige Einrichtung, die im Autoritätsbedürfnis des Menschengeschlechts ihre festeste Wurzel hat. Alle fremden Mächte, ohne jede Ausnahme, haben kein Interesse an überstürzten Reformen und der wirtschaftlichen Unsicherheit, die sich aus der Beseitigung legaler Zustände für lange Zeiten ergeben. Die chinesische Frage ist in ihrer Bedeutung gar nicht zu unterschätzen, und mit Bedauern muß man die Kurzsichtigkeit und Ungeschicklichkeit bemerken, die die Staaten des alten Europa gerade jetzt wieder gegeneinander verärgert hat.

II. Der Anbruch der neuen Zeit.

Von Kapitänleutnant F. W. Kaiser.

„Troubles" waren im großen chinesischen Reich stets etwas Alltägliches. Eine — man kann sagen — gewisse Regelmäßigkeit solcher Unruhen war wohl auch die Ursache, daß viele Ostasienkenner die Zeichen der nun ausgebrochenen revolutionären Unruhen nicht allzu tragisch nahmen. (Sie dachten an den Ostasien eignenden Küstenpalaver [Küstenklatsch], der aus der berühmten Mücke nicht einen, sondern eine ganze Herde von Elefanten macht.)

Und doch waren Sturmzeichen seit mehr als Jahresfrist nicht selten, am gefährlichsten wohl die Feststellung,



daß der revolutionären Partei auch in der Armee sich zahlreiche entschlossene Anhänger angegliedert hatten. So mußte der Vizekönig von Hunan und Hupeh höhere Offiziere seines Befehlsbereichs wegen Beteiligung an revolutionären Geheimgesellschaften verhaften lassen.

Der Tatsu-Maru-Zwischenfall bewies, daß der Inselnachbar Japan, das als einziges Land an ernstlichen Unruhen in China Interesse hat, die revolutionären Komitees mit Waffen versorgte. Und eine große Zahl im Ausland gebildeter Führer und Agitatoren trug die Ideen der Partei in alle Kreise der Bevölkerung. —

Das ist das Merkwürdige bei dieser Erschütterung des chinesischen Reiches, daß sie die gewaltigen politischen Kräfte des Volkes, die in den letzten Jahren gewachsen sind, enthüllt. Zwar sind wir Europäer in das Gefühls- und Verstandsleben der Millionen der niedersten Klasse des chinesischen Volks nur wenig eingedrungen; wir wissen aber, daß bei allen Aufständen und Unruhen früherer Jahre der Rassenhaß gegen die Weißen oder die bittere Not die Ursache war.

„Was jetzt in China vorgeht, ist das bedeutsamste Ereignis der gesamten inneren Geschichte des Landes, seit der Tsiu-Kaiser Schihuangli an die Stelle zahlreicher Feudalstaaten ein einiges Kaiserreich setzte (221 vor Christi Geburt)." „Hier ist etwas Neues in Erscheinung getreten, woran viele und auch gute Kenner Chinas nicht haben glauben wollen: ein kräftiges, im Wollen und Handeln entschlossenes Jungchinesentum."

Mit Verwunderung sieht jeder, der China und die Chinesen zu kennen glaubte, wie überraschend schnell die „Jungtürken des fernen Ostens" ihre Landsleute politisch zu organisieren verstanden haben. Wenn diese (meist auf deutschen, englischen oder japanischen Universitäten ausgebildeten) Parteiführer ihre Macht über die revolutionären Massen behaupten, braucht uns um Leben und Eigentum unserer Landsleute draußen und der Fremden überhaupt nicht bange zu sein; und für den Einfluß und die Energie der jungchinesischen Führer spricht neben den Nachrichten von der strengsten Justiz allen Ausschreitungen gegenüber auch ihre Zusammensetzung aus Beamten und Militärs jeden Ranges. Denn die wirklich leitenden Persönlichkeiten der ganzen Aktion sind nicht die als Redner und Volkstribunen Hervorgetretenen, sondern die stillen, zähen Arbeiter hinter den Kulissen. Vor nicht langer Zeit hat die chinesische Regierung unter dem Druck der öffentlichen Meinung eine große Zahl höherer Staatsämter mit Freunden der Reformbewegung besetzt; Kenner der Verhältnisse sind des Glaubens, daß die Mehrzahl dieser Beamten für die Komingtang Partei nehmen und sich nach dem ersten großen Erfolg rückhaltlos zu ihr bekennen werden.

Die Tendenz der revolutionären Gesellschaften — wie sie sich seit der Inangriffnahme und mit dem Fortgang des Reformwerks entwickelt hat — ist national-chinesisch gegen die Herrschaft der Mandschus. (Dr. Sun Jatsen, der geistige Leiter: „Wenn die Regierung in den Händen Fremder ist, so haben wir kein Vaterland, wir sind Sklaven, die ihr Vaterland verloren haben.") Der fanatische Haß gegen die weiße Rasse ist geschwunden, wenn man auch die Abhängigkeit der Regierung von den fremden Nationen scharf tadelt. „Wir Chinesen haben eingesehen, daß wir nur durch moderne Staatsverfassung und moderne Produktionsmethoden reich und mächtig werden können. Wir wollen — ohne abhängig zu sein — den Erfahrungen und Kenntnissen der andern Nationen nachgehen", schreibt ein chinesischer Führer der amerikanischen Presse. Im Licht dieses national-chinesischen Grundgedankens der Revolution muß man die Weiterentwicklung der Unruhen betrachten: Deutschland hat Interesse an einem starken, entwicklungsfrohen, kaufkräftigen China, wie es auch die revolutionäre Bewegung schaffen will. Allerdings wird zunächst unter den Kämpfen der deutsche Handel, der gerade im Jangtsetal, der Ausfuhrpforte des reichen mittleren Westens, an der Spitze marschiert, schwere Verluste erleiden. —

„In keinem Staat gleitet das Mittelalter ohne starke Erregung in die Neuzeit hinüber", schreibt ein guter Kenner chinesischer Verhältnisse, und diese starke Erregung geht seit Beginn der Reformen durch das Chinesenvolk. China aß von den Früchten staatlicher und wirtschaftlicher Reformen, und mit dem Essen wuchs der Appetit. In den letzten beiden Regierungsjahren der Kaiserinwitwe Tzehsi wurde von Yuan-Shi-Kai und Tschangtschitung ein auf neun Jahre berechnetes Reformprogramm für das Reich aufgestellt. Reorganisation von Schule und Verwaltung, Heer und Flotte wurden vorgesehen und als Krönung des Reformwerkes die Einführung der Verfassung in Aussicht genommen. Dieser wohldurchdachte, vorsichtig aufbauende Arbeitsplan, der von dem Regenten stetig eingehalten wurde, mußte den Stürmern und Drängern der Fortschrittspartei, die ihre Heimat schneller vorwärts bringen wollten, zu vorsichtig langsam erscheinen. Ihre Agitation fand bei den durch Ueberschwemmung und Hungersnot, Bahnverstaatlichung und Kastenvorrecht der Mandschus gereizten niederen Volksschichten nur zu gut vorbereiteten Boden.

Im Jangtsetal, an dem historischen Zusammenfluß von Han und Jangtsekiang, wo die drei großen Industrie- und Handelsstädte Hankau, Wutschang und Hanjang ein Stadtgebiet von mehreren Millionen Einwohnern bilden, begann die Aktion. Ein Zufall (Verrat) gab den Anstoß: im ersten Anlauf aber gewannen die Rebellen Hankau, Wutschang und Hanjang; dazu Itschang und Tschungking am oberen Jangtsekiang und zuletzt auch die Hauptstadt der Provinz Hunan Tschangscha. „Wer den Jangtse beherrscht, der beherrscht China", heißt ein Schlagwort draußen an der Küste. England hatte das früh erkannt und nicht umsonst das Wort von der „British sphere of influence" geprägt. Dem aber haben die deutschen Kaufleute des fernen Ostens ihr gleiches Recht für alle entgegengestellt und haben sich durchgesetzt.

Für den Chinesen ist der Jangtsekiang, der Gürtel Chinas, wie ihn die bilderreiche Mandarinensprache nennt, einfach der Strom; acht Provinzen Chinas, darunter die fruchtbarsten, rechnen zum Jangtsegebiet.

Für Deutschland bestehen die günstigsten Aussichten unzweifelhaft in und um Hankau; über die Hälfte der gesamten Ausfuhr ist dort in deutschen Händen; denn in dieser Stadt ist das deutsche Element rechtzeitig auf dem Plan erschienen. Hankaus Zukunft liegt in seiner außerordentlich günstigen Lage fest begründet; bis Hankau reicht die Schiffbarkeit des Jangtsekiang für seegehende Schiffe (im Sommer für Schiffe bis 27 Fuß Tiefgang). Denn nicht in ein verkehrsfeindliches Meer mündet der Jangtsekiang wie die Riesenströme Sibiriens, nicht in zurückgelegene Meeresbuchten wie der Ganges oder Mississippi, sondern unmittelbar in eine der großartigsten Weltverkehrsstraßen: den Seeweg Europa—



Ostasien—Nordamerika; so ist der Jangtseverkehr gleichsam ein direkter Nebenfluß dieses großen Verkehrsstromes. Hankau ist das östliche Eingangstor der üppigen Ebenen Zentralasiens und die Brücke zu den großen Verkehrsstraßen den Han aufwärts nach Norden; in Hankau erreicht die große Zentralbahn Peking—Kanton, die zum Teil schon im Besitz der Aufständischen ist, und deren Lauf folgend Liyuanhang mit seiner Armee nach Norden marschiert, den Jangtse. Das künftige Chikago Chinas' hat ein alter Ostasiat den von der Natur so begünstigten Städtekomplex genannt, dessen Bedeutung schon in den Berichten des Missionars Hu erwähnt wird; soll doch, ehe die furchtbare Vernichtungswelle der Taipingrevolution darüber geflutet war, am Zusammenfluß vom Han und Jangtsekiang die größte bekannte Menschenansammlung der Erde bestanden haben: acht Millionen Menschen. — — —

Heute schon über die Aussichten des Krieges zwischen Regierung und Aufständischen zu urteilen, ist verfrüht. Es hat den Anschein, nachdem auch der als Retter in der Not aufgebotene Yuan-Shi-Kai den Kampf gegen die Aufständischen abgelehnt hat, als würde den Revolutionären der schließliche Erfolg bleiben.

Für uns bleibt zu wünschen, daß aus den Erschütterungen dieser Wochen ein China hervorgeht, das stark genug ist, Ordnung im eigenen Haus zu halten und den Expansionsgelüsten einzelner Mächte zu widerstehen.

„Als Gast“.

Theaterplauderei von Adolf Winds.

Nur zwei kleine Worte, aber bedeutungsvoll für den Namen, dem sie auf dem Theaterzettel hinzugefügt werden. Als Gast! In dem Personenverzeichnis drei Sternchen und unterhalb der fettgedruckte leuchtende Name. Der Zauber des Kulissenruhms gießt seinen Glanz auf diesen Namen, der freilich oft, einer Sternschnuppe gleich, wieder verschwindet. Die aber, die bleiben und an Glanz zunehmen, sind die Planeten am Theaterhimmel; im Gegensatz zu den Fixsternen, die ihr mildes Licht einer einzelnen Bühne spenden, sind die „Mauernweiler“ auf ewiger Wanderschaft. Diese Bezeichnung wurde auf Friedrich Haase geprägt, weil die zahllosen Besprechungen, die seine Gastspiele in den verschiedensten Städten und Städtchen im Gefolge hatten, so oft mit den Worten begannen: wieder weilt der berühmte Gast in unsern Mauern. Aber er weilte nie lange und widerstrebte der Seßhaftigkeit; diese Wanderlust steckte vor ihm und nach ihm vielen seiner Kollegen in den Knochen, die ihr künstlerisches Zigeunerblut von Bühne zu Bühne trieb, um den Lorbeer stets frisch, vor und hinter den Zäunen zu pflücken. Die Gewohnheit des Gastspielens ist in deutschen Landen so alt wie das Theater selbst. Schon der große Schröder ging nie auf Reisen, ohne daß er auf den Grund seines Koffers ein paar Kostüme packte, um gleich, wenn es irgendwo verlangt wurde, einige seiner Rollen zu spielen; Iffland griff die Sache schon praktischer an, er bereitete seine ausgedehnten Gastspielreisen sorgfältig vor und heimste neben Ruhm und Ehre auch goldene Früchte in Hülle und Fülle ein. Emil Devrient und sein künstlerischer Antipode Dawison erhoben den Gastschauspieler zum vielgeschmähten Rang des Virtuosen, sie fanden viele Nachfolger, und der letzte vom alten Schlag, der siebzigjährige Possart, rüstet sich eben wieder zu neuer glorreicher Wanderfahrt.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob diese Gastspiele der Kunst zum Vorteil gereicht haben. Ehemals ist dies gewiß der Fall gewesen, in den Anfängen des deutschen Theaters waren sie eine künstlerische Notwendigkeit. Selbst die Bühnen, die jedes Gastspiel, außer das auf Engagement, ausschließen, wie z. B. das Wiener Burgtheater, luden in jenen Jahren fremde Gäste ein, die dann stets eine Reihe ihrer Rollen zum besten gaben; Schröder, Ludwig Devrient, Genast, Heinrich Marr u. a. traten gastweise auf. In jener Zeit reiste man noch nicht, hatte keine Gelegenheit, andere Künstler als die heimischen zu sehen, das Publikum empfing durch den fremden Gast eine ihm notwendige Auffrischung, der Schauspieler in seiner künstlerischen Abgeschlossenheit eine willkommene Anregung; der sich entspinnende Wettkampf hob und stärkte seine Kräfte. Wie weit ein solches Gastspiel die Ensemblewirkung gefährdete, läßt sich nicht feststellen, es scheint aber, daß man in diesem Punkt früher nicht so empfindlich war wie jetzt. Für die schauspielerische Leistung selbst hatte man dagegen ein ungemein scharfes Auge. Meyer z. B. berichtet in seiner Schröder-Biographie, daß Brockmann, der heimische Darsteller des „Lear“ im Burgtheater, in der Szene mit dem blinden Gloster, als ob er predigen wollte, einen Baumstumpf bestieg, und das wurde als gelungenes Theaterspiel gelobt. Schröder versuchte ihn zu besteigen, aber die Kräfte versagten ihm, „ein Geschrei des Jubels drang durch das Haus“. Wie gründlich müssen die Gründlinge im Parterre damals aufgepaßt haben, gewiß aber taten das die Schauspieler nicht minder, und der Gewinn ist auch nicht ausgeblieben. Die Schrödersche, die Ifflandsche Schule haben den Grund gelegt, und ihre Wirkung würde minder groß gewesen sein, wäre, da der Berg nicht zum Propheten kam, der Prophet nicht zum Berg gekommen. Auf dieses Argument, auf ihren Erzieherberuf, haben sich spätere Gastspieler auch berufen, aber die Auguren sahen sich an und lächelten. Die Mauernweiler schickten ihre eingerichteten Bücher voraus, in denen die andern Rollen oft erbarmungslos zusammengestrichen waren, auf ihren Paradepferden tummelten sie sich zum Schaden der einheimischen Kollegen, die in rasch übernommenen, meist undankbaren Aufgaben neben dem Gast verblassen mußten, den seine Gloriole und der Reiz der Neuheit umgaben. Selbst an künstlerisch hochstehenden Bühnen fielen auf die andern Darsteller tiefe Schatten. Der verstorbene ausgezeichnete Dresdner Heldenspieler Karl Porth erzählte gern ein bezeichnendes Publikumsgespräch, das er eines Tags in der Weinstube erlauschte. „Haste schon geheert, im Hofdeader spielt jetzt ein gewisser Barnee — hast du 'n schon gesähen?“ „Nee, noch nich.“ „Ich ooch nich, aber ich will e mol hingehen.“ „So? Du gehst doch sonst nich ins Deader?“ „E ja, weeßte, wenn unsre Ludersch



spielen, da geb ich nicht drei Pfenge aus, aber bei 'n Gast riskier ich schon e paar Knöppe."

In der Zeit des blühenden Virtuosentums hat die künstlerische Umgebung des berühmten Gastes oft genug die Rolle des armen „Ludersch" gespielt und ihm namentlich in den zweifelhaften, oft nur auf die Paraderolle zugeschnittenen Stücken zur Folie gedient. Wie nützlich dem Gast eine solche Folie ist, beweisen die fremdländischen Stars, deren gewohnheitsmäßig und absichtlich spottschlechte Umgebung die eigenen Vorzüge ins bessere Licht setzt. Sarah Bernhardt macht davon buchstäblich Gebrauch. Sie läßt alle Szenen, in denen sie nicht beschäftigt ist, in hartem, weißem Licht spielen. Knapp ehe sie auftritt, färbt sich aber die Bühne unmerklich rot, rosarot; durch diesen Lichtwechsel zaubert sich zum Schaden seiner Mitspieler der „illustre" Gast die ewige Jugend auf die Wangen.

Das Gastspiel oder vielmehr die Laufbahn des schauspielerischen Virtuosen erfordert eine Technik, die gelernt sein will. Sie hängt mit der künstlerischen Fähigkeit nur oberflächlich zusammen und erheischt die Sonderbegabung, interessant zu sein, die Aufmerksamkeit auf sich und sein Tun zu lenken — Reklame ist ein plumpes Wort dafür. Schon Garrick verstand diese Kunst. Als er zum erstenmal den Macbeth spielte, vor dem ihm bange war, ließ er ein anonymes Pamphlet erscheinen, das im voraus über die zu erwartende Leistung den Stab brach. Der Widerspruch, der sich gegen diese Schrift erhob, verhalf ihm zu einem besonders großen Erfolg. Talma hatte nur darum mit der Tradition gebrochen und war im „Brutus" mit nackten Beinen aufgetreten, weil die Rolle, die ihm in dieser Tragödie aufgezwungen wurde, nur klein war, er aber auffallen wollte. Garrick und Talma lebten zwar nicht in der Zeit der Gastspielfahrten, aber sie hatten, was der Gastspielfahrer haben muß: den Zauber einer starken Persönlichkeit. Ihr muß sich, das Können immer vorausgesetzt, der Zauber des großen Namens gesellen. Gottes Mühlen mahlen zwar furchtbar fein, aber bekanntermaßen langsam, und so müssen andere Mühlen nachhelfen, gleichgültig wie, wenn sie nur klappern. Darum hört und liest man immer das gleiche. Die berühmten Tenöre sind stets in Gefahr, die Stimme zu verlieren, den Divas werden ewig die Diamanten gestohlen, die großen Tragödinnen kämpfen unentwegt mit Leid und Krankheit usw. Dinge persönlicher Natur sind stets das bessere Wasser auf die Mühle, wie überhaupt der künstlerische Wert allein nicht den Erfolg des Gastspiels entscheidet. Unsere besten Schauspieler sind oft die schlechtesten Gäste, ihre Kunst findet zwar die vollste Anerkennung, aber sie „machen nichts", wie es in der Theatersprache heißt, die Kasse bleibt leer. Baumeister ist ein schlechter Gast, Mitterwurzer war ein schlechter Gast, und Kainz hatte seinen großen materiellen Erfolg auch erst in der letzten Zeit; in seinen besten Berliner Jahren, schon auf dem Zenit seiner Kunst, war er noch ein schlechter Gast. Aehnliche Erscheinungen liegen dem Erfolg der sogenannten Zugstücke zugrunde; nicht ihr künstlerischer Wert allein bringt den Massenbesuch zuwege, irgendein Umstand, der mit der Zeitströmung zusammenhängt, regt das Interesse weiter Kreise auf, all der Kreise, die nur bei außerordentlichen Veranlassungen das Theater besuchen.

Bisher war ausschließlich vom „Ehrengastspiel" die Rede, es gibt aber auch solche zur Aushilfe und „a. E." auf Engagement. Die Gastspiele zur Aushilfe bieten wenig Bemerkenswertes, am häufigsten werden sie von Tenoristen ausgeübt, denn die Tannhäuser, Tristans, Lohengrins werden am ehesten heiser. Da kommt es denn vor, daß der telegraphisch herbeigerufene Sänger erst eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung eintrifft und, statt eine Probe zu haben, sich nur mit dem Kapellmeister verständigt; es bleibt ihm kaum noch Zeit, sich in die Silberrüstung zu stürzen, und er tritt seiner Elsa tatsächlich als der fremde Ritter aus dem fernen Land entgegen; er flötet sein „Elsa, ich liebe dich" und benutzt die Umarmung, ihr ins Ohr zu flüstern: Mein Name ist Müller. Eher nämlich fand er nicht die Gelegenheit, sich vorzustellen.

Wichtiger sind die Gastspiele auf Engagement, aber nicht immer erfreulich für den, der sie unternimmt. Oft gleichen sie einem Griff ins Wespennest. Einer ist ausersehen, an die Stelle zu treten, die jahrelang ein „Liebling" ausgefüllt, zu guter Letzt so reichlich, daß man sich um einen schlankeren Liebhaber umsieht. Ganz unnötig, meinen die Kollegen, die den neuen Rivalen mehr fürchten als den alten behäbigen. Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, denken sie mit Cäsar. Der Neuling wandelt nun Dornenpfade, ein solches Gastspiel kommt für den davon Betroffenen oft einer Reise nach dem Nordpol gleich, namentlich, wenn es sich um ein Theater mit alt- und erbeingesessenen Mitgliedern handelt; gegen die Eiseslüfte, die ihm hier entgegenwehen, hauchen die Polarkreise wahre Frühlingswinde aus. Ein solches Gastspiel ist ein Würfeln um die Existenz, denn von dem Ausfall hängen Karriere und Zukunft ab.

An Stelle der Einzelgastspiele, sofern es sich nicht um Engagementzwecke handelt, sind in neuerer Zeit die Ensemblegastspiele getreten. Sie sind vom künstlerischen Standpunkt aus wertvoller, denn sie vermitteln das Kunstwerk in seiner Geschlossenheit und nicht bloß die virtuose Leistung eines einzelnen Darstellers. Aber auch sie bedeuten für den landläufigen Theaterbetrieb eine Gefahr. Ein oder mehrere Stücke der gleichen Gattung können von einem eigens dafür ausgewählten und sorgsam geschulten Personal in Darstellung und Ausstattung — denn die öftere Wiederholung läßt einen besonderen Aufwand zu — eine Wiedergabe erfahren, wie sie einem Theater, das ein mannigfaltiges Repertoire pflegt, niemals gelingen kann. Gewiß, für den Einzelfall ist durch die erlesene Aufführung dem Zuschauer ebenso wie der Kunst gedient. Der Einzelfall erweckt aber naturgemäß das Verlangen nach Verallgemeinerung, und hier tut sich die Kluft auf zwischen dem Serien- und dem Repertoiretheater. Das Serientheater ist eine amerikanische Einrichtung; dort ist jede Vorstellung von der größten technischen Vollendung, denn die Truppe wird stets nur für ein einzelnes Stück zusammengestellt, und sie grast mit ihrem Stück so lange Stadt und Städte ab, bis der Run zu Ende ist. Dort hat kein Theater seine bestimmte Truppe, sondern die Theater werden von den Truppen gemietet, die einander stetig ablösen. Gewinnen auch die einzelnen Vorstellungen, so verflacht die Schauspielkunst in ihrer Gesamtheit, denn die Mannigfaltigkeit und der Wechsel in den Aufgaben ist dem Schauspieler Lebensbedürfnis, wenn seine Kunst gedeihen soll. Immer ist es das Neue, das reizt und lockt; wenn irgendwo, gilt das für das Theaterleben. Der Schauspieler braucht die neue Aufgabe, die ihn verjüngt und erfrischt, das



Publikum lechzt nach neuen Erscheinungen. Darum wird das Gastspiel, das als Einzelspiel wohl mehr und mehr als unkünstlerisch empfunden wird, doch kaum von der Bühne verschwinden, und auch die Ensemblegastspiele werden es nicht verdrängen. Wenigstens hierzulande nicht.

Gewiß, der Künstler ist der würdigere, der sich der Dichtung unterordnet, sich begnügt, der wertvolle Teil einer großen künstlerischen Gemeinschaft zu sein, er steht vom Standpunkt der ästhetischen Moral hoch über dem Gastspielvirtuosen, der naturgemäß die eigene Person in den Vordergrund schiebt und schieben muß. Poetische und artistische Elemente sind in der Kunst des Theaters merkwürdig gemischt, sie selbst aber ist auf die Gunst des Augenblicks gestellt; darum siegt artistisches Können so oft über poetisches Empfinden; im Gastspieler aber ist vermöge der Kraft seiner Persönlichkeit, seiner Herrschaft über die Technik, das artistische Element gewöhnlich das stärkere, es gibt den Ausschlag, ihm verdankt er, wenn nicht den Erfolg selbst, so doch die Wucht seines Erfolges.

Das Trambahnbillett.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Der Herbst, der uns Regen und Kälte, feuchten Straßenasphalt und eisige Winde beschert, führt regelmäßig auch eine gesteigerte Frequenz der Trambahnlinien mit sich. Es nahen die Abende wieder, wo wir verzweifelnd an den Haltestellen stehen und die Schaffner uns von jedem höhnisch vorüberrollenden Wagen aus ein niederschmetterndes „Besetzt!" zuschleudern. Oder wo wir, eng und unbehaglich aneinandergedrückt, zwischen triefenden Schirmen und peinlichen Regendunstwellen im überfüllten Wagen unserm Ziel zugleiten, ohne jeweils durch die beschlagenen Fenster hindurch feststellen zu können, wo wir augenblicklich sind. In solchen Zeiten gewinnt das unscheinbare Trambahnbillett wieder eine erhöhte Bedeutung für uns.

Es mag heute noch kleine Städte geben, die, wie früher auch größere, das Trambahnbillett nicht kennen. Da wirft der Fahrgast seinen Groschen in eine Büchse, die an der Tür zum Vorderperron angebracht ist, und ein Klingelzeichen gibt dem Wagenführer Kunde, daß ein neuer Passagier mit der Pferdebahn — denn meistens ist es noch eine Pferdebahn — ein Zehnpfenniggeschäft abgeschlossen hat. Auch im Ausland ist diese Zahlungsweise hier und da gebräuchlich. Sie ist nicht unpraktisch, denn die Verwaltung spart dadurch Personal und Druckkosten, und das Publikum kontrolliert sich selbst in mustergültiger Weise. Wer die Bezahlung vergessen oder unterlassen sollte, würde sehr bald nachdrücklich daran gemahnt werden. In den deutschen Großstädten aber haben wir ausnahmslos das Trambahnbillett, und man sieht dem kleinen weißen oder farbigen Blättchen und Kärtchen nicht an, was für Verwirrungen es stiften, was für Schicksale es haben kann.

Die erste Verwirrung, die es anzurichten vermag, tritt schon dann ein, wenn es vom Kartenblock des Schaffners in die Hand des Fahrgastes übergeht. Es ist bekanntlich manchmal leichter, fünftausend Mark zu leihen, als sich einen Taler auszuborgen. Es ist, kann man ebenso sagen, oft schwieriger, einen Groschen herzugeben, als etwa zwanzig Mark zu bezahlen. Die Fälle, in denen der Fahrgast nur ein Goldstück oder einen Fünfzigmarkschein hat und der Schaffner nicht wechseln kann, sind für die Mitpassagiere oft eine Quelle dramatischer Spannung, lehrreicher Betrachtungen, schlecht verhehlter Schadenfreude. Zwar finden sich fast immer menschenfreundliche Seelen, die dem unglücklichen Fünfzigmarkscheinbesitzer auf sein ehrliches Gesicht und seinen Fünfzigmarkschein hin einen Groschen leihen, zumal wenn der Betreffende eine hübsche junge Dame ist. Aber peinlich bleibt dieses kleine Pumpgeschäft für beide Teile; für den Geber besonders deshalb, weil er um einer Bagatelle willen Namen und Adresse angeben soll, um in den nächsten Tagen eine Postanweisung über zehn Reichspfennig zu erhalten. Oder nicht zu erhalten, denn auch das kommt vor. Merkwürdigerweise sind es meistens Damen, die das kleine Geld für ihr Trambahnbillett nicht bei sich führen. Ein Psychologe hat behauptet, das käme daher, weil Frauen ungern einen größeren Geldschein oder ein Goldstück „anbrechen"; wie sie auch gern zögern, ein neues Dutzend Tischtücher, die nächste Flasche Vanillelikör, die zweite Geburtstagstorte, die letzte Dose Oelsardinen anzubrechen. Vielleicht fürchten sie, daß das Angebrochene rascher zu Ende geht, weil es nun doch schon einmal angebrochen ist; vielleicht auch kommt ihnen ein Zwanzigmarkstück wie eine größere Summe vor als zwanzig einzelne Markstücke. Phantasiebilder pflegen den weiblichen Geist ja lebhafter zu beeinflussen als logische und rechnerische Ueberlegung.

Was macht man nun mit dem Trambahnbillett, wenn man es mit dem eigenen oder geliehenen Groschen bezahlt hat? Man steckt es in die Tasche? Ja, wenn das so einfach wäre! Ich wette, daß keine fünf Prozent der Fahrgäste das Billett in die Tasche stecken, von denen abgesehen, die an ihrer Garderobe ein Billetttäschchen haben und es gewohnheitsmäßig dort unterbringen. Die andern placieren es überall, nur nicht in der Tasche, die am Damenkleid ja überhaupt noch immer ein frommer Wunsch ist. Sie placieren es im Handschuh, im Knopfloch, im Schirm oder im Aermelaufschlag, im Gürtel oder unter dem Uhrdeckel. Manche schieben es unter den Trauring oder ins Hutband, andere drehen es wie eine Zigarette und stecken es zwischen die Lippen. Hier legt es einer als Lesezeichen in das Buch, das er in der Trambahn liest, und dort behält es ein ganz Vorsichtiger während der längsten Fahrt in der Hand. Die Damen haben ja meist ihr Handtäschchen bei sich und heben in dem darin befindlichen Portemonnaie oft auch das Trambahnbillett auf.

Unangenehm ist es, wenn man das Trambahnbillett so gut aufhebt, daß man es nicht wiederfindet, wenn der Kontrolleur erscheint. Da kann es manchem gehen wie dem Mann, der seine Brille sucht, weil er sie auf die Stirn geschoben hat, oder der seine Gummischuhe nicht finden kann, weil er sie gar nicht von den Füßen gestreift hat. Ein amerikanischer Humorist machte sich einmal das Vergnügen, das Trambahnbillett, das er soeben gelöst hatte, zum Fenster hinausflattern zu lassen. Er mußte natürlich sofort ein



Billett nachlösen, das den gleichen luftigen Weg nahm. Das wiederholte sich noch einigemal, bis man ihn für einen Narren hielt und gewähren ließ. Er aber machte aus diesem kleinen Erlebnis und dem Verhalten des Schaffners und des Publikums eine seiner lustigsten Geschichten.

Bedenklich ist die Angewohnheit mancher Menschen, die abgefahrenen Trambahnbillette mit sich in der Tasche herumzuführen. Kommt dann der Kontrolleur, so kostet es ärgerliche Mühe und Zeit, um den richtigen Fahrschein aus der Handvoll zerknüllter, zerrissener, zusammengekniffener Zettel herauszufinden. Ich erlebte kürzlich, wie ein junges Mädchen dem Kontrolleur ein falsches Trambahnbillett vorwies und steif und fest behauptete, es vorhin vom Schaffner erhalten zu haben. Dieser bestritt es energisch, und auf sein dringendes Verlangen durchsuchte sie ihr Handtäschchen. Da fand sich denn auch wirklich das richtige Billett. Das kleine Fräulein wird sich die ernsten Worte des Schaffners: „Wenn man Ihnen mehr geglaubt hätte als mir, wäre ich in vierzehn Tagen entlassen worden", gewiß gemerkt haben und künftig mehr auf das Wegwerfen verbrauchter Trambahnbillette bedacht sein.

Denn das ist ja das Schicksal dieser kleinen bunten Blättchen und ihre letzte Bestimmung: schließlich weggeworfen und in Staub und Schmutz getreten zu werden. An den Haltestellen der Trambahn sieht es manchmal aus, als hätte Prinz Karneval hier eine besondere Sorte seiner farbigen Konfetti ausgestreut. Auch Trambahnbillette werden freilich gelegentlich gesammelt — was wird denn nicht gesammelt! — wenn es auch Sage ist, daß die Chinesen sich ihre Zimmer damit tapezieren. Da manche Städte die Rückseite ihrer Trambahnbillette zu Reklamezwecken vermieten und der kommunale Geldbeutel dabei nicht schlecht fährt, so verstärken mitunter dort annoncierende Firmen die Wirkung ihrer Reklame dadurch, daß sie Prämien für die aussetzen, die ihnen bis zu einem bestimmten Termin die meisten mit ihrem Firmennamen versehenen Trambahnbillette einliefern. Da wird denn aufs eifrigste gesammelt, unter Bekannten sowohl wie — an den Haltestellen. Sodann aber ist das Trambahnbillett auch ein Objekt für den Sammelsport um seiner selbst willen. Ich sah einmal eine solche Sammlung von Trambahnbilletten, die der Liebhaber aus aller Herren Ländern zusammengetragen hatte. Originell waren die Miniaturfahrscheinchen nordischer Städte und die grellfarbigen Blättchen aus manchen südlichen Ländern. Aber viel Freunde scheint dieser Sport nicht zu haben. Das Trambahnbillett ist zwar ein ganz interessantes Dokument des modernen Verkehrslebens, aber es hat, im Gegensatz etwa zu der Briefmarke, wenig Seele, und so geht es ihm wie andern seelenlosen Dingen auch: wenn es seine Schuldigkeit getan hat, wird es achtlos weggeworfen.

Unsere Bilder

Der Kaiser in Aachen (Abb. S. 1807 u. 1808). Kaiser Wilhelm II. ist in die alte Kaiserstadt im Rheinland gekommen, um der Weihe des Denkmals beizuwohnen, das die Aachener Bürgerschaft seinem Vater Kaiser Friedrich III. gewidmet hat. Geleitet vom Oberbürgermeister Dr. Veltman, hielt der Kaiser seinen Einzug in die Stadt. Auf dem Kaiserplatz erwartete ihn seine Schwester, die Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, deren Gemahl, die Spitzen der militärischen und bürgerlichen Behörden und zahlreiche Abordnungen und Vereine. Hoch zu Roß nahm der Kaiser unter dem Prunkzelt gegenüber dem verhüllten Denkmal Aufstellung und hörte die Festrede des Oberbürgermeisters an, der im Namen Aachens für den kaiserlichen Besuch dankte und in begeisterten Worten die Bedeutung des unvergeßlichen Kaisers Friedrich pries. Nach dieser Ansprache des Oberbürgermeisters gab der Kaiser das Zeichen zur Enthüllung der Reiterstatue, die Hugo Lederer, der Schöpfer des Hamburger Bismarckdenkmals, in gewohnter Meisterschaft gebildet hat. Das Standbild zeigt den zweiten Kaiser des neuen Reiches zu Pferde. Ein Lorbeerkranz krönt den männlich schönen Kopf des kaiserlichen Helden. Die Reiterfigur steht auf einem hohen Marmorsockel. Ein Mahl im Rathaus bildete den Abschluß des glänzenden Festtags. Während des Mahles erhob sich der Kaiser und hielt einen längeren Trinkspruch. In bewegten Worten erzählte er, wie sein Vater ihm als Knaben die glänzende Pracht des alten Reiches geschildert und die Hoffnung ausgesprochen habe, daß sie von neuem erstehen möge. Später erschien der Kaiser auf dem Ausbau der Rathaustreppe und zeigte sich der Bürgerschaft, die ihm begeisterte Huldigungen darbrachte, während die vereinigten Männergesangvereine Aachens ihre schönsten Weisen erklingen ließen.

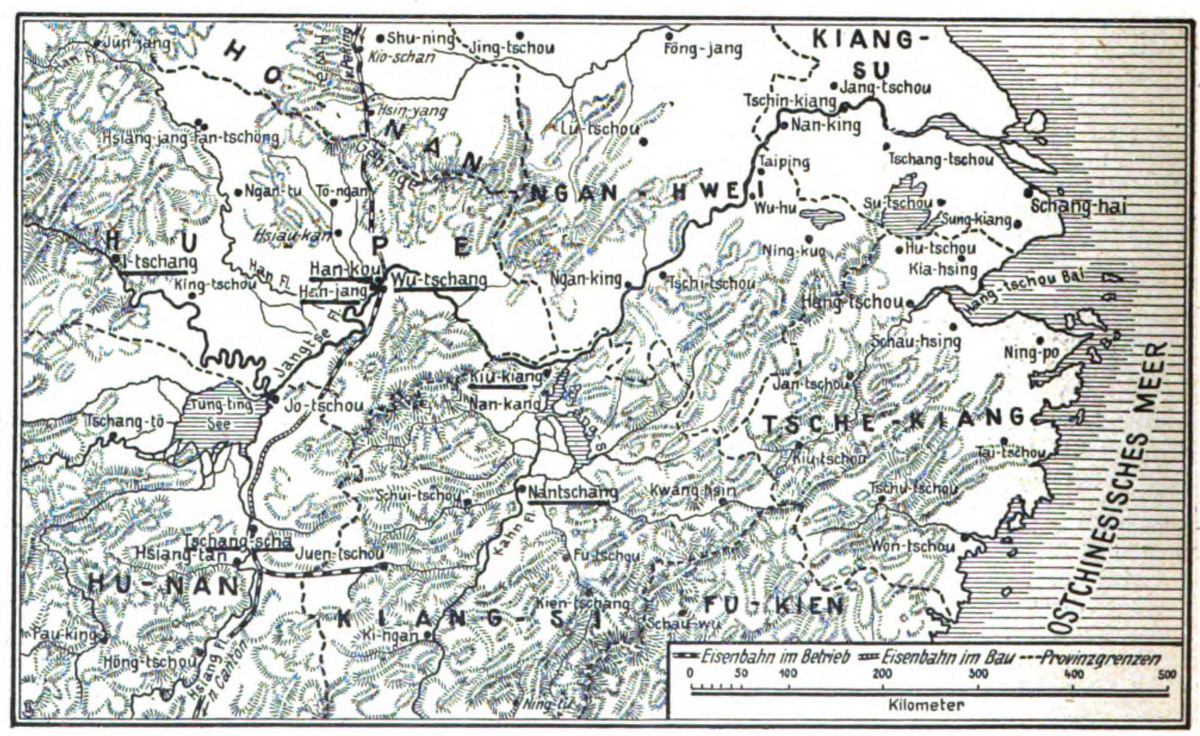
Die Hochzeit im österreichischen Kaiserhaus (Abb. S. 1805 u. 1806). Am 21. Oktober hat auf Schloß Schwarzau im Steinfeld in Gegenwart des Kaisers Franz Josef, des Königs von Sachsen und vieler anderer fürstlicher Gäste die Vermählung des Erzherzogs Karl Franz Josef mit der Prinzessin Zita von Parma stattgefunden. Die Hochzeit war bei aller höfischer Feierlichkeit ein echtes Familienfest. Nach der Trauung in der Schloßkapelle fand ein großes Festmahl statt, und nach diesem begab sich die fürstliche Hochzeitsgesellschaft in den Park des Schlosses, wo das von uns wiedergegebene Gruppenbild aufgenommen wurde.

Der Trousseau der nunmehrigen Erzherzogin Zita (Abb. S. 1806) umfaßt natürlich eine lange Reihe der wunderbarsten Toiletten und der köstlichsten Wäschegarnituren. Für alle Momente im Leben einer fürstlichen Frau ist ein schönes Meisterwerk der Kleidungskunst vorhanden. Da gibt es neben prunkvollen Gesellschaftstoiletten einfachere Kleider für die Straße, schmucke Sportkostüme und Haustoiletten in Hülle und Fülle. Man kann sich denken, mit welchem Interesse die Frauen der Wiener Gesellschaft die Kunde von diesen Toilettewundern vernahmen, deren Beschreibung die Presse lange Spalten widmete. Das herrlichste Stück der Ausstattung war natürlich das Brautkleid der Prinzessin Zita, eine Robe aus elfenbeinfarbigem Satin, deren silberne Stickereien neben der bourbonischen Lilie künstlerisch ausgeführte Myrtengirlanden zeigten, und deren Devant mit kostbaren Valenciennespitzen in hohem Volant besetzt war. Auf der Brust der Braut ruhte ein Strauß von Myrten und Orangenblüten. Der lange Brautschleier wurde auf dem Kopf durch das herrliche Brillantdiadem festgehalten, das Kaiser Franz Josef seinem Patenkind als Hochzeitsgeschenk gespendet hat. Alle Teile dieses Diadems können abgeschraubt und als besondere Schmuckstücke verwendet werden.

Der Krieg in Tripolis (Abb. S. 1809). Das italienische Expeditionskorps ist nun vollständig in Tripolis gelandet und hat, zum Teil unter schweren Kämpfen, die Küste besetzt. Die höchste militärische Autorität des okkupierten Gebiets ist nun General Caneva. Der bisherige provisorische Gouverneur von Tripolis, Vizeadmiral Borea-Ricci, wurde nach dem Eintreffen der Landarmee seines Kommandos enthoben und kehrte an Bord seines Schiffes zurück. In der Nähe von Tripolis sind die Italiener bisher erst zum Rand der Wüste vorgedrungen, Vorstöße ins Innere sollen aber unmittelbar bevorstehen. Bei den bisherigen Scharmützeln scheinen die italienischen Truppen mit den Schwierigkeiten des Wüstenterrains ganz gut fertig geworden zu sein. Freilich haben sie sich bisher vom Rand der Oase noch niemals weit entfernt und die eigentlichen Schrecken der afrikanischen Wüste noch nicht recht kennen gelernt. Vorläufig wandeln sie noch unter Palmen und überlassen die weite Landfläche und die im Innern der Wüstenzone liegenden Oasen ihren türkischen und arabischen Gegnern, mit denen es am Rand des Stadtgebietes von Tripolis fast allnächtlich kleine Scharmützel gibt. Die große Aufgabe eines kriegerischen Zuges ins unwirtliche Innere Nordafrikas haben die Italiener vorerst noch zu lösen.

Zum Aufstand in China (Abb. S. 1810 u. 1811 sowie untenst. Karte) bringen wir Bilder von den Schauplätzen der letzten Kämpfe und den wichtigsten Persönlichkeiten der Regierungspartei. Der mehrtägige erste Kampf zwischen den Rebellen einerseits und den unter dem Oberbefehl des Kriegsministers General Yinchang stehenden kaiserlichen Truppen anderseits hat sich bei und in Hankau abgespielt. Besonders die Bahnstation wurde heiß umkämpft. Auch die Flotte unter dem Admiral Sah hat in die Kämpfe eingegriffen, sie konnte aber gegen die Rebellen so wenig ausrichten wie die Landtruppen und mußte sich wie diese mit starken Verlusten zurückziehen. Die beiden Führer der kaiserlichen Streitkräfte sind in Berlin wohlbekannte Persönlichkeiten. General Yinchang war bekanntlich lange chinesischer Gesandter in der Reichshauptstadt und hat die militärischen Kenntnisse, die er jetzt allerdings unter höchst schwierigen Verhältnissen und zum Unglück gegen seine eigenen Landsleute zu verwenden hat, in Deutschland erworben. Admiral Sah ist ein alter Gastfreund der in Ostasien stehenden deutschen Seeoffiziere, denen er stets sehr freundlich entgegengekommen ist. Im vorigen Jahr weilte er als Mitglied der chinesischen Marinestudienkommission auch in Deutschland und besichtigte die Einrichtungen der Kriegsmarine in Hamburg und Stettin. Als dritter Führer der Regierungstruppen ist Prinz Tsaitao genannt. — Die deutschen Schiffe, die vor Hankau liegen, haben ihre Aufgabe, die deutschen Landsleute zu schützen, mit Waffengewalt erfüllen müssen. Nach offiziellen Berichten drang chinesischer Pöbel in das Europäerviertel ein, und deutsche Landungstruppen mußten mit Kolben und Bajonetten Ordnung schaffen. Unsere Bilder zeigen die interessantesten Oertlichkeiten der Stadt Hankau, bei der in besonders sinnfälliger Weise die europäischen und chinesischen Viertel voneinander getrennt sind. Daß die Revolution in China die Regierungsgewalt in starkem Maß bedroht, geht aus allen beglaubigten Nachrichten hervor. Von Hankau aus haben die Revolutionäre ihre Stellungen nach Osten und Westen sowie vor allem auch nach Norden vorgeschoben und bedrohen damit die für die Kriegslage wichtige Verbindung Hankau—Peking. Da Yuan-Shi-Kai zurzeit keine Neigung verspürt, der Regierung seine große Popularität zur Verfügung zu stellen, sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Revolution noch weitere Gebiete als bisher ergreifen wird. Erfreulich ist, daß diesmal die Europäer unbelästigt bleiben oder zeitig vorher gewarnt werden, wenn in einem bisher noch ruhigen Gebiet der Aufstand loszubrechen droht.

Die Berliner Theatersaison (Abb. S. 1812) hat gleich mit einigen Sensationen eingesetzt. Da gab es die Premiere von Sudermanns „Bettler von Syrakus" im Königlichen Schauspielhaus, bei der die neue Hoffnung des Hoftheaters, Herr Carl Clewing, sich zum erstenmal in einer großen tragischen Rolle bewährte, nachdem wir ihn so lange nur als den frischen und lustigen Possenhelden des „Berliner Theaters" bewundert haben. Im Opernhaus aber ist wieder einmal der große Tenor Caruso eingekehrt, ein Ereignis, das natürlich zu heroischen Kämpfen um die Eintrittskarten führte. Bekanntlich ist der berühmte Sänger auch ein guter Karikaturist; sein Selbstporträt als Rigoletto mag eine Probe dieses liebenswürdigen Talents und der Vielseitigkeit des gefeierten Künstlers geben.



Zur revolutionären Bewegung in Südchina.

Der Weltkongreß der Hotelbesitzer (Abb. S. 1812) in Berlin war von den beiden großen Verbänden der Wirte, dem Internationalen Hotelbesitzerverein und der Féderation universelle des sociétés d'hôteliers, veranstaltet worden. Im Rahmen des Weltkongresses hielt auch der Internationale Hotelbesitzerverein seine 40. Generalversammlung ab, die vierte, die in Berlin stattgefunden hat. Dem Vorstand dieser großen Organisation gehören die Besitzer und Direktoren von vielen der größten internationalen Fremdenherbergen Deutschlands und des Auslandes an.

Die Toten der Woche

Geh. Medizinalrat Dr. Oskar **Aschenborn**, † in Berlin am 22. Oktober im Alter von 60 Jahren.

Generalleutnant z. D. Otto v. **Clausen**, † in Stuttgart am 21. Oktober im 81. Lebensjahr.

Generalkapitän Lopez **Dominguez**, ehm. spanischer Ministerpräsident, † in Madrid am 18. Oktober im Alter von 85 Jahren.

Konsul Georg **Grotstück**, Inhaber einer Firma für Kriegsmaterial, † in Berlin im Alter von 44 Jahren.

Generalmajor z. D. v. **Heineccius**, † in Berlin am 19. Oktober im Alter von 71 Jahren.

Georg **Hom**, bekannter Maler, † in Berlin am 14. Oktober im Alter von 73 Jahren.

Unterstaatssekretär a. D. Wirkl. Geh. Rat **Stemrich**, † in Berlin am 19. Oktober im 60. Lebensjahr.





DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Seebald.

Erzherzog Karl Franz Josef und seine Gemahlin nach der Trauung im Kreise der Hochzeitsgäste.

Die Hochzeit im österreichischen Kaiserhaus.



Die Hochzeit des Erzherzogs Karl Franz Josef von Oesterreich mit der Prinzessin Zita von Bourbon von Parma in Schwarzau.

I. **Die Hochzeitsgesellschaft:** 1. Herzogin Maria Antonia, Mutter der Braut. 2. Erzherzogin Maria Josefa, Mutter des Bräutigams. 3. Kaiser Franz Josef. 4. und 5. Das Brautpaar.

II. **Toiletten** aus dem Trousseau der Braut.

III. **Brillanten-Diadem,** Geschenk des Kaisers von Oesterreich für die Braut.

Phot. Seebald.

Phot. B. J. G.

Der Kaiser mit dem Oberbürgermeister von Aachen, Dr. Veltman, auf der Treppe des Rathauses.

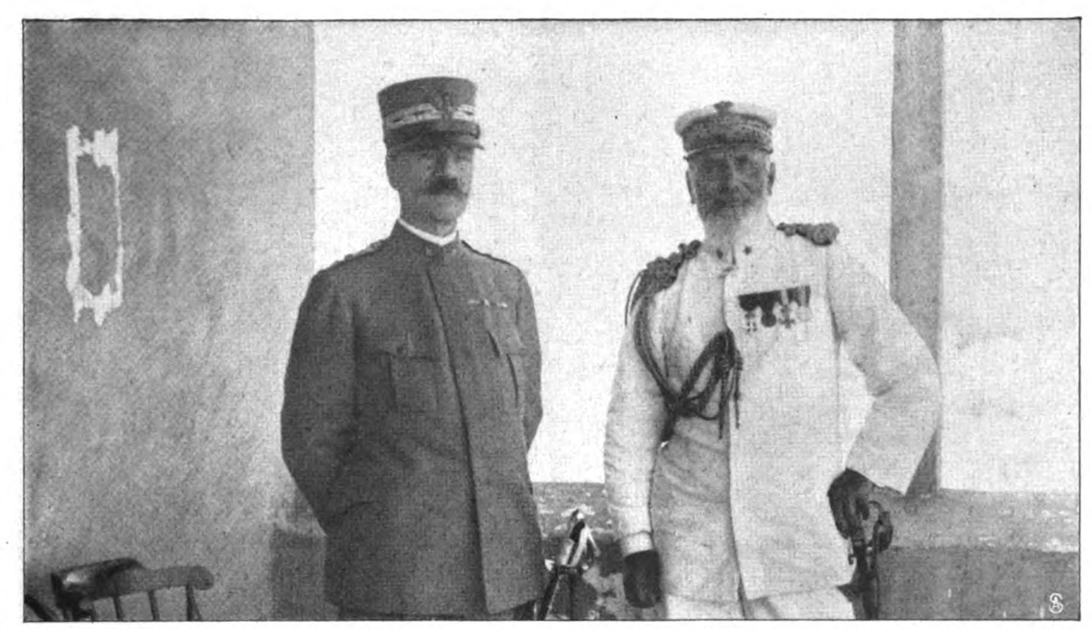
Vom Besuch Kaiser Wilhelms in der alten Kaiserstadt Aachen.

Phot. Mertens.

Das enthüllte Standbild Kaiser Friedrichs von Professor Hugo Lederer.

Vom Besuch Kaiser Wilhelms in der alten Kaiserstadt Aachen.





Der neue Gouverneur, Oberbefehlshaber General Caneva (links), und der zurücktretende Gouverneur Vizeadmiral Borea Ricci.

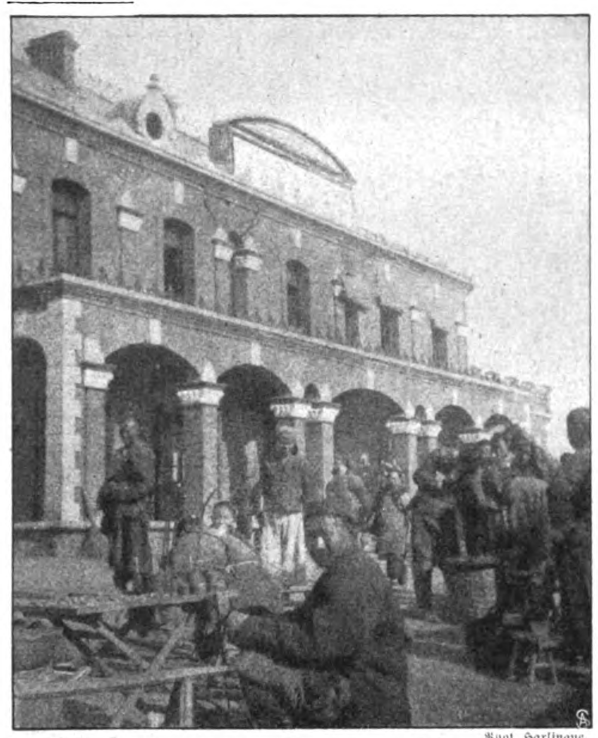
Zur Rückkehr der italienischen Marinetruppen auf die Schiffe: Gouverneurwechsel in Tripolis.



Spezialphotographien von Central News, vermittelt von Tripolis durch Spezialboten der Warwick-Trading Co.

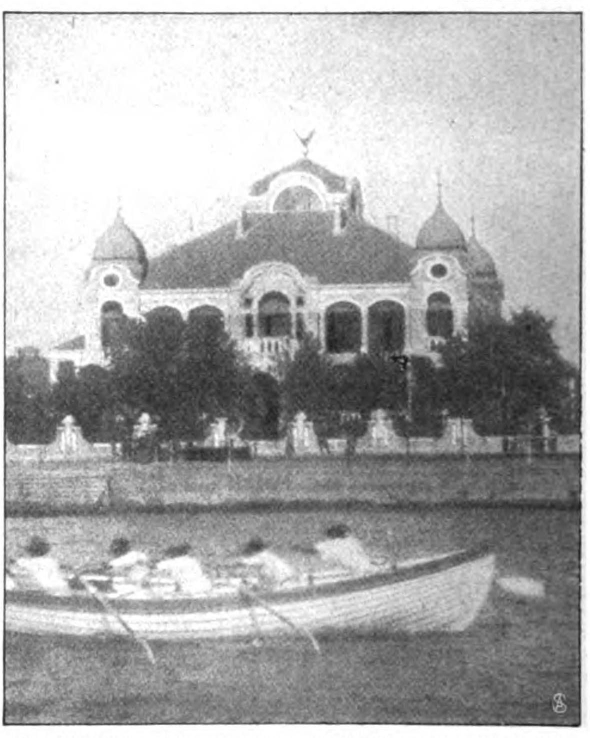
Der Wüstenkrieg beginnt: Italienische Truppen auf dem Marsch gegen den Feind.

Vom Türkisch-Italienischen Krieg.



Phot. Harlingue.

Vor dem Bahnhof, dem Schauplatz heftiger Kämpfe.



Der Mittelpunkt der deutschen Ansiedlung: Das Konsulat.



Die große Trennungstraße zwischen dem Chinesenviertel und dem europäischen Teil von Hankau. Phot. Harlingue.

Der Beginn einer neuen Zeit in China: Hankau, der Hauptsitz der Revolutionäre.



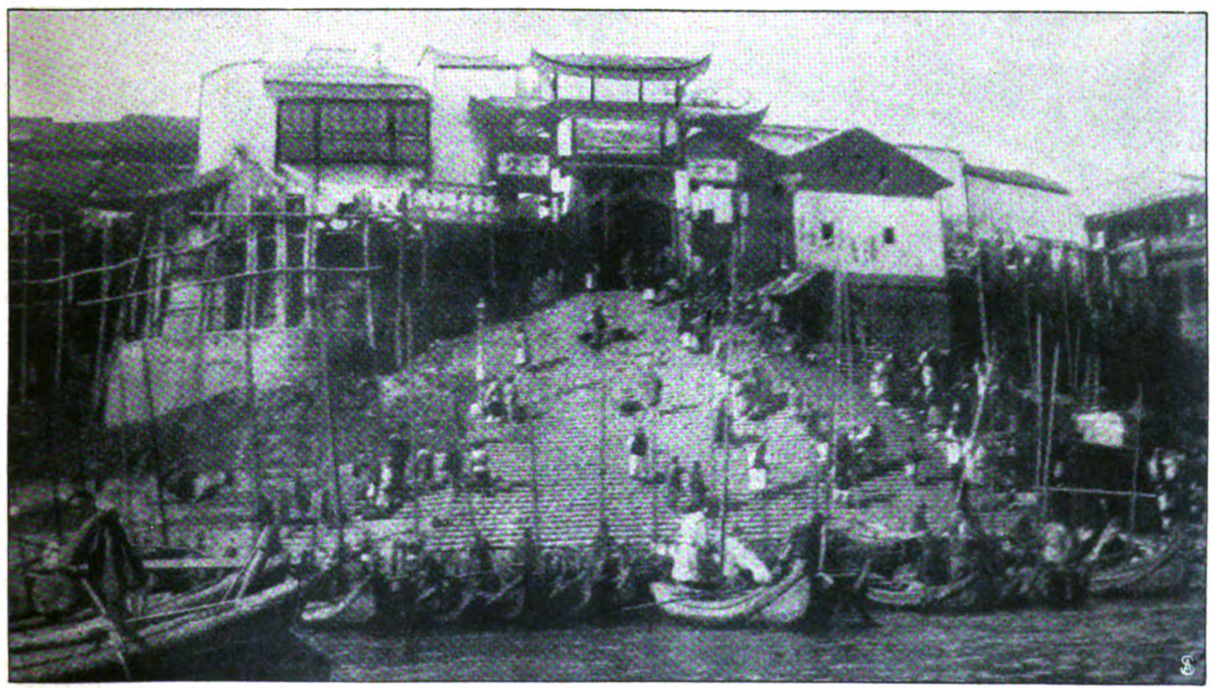




Illustrationsphoto.

Die Führer der gegen die Revolutionäre aufgebotenen Streitkräfte.

Admiral Sah, der Befehlshaber der chinesischen Marine. **Prinz Tsaitao (links) und Kriegsminister Yinchang.**

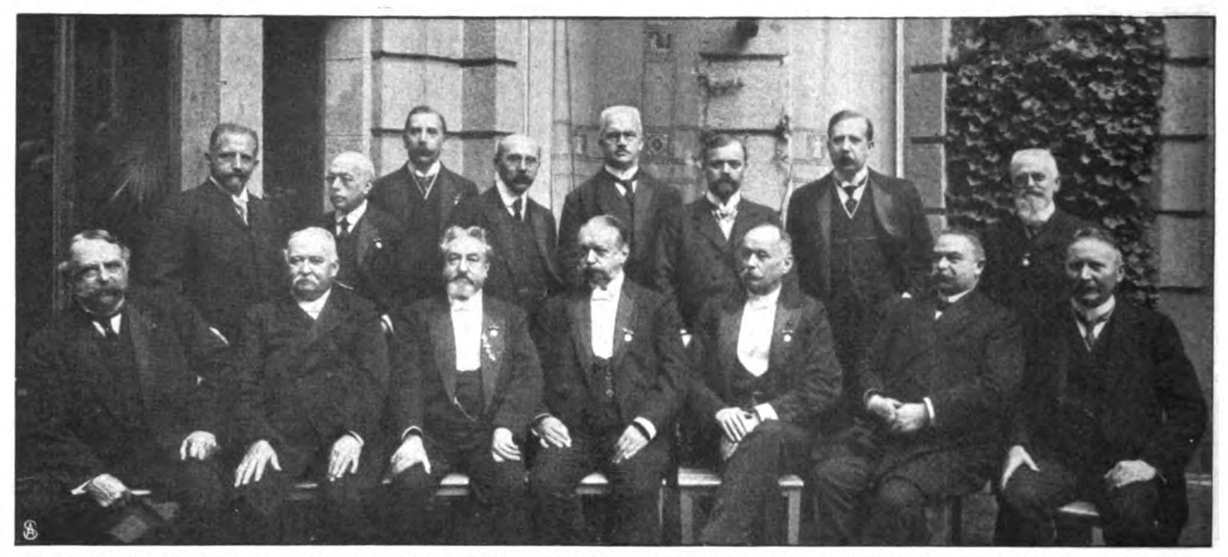


Phot. Harlingue.

Die große Treppe und das Stadttor im Chinesenviertel von Hankau.

Zur revolutionären Bewegung in China.





Von links: Rud. Sendig, Dresden. W. Spaeth, Lindau. A. Ellmer, Heidelberg. Ch. Borgarello, Genua. Heß, Wien. Aug Stracké, Ostende. H. Hoffmeister, Hamburg. Otto Hoyer, Köln, Präsident. Georg Caracciola, Remagen a. Rh. W. Häuser, Luzern. C. Landsee, Innsbruck. Dir. Gottlob, Frankfurt a. M. H. Martens, Amsterdam. Niermann, Godesberg. H. Haeffner, Wiesbaden.

Vom Weltkongreß der Hotelbesitzer in Berlin: Der Vorstand des Internationalen Hotelbesitzer-Vereins.



Zum Beginn der Theatersaison in Berlin.

Carl Clewing als „Bettler von Syrakus“
in Hermann Sudermanns gleichnamiger Tragödie bei der Erstaufführung im Berliner Königl. Schauspielhaus.

Unteres Bild: Zum Caruso=Gastspiel an der Königl. Oper.
Enrico Caruso als Rigoletto. Nach einer eigenhändigen Karikaturenzeichnung des Meisters für die Deutsche Grammophon=Aktiengesellschaft.



Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

1. Fortsetzung.

Gerda schwang ihr Rakett in der Luft. Sie war in weißes Leinen gekleidet mit einem sportsmäßigen Panamahut, der sie wie ein junges Mädchen erscheinen ließ. Aber der unruhige Blick und das Blaß der Wangen hatten etwas Herzbeklemmendes. Und plötzlich fiel der Arm mit dem Rakett schlaff herab. Sie konnte sich zu nichts entschließen. Sie war müde und voller Lebensfurcht.

Der helle, frische Sommermorgen mit der Flut von Licht über Rasen und Blumen und über die plätschernde Oos vermochte lange nichts über ihre Sorgen. Sie sah die leuchtenden Geranien am Balkon nicht und nicht das schimmernde Weißrosa der blühenden Magnolien, sie hörte nur das Blut in den schmerzenden Schläfen hämmern und fühlte ihres Daseins Schwere.

Und doch — was stieg da zu ihr auf aus diesem Tal der Lebensfreude? Als hätte über Nacht ein Schwalbenvölklein in ihrer Brust genistet — so ging es aus und ein. Das flog nun hinab auf die taublitzenden Wiesen, hinüber zu den dunkel bewaldeten Höhen, es kreiste entzückt im Blauen und kehrte zurück in die beschattete Menschenseele. Es waren nicht Erinnerungen, keine Bilder von Anno dazumal, sondern leicht beschwingte unfaßbare Gefühle, die aus der Frühe des Tages zu kommen schienen und dem Leiden der jungen Frau am Fenster Linderung zufächelten.

„Erkennst du mich noch? Wir sahen uns schon! Dein Herz war mein Spiegel, und keiner warf mein Bild so klar zurück. Aber jetzt ist er trübe!" sagte der leuchtende Tag, und Gerda verstand diese Sprache, denn in ihrem Auge begann es zu blitzen, zu fließen.

„Es ist schon zu lange her — ich weiß nicht, warum ich so geworden bin. Ich will ja nur hinauf in die Freiheit der Auserwählten. Dort oben möcht ich dir wieder begegnen. Hilf mir hinauf, hinaus aus Not und Verbrechen!" flehte diese Trauer mit wilder Leidenschaft. Da entschwand das erinnerungstiefe Weltgesicht, und nur ein wehmütiges Dämmerlicht blieb zurück:

„Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vorzeit einmal besessen — —
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch, was es war, ist mir vergessen —"

Gerda von Hellern wußte wieder, daß es auch für sie kein Zurück mehr gab. Ihr Kinderland war nie ein Kanaan gewesen — immer nur eine Brücke der Sehnsucht nach einem schöneren Ufer. Warum war es ihr nicht beschert, hinüberzugelangen?

Vielleicht, weil sie zu oft in den tosenden, Untergang drohenden Strom des Lebens blickte, der so viele Opfer forderte und mit sich führte? Weil sie zu ängstlich die Tragkraft jeder Planke erprobte? Wie manchen hatte sie schon stürzen sehen, der dann doch wieder auftauchte und festen Grund gewann!

„Ich aber wäre verloren!" schauderte Gerda zusammen, wie wenn unter ihrem Fenster der Abgrund gähne.

Als Kattie erschien, verwischte sie schnell die Spuren der Ergriffenheit. Die hastige Engländerin trug eine rote Jacke über dem Arm, sie sah erhitzt aus, trotz der frischen Morgenkühle, die durch die geöffnete Balkontür strömte.

Ihrem scharfen Blick entging die Niedergeschlagenheit der Herrin nicht. Auch die Ursache kannte sie genau; vor ihr gab es keine Geheimnisse.

„Dearest!" rief sie im Ton einer guten Botschaft: „Picard hat alles, was wir brauchen. Er erwartet Sie heute vormittag."

„Es ist ja Wahnsinn!" sagte Gerda verstört, als spräche sie mit sich selbst.

„Aber mein Gott, was denn nur? Was hat sich denn seit gestern abend verändert?" sprach Kattie vorwurfsvoll auf das unschlüssige Wesen ein.

„Ich bin über Nacht nüchtern geworden. Jetzt erkenne ich die Gefahr" — gab Gerda überdrüssig und ratlos zurück, indem sie auf den Balkon trat, wie um das Gespräch abzubrechen. Aber die energische kleine Person ließ sich, obwohl sie ein wenig erblaßte, nicht so leicht entmutigen. Weit besser als die Gebieterin wußte sie, was not tat. Sie war bis zum Tod des Herrn von Hellern drei Jahre lang Gerdas täglicher Umgang gewesen und begriff deren Seele so gut, daß sie jede Laune auf ihre wahre Ursache zurückführen konnte.

Auch für ihre eigene unwichtige Person stand jetzt sehr viel auf dem Spiel. Wie freudig hatte sie vor Wochen die Gelegenheit ergriffen, ihr Schicksal aufs neue mit dem der schönen gefeierten Gerda zu verbinden. Bei ihr war sie fast wie eine Schwester geachtet, sie genoß das Vertrauen der Herrin in einem solchen Maß, daß sie in all ihre Verhältnisse Einblick gewann.

Obgleich Gerda vor ihrer Abreise nach Baden nur vage Andeutungen gemacht hatte, merkte die Engländerin doch gleich, daß Gerda ihrer allzu jugendlichen Witwenschaft sowie der Bevormundung durch ihre bigotten Verwandten müde war.

Welch ein Feld der Hoffnung und Abenteuer! Die schlaue kleine Miß vertraute nicht blindlings dem Stern der verarmten Schönheit; sie prüfte deren Aussichten wie ein Bankier seine Papiere. Aber schon die ersten zwei Tage des Aufenthalts in diesem Zirkel der Vornehmheit hatten ihr zur Genüge bewiesen, daß Gerda von Hellern mehr als je ein Magnet von ganz besonderer Anziehungskraft war.



„Was meinen Sie, Liebe? Wo sehen Sie denn eine Gefahr?" tat sie nun kindlich erstaunt, wobei sie Gerda folgte und mit gut gespielter Verwunderung zu ihr aufblickte.

„Ach Kattie, tun Sie doch nicht so, als ob Sie nicht wüßten, daß es strafbar ist, wenn man Sachen bestellt, die man nicht bezahlen kann!" Gerda war es förmlich ein Bedürfnis, ihre Lage schlimmer zu machen, als sie in Wirklichkeit war. „Ich habe sowieso zu viel gewagt. Das Leben hier geht weit über mein Vermögen und wird bald ein Ende nehmen."

„Ein gutes, gewiß — darling! O seien Sie mutig und zuversichtlich!" Leidenschaftlich warf sich Kattie an Gerdas Brust.

Diese sah mit einem nahezu hilflosen Blick auf die Versucherin herab. Und dann wuchsen die Bilder der Nachmittagsrevue im Kurpark und der großen abendlichen Schaustellung herauf — sie lockten und winkten — sie lachten, sie höhnten: „Willst du dich verstecken, lächerlich machen, willst du dich vor den Frauen, die du alle überstrahlst, verkriechen, weil dein Festgewand dem ihren nachsteht?"

Ach, es war unerträglich! Sie schloß die Augen, sie krampfte die Hand um den Schläger; eine quälende Trockenheit auf der Zunge machte sie unfähig zu sprechen. Aber als Kattie entschlossen die Tür aufriß, folgte Gerda, indem sie murmelte: „Nein, liebes Kind, das müssen wir uns ernsthaft überlegen!"

Im Portal kam ihnen der Herzog entgegen. Er war im Reitanzug, sein dampfendes Pferd wurde eben fortgeführt.

„Ich komme von der Morgenarbeit in Iffezheim", begann er sofort, gewillt, sich die Gelegenheit eines Zusammenseins nicht entwischen zu lassen. Sein Auge umfaßte Gerda ganz und gar. Wie sie ihm entgegenkam, rasch und biegsam, mußte er wieder an Damen der römischen Aristokratie denken, die die unvergleichliche Souveränität „des sich Verschenkens" besaßen, ohne von ihrer schönen Höhe zu steigen — ja, deren Sklave man blieb, auch wenn man ihr Herr geworden war.

Schnell fuhr er fort: „Und die Damen wollen so früh zum Turnier?"

„Ja, zum Turnier, aber erst zum Schneider" — lachte Kattie ihn an, Gerda zuvorkommend. Da habe ich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, dachte sie.

Und wirklich — Arlesheim suchte bittend Gerdas Blick und sagte: „Zum Schneider? Das ist ja reizend! Darf ich Sie begleiten? Ich suche mit Leidenschaft schöne Damentoiletten aus."

Gerdas Auge hob sich zu ihm scheu und rasch, als sie ihm mit erzwungenem Lächeln die Erlaubnis erteilte. Ihr war, als müsse er von ihrer Stirn lesen. Er aber nahm das kurze Leuchten dieser grauen Sterne wie ein Geschenk entgegen, während Kattie, die Situation rasch ausnützend, voraneilend rief: „Ich melde Sie an."

Der Herzog, neben Gerda schreitend, erzählte von seinem Stall, seinen Jockeis, seinen Chancen. Er bat: „Wollen Sie nicht morgen mit meinem Tandem hinausfahren? Morgen ist der große Tag. Meine Farben starten in drei Rennen, auch im Großen Preis."

Da erfaßte Gerda eine wilde Freude. Sie war so stark, daß ihr die Kehle wie zugeschnürt schien. Während sie noch — ohne zu antworten — seinen fast ungeduldigen Worten nachhörte, um sie ganz in sich aufzutrinken wie einen köstlichen Wein, sah er auf ihre unvergleichlich zarten, mit Ringen geschmückten Hände. Die brennende Frage durchzuckte ihn: Wem sind sie zu eigen? Wem winken sie jetzt? Mit jedem Augenblick wuchs in ihm der heiße Wunsch, den Sinn dieses Weibes zu ergründen. Er sah sie leichtsinnig lachen und den Champagnerkelch heben, gleichsam allen zutrinkend, und sah sie am Klavier mit der unergründlichen Sehnsucht im Blick und der schmerzlichen Falte um den Mund, den er so sehr bewunderte — diesen kleinen, blassen, ein wenig hochmütig geschwungenen Mund. Jede ihrer Bewegungen, jede Farbe ihres Anzugs liebkoste ihn, den Ästheten. Ihr Anblick war für ihn eine Oase in der Wüste all der gemachten Frauenerscheinungen, die um seine Gunst warben wie Kurtisanen. Jener allzu reifen Schönheit war er müde, Gerdas Kindlichkeit erfrischte ihn wie ein kühler Trunk aus heimatlichen Wäldern.

Die kleine Straße, durch die sie dem Marktplatz des Städtchens zuschritten, war voll fröhlichen Lebens. Ihre hohen Gestalten verschwanden vollkommen in der exotischen Eleganz, die sich munter und guter Dinge auf dem Pflaster auf und ab bewegte und vor den eleganten Auslagen die Schaufenster säumte. Es war, als würde hier ein ewiger Festtag gefeiert, der Anzug der Damen zeigte die schönste Sorgfalt, und die Herren gingen mit unternehmendem Lächeln neben ihnen, als warte ihrer überall ein reizendes Abenteuer.

Gerda und ihr Begleiter wurden von diesem sonntäglichen Behagen immer stärker mitgerissen. Es schien gleichsam in Sonne und Licht getaucht. Unwillkürlich bekamen ihre Stimmen einen volleren Ton, ihre Blicke einen tieferen Glanz. Sie fühlten sich zum erstenmal allein und empfanden eine lebhafte Freude darüber. Es schien ihnen wie eine Verheißung.

Als sie vor das Haus des Herrn Picard kamen, blieb Gerda, angezogen von den geschmackvollen Auslagen, einen Augenblick andächtig stehen.

Arlesheim neigte sich zu ihr, auf einen kleinen kostbaren Spitzenfächer deutend, dessen goldene Stäbe mit Edelsteinen verziert schienen. Dabei berührte seine Schulter die ihre, und wie von einem elektrischen Schlag getroffen, fuhren sie beide zurück. Gerda wandte sich rasch der Tür zu, die bereits von unsichtbaren Händen vor ihnen geöffnet wurde.

Ein kleiner dicker Mann, dessen Alter man nicht bestimmen konnte, empfing sie und leitete sie durch den offenen Laden in einen kleinen, mit Spiegeln, Teppichen und goldenen Stühlen ausgestatteten Raum. Er ging und stand beständig halbgebückt, als wolle er jemand grüßen oder einladen. Sein weiches, aufgedunsenes, von stark gebogener, rötlicher Nase beherrschtes Gesicht zog sich wie eine Maske beständig in lächelnde Falten. Sein ganzes Wesen war glatt, ergeben und anmaßend zugleich.

Wie einen Kriegsruf stieß er das Wort: „Madame" hervor und sah sich empört um, als die Gerufene nicht



sogleich zur Stelle war. Dann sprach er sofort auf Gerdas Unschlüssigkeit ein. Er sagte fortwährend „wir", indem er von seinen neusten Pariser Einkäufen erzählte: „Wir lieben das Luftige besonders" — oder: „Wir führen nur diskrete Farben —"

Der Herzog nahm gar keine Notiz von ihm, sondern schob Gerda einen Stuhl hin und sagte: „Ich habe meine Mutter in Paris oft in die Modesalons begleitet — es dauerte immer stundenlang" — und er nahm neben ihr Platz.

„Madame", eine große Blondine in wallendem gelbem Chiffon trat, von Miß Kattie gefolgt, durch eine niedrige Tapetentür ein und ging mit fragendem Blick auf Gerda zu.

„Is'nt it beautiful?" rief die Engländerin mit eindringlicher Stimme. Sie bekam keine Antwort. Der Herzog und Gerda sahen mit größter Aufmerksamkeit zu der Französin hinüber. Sie waren von dem Kunstwerk, das sich ihnen bot, angezogen und wußten es zu schätzen.

Herr Picard war zufrieden: „Bitte wenden", schrie er. „Gehen Sie nach links ins Licht — bleiben Sie so — so —." Er watschelte zu ihr hinüber, hob mit fast ehrfürchtiger Gebärde, als berühre er eine priesterliche Soutane, das gelbe Gewebe und pries die Stickerei am Saum.

Dann machte er Gerda auf das Schulterarrangement von gelben Perlen aufmerksam und lobte das Pariser Haus, in dem dies Werk entstanden sei: „Ein Wunder, meine Gnädigste, ein Wunder. Es hat den künstlerischen Anstrich. Aber bitte," und er wandte sich mit einer Verbeugung an Arlesheim: „einen Augenblick, gleich kommt etwas Anderes, Neues —"

Er tat, als kenne er die Anwesenden schon seit Jahren.

Gerda wurde rot, und eine tödliche Verlegenheit wollte sie befallen. Hat ihm Kattie etwas gesagt? durchfuhr sie kalt und schneidend ein großer Schreck. Aber sie überwand ihn. Die sich überstürzenden Eindrücke verwischten die Stimmung des Augenblicks, und ihr war, als käme sie gar nicht mehr zur Besinnung.

Zwei neue Probierdamen traten ein, die eine in weicher rosa Seide mit einem Überwurf von gemalter Gaze, die andere in köstlichen fahlgelben Spitzen, die ins Grau hinüberspielten.

Die kleine Miß schlug entzückt in die Hände, und Arlesheim sagte begeistert: „Das ist ein Traum, das müssen Sie tragen." Und sich näher zu Gerda beugend: „Spitzen haben etwas Zärtliches, Träumerisches. Schöne Frauen sollten nur in Spitzen gehen."

Aha, dachte Picard und überschlug in Gedanken, daß er dies Kleid anstatt für zweitausend auch für zweitausendfünfhundert Mark verkaufen könne.

In Gerda wuchs allmählich die unbezähmbare Lust nach all den schönen Dingen und der trotzige Wunsch: Könnte ich doch die Hand ausstrecken! Ich, die ich sie so zärtlich liebe! Aber äußerlich verriet sie nichts davon. Sie spielte, um zu imponieren, die kühle, gesättigte Weltdame.

Arlesheim bewunderte ihren Geschmack. An allem ist sie eine Auserwählte — dachte er. Sie wuchs in seiner Einbildungskraft, aber sie entglitt ihm auch. Er war beunruhigt von dem Geheimnis, das ihre Person umgab. Sie war ihm wie ein umgitterter Garten, dessen Pforte verborgen ist. Durfte er's wagen, über den Zaun zu springen? Er fühlte wohl eine gewisse Bereitschaft in ihrem Wesen, ein Engel winkte ihm Erfüllung zu, aber ein reißendes Tier drohte seiner Ruhe und Sicherheit.

Ihre Stimme belauschend, vernahm er, daß ihre Seele nicht die spielerischen Eigenschaften des Stahls besaß — sie war nicht biegsam — ihre Leidenschaft schien von anderer Art.

Da durchdrang ihn eine Ahnung, daß, indem er die Hand nach dieser Blume ausstreckte, die Lust von Bitternissen getränkt sein werde. Ihm hatte bei ihrem Anblick zuerst die Melodie eines heiteren Spiels geklungen. Nun verkehrte sich die frohe Laune in Ernst und Nachdenklichkeit. Irgendein Schwungrad trieb seinen Willen an, es drehte sich mit ihm im Kreis, er konnte zu keinem Entschluß kommen. Sein Blick hing mit schmerzlicher Inbrunst an ihrem Mund, der von Freude über die schönen Kleider überfloß.

Die Mädchen mußten sich drehen und wenden. Herr Picard schrie sie beständig an, versetzte ihnen heimliche Püffe: „Ich bitte, die Schleppe! Frau Baronin will die Schleppe sehen! Darf ich auf die Corsage aufmerksam machen? — Aber Fräulein, Sie treten ja auf die Schleppe! Bitte, Frau Baronin, diese Samtbänder! Reizend, wie? Die Herzogin von Vendôme trug das gleiche Arrangement, und Fürstin Carola bestellte die Toilette zweimal: in Fraise und Türkis. Madame," schrie er plötzlich, als habe er etwas von ungeheurer Wichtigkeit vergessen, „das tabakfarbene! Bringen Sie das tabakfarbene. Die Kopie trägt die Königin von Schweden."

„Was meinen Durchlaucht," rief Kattie dazwischen, „die Spitzen?"

„Ja, die Spitzen" — erwiderte Arlesheim.

„Wie finden Durchlaucht das Rosa?" fragte Kattie weiter, als könne sie diese Anrede nicht oft genug anbringen.

Herr Picard reckte den Hals, als dürfe er keine Silbe des herzoglichen Wortes verlieren, als könne er die Antwort bereits von der herzoglichen Stirn lesen.

„Ich weiß nicht" — Arlesheim wandte sich fragend zu Gerda, die den Kopf schüttelte. Rosa tötete den Schimmer ihres Haars.

Herr Picard winkte der Dame in Rosa ab, leidenschaftlich, als könne er den Anblick gar nicht mehr ertragen: „Das blaue Paillettenkleid," befahl er hastig, „das moosgrüne, das schwarze — rasch."

Inzwischen zeigte er Gerda Fächer, Blumen, Tücher, Schärpen und Mäntel. Die Kostbarkeiten häuften sich. Immer mehr berauschte sich Gerda an den schönen Dingen. Sie wurden ihre Freunde, ihre Helfershelfer. Ihre Hände liebkosten sie und konnten sich nicht trennen. Sie verlor alle Zurückhaltung; sie fragte nicht nach dem Preis der Stücke, die sie für sich beiseite legte. Kattie schürte das Feuer: „Das noch" — und „das noch" — ging es immerzu.



Und immer mehr schleppte Herr Picard heran. Hab ich dich! dachte er vergnügt und beglückwünschte sich zu dem heutigen Tag. Keinen Augenblick war er im Zweifel über seine Kundschaft! Er als Menschenkenner! Nur wußte er nicht: Geliebte oder Gemahlin?

Doch das blieb sich für seinen Geldbeutel gleich! Er verdrehte die Augen vor Entzücken, oder er sagte: „Dieses Grün muß Sie kleiden! Der Mantel ist für Sie bestimmt, Frau Baronin. Der Zobelkragen hat den Ton Ihres Haars. Ein Gedicht! Hat man je so etwas gesehen?" Er wandte sich voll Staunen den andern zu und sah sie der Reihe nach an, als könne er gar nicht fassen, wie gut der Mantel zu Gerda passe, als sei ihm so etwas niemals vorgekommen.

Einem Mondscheinstrahl gleich glitt das dunkelblaue Kleid herein, eine große blauschwarze Fabelblume schmückte den Ausschnitt.

„Entzückend!" sagte Arlesheim voll Bewunderung. Die Luft schien sich nach und nach zu erhitzen und die Begierde immer wilder anzustacheln. Der Duft der Pelze mischte sich mit dem eigentümlichen Geruch der neuen Seidenstoffe und dem Duft von den Veilchen, die die Damen im Gürtel trugen.

Gerda nahm auch das blaue Paillettenkleid. Während die reizenden Kleinigkeiten: Täschchen, Schürzen, Gürtel, Schnallen, aus ihrer Hand in die des Herzogs wanderten, dachten beide daran, wie sehr sie den gleichen Geschmack hatten. Diese Dinge direkt aus ihren Fingern zu erhalten, schien Arlesheim eine unbeschreibliche Wonne zu bereiten. Es war eine so starke Empfindung, wie man sie nur in den Anfängen der Liebe spürt. Eine leichte Betäubung überkam sie beide, denn auch Gerda fühlte sich mehr und mehr von dem Magnet seiner Hingebung angezogen.

Der Herzog dachte an sein Jagdschloß in Tirol. Efeuüberwucherte graue Mauern und runde Türme starrten in das Blau des Himmels, durch bunte Spitzbogenfenster fiel wenig Licht in niedrige Räume, die mit weichen Perserteppichen belegt waren. Er sah sich zu Pferde in den Hof einreiten, neben ihm die Geliebte, schlank und stolz, Ginster am Hut und Lachen im Blick. Das Bild wurde so deutlich, kam so nah, daß es für ihn fast Wirklichkeitszüge bekam. Sie wird dies Heim lieben, dachte er, sie wird die Dinge lieben, die ich liebe.

Aber gleich darauf, als er merkte, daß ihr Blick den Glanz nicht zu haben schien, der ihn noch gestern beglückte, erfaßte ihn wieder jene fragende Traurigkeit. So schwankte er zwischen Furcht und Hoffen, zwischen aufwallender Leidenschaft und unklaren Gefühlen.

Als sie Herrn Picards Haus verließen, empfand Gerda weder Reue noch Bedauern. Wie ein Feldherr, der siegen will, wußte sie sich plötzlich sicher im Gefühl ihrer guten Rüstung. Wirren Träumen gleich, versanken Angst und Unruhe hinter dem Wall von Glück, Hoffnung und naher Erfüllung. Sie glaubte sich in ihrem Recht. Alles mußte ihr zufließen, sich in ihrer Hand vereinigen, ihr Herz mit Goldströmen des Schönsten und Besten füllen. Gab es nicht genug glänzende Beispiele von Frauen, die einst nicht mehr besaßen als sie und doch zu den höchsten Höhen gestiegen waren?

Kattie befestigte ihre Stimmung. Sie gebärdete sich wie ein reich beschenktes Kind, das nun keine Wünsche mehr hat. Alles schien sich zu verwirklichen. Stolz schritt sie neben dem auffallenden Paar her und erwiderte herablassend Grüße, die ihnen zuteil wurden.

In der Lichtentaler Allee begegnete ihnen der Viererzug des Sultans Irawaddi. Der Inder und der Neger fixierten Gerda. Der Sultan hielt den raschen Schritt der feurigen Tiere ein wenig zurück, um Gerda eine Sekunde länger mit den Blicken zu huldigen.

Sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Arlesheim bemerkte es und sagte mit gerunzelter Stirn und eisigem Blick: „Ein unleidlicher Patron, dieser Halbwilde! Wissen Sie, was er neulich im Kurhaus auf einer Reunion gefragt haben soll beim Anblick der Damen?"

„Nun!" Gerda hob den Blick zu ihm „keck wie eine Fanfare".

Und Arlesheim sagte mit fühlbarer Schadenfreude: „Er fragte nämlich den Vortänzer Herrn von Gerlach: ‚Are they all to buy?' Der wird nie begreifen, daß es Dinge gibt, die seinem Geld unerreichbar sind. Ganz besonders komisch findet er den europäischen Frauenkultus!"

Eigentlich wollte er noch hinzufügen: Seien Sie also vorsichtig mit Ihrer Augen holdem Winken, es könnte sehr mißverstanden werden.

Aber Gerda erriet ihn auch ohnedies.

„Ich hörte doch, er wolle sich auf abendländische Art verheiraten mit irgendeiner vornehmen Lady!" bemerkte sie schalkhaft, seiner Antwort fast gewiß.

Sie hätte beinah laut aufgelacht, als er, wie ein Taschenmesser schnappt, sogleich einfiel: „Es ich richtig. Was halten Sie von dieser Idee?"

„Er soll ein wunderbares Schloß, die schönsten Pferde und die eleganteste Jacht besitzen", gab Gerda boshaft zurück, und ein tiefer Seufzer klang in ihrer Stimme.

Arlesheim sah sie von der Seite halb erschreckt, halb zweifelnd an.

Ihre Miene war unergründlich wie die eines spielenden Kindes.

* * *

„Thirty — forty — advantage — outside —" riefen die monotonen Stimmen der Richter von den hohen Stühlen herab. Die Bälle surrten, und die Raketts sausten.

Wenn Gerda die Augen öffnete, sah sie rote Stühle und Netzstäbe, blendenden Kies, grüne Wiesen und die roten Jacken der Balljungen, die zwischen den weißgekleideten Spielern hin und her schossen.

Eine dichtgedrängte, elegante Menge umstand die Plätze, am dichtesten dort, wo ein Engländer und ein Deutscher um die Weltmeisterschaft und den Pokal von Baden stritten.

Es schien der Träumenden zu winken, dies farbenreiche, fröhliche Bild, das eine so große Summe von sorglosem Genießen, von wohltuender Sicherheit ausströmte, es redete eine andere Sprache als der lange, warme Brief, den sie in ihrem Wildledertäschchen trug.



Als Kattie ihn am Morgen brachte, mit einigen spöttischen Worten, die ihn entwaffnen sollten — denn sie ahnte seit Axel Wendts Verhalten vom vorigen Abend wohl, was er enthielt — da hatte Gerda mit seltsamem Herzklopfen danach gegriffen. Auch sie ahnte nach den letzten schweren Worten und Blicken des Freundes, was er ihr brachte. Aber wie er es ihr brachte, das hatte sie gänzlich aus der Bahn geschleudert. So tief und mächtig war sie davon ergriffen worden, daß ihr schien, sie brauche nur die Hand auszustrecken, um ihr Heimverlangen, das der Begleiter ihres Lebens gewesen, mit einem Mal zu stillen. Bilder der Jugend lockten mit weißen, liebevollen Händen, redeten, ach, mit so zärtlicher Stimme — wie nur die Heimat reden mag. Ein weißes, von Linden umstandenes und mit grünen Fensterläden geschmücktes Haus, ein Garten mit Buchsbäumen und Taxuswänden, in dessen sommerliche Stille der Ruf der Mäher, das Surren der Dreschmaschine vom Feld klang — ach, wie sie das kannte — wie sie es liebte — einstmals! Und die einsamen Ritte über Moor und Heide, die Pirschgänge am Abend und in der Frühe — das Lied der Vögel und Bienen — die frische, frohe Tätigkeit in Haus und Hof ... alles so einfach, so fest, so sicher! Wie sie es liebte, noch jetzt, noch heute — dieses Leben treu und schlicht unter treuen und schlichten Menschen. Es wuchs herauf, immer stärker, immer gläubiger — es strahlte im Andenken ihrer längst dahingegangenen Eltern, in ihrer schönen, ersten Jugendzeit. Es rief sie wirklich wie mit Glockenklang und Orgelton. Es rief, wie nur die Liebe rufen mag.

Und in dem Gewirr der Stimmen, der Menschen, ein wenig seitab und doch genug, um jede Minute von diesem Strom von Lustbarkeit fortgerissen zu werden, griff sie noch einmal nach diesem Brief. Da stand es in festen, unbeirrten Schriftzügen, klar und einfach wie der Schreiber selbst:

„Liebe Gerda!

„Selbst wenn es mir nicht an Aufrichtigkeit gefehlt hätte, Ihnen gestern abend mündlich anzuvertrauen, was mir auf der Seele brennt, zweifle ich sehr, daß Sie mich bis zum Ende ruhig angehört haben würden. Ich kenne ja Ihre schleunigen Aufbrüche, wenn Ihnen irgendein Stück nicht behagt, und weiß, wie breit der Graben ist, den Sie um Ihre eigene Person gezogen haben, damit Ihnen niemand zu nahe treten oder ein Geheimnis rauben kann. Im besten Fall wäre aus dem heiligen Ernst ein gelinder Scherz geworden; vielleicht aber hätte ich Sie schwer gekränkt und Ihr Vertrauen ganz verloren. Das wollte ich verhüten. Ein Brief überfliegt immer noch Mauern und Gräben wie zu Ekkehards Zeiten, und wenn der meine auch kein so ‚wundersames Geschoß' ist, muß er doch wohl aufgehoben und gelesen werden.

„Ja, die drei Tage unseres hiesigen Zusammenseins haben mir viel zu denken gegeben; reich beladen mit Rätseln kehre ich in meine stille Klause zurück! Ich reise heute. Hier bin ich nicht mehr vonnöten; wenigstens muß ich annehmen, daß Sie mich leicht entbehren werden. Und damit — nebst einem herzlichen Glückwunsch — könnte ich ja diese Epistel beschließen, wenn ich nicht fühlte, daß es gefährlich und feige wäre, zu schweigen aus Furcht, meine Offenherzigkeit könnte Mißfallen erregen. Sie freilich waren diesmal Ihrem ältesten Freund gegenüber merkwürdig verschlossen: sooft ich auch versuchte, Ihnen näher zu kommen, immer wurde die Zugbrücke gleich aufgezogen. Nur über den breiten Graben durfte ich mit Ihnen verkehren. Aber diese Zurückhaltung berechtigt mich noch nicht, Ihnen nun auch mein Vertrauen vorzuenthalten. Freundschaftsrechte und -pflichten verjähren nie; mein Gewissen gebietet mir, heute von beiden Gebrauch zu machen.

„Denn trotz Ihrem Schweigen weiß ich, daß Sie nie zuvor einer Freundeshand so bedürftig waren wie heute. Der große Pomp und die schallende Heiterkeit konnten mich nicht täuschen. Ich sah, was Sie verbargen, und hörte, was Sie verschwiegen. Sie sind tief unglücklich, voller Lebensfurcht und wissen den rechten Weg nicht mehr. Die Tage vergehen Ihnen ohne Freude, die Nächte ohne Schlaf. Ihre Hände zittern beständig, Ihre Augen können den ruhenden Pol nirgends finden. Ich ahne den Grad der Verzweiflung, der Ihr ganzes Fühlen und Denken verwirrt und Sie vielleicht bald zu verhängnisvollen Schritten treibt. Soll ich mich da noch scheuen, das Kind beim rechten Namen zu nennen? Wie kein zweiter habe ich Ihr Leben verfolgt und bedacht. Ich fühlte einst mit Schmerzen, daß der mädchenhafte Hang zum Putztisch, zum Luxus Ihr ganzes Herz gefangennahm und eine so viel edlere Sehnsucht unterdrückte. Damals mußte ich mir sagen: ‚Das ist der Lauf der Welt!' Aber die erreichten Genüsse, die Bälle, Gesellschaften, Sports und Reisen können eine Seele wie die Ihrige nicht befriedigen, nur betäuben. Aus jedem erfüllten Wunsch kriecht ja immer wieder ein neues Bedürfnis hervor — der höhere Rang, Einfluß und Besitz des Nachbarn ist ein ewiger Stachel, denn Üppigkeit, Prunk und Glanz haben keine Grenze, und unter allen Genießern ist auch der reichste noch nicht frei von tierischem Neid und schmutziger Habsucht.

„Wissen Sie noch, was Sie mir drei Wochen nach Hellmuts Ruin und Tod schrieben? Damals war's Ihnen so, als seien Sie von einer langen, beschwerlichen Reise im Expreßzug zurückgekehrt auf den sicheren Boden der Heimat. Alles, was Sie in den drei Jahren erlebten, kam Ihnen unscheinbar, wesenlos vor; Sie mochten sich auf nichts mehr recht besinnen.

„Wie froh begrüßte ich diese Wandlung Ihres Gemüts! Ich hatte nur noch den einen Wunsch, Ihr Pfleger und Begleiter zu sein und die schöne Wiedergeburt mit eigenen Augen erleben zu dürfen. Daß ich nicht schon damals meinen Abschied genommen habe und gleich das väterliche Gut übernahm — was ja doch in Bälde geschehen soll — muß ich jetzt bitter bereuen. Ihnen fehlte in der Zurückgezogenheit für die Freuden der Stille nur ein rechter Mentor, den Sie leider im Haus Ihres Onkels nicht finden konnten. Ach, daß Sie keine bessere Zuflucht hatten, als diese



,Allzumalsünderleute'! Oft genug ballte ich die Faust über den kleinlichen Bußfertigkeitseifer, dem Sie dort ausgesetzt waren. Ich meine zu spüren, wie man auf den Fußspitzen ging, um das gestrafte Weltkind nicht zu stören in den vermeintlichen Geschäften der Reue und Umkehr; wie man Ihnen alle Versuchungen ängstlich vom Leibe hielt, statt daß die Philister Ihnen von Zeit zu Zeit mal ein ordentliches Sektdiner ,zum Abgewöhnen' aufgetischt hätten! Die verdrehten Augen und sauren Mienen haben Sie dann natürlich vertrieben. Das war nicht die Gesellschaft, die Ihnen not tat!

„,Der Strudel hat sie wieder!' mögen die braven Leute jetzt lamentieren, während ich in Wut gerate über die Verschrobenheit unserer Sitten, die mir nicht erlaubten, Ihnen mein Haus als Heimstatt anzubieten. So traurige Sklaven sind wir alle! Sagen Sie sich selbst, ob Sie damals ein derartiges Anerbieten nicht als ,unmöglich' abgelehnt hätten? Und doch können Sie nicht zweifeln, daß es Ihnen bei mir zu Hause viel besser ergangen wäre; Sie hätten da alles gefunden, was Sie bei Ihren Verwandten entbehren mußten: Heiterkeit, Zwanglosigkeit und offene Herzen! — Dann wäre wohl auch diese unheimliche, gefährliche Reise nach Baden unterblieben!

„Ob Sie nun über mich lachen oder Zorn sprühen: ich will Ihnen jetzt ohne Hinterhalt sagen, wie ich darüber denke, und meinen Worten nicht einmal ein schonendes Mäntelchen umhängen. Wie ein Bankrotteur mit seinen letzten Dublonen nach Monte Carlo reist, in der unmenschlichen Hoffnung, dort vom Glück zum Ritter geschlagen zu werden und danach vor aller Welt wieder in Ehren bestehen zu können — so sind Sie mit den letzten Mitteln hierhergekommen, um an der Heiratsbörse zu spielen. Glauben Sie nur nicht, daß Ihre Handlung einen bessern Namen verdient, weil Sie so große Vorzüge wie Jugend und Schönheit einsetzen und Ihre Chancen bei diesem Hasardspiel um so viel höher sind! Ob Sie schließlich einen guten Treffer machen oder nicht — Ihre Verluste werden unersetzlich sein und keine Freude an dem äußeren Gewinn aufkommen lassen. Das Spiel geht ja doch um Ihre Ehre, um alles, was Ihnen früher heilig war. Der große Aufwand, den Sie treiben, ist eine Lüge, ein Verbrechen, ein Taschenspielertrick, mit dem Sie Ihre Verehrer hinters Licht führen wollen. Und wozu? Die Klugen werden Sie trotzdem bald durchschauen; in ihre Bewunderung mischt sich dann unvermeidlich der bittere Tropfen Verachtung. Sie selbst erniedrigt dieses erschlichene Dekorum, das man an einer Halbweltlerin reizend fände; Sie können sich unmöglich wohl befinden in einer Gesellschaft von Leuten, die Sie stündlich an Ihre Bettelarmut erinnern. Die Täuschung erstreckt sich ja nur auf die andern, Sie selbst aber hören ununterbrochen die grausame Leier: ,Alles ist Lug und Trug! Wie wird es enden? Mit Orgelton und Glockenklang oder in Sack und Asche?'

„Fürchterliche Qualen müssen Sie ausstehen, da nichts den guten Ausgang verbürgt! Mit jedem Schritt weiter geht Ihnen wieder ein Stück Selbstbestimmung verloren, vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo ein halbwegs ehrenhafter Rückzug unmöglich ist und Sie dem ersten besten Ritter auf Gnade oder Ungnade überlassen sind. Ich rede nicht von dem seelenverderbenden Spiel der Anziehung, das Sie treiben müssen, um den erwünschten Freier schnell, recht schnell ins Netz zu locken — nur das Resultat will ich ins Auge fassen. Gelingt Ihnen wirklich ein großer Treffer — werden Sie sich wohl je erholen von den Schrecken dieses Abenteuers? Nach Jahren noch wird es Ihnen, wie ich Sie kenne, das Herz umdrehen, die Gefahr zu ermessen, der Sie hier mit knapper Not entronnen sind.

„Es gibt aber noch eine Möglichkeit, liebe Gerda... Schon der Gedanke daran erfüllt mich mit endloser Traurigkeit...

„Ich will diesen dunklen Faden nicht weiter spinnen! Aber ich fühle gerade in diesen Zweifeln und Ängsten den rechten Augenblick gekommen, die Gefährtin meiner Jugend daran zu erinnern, daß fern von diesen aufregenden Begebenheiten ein freundliches, einfaches Haus, ein sturmsicherer Zufluchtsort stets bereit ist, sie herzlich zu empfangen. Man feiert dort zwar keine rauschenden Feste, dafür wird aber die Freude nie ,alle', und überdies lernt man bald die große Weisheit, wie viele Dinge es auf dieser Welt gibt, die ein tüchtiger Mensch leicht entbehren kann!

„Wenn ich mir einen besonders schönen Schmuck vorstelle, dann kommt mir nie ein Diadem von Brillanten und Perlen — sondern immer eine Erntefestkrone aus himmelblauen Kornblumen in den Sinn. Ob Ihnen eine solche nicht auch ganz gut stehen würde? Die gleiche Hand, die jetzt mit Zittern über diesen Bogen fährt, würde nicht minder vor Freude beben, wenn es ihr je vergönnt sein sollte, so eine Krone auf Gerdas Haupt zu setzen.

„Aber mir scheint, da bin ich auch am Ende meiner Weisheit. Prüfe alles und behalte das Beste!

„Ich bin wie immer Ihr getreuer

Axel Wendt."

In wirrer, angstvoller Pein steckte Gerda die Blätter zurück. Sie brannten in ihren Händen. Ein seltsames Kältegefühl wollte sie aufjagen, aber sie riß sich zusammen. Es war ihr allmählich, als sage sie etwas Liebem und Köstlichem leise, hilflos Lebewohl!

„Come along, please!" Die sehr beunruhigte Kattie weckte sie aus trübem Sinnen auf.

Was es war, konnte sich die Engländerin leicht ausmalen. Sie nahm sogar ohne Zaudern an, daß der Brief des schwerfälligen Vetters eine Werbung einschließe. Aber bei diesem Gedanken überflog ihre klaren Züge ein verächtliches, mitleidiges Lächeln. Es lohnte sich nicht, auch nur eine Minute bei der absurden Vorstellung zu verweilen. Der nüchterne, phantasielose Mensch mochte immerhin alle die sentimentalen Geister der Vergangenheit beschwören... er durfte in den höchsten Tönen von seinem Hecken- und Schneckenglück fabulieren... unmöglich konnte das Gerda von Hellern noch einlullen oder wankend machen. Aber freilich — diese Kopfhängereien



verzehrten schon genug Zeit, Kraft und Lust! Auch in diesem Moment fand sie ein Mittel, Gerda aus ihrer wehmütigen Stimmung zu reißen.

„Geben Sie acht!“ flüsterte sie ihr ins Ohr. „Da kommt eine alte Bekannte. Ich wollte sie vorhin begrüßen, aber sie kehrte sich hochmütig ab.“

Gerda sah auf. Eben ging die Herzogin vorüber, an ihrer Seite Freifrau von Plewe, die Meisterspielerin von Deutschland. Gerda fühlte, daß diese sie erkannt hatte, aber den Gruß vermied. Es ging ihr wie ein Ruck durch alle Glieder, als nun auch noch Kattie, das Flämmchen zur Flamme schürend, konstatierte: „Was hat die Person? Warum grüßt sie nicht?“

Nichts hätte sich der kleinen Miß in dieser Minute hilfreicher erweisen können als der versagte Gruß. In Gerdas Gesicht kam ein böser Zug, der es seltsam entstellte. Mit hochmütig zugekniffenen Augen sah sie der kurzbeinigen, breithüftigen Dame nach. Es war das erstemal, daß ihr ins Angesicht ein solcher Schimpf widerfuhr und ein deutliches Gefühl aufstieg von ihrer veränderten Stellung gegenüber den „einwandfreien“ Mitgliedern der guten Gesellschaft. Sie war also durch den Ruin ihres Mannes so anrüchig geworden, daß selbst diese Plewe, die in Gerdas Salon die Sanktion der Zugehörigkeit erhalten hatte, sich schämte, mit ihr zu verkehren? In aufwallendem Haß ermaß Gerda die Feigheit dieser Handlung. Schonungslos entwarf sie ein Bild von der Herkunft und den Kletterkünsten der andern, dem auch Kattie wollüstig einige drastische Züge beifügte.

„Diese geborne Mauke hat die Freiherrnkrone zwar nicht gegen einen Anzug und ein warmes Abendbrot erhalten, aber viel besser ist sie auch nicht dazu gekommen. Denken Sie sich, Kattie — sie hat den Plewe geheiratet, obwohl sie vorher wußte, daß er noch anderweitig gebunden war. Als sie dann glücklich Freiin war und das Wappen auf jedem Teelöffel prangte, leitete sie kaltblütig die Scheidung ein und schob den Mann wieder in die Ecke, aus der sie ihn hervorgeholt hatte. Wie finden Sie dieses Manöver?“

„Oh,“ sagte Kattie verschmitzt, „ich wüßte nicht, was zwischen diesem Geschäft und einem Diebstahl für ein Unterschied wäre? Aber wie kommt es denn,“ tat sie erstaunt, „daß sie sich trotzdem eine so gute Position machen konnte?“

Gerda lachte höhnisch auf. „O Kattie, was ist denn diesen findigen Millionärskindern noch verschlossen, wenn sie nur ein bißchen Geschmack haben? Und Fräulein Mauke besaß trotz ihrer unglücklichen Figur noch die Gabe, sich unter hochgeborenen Leuten so dünn zu machen und so schlau bescheiden zu gebärden, daß sie bald dieser, bald jener gerührt aus dem Winkel hervorholte. Da sie im Salon und im Ballsaal nichts erreichen konnte, warf sie sich mit der ganzen Kraft ihres Willens und ihrer Knochen auf den Sport. Jetzt ist sie obenauf.“

Gerda vergaß sich in ihrem Zorn fast so weit, laut zu sagen: „Aber wer weiß, ob ich nicht bald in der Lage bin, ihren Hochmut etwas zu dämpfen!“ Sie sah sich gespannt nach dem Herzog um, sie sehnte ihn mit allen Fibern herbei, um ihn sofort zu bewegen, sie seiner Mutter vorzustellen.

Hastig erhob sie sich aus ihrem Stuhl, sah wie prüfend an ihrem duftigen Mullkleid herab und schob die langen schwarzen Bänder ihres Rosenhuts von den Schultern. Mit einem Schritt, als habe sie ihr Ziel fest im Auge, trat sie unter die Zuschauer, die den Engländer und den Deutschen umstanden. Ihr Gesicht hatte Farbe bekommen, und in ihren Augen lag ein sprühender Glanz.

(Fortsetzung folgt.)

Wasser und Farbe.

Von Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune.

Während ich dies schreibe, sitze ich an einem lachenden Sonntagmorgen auf einer Terrasse am Luganer See. Das grüne Wasser plätschert unter dem tiefblauen Himmel an die blumigen Ufer und beleckt die kleinen Beete des steil am Berg ansteigenden Fischerdorfs Gandria. Der See hat eine Tiefe von fast 300 Meter, und das Spiel der Farben läßt sich hier besser als anderwärts studieren, denn je tiefer das Wasser ist, desto reichere Abwechslung bietet es dem Auge.

Ohne farbenblind zu sein, wird man über die Farbe der Gewässer und ihre Ursachen sehr verschiedener Meinung sein können. Man hört oft lebhafte Diskussionen über die Bestimmung einer Seefarbe von den Reisenden, und jeder möchte den andern zu seiner Definition bekehren und über die Nuance mit ihm einig werden.

Hört man zwei Naturfreunde ihre Erinnerung an eine gemeinsam besuchte Gegend austauschen, so werden ihre Farbeneindrücke oft völlig verschieden sein, selbst wenn man von den subjektiven Unterschieden der Beobachtung völlig absieht. Sie haben die gleiche Gegend bei verschiedenem Wetter gesehn. Oder die Jahreszeit war nicht die gleiche. Auch die Tagesstunde hat einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihre Beobachtungen. Die Windrichtung spielt nicht minder eine Rolle dabei. Sie hat z. B. einen gewaltigen Einfluß auf die Spiegelung. Dieses Phänomen hat in letzter Zeit die Aufmerksamkeit, zumal der Photographen, in Bergseegegenden auf sich gelenkt. Den Malern will man es nicht recht glauben, daß der Reflex einer Landschaft im Wasser schärfer sein kann als diese selbst. Aber der Photograph kann es mit seinen Platten beweisen, und sein Doppelbild bringt oft den Beschauer in Verwirrung, da er das „Oben“ und „Unten“ nicht mit Sicherheit zu bestimmen vermag. Dazu gehört freilich eine absolute Windstille der Wasserfläche.

Die in Betracht kommenden natürlichen oder scheinbaren Farben der Gewässer sind meist grün und blau mit ihren Varianten, Verbindungen und Nuancen. Gelegentlich kommt auch Schwarz in Betracht. Schokoladenbraun ist die Farbe laufender Gewässer nach an-



haltendem Regen oder Gewitter; graugrün die der Gletscherbäche nach der Schneeschmelze. Rot kommt auch gelegentlich vor. Hier handelt es sich aber meist um eine auf dem See oder Flußgrund blühende Vegetation. Bekannt ist z. B. im Murtensee das sogenannte „Burgunderblut“, ein rotes Blühen im Herbst, das der Volksglaube mit der Schlacht von Murten und der Niederlage Karls des Kühnen in Verbindung bringt. Es handelt sich hier nicht um eine eigentliche Färbung des Wassers, sondern um einen Reflex, der auf der Oberfläche durch die Farbe der Blüten entsteht und einige Wochen anzudauern pflegt.

Daß das künstliche Färben des Wassers mit Schwierigkeiten verbunden ist, dürfte bekannt sein. Es gehört dazu eine chemische Substanz von ziemlicher Intensität der Farben. Seit Jahrzehnten jedoch wird der Versuch des Färbens der Gewässer mit Erfolg überall da angestellt, wo es sich darum handelt, mit Sicherheit den unterirdischen trichterförmigen Abfluß eines Sees, die Verbindung zweier Gewässer, die Herkunft eines Baches festzustellen.

Bei der Bestimmung und Erklärung der Wasserfarbe handelt es sich im wesentlichen um zwei Unterscheidungen: Welches ist die sogenannte natürliche Farbe des Wassers, und welche Veränderungen erleidet sie unter dem Einfluß vorübergehender Ereignisse? Daß das Grün sozusagen die plebejische, das Blau die aristokratische Wasserfarbe ist, wird allgemein angenommen. Was selten ist, wird am meisten geschätzt. Das eigentliche blaue Wasser ist eine Spezialität des Hochgebirges oder des Südens. Dabei sehen wir natürlich von solchen Gewässern ab, die unter der Wirkung der Sonne und des blauen Himmels blau erscheinen, und denken an solche, deren Grundfarbe blau ist, wie z. B. der Genfer See, der Blausee bei Kandersteg usw. Aber auch hier wird sich eine leichte Beimischung von Grün nicht leugnen lassen, und das schlechte Wetter hat den Effekt, daß der flachere Teil des Gewässers mehr grünlich erscheint, während in der Nähe steil abfallender Felswände das Blau als Grundfarbe auch bei Nebel und Regenwetter verbleibt. Man vergleiche z. B. das französische mit dem schweizerischen Ufer des Genfer Sees in dieser Beziehung. Hat die farbige Photographie weitere Fortschritte gemacht, so wird sie uns mit einer überraschenden Fülle von Eindrücken erfreuen können, die dem größeren Publikum als eine Offenbarung des unerwarteten Farben- und Nuancenreichtums der Natur erscheinen werden.

Daß bei dem unruhigen Lauf der Flüsse, dem Geschiebe, das sie mitführen, den Industrien, die am Ufer das Wasser beschmutzen, und der geringeren Tiefe die Flüsse vom Farbenstandpunkt aus weit weniger interessant sind als die Seen, unterliegt keinem Zweifel. Und doch wird man an einigen im Gebirge entspringenden Wasserläufen auch noch einige hundert Kilometer von ihrer Quelle entfernt seine Freude haben. Erst später in den Ebenen, auf Sandboden und in der Nähe größerer Ansiedelungen unterliegen sie dem nivellierenden Einfluß, der alles verflacht und gleich macht. Sie werden so wenig interessant wie die Menschen, die stets in Gesellschaft leben und das bißchen Originalität dort noch abschleifen, das ihnen die Natur gelassen hat.

Der Untergrund, zumal bei fließendem Wasser, ist von großer und manchmal entscheidender Bedeutung für die Wasserfarbe. Auf der Südseite der Alpen z. B. wird man selbst nach starken Regenfällen bemerken, daß das Wasser natürlich grüne Farbe behält. Hier sind eben die mineralogischen Verhältnisse derart, daß der über Felsboden laufende angeschwollene Fluß keine Beute findet, die er auflösend zerreibt, und von der er als Gegendienst lehmig gefärbt wird. Man vergleiche z. B. die Reuß bei Göschenen und fünfzehn Minuten später nach Passierung des Gotthardtunnels den Tessin bei Airolo, um die Bedeutung der nordsüdlichen Wasserscheide auch für die Gesteinsverhältnisse und, ihnen entsprechend, für die Wasserfarbe festzustellen.

Sehr oft täuscht sich der Beschauer und hält für die natürliche und dauernde Farbe des Wassers, was nur eine vorübergehende, vielleicht sogar eine seltene und einzige Erscheinung ist.

Es gibt Licht- und Farbeneffekte in der Natur, die in einem Jahrzehnt sich ein einziges Mal ereignen. Glücklich die Bevorzugten, denen dieses Schauspiel zuteil wird. Und wie viele Effekte der Natur, zumal im Hochgebirge, ereignen sich häufig, ohne daß ein Menschenauge in der eisigen Einsamkeit sie je geschaut hätte. Es geht doch vieles um uns her vor, was keinem je zum Bewußtsein kam. Und so wahrscheinlich es ist, daß in der Nähe intensiver menschlicher Ansiedelungen der kleinste Vorgang in der Natur bemerkt und registriert wird, so sicher ist es auch, daß fern von ihnen, im Gebirge wie in der Ebene, noch unendlich viel zu beobachten und zu entdecken ist, denn die Natur ist unsäglich viel reicher, als wir glauben.

Das eigentümliche Zusammenwirken der natürlichen Farben des Wassers mit den Modifikationen, die sie vom Grunde aus, durch Zuflüsse, durch den Himmel, durch Lichterscheinungen, durch die Gestaltung des Ufers usw., erleidet, wird noch auf lange hinaus für den Beobachter ein Rätsel bleiben. Die große Zahl, die Kompliziertheit und Unbeständigkeit der hier mitspielenden Faktoren machen die möglichen Kombinationen zahlreich und einander unähnlich. Wie der Reisende, der ein paar Wochen im Gebirge weilt, fest überzeugt ist, das Alpenglühen mindestens einmal sehen zu müssen, so glauben auch manche Naturfreunde nach mehrwöchigem Aufenthalt an einem See seinen Farbenreichtum in sich aufgenommen zu haben. Nur der Geduldige weiß, daß dem nicht so ist. Die Natur will in ihren Wandlungen lange beobachtet sein und läßt sich die Geheimnisse ihrer Schönheit nur langsam abringen. Voreilig formulierte Theorien wirft sie plötzlich mit einer einzigen neuen Erscheinung über den Haufen. So heißt es auch hier abwarten und lange lernen, ehe man urteilt und zu verstehen glaubt.

Herbstland.

Letzte lichte Sommerblüten
brach der Herbst mit harter Hand;
graue Nebelhunde hüten
Wiesenrain und Ackerland.

Ueber ausgefahrne Gleise
hin und wieder irrt der Wind,
unaufhörlich, leise
Regen rinnt.

Hermann Schilling.



Die jüngste deutsche Hochschule.

Von Dr. Johannes Prüfer. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Lisa König, Leipzig.

„Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau", so ruft schon seit Jahrzehnten die ehrwürdige Patriarchin der deutschen Frauenbewegung Frau Dr. Henriette Goldschmidt unserm Volk zu. Die Frau ist von Natur zur Pflegerin und Erzieherin des Menschenwesens bestimmt; und je höher die Zivilisation steigen wird, um so größer werden die Anforderungen werden, die man an die Mutter stellen muß. Alle wahrhaft großen Pädagogen haben daher die Erziehung des Kindes schon in der Wiege beginnen lassen und die Mutter als die erste Erzieherin gepriesen. Am deutlichsten hat diesen Gedanken Friedrich Fröbel vertreten. Von ihm hat Henriette Goldschmidt gelernt, sein Ideal wurde das ihrige, wie er, so will auch sie den Naturberuf der Frau zum Kulturberuf erheben. In den stolzen Tagen nationalen Hochfluges war es, als sie ihr Werk begann, damals im Jahr 1871, als stark und frisch das neue deutsche Kaiserreich erstand, damals gründete sie in Leipzig den Verein für „Familien- und Volkserziehung". Mit der Errichtung eines Volkskindergartens hatte man begonnen, bald folgten weitere. Dann wurde ein Seminar für Kindergärtnerinnen ins Leben gerufen und endlich ein Lyzeum für Damen. Dies letztere war damals etwas vollständig Neues; denn vor 40 Jahren gab es in Deutschland nach Abschluß der Bürger- und höheren Mädchenschule keinen fortbildenden Unterricht. Wohl richtete man an einigen Mädchenschulen Selekten mit Kursen in den modernen fremden Sprachen, in Literatur- und Kunstgeschichte ein, aber ein richtiger Lehrplan oder gar ein Lehrziel war nicht vorhanden. Durch die Gründung des Lyzeums kam Henriette Goldschmidt diesem Bedürfnis entgegen. Neben dem Lyzeum wurden in jedem Winterhalbjahr „wissenschaftliche Vorträge" von je 2—4 Zyklen für die reifere Frauenwelt eingerichtet, Vorträge, die fast ausschließlich von Universitätsprofessoren gehalten wurden. Aber die geniale Frau



Frau Dr. Henriette Goldschmidt, die Schöpferin der neuen Hochschule.



Die jüngste deutsche Hochschule: Vorm Kolleg.



Bei der Immatrikulation.

begnügte sich nicht mit dem bisher Geschaffenen. Sie fühlte: die wissenschaftlichen Vorträge müßten zu einer ständigen Einrichtung gemacht werden, sie müßten einen viel größeren Umfang und eine viel straffere Organisation erhalten, kurz, das Lyzeum müßte sich zu einer Hochschule gestalten, „an der wissenschaftlich tüchtige Männer und Frauen unserer weiblichen Jugend zu dem schwierigsten, notwendigsten und idealsten Beruf, dem der Erziehung des Geschlechtes der Zukunft, die Weihe der Wissenschaft geben". Schon 1874 hatte Henriette Goldschmidt dies ausgesprochen. Eine solche „Hochschule für Frauen" zu schaffen, das blieb der Traum ihres Lebens. So flossen die Jahrzehnte dahin in stiller unermüdlicher Arbeit. Immer größer wurde die Zahl ihrer Verehrer, immer lebhafter der Wunsch nach einer solchen „Hochschule für Frauen". Da wurde die schon 85jährige endlich vor die Erfüllung ihres Jugendtraums gestellt: Ein reicher Leipziger Bürger ermöglichte durch eine großherzige Stiftung die Verwirklichung der Idee einer Frauenhochschule.

Unter dem Vorsitz des Geheimen Hofrats Professor Dr. Joh. Volkelt trat nun ein Kuratorium an die Spitze des jungen Unternehmens. Universität und Bürgerschaft brachten der neuen Schöpfung wärmste Sympathien entgegen, und so ist denn nun vor kurzem die „Hochschule für Frauen" eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben worden.

Mit einer stattlichen Anzahl Dozenten, unter denen sich viele Träger bekannter Namen befinden, tritt die Hochschule in ihr erstes Semester ein. Die Arbeit beschränkt sich nicht nur auf den Hörsaal, sondern die Hochschule besitzt auch einige wissenschaftliche Institute. Besonders charakteristisch für die neue Schöpfung ist das Erziehungsmuseum. Ein großer, etwa 16 Meter langer Saal steht ihm zur Verfügung. Die Notwendigkeit eines Erziehungsmuseums wird jedem einleuchten, der auf dem Gebiet der Erziehung je praktisch oder theoretisch gearbeitet hat. Es ist hier in den letzten Jahrzehnten so ungemein viel geschaffen worden, daß es dem einzelnen außerordentliche Schwierigkeiten bietet, wenn nicht ganz unmöglich ist, alles zu überschauen und alles zu kennen.

Ein besonderes Museum, in dem alle Erziehungsversuche gesammelt und kritisch verarbeitet werden, kann allein Abhilfe bringen. Wohl soll der pädagogische Unterricht unserer weiblichen Jugend vorwiegend praktischer Art sein. Unsere Frauen sollen nicht pädagogische Grübler werden, sondern sollen lernen, frisch und zielbewußt zu han-

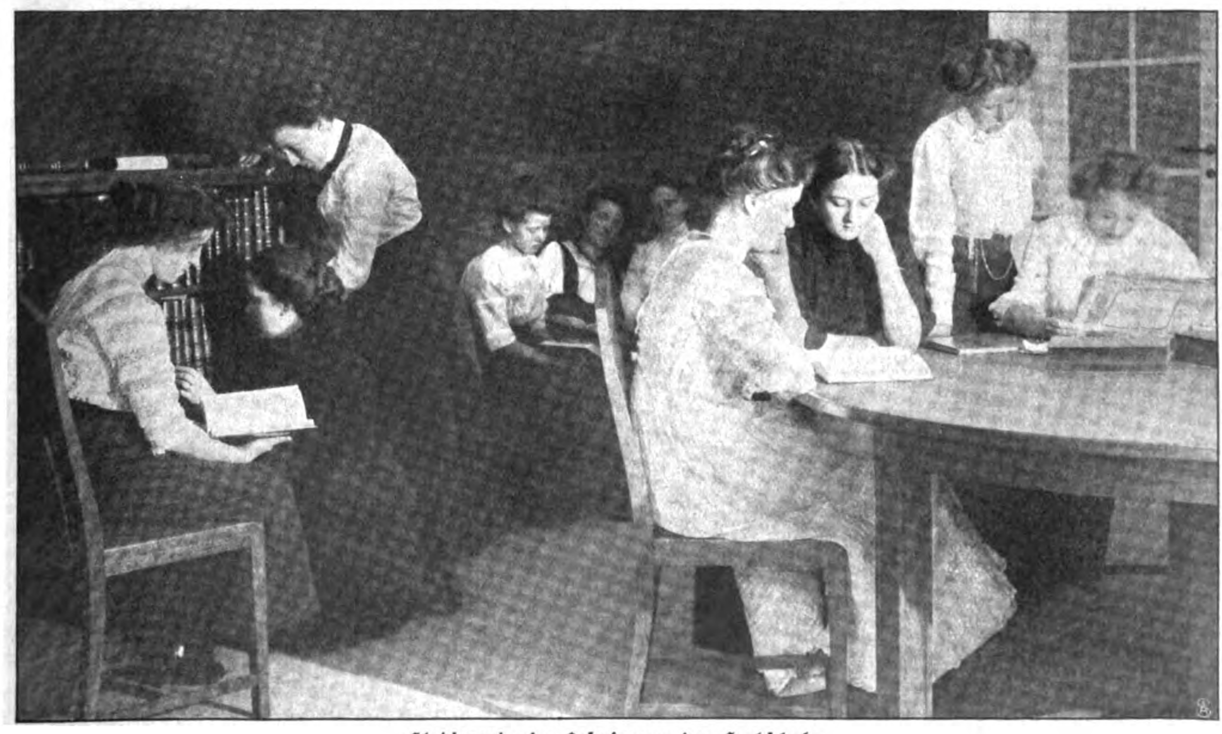


Der Verwaltungsrat der Hochschule bei der Sitzung.

Von links: Universitätsprofessor Dr. Doren; Fräulein Dr. Gosche; Universitätsprofessor Dr. Biermann; Frau Dr. Henriette Goldschmidt, Vorsitzende; Dr. Prüfer, Verwaltungs-Bevollmächtigter der Hochschule; Frau Clara von Hagenow; Frau Senatspräsident von Pelargus.



Praktische Uebung im Volkskindergarten der Hochschule.



Studierende im Lesezimmer der Hochschule.


Praktikum beim Geheimen Sanitätsrat Dr. Taube (×)
in dem von ihm gegründeten Säuglingsheim.

deln. Sie sollen aber alles kennen, um nur das Beste zu behalten. Wenn sie als Studierende der neuen Hochschule mehrere Semester lang regelmäßig im Erziehungsmuseum gearbeitet haben, dann wird ihnen nichts mehr fremd sein auf dem Gebiet der Jugendpflege, zugleich wird ihr Herz mit aufrichtiger Achtung erfüllt werden vor der Erziehungsarbeit selbst, wenn sie sehen, wie tausend und aber tausend daran schaffen, wie das Glück von Millionen abhängig ist von der Art ihrer Erziehung. Das Erziehungsmuseum umfaßt 5 Abteilungen: 1. Häusliche Erziehung, 2. Stätten für öffentliche Jugendpflege, 3. Fürsorgewesen, 4. Unterrichtsanstalten mit besonderen Erziehungszielen und 5. Vereine, die im Dienst der Erziehung bzw. allgemeiner Volksveredlung stehen. In der ersten Abteilung sollen ausgestellt werden empfehlenswerte Spiel- und Beschäftigungsmittel für die verschiedenen Lebensjahre, sodann Hilfsmittel für die Erziehungsarbeit der Eltern (Bücher, Zeitschriften, Kurse usw.). Die zweite Abteilung soll einen Ueberblick geben über alle Stätten der öffentlichen Jugendpflege, also über Art und Einrichtung der Säuglingsheime, Kindergärten und Bewahranstalten, Horte und Jugendorganisationen usw. Beim Fürsorgewesen, also bei der dritten Gruppe, werden besonders vorgeführt werden Anstalten für a) nur sittlich Gefährdete, b) sittlich Verwahrloste, c) verbrecherisch Veranlagte. In der vierten Abteilung, in der alle Unterrichtsanstalten mit besonderen Erziehungszielen vereinigt werden, sind vor allem vertreten: Krüppelheime, Anstalten für Nicht-Vollsinnige (Taubstumme und Blinde), Anstalten für geistig Anormale (Jugendsanatorien), Hilfsschulen, Arbeitslehrkolonien, Anstalten für Leicht-Nervöse und endlich höhere Lehranstalten auf dem Land mit verschiedenem Erziehungscharakter. Die fünfte Gruppe wird die volkserziehenden Vereine umfassen. So hofft unser Erziehungsmuseum allmählich alles in sich zu vereinigen, was in der Gegenwart als Erziehungsmoment und Erziehungsfaktor irgendwie in Betracht kommen kann.

Während im Museum mehr die Praxis der Erziehung dargestellt wird, dient das „Institut für Erziehungskunde“ mehr der Theorie. Hier in diesem Institut werden alle guten kinderpsychologischen Schriften gesammelt und die gesamte empfehlenswerte Erziehungs- (nicht Unterrichts-!)literatur. Fünfzehn Arbeitsplätze bieten Gelegenheit zum eigentlichen Studieren, zum Verarbeiten des reichen Materials, das die Kinderpsychologie uns in den letzten Jahren gebracht hat, zum Eindringen in die reiche Gedankenwelt großer Erzieher. Spezielle Uebungsstätten für die an der Hochschule immatrikulierten Damen sind noch das Städtische Säuglingsheim und der mit Casparischen Bildern geschmückte Volkskindergarten der Hochschule.

Jede gebildete Frau, die das 18. Lebensjahr erreicht hat, wird als Hörerin zu allen Vorlesungen und Uebungen der Hochschule zugelassen. Nur für die Ablegung von Prüfungen gelten besondere Bestimmungen. Für ein wöchentlich einmal stattfindendes Kolleg sind 10 Mark, für ein wöchentlich zweimal stattfindendes 15 Mark auf ein Semester zu entrichten. Die Ferien fallen mit denen der Universität zusammen. Die Leitung der Hochschule liegt in den Händen des Verwaltungsrates.

Die Heimat des mutton-chop.

Von Arthur Mennell. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von W. Reid.

Wir singen es dem großen schottischen Lyriker nun bald ins zweite Jahrhundert nach: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier“, und singen es am trautesten dann, wenn dieses angeschwärmte Hochland hoch oben auf den Zauberpfaden unserer Phantasie einherzieht. Denn nicht allzu viele, wenn sie mit dem „Flying Scotchman“ in der Hauptstadt dieses Hochlandes, in Edinburg, ankamen, schreiten dann im Bann der wunderlichen Stimmung weiter, der aus der Herrlichkeit eines einzigen Liedes sich auf sie niederlegte. Und hört man dann, sonderbarste Prachtmenschen ihrer Art, die Schotten diese Stadt als Städtekönigin rühmen, neben der keine andere genannt zu werden verdiene, dann freut man sich wohl ihrer jubelnden Heimatliebe, aber wir unterstehen uns nun erst recht zu kritteln und zu tadeln und das hier gesehene Nebeneinander von uralt und ganzneu trotz dem Grollen der ältesten Königsburg durchaus nicht einzigschön und herrlich zu finden.

Bringt dann die Fahrt gar Glasgow vor unser enttäuschtes Auge, dann sind wir aber wirklich empört, hier oben in die Unschuld der Hochlandnatur den berußten Jammer einer Millionenstadt ausgestreut zu sehen.

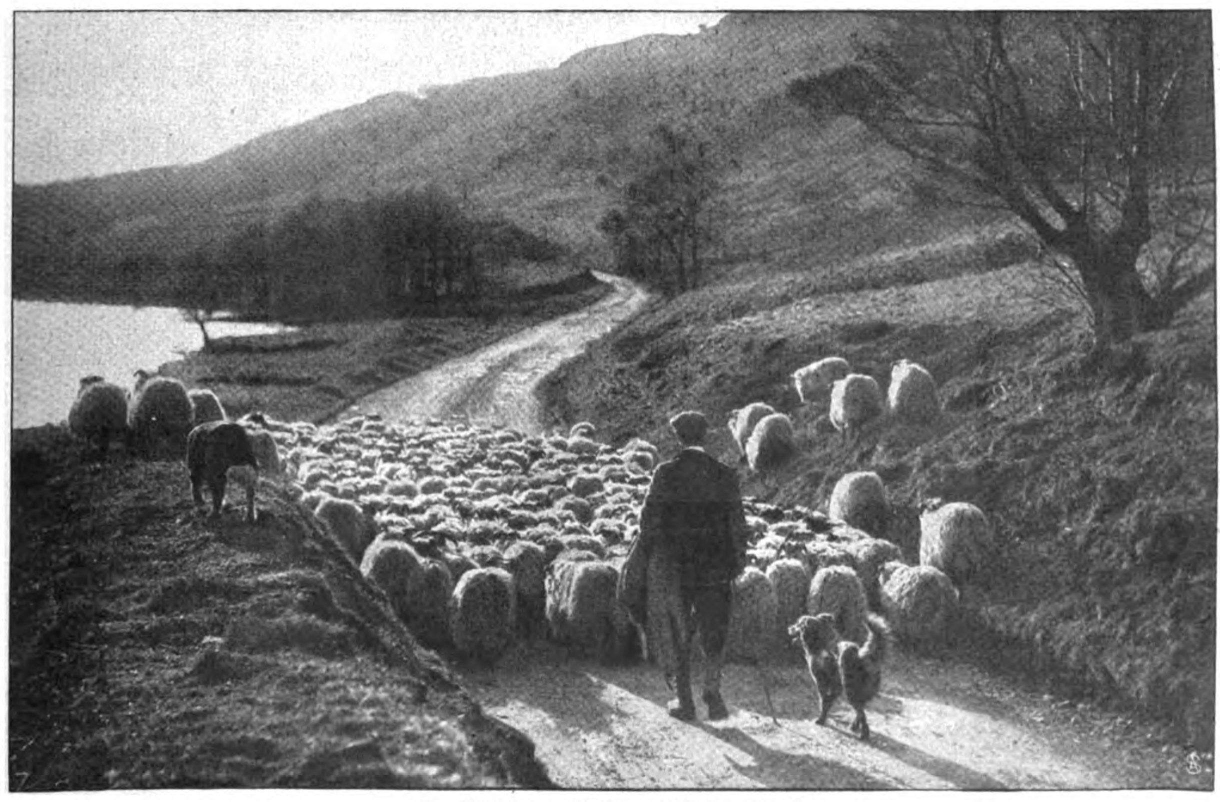
Von hier aus gesehen, wächst Edinburg freilich in desto lichterer Nähe wieder auf, und wir erinnern uns dann auch dankbar, daß sie es war, die ihrem großen Sänger Robert Burns, der, ein anderer Liliencron, nach des Schicksals dunklem Richterspruch niemals Geld haben durfte, wenigstens so weit half, daß sein Gesang





Die Herde wird aus dem Dorf getrieben.

von der Menschheit gehört werden konnte — „Mein Herz ist im Hochland . . .“ So finden wir nun doch in dem Heideblütenzauber der Highland hills die unschuldige Sehnsucht seines unsterblichen Liedes wieder, und wir wundern uns nun auch nicht, daß wir nicht mehr oder minder schneebedeckte Riesenberge vor uns sehen, die unsere Phantasie sich ausgesonnen hatte. Das alles ist nur eine ins Heroische übersetzte Lüneburger Heide — nur daß obendrein das reichere Wasser mit See und Fjord die Stimmung noch freier und stolzer macht — und wie einst diese noch immer voll der Poesie unzähliger Schafherden ist. Ein Blick auf unsere Bilder sagt mehr als Worte. Freilich auch das, auf dem der Schäfer, der Hirt entlang zieht. Der fällt entschieden aus der ganzen, einem Bild sonniger Unschuld vergleichbaren Herde heraus und in die Poesie hinein.



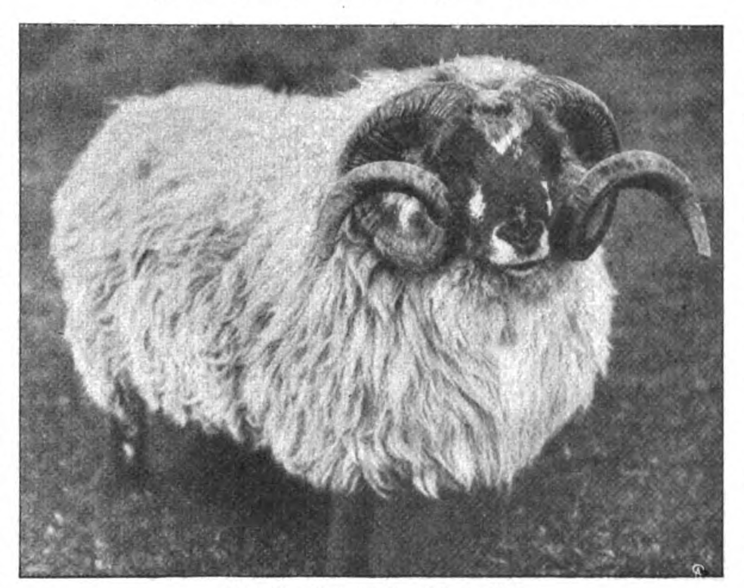
Ein schottischer Schäfer mit seiner Herde.

Da loben wir uns unsern alten Schäfer Thomas oder auch den ebenso unheimlich bekannten Schäfer Ast in Radbruch. Aber freilich, solch ein schottischer Schäfer hat es dafür auch gar nicht erst nötig, grüne Kalender oder blauen Dunst zu machen oder aber jenen erlauchten Ahnen nachzustreben, die ein Homer von ihrer dürftigen Stoppel in den Strahlensessel der Unsterblichkeit hob.



„Wenn Eis und Schnee die Fluren deckt . . .“

Im vorigen Jahr fand bekanntlich eine Gesellschaftsreise der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft durch England und Schottland statt, die übrigens allgemein als wohlgelungen bezeichnet wird. Bei dieser Gelegenheit war ein Schäfer zu sehen, der sich über ein jährliches Einkommen von 10 000 M. ausweisen konnte. Es war der Schäfer von Riby Grove, wo eine der auf unsern Bildern zu sehenden Rasse ähnliche Herde, nur daß sie noch langwolliger ist und weiße Köpfe zeigt, die obendrein auch auf der Stirn ein langes Wollbüschel haben, seiner Obhut untersteht. Dieses Lincolnschaf ist aus einer Mischung von Leicesterblut entstanden und so wertvoll geworden, daß einer der Zuchtböcke 20 000 M. brachte und einer der Schäfer, wie gesagt, 10 000 Mark verdient. Uebrigens in Haltung und Kleidung ein einfacher derber Mann. Nicht so wie der auf unserm Bild, der vorläufig vergebens nach einem Schäferstündchen auslugt oder gar vom „Berger Galant“ träumt, der als ein Meisterbild Bouchers im Louvre noch heute alle Welt entzückt. Vielleicht ist er auch dichterisch oder literarhistorisch veranlagt und übersieht von hier aus den Glanz und Duft, den die später leider in Ziererei entarteten Schäferspiele und mehr als sie, die Schäfchen als Begleiter des Herrn um die Prosa des Alltags woben, und erinnert sich dabei dann auch landwirtschaftlich, daß nicht nur die Schäferpoesie aus Spanien kam — als erste Probe Pastor Fido 1590 — sondern das eigentliche Vollschaf, das Merino, dem Festland einen Segen ohnegleichen brachte, nachdem die strengen spanischen Ausfuhrverbote endlich durchbrochen waren. Das Merino mit seiner kurzen und sehr feinen, aber gekräuselten Wolle gab dann zu allerhand Kreuzungen mit dem in der Wolle durchgängig minderwertigen, einst schon in den Resten von Pfahlbauten nachgewiesenen Landschaf statt, von denen die Rambouillets am bekanntesten geworden sind. Friedrich der Einzige war auch hier der Erste, der diese zwar im Fleisch dürftige Rasse nach Preußen brachte und damit den Grund zu einer Schafzucht legte, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Hochstand erreichte, dann aber, wie überall auf dem Festland, durch Schafkrankheiten und die übergroße Konkurrenz der australischen, la Plata- und Kapwolle so weit zurückgedrängt wurde, daß der Rückgang allein in Deutschland von etwa 1870 an



Ein Prachtexemplar seiner Art.

Eine Herde edler Wollschafe im schottischen Hochland.

bis 1908 annähernd 74 Prozent betrug! In dem einst so hammelreichen Königreich Sachsen sind gar nur noch etwa 60000 Stück vorhanden. Noch Anfang der sechziger Jahre gab es in Deutschland 60 Millionen, 1900 nicht mehr als 10 und 1907 gar nur $5^1/_2$ Millionen Schafe. Während der deutsche Anteil an der Gesamtproduktion von Wolle damals noch über 9 Prozent betrug, beträgt er heute kaum 1 Prozent und die Einfuhr von Wolle gegen das Zwanzigfache der heimischen Produktion.

In England, das heißt im vereinigten Königreich, sind die Verhältnisse günstiger. Trotz der riesenhaften überseeischen Schafzucht, die aus Australien ein Schafland machte, sank der Bestand von etwa 18 Millionen im Jahr 1870 nur auf 16 im Jahr 1908. Die Gründe sind schnell aufgezählt. Zunächst hat es der englische Züchter besser wie jeder andere verstanden — und schon da, als in Deutschland von Zucht noch keine Rede war, und auch ohne Merino, weil er die heimischen Rassen in klügster Anpassung hochauf zu züchten wußte — Fleisch und Wolle gleichzeitig zur Vollendung geführt. Wie er, um dieses Ziel zu erreichen, Kreuzung, Pflege und Fütterung zu wählen wußte, wäre ein Kapitel für sich oder vielmehr ein Lobgesang auf seine nie ermüdende kluge Geduld. Man findet Tiere, deren Wollänge mehr als $^1/_2$ Meter, deren Gewicht 300 englische Pfund beträgt, während das durchschnittliche Schurgewicht die erstaunliche Höhe von 12 Pfund — das deutsche Hausschaf noch keine 3 — erreicht. Da die namentlich von den Amerikanern gern gekauften Zuchtböcke große und oft, wie oben gesehen, fabelhafte Summen bringen, lohnt sich die Zucht trotz ihrer Kostspieligkeit. Es kommt aber entscheidend hinzu, daß der Engländer nicht müde wird, Hammelfleisch zu essen — 22,7 Prozent der Fleischnahrung gegen 1,8 bei uns, wo bei uns dafür 55,3 für Schweinefleisch zu notieren sind! — und seinen mutton-chop überhaupt nicht entbehren



Auf dem Wege zum Weideplatz.



Auf dem Weideplatz im Winter.

kann. Trotz der großen Zufuhren australischen und argentinischen Hammelfleisches ist das unendlich bessere einheimische Produkt im Preis gestiegen und wird weiter steigen, weil die immer größere Abnahme der Ackerfläche nach und nach die Zahl der Herde — und das ist der einzige Grund ihres Rückganges — auch weiter ungünstig beeinflussen muß. Wenigstens in England, wo die Schaf- und Rindviehhaltung beinah unter den gleichen Bedingungen geführt werden, während bei uns das Schaf in der Regel mit den in der Rindviehhaltung nicht gebrauchten Abfällen sich zu begnügen hat.

Inwieweit unsere in der ganzen Welt immer unentbehrlicher werdenden Kalidüngungen auch hier für die Weide in Betracht kommen werden, ist natürlich Sache der englischen Viehzüchter. In Schottland haben derartige Versuche mit solchem Erfolg stattgefunden, daß auf gleich großen Parzellen die ungedüngte 5 Schafe nährte und eine Gewichtzunahme von 180 Kilogramm, die gedüngte aber 9 mit 556 Kilogramm Zunahme ergab. Unsere Vettern jenseit des Kanals haben damit alle Aussicht, ihre mit stolzer Genugtuung gehaltenen Schafherden sich doch immer weiter entwickeln zu sehen, während wir immer weniger Aussicht haben, uns der lieben Schafsgesichter zu erfreuen — falls sie uns nicht etwa gelegentlich leichtsinnig in den Städten begegnen.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

14. Fortsetzung.

Tante Inga stand wartend auf der kleinen Freitreppe. Ihre Haarkrone leuchtete silbern in der Sonne und ließ ihr verweintes Gesicht noch geröteter erscheinen.

„Ich seh es dir an: du weißt es schon“, brachte sie mühsam hervor und schloß ihre Nichte mit einem Kuß in die Arme.

Lisa stand steif da, mit trocknen Augen. Ihr Ausdruck konnte einen erschrecken, so bar jeder Hoffnung, jeden Anteils am Leben war er.

„Lisa, du mußt... Du sollst...!“ begann Frau Inga tastend. „Sieh, er hat es jetzt gut... Er war... Für dieses Leben war er sehr weit... Er wird nicht viel leiden müssen...“

Lisas Kopf senkte sich zu einem gleichgültigen Nicken. Ein bitteres Lächeln zog ihr den Mund schief.

„Lisa, wir nennen es wohl den Tod... aber... dein Vater lebt. — Du glaubst es vielleicht nicht; ich weiß es...“

Lisa preßte die Lippen zusammen und klemmte sie zwischen die Zähne. Ein kurzer Blick streifte der andern Gesicht und baute gleichsam eine Mauer auf — rund um ihren verlassenen Schmerz. — Tod und Leben... Spielerisches Gerede! — Ja, wen Worte trösten können...!

„Ich möchte zu ihm. Wo liegt er?“

„In seinem Zimmer. Wenn du ihn noch sehen willst... — Der Sarg muß jeden Augenblick kommen... Um vier Uhr soll er schon geholt werden. — Das ist schrecklich hier... So schnell... Man möchte doch...“

Wie blind und taub, ohne eine Miene zu verziehen, die Augen gerade vor sich hin auf den Boden gerichtet, ging Lisa ohne Hast, ohne Zögern an der alten Dame vorüber... — Am Fuß der Treppe machte sie plötzlich halt und kam noch einmal zurück.

„Und, Tante Inga... hat er... nicht mehr... nach mir verlangt? Hat... er mir gar nichts sagen lassen?“

„Nein, Lisa, er... Das Bewußtsein ist ja nicht wiedergekommen... seit dem plötzlichen Anfall gestern nachmittag...“

„So... so hat er nicht viel... gelitten?“

„Wer kann das wissen, Lisa? — Das schreckliche Röcheln... Aber der Hofrat Strobl sagte auch... Und eingeschlafen ist er zum Schluß ganz sanft und friedlich...“

„Jetzt will ich...“ sagte Lisa verloren und stieg langsam die Treppe hinauf. — Nach einem schweren Atemzug drückte sie die Klinke nieder...

Peter lag wie ein Schlafender in seinem Bett. Der Ausdruck des wachsbleichen Gesichtes war unendliche Ruhe. Lisa zog es das Herz zusammen vor tiefem Staunen über die strenge und edle Schönheit dieser Züge. — Nicht die vergängliche Schönheit war es, die die Natur ihren Lieblingen, eine Gefahr bergende Aussteuer, mit auf den Weg gibt — die hatte Peter nie besessen — es war die Schönheit, die von innen heraus erwächst, die der Geist sich formt in absichtlosem Wirken. Die Leute sehen sie nicht, weil die bewegliche Maske des Tages ihre Linien verwischt. Erst der Tod reißt den Schleier davon; und andächtig erkennt, wer eines solchen Menschen letztes Gesicht sieht, das Abbild des Ewigen im verweslichen Fleisch.

Lisa kniete vor dem Bett nieder, faltete die Hände auf dem Laken und prägte sich jeden Zug für immer in das Gedächtnis.

„Peter!“ flüsterte sie vor sich hin.

Sie war allein — und er wollte allein sein — das sagte ihr sein stilles Gesicht, von dem eine milde Kühle gegen sie ausstrahlte: die einfache, einsame Vornehmheit der Toten.

Er hatte jetzt alles gekostet und wußte alles und war über alles hinaus, über Freuden und Schmerzen — auch über sein Kind... — Ein Frösteln schüttelte Lisa. — Wie breit der Abgrund, der sie noch trennte von solcher Überwindung des Lebens...!

Wie breit und — wie schmal vielleicht...

Ist es die Fülle der Jahre, die einen reif macht zum Sterben? Ist uns das nicht schon in die Wiege gelegt?...

Die es nicht verstehen, zu leben wie... die andern, — am Ende sind sie die wahren Sieger...

Weil sie zu sterben verstehen...

Eine Stunde des Ahnens wurde dies für Lisa. — Peter, dem sie alles verdankte — jetzt gab er ihr das Letzte...

Sie bettete ihre Stirn auf die zusammengelegten Hände und blieb lange so und ruhte, tränenlos noch immer, ohne Sehnsucht in dem kalten, armen Trost, daß er zu jeder Stunde ihres Rufes gewärtig stand: der Tod, der große Meister, der auch auf ein verkrüppeltes Leben das Siegel seiner Vollendung zu drücken vermag.

Das, und nichts anderes, war der Sinn der bunten, regsamen Welt. Dahin riß es alles, was da durcheinanderwimmelte und sich seines Weges Ziel in allen Richtungen des Himmelskreises steckte. — Das war die Wahrheit...

Und mehr hatte ihr auch ihr toter Vater nicht zu sagen. —

Die Gelenke taten Lisa weh vom Knien. Sie erhob sich mühsam — und trat staunend einen Schritt zurück: — die Sonne war weitergegangen und legte einen breiten Goldstreifen auf das Kissen, auf Peters graues Haar, auf die durchgearbeitete, kluge Stirn. — In seinem Gesicht leuchtete etwas, was sie vorher nicht gesehen hatte: durch den abweisenden Ernst der Toten brach die Güte hervor, die dieses Lebens Regentin gewesen war.

Lisa strich sich langsam mit der Hand von Schläfe zu Schläfe... in einem Erinnern...

Was war doch sein letztes Wort zu ihr gewesen, damals an jenem Abend des Abschieds?...

— Lisa, vertrau auf die Liebe...

Wollte das sie jetzt mahnen? Hieß das: such dir deine Wahrheit nicht in der kleinen Wirklichkeit, die du siehst, — nur in der Liebe ist Wahrheit...?

Ein Klingen sprang auf in Lisa und schwoll und



schwoll zu dunkelm Orgelton... mächtiger immer, daß sie es nicht mehr ertrug... Sie sank zu Boden, die Tränen stürzten aus ihren Augen — Tränen der Ergriffenheit um ihren Vater, Tränen des Mitleids mit sich selbst...

Wo sollte sie nun die Liebe suchen in dieser Welt, aus der ihr das Beste hinweggerafft war?...

Die Treppenstufen draußen ächzten unter dem behutsamen Tritt schwerer Stiefel, hölzern und hohl stieß etwas gegen das Geländer... Fremde Männer brachten Peter sein letztes Bett...

Das Leben rief Lisa in den Kreis seiner nüchternen Pflichten.

* * *

Der Weihnachtsabend senkte sich über das vom Frost klingende Tegernseer Land hernieder. Lisa kam vom Gmunder Friedhof, wo sie dem Grab ihrer Eltern einen Besuch abgestattet hatte, und ging traurig durch die blaue Dämmerung nach Hause.

Acht Wochen waren vergangen, seit ihren Vater die Erde deckte; vor bald anderthalb Monaten hatte auch Frau Inga sie verlassen, um einem wunderlichen Propheten nachzureisen, der im Umherziehen von Stadt zu Stadt theosophische Vorträge hielt....

Ganz allein war Lisa, und sie sah nirgends eine Arbeit, einen Lebenzweck mehr für sich, seit sie Peters letzten Willen vollzogen, sein künstlerisches Vermächtnis den treuen Händen seines langjährigen Verlegers überliefert hatte.

Wofür also lebte sie noch? Warum war sie ihn noch nicht gegangen, den dunklen Weg, den einzigen, den ihr die kraftlose Verzweiflung nicht zu sperren vermochte wie alle die andern...?

War es dennoch ein Rest von Lebensinstinkt, der sie an diese arm gewordene Erde fesselte, darauf ein Sandsturm alles verschüttet hatte, was Form und Farbe gewesen war in früheren Tagen?...

— Nein! sagte Lisa zu sich und suchte den Grund, warum sie trotz aller Schlafmüdigkeit die Augen nicht zufallen ließ, in etwas anderm. — Es gab noch — keine Hoffnung, nicht das — eine Ungewißheit gab es noch, stark genug, die Saiten ihres Lebens in Spannung zu halten, daß sie leise fragend erklangen, wenn ein Hauch der Luft über sie hinstrich, darin die Lebenden atmen...

Ihr Vater hatte einmal von einer Selbstbiographie gesprochen, an der er arbeite. Und die war spurlos verschwunden. Wohl wußte Lisa, daß diese Aufzeichnungen für eine Veröffentlichung keinesfalls in Betracht kommen könnten... — Wie hatte sich Peter doch noch gleich ausgedrückt...? — Er wolle versuchen, den Leser aus seinen Gedanken ganz auszuschalten, die nackte, ungeschminkte Wirklichkeit seiner Tage zu Papier bringen... — Aber gerade dann hätte er doch eine Verfügung darüber treffen müssen — in seinem Testament oder auf andere Weise... — Auch bei dem Notar, den Lisa befragte, war das Manuskript nicht hinterlegt, und er hatte nie etwas davon vernommen...

Waren die inhaltschweren Blätter ins Feuer gewandert? — Lisa wollte es nicht glauben... Klammerte sich doch all ihre heimliche Lebenshoffnung und Todesangst an dieses eine, letzte... — Seines Stammes war sie und seines Blutes... Von wem denn könnte sie lernen, wenn nicht von ihm, Peter, dem Schwachen, Gebrechlichen, der doch so stark gewesen war, stark in seiner Güte und seinem Wissen — und niemals stärker als jetzt, da er die tote Hand aus dem Grab reckte, sie nach sich zu ziehen in das Dunkel, dahin er gegangen war, reif und bereit, ein Sieger des Lebens...?

War sie, die Besiegte, reif und bereit gleich ihm?...

Es wurde zu einer Art fixen Idee in Lisa, daß sie noch erfahren müsse, was seine Stimme ihr aus dem andern Reich künden wolle — und daß sie es erfahren würde, wenn sie die verschwundene Handschrift fände...

Immer wieder fiel ihr plötzlich noch ein Versteck ein, das er gewählt haben könnte. Mitten unter dem Essen oder der Arbeit an einer Korrektur konnte sie aufspringen und die Treppen hinauflaufen, um an einem ganz unwahrscheinlichen Ort Nachforschung zu halten.

Auch an ihre Tante Inga schrieb sie deswegen, und es beunruhigte sie anfangs nicht sehr, daß die Antwort so lange ausblieb. Sie schob das dem unsteten Reiseleben zu, das jene jetzt führte; auch erwartete sie im Grunde kaum, von ihr eine befriedigende Auskunft zu erhalten. — Je länger es aber dauerte, um so tiefer fraß sich in ihr Herz die fatalistische Gewißheit, daß dieser Brief ihr etwas Großes bringen müßte — Peters letzte Wahrheit, die ihr den Weg zeigen würde, sei es zum Leben, sei es zum Sterben...

Jede Post durchsuchte sie mit stockendem Herzschlag — und wußte nicht, was stärker wäre: die Enttäuschung ihrer Sehnsucht oder die Erleichterung ihrer Angst, wenn sie erkennen mußte, daß der Frist, die sie sich gesetzt, wieder ein Tag zugelegt war...

So kam der heilige Abend, und immer noch fieberte sie unter diesem Druck. Sie fühlte — mit einem Frösteln manchmal — wie sie ihm nachzugeben begann, wie sie tiefer und tiefer versank in den flackernden Dämmer wunderlich körperloser Phantastereien. — Zum Sonderling wurde sie bei dem schweigenden, einsamen Warten...

Aber vielleicht war es gut so...

Vielleicht sind solche Träume die Boten, die der Tod vor sich herschickt, uns reif und bereit zu machen, daß wir den Blick seiner Augen ertragen, wenn er selbst auf uns zutritt, der Meister des Lebens..

* * *

Lisa nahm die Abendzeitung von der Gangtoilette und ging nach dem Wohnzimmer. Doch als sie gerade in der Tür war, glitt zwischen den bedruckten Blättern etwas heraus und fiel mit leisem Klatschen vor ihre Füße. Lisa ließ sich auf ein Knie nieder und — verharrte eine Weile in dieser Stellung; ihre Augen hingen starr an dem schmalen, weißen Kuvert von altmodischer Form, das dort auf dem spiegelnden Parkett lag. Die Adresse wies eine zierliche Handschrift, die trotz aller Geübtheit, trotz der leisen Zittrigkeit der Striche noch immer ein wenig an die Töchterschule gemahnte... Lisa wußte, wer so schrieb...

Da war er nun, Tante Ingas Brief, der erwartete, der gefürchtete. — Gerade in einem Augenblick hatte er kommen müssen, wo ihre Gedanken gar nicht mit ihm rechneten — tückisch gleichsam wie der Dieb in der Nacht...

Zaudernd griff Lisa nach dem Kuvert; doch als sie es in der Hand hatte, war ihr, als stelle ein geheimnisvoller Finger das Pochen ihres Herzens plötzlich tot — der gleiche Finger, der damals die Unruhe ihrer Uhr gehemmt hatte. Sie fühlte sich ganz kalt und stark — und staunte nicht einmal darüber. — Hier hielt sie die Gewißheit; und wie die lautete — was lag noch daran?

Ohne Hast, ohne Zaudern suchte sie sich einen Platz bei der Lampe, schnitt sie die Hülle ordentlich auf, entfaltete den dreifach zusammengelegten Bogen und begann zu lesen:

„Liebste Lisa!

„Dein lieber Brief erreichte mich erst vor ein paar Tagen hier in Dresden, wo der Doktor zurzeit Vorträge hält (über Theosophie nach Rosenkreuzermethode, unbeschreiblich schön und tief!!). Denk Dir, vorher war Deine alte Tante in Budapest und in Christiania. Aber ich will nicht von mir reden.

„Du fragst mich, ob ich was von den Lebenserinnerungen weiß, die Dein Vater abgefaßt hat? Ja, das kann ich Dir sagen. Er hat sie nämlich vernichtet. Es war nicht lange vor seinem Ende, und wenn er sich auch noch ganz wohl fühlte, so muß er vielleicht doch schon was geahnt haben. Ich mußte das Manuskript aus seinem Schreibtisch herausschließen, es war ein ganz dicker Packen. Und dann hat er es von seinem Rollstuhl, in dem er saß, in den brennenden Kamin geworfen, jedes Blatt einzeln, daß nur ja nichts übrigbleiben sollte. Ich fragte ihn natürlich, warum er das tat, und habe selbstverständlich nicht alles wörtlich behalten. Aber nach dem Sinn hat er ungefähr gesagt, daß eine solche Selbstbespiegelung doch seiner vielleicht nicht ganz würdig ist, und daß er außerdem nicht will, daß diese Papiere Dir mal in die Hände fallen sollen. Sie sind zu aufrichtig geschrieben, hat er, glaube ich, gesagt. Und das klingt vielleicht sonderbar, wenn man es so hinschreibt, aber ich habe es damals, wie er es sagte, genau verstanden, was er gemeint hat. Und dann fügte er noch einen Ausspruch dazu, der vielleicht auch Dir zur Erklärung dienen kann, und den ich genau behalten habe, weil er mir zeigte, wie sehr er doch in seinem Innern auf dem Boden der Theosophie stand, obgleich er vielleicht dem allen einen andern Namen gegeben hat, und obgleich Du mir das auch immer abstreiten zu müssen glaubtest. Er sagte nämlich: ‚Wahrheit ist ja nicht Wahrheit‘, und dabei hat er so tief und wissend gelächelt, daß ich es gar nicht beschreiben kann.

„Liebste Lisa, möchtest Du doch über dieses Wort der Erkenntnis recht oft nachdenken! Gott gebe, daß es Dir auch noch mal aufgeht, daß wir die echte Wahrheit nicht in der sinnlichen Erscheinungswelt, sondern im Transzendentalen zu suchen haben. In diesem Sinn wünsche ich Dir ein recht freudiges, gesegnetes Weihnachtsfest und ein fruchtbares neues Jahr!

„Mit herzlichem Gruß

Tante Inga S.“

Lisa schob den Brief in sein Kuvert zurück und starrte angestrengt, als banne das ihre ganze Aufmerksamkeit, in die Flamme der Lampe, darinnen ein leises Kochen und Brodeln am Werke war ... allmählich jedoch erschlafften ihre Glieder; kraftlos lag sie im Stuhl und sah überhaupt nichts mehr — so stark nahmen die Gedanken sie in Anspruch ...

Verbrannt also waren die Blätter, auf denen sich Peter seines Lebens Linie vorgezeichnet hatte mit rücksichtslos ehrlicher Hand — verbrannt, damit sie sie nicht lese ...

Wie die Geheimnisse hießen, deren Offenbarung da für ewig zu Asche zerfallen war — dem im einzelnen nachzusinnen hatte nicht Zweck noch Ziel. — So viel wußte Lisa ja nun, daß die Zeitungen gelogen hatten, als sie in den Nachrufen das Leben ihres Vaters als ein Musterbeispiel seltener Harmonie priesen.

Wer seine Vergangenheit so anschaut — aus welcher Furcht heraus sollte der ihre Spur zu verwischen trachten? — Glückliche Menschen sprechen gern von sich; das Unglück ist es, das in die Verborgenheit flüchtet, weil es — seine ansteckende Macht kennt. — Denn gewiß nicht um seiner selbst willen, nicht aus der Eitelkeit heraus, die die eigenen Fehler und Irrtümer vertuschen möchte, hatte Peter jene Aufzeichnungen ins Feuer geworfen ...

— Wahrheit ist ja nicht Wahrheit, hatte er gesagt ... mit einem Lächeln, das ohne Frage unendlich viel tiefer gewesen war, als Tante Ingas gar zu simple Deutung ahnte. — Körperhaft sah Lisa auf einmal sein letztes Gesicht vor sich. — War es nicht beinah wörtlich die gleiche Lehre, die sie damals in seinen streng verschlossenen Zügen gelesen hatte? — Und ein gleißnerischer Sonnenstrahl hatte sie ihr umgedeutet in das Wort: — Nur in der Liebe ist Wahrheit!

Wenn aber ein Menschenkind eben die Liebe als Täuschung erkannt hat ...? sprach Lisa unbarmherzig forschend zu sich ...

— Wahrheit ist ja nicht Wahrheit ... — Der dieses sonderbar verkehrte Wort voll trübseliger Selbstironie gesprochen hatte, dem war die Erkenntnis gereift, daß unser Leben nicht mehr als ein langsames Sterben ist, unser Ziel — Dünger werden für neues Leben, das wieder zu Dünger bestimmt ist. — So heißt die Wahrheit; und wer an ihr nicht verzweifeln will, für den gibt es keine Wahl, als sie zu leugnen, sein Hirn zu umnebeln, sich zu berauschen an irgendeinem starken geistigen Trank.

Was für Frau Inga ihre Theosophie bedeutete, das war für Peter die Liebe gewesen — seine selbstlose, opfernde Liebe, die sich ihm doch so reich belohnt, die allein ihm die Kraft gegeben hatte, der schweren Lebensangst zu entkommen ...

Ein Schauer rann Lisa den Rücken herunter. Es fror sie in ihrer hoffnungslosen Nüchternheit ... Wo sollte sie den Rausch suchen, der allein sie hätte weiterführen können durch die Wüstenei dieser Erde, an deren Horizont auch die letzte Fata Morgana verloschen war? ...

Gegen jede Art von religiöser Schwärmerei verspürte sie einen fast körperlichen Widerwillen ... — Doch hatte nicht Peter, der dieses Gefühl mit ihr teilte, damals an jenem Abend des Abschieds trotzdem von etwas gesprochen, was er seine Religion nannte? Und war sie nicht gewaltig ergriffen worden von seinen Lehren, hatte sie ihn nicht aus voller Seele zu verstehen gemeint? ... — Sie schüttelte trübe den Kopf: was sie sich heute davon zurückzurufen vermochte, waren nur Worte, tönende Worte, die ihr nichts sagten ...

Ebenso ungläubig war sie gegen die Liebe. Und hätte sie selbst den Kinderglauben an die große Bewegerin des Lebens zurückbeschwören können — es wäre ihr wenig nütze gewesen. — Sie stand ja so ganz allein in der Welt ... Wem sollte sie die Wärme ihres Herzens zuwenden? ...

Und die Kunst: das letzte, was dann noch übrigblieb ...? — Lisa lächelte bitter. — Wenn selbst Peter, der doch ein Großer und Starker unter ihren Dienern gewesen war, von diesem Feld mehr Schmerz und Enttäuschung geerntet hatte als Glück ...! — Nein, die Kunst war kein erleichternder Rausch; weit eher eine melan-

cholische Krankheit ... — Am Erfolg — ja, da mag sich wohl manch einer berauschen ... Aber Lisa täuschte sich nicht darüber, daß ihr schöpferisches, ursprüngliches Können versagt war. Der Beifall der Besten würde sie schwerlich krönen; und sich zum Ersatz an der wohlfeil errafften Gunst des Pöbels schadlos zu halten — dazu war sie weder naiv noch bescheiden genug. Alle die Tränke, mit denen sich die Menschen betäuben, deuchten ihren Gaumen widrig und schal ...

Langsam wirbelten so die Trümmer ihrer Träume vor ihr dahin auf einer unendlichen grauen Meeresfläche, um davongetragen zu werden und zu schwinden, eins um das andere, bis alles leer und tot war und nichts mehr den Blick hielt ...

Und richtete sie das Auge auf sich selbst, dann schrumpfte sie zu einem Pünktchen zusammen, als sähe sie sich ganz, ganz von weitem ...

* * *

Stundenlang saß Lisa und grübelte vor sich hin. Und ihrer Gedanken Schluß war, daß es nicht darauf ankäme, ob sie nun lebte oder stürbe. Gleichgültig wäre es und kaum der Mühe noch wert, deshalb einen Finger zu rühren.

Als sie aber so weit gekommen war, sprang sie auf.

„Es ist Zeit!“ sagte sie laut und straffte ihren Rücken. — Höchste Zeit war es, wenn sie der hohen Meinung, die sie von sich gehabt hatte, Treue bewahren wollte, wenn sie sich noch aufraffen wollte zu einer freien, stolzen Tat, bevor die schleimige Lähmung, die sie an sich emporkriechen fühlte, ihr den letzten Widerstand nähme, sie rettungslos eins werden ließe mit dem flauen Brei der Unzähligen, die ihr langsames Sterben, ihr Verfaulen bei lebendigem Leib — Leben nennen.

Lisa warf ihren Mantel um und setzte die Mütze auf. Dann ging sie in die Nacht hinaus, die Landstraße gegen Gmund entlang.

Schattenhaft sah sie vor sich und hinter sich her kleine Trupps von Bauern über den Schnee stampfen — alle nach der gleichen Richtung wie sie. — Und seltsam unvermittelt begann es auf einmal von dem Gmunder Kirchturm zu läuten. Nahte schon die Stunde der Mette? ...

Die reine Luft und der Wind trugen den Schall scheinbar ungedämpft durch die Ferne zu Lisa herüber. Ihr hatten die Glocken heute ganz fremde Stimmen: schmerzhaft hart schmetterten die bronzenen Klöppel gegen die bronzenen Wandungen; kalte Unerbittlichkeit lag in diesem ehernen Klang ...

Freilich, die Hunderte, die jetzt von West und Ost, Süd und Nord nach dem Gotteshaus zusammenströmten, vernahmen den Ruf wohl anders: ihnen sang er eine sanfte Lockung zu freudiger Andacht entgegen ...

Sie war ganz allein, verstoßen aus der Gemeinde der Lebenden, weil sie das Kainszeichen in der Tiefe ihrer Augen trug: das Wissen ums Letzte, das jedem Glauben bis auf den Grund sieht.

— In ... den ... See! In ... den ... Tod! so dröhnten die Glocken.

— Das ist die rechte Begleitung für mich! dachte Lisa trotzig und bog in den Fußpfad ein, der von der Straße nach Kaltenbrunn führt. Die Brücke dort unten, wo im Sommer die Motorboote landen, war ihr Ziel; bei ihrer eigenen Boothütte war der See bis weit hinaus zu flach für ihr Vorhaben.

Die Häuser des breit gelagerten Hofes schlummerten dunkel in nächtiger Ruhe.

Nur hinter den Stallfenstern schwankte ein ungewisser Lichtschein. Gerade, als sie unter ihnen vorüberging, erhob sich drinnen das Schmerzgeheul einer Kuh und flehte in langgezogenen Stößen angstvoll um Hilfe.

Geboren werden und sterben ... — Lisa fühlte sich frei von dem menschlichen Hochmut, der in dem Tier etwas Niedriges, Fernes und Fremdes erblickt. — Der Jammer der Kreatur schnitt ihr ins Herz.

Begleitet und gejagt von ihm, machte sie sich an den mühsamen Abstieg zum See. Hier war kein Weg gebahnt; sie brach fast bei jedem Schritt bis übers Knie ein. Auf halber Höhe des Hanges mußte sie, ermattet, eine Weile rasten. Ihr war heiß geworden; und sie hatte nicht übel Lust, hinzusinken, wo sie war, und sich ihrem Schicksal zu überlassen.

Erfrieren, sagt man, wäre ein sanfter Tod ...

Aber sie riß sich zusammen und stieg vollends hinunter.

Den Landungsteg deckte eine hohe, unberührte Lage von Schnee; auf den Geländerbalken lasteten lange, weiße Polster, die nach beiden Seiten schwer übergesunken waren. Lisa führte im Gehen die behandschuhte Linke den einen Holm entlang und horchte aufmerksam auf den zischenden Laut, mit dem die gefrorenen Brocken das mütterliche Element grüßten ...

Endlich stand sie am Ende der Brücke. Sie schob die Latte zur Seite, die hier die Schranke bildete.

Der Weg war frei ...

Welche Stille auf einmal ...! — Sie hatte des Glockenläutens gar nicht mehr geachtet; erst sein Verstummen erinnerte sie wieder daran. — Auch die Kuh hatte zu brüllen aufgehört — oder die Ferne verschlang den Laut ...

Andere Stimmen erwachten: die geheimnisreichen Stimmen der tiefen Nacht. In Lisas Seele begann das Abschiednehmen. Das schärfte ihre Sinne: sie glaubte feiner zu hören und zu sehen als je zuvor. Dennoch hob sich kein einzelner Ton, keine Form, keine Farbe aufdringlich heraus; Augen und Ohren tranken eine große Melodie, die aus der Höhe niederzuströmen schien und alles umfing: das Glucksen des Wassers zwischen den Brückenpfählen, das Klirren und Zirpen des trocknen Röhrichts am Ufer, das breite, zackige Loch, das die unsichtbaren Berge drüben in die schimmernde Kuppel des Himmels brachen, das ölige Gleiten der Wellen unter den zitternd verweilenden Spiegelbildern der Sterne hinweg — das und alles war eins und wollte den kleinen menschlichen Schmerz, der da wähnte, ganz einsam zu sein, in sich aufnehmen, in sich auflösen ... Es lockte und winkte ...

... In den Tod ... sagte Lisa zu sich und raffte sich empor aus der halben Betäubung, dem leisen Schwindel, in den sie versunken war.

Sie heftete den Blick auf die dunkel bewegte Fläche vor ihren Füßen. Kalt wehte es davon herauf und faßte sie an.

Warum zauderte sie noch? — Ein kleiner Sprung ... Sie würde gleich erstarren; der Kampf würde kurz sein ...

Warum zauderte sie noch? !

Ihre Hände faßten nach den Balkenenden zu beiden Seiten der Brüstung; sie trat ganz vor bis an den Rand. Der eine Fuß schwebte schon frei über der Tiefe, — da wich sie mit einem Schauder zurück.

Ein greller Blitz der Erkenntnis hatte ihr die Wahrheit gezeigt: — sie wußte, daß sie den letzten Schritt

nie tun würde. — Und die Melodie der Sternennacht zerriß, versank — besiegt von dem stummen Schmerzensschrei der verlassenen Menschenseele.

Zu müde zum Leben — und zum Sterben zu feig!

Sie wollte es sich nicht glauben. Wieder und wieder nahm sie den Anlauf — und mußte erkennen, daß es umsonst war.

Das Frösteln von innen verband sich mit der Kälte von außen. Plötzlich flogen ihr die Glieder in haltlosem Zittern, und die Zähne schlugen klappernd aufeinander.

Was suchte sie hier noch? Sollte die Qual bis ins Endlose gereckt werden? — Ihr blieb ja doch nur, sich abzufinden mit ihrer Niedrigkeit und das Kreuz ihres zerstörten Lebens auf sich zu nehmen...

Mit einem Ruck drehte sie sich um und stapfte so hastig durch den Schnee, daß es fast einer Flucht glich — einer lahmen Flucht vor sich selbst.

Sie erstieg den Hang schneller, als sie hinuntergeklettert war. Keuchend und in Schweiß langte sie oben an — und es fror sie doch immer noch wie zuvor.

Dann ging's die Straße entlang — nur schnell, nur schnell! Und nur nicht denken!...

Mit einer Art schadenfrohen Hohnes erkannte sie, daß in ihren Eingeweiden heftiger Hunger wühlte. Sie hatte seit Mittag nichts mehr gegessen. — Aber sie wollte nichts, als in ihr Bett, unter die Decken kriechen und warm werden — wenn sie je wieder warm werden könnte — und dann schlafen... schlafen und vergessen, was für ein Erwachen ihrer harrte...

Endlich konnte sie in den Fußpfad nach der Hainzenhöhe einbiegen. Ein paar behutsame Schritte auf dem vereisten Schnee brachten sie an die Gartenpforte. Sie öffnete sie und wollte die Schwelle überschreiten — da spürte sie, daß sich einer der Nägel an ihrem Absatz in den ledernen Vorstoß des Lodenrockes verhängt hatte. Sie bückte sich, ihn loszumachen, da glitt der andere Fuß aus, und sie stürzte mit dem vollen Körpergewicht auf das gefangene Bein.

Als Lisa aus dem ersten Schmerz und Schrecken wieder zu klaren Gedanken kam, wußte sie, daß ihr Fuß gebrochen war. Sie hatte die Empfindung, als habe sie das Krachen des splitternden Knochens deutlich gehört, als höre sie noch, wie die Bruchstelle knirsche. Ihr wurde übel, als sie sich das ausmalte; sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um das Würgen zu überwinden.

Vorsichtig versuchte sie sich aufzurichten; aber jede Bewegung steigerte den Schmerz zu so wütender Pein, daß sie stöhnend aufheulen mußte. Sie sah wohl: selbst konnte sie sich nicht helfen. — Und da begann sie, die ausgezogen war, den Tod zu suchen, in fürchterlicher Angst um Hilfe zu schreien.

Aber die Straße reckte sich leer in die Weite; es war niemand, der den Ruf hörte.

Verlassen lag Lisa; sie wimmerte leise, und die Tränen rollten ihr die Backen herunter und tropften auf den Mantel, wo sie schnell zu Eis wurden. — Sollte sie hier elend erfrieren?... Und dieser unerträgliche Schmerz...!

Bilder des Lebens wallten in drängendem Gewimmel durch ihren Kopf; der Ausblick öffnete sich in eine Zukunft, die tausend reiche Möglichkeiten barg...

Wild machte sie noch ein paarmal vergebliche Anstrengungen, sich zu erheben, Leute herbeizurufen...

Dann aber erschlaffte ihr Widerstand; eine Müdigkeit legte sich langsam über sie, die wachsende Fassung mit sich führte, Ergebung in das, was einmal bestimmt war...

Ein Lächeln kroch matt um ihre Lippen — wie einer lächelt, der einem Meister zusieht, der sein Handwerk aus dem Grunde versteht.

Ja, der Tod...! — Wen er gezeichnet hat, den weiß er zu finden...

Reif und bereit sein...? — Vielleicht ist es immer erst das Sterben selbst, was uns dazu macht, — so dachte Lisa und hatte keine Furcht mehr. — Auch die körperlichen Schmerzen schlummerten ein. — Das war gut...

— Schlafen, schlafen...! sang es in ihren Ohren...

— Schlafen, schlafen...! antwortete plötzlich eine zweite Stimme, eine helle metallene...

Hörte sie Glocken? — Nein, das Wasser war es... Das rauschte so... Sie lag ja im See... — Welch ein Gefühl, mit dieser Ruhe, ohne Hast dem Grunde entgegenzuschaukeln, gewichtlos gleichsam, wie ein welkes Blatt vom Baum sinkt...!

Ein gelbes Blatt... Die Sonne durchleuchtet es ganz... Oder ein Schmetterling... Viele Schmetterlinge... Wie Schneeflocken wirbeln sie abwärts...

So träumte Lisa... Und dann wußte sie nichts mehr...

* * *

Bauern, die von der Mette heimkehrten, hatten Lisa gefunden. Sie war ins Bewußtsein zurückgerufen und nach München ins Rote Kreuz gebracht worden. Dort hatte sie zu dem gebrochenen Bein noch eine Lungenentzündung bekommen. Doch die sollte ihr zum Segen gereichen...

Denn als sie aus dem Fieberschlaf erwachte, hatte sie eine neue Erkenntnis gewonnen.

Nicht Feigheit war es gewesen, was ihr damals in der Christnacht den letzten Schritt verbot, sondern schon der Anfang ihrer Genesung.

Was sich durch alles beweist, was selbst den Tod zu seinem Diener macht, ist immer das Leben.

Dem Schmerz die Stirn bieten, ihn in kämpferischer Wut und — in Liebe zugleich zwischen seine Arme pressen, heißt, das Leben gewinnen. Wer sein Leid einlullt, bevor er es mit ernst messendem Blick geprüft, mit ihm gerungen und es besiegt hat, der verfällt dem innerlichen Tod.

Mochte das Kampfgetöse den bunten Flor in dem Garten der Jugend zerstampft haben — der Boden lag gelockert für bessere, ausdauernde Saat.

Nun wußte Lisa auch wieder, wo sie sich ihre Arbeit zu suchen hatte. Sie war Schauspielerin und wollte es bleiben. — Das Höchste erreichen oder ganz verzichten — welch ein törichter Standpunkt war das gewesen. — Irgendwo in der Provinz würde sich schon ein Engagement für sie finden, wo sie nützlich sein und den Menschen würde Freude machen können...

* * *

Der letzte Nachmittag war herangekommen, den Lisa im Roten Kreuz verbringen mußte. Sie stand, auf zwei Stöcke gestützt — denn sie hinkte noch — an dem Fenster ihres Krankenzimmers und schaute in den Garten hinaus, der um diese Jahreszeit verlassen dalag. — Grünliches Schwarz kleidete die nackten Bäume, in ungebrochnem Weiß leuchtete matt der Schnee, flach und fast



ebenso weiß hing der umflorte Himmel droben. Dieser starke Farbengegensatz in seiner keuschen Armut enthüllte die Formenstrenge der Natur, ließ gleichsam deren Knochenbau durch die Haut schimmern, erfrischte durch seine eigen vornehme Sauberkeit und trug dennoch eine trockne Kälte, die einen anfröstelte bis ins Mark hinein. . .

Nach der Hainzenhöhe flogen sehnsüchtig Lisas Gedanken . . . — Wie anders der Winter dort draußen . . .! Funkelnd im Sonnenschein von Farben und Glanz . . . Die schönsten Tage des Jahres, die nicht vom Tod sprechen wie hier in der Stadt, sondern von frisch gesundem Erstarken im Schlaf, von steigendem Saft in verwitterten Stämmen, von geheimem Sprießen in blankbraunen Knospen . . . Jungfräuliche Tage, in deren Luft der ferne Frühling so mächtig ist . . .!

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden für Herbst und Winter.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Die Schneider und Modisten hatten über Sommer Zeit genug, Neues zu erfinden und zu gestalten. Darum bringt auch eigentlich immer erst der Herbst einen Umschwung sowie neue Formen und Arten. Darum mußte auch diesmal wieder der Sommer vorübergehen, ehe wir die lange versprochenen weiter werdenden Röcke erblicken konnten und so vieles andere, das wir gar nicht mehr erwarteten, weil sich die Mode fast zwei Jahre treu geblieben war. An den Straßenkleidern merkt man am meisten die Wandlung der Röcke, die aber trotz aller Anstrengungen einzelner Schneider immer noch nichts mit der Krinoline zu tun haben wollen, sondern nur gerade zum Ausschreiten weit genug geworden sind. Abb. 9 zeigt ein Gewand aus dem über alles modernen schwarzen Samt mit dem weitgewordenen Doppelrock, der ganz gerade, und ohne sich unten zu erweitern, als charakteristisches Merkmal der Mode die Fransenumrandung der beiden Rockteile zur Schau trägt. Der breite, schneeweiße Umlegekragen, meist aus Flanell, besteht auf unserm Modell aus schneeigem Samt; ebenso modern ist die Gürtelanordnung der losen Jacke. Das Gewand auf Abb. 3 ist aus bräunlich grauem Seidenkrepp mit schwerer Seidenstickerei. Der Muff aus Chinchilla hat die jetzt übliche flache kissenartige Form, und der kleine, ein wenig zurückgeschobene Topfhut aus Samt verschwindet unter einem Kranz glattfaseriger grau- und braunmelierter Strauß-



Phot. Félix.

1. Orientalische Turbancoiffüre.



Phot. Talbot.

2. Gesellschaftskleid aus Brokat und Spitze.





Phot. Félix.

3. Moderner Chinchillaschal und -Muff.



Phot. Reutlinger.

4. Schwerer Abendmantel aus silbergrauem Plüsch.



Phot. Talbot.

5. Seidenmusselinmantel und kleiner Plüschhut.



federn. Abb. 8 zeigt als charakteristische Merkmale der neusten Mode den weißen Kragen auf dem rubinroten Seidenkleid, den flachen Muff aus dunkelgrauem Maulwurfsfell mit schmaler Seidenrüschenumrandung und die immer noch an einer Seidenschnur von der Schulter niederhängende Tasche, gleichfalls aus Maulwurfsfell. Der kleine Hut ist halb Kappe, halb Topf aus hellrot gerüschter Seide. Eine andere Kappe der Art sehen wir auf Abb. 6. Sie besteht aus Pelz und Spitze und harmoniert mit dem geraden langen Seidenmusselinschal, den ein langhaariger Zobelstreifen umrandet. Abb. 7 zeigt ein Häubchen in Form der holländischen Mützen und eignet sich besonders für jugendliche Gesichter. Es



Phot. Felix.

6. **Mützchen** aus Pelz und Spitzen

ist aus cremefarbenem chinesischem Krepp mit gleichfarbiger Seidenstickerei, und in der gleichen Elfenbeintönung ist das ganze anmutige Kleid mit dem fransenumkränzten Fichu gehalten. Fichus sind wieder ebensosehr an der Tagesordnung, wie Turbane es immer noch sind. Und merkwürdigerweise vertragen sich beide, von der kunstsinnigen Hand eines Pariser Schneiders vereinigt, aufs beste, wenn sie auch nicht unbedingt zusammen sein müssen. So begleitet den Turban, der als Theatercoiffüre zu der Toilette Abb. 1 gehört, kein Fichu. Er umspannt wie ein breites Band die Frisur. Sein Grund ist weiße, glanzlose Seide, der Ueberzug schimmernde Goldspitze und der kleine Rand Hermelin. Eine sehr komplizierte Abendtoilette zeigt Abb. 2. Hier besteht die eine Hälfte des spitz dekolletierten Mieders aus weißem Seidenmusselin, die andere aus feinster irischer Spitze. Letztere umrandet am Ausschnitt entlang ein schwarzes Samtband, das im hohen Taillenschluß als Gürtel nach der andern Seite hinüberleitet und sich in der Rückenmitte mit dem dort herniederlaufenden Samtband vereinigt. Der drapierte, einem lässig umgesteckten Schal gleichende Rock ist aus kostbarem rosa Damast mit goldenen Blüten. Der seitlich über der Hüfte sichtbare kurze Spitzenschal kommt im Rücken aus der einen Miederhälfte unter dem Gürtel hervor und ist so nach vorn herumgeführt. — Die Abendmäntel sind in der Form weniger neu als alles übrige. Aber sie zeigen nicht mehr die Einschnürung des Sommers, sondern fallen, zwar gerade, aber weit und bequem



Phot. Reutlinger.



7. **Kreppkleid mit holländischer Mütze.**



Phot. Felix.

8. **Straßenkleid mit flachem Muff.**



Phot. Reutlinger.

9. Samtkleid mit weißem Kragen.

an der Gestalt nieder. Abbild. 10 zeigt einen Mantel aus schwarzem Seidenmusselin mit weißem Libertyfutter und Hermelinumrandungen an den Kimonoschlitzen der Aermel. Der Mantel auf Abb. 5 besteht aus schwarzgrundigem, mit rot und grau getönten Riesenblumen durchwirktem Seidenmusselin, den ein Streif von schwarzem Samt vorn hinab und um den Rand einfaßt, während die auch samtmanschettierten Aermel einmal wieder wirklichen, allerdings weiten Aermeln gleichen. Der winzige, runde Samtfilzhut mit der hochsteigenden Reiheraigrette ist gleichfalls sehr charakteristisch. Ein ganz anderes Genre vertritt der schwere Abendmantel aus dunkelsilbergrauem Velvet mit einem Pelzkragen von kurzhaarigem, krausem, mehrfarbig wirkendem Fell (Abb. 4). Das gleiche Fell umrandet die auch hier als richtige Aermel auftretenden Armhüllen, und eine Fransengarnierung verlängert den Kragen und die Aermel. Den Kopf mit der wenig umfangreichen, tief über die Ohren niederhängenden Frisur ziert ein Diadem aus Straß mit einem gerade in der Mittelspitze hochsteigenden silbergrauen Reiherstutz — das ist die allerneuste Erfindung der augenblicklich sehr geschäftigen Mode der Theatercoiffüren. Klementine



Phot. Felix

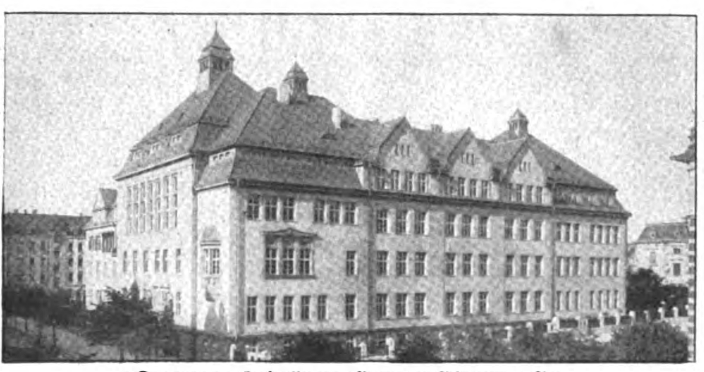
10. Schwarz-weißer Seidenmusselinmantel.

Bilder aus aller Welt.

Alexander Frhr. v. Gerlach, Kurkommissar in Karlsbad.

Der Karlsbader Kurkommissar Frhr. v. Gerlach, dessen Bild wir heute bringen, ist vielen Besuchern des böhmischen Weltkurortes als verdienter Förderer des Karlsbader Kurwesens und Fremdenverkehrs bekannt.

Das Kgl. Gymnasium in Plauen hat ein stattliches neues Gebäude erhalten. Die Einweihung wurde durch ein klassisches Fest, nämlich eine Aufführung des Sophokleischen „König Oedipus", gefeiert.



Das neue Kgl. Gymnasium in Plauen i. V., das mit einer Schüleraufführung des Sophokleischen „König Oedipus" eingeweiht wurde.

Die Direktion des Hamburger Thaliatheaters hat den Bonvivant Oskar Hardel vom Nürnberger Stadttheater für fünf Jahre verpflichtet. Der Künstler hat früher dem Hoftheater in Meiningen angehört.



Oskar Hardel, Nürnberg, geht als Bonvivant an das Hambg. Thaliatheater.



Chrysanthus und Daria.

Von links: Escarpin (Herr Arndt), Claudius (Herr Hanns), Polemius (Herr Molenar), Chrysanthus (Herr Hahn), Daria (Frl. Wachner).

Die Aufführung der Calderongesellschaft im Berliner Neuen Kgl. Operntheater.



Otfried Hagen,
Braunschweig,
wurde als Heldentenor der Frankfurter Oper verpflichtet.



Hofphot. Voigt.

Geh.Kom.-Rat Jean Andreae,
Frankfurt a. M.,
beging seinen 70. Geburtstag.

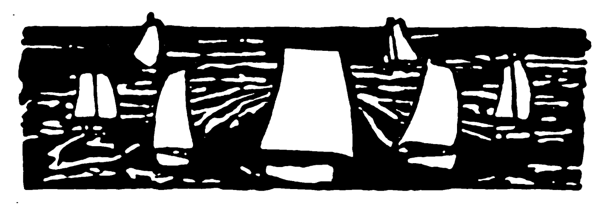
Die Berliner Calderongesellschaft hat, getreu ihrem Bestreben, dem deutschen Publikum die Werke des spanischen Meisters zu vermitteln, im Neuen Königlichen Operntheater zwei Aufführungen des Legendendramas „Chrysanthus und Daria" veranstaltet. — Als Nachfolger Forchhammers geht der **Heldentenor der Braunschweiger Hofoper Otfried Hagen im Jahr 1912 nach Frankfurt a. M., wo er mit einer sehr hohen Gage dem Opernhaus verpflichtet wurde. — Der Präsident der Handelskammer in Frankfurt a. M., Geh. Kommerzienrat J. Andreae beging vor kurzem seinen 75. Geburtstag.**

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 44. **Berlin, den 4. November 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

26. Oktober.

Aus China wird gemeldet, daß die Aufständischen die Regierungstruppen umgangen und nördlich von Hankau die kaiserliche Kriegskasse mit $4^1/_2$ Millionen Mark erbeutet haben.

Auf Drängen der chinesischen Nationalversammlung wird der Verkehrsminister Schangtungpao seines Amtes entsetzt, weil er in erster Reihe für die Verstaatlichung der Eisenbahnen verantwortlich sei, die die neuen Aufstände zur Folge gehabt habe.

Aus Saloniki kommt die Nachricht, daß ein vergeblicher Versuch unternommen wurde, den früheren Sultan Abd ul Hamid zu befreien.

Reguläre türkische Truppen und starke Araberhaufen versuchen die italienischen Stellungen bei Tripolis zu stürmen, werden aber zurückgeschlagen. — Auch von einem neuen Kampf bei Benghasi wird berichtet, bei dem die Italiener 400 Mann verloren haben sollen.

27. Oktober.

Der chinesische Kriegsminister General Jintschang wird des Oberbefehls über die gegen die Aufständischen entsandten Regierungstruppen enthoben und zu seinem Nachfolger der Chef des Generalstabs General Fengkuotschuang ernannt. Ihm übergeordnet ist Yuan-Shi-Kai, der den Titel „Allerhöchst Bevollmächtigter" und die Befugnis erhält, alle ihm geeignet erscheinenden Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes nach eigenem Ermessen zu ergreifen.

Der Reichstag vertagt sich, um den Komissionen Zeit zur Erledigung ihrer Arbeiten zu lassen, bis zum 7. November.

Bei der Stichwahl zum Reichstag in Konstanz-Ueberlingen-Meßkirch wird an Stelle des verstorbenen Zentrumsabgeordneten Hug der Nationalliberale Schmidt gewählt.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Ratibor für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Frank wird eine Stichwahl zwischen den Kandidaten des Zentrums und der Polen notwendig.

Die Italiener besetzen bei Tripolis eine neue, der Stadt näher gelegene Stellung.

28. Oktober.

Aus Hankau wird gemeldet, daß die chinesischen Regierungstruppen die Stadt wiedererobert haben. — Der Führer der Aufständischen General Li-Yuan-Hung (Portr. S. 1847) hat den Konsuln in Hankau mitgeteilt, daß er zum ersten Präsidenten der chinesischen Republik erwählt worden sei.

29. Oktober.

In Elsaß-Lothringen bringen die Nachwahlen dem Zentrum und dem Lothringer Block die Mehrheit im Landtag.

30. Oktober.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Türken die Quellen von Bumiliana bei Tripolis wieder besetzt haben.

In Peking wird ein kaiserlicher Erlaß veröffentlicht, der die alsbaldige Einführung einer Verfassung auf volkstümlicher Grundlage und die Bildung eines Ministeriums ankündigt, von dem der Adel ausgeschlossen sein soll. Den Aufständischen und politischen Verbrechern wird Amnestie zugesichert.

31. Oktober.

In Oesterreich gibt das Ministerium Gautsch seine Entlassung. Der Kaiser betraut mit der Bildung des neuen Kabinetts den bisherigen Unterrichtsminister Grafen Stürgkh.

Das türkische Kriegsministerium behauptet, daß die Türken bei dem letzten Kampf vor Tripolis zwei Forts erobert und auf ihnen die ottomanische Flagge gehißt hätten.

1. November.

Ueber London wird gemeldet, daß Italien bei der Regierung in Bukarest Protest gegen die Durchfuhr von Kriegsmaterial für die Türkei durch Rumänien erhoben habe. Der rumänische Minister des Aeußern erwiderte, daß ein Neutralitätsbruch nicht vorgekommen sei.

Die Marokkoliquidation.

Von R. Kent.

Wie von einem schweren Druck befreit hat Europa, hat die ganze Welt bei der Kunde von der endlichen Beilegung des deutsch-französischen Marokkostreits aufgeatmet. Vier Monate lang haben die Verhandlungen wie ein Alp auf Handel und Wandel gelastet. Vier Monate lang haben immer aufs neue wilde Gerüchte die Welt beunruhigt, vier Monate hindurch hat mehr als einmal die Gefahr eines Weltkriegs bestanden. Welche Ausdehnung er genommen, welches Unheil er nach sich gezogen, wie sein Ausgang gewesen sein würde, wer vermöchte es zu sagen? Sicher ist, daß er nicht nur zu einer Umwälzung in Europa geführt, sondern mittelbar die Geschicke der ganzen Welt berührt haben würde. Nur ein Staat scheint ihn nicht gefürchtet, sondern eher erwartet zu haben. Jedenfalls hat er seinerseits nichts getan, dem Ausbruch eines Krieges vorzubeugen, vielmehr eher auf die Beschleunigung eines Zusammenstoßes hingearbeitet. Es steht ja leider heute fest, daß eine seit Jahren in England mächtige Gruppe in den letzten Wochen trotz aller deutschen Freundschaftsbeweise alles für den Krieg in volle Bereitschaft gesetzt hatte und nur auf den Augenblick des Losschlagens lauerte. Das gleiche Land, dessen Parlament und Presse so leidenschaftlich gegen die Befestigungen Antwerpens und Vlissingens zu Felde gezogen sind, das sich im Abschluß von Schiedsverträgen nicht genug tun



kann, ist monatelang bereitgewesen, beim ersten Alarm das neutrale Belgien und Holland gewaltsam zu besetzen und von dort aus Deutschland in den Rücken zu fallen. Während andere Länder im Krieg eine furchtbare Notwendigkeit sehen, zu der sie sich erst entschließen, wenn ihr Weiterbestand in Gefahr kommt, erblickt eben ein Staat, der nicht Volksheere, sondern Söldner in den Kampf schickt, im Krieg nur zu leicht die willkommene Gelegenheit, neue Vorteile zu gewinnen. Wer über diese Sachlage in neuerer Zeit bei der englischen Begeisterung für Schiedsverträge zweifelhaft geworden war, dem haben vielleicht die Erfahrungen der letzten Wochen die Augen geöffnet. Erst jetzt, wo die Gefahr beschworen, erheben die Vertreter anderer Anschauungen in England zaghaft wieder ihre Stimme. Wenn Deutschland und Frankreich zu einer friedlichen und für beide Teile ehrenvollen Einigung gelangt sind, ist es wesentlich das Verdienst der Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit ihrer Regierungen. Ob das ruhebedürftige Rußland auf das französische Kabinett in irgendeiner Weise mäßigend und beruhigend eingewirkt hat, ist zweifelhaft. Daß Deutschlands Dreibundgenossen ihren Freund und Verbündeten nachdrücklich Frankreich gegenüber unterstützt hätten, darüber hat aber gar nichts verlautet. Die Haltung der österreichischen und italienischen Presse, die fortgesetzt den böswilligsten Verhetzungen gegen Deutschland ihre Spalten zur Verfügung gestellt hat, spricht auch nicht dafür. Man darf daher annehmen, daß nur einerseits bei Frankreich die Erwägung, daß ein Krieg auch heute noch mehr Schaden als Nutzen verspreche, und anderseits der Grundsatz Deutschlands, nur wenn wirkliche Lebensfragen auf dem Spiel stehen, zu den Waffen zu greifen, der Welt den Frieden erhalten haben.

Man kann nicht sagen, daß die Schwierigkeiten wegen Marokko, die sich während der letzten Jahre immer aufs neue unangenehm bemerkbar gemacht und Anfang Juli Anlaß zur Entsendung von Kreuzern für Schutz deutscher Interessen nach Agadir gegeben haben, der Welt unerwartet gekommen sind. Schon als der Vertrag von Algeciras bekannt wurde, konnte kaum ein Zweifel bestehen, daß dieses Abkommen nur den Ausgangspunkt neuer Streitigkeiten bilden würde. Hätten damals sämtliche Mächte, die in den Jahren 1880 und 1890 die Souveränität des Sultans von Marokko ausdrücklich anerkannt und sich für Offenhaltung dieses Landes und Gleichberechtigung aller Nationen dort verbürgt hatten, an diesen ihren Abmachungen gegenüber der englisch-französischen Verständigung von 1904 festgehalten und Deutschland bei seinen Bemühungen zu Nutzen des Unternehmungsgeistes und Handels der ganzen Welt unterstützt, so wäre die Aufrollung der Marokko-Angelegenheit für lange Zeit voraussichtlich vermieden worden. Mit Ausnahme von Österreich-Ungarn haben indessen damals die europäischen Mächte sowohl wie die Vereinigten Staaten den wirtschaftlichen Wert Marokkos für ihre Untertanen so gering eingeschätzt, daß sie lediglich, um England und Frankreich gefällig zu sein, letzterem ohne Not eine Reihe von Sonderrechten in dem Sultanat zuerkannt haben. Damit war eine Quelle ewiger Mißhelligkeiten geschaffen. Nach den Erfahrungen mit internationalen Regelungen solcher Art in Ägypten, am Kongo, in Kreta konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die Vertreter Frankreichs in Marokko mit Hilfe der Algecirasakte genug Mittel und Wege finden würden, um trotz der international festgestellten Unabhängigkeit des Sultans das Ziel der vollen Besitznahme Marokkos zu erreichen. Wie sollten die Vertragsmächte, selbst wenn sie einen ständigen und wirksamen Aufsichtsdienst eingerichtet hätten, was aber nicht der Fall war, dem Staat, dem sie die Polizeigewalt und die Pflicht der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung übertragen hatten, in jedem Fall Überschreitungen seiner Vollmachten nachweisen? Welche Mittel standen ihnen für Durchsetzung ihrer eigenen Auffassung zur Verfügung? Wie konnten sie verhindern, daß die französischen Beamten die bestehenden Bestimmungen zum Nutzen ihrer Landsleute und zum Schaden anderer Unternehmer auslegten? Es war daher gar nicht zu verwundern, daß unter der Herrschaft der Algecirasakte, die überdies nur für einen kurzen Zeitraum geschlossen war, die Franzosen einen Punkt Marokkos nach dem andern gewaltsam besetzten und schließlich die Hauptstadt Fez in Besitz nahmen. War ja doch der von den Mächten verlassene, mittel- und machtlose und den Franzosen so gut wie ausgelieferte Sultan von 1906 ab gar nicht mehr in der Lage, irgendeinen Schritt ohne Zustimmung und Unterstützung der Franzosen zu tun!

Daß auf die Dauer Deutschland es mit seiner Würde nicht vereinbaren könne, dieser Entwicklung der Dinge ruhig zuzuschauen und sich mit der unter stillschweigender Zustimmung der anderen Vertragsmächte stattfindenden völligen Tunisierung Marokkos zufriedenzugeben, darüber konnte seit langem kein Zweifel sein. Leider hat man aber anfangs in Berlin einen durchaus ungeeigneten Weg gewählt, um aus der Verlegenheit herauszukommen. Statt die Lage zu bessern, hat das 1909 mit Frankreich geschlossene Abkommen, das den Franzosen deutscherseits weitere Rechte zugestand, die Aussichten für deutschen Handel und Unternehmungsgeist in Marokko bedeutend verschlechtert. Die Verhältnisse haben sich daher schließlich im Frühling dieses Jahres so zugespitzt, daß Deutschland sich vor die Frage gestellt sah, ob es wegen unrichtiger Auslegung eines internationalen Vertrages als einziger Unterzeichner Frankreich mit Gewalt zur Rechenschaft ziehen wollte, oder ob es versuchen sollte, jenes Abkommen durch eine seinen Interessen besser Rechnung tragende unmittelbare Verständigung mit Frankreich zu ersetzen. Der erstere Schritt hätte, abgesehen von allen andern Erwägungen, den politischen Überlieferungen Deutschlands und Preußens vollständig widersprochen. Unsere Monarchen haben eine zu hohe und ernste Auffassung von ihrem Beruf, als daß sie das Volk zu den Waffen rufen würden, solange nicht die Ehre und das Wohl des ganzen Landes auf dem Spiel stehen und ein anderer Ausweg nicht mehr vorhanden ist. So standen die Dinge aber noch lange nicht. Heute und noch für lange Zeit ist die wirtschaftliche Bedeutung Marokkos für die Außenwelt eine verschwindende. Noch weiß niemand, ob es je zu einer bedeutenderen Entwicklung gelangen wird. Dazu bedeutet eine Verletzung der Algecirasakte durch Frankreich nicht minder eine Nichtachtung der andern Unterzeichner wie Deutschlands. Wenn die andern Staaten sich ohne weiteres mit Frankreichs Vorgehen abfinden, kann es daher auch das Deutsche Reich, ohne seiner Würde das geringste zu vergeben. Es braucht nicht päpstlicher zu sein als der Papst.

Nach eingehender Erwägung der ganzen Lage haben unter diesen Umständen die Lenker der Geschicke des Reichs im Juli sich entschlossen, mit Frankreich in Verhandlungen über Neuregelung der ganzen Marokkoangelegenheit zu treten. Sie haben Frankreich darüber verständigt, daß sie bereit seien, seinen Wünschen auf



Errichtung eines förmlichen Protektorats über Marokko näherzutreten, wenn die Republik geneigt wäre, Bürgschaften dafür zu gewähren, daß fremder Handel und Wandel in Marokko künftig nicht ähnlichen Beschränkungen und Schwierigkeiten wie in Tunis ausgesetzt würden, und wenn das Reich für Verzicht auf seine weitergehenden Rechte eine entsprechende Entschädigung erhielte. Anfang August war über diese grundlegenden Fragen eine Einigung erzielt; beide Staaten konnten verkünden lassen, daß man über die Grundsätze einig geworden sei. Kaum trat man aber in die näheren Besprechungen ein, so zeigten sich immer neue Schwierigkeiten, die durch Ausplaudereien französischer Politiker und mehrfache feindselige Äußerungen von englischer Seite noch vergrößert wurden. Weder über die Form der Sicherstellung der fremden Rechte in Marokko, noch über die Höhe der Deutschland zu gewährenden Entschädigung konnte man sich anfangs einigen. Erst nachdem eine längere Pause in der zweiten Hälfte August die Verhandlungen unterbrochen hatte, fand sich eine Annäherung der beiderseitigen Gesichtspunkte. Man einigte sich schließlich dahin, zunächst die Marokko selbst betreffenden Fragen zu erörtern. Die Auseinandersetzung erwies sich, besonders infolge der offenen und heimlichen Einwirkungen der Marokkointeressenten auf beiden Seiten, als überaus dornenreich. Wer da weiß, welche Rolle französische Banken und Finanzgruppen in allen kolonialen Fragen dort seit Jahren gespielt haben, wird sich darüber nicht verwundern. Oft genug schien ein Ausweg unmöglich und die ganze Verhandlung dem Scheitern nahe. Nach sechs Wochen angestrengter Arbeit ist aber doch dank der Zähigkeit der Unterhändler das angestrebte Ziel erreicht und eine mittlere Linie gefunden worden, die den Ansprüchen beider Teile Rechnung zu tragen scheint. Etwas weniger Schwierigkeiten hat die Auseinandersetzung über die Entschädigungen bereitet, die Frankreich dem Deutschen Reich gewährt hat. Hier hat nicht nur das Geschrei der beiderseitigen Interessenten die Verhandlungen aufgehalten, sondern auch der Umstand, daß Frankreich in der Nähe der deutschen Kolonien überhaupt nur sehr wenige Gebiete zu vergeben hat, die diesen von Nutzen sein können. Die Unterhändler haben aber trotzdem versucht, auch hierin das möglichste zu erreichen.

Der jetzt zwischen Deutschland und Frankreich zustande gekommene Abschluß ist noch kein vollkommener; noch bedarf es der Zustimmung sämtlicher Unterzeichner der Algecirasakte, der Äußerung der Parlamente und einer Auseinandersetzung Deutschlands wie Frankreichs mit Spanien. Auch Spanien hat die Algecirasakte mehrfach schwer verletzt. Es ist billig, daß es ebenso wie Frankreich Deutschland eine entsprechende Entschädigung gewährt, wenn es sich in Marokko auf den von ihm neuerdings besetzten Gebieten dauernd einrichten will. Abgesehen davon muß es sich darüber mit Frankreich, mit dem es 1902 und 1904 besondere Abmachungen hinter dem Rücken und zum Schaden der Welt geschlossen hat, auseinandersetzen. Es ist aber kaum zu zweifeln, daß diese letzten Schwierigkeiten binnen kurzem aus der Welt geschafft werden. Die Marokkofrage ist dann voraussichtlich erledigt und das Deutsche Reich einer höchst bedenklichen und gefährlichen Erbschaft ledig. Deutschland und Frankreich aber haben sich durch die jetzt erzielte Verständigung ein Verdienst um Europa wie um die ganze Welt erworben. Sie haben damit zugleich bewiesen, wie auch ohne internationale Schiedsgerichtshöfe bedenkliche Streitfragen zwischen großen Mächten friedlich aus der Welt geschafft werden können. Wie hat man nicht seinerzeit Deutschland beschimpft und verdächtigt, weil es in vielleicht etwas zu bureaukratischer Vorsicht sich sträubte, allerlei vertragliche internationale Verpflichtungen einzugehen, die es für undurchführbar ansah! Großbritannien, Rußland, Italien konnten sich nicht genug im Abschluß solcher Schiedsverträge tun. Im gegebenen Fall aber haben sie trotz ihrer so laut verkündeten Friedensliebe sofort zu den Waffen gegriffen, ohne von ernstlichen Verhandlungen auch nur hören zu wollen! Wird die Welt daraus eine Lehre ziehen?

Abneigung und Erziehung.

Von Prof. Dr. Weimer.

Neben mancherlei pädagogischen Tagesfragen, die heute laut und eindringlich erörtert werden, gibt es zahlreiche kaum minder wichtige, die Eltern und Lehrern häufig genug zu schaffen machen, die aber die landläufige Pädagogik meist mit Stillschweigen übergeht. Zu ihnen gehört auch die erzieherische Behandlung der Abneigungsgefühle, die im Leben der meisten Kinder eine große Rolle spielen.

Diese Gefühle können sich uns von Natur aufdrängen, sie können aber auch ebenso häufig durch Umgebung, Gewöhnung und Erziehung beeinflußt sein. Weichen sie bei bestimmten, von außen kommenden Eindrücken von dem allgemeinen Empfinden anderer Menschen ab, so pflegt man von Idiosynkrasie zu sprechen. An einer solchen litten z. B. der Ueberlieferung nach Cäsar und Wallenstein, die das Miauen der Katzen nicht vertragen konnten, Mozart, der den Ton der Trompete haßte, Hobbes, der sich wie wahnsinnig gebärdete, wenn er ohne Licht war. Auch der bekannte Nesselausschlag, den viele Kinder nach dem Genuß von Erdbeeren und andern Speisen bekommen, weist auf Idiosynkrasie hin und zeigt zugleich, daß diese abnorm gesteigerte Empfindlichkeit des Nervensystems jeglicher Willensbeeinflussung und damit erzieherischer Behandlung spottet.

Dagegen fällt die Bekämpfung anderer Abneigungen wohl unter die Aufgaben der Erziehung. Gesunde Kinder lernen z. B. im allgemeinen die Speisen essen, die im elterlichen Haus die gewohnte Nahrung bilden. Wo sie sich aber sperren, da gebe man nicht gleich nach. Durch Drohung und Strafe wird man der kindlichen Abneigung freilich weniger leicht Herr als durch das eigene Beispiel und langsame Gewöhnung. Die Art, wie die Eltern sich einer auf den Tisch kommenden Speise gegenüber verhalten, wirkt überhaupt auf die Kinder oft mit bezwingender Macht. Eine abfällige Bemerkung über die Suppe, den Braten oder das Gemüse macht die kleinen Lauscher sofort mißtrauisch und beeinflußt ihr eigenes Geschmacksempfinden. Und die erste unangenehme Empfindung wird dann beim Kind leicht zu dauerndem Vorurteil. Wo natürlich



durch Erbrechen oder ähnliche ungewollte Anzeichen eine von Natur gegebene unüberwindliche Abneigung zutage tritt, da hat des Erziehers Kunst und Weisheit sich still zu bescheiden. Wo aber derartige sinnfällige Merkmale natürlicher Antipathie fehlen, da gibt es ein zuverlässiges Prüfungsmittel: man gebe dem Kind keinen Ersatz für die abgelehnte Speise, sondern lasse es bis zur nächsten Mahlzeit hungern. Hat es diese Probe mehrfach bestanden, so quäle man es hinfort nicht mehr mit Gerichten, deren Genuß ihm offensichtlich zuwider ist. Zart empfindende Naturen mögen geneigt sein, diese Probe als eine barbarische zu verwerfen. Aber die kleine Hungerkur, die da dem Kind zugemutet wird, schadet seiner Gesundheit gar nichts. Dagegen ist sie erzieherisch jedenfalls wertvoller als gleichgültiges Gewährenlassen in der Wahl von Speise und Trank. Wer darin das Kind beizeiten zum Herrn seiner Wünsche machen hilft, der stärkt es dadurch fürs Leben, das später in vielen Fällen nicht nach den Gelüsten unseres Gaumens fragen wird. Anders ist es, wenn die Eßlust des Kindes überhaupt nachläßt. In solchem Fall ist jede Mutter mit Recht um die Gesundheit ihres Kindes besorgt und forscht, wenn nötig mit Hilfe des Arztes, nach der tieferliegenden Ursache.

Die gleiche Sorge ist begründet, wenn ein Kind dauernde Abneigung gegen das Spielen bekundet. Denn dies gehört ebensowohl zu den Lebensbedürfnissen des Kindes wie Essen und Schlafen. Vorübergehende Ablehnung einzelner Spiele, an denen es sonst seine helle Freude hatte, hat dagegen nichts zu sagen, wie denn überhaupt verständige Eltern ihre Kinder nicht zu bestimmten Spielen nötigen sollten. Hier ist Freiheit die Grundbedingung aller Befriedigung. Nur eine Ausnahme ließe sich rechtfertigen. Mag ein Kind sich nicht gern mit andern tummeln, sondern zieht stille Selbstbeschäftigung vor, so ist das nicht immer ein Beweis für sinnierende oder sensible Beanlagung; es kann vielmehr auch auf häßliche Selbstsucht und Eitelkeit zurückzuführen sein, die im Zusammenspielen mit andern sich gern vordrängt und kleine Zurücksetzungen nicht vertragen kann. Solche egoistischen Regungen sind im Haus leicht zu erkennen, wo die gesunde Rücksichtslosigkeit der Geschwister oder Kameraden den eigenwilligen Spielverderber einer derben Kritik unterzieht. In diesem Fall darf man den Sonderwünschen des leicht Gekränkten nicht nachgeben, sondern muß auf williger Einfügung in die Gesellschaft der andern bestehen, denn so allein läßt sich das Auswachsen übertriebenen Selbstgefühls verhindern. — Schwieriger ist, die Abneigung gegen gewisse Personen zu bekämpfen. Sie kann wohlbegründet sein, und wo es nicht der Fall ist, da mag man sich vielleicht mit Erfolg bemühen, durch ruhige Vorstellungen eine Sinnesänderung herbeizuführen, soll sich aber vor jedem gewaltsamen Bekehrungsversuch hüten. Das Alter, in dem sich Zu- und Abneigungsanwandlungen andern Personen gegenüber mit besonderer Heftigkeit zu äußern pflegen, ist das der Pubertät, und in diesem Alter sind Sympathiegelüste erzieherisch meist viel bedenklicher als die Regungen der Antipathie.

Die Abneigung spielt eine besonders wichtige Rolle bei der Arbeit junger Menschen. Arbeit von längerer Dauer und in ständig gleicher Wiederholung leistet kein Durchschnittskind gern, weil sie seiner Natur zuwider ist. Das ist ein Hauptgrund, weshalb die meisten Kinder im innersten Herzen der Schule und ihren Forderungen ablehnend gegenüberstehen. Diese Abneigung wird keine Schulreform aus der Welt schaffen können. Denn wenn irgendwie die Schule für das Leben rüsten will, so muß sie solche Arbeit verlangen, da ja dieses Leben selbst sie von 99,99 % aller Kulturmenschen fordert, unerbittlich fordert. Das sollten die Eltern doch nie vergessen und sich darum hüten, die Abneigung ihrer Kinder gegen die Schule durch unbedachte Äußerungen zu verstärken oder sie gar absichtlich zu schüren. Sie leisten der Jugend gar keinen Dienst damit. Auf der andern Seite entbindet aber auch diese Tatsache die Pädagogen nicht von aller Rücksicht auf die Neigung oder Abneigung der Schüler gegen den Lehr- und Arbeitstoff der Schule. Der Gegensatz zwischen den natürlichen Trieben des Kindes und den Forderungen der Pflicht macht vielmehr das Suchen nach einem Ausgleich zur Notwendigkeit. Die Auswahl und Verteilung des Lehrstoffs sowie die Unterrichtsmethode werden durch diese Rücksicht beeinflußt und bedürfen ständiger allmählicher Verbesserung. Daneben kann auch der einzelne Lehrer viel zur Milderung dieses Gegensatzes beitragen, und zwar zunächst durch sein Lehrgeschick, ganz besonders aber durch die Art seines Verkehrs mit der ihm anvertrauten Jugend. Wer ein Herz für seine Schüler hat und diesen Schatz nicht peinlich vor ihnen verbirgt, der kann viel jugendliche Mühsal lindern und manche Abneigung überwinden helfen. Vor allem die Abneigung gegen seine Person. Und das ist besonders viel wert. Jugendliche Menschen sind nur zu leicht geneigt, die Abneigung gegen eine Arbeit auf ihren Urheber zu übertragen, und glauben trotz aller gegenteiligen Unterweisung nicht für das Leben, sondern für den Lehrer zu lernen. Ist der nun allzu barsch und gebieterisch, allzu unwirsch und reizbar, allzu zugeknöpft und abweisend, allzu kleinlich und polizistenhaft, so ist der ohnehin nicht leichte Weg des Kindes durch die Schule ein wahrer Martergang und seine Abneigung gegen diese und ihre Meister mehr als entschuldbar. „Ein Knabe lernt nur von geliebten Lehrern gern", sagt Rückert in der „Weisheit des Brahmanen"; dem verhaßten Pädagogen aber wird nicht nur das Lehren schwerer gemacht, er wird vor allem erzieherisch gar nichts, wenigstens nichts Heilsames wirken. Denn vor ihm verschließt das Kind sein Herz, und wer davon ausgeschlossen ist, der hat auch keinen günstigen Einfluß auf des Kindes inneres Werden.

Abneigungen brauchen durchaus nicht immer erzieherisch bekämpft zu werden. Unsere Kinder können auch Regungen des Widerwillens bekunden, über die wir uns freuen sollten. Abscheu vor Gemeinheiten und Roheiten aller Art, Entrüstung über menschliche Falschheit und Ungerechtigkeit sind Merkmale sittlicher Kraft und Reinheit, die zu hüten wir alle Ursache haben. Und wo sie nicht zum Ausdruck kommen, da müssen sie geweckt und gestärkt werden. Das Wie freilich erscheint schwierig, wenn man nicht in ödes Moralisieren verfallen will. Das ganze Geheimnis dieser Erziehung liegt in der Pflege wertvoller Sympathiegefühle, deren Wurzeln in jeder Kinderseele vorhanden sind. Wer des Kindes Mitgefühl mit Tieren zu wecken weiß, der erzieht es dadurch zugleich zur Abscheu vor dem brutalen Tierquäler. Wer es zu begeistern versteht für alles Hohe und Erhabene im Menschenleben, der legt damit auch den Grund zur Feindschaft gegen das Niedrige und Gemeine. In solch positiver Erziehungsarbeit können sich Haus und Schule aufs glücklichste ergänzen.



Wie Hausfrauen sparen.

Von Meta Schoepp.

Das Weib ist ein Held, las ich, denn es kann dulden. Aber ich denke, es ist ein Held, denn es kann kämpfen. Mit dem Mut der Löwin kämpft es für seine Kinder, für seinen Geliebten; für seine Ueberzeugung starb es den bittersten Tod. Wurde es aber von der Begeisterung Flammen getragen, tat es Wunder. „Helft, ihr Frauen, das Vaterland gilt's“, forderten deutsche Helden — und wußten, daß eine Armee erstand in diesen Matronen, die ihre Söhne schickten, in diesen Bräuten, die die Geliebten opferten, in diesen Gattinnen, die ihre Männer in den heiligen Krieg sandten, das Vaterland zu retten. Opferten deutsche Frauen nicht ihr köstlichstes Geschmeide, damit Gewehre dafür gekauft wurden und Pulver? Und war es nicht Schmach damals, so eine sich mit Ketten und Steinen schmückte und dadurch zeigte, daß sie sich der heiligsten Pflicht entzogen hatte? Selbstverleugnungswerke waren das, so groß und schwer, wie sie nur je geübt wurden. Denn Not und Armut herrschten, ausgesogen war das Land; in den Häusern aber hockte Frau Sorge, trieb das Spinnrad mit knochiger Hand, teilte das Brot unter hungrige Kinder, saß der Frau gegenüber — monatelang, jahrelang.

Die Sparwoche der Däninnen, die die Frauenrechtlerinnen anregten, die Selbstüberwindungswochen der englischen Suffragetten, die durch Ersparnisse an Toiletten und Vergnügungen in wenigen Jahren einen Kriegsfonds von über zwei Millionen Mark schufen, ja, auch die Entsagungswochen der Heilsarmee, deren Soldaten durch Ersparnis des zweiten Frühstücks, ja, des Zuckers zum Kaffee oder der Butter zum Brot viele Tausende einbrachten, haben längst ihre großen historischen Vorbilder.

Um ihre Resultate zu erlangen, bedurfte es jedes noch so kargen Scherfleins des einzelnen. Ein Heer von Gleichgesinnten, vereinigt durch einer Idee packende Größe, häuft Gabe auf Gabe; äußerste Anstrengung fordert mit Flammensprache der große Zweck, und Wunder wirkte noch stets der Wille zur Tat. „Spart am Wirtschaftsgeld!“ rieten die klugen Däninnen, und die armen Ehemänner werden auf halbe Kost gesetzt. Statt der leckeren Schüsseln einen Hering, statt des süßen Kuchens Schiffzwieback, und Hackfleisch statt gebratener Hähnchen und anderer Delikatessen. Es muß ein rechtes Elend sein, und auf Langelinie promenieren sie mit langen Gesichtern.

Lächeln wir? Nein, nein! — Nicht eine Woche, ein Selbstverleugnungsjahr hat ja bei uns seinen Einzug gehalten, das an Millionen wackerer Frauen die allerhöchsten Ansprüche stellt, das von einer ganzen Bevölkerung Entsagung und Opferfreudigkeit verlangt. Ueber dürre Felder, ausgetrocknete Flüsse, über brennende Wälder schritt ein unheimlicher Gast; hin und her ging er, über Berg und Tal, über Stadt und Land. Unsichtbar war er und doch jedem fühlbar, ungreifbar — und doch gewalttätig, warnend und drohend zugleich. Und wer die lautlose Stimme begriff, der sah mit schweren Sorgen zum wolkenlosen Himmel auf, von dem herab die Sonne erbarmungslos brannte. Sie dörrte Wiesen und wandelte Gras in Staub. Sie sog den Boden aus, daß die Feldfrüchte verdorrten, und trank Bäche und Flüsse aus. Sie nahm dem Vieh das Futter, daß es vor Durst auf den Weiden brüllte, und die Milcheimer blieben leer.

Und was immer wieder geleugnet wurde, und was doch alle Herzen mit Sorge erfüllte, das ist nun eingetreten: Teurung in Stadt und Land. Die Lebensmittel steigen und steigen im Preis, und es scheint kein Ende abzusehen, wenn man auch allenthalben Maßregeln trifft, billiges Fleisch, billige Kartoffeln, vor allem billiges Brot zu beschaffen.

Aber was auch geschieht, was auch getan wird — es ist noch nicht genug, immer noch nicht genug, der Not zu begegnen. Und da scharen sie sich zusammen, unzählige, zu gemeinsamer Abwehr; scharen sich zusammen, obwohl sie doch getrennt sind, und haben ein Losungswort: „Spart, daß ihr der Not begegnet!“

Und ein Heer von Frauen, ein ganzes Heer von Hausfrauen sammelt sich und stellt sich dem Feind entgegen. Auf einmal sind sie es, diese stillen, fleißigen, unverdrossen wirkenden, deren vereinter Kraft das Vaterland bedarf. Einen Kampf gilt es gegen Not und Sorge, gegen Unzufriedenheit und Verzweiflung, und Deutschlands Frauen sind es, die ihn ausfechten werden, ausfechten müssen, und ihr Feldgeschrei ist: „Spart! Spart! Spart!“ Sie haben keine Waffen als Selbstverleugnung und Pflichtgefühl, keinen Schild als ihre Liebe. Aber für ihr Liebstes kämpfen sie, für Mann und Kinder, kämpfen für den Herd, kämpfen für des Hauses Wohlfahrt.

Nur durch Sparsamkeit? Ach, diese Tugend wird in diesem Jahr, in diesem Selbstverleugnungsjahr ein Kapital sein, das hundertfach Zinsen trägt. Es gilt ja nun, mit doppelter Kraft in diesen schlimmen Zeiten den Mann ans Haus zu fesseln. Nicht nur, weil die Biergroschen ein schwerer Wegezoll sind, den zu entrichten man sich hüten muß, sondern weil zuzeiten, da Not und Armut herrschen, so leicht der Grund gegeben ist, Gemüter zu erbittern, so leicht schlummernde Leidenschaften geweckt werden, die in der Angst für den kommenden Tag, in der Bitterkeit über des Schicksals Schwere selten veredelnd wirken. Und die Frauen, die einzigen, nie ermüdenden, bürgerlichen Hausfrauen, werden Kämpferinnen einer großen Idee, werden reichserhaltend durch ihre Sorge um den Herd. Jede Ausgabe macht sie ängstlich rechnen; jede Verteurung entfacht eine gelinde Empörung. Sie streiten sich um einen Kohlkopf mit dem Gemüsehändler; gehen eine Stunde weit, um das Fleisch 10 Pfennig billiger zu bekommen; ringen um Pfennige! Um Pfennige, die ja für sie Gold bedeuten. Sie wissen, daß jeder Pfennig, der nicht da ist, Verlust ist. Es darf aber kein Verlust da sein, damit des Hauses Not den Mann nicht mutlos macht. Damit durch Klagen, durch wirtschaftliche Sorgen um diesen Verlust der schon Erbitterte nicht aus dem Haus getrieben wird. Damit in die Kinderseelen ein fester Grund gelegt wird für kommende Zeiten: Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, eiserner Wille, Entsagung!

Und doch dreht sich alles um Kleinigkeiten, um des Tages Nahrung und Notdurft. Um liebgewonnene Gewohnheiten, um nichtssagende Annehmlichkeiten. Eine Lampe wird weniger brennen; ein Ofen wird weniger geheizt; ein Surrogat wird eingeschmuggelt — und,



o Wunder, der Hausherr merkt es nicht! Lauter Kleinigkeiten sind das; wirklich, lauter Kleinigkeiten. Aber diese gesparten Kleinigkeiten eines Tages ergeben im einzelnen Haushalt schon eine kleine Summe; ergeben im Monat eine Ersparnis, mit der zu rechnen ist! Nicht nur durch die ersparten Groschen. Viel, viel wichtiger ist die moralische Kraft, der Mut, der diese Entsagung erfordert. Mit Flammenschrift ist da ein Wille verkündet: Wir müssen durch! Über jeder Tür, über jedem Herd leuchtet er: Wir müssen durch! Dieser Mahnruf begleitet die Hausfrau vom Morgen bis zur Nacht.

Und es geht, mit List und Gewalt, mit völliger Hintenansetzung der eigenen Persönlichkeit. Wird dem Mann nicht geradezu die Pfeife aufgedrängt? Ans Haus fesselt sie — und ist so viel billiger als die Zigarre. Bratäpfel wollt ihr Kleinen, ihr Leckermäuler? Süße Speisen wollt ihr am Sonntag? Habt Verlangen nach Nüssen und Honigkuchen? Ach, wir müssen durch, ihr Knaben, wir müssen durch, ihr Mädchen! Und es verwandelten sich süße Speisen und Honigkuchen in köstliches Brot.

So sieht der Hausfrauen Selbstverleugnungsjahr aus. In seinen Mitteln ist es der dänischen Sparwoche nicht unähnlich; und ruht doch auf so ganz anderem Grund. Denn die Begeisterung für eine Idee — immerhin also ein Genuß — entflammte unsere nordischen Schwestern; für den politischen Erfolg kämpfen sie, und die Männer ergeben sich in das Unabänderliche. Strengste Pflichterfüllung aber, das ist der Moral höchstes Gebot, treibt unsere Heldinnen am häuslichen Herd zum Sparen. Für ihre höchsten Güter sparen sie, für Erhaltung und Erstarkung der Familie, des Staates kraftvollste Pfeiler. Millionen sorgender, fester Hände sind bereit, den bitteren Kampf gegen Not und Entbehrung aufzunehmen.

Darum sparen Hausfrauen!

Unsere Bilder

Das Marokko-Abkommen (Abb. S. 1851) ist zurzeit, da diese Zeilen geschrieben werden, schon als perfekt zu betrachten, wenn es auch noch nicht offiziell bekannt gegeben wurde. Herr v. Kiderlen-Waechter, der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes, hat mit dem französischen Botschafter in Berlin Cambon vereinbart, daß Frankreich zum Ersatz für unsere politischen Zugeständnisse in Marokko dem Deutschen Reich ein beträchtliches Stück tropischen Landes am Kongo abtritt. Die Eingeborenen, von deren Leben unsere Bilder einiges erzählen, werden also von nun ab unter deutscher Herrschaft stehen, und hoffentlich werden sie sich über diesen Wechsel nicht zu beklagen haben.

Die territorialen Kompensationen (Karte untensteh.), die Deutschland für die Anerkennung des französischen Protektorats über Marokko im äquatorialen Afrika nach den zurzeit vorliegenden Meldungen erhalten soll, umfassen ein Gebiet,

Karte zum deutsch-französischen Marokko-Abkommen.

das an unsere bisherige Kolonie Kamerun angrenzt. Die Grenzen des neuen deutschen Tropenlandes werden im Westen durch den Ozean und die spanische Kolonie Rio Muni gebildet. Im Süden läuft die Grenzlinie von der Coriscobai erst gradlinig nach Osten, dann im Bogen zu dem Kongofluß unterhalb des dort gelegenen Lukolela. Die Ostgrenze bildet eine Linie, die von dem Kongofluß nach Norden aufwärts bis Wesso führt, von dort nordöstlich nach Bangui am Ubangi geht. Weiter zieht sie sich im Bogen nordwärts am Logonefluß vorbei bis zum Tschadsee. Das Stück des „Entenschnabels" von Kamerun, das der Logone und der Schari begrenzen, würde an Frankreich fallen, das außerdem noch das Recht der freien Schiffahrt auf dem Benue im Norden Kameruns und eine günstige Grenzregulierung in Nordtogo erhält.

Der Führer der chinesischen Rebellen (Abb. S. 1847) General Li-Yuan-Hung, hat kürzlich dem diplomatischen Korps in Peking durch die Konsuln in Hankau offiziell mitteilen lassen, daß er zum Präsidenten der chinesischen Republik gewählt worden sei. Vor kurzem hatte General Li noch behauptet, er sei gegen seinen Willen zum Führer des Revolutionsheeres gemacht worden. Wenn dem so war, hat sich dieser chinesische Führer rasch mit seiner neuen Rolle abgefunden.

Die deutschen Landungstruppen in Hankau (Abb. S. 1848). Obwohl die chinesischen Rebellen gewillt sind, in den von ihnen besetzten Städten die Fremden zu schützen, haben in Hankau deutsche und englische Landungsabteilungen zum Schutz der Europäerviertel einschreiten müssen, da chinesischer Pöbel die Wirren und eine Feuersbrunst benützen wollten, um in der deutschen und in der englischen Ansiedlung zu plündern. Damals gelang es den Seeleuten des deutschen Kanonenboots „Vaterland" im Verein mit dem Freiwilligenkorps der deutschen Kolonie sehr leicht, das Gesindel zu vertreiben. Jetzt halten die deutschen Mannschaften Wacht, um die Wiederkehr solcher Szenen zu verhindern.

Bilder aus Tripolis (Abb. S. 1849 u. 50). Wie es in einem modernen Krieg nicht anders sein kann, wird der Kriegsschauplatz in Tripolis nicht nur von den Rohren italienischer Artilleristen, sondern auch von den Objektiven regsamer Photographen emsig bestrichen. Aber auch die Stifte der Zeichner ruhen nicht, und während die photographische Platte die Wahrheit zu erzählen pflegt, sind Zeichner nur Menschen, deren Phantasie nicht immer im Zaum zu halten ist. So hat sich Konstantinopel einige Tage lang an der naiven Zeichnung erfreut, die wir heute reproduzieren. Man sieht darauf heldenhafte türkische Infanteristen, die mit wohlgezielten Flintenschüssen riesige italienische Panzer zum Sinken bringen. Natürlich sieht man nur auf der Seite der Italiener Tote, den Türken geschieht nichts, obwohl sie den Schutz der Zinnen kühn verschmähen. Uebrigens zirkulieren auch in Italien ähnliche Bilder, auf denen es wieder den Türken schlecht geht. In Wahrheit dürften die Italiener in der letzten Zeit große Verluste erlitten haben. Wenn sie auch bis jetzt Tripolis noch halten, so haben sie doch die Wüste und ihre kriegerischen Bewohner gegen sich. Wie schwierig militärische Operationen im Sandmeer sind, läßt unsere Aufnahme erkennen. Aus der Zeit, da die heftigsten Kämpfe sich noch in der Nähe der vor dem Eintritt in die Wüste gelegenen Oase abspielten, stammt unsere Abbildung des italienischen Feldlagers. Die italienischen Sanitätstruppen haben reichliche Arbeit, denn nicht nur galt es bis jetzt die Verwundeten zu pflegen, sondern auch derer zu warten, die den Anstrengungen eines Wüstenkrieges und den sengenden Strahlen der Sonne unterlagen. Die Aufgabe der italienischen Krankenpfleger und Militärseelsorger in diesem Krieg ist überhaupt eine äußerst gefahrvolle. Die Türken dürften das Rote Kreuz wohl respektieren, nicht aber die wilden Araberhorden. So werden sich denn selbst die Militärkapläne gelegentlich ihrer Haut zu wehren haben. Deswegen hat man sie auch mit Revolvern ausgerüstet.

Erzherzog Ferdinand Karl (Abb. S. 1852) hat unter Zustimmung Kaiser Franz Josefs auf seine Würden als Mitglied des Kaiserhauses verzichtet. Er wird Anfang Dezember Fräulein Berta Czuber heiraten. Der Kaiser hat ihm eine Apanage von 40000 Kronen ausgesetzt.

Das neue Gebäude der Universität Freiburg i. Br. (Abb. S. 1853) ist in Gegenwart des Großherzogs Friedrich II. von Baden und seiner Familie am 28. Oktober unter großen Feierlichkeiten eingeweiht worden. Die alte Universität des Breisgaus hat in den letzten Jahren ihren Studierenden nicht mehr genug Platz geboten, denn deren Zahl, die zur Zeit der Reichsgründung etwa 200 betrug, ist auf 3000 gestiegen. Diesen Musensöhnen ist nun eine würdige Arbeitstätte bereitet worden. Dem Jubelfest der Alma mater Alberto-Ludoviciana wohnten Vertreter der Nachbaruniversitäten und der badischen Unterrichtsbehörden bei.

Im Londoner Covent Garden-Opernhause (Abb. S. 1854) gibt es in diesem Herbst wieder eine glänzende Wagnersaison. Der „Ring" wurde in deutscher Sprache und fast ausschließlich von bekannten Künstlern deutscher und anderer kontinentaler Operntheater aufgeführt. Einige von ihnen, so Frau Borghild-Langaard — die früher als Fräulein Borghild-Bryn auf dem Theaterzettel stand, sind dem Londoner Publikum schon von der vorigen Saison her wohlbekannt.

Personalien (Abb. S. 1852 u. 54). Herr Paul Poiret, der König der Pariser Damenmode, ist, wie im vorigen Jahr, wieder nach Berlin gekommen, um hier die neusten Modelle seines Hauses persönlich vorzuführen. Die Berlinerinnen, die den erlesenen Geschmack des großen Toilettenkünstlers nach Gebühr bewundern, werden also in diesem Winter wieder echte Poiret-Roben tragen können. — In Paris erregt eine Verlobung Aufsehen. Der ehemalige Besitzer des „Matin", Mr. Edwards, der erst vor kurzer Zeit seine Gattin, die schöne Schauspielerin Ginette Lantelme, auf tragische Weise verloren hat, wählt sich wieder eine Braut in Schauspielerkreisen. Mlle. Porel, eine Tochter der berühmten Réjane, reicht dem eleganten Millionär ihre Hand. — Prinzessin Tatjana Konstantinowna von Rußland, das dritte Kind des Großfürsten Konstantin und der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg, hat sich vor kurzem mit einem Gardeoffizier, dem kaukasischen Fürsten Bagration-Muchransky, vermählt. — Julius Stettenheim, der Schöpfer der unvergänglichen Gestalt des Kriegskorrespondenten Wippchen, ist am 2. Oktober 80 Jahre alt geworden. Von den lebenden deutschen Humoristen hat keiner so viele Leser zum Lachen gebracht wie dieser lustige Erzähler, der nicht nur ein Schalk, sondern ein gemütvoller Schalk ist, und der seit reichlich 50 Jahren von Tausenden mit der größten Freude gelesen wird. Hoffentlich hindern seine 80 Jahre den alten Meister nicht, uns noch Wippchens tripolitanisches Kriegstagebuch zu schenken.

Die Toten der Woche

Ernst Anders, bekannter Maler, † in Mölln (Lauenburg) im Alter von 66 Jahren.

Alfred Binet, berühmter Psychologe, † in Paris im Alter von 54 Jahren.

Professor Dr. Max Jaffé, bekannter Pharmakologe (Königsberg), † in Berlin am 26. Oktober im Alter von 70 Jahren.

Joseph Pulitzer, Besitzer des bekannten Blattes New York World, † in Neuyork am 29. Oktober im Alter von 64 Jahren.

Konteradmiral Rieve, ehem. Abteilungschef im Admiralstab, † in Berlin im 50. Lebensjahr.

Staatsanwalt Karl Steinbrecht, † in Berlin am 29. Oktober.

Pfarrer Winterer, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in St. Peter bei Schlettstadt am 30. Oktober im Alter von 80 Jahren.



Phot. Record Preß.

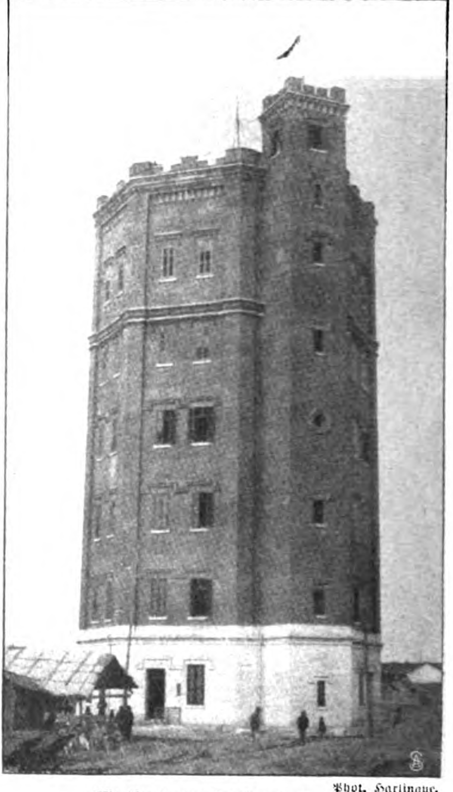
General Li-Yuan-Hung, der Führer der revolutionären Streitkräfte.

Die Revolution in China.



1. Oblt. z. S. Löffler. 2. Korvettenkapitän Luppe. 3. Stabsarzt Dr. Kneiß.

Der Kommandant des Landungskorps läßt exerzieren.



Phot. Harlingue.

Wasserturm in Hankau,

die Station für drahtlose Telegraphie und den Beobachtungsdienst.



Maschinengewehrabteilung und Ambulanz des Landungskorps der deutschen Schiffe in Hankau.

Schutz der deutschen Reichsangehörigen im chinesischen Aufruhrgebiet.



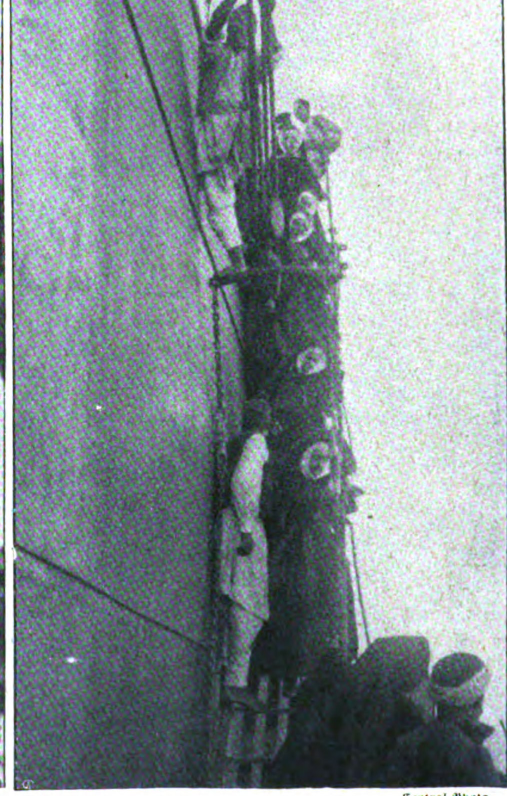
Spezialphotographie von Central News, vermittelt von Tripolis durch Spezialboten der Warwick-Trading Co.

Von den Kämpfen der Italiener im Hinterland: Feldlager in der Oase von Tripolis.



Phot. Central News.

Italienische Geistlichkeit und bewaffnete Mitglieder des Roten Kreuzes im Kriegsgebiet.



Central-Photo.

Ausschiffung italienischer Schwestern zur Pflege Verwundeter in Tripolis.

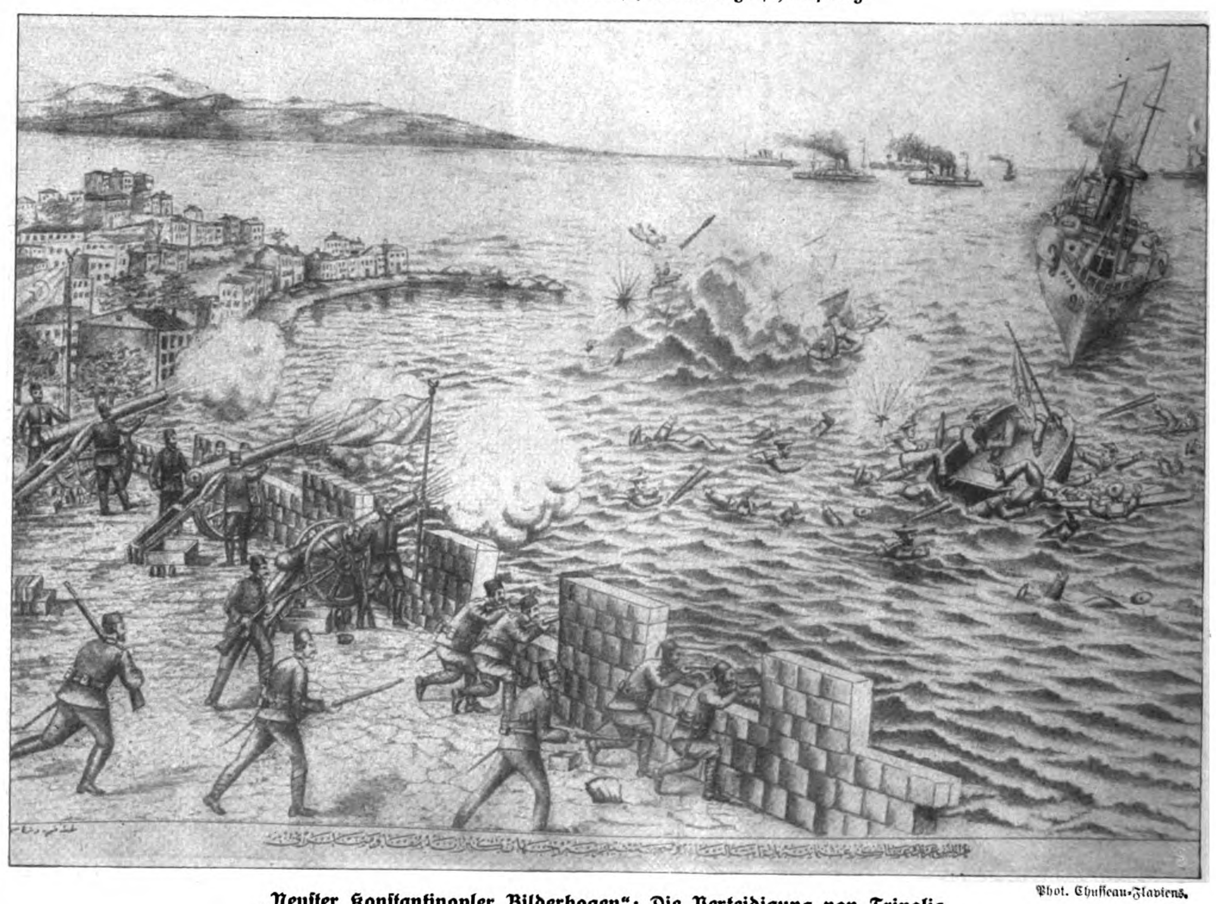
Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz.





Phot. London News Agency.

Der Wüstensand, ein Bundesgenosse der Türken: Auf dem Marsch steckengebliebener Proviantwagen der Italiener.
Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz.



Phot. Chusseau-Flaviens.

„Neuster konstantinopler Bilderbogen“: Die Verteidigung von Tripolis.
Populäre Darstellung der kriegerischen Ereignisse durch die türkische Presse.



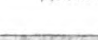
Phot. Matzdorff.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Herr v. Kiderlen-Waechter.



Der franz. Botschafter in Berlin: M. Jules Cambon.





Typisches Dorf aus dem neuen deutschen Kongogebiet.



Phot. Hartingue.

Frauenschönheiten aus Wesso.



Phot. Hartingue.

Vornehme Neger mit ihren Söhnen aus Wesso.

Neue deutsche Bürger.

Zum Abschluß der Marokko-Unterhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich.



Phot. Boissonnas & Eggler

Aus der Petersburger Hofgesellschaft: Fürst Bagration-Muchransky und seine junge Gemahlin Prinzessin Tatjana von Rußland.



Hofphot. Knozer.

Erzherzog Ferdinand Karl,
Bruder des Thronfolgers.



Frl. Berta Czuber,
Tochter des Hofrats Prof. Czuber.

Zu der bevorstehenden interessanten Vermählung im österreichischen Kaiserhaus.



Phot. Diepenbach.

Julius Stettenheim, Berlin,
der geschätzte Schriftsteller,
feierte seinen 80. Geburtstag.

Phot. Röbke.

Die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Gegenwart des Großherzogs von Baden (×).

Ein Festtag in Freiburg im Breisgau.



Phot. Atl. Sauer, Berl.

Der Pariser Modekünstler Poiret und seine Gattin in Berlin.



Mlle. Porel, die Tochter der berühmt. Pariser Schauspielerin Réjane, verlobte sich mit M. Edwards, ehem. Besitzer des „Matin“. — Phot. Dover Street Studios.



Minnie Salzmann-Stevens (rechts), singt die Brunhilde und Isolde.



Borghild Langaard Bryn, singt die Sieglinde, Venus und Senta.

Stars vom Kontinent im Covent Garden Opernhaus in London. — Phot. Sydney J. Loeb.

Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

2. Fortsetzung.

Bald begann Gerda der Kampf der beiden gefeierten Spieler zu fesseln. Die dichtgedrängte Menge, die die beiden Längsseiten des Platzes einrahmte, verfolgte jeden Ball mit atemloser Spannung, die sich nur zuweilen in einem prasselnden Applaus entlud. Die Sympathien waren durchaus auf seiten des Deutschen. Er war ein kleiner, schmächtiger Mensch, der ein scheinbar phlegmatisches Wesen zur Schau trug und dadurch auf den ersten Blick einen fast kläglichen Eindruck machte gegenüber seinem Gegner, einer athletisch gebauten Gestalt von hinreißender Geschmeidigkeit und Leidenschaft. Aber bei näherem Zusehen zeigte sich, daß die vermeintliche Trägheit des Deutschen nur einem Gesetz der Kraftersparnis und der äußersten Beherrschung seiner Glieder entsprang. Er lief nie einen Schritt zu viel und handhabte seinen Schläger mit jener Gelassenheit, mit der ein Mäher die Sense führt; seine Schläge erregten Bewunderung durch die Präzision, mit der er den Ball im entscheidenden Moment auf die ungedeckte Stelle setzte. Die Sonne brannte ohne Erbarmen, und die Hemden der Spieler klatschten vor Nässe auf dem Rücken, in kleinen Bächen rann der Schweiß über die gebräunten Wangen. Aber das Ringen der beiden Kämpen bot ein so vollendetes Bild von Jugendkraft und Gewandtheit, daß Gerda von Hellern sowohl Hoffnungen als Beschwerden vergaß und ganz berauscht von den wechselvollen Rhythmen des Spiels in die Beifallsrufe einstimmte.

Da erhob sich, während eines Seitenwechsels der Spieler, ein hoher Mensch im hellgrauen Gehrock aus einem Korbsessel und kam damit auf Gerda zu. Sie gewahrte ihn erst, als er schon grüßend vor ihr stand und den Stuhl vor sie hinstellte. Aus einer seltenen Stimmung der Selbstvergessenheit auftauchend, blickte Gerda einen Moment ganz fremd auf den Ankömmling — mit einem völlig leidenschaftslosen, erkennenden Auge. Darum sah sie plötzlich etwas ganz anderes, als sie bisher in der ihr vertrauten Gestalt zu sehen gewohnt war — nämlich nicht mehr den ihren Gedanken so sehr entrückten Träger eines hohen Titels, sondern einen aus eigener Kraft anziehenden Menschen von den besten leiblichen und geistigen Gaben. Die langgliedrige Erscheinung mit den so sehr beherrschten Regungen und Gebärden bewies eine vollkommen durchgebildete Rasse, noch unverbraucht, Kraft mit Ebenmaß gepaart. Das Gesicht überraschte durch einen Ausdruck naiver Lebensfreude und Gutherzigkeit, aber sein Blick verkündete mehr als nur Behagen — hinter der heiteren Stirn schien ein geübter Wille zu hausen.

Gerda ermaß die Summe dieser Vorzüge wie ein Krösus sein Eigentum, und ein wahrer Schauer von Glücksgefühlen durchdrang ihr Herz. Mit einem unverstellt frohen Kinderlächeln legte sie ihre Hand in die seine.

„Ich habe Sie gesucht, liebe Baronin!" sagte der Herzog, ohne sich um die neugierigen Blicke der Umstehenden zu kümmern. „Wann kommen Sie an die Reihe? Ich möchte doch sehen, wie weit Sie's in dieser Kunst gebracht haben!"

„Dann laß ich mich lieber streichen, Durchlaucht. Das Vergnügen, sich über mich lustig zu machen, müssen Sie sich schon ohne mein Wissen verschaffen!" erwiderte Gerda aufgeräumt, indem sie Platz nahm und ein Knie über das andere schlug. Dann sah sie sich verwundert nach Kattie um, die ohne ein Wort sachte verschwunden war.

Arlesheim neckte sie, sprach von Dilettantenfurcht und empfahl ihr mit rühmenden Worten die Frau von Plewe als Vorbild, die ihr Licht ohne Scheu vor allen Prinzen und Königen leuchten lasse.

„Ach, diese Streberseele!" entfuhr es Gerda verächtlich, und aufs neue entbrannte das Verlangen, die erlittene Demütigung mit Zinsen heimzuzahlen.

Der Herzog sah erstaunt auf die Erregung herab, die er ahnungslos angerichtet hatte. Gerdas Fuß schaukelte heftig, und die Finger griffen wild in die Saiten des Raketts. Im Nu bemächtigte sich ihrer Seele ein heiß aufquellender Schmerz, ihre Augen mit Tränen füllend. Sie konnte ihn nicht verbergen, die blinkenden Tropfen fielen in ihren Schoß.

Arlesheim erschrack und sann verstört in sich hinein.

Die Umgebung hinderte ihn doch, ihr Teilnahme zu beweisen oder Fragen zu stellen. Er begriff nicht das geringste, obwohl er sich sagen konnte, daß der Schmerzausbruch irgendwie im Zusammenhang mit dem von ihm erwähnten Namen stehen müsse. Sehr bekümmert, mühte er sich, mit seinen Worten unbefangen zu erscheinen, über die mißliche Situation hinwegzugleiten; er wandte sich wieder dem Spiel zu und machte allerlei beifällige Bemerkungen. Aber er war dabei ganz blaß, in einer peinvollen Spannung, bis der Schiedsrichter von seinem Stuhl laut verkündigte: „Set and match for Mr. Gernsheim!" was einen anhaltenden Jubel der Zuschauer zur Folge hatte. Der Sieger wurde von allen Seiten beglückwünscht, worauf sich die Menge langsam zerstreute.

Auch Gerda erhob sich. Inmitten des Lärms hatte sie schnell ihre Augen getrocknet und sagte dann, als ob ihr ganzes Sinnen nur beim Spiel gewesen wäre: „Wie anregend elegant und sauber dieser Sport ist, finden Durchlaucht nicht auch?"

Sie lenkte ihre Schritte gegen das Teehaus zu.



Arlesheim jedoch war so ergriffen von dem heimlichen Erlebnis, daß er ihr vorschlug, einen kleinen Spaziergang zu machen. Ihm war, diese Stunde sei wie keine bisher geeignet, eine Brücke in Gerdas Herz hinüberzulegen, ihr durch Teilnahme Vertrauen abzuringen.

„Nein, Durchlaucht," sagte sie da, fest zu ihm aufblickend, „aber ich habe eine große Bitte!"

„Welche?" machte er verblüfft.

„Ich möchte Ihrer Durchlaucht der Herzogin vorgestellt werden."

Aus dem entschiedenen Ton merkte er gleich, daß sie ihrem Wunsch eine Bedeutung beimaß, die weit über den Sinn dieses gesellschaftlichen Brauchs hinausging. Er versuchte zu lachen: „Ist das alles?" Doch im Grunde war er befremdet, beunruhigt. Gleichwohl hielt er sofort Umschau, und als er seine Mutter in einiger Entfernung sitzen sah, führte er Gerda in den kleinen Kreis von Herren und Damen, von denen die Herzogin umgeben war.

Es schien ihr, als sähe man sie erstaunt musternd an. Aber die Herzogin stand sofort auf und reichte der sich Verneigenden mit Wärme die Hand. Es stellte sich heraus, daß sie Gerdas Mutter, eine geborene Gräfin Borke, gut gekannt, daß sie als Mädchen am Berliner Hof zusammen Gavotte getanzt und Jagden miteinander geritten hatten. Die alte Dame mit den energischen Zügen und den stahlblauen Augen, die so überraschend weich zu dem großen Sohn hinüberblicken konnten, hatte etwas Freies, Zutrauliches, fast Burschikoses an sich. Sie lachte laut, als sie Gerda erzählte, daß sie sie schon lange bewundert habe und ihr schon lange gern einmal in die Augen gesehen hätte.

Die notgedrungene Begrüßung mit der Plewe, die sich noch immer in der auserlesenen Gruppe befand, fiel von Gerdas Seite so frostig und nichtachtend aus, daß das rote Gesicht der kurzbeinigen Dame noch um einen Schein dunkler wurde.

Arlesheim fühlte instinktiv, daß der geliebten Frau von dieser Person ein Leid zugefügt sein mochte, und er tat in seiner ritterlichen Art alles, ihr auch vor den Augen der Leute zu huldigen.

Das große Geschenk dieser Stunde, mit dem Gerda sich beglückt zurückzog, war eine Einladung der Herzogin, auf ihrem Ball zu erscheinen.

* * *

Guido Arlesheim stand vor seinem Ankleidespiegel und bürstete mit einer silbernen Bürste sein kurzes, dunkles Haar. Er war im leichten, seidenen Morgenanzug, denn er kam eben aus dem Bad, nachdem er seinen Morgenritt gemacht hatte.

Das Hotelzimmer zur ebenen Erde war hell, luftig und groß. Durch die vielen herumliegenden Gegenstände seines eleganten Bewohners hatte es einen persönlichen Stil. Da lagen ein paar gewählte Bücher auf dem Tisch — Gobineau, Heine, Stendhal, da waren weiche Kissen und kostbare Decken, die nicht zur Hoteleinrichtung gehörten — auf dem Toilettentisch lagen Handschuhe, feine Batisttücher, Portefeuilles, Zigarettenetuis verstreut neben einer Vase mit sechs ausgesuchten, gefüllten Nelken und einer ganzen Reihe Flakons mit Parfümerien gefüllt, die darauf schließen ließen, daß der Besitzer eine äußerst sorgfältige Toilette liebte.

Als der Herzog mit seiner Frisur zufrieden war, ließ er sich in einen Sessel am Fenster fallen und klingelte nach seinem Frühstück. Er warf einen Blick hinaus auf den frischen Rasen und die plätschernde Oos, und der Gedanke, daß sie im selben Haus, so nah von ihm, den gleichen bewundernden Blick für den tauigen Morgen haben könnte, führte seinen Geist zu den Träumen zurück, in die er sich jetzt so oft wie in ein Labyrinth verirrte. Er fragte sich oft genug: liebe ich sie wirklich schon so unausweichlich? Und er konnte sich nicht besinnen, in dem Zug reizender und anmutigender Frauen, denen er von Liebe gesprochen, auch nur eine zu entdecken, die ihm eine ähnliche Leidenschaft eingeflößt hätte. Mit plötzlicher Deutlichkeit tauchte in seinem Gedächtnis ein Wort auf, das Gerda von Hellern gesprochen, eine Stellung, die sie eingenommen, ein Lächeln, ein Blick — und im Geist sagte er ihr bereits, was er ihr gestehen wollte und mußte. Er suchte sich ihre Antwort vorzustellen.

Wie wollte sie erobert sein?

Da war nun die beglückende Gewißheit der gegenseitigen Anziehung, die ihn schon seit Tagen erfüllte — eine selige Bereitschaft und Hochflut der Liebe! Um so berauschender war dieses Glück, als er sich dem schnellen Steigen des Stromes gewachsen fühlte und seine Sinne beherrschte, so daß selbst die Vorahnung nahender Gefahr nur wie ein schmaler Wolkensaum am Horizont seines blauen Himmels stand.

An ein Bravourstück dachte er nicht mehr. „Frech und froh" war nicht der Schlüssel, mit dem er sich bei ihr Eingang verschaffen konnte. Nicht einmal dachte er daran, einen Kriegsplan zu entwerfen, um schneller zum Ziel zu gelangen. Der feste Glaube an eine baldige Gemeinsamkeit überhob ihn jeglicher List und Täuschung. Darum setzte er sich geradezu zur Wehr gegen gewisse Einflüsterungen des Tages, die Gerdas Stellung und Verhältnisse betrafen. Er hatte eine heimliche Wut gegen Helfershelfer, die ihrem Charakter Gewalt antun konnten. Es war nicht an dem, daß er solche ruchlose Schergen suchte und zusehen wollte, wie sie ihre Liebe in Ketten legten. Fiel sie von Not und Sorge gefesselt in seine Arme, so hatte er sie für immer verloren — dann war sie das Wild und er der Jäger, ob er gleich keine Schlinge gelegt haben mochte und ihren Treibern fernstand. Dann konnte er ihren beleidigten Stolz nie mehr aufrichten, er mußte es geschehen lassen, daß sie sich ihm hinwarf und ihre Schönheit im Drang der Selbstentwürdigung beschmutzte.

Nach solcher Frucht trug er jetzt kein Gelüste. Vielmehr sann er oft und lang, wie er ihrer Freiheit Wege ebnen könnte. Und er schlug sich hart an die Stirn, da er keine sah. Floß etwa daher der Glaube an die baldige Vereinigung? Der junge Mann unterwarf sein Herz einer ernsten Prüfung. Aber es schüttelte sich mit aller Macht, er fühlte sich rein wie der Bach im Wiesengrund. Mit der Wonne eines Asketen malte er sich eine grausame Szene aus. Wurde der erhebende, anbetungswürdige Widerstand ihrer Seele durch unbe-



rufene Mächte gebrochen, die Frucht ihrer Liebe vorzeitig geschüttelt, so wollte er sie zertreten und fliehen, als ob er nie in brennender Sehnsucht seine Hände danach ausgestreckt hätte.

In diesen schwerwiegenden Gedanken wurde er gestört. Sein alter Kammerdiener brachte das Frühstück, rückte den Tisch zurecht und goß den Tee ein. Arlesheim sah ihn gut gelaunt an: „Ich glaube, Gottlieb, wir gehen bald nach Tirol. Wenn's auch noch ein bißchen früh ist! Aber Werner kann die Leute in Wartenstein auf unser Kommen vorbereiten."

Der alte weißhaarige Mann im schwarzen Anzug und weißer Binde, der schon mit dem Vater des gnädigen Herrn Freud und Leid geteilt, stand in unbeweglicher Haltung. Nur in den Augen war ein warmes Leuchten, etwas väterlich Besorgtes, Liebevolles.

„Wird denn Ihre Durchlaucht die gnädige Frau Herzogin die Gäste allein in Büningen empfangen wollen?" wagte er bedächtig zu fragen.

Über Arlesheims Gesicht ging ein Schatten: „Ach, den Besuch können wir noch hinausschieben", meinte er. „Ich werde mit Mama sprechen. Melde, wenn sie auf ist. Ich gehe hinüber."

„Sehr wohl, Durchlaucht. Und welchen Anzug befehlen Durchlaucht?"

„Gehrock, Zylinder. Bitte, rufe mir Werner. Auch Burte soll kommen."

Mit großem Appetit machte sich Arlesheim an das Frühstück. Der Duft des Tees vermischte sich mit dem Aroma der Papyros und dem Geruch der frisch gerösteten Toastscheiben.

Der Imbiß weckte wieder allerlei Behagen und selbstgefälliges Denken. Er erwog einige wertvolle Anschaffungen und Transaktionen.

Dank seiner Macht und seines Reichtums hing ihm keine Frucht zu hoch. Es war wohl oft ein Tropfen Bitterkeit, ja Langweile in dieser Unbeschränktheit; ein nicht zu ernster Skeptizismus wurde seine Lebensphilosophie. Aber er verband ihn mit einer feinen Kenntnis des sinnlichen Lebens und einem gewissen Zug zur Romantik. Er war der ideale Typus eines jungen Edelmanns des neunzehnten Jahrhunderts, der letzte Sprößling einer intellektuellen Rasse. Seiner Herkunft brachte er eine große Summe von Achtung entgegen, seine Privilegien hütete er wie einen wertvollen Schatz.

Die Standesherren Arlesheim-Büningen gehörten zu den Anno 1806 mediatisierten Fürstengeschlechtern, die jedem regierenden Haus ebenbürtig und mit vielen verschwägert waren. Regierten sie auch kein Land mehr, so herrschten sie doch wie Könige über ihren riesenhaften Landbesitz und das große, auf industriellem Weg erworbene Vermögen. Kaiser und Könige kehrten auf den Stammbesitzungen Arlesheim und Büningen ein, und der junge Guido, Chef und Vertreter des weitverzweigten Hauses, fühlte sich von der Wichtigkeit dieser Stellung durchdrungen und gehoben. Mit Ehrfurcht kam er seinen Hausgesetzen und mit Liebe seinem Stammbaum entgegen, der zurückreichte bis in das vierzehnte Jahrhundert. Die Reisen, die er schon in jungen Jahren mit seinem hochgebildeten Vater unternommen, machten ihn trotzdem zu einem modern empfindenden Menschen, den die Gesetzmäßigkeit seines Lebens aber nie aus der Bahn zu schleudern vermochte. Schon an mehreren Gesandtschaften der großen europäischen Staaten attachiert, war er durch alle geistreichen und eleganten Salons gegangen, die man in Paris, London und Rom aufzuweisen hatte, und in ihnen zu einem Ästheten geworden, der die Schönheit liebte und ihr gern Feste bereitete.

Der Privatsekretär Werner erschien mit der Post. Arlesheim gab, während er sich eine Tasse Tee einschenkte, Befehle zur Beantwortung einiger Briefe, diktierte an Verwalter und Beamte und behielt sich nur vor, einen langen, schmalen, parfümierten Brief selbst zu öffnen und zu beantworten. Gelangweilt schob er ihn vorläufig in ein Portefeuille und vergaß ihn dann.

Burte, der Leibjäger, ein großer, blonder Mensch, wurde beauftragt, abzureisen, Pferde von Arlesheim nach Wartenstein zu schaffen und die Ankunft seines Herrn vorzubereiten.

Der Herzog hatte eine bestimmte und liebenswürdige Art seinen Untergebenen gegenüber, die ihm immer frohe, bereite Gesichter zeigten.

Als die Beamten ihn verlassen hatten, beendete er mit Gottlieb seine Toilette. Unter den Etuis wählte er ein gehämmertes aus mattem Gold mit einem Knopf aus einem runden Saphir, füllte es mit Zigaretten und suchte unter den Nelken eine große, volle hervor, die er sich in das Knopfloch seines Gehrocks steckte.

Er war gerade dabei, aus einem der Flakons einige Tropfen auf ein zartes Batisttuch zu schütten, als Gottlieb mit einiger Bestürzung meldete: „Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin", worauf Arlesheim sich rasch in das Nebenzimmer, seinen kleinen Salon, begab.

Die Herzogin, frisch, rosig, in grauem Tailor made, kam ihrem Sohn rasch entgegen.

„Wie geht es dir, Guido?"

Und der große Mensch beugte sich hinunter, um einen zärtlichen Kuß auf die Stirn zu empfangen.

„Weißt du, ich habe mir überlegt, daß ich das Rennen heute nicht mitmache", fuhr sie fort. „Hast du dein zweites Frühstück schon? Bestelle mir eine Kleinigkeit. Helene ist mit Mademoiselle shopping gegangen, und da bin ich ganz allein."

Der Herzog klingelte und bestellte. Mutter und Sohn setzten sich einander gegenüber.

Es lag für ihn in der Luft, daß sie nicht gekommen war, ihm das zu sagen. Wollte sie etwa von Rolf sprechen? Wie immer, wenn irgendwie sein Bruder in Sicht kam, schob Guido Arlesheim schnell einen Riegel vor. Von dem ehemals hoffnungsreichen, nun aber abgegangenen Gardedukorpsleutnant Prinzen Rolf zu Arlesheim, der durch die Heirat mit einer Soubrette auf seine Laufbahn und Titel verzichtet hatte, war der Erstgeborene, der Herr des Hauses, bis auf die Dehors so gut wie geschieden. Seiner Millioneneinkünfte ungeachtet, gab er dem Bruder nur das bescheidene Pflichtteil und wachte sogar fast engherzig über die mütterlichen Guttaten an dem „verlorenen Sohn", wie er auch dessen Schulden kaltblütig auf die lange Bank schob. So war des Bruders Anteil am Vermögen der Mutter die ein-



zige Zuversicht der Gläubiger, die deshalb nichts mehr ersehnten als das selige Ende der Herzogin. Aber diesen gemeinen Übelstand schaffte Arlesheim nicht aus der Welt, er verachtete den Bruder nur um so mehr und ließ alle Bemühungen der Wechselreiter zuschanden werden.

In der Tat zog die Herzogin einen Brief mit Rolfs Handschrift aus ihrem Täschchen.

„Es ist eine Nachricht, die dich gewiß auch freuen wird!" sagte sie vorbeugend und seinen mißliebigen Blick mit einem gütigen Mutterlächeln strafend. „Rolf zeigt uns die glückliche Geburt eines Sohnes an. Mutter und Kind befinden sich beide vortrefflich. Willst du lesen?"

Arlesheim nahm den Brief verlegen und errötend aus ihrer Hand und überflog ihn hastig, bis er auf eine ihm unangenehme Stelle stieß.

„Wie? Er will mich sprechen? Hierher kommen? Aber wozu das? Was bezweckt er damit?" fuhr er peinlich berührt auf, die stumm bittende Matrone hilflos anstarrend. Dann bemerkte er sehr niedergeschlagen: „Immer diese Überfälle! Warum wartet er nicht meine Antwort ab?"

„Die hat er ja wohl zu fürchten, darum umgeht er sie eben und baut auf das warme Wort! Ich denke, es betrifft das Kind. Sei diesmal nicht unerbittlich, Guido. Es gibt Lebenslagen, fühle ich, vor denen Prinzip und Korrektheit weichen müssen."

Es war in der sonst so frohen, herrischen Stimme der Mutter etwas Weiches, Zagendes, das den Sohn gefangennahm. Er fühlte, daß seine Lebensauffassung mehr war als Prinzip und Korrektheit; sie betraf die Wurzel seines Daseins. Wer es wie Rolf trieb, der war nichts anderes als ein Verräter am eigenen Recht, an Haus und Hof, an Namen und Stand. Der untergrub, was die Väter geschaffen, was er zu erhalten und zu befestigen strebte!

Aber er sagte von diesen seinen schweren Gedanken nichts. Er erwiderte nur: „Du weißt, Mama, daß ich weder ein Prinzipienreiter noch ein Aufpasser bin — es handelt sich hier um mehr. Das glaube nur. Ich empfinde Rolfs Leben als einen Abfall, eine ständige Gefahr."

Er sah starr vor sich nieder, während seine Worte schwer wie einzelne Tropfen fielen.

Die Herzogin regte sich nicht. Aber sie fühlte wohl, daß sich trotz der letzten Worte eine Wandlung zugunsten ihrer Bitte in Guido vollzog. So zögerte sie eine Weile, bis sie fast freudig und wie ein Freund zum andern sagte: „Guido — ich kenne dich und wüßte die Interessen unseres Hauses in keinen besseren Händen. Das ist mein täglicher Stolz!" Sie zögerte einen Augenblick. „Aber der Mutter wirst du das nachgebende Herz nicht verübeln wollen. Das ist mein Vorrecht! Mein schönstes, Guido. Und darum lege ich für Rolf ein Wort bei dir ein! Nicht aus Schwäche, wie du denkst, sondern aus Liebe!"

„Schwäche — Liebe? Mir scheint, das sind zwei Namen für ein und dieselbe Empfindung, in diesem Fall wenigstens", wehrte er sich mit leiser Ironie gegen ihre Ergriffenheit.

Aber sie sagte fast überstürzt bedeutungsvoll: „Es ist ein großer Unterschied, lieber Freund! Du wirst ihn auch noch kennen lernen!"

Da schlug eine Flamme in sein Gesicht. Sein Blick hob sich unsicher, zögernd. Spielte sie auf das an, was sein Herz bewegte? Aber sofort gewann er die Festigkeit zurück. Sein Herz, das wußte er, würde ihn niemals zur Preisgabe Arlesheimscher Güter zwingen, es konnte nie Verräter werden am eigenen Blut.

„Ich werde deinen Wunsch erfüllen, Mama, und mit Rolf beraten, wo er mir entgegenkommt, nur kann ich nichts versprechen."

Lebhaft aufspringend fiel die Herzogin ein: „Das sollst du auch nicht. Ihr werdet euch finden. Ich weiß es. Ich danke dir, Guido", und sie reichte ihm die Hand. —

Während das Frühstück serviert wurde, begann sie im Plauderton von leichten Dingen zu sprechen. Sie zählte die Namen der Personen auf, die sie zum Ball geladen habe, und sie vereinbarte mit Guido, daß, wenn er jetzt nach Tirol wolle, der in Büningen erwartete Besuch sich bis zum Oktober hinausschieben lasse.

„Und mit deinem hiesigen Aufenthalt scheinst du dich ja prächtig ausgesöhnt zu haben!" kam sie schließlich unbefangen auf ein Thema, von dem er lieber Abstand genommen hätte. „Ich finde dich seit einigen Tagen sehr zu deinem Vorteil verändert. Wie wenn du richtig Feuer gefangen hättest!"

Sie trug dabei ein fraulich überlegenes Lächeln zur Schau, von dem der Sohn wußte, ohne sie anzusehen. Es lag in ihrer scharmanten Stimme. Er war indessen nicht geneigt, das mutwillige Gefecht mit ihr aufzunehmen. Aber trotz einer kühl ablenkenden Bemerkung konnte er nicht verhindern, daß die Mutter Gerdas Namen nannte.

„Ihr Temperament scheint der Schönheit nichts nachzugeben. Sehr faszinierende Person. Und doch — offengestanden — ihr Wesen ist für mich fast furchterregend. Es steckt zu viel Leidenschaft in dieser Natur. Als ich mit ihr sprach, war mir immer, als müßte ich sagen: ‚Sie tun mir ja schrecklich leid, aber womit soll ich Ihnen helfen?' Ist es dir nicht aufgefallen? Man erzählt sich ja merkwürdige Dinge —"

Arlesheim machte eine heftige Bewegung der Abwehr, die mit seinen maßvollen Worten kontrastierte: „Es mag wohl sein. Ich frage mich ebenfalls — aber verzeih, Mama, wenn ich heute — du weißt, das Rennen und ‚Asrams' Zustand. Es ist nämlich noch ungewiß, ob er überhaupt laufen kann. Ich werde mich gleich mal mit dem Trainer in Verbindung setzen."

Die Herzogin sah ihn verwundert an. War er nicht blaß vor Erregung? Ein so tiefgehendes Interesse für den Sport hatte sie zuvor noch nie an ihm wahrgenommen.

* * *

Als sie ihren Sitz eingenommen hatte und das Spitzpferd anzog, kam es über sie wie einst beim Fangspiel, wenn hart hinter der Häscherhand die sichere Zuflucht erreicht war: ein Sturzbach der Seligkeit, ein sich bäumendes Gefühl: „Gerettet, gerettet!" Gerda lachte, wie



nur ein Kind lachen kann, sie stieß vor Vergnügen über den Ruck einen leisen Schrei aus und drehte sich übermütig um, ob der hübsche, kleine Groom nicht vom Sitz gefallen sei. Aber der saß unter dem erschütternd komischen grünen Zylinder ganz gelassen und teilnahmslos da, weit entfernt davon, zu ahnen, daß die große Dame neben Durchlaucht ihn überhaupt beachtet haben möchte.

Die zwei auffallend bunten Schecken in hellen Geschirren schlugen einen scharfen, entzückend gleichmäßigen Trab an, das Korbwagentandem überholte spielend jedes Gefährt auf der sonnigen Straße nach Iffezheim und erregte nicht nur wegen der eleganten Bespannung allseitiges Aufsehen.

Wie einen schuldigen Tribut fing Gerda die vielen Blicke der Bewunderung oder des Neides auf, ja, sie spürte den heißen Wunsch, von Freund und Feind gesehen zu werden, um desto mehr die Heldin des Tages zu sein!

Alles, was im Grund ihrer Seele an Hochmut und Ehrgeiz wirkte, trieb jetzt mächtig nach oben; sie wurde von einem wahnsinnigen Rausch des Triumphs ergriffen, und ihre Einbildungskraft hob sie mit Götterstärke auf den hohen Thron, von dem sie einen langen Blick der Genugtuung auf die hinter ihr liegenden, dunkeldrohenden Gefahren tun konnte.

Bei einer scharfen Kurve geschah es aber, daß Gerda unwillkürlich bang auf die schmale, nervige Faust in gelben Handschuhen sah, die die zwei Leinen regierte.

Arlesheim bemerkte es und zeigte eine heitere Miene. „Geht es Ihnen zu schnell, oder trauen Sie meiner Führung nicht?"

„Oh, ich möchte nur immer so weiterfahren!" gab sie in zärtlichem Doppelsinn und mit schwärmerischem Blick zurück, so daß er die Inbrunst ihres Verlangens spürte und davon tief ergriffen war.

Dies ist ein kostbarer Augenblick, der vielleicht nie wiederkehrt, mußte er sich sagen, allein, obgleich er ihr seine ganze Seele zuwandte, fand er doch nur die einfältigen Worte: „Wir werden hoffentlich noch öfters so zusammen kutschieren. Glauben Sie nicht auch?"

Gerda preßte ihre Linke fest um das Korbgeflecht des Wagens. Auch ihr war es, als höre sie geheime, bedeutungsvolle Botschaft. Ihr Herzschlag war laut, am Hals klopfte der Puls wie ein Schmiedewerk.

„Ich weiß es nicht. Forse che si, forse che no!" erwiderte sie melancholisch lächelnd. Nur er konnte das wissen. Vielleicht hatte er die gleiche Frage unlängst an eine andere gerichtet? Oder erwartete er von ihr wirklich ein gläubiges Wort?

„Ist es denn überhaupt Ihr Wunsch? Ernstlich?" forschte er, seinen dunkeln Blick auf sie gerichtet.

„Und der Ihrige, Durchlaucht?" sagte sie, die Stirnhaut ein wenig höhnisch hoch ziehend, mit einer entzückenden Miene der Ungläubigkeit.

„Ich habe zuerst gefragt." Er lachte leise.

„Oh, wie galant!" versetzte sie beinah wegwerfend und sah auf die andere Seite über die Wiesen hinweg.

„Dann will ich als der Offenherzigere Ihnen gern gestehen, daß mich nichts auf der Welt so sehr freuen kann wie eine Fahrt an Ihrer Seite. Was sagen Sie jetzt?"

Eine feine Röte sprühte auf seinen Wangen. Aber ihre fliehenden Augen konnte er nicht bannen. Hingegen sah er wohl das Zittern ihrer Hände, das sich alsbald auch auf ihn übertrug.

In der stürmischen Erregung, die sich ihrer bemächtigte, war Gerda lange keiner Antwort fähig. Nicht ein Schimmerchen Koketterie kam ihr zu Hilfe, sie saß ganz ratlos da und fühlte sich in die Enge getrieben durch die unausweichliche Nachbarschaft des überlegenen Mannes. Oh, wie schwer war es, die Fassung zu bewahren.

Ist das Wort eine Brücke? Liebt er mich? Bin ich näher einem blühenden Garten oder einer aschgrauen Wüste? Himmel, wenn er ahnte, wie eilig ich es habe, die Seine zu werden, damit ich nicht jammernd ausrufen muß:

„Zu spät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All deine heißen Liebesblicke
Wie Sonnenstrahlen auf ein Grab."

In immer wilderen Kreisen drehten sich ihre Gedanken, einem Rade gleich, dessen Achse einmal Schmerz, einmal Lust erregt. Schon blutete ihre Seele im Widerstreit einer wahrhaften Zuneigung und eines verwerflichen Werbens. Herzogin von Arlesheim! Wie hoch hing dieser Baldachin über ihrem Haupt! Ach, es führte zu nichts, daß sie sich sagte: Ich bin diesem Mann aufrichtig zugetan! Ihre Liebe war geknechtet von einem grausamen Zwang, und eine ehrsüchtige Eitelkeit belauerte sie auf Schritt und Tritt, sie konnte ihre Liebe nicht frei entfalten.

Indessen war es doch eine Stunde sondergleichen, goldige Funken sprangen vor Gerdas Augen — zum Greifen nah schimmerten wunderbare Verheißungen in der Luft. War dieses Räderrollen und Hufgeklapper nicht eine himmlische Musik? Laut, laut hätte sie jubeln mögen, so laut, daß alle Stimmen der Not wie von Lawinendonner erstickt worden wären....

„Nun — bekomme ich keine Antwort?" drang der feine Wagenlenker auf die versonnene Seele ein. „Ich möchte wissen, ob auch Sie —"

„Die Fahrt ist ja noch nicht zu Ende. Wer weiß, ob Sie auf dem Rückweg nicht schon wieder anders denken!" sagte sie im Ton einer Gedankenleserin, und still in sich hineinlachend, nahm Arlesheim die orakelnden Worte hin.

„Du mußt es dreimal sagen! Sie halten es, scheint's, mit Mephisto? Der Unterschied ist nur: Ich klopfte deutlich an, einmal, zweimal — aber Sie haben nicht ‚herein' gerufen. Werden Sie's beim drittenmal tun?"

„Vielleicht ja — vielleicht nein!" wiederholte sie rätselhaft wie zuvor. Als er jedoch fast unmerklich ihr Knie mit dem seinen berührte, zog sie es hastig zurück.

„Tabu, was fällt dir ein, elende Kanaille!" fuhr er auf und zog die Zügel so gewaltsam an, daß das Spitzpferd einen gefährlichen Seitensprung machte.

In Gerdas Gesicht war kein Tröpfchen Blut mehr, aber sie sagte nichts, ihre Augen irrten entsetzt über die scheuenden Tiere hinweg. —



Als sie in die Nähe der Rennbahn kamen, säumte eine große Menschenmenge den Weg. Halbwüchsige Jungen schlugen im Straßenstaub ihren Purzelbaum und erwarteten dafür ihren Groschen. Polizisten zu Pferd und zu Fuß leiteten den Verkehr.

Die Schecken vor dem Dogcart tanzten und schäumten. Aber endlich griffen sie wieder aus, und in elegantem Bogen fuhr das Wägelchen hinter den Tribünen vor, wo Rasen und Anlagen in der Sonne lagen, anmutig wie ein Parkbild. Einem Druck gehorchend, standen sie unbeweglich in den Geschirren. Arlesheim reichte die Leinen seinem Groom. Dann half er Gerda über das Rad hinuntersteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Asiatische Großstädte.

Von Victor Ottmann.

In unserer Vorstellung behauptet sich Asien in seiner kompakten Masse noch immer als der Kontinent der ungeheuren, nur schwach bevölkerten Flächen; wir denken an die menschenarme arktische Tundra, an die endlosen Steppen Sibiriens, zu deren Durchquerung der Eisenbahnzug mehr als eine Woche braucht, an die Einöden der Mongolei und Mandschurei, an die kaum erschlossenen Gebiete des zentralasiatischen Hochlands, an die Wüsten Persiens und Arabiens, und wir wissen, daß nur der Osten und Süden: China, Japan, Indien, Java, eine erhebliche Volksdichte aufzuweisen haben. Während jeder, mag er sich auch in der Geographie nicht übermäßig gut beschlagen fühlen, sicherlich ohne langes Ueberlegen sofort ein bis zwei Dutzend Großstädte im Deutschen Reich und ebensoviel im übrigen Europa aufzählen kann, wird man schon einige Zeit überlegen müssen, um nur ein Dutzend asiatischer Großstädte zu nennen. Dennoch ist Asien im ganzen keineswegs schwach bevölkert, steht vielmehr mit einer durchschnittlichen Volksdichte von 18,4 Menschen auf einem Quadratkilometer unter den Erdteilen an zweiter Stelle, das heißt, es besitzt fast die Hälfte der Volksdichte Europas (40 Menschen auf 1 Quadratkilometer) und übertrifft Afrika (5,5 Menschen) und Amerika (3,7) um ein vielfaches, ganz zu schweigen von dem nur winzig bevölkerten Australien (0,7). Die Randgebiete des Ostens und Südens gleichen eben mit ihrer starken Bevölkerung das Manko der großen asiatischen Landmasse einigermaßen wieder aus. Aber auch diese menschenreichen Länder sind gar nicht so übermäßig bevölkert, wie häufig angenommen wird. Selbst die Insel mit der größten Volksdichte, Java, steht mit 195 Menschen auf dem Quadratkilometer gegen die 300 des Königreichs Sachsen weit zurück. Japan zählt 111 und China, „wo die Menschen wahrhaft wimmeln", wie es in dem altbekannten Studentenlied heißt, gar nur 82 Bewohner auf dem Quadratkilometer, allerdings übertrifft da die Provinz Schantung mit der Ziffer 221 diesen Durchschnittsatz weit. Auch in Vorderindien, das man sich gern übervölkert vorstellt, kommen nur 77 Menschen auf den Quadratkilometer, in der am stärksten bewohnten Provinz Bengalen 186. Von einer Uebervölkerung kann also selbst in den dichtestbewohnten Ländern Asiens nicht die Rede sein, und dies sowie der weitere Umstand, daß die Asiaten in ihrer überwiegenden Mehrheit Ackerbau und Viehzucht treiben, also auf zerstreute Siedelungen angewiesen sind, macht es erklärlich, warum es in Asien so verhältnismäßig wenig Großstädte gibt.

Es ist kein Zufall, daß die asiatischen Großstädte fast alle an der Küste oder nur in geringer Entfernung davon liegen. Ihre Entwicklung steht im innigsten Zusammenhang mit der Entwicklung des Verkehrs auf der großen asiatischen Welthandelstraße, dem Seeweg längs der Südküsten nach dem Osten. Die überragende Bedeutung dieser Seeroute hat sich seit jenen Tagen, als die Phönizier bis zu den Mündungen des Indus vordrangen, später von kühnen europäischen Schiffern das sagenumwobene Taprobane (Ceylon) entdeckt wurde und endlich Marco Polo dem staunenden Abendland von Kathai (China) und Zipangu (Japan) berichtete, bis auf den heutigen Tag behauptet. Die Eisenbahnbauten im Innern des Kontinents konnten ihr noch keinen erheblichen Abbruch tun, da die einzige durchgehende Bahn, die sibirische, ein vorläufig noch sehr kulturarmes Gebiet durchzieht und deshalb nur für den Transitverkehr in Betracht kommt. Es wird noch lange dauern, bis neue große Bahnbauten, wie z. B. die Bagdadbahn nach dem Persischen Golf, die Verbindungsbahn von Südrußland nach Indien und eine Querbahn durch Zentralasien nach China, das Emporwachsen größerer Städte an ihrer Strecke begünstigen. Bis dahin liegt der Schwerpunkt des asiatischen Wirtschaftslebens im tropischen Süden und in den Subtropen des Ostens: Bombay, Kalkutta, Madras und Colombo, Singapur, Batavia, Bangkok, die großen chinesischen Küstenstädte Schanghai, Hongkong, Kanton, Tientsin und die Großstädte Japans, Tokio, Osaka, Kioto, Jokohama, das sind die Brennpunkte des Handels und Wandels, und ihnen hat die übrige gewaltige Masse des Kontinents nichts von nur annähernder Bedeutung zur Seite zu setzen. Denn die Hauptplätze der Levante, wie Smyrna, Beirut, Damaskus, zählen handelsgeographisch mehr zu Europa, und Teheran und einige andere Plätze des Innern sind zwar große Städte, aber wegen ihrer allgemeinen Rückständigkeit doch nicht Großstädte im modernen Sinn des Wortes.

Was nun die Einwohnerzahl der asiatischen Großstädte betrifft, so schwanken die Angaben darüber zumeist außerordentlich. Selbst in Japan sind die Daten trotz der letzten ziemlich sorgfältigen Volkszählung keineswegs genau, noch ungenauer sind sie in Ostindien und absolut unzuverlässig in China. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die berühmtesten Großstädte Asiens durchaus nicht so volkreich sind, wie früher angenommen wurde. Schon die ersten europäischen Besucher des fernen Ostens, Marco Polo voran, haben offenbar höchst übertriebene Mitteilungen über die Größe der dortigen Städte gemacht, sicherlich nicht aus Fabulierlust, sondern unter dem Eindruck einer subjektiven Täuschung, der heute noch jeder Reisende unterliegt. Man überschätzt nämlich auf den ersten Blick den Volksreichtum dieser Städte ganz bedeutend, weil man



sich durch die große Ausdehnung der meist sehr weitläufig angelegten Wohnstätten und mehr noch durch das lebhafte Gewimmel der Einwohner beirren läßt, die sich tagsüber nach Möglichkeit im Freien aufhalten. So ist man leicht geneigt, die Bevölkerung auf viele Hunderttausende zu veranschlagen, während sie nur einen Teil davon beträgt. Ganz besonders überschätzt wurden die Großstädte Chinas. Noch heute wird in manchen geographischen Handbüchern eine ganze Reihe chinesischer Millionenstädte aufgezählt; dabei ist es keineswegs sicher, ob auch nur eine einzige Stadt Chinas eine Million erreicht. Kanton, das früher auf 2 Millionen geschätzt wurde, zählt schwerlich mehr als 900,000 Einwohner, Peking etwa ebensoviel; annähernd die gleiche Ziffer erreichen Hankau, Tientsin und Singansu, während der große Handelsplatz Schanghai nur etwa 670,000 und Hongkong gar nur 120,000 Einwohner zählen. Als überhaupt größte Großstadt Asiens gilt jetzt, nach der Zerstörung der Kanton- und Pekinglegende, unbestritten die Hauptstadt Japans, Tokio, denn sie hat ungefähr 1,850,000 Einwohner und wird diese Superiorität wahrscheinlich für immer behaupten. In weitem Abstand folgt dann als zweitgrößte Stadt Asiens Kalkutta mit etwa 1,200,000 Einwohnern — eine Angabe, die auf unbedingte Zuverlässigkeit allerdings keinen Anspruch erheben kann, weil es ganz unmöglich ist, die eingeborene Bevölkerung indischer Städte genau zu zählen. Jedenfalls sind Tokio und Kalkutta ziemlich sicher die beiden einzigen Millionenstädte Asiens. Unter den andern japanischen Großstädten marschiert Osaka, der bedeutendste Industrieplatz des Landes, mit 850,000 flott auf die Million zu, Kioto hat 380,000, Jokohama 340,000 Einwohner. In Vorderindien nimmt Bombay mit 800,000 neben Kalkutta den zweiten Platz ein, Madras zählt 520,000, das so ausgedehnte Colombo nur 160,000 Köpfe. An der wichtigen Handelstraße von Malakka dominiert Singapur mit 220,000 Einwohnern, Bangkok, die Hauptstadt Siams, bringt es auf etwa 400,000, Batavia, der Sitz der holländisch-indischen Behörden, nur auf 120,000; etwas größer ist Surabaja.

Das Charakteristische der meisten asiatischen Großstädte ist, wie schon erwähnt, ihre außerordentlich große Ausdehnung. Kompakte, in die Höhe strebende Häusermassen gibt es eigentlich nur in den europäischen Vierteln, wo der erhöhte Nutzwert des Bodens Oekonomie des Raumes bedingt; der Eingeborene sucht es sich so bequem wie nur irgend möglich zu machen und bevorzugt das weitläufigste Bausystem mit Eigenheimen und labyrinthisch verworrenen Gassen. In manchen Ländern, wie Japan, macht schon die ständige Erdbebengefahr das Wohnen in sehr leichten und niedrigen elastischen Holzhäusern empfehlenswert; da ist es denn kein Wunder, wenn eine Stadt wie Tokio ein Gebiet von 15 Kilometer Länge und 5 bis 9 Kilometer Breite bedeckt. Zahllose Bewohner der asiatischen Großstädte, die Aermsten der Enterbten, haben überhaupt kein Heim und betten nachts ihr Haupt, wie es sich gerade trifft: unter einem Brückenbogen, in einem zerfallenen Gemäuer, auf einem Lumpenbündel. In Kanton leben rund 100,000 Menschen auf dem Wasser, in den Sampans, den kleinen Fahrzeugen, von denen etwa 80,000, dicht gedrängt und von den schwimmenden Abfallstoffen lieblich umrahmt, am Kai des Kantonflusses liegen. Die zweite charakteristische Eigenschaft asiatischer Großstädte ist die darin stattfindende reinliche Scheidung zwischen den „Schafen und Böcken" nach Herkunft, Rang, Religion, Besitz und Gewerbe. Man lebt in Asien nicht miteinander, sondern nebeneinander. Ein gutes Beispiel dafür bietet Singapur. Da gibt es eine europäische, eine malaiische, eine chinesische, eine malabarische und eine indische Stadt und außerdem noch, wie überall, ein in jeder Hinsicht „gemischtes" Vergnügungsviertel, der einzige neutrale Boden, auf dem die Gegensätze etwas von ihrer Schroffheit verlieren.

Wie sich daraus ergibt, spielt sich selbst in den sehr großen Städten das Leben des europäischen Kolonisten in einem Rahmen ab, der oft enger begrenzt ist als in einer Kleinstadt Europas. Die geschichtliche Entwicklung des asiatischen Kolonialwesens hat es mit sich gebracht, daß die englische Lebensführung mit kleinen individuellen Abweichungen vorbildlich ist und von Bombay bis Jokohama ein gewisses Schema herrscht. Nur dort, wo die gutsituierte deutsche Kaufmannschaft in größerer Anzahl festen Fuß gefaßt hat, also hauptsächlich in China und Japan, macht sich im Zuschnitt der Lebensführung auch nach außen hin natürlich auch die spezielle deutsche Note bemerkbar. Im großen ganzen ist es überall das gleiche: ein möglichst komfortables Heim mit der durch die Landessitte gebotenen Last einer überzähligen Dienerschaft, ein paar Stunden im Klub, ein Trunk an der Bar, Besuche, Reiten, Polo, Tennis und sonstiger Sport — aber vor allen Dingen stramme Arbeit im Bureau, denn der starke Wettbewerb ruft alle Kräfte auf den Posten. Nur das niederländisch-indische Kolonialleben weicht vom asiatischen Schema erheblich ab. Die Holländer haben dank ihrer gefestigten Eigenart und auch deshalb, weil ihre schönen Inseln ein wenig im Winkel liegen, etwas abseits von der großen Heerstraße des Weltverkehrs, einen ganz besonderen Stil der kolonialen Lebensführung, einen behaglich-phlegmatischen Stil, geschaffen und erhalten. Das holländische Villenviertel von Batavia, Weltevreden, ist ein tropisches Haag. Aber auch hier wie an allen großen Plätzen Asiens, in Bombay, Singapur, Schanghai usw., fühlt sich der Kolonist nicht als asiatischer Großstädter, sondern als Bewohner einer kleinen europäischen Kulturinsel in einem fernen, fremden Meer.

So schwer . . .

Ein welkes Blatt hat sich ganz leise
auf eine junge Hand gelegt . . .
Der Teich treibt stille Zitterkreise,
vom Windhauch flütterhaft bewegt.

Zwei dunkelblaue Augen fragen
durchs Parkgrün fern ins Sonnenland . . .
Was mag das welke Blatt wohl sagen
stumm auf der jungen Menschenhand?

Zart liegt sie auf der Marmorbrüstung
wie eine Blute licht und schön . . .
Der Tag tut ab die Sonnenrüstung,
um müde in den Herbst zu gehn.

So schwer ist diese letzte Reise,
so schwer, wenn noch das Herz sich regt; —
drum hat das welke Blatt sich leise
auf eine junge Hand gelegt . . .

Eugen Stangen.

Die schönen Frauen von Arles.

Von Olga Wohlbrück. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Sie sind wirklich schön! Heute noch wie zur Zeit der römischen Kaiser. Sie haben etwas Vornehmes, Patrizierhaftes. Es mag wohl an den spitzen Steinen ihrer auf und ab steigenden Gassen liegen, daß ihr Gang so langsam, so schwebend ist. Ihre Gesichtzüge haben die stolze Ruhe der Frauen, die Herrinnen in ihrem Hause sind.

Es ist eine Frauenstadt, das kleine, bergige, sonnendurchglühte Arles mit seinen 30000 Einwohnern. Die Männer kommen, wenn sie es ermöglichen, über den Sonntag heim, denn sie sind von Beruf Weinbauer oder Hirten. Weit draußen, in der Camargue, hüten sie die großen Herden: die weißen, langhaarigen Pferde, in deren Adern noch sarazenisches Blut fließt, halbwilde Schafe und Rinder. Stundenlang starren sie in den blauen Himmel, spinnen Märchen aus, träumen ein zweites, phantastisches Leben, bis die in der öden, weiten Camargue so häufige Fata Morgana ihren Phantasiegebilden einen Schein von Wirklichkeit gibt. Sie glauben fest an die goldene Ziege; ein jeder von ihnen hat sie gesehen, ein jeder hofft, ihrer eines Tages habhaft zu werden, durch sie alle Schätze der Erde zu gewinnen. Es kommt vor, daß sie sie plötzlich unter einem Akazienbaum zu sehen glauben. Dann schwingen sie sich aufs Pferd, jagen ihr nach durch Gestrüpp und Buschwerk, setzen über Gräben und Flüßchen, klettern steile Felswände empor, bis ihre Hände blutig sind — und wenn dann der Sonnenstaub in Strahlen vor ihnen herabfällt, dann breiten sie beglückt die Arme aus, weil sie meinen, die goldene Ziege hätte ihnen mit ihren gleißenden Hufen wirkliches Gold zugejagt.

Sie sind Poeten wie alle Provenzalen und lieben die eigenartige Schönheit ihres Landes, wie es nur Poeten vermögen. Aber nicht bloß auf die Natur erstreckt sich ihre Liebe, sie umfaßt auch alle Schöpfungen von Menschenhand, die durch Jahrtausende sich erhalten haben und dem Land seine kulturhistorische Bedeutung verleihen. Die goldene Ziege ist in ihrem gläubigen Sinn von Gott geschickt, um über den alten Ruinen zu wachen und jene zu strafen, die freventlich Hand an sie legen, Steine entwenden zum Bau eigener Häuser. Denn Schönheit ist von Gott, und die Kunst ist von Gott.

Auch der Arlerin ist Schönheit Religion. Sie ist die sauberste aller Provenzalinnen. Das Haus ist ihr nicht, wie so oft im Süden, die notdürftige Unterkunft, Schutz vor der Unbill des Wetters, es ist ihr das kokette Etui, als dessen schönstes Schmuckstück sie sich selber fühlt.

Am frühen Morgen sieht man die Arlerinnen vor ihren Häusern knien und die drei, vier steinernen Stufen täglich frisch weißen. Denn diese kleine, geländerlose Treppe ist der Empfangsraum der Arlerin, das Forum, auf dem sie mit ihren Nachbarinnen die Ereignisse des Tages bespricht, die Nähstube, wo sie mit Großmutter und Tanten an der Aussteuer der Tochter stichelt, der Balkon, auf dem sie ihre Siesta hält. Auf diesen drei, vier Stufen spielt sich der größte Teil des Tages der Arlerin ab.

Und sie verschwindet hinter dem wehenden weißen Mullvorhang ihrer Haustür nur, wenn es gilt, die einfache, aber kräftig duftende Mahlzeit zu bereiten oder jene Hausfrauenpflichten zu erfüllen, mit denen sich die Koketterie ihres Kostüms nicht vereinigen läßt.

Heutzutage, wo das Nationalkostüm immer mehr den so rasch wechselnden und unfreiwillig karikierten Tagesmoden Platz macht, ist es eine wahre Augenfreude, eine Stadt zu sehen, in der sich die Nationaltracht so allgemein erhalten hat. Der glatte, glockenförmige schwarze Rock mit der glatten, herzförmig ausgeschnittenen Taille, über die ein zierlich gefälteltes Seiden- oder Mulltuch nach Art unserer modernen Fichus gesteckt wird, enganliegende lange Aermel, auf der Haarkrone ein winziges, über einen Kamm gestecktes Mullhäubchen, um das ein drei Finger breites schwarzes Samtband geschlungen ist, das ist das in seiner Einfachheit überaus reizvolle Kostüm, das von arm und reich ohne Unterschied getragen wird. Nur an der Schürze, die bald aus schwarzer Wolle, bald aus schwerer Seide, vorgebunden wird, läßt sich die Wohlhabenheit der Arlerin erkennen.

Der Dichter Mistral, der seinen Landsleuten mit dem „Museon Arleten" ein unvergängliches Denkmal geschenkt hat, hat zugleich auch eine kleine silberne Brosche gestiftet, die jedes junge Mädchen bekommen soll, das der Nationaltracht treubleibt. Denn auch in Arles hat es die korrumpierende Göttin Mode verstanden, sich über die weißgekalkten Treppenstufen hinter den Mullvorhang zu schleichen, um einige junge Verräterinnen für sich zu gewinnen. Noch sind jene, die abends zum „Concert de musique" eilen und statt des züchtigen, langärmligen schwarzen Kleides die extravagante jupe entravée tragen, ganz in der Minderzahl; aber wie lange wird es dauern, und die jungen Arlerinnen werden von der Modeepidemie erfaßt, um alle vornehme Eigenart zu verlieren, die ihnen ihre Nationaltracht gibt.

Manche versuchen einen Kompromiß, um Monsieur Mistral und sich selbst zufriedenzustellen: sie behalten den Schnitt bei, tragen aber leuchtende Seidenstoffe statt schwarzer Wolle. Es sind eben Französinnen, die in der Kirche selbst mit dem Teufel kokettieren.

Die Arlerin ist sich ihrer Schönheit und ihres Frauenwertes wohl bewußt, und eine Legende aus der Zeit der Römerherrschaft wird noch heute nicht ohne Genugtuung von den alten Weiblein erzählt.

Vor vielen, vielen hundert Jahren schon waren die Frauen von Arles berühmt wegen ihrer Schönheit. Aber eine von ihnen war schöner als alle andern; ein junges Mädchen namens Citronella. Keine hatte auch so blütenweiße Vorstecktücher wie sie, die viele Stunden an der Rhone kniete, um ihre Wäsche zu waschen, und viele Tränen vergoß, weil das gelblich sandige Flußwasser ihr die Mühe gar so sehr erschwerte. Eines Tages wurde sie dabei von einem römischen Kaiser überrascht (von welchem, sagt die Legende nicht). Er verliebte sich sterblich in das schöne junge Mädchen, verfolgte sie mit Geschenken und Anträgen und legte ihr schließlich, da alle seine Bemühungen erfolglos blieben, seine Krone zu Füßen. Die spröde Citronella erklärte aber, ihm nur dann ihre Hand zu reichen, wenn er ihrer Vaterstadt die Quellwässer aus der



Landschaft Vaucluse zuführte, auf daß die vielen Krankheiten in der Stadt aufhörten und die Frauen nicht die große Mühe hätten mit der Wäsche. Der Kaiser versprach den Wunsch zu erfüllen. Er berief seine besten Architekten und ein Heer von Handwerkern. Sieben Jahre währte die Arbeit. Und eines Morgens rieselte das klare Wasser der Sorgue in Arles. Ein unbeschreiblicher Jubel erhob sich unter dem Volk, der Name des Kaisers wurde mit Segenswünschen laut ausgerufen, man war bereit, ihm Altäre zu errichten. Der Kaiser selbst entzog sich hastig den lärmenden Dankesbezeugungen und eilte zu Citronella, sich dort seinen Lohn zu holen. „Sieben Jahre habe ich gebraucht, um dir das Wasser der Vaucluse zuzuführen. Siehe den stolzen Aquadukt — er ist das Werk meiner Liebe!" Dabei überreichte er ihr einen goldenen Becher mit kristallklarem Wasser. Citronella aber lächelte hoheitsvoll und schob die Hand mit dem Becher von sich: „Ich danke dir, großer Kaiser, aber mich dürstet nicht. Während der sieben Jahre brachte mir täglich einer deiner Arbeiter das Wasser der Vaucluse im Krug auf seiner Schulter. Seine Liebe scheint mir größer als die deine — ich habe bereits gewählt!"

Mehr als Kaiser und König ist ihnen der Mann, den sie lieben, und sie wählen mehr, als sie sich wählen lassen. Die Eigenschaften, die sie am meisten schätzen, finden ihren Ausdruck in den symbolischen Gaben, die die Freundinnen der jungen Wöchnerin für das Neugeborne bringen: ein Stück Brot, damit es gütig, ein Streichholz, damit es stark (wie die brennende Flamme), ein Ei, damit es dermaleinst reich werde, und eine Handvoll Salz, auf daß es rein bleibe sein Leben lang.



Ein schönes Mädchen aus Arles. Phot. Hartingue.

Der Hausrat der wohlhabenden Arlerin ist prächtig. Es fehlt ihr nicht an geschnitzten Truhen, eingelegten Schränken, an wundervollem Zinngerät, und bei vielem äußert sich die Vorsorglichkeit des Mannes, der bestrebt ist, seiner Frau die größte Bequemlichkeit zu schaffen. Ganz eigenartig ist der spitze Korb, der mit dem Wickelkind an die Wand gehängt wird, wenn Madame in Küche oder Hof beschäftigt ist. Dem Brot werden besondere Ehren erwiesen. Es deutet den Wohlstand des Hauses an, und sein Behälter sieht aus wie ein prächtig geschnitztes Vogelbauer. Goldgelb leuchten die langen Brote zwischen den dunklen, gewundenen Säulen hervor, bilden gleichsam einen Bindestrich zwischen den bunten Fayencetellern und den glänzenden Zinnkrügen, die auf kunstvoll geschnitzten Wandbrettern in doppelter Reihe die große Wohnstube, die zugleich Küche ist, schmücken. Statt am Spinnrad, das auch in Arles selten mehr als eine Zierde des Zimmers bedeutet, sitzt die Frau des Hauses an den langen Winterabenden bei ihrer Kornmahlmaschine, die sich ausnimmt wie eine bauchige, herrlich geschnitzte Riesentruhe, die die ganze Maschinerie rings umkleidet.

Der Familiensinn ist stark entwickelt. Der Tatkraft des Mannes steht die Erfahrung des Greises im Familienrate gleich, und die alternde Arlerin findet in der zunehmenden, sichtbaren Verehrung einen Ausgleich für die zärtlicheren Gefühle, die sie früher erweckte.



Typus eines jungen Mädchens.

Der Provenzale ist Troubadour geblieben, der Arler vereinigt in sich die Quintessenzen des Provenzalen: er ist verliebt, verträumt, aber zugleich auch mutig. Er schreckt vor nichts zurück, um sich die Frau zu gewinnen, die er liebt. Eine willkommene Gelegenheit dazu sind ihm die provenzalischen Stierkämpfe. Nicht die blutrünstigen Metzeleien der spanischen Corridas, sondern die heiteren, naiven Spiele, in denen sich die Geschicklichkeit des Menschen gegen die Stärke des Stieres wehrt.

Jeden Sonntag finden in der Arena von Arles diese Spiele statt, zu denen die schönen Arlerinnen festlich geputzt in Scharen herbeiströmen. Die ganze



In den alten Ruinen.



Phot. Harlingue.

Junge Liebe.

Woche über haben die jungen Mädchen an den Ecken ihrer Häuser miteinander gewispert und getuschelt: „Wird deiner hinuntergehen in die Arena?“ — „Ja, er hat mir's versprochen. Und deiner?“ — „Der muß diesmal in der Camargue bleiben, da fahren wir hinaus.“

Denn auch in der Camargue sind die Stierspiele die höchste Belustigung. Aus allen Richtungen strömen sie zusammen auf ihren Karren, bilden einen Kreis, verbinden die Karren mittels langer Stangen, und die Arena ist fertig. Von den Wägelchen aus, wie von hohen Balkonen, sehen die Frauen den lustigen Kämpfen zu, und wie in den Arenen von St. Sebastian, so fallen auch auf das dürre Gras der Camargue Blumen und Fächer auf den lachenden Sieger.

Dem Mutigen gehört nicht nur die Welt — ihm gehört vor allem das Weib. Manche junge Arlerin,



Typus einer jungen Frau aus Arles.



Ein Spazierritt am Tage nach der Hochzeit. Phot. Hartingue.

die vergeblich um die Einwilligung der Eltern zur Heirat mit ihrem Liebsten gefleht hat, bringt eine geweihte Kerze der Mutter Gottes in der alten Trophinkirche dar, damit es „ihm" gelingen möchte, den Preis zu erringen, dem Stier die Kokarde zwischen den Hörnern wegzureißen. Und dann sitzt sie am nächsten Tag mit heißen Wangen und pochendem Herzen und wartet, bis von irgendwo eine ihr nur zu wohlbekannte Stimme laut aufjauchzt, eine schlanke Gestalt sich über die Brüstung schwingt und den „Feind" bei den Hörnern packt. Bleibt er Sieger, dann gilt ihr erster Blick der Mutter: sie ist Arlerin, und es ist nicht so lange her, daß sie selbst jung war und dem jetzt so bedächtigen Vater in der Arena zugejubelt hat. Die Mutter wird sie verstehen. Und sie verstehen sich immer, die Arler Frauen, ob jung, ob alt, denn noch hat die vorwärtshastende Zeit keine Abgründe zwischen den Generationen geschaffen. — Unter der Chapelle, wie das Fichu der Arlerinnen heißt, schlägt das Herz von Großmutter und Enkelin, wenn nicht in gleichem Takt, so doch immer in gleicher Liebe zu ihrem Land und seinen Sitten. Sie fürchten Gott und den Mistral, der ihnen das Dach vom Haus reißen würde, wenn die Männer es nicht mit Steinen beschwerten. Die Männer aber fürchten Gott und lieben die Chapelle, die ihnen das Symbol der schönen Frauen von Arles bedeutet.

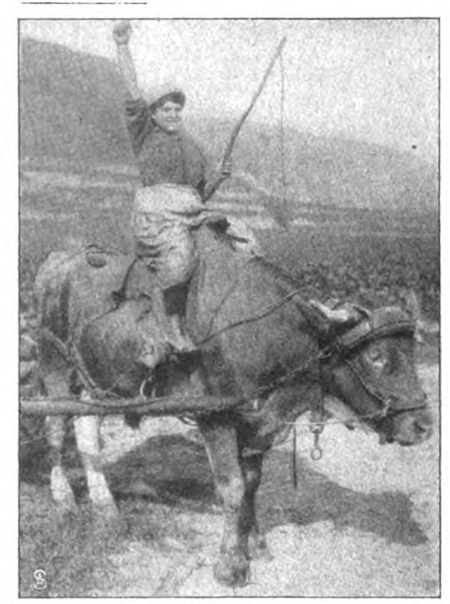
Weinlese am Rhein.

Von Mathieu Schwann. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Und nun läutet's in den Winzerdörfern talauf und talab, das Zeichen, daß die Weinberge frei wurden von der langen Sperre, frei für den ersten Tag der Lese. Denn wenn die Abendglocke tönt, setzt auch die Sperre wieder ein: Niemand darf vor dem Morgenzeichen, niemand nach dem Abendzeichen den Weinberg betreten. So schützt die Gemeinde die Rebe und ihre Frucht, das edelste Erzeugnis ihres Bodens, der Menschenarbeit und der Sonne. Still und menschenleer lagen die Berge alle die Wochen her in harrender Reife. Der Sonnenstrahl nur hatte Zutritt und suchte mit glühendem Büschel die Trauben, und der Nachtnebel kam und deckte die fast verschmachtenden mit labendem Tau. Nun aber bricht das Leben in die Stille. Reif und süß wurde der lockende Behang. Und gut hat die Natur in diesem Jahr ihre Sache gemacht. Der Lohn für jahrelange Arbeit, der so oft ersehnte Lohn, diesmal winkt er den Heraneilenden entgegen in köstlicher Süßigkeit. Auf den schmalen Bergwegen nahen die Fuhrwerke mit den großen Sammelbütten, begleitet von der lachenden Schar der Winzer und Winzerinnen. Rasch wird am Ziel Posto gefaßt und Distanz ge-



Der Flurschütz, der Hüter der Weinberge. Phot. Heiderich.



Phot. Gebr. Haeckel.

Winzerin vor einem Weingespann.

großen Bütten und Fässern. Und eine frohe Arbeit ist's, die da in diesem Jahr verrichtet wird, denn es lohnt sich — es lohnt sich! Wenn nicht die Zunge und die Lippen es ihnen längst verraten hätten, die Finger und Hände würden es den Winzerinnen sagen, denen der Zuckersaft seine goldglänzenden Fäden spinnt.

Schon die Römer empfahlen zur Weinlese und zum Austreten (heute durch Stampfen, Quetschen, Traubenmühle ersetzt) und Keltern der Trauben die größte Reinlichkeit. Und ein helles Bild ist es, das wir von der Weinlese empfangen, wenn vor allem die Sonne ein freundliches Gesicht dazu macht. Wenn die Terrassen an den Bergen hinauf sich mit hellgekleideten Menschen füllen, wenn zwischen dem Laubgrün der Reben diese vielen weißen und hellschimmernden Punkte erscheinen, so erhält man nicht den Eindruck, daß dort eine sorgfältige Arbeit verrichtet, sondern daß ein Fest gefeiert wird. — Der Winzer hat acht auf die Zeit. Die Mittagpause naht. Schon zeigt sich der Schub-



Rheinische Winzerin
und Wingertschütze.

nommen. Die Rebenreihen werden verteilt, und die Eroberer rücken ein — an die Arbeit. Sie bestimmt die Waffen: Sesel (Messer) und Schere, Eimer und Kübel, und von der Ranke mit scharfem Schnitt getrennt, fällt die saftige Frucht in die Gefäße der Winzer. Zwischen den Reihen schreitet in gemessenem Schritt der Logel- oder Lägelträger und entlastet die einzelnen Sammler und Sammlerinnen von ihren Beerenvorräten, sie hinauf- oder hinuntertragend zu den Fuhrwerken mit den



Phot. Gebr. Haeckel.

Winzerinnen in den Weinbergen einer großen Domäne.

karren mit dem Essen für die Emsigen, die sich auf ein Zeichen am sonnigen Wegrand in Gruppen lagern. Fröhlichkeit herrscht überall in der Runde, wohin man blickt. „So weit wie im vorigen Jahr um diese Zeit sind wir aber heute noch nicht; da fehlt noch ein ganzes Stück, mindestens noch ein halbes Dutzend Reihen in die Quere" — sagt der Alte schmunzelnd und den Hang beäugelnd.

„Aber hier sind wir weiter, bald doppelt so weit", ruft ein anderer dagegen und zeigt auf den schwellenden Vorrat in der großen Bütte, wo in den tieferen Mulden, die die eingeschütteten Beeren bilden, schon

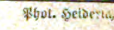
Bei der Weinlese am Rhein. Phot. Heiderich.



Die Trauben wandern ins Ladefaß. Phot. Heiderich.



Keltern der Traubenmaische.



Phot. Heiderich.

die Saftflut emporzusteigen beginnt. Drückst du ein Glas in die Beeren hinein, so rinnt es dir langsam voll, und du hast den wunderbar süßen und reinen Traubensaft in duftender, unverfälschter Güte, den Saft, der schon nach wenigen Tagen als „Most“ oder „Sauser“ ganze Dörfer und Städtchen und Stadtquartiere in eine Art scheinbar ununterbrochene Festfreude zu versetzen vermag. Doch weiß ich nicht, ob man in dieser Zeit, wo die Abstinenzepidemie grassiert, noch allzu laut und begeistert von dieser ganz

Die Traubenmühle.

eigentümlichen Seligkeit sprechen darf, der Sauserseligkeit in guten Jahren.

Aber — trotz alledem und alledem — von der Kelter schon fließt uns ohne jeden Druck und jede Pressung die süße Flut entgegen, der edle „Vorlauf“, der oftmals allein für sich aufgefangen und zur Gärung gebracht wird. Dann setzt das Wasser, das gute und liebe Wasser, das von den Japanern und andern gebildeten Völker-



Winzerin auf dem Heimweg.

Phot. Heiderich.

schaften so gern getrunken werden soll, mit seiner erhebenden Tätigkeit ein und bringt die hydraulische Presse zur Wirkung. Langsam zuerst, dann stärker und stärker — es rauscht die Flut, es schwillt der Strom, der aus der Kelter herausbricht. Und da steht man und schaut und sinnt und — rechnet: Dieser 1911er in fünf — in zehn Jahren — ein Qualitätswein von erhabener Monumentalität alsdann — unbezahlbar — eigentlich müßtest du dir jetzt schon das nötige Quantum sichern; denn in zehn Jahren ist jeder von uns zehn Jahre älter, und dann, mit dieser eigenen Reife die edle Reife dieses einzigen Sonnensommers gepaart — höre einmal, das müßte herrliche, ganz tief ästhetische, gedanken- und erinnerungsvolle Abende geben, wo dir aus feinem Kelchglas die Sonnenkraft dieses Sommers entgegenleuchten, entgegenduften würde. Und schon hebt die Erinnerung ihre blausamtnen Flügel: die erste Weinlese in holder Gymnasiastenzeit zu Linz am Rhein, die letzte Sauserzeit am Zürichsee, wo der brave Professor Stiefel alle Schleusen der klassischen und modernen Lyrik öffnete und uns mit Platen- und Lenau- und Hölderlinversen, mit Versen von Henckell und Gottfried Keller überschüttete; Eltville, Erbach, Geisenheim, die Herbstzeit in Klingenberg am Main — und mein Fuß wandelt die alten Wege um Laubenheim, Bodenheim, Nackenheim, Nierstein, Oppenheim der Liebfrauenquelle zu, und neben mir wandelt in der Lesezeit eine liebe, unvergeßliche Frau — — da — was ist denn das? Fernes Klingen treibt mich aus dem schattigen Kelterraum. Da draußen hat sich ein Festordner gefunden. Er findet sich immer. Die letzten „Lotten" stehen zur Heimfahrt bereit. Aus ist die Lese, und ohne Sperre sinken die Weinberge bald wieder in ihre stille Einsamkeit zurück. Glöcklein erklingen von den Geschirren der Pferde. Mit Laub und Blumen geschmückt, fahren die letzten Wagen ein, ihnen voran nun die Winzerschar und der buntgeschmückte Schwarm der Winzerinnen. Bänder flattern, Blumen grüßen, Fahnen und Musik, helle Jauchzer und krachende Schüsse durchbrechen sie — der Einzug der Winzer ins Städtchen. Ein buntes, ein herzliches Bild der Menschenfreude, der Freude von Menschen, die eine letzte tüchtige Arbeit hinter sich brachten, denen bald wieder neue und schwere Arbeit winkt, und die nun einmal einen Augenblick aus dem Einerlei des Alltags heraustreten und aufjauchzen in dem prächtigen Gefühl: „Diesmal dürfen wir's ganz und ohne innere Beklommenheit, denn endlich hat's wieder einmal gelohnt!"

Nun ist es aber gar nicht nötig, daß du, biederer deutscher Philister, dir einbildest, du müßtest den 1911er jetzt in dreifacher Güte um das halbe Geld haben. O nein, denn du bist ja nicht die Sonne, der diese Güte zu danken ist, wenn sie auch scheint über Gerechte und Ungerechte. Du sollst einen Festwein aus dem 1911er machen und ihn trinken, wenn du ihn brauchst — zu deiner eigenen Erhebung. Dann — wenn die Stunde naht, wenn du nach dem Preis nicht allzuschwer mehr fragst. Denn nur so ist es möglich, daß der Preis ordentlich bleibt und zu allererst denen ein wirklicher Lohn zufließen kann, die ihn mit schwerer Arbeit und Pflege und in langem Warten zu allererst verdienten: den Winzern da draußen im deutschen Weinland!

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

15. Fortsetzung.

Stürmisch wallte Lisa die Freude zu Kopf, daß sie schon morgen hinaus durfte in diesen echten Winter, den sie von klein auf liebte, und den sie — das wußte sie heute — uneingestanden sehr hart entbehrt hatte in den zwei Jahren, da sie ihm untreu geworden war. — Wohl hatte es sie manch liebes Mal zu ihm geführt — allein und mit Gunnar — aber so flüchtigen Besuchen erschließt er sich nicht...

War in ihr gar etwas von Furcht lebendig gewesen vor seiner kristallenen Reinheit, seiner durch nichts zu betrügenden Ruhe?... Heute fürchtete sie sich nicht mehr: — mit freier Stirn konnte sie über die Schwelle seines großen, einsamen Reiches treten... —

Ein Pochen an der Tür riß sie aus den lichten Träumen. — Die Krankenschwester brachte ihr eine Visitenkarte.

„Die Baronin möcht Sie besuchen, Fräulein Olai."

Lisa musterte das schmale Blättchen aus Glanzpapier verwundert: es wies unter einer siebenzackigen Krone in zierlich gestochener Schrift einen gänzlich fremden Namen.

„Carla Freifrau von Carstens-Neuhof...?" las sie zweifelnd ab und erwiderte dann: „Es muß ein Irrtum sein. Ich kenn die Dame nicht."

„Ja, aber... Die Baronin sagt, sie is eine alte Freundin von Ihnen..."

„Eine Verwechslung sicher..."

„Nein, wie ich ihr heut zufällig erzähl, daß Sie hier im Roten Kreuz sind, da hat sie eine Freud gehabt...! — Sie liegt bloß drei Zimmer von Ihnen... Das Knie luxiert... beim Rodeln... — Nix Gefährliches; bloß langwierig halt..." Mit einem lauten „Herrein!" unterbrach sich die Schwester; denn es hatte abermals an die Tür geklopft.

„Nein...? — Lolo!" rief Lisa verblüfft.

„Grüß dich Gott, Lisel!" antwortete die schöne Gouvernante von ehemals und humpelte, auf einen Ebenholzstock mit silberner Krücke gestützt, weiter ins Zimmer. An ihrer steilen Körperhaltung und der Art, sich zu bewegen, erkannte man sie auf den ersten Blick wieder. Noch immer verstand sie selbst aus ihrem Hinken etwas zu machen... Sonst aber hatte sich ihre Erscheinung kaum weniger verändert als ihr Vorname.

Lisa wurde es fast bang, als die Schwester leise hinausging und die Tür hinter sich ins Schloß drückte. Am liebsten hätte sie sie zurückgerufen; aber das ging natürlich nicht an. Sie mußte sich wohl in den Gedanken schicken, den ungebetenen Gast kaum vor Ablauf von ein paar Stunden loszuwerden. So machte sie denn eine unbestimmt auffordernde Handbewegung und sagte: „Willst du dich nicht setzen, Lolo?"



„Danke sehr! — Lolo ... — nein, was der Name für Erinnerungen weckt! ..."

„Daß du aber auch plötzlich Carla heißt ...?" erwiderte Lisa, als sie nebeneinander auf dem Ruhebett saßen. — Sie konnte ein leichtes Zucken um ihre Mundwinkel nicht verbergen.

„Ich bin Charlotte getauft, Lisel. Das kann man doch so oder so abkürzen. Mein guter Mann sagte lieber Carla zu mir, weil ... ich weiß nicht ... — Und ich finde Carla schöner. Lolo — das klingt so ... — Solider ist Carla. — Und, Lisel, ich kann dir sagen: es paßt! Ich hab mich ungeheuer verändert!"

— Wenn du ahntest, wie wahr du sprichst ...! dachte Lisa im stillen — und staunte, daß ihr alter Hang zur Ironie sich wieder meldete — hatte sie doch geglaubt, der wäre durch die schweren Zeiten mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden, und der tatkräftige Ernst, der ihr weiterhelfen sollte, ließe auch keinen Raum mehr dafür ... — Nun aber, da ihr der erste komische Mensch in den Weg lief, prickelte ihr das Vergnügen der Spottsucht in allen Gliedern ...

„Ach, und wo sind die Leute hin, die mich Lolo genannt haben!" fuhr die andere fort. „Ich frag nicht nach ihnen! — Du bist die einzige ... — Man muß mit seiner Vergangenheit abschließen können ..."

„Ja, manchmal ist das ganz nützlich", bemerkte Lisa trocken.

„Ich hab es verstanden, zur rechten Zeit einen Strich zu machen. Was davor liegt, ist für mich tot und begraben. — Übrigens, Lisel ... dein lieber Vater ... Ich konnte leider nicht zur Beerdigung kommen .... Noch nachträglich mein herzlichstes Beileid ...!"

— Komisch, daß sie nicht: à propos gesagt hat! dachte Lisa. — „Da ... danke", stammelte sie dann in einer Befangenheit, als hätte sie sich für fremde Geschmacklosigkeiten zu schämen. — Ein Schweigen dehnte sich, bis Lolos Stimme es unvermittelt mit einem schneidend falschen Gefühlston zerriß.

„Er war die große Liebe meines Lebens!" schmetterte sie hervor.

„So? Liegt das schon hinter dem Strich?" fragte Lisa mit grausamer Schärfe; denn sie bebte innerlich vor Ärger.

Lolo spürte die Feindseligkeit, ließ sich das aber nicht anfechten. „Lisel, immer noch ...? ! — Jetzt über dem offnen Grabe könnten wir uns doch die Hände reichen ..."

„Es ist nicht mehr offen. Und dabei läßt man es auch wohl besser bleiben. — Was soll denn das alles — dies ...!"

„Lisel, Lisel ...! — Nein, ich will nicht darüber streiten, wem damals unrecht geschehn ist! — Und das Bewußtsein kannst du mir doch nicht rauben, daß ich seine letzte große Liebe war!"

„Worte ...!"

„Oder hat er vielleicht nachher noch eine andere geliebt?"

„Nein, beruhige dich!" Ganz plötzlich war durch diese kuriose Frage eine Wandlung in Lisa vorgegangen. — Sie wollte das nicht mehr ernst nehmen. Sie hatte ihre ganze Überlegenheit wiedergewonnen.

„Na also!" triumphierte Lolo. „Und sieh, diese Erinnerung kannst du mir doch wenigstens gönnen ..."

„Ich gönn sie dir."

„Lisel, du bist doch noch genau so wie früher. So gschnappig, wie ich immer sagte. Kein bissel hast du dich geändert! Trotz allem!"

„Trotz allem? Wieso?"

„Na ja, ich meine ... — Aber wirklich, ich hab schon manchmal daran gedacht, meine Memoiren zu schreiben. — Wenn ich so zurückdenk — diese Fülle von Bildern ..."

„Ja, es mag wohl einen stattlichen Band geben ..."

„Und als Höhepunkt natürlich: das! Einem Mann wie Peter Olai so viel gewesen zu sein ...! — Und grade, daß wir nicht zusammenkommen konnten ..."

„Das Wasser war viel zu flach ..." spöttelte Lisa. — Sie war mit Lolos Faulheit vertraut genug, als daß sie Sorge getragen hätte, das angedrohte Buch könnte je erscheinen.

„Eben das ...!" fuhr die andere unbeirrt fort. „Es mußte tragisch endigen, damit ..."

„Tragisch? — Lolo, ich denke, du hast dich dann aber bald getröstet."

„Lisa, du hältst mich für oberflächlich ...!"

„Ich erlaube mir gar kein Urteil. — Ich meine nur: weil du doch eigentlich so gut wie gleich danach geheiratet hast ..."

„Ach nein, das war später!"

„Na, so furchtbar lange ...?"

„Lisel, du weißt nicht, wie mir zumute war! Ich konnte nicht vergessen! Betäuben mußt ich mich! Oh, wenn ich zurückdenk ...! Ich hab mich in den Strudel gestürzt ...!"

„A so—o ...?"

„Ich suchte wieder die Künstlerkreise auf, wo ich früher verkehrt hatte. Aber jetzt, mit der Verzweiflung im Herzen, gab es kein Halten mehr für mich ... Und wie diese Menschen leben! — Dieser Schmutz. Na ja, du kennst das ja auch ..."

„Bitte, wieso?" Lisa richtete sich steil auf; ein Zucken lief über ihr Gesicht und ließ es dann zu seinem kältesten Prinzessenausdruck erstarren.

„Na, friß mich nur nicht!" lachte Lolo auf; aber sie war ein wenig verwirrt durch die bestimmte Abwehr. — „Ich ... ich meine ja nur ... weil du doch auch unter die Künstler gegangen bist ... und gar zum Theater ...!"

„Ja, und ...?"

„Dann weißt du doch, wie das ist ..."

„Bitte, ich erinnere mich an nichts in meinem Leben, was ich — Schmutz nennen möchte."

„Ja so! Ein bißchen als Pharisäerin aufspielen ...! — Und die Geschichte mit dem Stenersen, liebe Lisa ...? — Als ob das nix wie so eine brav bürgerliche Verlobung gewesen wär ...?!"

„Woraus schließt du auf etwas anderes?" fragte Lisa scharf, und ihre Augen blitzten warnend.

„Lieber Gott," warf Lolo halb trotzig, halb ängstlich hin, „das wußte doch jeder ...!"

„Dummer Klatsch!" Lisa zwang ein verächtliches Lachen hervor. — Es lag ihr gar nichts daran, Glauben zu finden; nur in ihr Vertrauen sollte sich diese Fremde nicht drängen. — Die aber schien wider Erwarten überzeugt zu sein.

„Also noch immer der kleine Eiszapfen wie früher ...! Da wundert's mich freilich nicht, daß die Verlobung aus dem Leim ging ..."

„Wir paßten so gar nicht zusammen ..." sagte Lisa ruhig.

„Ja, das glaub ich dann wohl! — Er muß ja ein toller Kerl sein, temperamentvoll wie ein Vesuv, nach dem, was man hört. — Die andere wird halt weniger spröd getan haben wie du…"

Lisa horchte auf. — Wo sollte das hinaus…?

„Siehst es," fuhr Lolo fort, „und nun heiratet er sie doch. — Umgekehrte Diplomatie ist manchmal auch was wert."

Lisa durchzuckte es gleich einem elektrischen Schlag. Sie segnete die Dämmerung, die ihr Erbleichen verbarg.

„Du hast doch die Zeitungen von gestern abend gelesen?" fragte die andere scheinbar harmlos, doch lauernd.

„Natürlich." Kein Zittern der Stimme verriet, was in Lisa vorging.

„Ich weiß nicht: so recht kann ich's doch nicht begreifen, Lisel. Die Gerlach muß doch mindestens fünfzehn Jahre älter sein als er…?"

— Also die Gerlach…! — Lisa war es, als wollte sich die Spannung in ihrem Innern zu einer kaum noch bittern Heiterkeit auflösen. Sie kostete ein Gefühl, das von fern der Erleichterung glich: — Jetzt war diese Tragikomödie aus ihrem Leben unwiderruflich zu Ende.

„Hm… die Gerlach kann, glaub ich, einen Mann schon noch reizen", gab sie Lolo in einem Ton zur Antwort, als ginge es um etwas, was ihr vollkommen gleichgültig wäre.

„Ob er ihr aber treu bleibt…?"

„Na, darüber brauchen wir uns die Köpfe nicht zu zerbrechen. Vielleicht legt sie selbst keinen so großen Wert darauf…"

„O Lisa, gerade die Alten sind eifersüchtig. — Ich hab das an meinem guten, seligen Mann erlebt…"

„Du bist Witwe?" fragte Lisa zerstreut. Sie war von ihren eigenen Gedanken ganz eingenommen.

„Es geht schon ins vierte Jahr; natürlich! Er war ja so schwer zuckerkrank, der Gute… — Nein, so was von Eifersucht kannst du dir nicht vorstellen! Und dabei hatte er nicht den geringsten Grund… — Ich wär ja wahnsinnig gewesen, mir eine solche Position wieder zu verscherzen…! Und ich war ihm auch viel zu dankbar…! Er hat mir so edel die Hand geboten und mir herausgeholfen und mich zu einem ganz andern Menschen gemacht…!"

„Schon wieder einer?" Lisa lächelte spitzig.

„Nein, Lisel, bloß dein Vater und mein guter Mann…! Die andern…! — Ich kann dir sagen: auch nachher, wie er starb und ich unabhängig und frei dastand und machen konnte, was ich wollte… — Von Männern — nichts mehr wissen…! — Das heißt: mit klugen Männern umgehn — das tu ich schon gern; aber so was… was anderes — nein!"

„Und dich wieder verheiraten…?" sagte Lisa, als Lolo verstummte und irgendein Wort der Bewunderung zu erwarten schien.

„Da müßte schon ganz was Ausgefallenes kommen…! Nein, ich reiß mich nicht drum; mir ist meine goldene Freiheit zu lieb. — Cäsar Schmehling — der bekannte Schriftsteller, weißt du — nennt mich darum im Scherz auch immer die Witwe von Ephesus."

„Von Ephesus?" fragte Lisa ohne Verständnis.

„Ja," erläuterte Lolo, „bei den alten Römern, oder was weiß ich, sollen die Witwen aus Ephesus ja wohl für besonders treu und untröstlich gegolten haben. — Ein sehr witziger Mensch, dieser Cäsar Schmehling, zu amüsant…! Wenn er einen nicht mag, kann er furchtbar boshaft sein. Aber mich verehrt er direkt. — Auf Schloß Michelstirn hab ich ihn kennen gelernt…"

„Michelstirn? Wo ist das?"

„In Franken. Ein entzückendes, altes Schloß aus dem fünften Jahrhundert, glaub ich… nach Christi Geburt, versteht sich. — Ja, hast du wirklich noch niemals vom Doktor Burow gehört? Doktor Martin Burow?"

„Nein; das heißt… ich weiß nicht… der Name…"

„Du mußt doch von ihm gehört haben! Er hält doch überall seine Vorträge — auch in München und in Berlin — und hat eine riesige Gemeinde…"

„Ach? Dann ist es wohl auch so ein… Prophet…?"

„Natürlich: ein Stück von einem Propheten ist er schon. Das heißt, du darfst dir keinen Waldteufel mit langen Haaren und solch einem Vollbart vorstellen…! Er sieht gut aus. Groß, blond, schneidig…"

„Und was prophezeit er denn?"

„Seine Vorträge…? — Ja, das läßt sich mit ein paar Worten schwer sagen… — Er spricht auch viel von Jesus; aber im Grund, glaub ich, meint er was anderes damit."

„Komisch…!"

„Ja, Lisa, weißt du: eben… Persönlichkeit…"

„Wie macht man das?"

„Er ist nicht immer leicht zu fassen. Es ist so tief, was er sagt… Er wird auch so oft mißverstanden… Es kommen manchmal Leute hin…! — Lisel, du mußt in seine Vorträge gehn! Im April hält er wieder einen Zyklus in München!"

„Ich werd mich hüten!"

„Oder, besser noch: du kommst im Sommer nach Michelstirn!"

„Ich versteh nicht recht… Wohnt dein Doktor da? Und kann man ohne weiteres hinkommen?"

„Freilich! Man meldet sich an und… Es ist furchtbar nett, und die Verpflegung ist ausgezeichnet; und billig ist es auch: man muß sich selbst einschätzen, wieviel man zahlen kann."

„Eine Art Pension…?"

„Wie man's nimmt! Äußerlich — ja! Aber doch ganz etwas anderes… Eine Heimstätte für neue Menschen…"

„Und was treiben die — neuen Menschen da?"

„Ja, wie soll ich sagen…? — Sie… sie üben sich im persönlichen und gemeinsamen Leben…"

„Du, wenn mich nicht alles täuscht, muß diese Geistesathletik rasend langweilig sein."

„Oh, im Gegenteil, Lisel…!" begann Lolo. — Doch da klopfte es.

Die Schwester öffnete die Tür und rief, während sie das elektrische Licht andrehte, hastig: „Frau Baronin, geschwind…! Sie sollen massiert werden!"

„Der Doktor? Ja, kann's denn schon sechs sein?"

„Drei Viertel siebne durch!"

„Wie man sich doch verplaudert…! Ja, dann muß ich…" Lolo erhob sich mühsam und reichte Lisa die Hand. „Also, das sag ich dir: du mußt unbedingt nach Michelstirn. Mich triffst du immer: von der Eröffnung, Mitte Mai, bis zum Schluß, Anfang Oktober. Zu nett, wenn wir wieder einmal so richtig beisammen sind…!"

„Ich werd kaum können…"

„Ach, es geht schon! Wart nur: morgen komm ich und erzähl dir noch davon…! Wie ich dich kenn, wirst du noch die enragierteste Michelstirnerin!"



„Dieser Name allein könnte mich davon abhalten."

„Laß nur gut sein! — Also, bis morgen!"

„Auf Wiedersehn!" Lisa dachte im Augenblick gar nicht daran, daß sie das Rote Kreuz in der Frühe des nächsten Tages verlassen sollte...

* * *

Als sie allein geblieben war, stand sie noch eine Weile gerade aufgerichtet mitten in dem hellen Zimmer. Dann ließ sie, befreit, einen langen Atemzug aus der Tiefe ihrer Brust strömen....

Ein gleichgültiger, lächerlicher Mensch war bei ihr gewesen — ein leeres Gefäß ohne Inhalt — und hatte ihr doch so viel mehr gegeben, als sie von dem Reichsten, dem Klügsten, dem Vertrautesten hätte empfangen können....

Sie grüßte Lolo als die erste Abgesandte der Menge, in die sie ihr Weg wieder hinausführen würde, und vor der sie, trotz aller Hoffnungsfreudigkeit, immer noch eine unbehagliche Scheu, fast eine Angst verspürt hatte. —

Wohl wußte sie, daß auch die Zukunft schwere Zeiten bringen und sie noch so manches Mal zurückwerfen könnte in die grübelnde Selbstquälerei. — Aber dann sollte das Gedächtnis dieser Stunde ihr helfen, da sie das Gespenst, das ihr seit der Jugend immer wieder in den Weg getreten war, zum erstenmal besiegt und machtlos unter ihren Füßen gesehen hatte.

— Meine Jugend...? dachte sie plötzlich mit einem Lächeln. — Bin ich denn alt?...

— Zweiundzwanzig Jahre... — Wie reich doch trotz allem die Verheißungen, die darin beschlossen sind...!

* * *

Der erste Vertrag, den der Agent Lisa anbot, lautete auf das Stadttheater zu Riga. Und sie war sogleich entschlossen, ihn zu unterschreiben, ohne langes Rechten und Feilschen — in der Zuversicht, eben dies sei das Beste, was sie überhaupt finden könnte; das Schicksal selbst gebe ihr damit einen Wink...

Und ehe sie sich's so recht versah, kam bei ihrem stillen Leben auf der Hainzenhöhe das Ende des Juli heran.

Als etwa noch drei Wochen Lisa von der Abreise ins Engagement trennten, war sie für das neue Leben vollkommen bereit. Sie hatte gewissenhaft die ersten Rollen gelernt, in denen sie auftreten sollte; ihre Schränke bargen wohlgeordnet die Garderobe für diesen Winter — sie brauchte sie nur noch in die Koffer zu packen. Auch für die Auflösung ihres Haushalts hatte sie Sorge getragen. Den Dienstmädchen war schon gekündigt. Nur die Gärtnersleute sollten bleiben, der Mann, um den Garten, die Frau, um die Wohnung instand zu halten. Denn Lisa wollte, daß ihre Heimat nicht verwahrloste und immer bereit sei, sie wieder aufzunehmen.

Während sie das alles abwickelte, hatte sie eine stille Zufriedenheit mit sich empfunden — fiel ihr doch auf, daß ihr solche nüchtern praktischen Dinge jetzt leichter von der Hand gingen, als sie sich's je hätte träumen lassen. — Auch am Kleinen bewährte es sich, daß die harten Zeiten sie gesunder und lebenstüchtiger gemacht hatten...

In die Stimmung von Befreiung — und wieder von Leere — die eine so gründlich vollendete Arbeit hinterläßt, fiel eines schönen Morgens ein Brief von Lolo. — Diese schrieb:

„Liebe Lisel!

„In aller Eile nur möchte Dir mitteilen, daß es jetzt kaum noch viel Zweck haben dürfte, wenn Du nach Michelstirn kommen würdest. Schade! Es war eine lustige Zeit. So ein netter Kreis beisammen!

„Ich wollte Dir also bloß sagen, daß Du mich hier nicht mehr antriffst. Morgen reise ich ab, und ist die Veranlassung eine freudige für mich, wenn es mir zwar auch leid ist, Dich nimmer sehen gekonnt zu haben.

„Habe mich nämlich verlobt und heirate bereits in vierzehn Tagen. Mein Bräutigam heißt Alexander Muck und ist Oberlandesgerichtsrat und außerdem, was ja auch nicht zu verachten, Mitbesitzer der Weingroßhandlung und Sektkelterei J. J. Muck sel. Erben in Rüdesheim, die den Muck extra trocken macht. Die juristische Karriere ist weniger sein Ehrgeiz, und hat er es ja auch nicht nötig. Wir haben ausgemacht, daß er sich gescheiter pensionieren läßt. Zunächst verlängert er mal seinen Urlaub, und denk Dir! unsere Hochzeitsreise machen wir um die Welt. Meine Freude kannst Du Dir wohl vorstellen! Was man da alles zu sehen bekommt! Und einen guten Mann kriege ich auch. Er ist so vornehm und doch dabei wieder so gemütlich

„Aber ich muß schließen. Mein Bräutigam will mit mir spazierengehen und läßt sich Dir unbekannterweise zu Füßen legen. Also auf Wiedersehen, liebe Lisel! Vielleicht nächsten Sommer in Michelstirn, da werde ich viel zu erzählen haben von Indien, Japan usw. usw. Amerika freut mich besonders

„Mit herzlichen Grüßen

Deine glückliche

Carla von Carstens-Neuhof."

Lolo hatte die Freundin ihrer Wahl den Sommer über mit Aufforderungen, nach dem fränkischen Schloß zu kommen, geradezu bombardiert. — Heute, wo sie zum erstenmal davon abriet, erwachte bei Lisa die Laune, den Rest ihres Urlaubs in Michelstirn zu verbringen.

Sonderbar deuchte das sie selbst; sie suchte sich diesen Plan auszureden und überlegte hin und her, wie sie eigentlich darauf käme...

Plötzlich zog sie den achtlos auf den Tisch geworfenen Brief wieder heran und überflog die letzte Seite noch einmal...

Was da über die „Nettigkeit" der Philister gesagt war — bildete nicht am Ende das die Lockung?...

Lisa war ihrer Lebtage so gut wie nie mit bürgerlichem Wesen in Berührung gekommen — auch Peter hatte, bei aller Ordentlichkeit seines Wandels, davon wenig genug besessen...

Und stand nicht in seinen Werken irgendwo ein melancholisches Wort über die Grausamkeit der Kunst, die ihre Jünger verstümmle, ihnen einen Teil des Menschlichen raube, um Platz zu schaffen für ihren Thronsitz...?

Vielleicht waren die viel belächelten „Bürger" wirklich die geschlosseneren, die ganzen Menschen; vielleicht tat es gut, unter tausend Voraussetzungen zu leben, die für den „freien Künstler" längst überwunden waren, vielleicht mochte sich echte Herzenskultur nur unter dem Zwang solcher Gebundenheit entfalten — wie Tannen schlanker ans Licht wachsen, wenn sie eng in Reihen gepflanzt sind...



Als Lisa jedoch mit ihren Gedanken bis hierher gekommen war, erschrak sie beinah. — Unwürdig wollte es sie bedünken, den eigenen Stand so herabzusetzen...

Oder... war sie keine... Künstlerin?...

— Dummes Zeug! rief sie sich zu und lachte halb ärgerlich auf. — Peters Leben hatte sein eigenes Wort einer pessimistischen Stunde wohl am besten widerlegt... — Nein, was die Künstler unmenschlich machte, war nur, daß sie ewig in Klumpen beisammen hockten und nie eine andere Welt kennen lernten.

Und diesem Mangel wollte Lisa für ihr Teil abhelfen. — Erleichterten Herzens ging sie an ihren Schreibtisch und suchte den Prospekt über Schloß Michelstirn hervor, der dort in einem verstaubten Stoß von allerhand Papieren seit dem Frühjahr ein ungestörtes Dasein führte...

* * *

Die Fahrt war Lisa lang geworden; namentlich die letzten zwei Stunden in dem trägen Personenzug... Ziemlich zerschlagen — und mutlos von dem vielen Vorausdenken — stieg sie am späten Nachmittag auf dem Bahnhof des fränkischen Marktfleckens aus, von dem es nach dem Prospekt nur noch zwanzig Minuten bis Michelstirn sein sollten.

Sie wußte nicht mehr, wie sie auf den abenteuerlichen Gedanken verfallen wäre, hierher zu reisen. Am liebsten hätte sie sich sofort wieder in ihr Coupé gesetzt und sich weitertragen lassen, einerlei, wohin. Doch der Stationsvorsteher winkte: eine Trillerpfeife kreischte, die Lokomotive erhob ein kurzes, gleichsam beschwichtigendes Geheul, und der Zug war hinter der kleinen Güterhalle entschwunden.

Überraschend, als sei er auf diesem Fleck aus dem Boden gewachsen, stand zwei Schritte vor Lisa — bolzengerade, die Handflächen an die Hosennähte gepreßt — ein junger Bursche, den seine Tracht als Hausdiener kennzeichnete. Er glotzte ihr mit offenem, leerem Blick ins Gesicht und stieß die Frage hervor: „Schloß Michelstirn...?“

„Ja“, sagte Lisa und überlieferte ihm willenlos den Gepäckschein.

Fast mit einem Gefühl der Erleichterung, weil die Sache nun entschieden war und sie nicht mehr zurück konnte, schritt sie nachher neben ihrem Führer, der den Karren mit den Koffern schob, die Chaussee entlang.

Zwischen den letzten Häusern des Marktes öffnete sich eine weite Aussicht: über den Bahndamm und den Fluß hinweg auf ein ebenes, teilweise durch Wald und sanft geschwungene Höhen begrenztes Wiesenland. Fernher grüßten die spitzen Kirchtürme von ein paar Dörfern und dahinter, rauchumwölkt, die Fabrikschlote einer Stadt. Rechterhand wurde die Straße von einer aus flachen Quadern geschichteten Stützmauer begleitet, über deren Krone steil die Weinberge bis an den Laubwald emporstiegen, der die Kuppen der Hügel besetzt hielt. Genau an der Scheide zwischen dem kalten und dem warmen Grün stand, scheinbar zum Greifen nah schon, das Schloß: ein Bau von gewaltigen Maßen.

Lisa atmete tief ein und aus, in der Andacht, die empfängliche Herzen vor der Selbstverständlichkeit großer Kunstwerke durchschauert.

An einer Wegbiegung öffnete sich ein schmales Seitental; darin stiegen die altersgrauen Häuser eines Weilers einander gleichsam auf den Kopf. Der Diener machte halt, deutete nach einer Stiege hinüber, die zwischen der winzigen Kirche und dem behäbig breiten Wirtshaus ihren Anfang nahm und fast gerade, nur ein-, zweimal in ganz stumpfem Winkel gebrochen, bergan kletterte. „Sie ham da nauf en nächsten Weg“, sagte er. „I muß mitr Bagasch die Straß rum, durchs Dorf.“

Langsam — denn die Schwüle spottete der abendlichen Stunde — stieg Lisa die Stufen aus Kalkstein empor, die im Lauf der Jahrhunderte von unzähligen Tritten förmlich zu Mulden ausgehöhlt worden waren.

Auf der Höhe angelangt, mußte Lisa eine Weile rasten, um Herz und Lunge zur Ruhe kommen zu lassen... — Endlich ging sie weiter, in gestrecktem Bogen um einen niedrigen Anbau des Schlosses herum, der wohl Wirtschaftsräume barg. Die Mauer war von uraltem Efeu so dicht überwuchert, daß die hoch über dem Boden liegenden Fenster hinter dem dunkelgrünen Polster ihre regelmäßig rechteckige Form nicht mehr zeigen konnten und ganz klein geworden waren.

Eine scharfe Wendung des Pfades führte Lisa vor ein Torhäuschen, durch dessen Tunnel sich der Blick in einen weiten Hof auftat, wo zwanzig bis dreißig Leute, gruppenweise geschart, miteinander plauderten — Männlein und Fräulein, diese jedoch stark in der Überzahl.

Zaghaft schlich sich Lisa unter der Wölbung hindurch, machte noch ein paar Schritte und blieb wartend stehen. — Da war sie auch schon bemerkt worden. Eine frische Jungmädchenstimme rief: „Adrienne! Adri—e—henne! Komm!“

Alle Köpfe drehten sich nach dem Ankömmling um, keiner aber neigte sich zu einem Gruß. Doch wurden eifrig Bemerkungen ausgetauscht, über deren Ziel nicht wohl ein Zweifel walten konnte...

Aus irgendeiner Tür hervor schoß plötzlich eine Dame in weißem Reformgewand, auf dem Kopf einen willkürlich zur Kiepe zusammengeknüllten Strohhut. Die Enden des hell geblümten Tuches, das darum geschlungen war, wedelten hinten als sonderbar formloser Lappen abwärts. — Dies mußte wohl jene Adrienne sein, nach der man gerufen hatte. Ihre Gestalt war schlank und jugendlich biegsam, das Gesicht schon ein wenig altjüngferlich. Ohne Zweifeln und Zögern steuerte sie eilfertig dem neuen Gast entgegen.

„Fräulein Olai...?“ fragte sie und reichte Lisa die Hand. „Herzlich willkommen...! — Ich bin die Hausdame, Fräulein Dosch. Ja...“ Sie stieß ihren Kneifer mit Zeige- und Mittelfinger so heftig auf ihrer Nase fest, daß man hätte meinen können, sie wolle sich die Augen ausstechen. Dann sprach sie in ein wenig fahrigem, tastendem Ton weiter: „Sie werden sich wohl vor dem Abendbrot noch schnell ein bißchen... Wir essen nämlich schon um halb sieben... Da drüben — das ist der Speisesaal... Ah, da kommt ja auch der Anton mit Ihren Sachen... — Ins Dürerzimmer, Anton...! — Ihre Helferin soll Sie dann gleich hinauf führen, Fräulein Olai. — Ich weiß nicht, ob Sie wissen...? — Wir haben hier auf dem Schloß fast gar keine Dienstboten, außer den Küchenmädchen und dem Hausdiener... — Das Aufräumen der Zimmer und... das besorgen junge Damen aus guter Familie... Auch das Servieren bei Tisch und... — Ich meine: es ist gut, wenn man das weiß... Kürzlich ist es sogar vorgekommen, daß ein Gast — er war allerdings etwas schwer von Begriff — einer von unsern Helferinnen ein... Trinkgeld aufdrängen



wollte ... — Es ... es ... sind ... junge Damen aus ... guter Familie ... — Ja ..."

„O, ich hätte das wohl ... bemerkt ..." erwiderte Lisa und lächelte unwillkürlich ein bißchen ironisch über diese unbeholfene Diplomatie.

„Grete Johansen!" rief, plötzlich entschlossen, Fräulein Dosch.

Aus der zunächst stehenden Gruppe löste sich ein junges Mädchen und trat heran. Es war eine hübsche rotbackige Blondine. Um den schlanken, ungeschnürten Körper schmiegte sich ein fußfreier Hänger aus hellblauem Linnen mit sparsamem weißem Besatz. Die schmalen, wohlgeformten Füße staken nackt in leichten Sandalen, die die Zehen freiließen. In den Haaren leuchtete ein Kränzlein von feurigem Feldmohn.

Die Hausdame stellte die beiden einander vor.

„Freut mich!" sagte die Helferin und schüttelte Lisas Hand mit einem kräftig ziehenden Ruck. „Endlich mal keine Tante ...!" fügte sie lustig hinzu.

„Grete!" mahnte die Dosch mit leisem Tadel.

„Ich sag, was wahr ist! — Nee, Adrienne, und bei Fräulein Olai brauchen Sie auch nicht die offizielle Walze einzusetzen. — Sie schätzt das sicher nicht so besonders ..." Ein lustig fragender Blick aus ihren stachelbeergrünen Augen traf Lisa. — Die nickte amüsiert.

„Was macht man mit einem solchen Scheusal!" sagte die Hausdame und tätschelte der Sünderin zärtlich die Schulter. „Onkel Schmehling nennt Sie nicht umsonst: das Mundwerk."

„Der ...! Es hat sich ausgeonkelt. Mit Onkel Schmehling bin ich per Kreuz."

„Seit wann denn?"

„Nämlich wirklich ...! Weil er mir beim Servieren immer seine dummen Witze erzählt ...! Und wenn ich dann lach und auch zwei Worte riskier — wer kriegt dann die Schimpfe von Herrn Doktor wegen schlechter Benehmigung? — Ich! — — Gehn wir rauf, Fräulein Olai? — Dürerzimmer ...? Was, Adrienne?"

„Dürerzimmer, ja ..."

„Also, da rechts, bitte, durch den Torweg. — Und jetzt hier die Treppe ..."

In den Gängen des Schlosses herrschten starker Zugwind und eine überraschende Kühle. — Lisa fragte die Helferin: „Frieren Sie denn nicht, Fräulein?"

„Wer? Ich? — Ohne Strümpe, meinen Sie ...? — Nee, das bin ich gewohnt. — Passen Sie auf: in drei Tagen gehen Sie auch schon mit ‚nix an die Füß und ä Kränzel im Hoor', wie uns die Dorfgören immer nachschrein."

„Das weiß ich doch nicht", widersprach Lisa.

„Es ist so 'ne Art Uniform von den Michelstirnern ... Natürlich kann's jeder machen, wie er will ..."

„Das hoff ich!"

„Na, überhaupt, die Leute im Dorf — die sehn uns als ein besseres Irrenhaus für leichte Fälle an ... Und wenn man manche betrachtet, möchte man selber bald was Ähnliches glauben. Aber im ganzen ist's doch fein!" Das blonde Fräulein machte vor einer eisenbeschlagenen Tür halt und öffnete sie. „So, hier, Fräulein Olai ...! Und ich muß schleunigst wieder runter. Wasser und alles ist da. Um halb sieben wird gegessen. Wer zu spät kommt, kriegt nicht nachserviert."

Das junge Mädchen rannte davon. Seine Sandalen schlugen patschend auf den Steinboden und weckten den Hall unter der Wölbung des Ganges.

Lisa zog die Tür hinter sich zu und fühlte sich plötzlich wie in einer längst versunkenen Welt. Das Zimmer war mit Takt und Geschmack eingerichtet; doch schien es besser in das historische Schloß als zu den Menschen von heute zu passen, denen es dienen sollte. Seine ungewöhnliche Größe und Höhe gaben ihm etwas Frostiges, und der ernste Prunk der alten Renaissancemöbel verstärkte diesen Eindruck. Auch herrschte, trotzdem die Sonne einen warmen Lichtstreifen bis vor Lisas Füße schickte, schon schwimmende Dämmerung in allen Winkeln. Schuld daran war die gewaltige Außenmauer: die Fensternische maß nach der Tiefe gut zwei Meter und bildete gleichsam ein Stübchen für sich. Und das lag freilich hell und überaus freundlich im Abendschein. An seinen drei Wänden zogen sich braune Holzbänke entlang; in der Mitte stand mit behäbig gespreizten Beinen ein schwerer Tisch. Von einer der Wände grüßte unter Glas und Rahmen anheimelnd ein Stich, der auch Peters Arbeitzimmer auf der Hainzenhöhe zum Schmuck diente: Dürers heiliger Hieronymus in der Zelle ...

Lisa wußte gleich, daß sie nur diesen Erker wirklich bewohnen, den davor liegenden Riesenraum jedoch nach Möglichkeit zu übersehen trachten würde ...

Kaum war sie mit ihrer Toilette notdürftig fertig, da dröhnten irgendwoher aus der Höhe — vielleicht vom Schloßturm — zwei feierlich dunkle Glockenschläge, und tief drunten im Tal antwortete es nachäffend mit gebrochner, spitz quäkender Stimme. Das mochte die Dorfkirche sein ...

Lisa raffte ihren Mut zusammen und trat den Weg nach dem Speisesaal an ... Sie ging zu Menschen und hatte sich doch noch nie in ihrem Leben so verlassen gefühlt wie eben jetzt ...

* * *

Lisa lebte sich schneller auf Michelstirn ein, als sie sich's hätte träumen lassen, und plätscherte bald behaglich in dem Strom des heitern und ungezwungenen Lebens, das hier herrschte.

Besonders gut gefiel ihr Doktor Burow selbst, der bei allem leidenschaftlichen Ernst seiner Weltauffassung doch nichts von einem Asketen hatte und mit unmittelbarer Frische und Kraft alle Freuden begrüßte, die der Tag brachte.

Auch sonst gab es neben mancherlei aufdringlich sonderbaren Käuzen eine Menge von angenehmen und feinen Menschen hier. Am engsten hatte sich Lisa an eine hübsche junge Frau Wernicke, an ihre Helferin, die blonde Grete Johansen, und den gemütlichen Schriftsteller Cäsar Schmehling angeschlossen, der der erklärte Witzbold des Schlosses war und von den jüngeren Leuten allgemein mit dem Onkelnamen geehrt wurde.

Mit diesen dreien saß sie auch heute auf den Stufen der schmalen Efeuterrasse im Mauerschatten. Brütende Hitze lag über dem gepflasterten Hof. Wohlige Faulheit regierte die kleine Gesellschaft; spärlich, oft von langen Pausen unterbrochen, tröpfelte die Unterhaltung.

Doktor Burow erschien im Torweg und lachte schon von weitem. Als er herangekommen war, fragte er: „Sitzen Sie noch immer da oder schon wieder?"

„Wir halten die Mittagruhe und harren des Kaffees", gab Schmehling mit Würde zur Antwort.

„Drei volle Stunden ...! Na, was in der Zeit gelästert worden sein mag über die Ärmsten, die da vorbeigekommen sind ...!"



„Lästern kann man das wirklich nicht nennen", widersprach Lisa lächelnd.

„So? Was tun Sie denn sonst, mit Verlaub?"

„Wir genießen die Menschen negativ."

Burow nickte vergnügt.

„Den Michelstirner Ton beherrschen Sie sprachschöpferisch, Fräulein Olai! Nach knapp acht Tagen schon alles mögliche...! — Aber das Beste ist, daß in Ihrem Wort mehr liegt als ein Spaß: Unser Lästern hier hat wirklich was Positives."

„Und jedenfalls", sagte Schmehling, „ist es amüsanter, als sich gegenseitig in der Seele zu bohren oder sich Ihre Schriften zu überhören, Herr Doktor."

„Geschieht das denn jetzt so viel? — Ich denk: es sind fast lauter nette Leute da...?"

„I—ja, es hält sich. — Bloß die Schulferien...!"

„Ach so, Ihr alter Haß auf die Pädagogen...! — Manchmal ermüden sie mich auch ein bißchen. Aber ich bin doch froh... Gerade sie haben es nötig, hier etwas zu lernen... Übrigens — passen Sie auf! — heut nachmittag kommt einer von ganz anderm Schlag: ein genialer Lehrer."

„Gibt es das?" So erkundigte sich Frau Wernicke skeptisch.

„Sie könnten eigentlich schon von ihm gehört haben, Herr Schmehling," fuhr der Doktor fort, „Termöhlen heißt er, Doktor Hans Termöhlen."

„Freilich," rief der Schriftsteller lebhaft, „den kenn ich sogar ganz gut. Ich bin selbst mal acht Tage in Arnsrode zu Besuch gewesen und hab auch einen langen Artikel über den Betrieb veröffentlicht."

„Arnsrode?" fragte Lisa. „Was ist das? Den Namen muß ich schon einmal gehört haben..."

„Ein Landerziehungsheim oder — wie sie sich nennen — eine freie Schulgemeinde... in Thüringen..."

„Sagen Sie, wär es möglich, daß diese Schule einen Kranz zur Beerdigung meines Vaters geschickt hätte? — Mir schwebt so was vor..."

„Das ist sogar sehr wahrscheinlich. Termöhlen schwört nicht höher als auf Ihren Vater; und die Jungen haben dort einen Felsblock im Wald den Peter-Olai-Stein genannt..."

Lisa freute sich dieser Kunde, wurde aber rot, fast als wäre das Lob ihres Vaters eine ihr selbst gezollte Schmeichelei.

Schmehling verstand ihr Gefühl und lenkte ab: „Ich sag Ihnen: — in Arnsrode kann man das heulende Elend vor Neid kriegen!"

„Aber wie es so geht...!" sagte Burow. — „Und jetzt ist Termöhlen fort von Arnsrode."

„Seit wann denn?"

„Zwistigkeiten mit seinem Mitdirektor, dem wohl formell die Anstalt gehört..."

„Also doch! Das hab ich vorausgeahnt. Aber Termöhlen wird doch was Neues gründen?"

„Ja; das heißt... zunächst will er sich in Michelstirn einmal ordentlich erholen. — Er hat auch sonst allerlei Schweres durchgemacht. — Und im Oktober geht er auf ein Jahr studienhalber nach England an ein ähnliches Institut..." Aber in diesem Augenblick wurde er unterbrochen.

„Ist das Ihr Wundertier?" rief plötzlich Grete Johansen.

„Wer? Wo?" fragte Burow und schaute sich um. „Ach ja, da ist ja schon der Doktor Termöhlen!" Hastig ging er dem schlanken, hochgewachsenen Mann entgegen, der gerade mitten auf dem Hof von seinem Fahrrad absprang. Aller Augen wandten sich dem neuen Ankömmling zu.

„Der trägt ja 'nen Fußsack!" sagte Grete enttäuscht und beschrieb mit dem Finger die Linie eines Vollbartes um ihr Kinn.

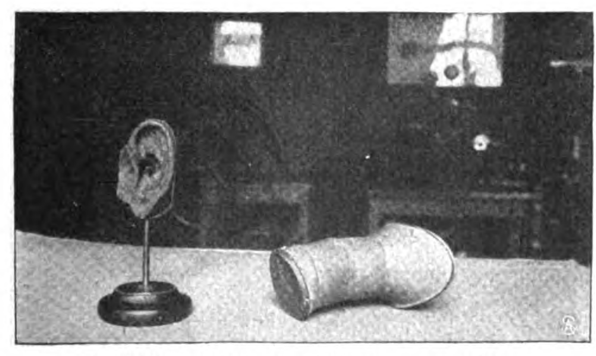
„So sind die Helferinnen!" stichelte Schmehling. „Selber laufen sie naturgemäß; aber die Männer können sie nicht modisch genug haben."

(Fortsetzung folgt.)

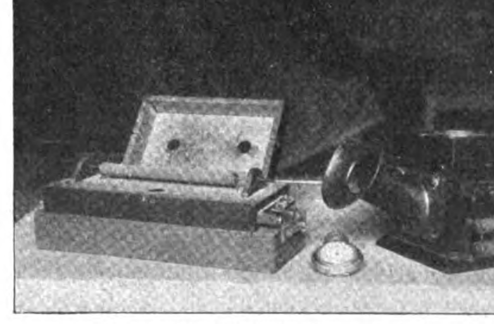
Fünfzig Jahre Telephon.

Von Hans Dominik. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

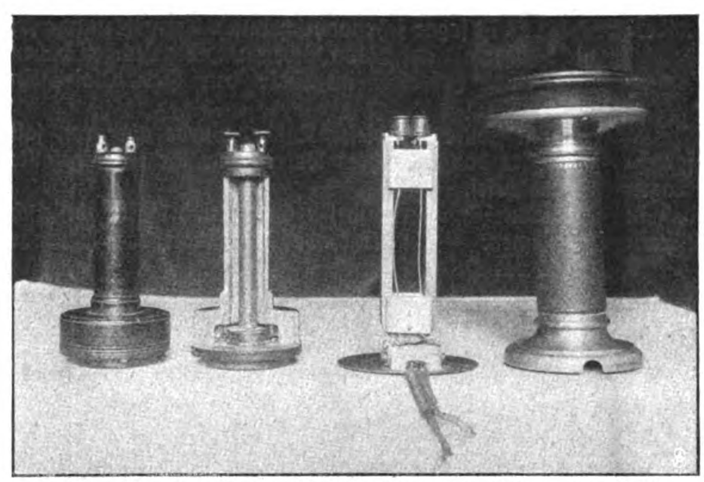
Im Jahr 1861 führte Philipp Reis, damals Lehrer der Physik am Garnierschen Institut in Friedrichsdorf bei Homburg, zum erstenmal einen Apparat vor, den er selbst „Telephon" nannte, und der Musik und Rede mit Hilfe der Elektrizität in die Ferne übertragen sollte Jener Apparat, äußerlich noch, wie die Abb. 1 zeigt dem menschlichen Ohr nachgebildet, war in seinen Einzelheiten noch recht primitiv. Bei einer zweiten Vorführung



1. Philipp Reis' erstes Telephon von 1861.



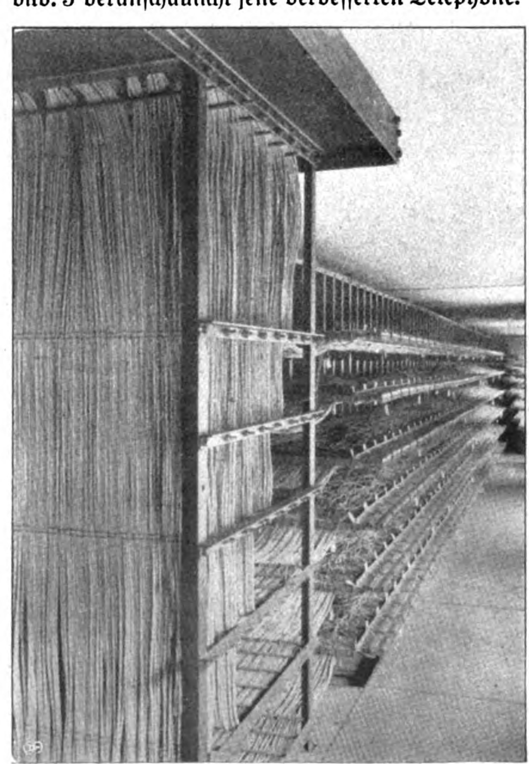
2. Das „Würfeltelephon" von Ph. Reis (1863).



3. **Die ersten brauchbaren Verbesserungen des Hörers von 1877.**
Links: Der Bellsche Hörer mit Stabmagnet, Aeußeres und Längsschnitt.
Rechts: Siemensscher Hufeisenmagnet und seine äußere Einkleidung.

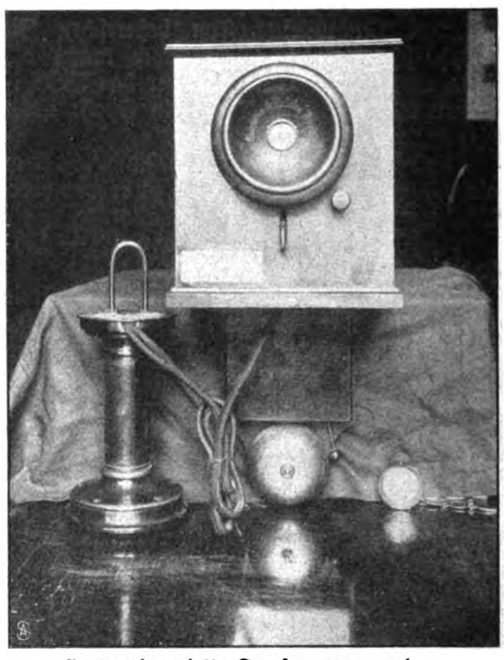
im Jahr 1863 mit einem verbesserten Apparat (Abb. 2) wurde die Sprache erst verständlich, hatte indes noch einen stark näselnden Ton. — Aber trotz dieser Mängel seiner ersten Apparate darf Philipp Reis doch unbedenklich als der Erfinder des Fernsprechers angesehen werden. Freilich war ein langer und arbeitsreicher Weg zurückzulegen, um von jener ersten Demonstration zum heutigen vollkommenen Fernsprecher zu gelangen.

Groß ist die Zahl derer, die an dieser Entwicklung beteiligt sind. Graham Bell und Werner Siemens haben den Teil der Apparate, der den Strom wieder in die Rede umformt, das Telephon im engeren Sinn, wesentlich verbessert, man kann geradezu sagen, neu erfunden. Abbild. 3 veranschaulicht jene verbesserten Telephone.

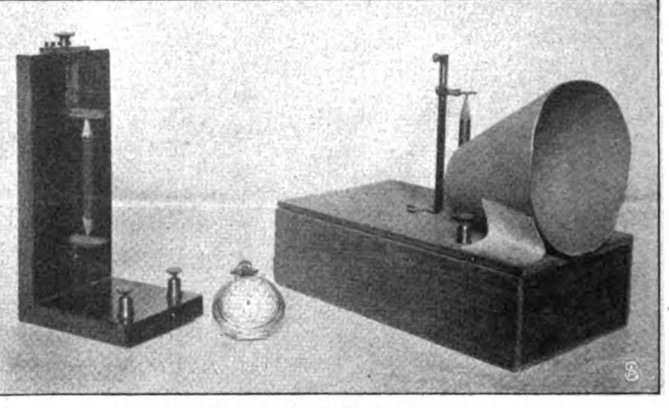


4. **Die Kabelleitungen**
unter dem Dienstraum eines großen Amts.

In gleicher Weise haben Hughes, Ader, Edison und J. Berliner an der Ausbildung des Mikrophons, des Apparates, der die menschliche Rede aufnimmt und in Stromschwingungen



5. **Der komplette Fernsprechapparat,**
den die deutsche Reichspostverwaltung 1881 dem öffentlichen Gebrauch übergab.



6. **Grundlegende Verbesserung des Gebers:**
Das Mikrophon von Professor Hughes.

verwandelt, gearbeitet. Abb. 6 zeigt links das alte Hughessche Kohlenmikrophon. Auf der rechten Seite des Bildes ist ein gleiches Mikrophon mit Schallkasten und Schalltrichter dargestellt, an dem seinerzeit der Generalpostmeister Stephan die Erfindung prüfte.

Im Jahr 1881 war man soweit, daß Heinrich von Stephan es unternehmen konnte, die neue Erfindung versuchsweise einzuführen und in Berlin die erste Fernsprechanstalt zu errichten. Die Apparate jener Zeit waren noch recht schwer und unförmig, wie Abb 5 es erkennen läßt. Der Fortschritt wird klar, wenn man daneben das moderne Westentaschentelephon betrachtet, das auf Abb. 11 dargestellt ist.

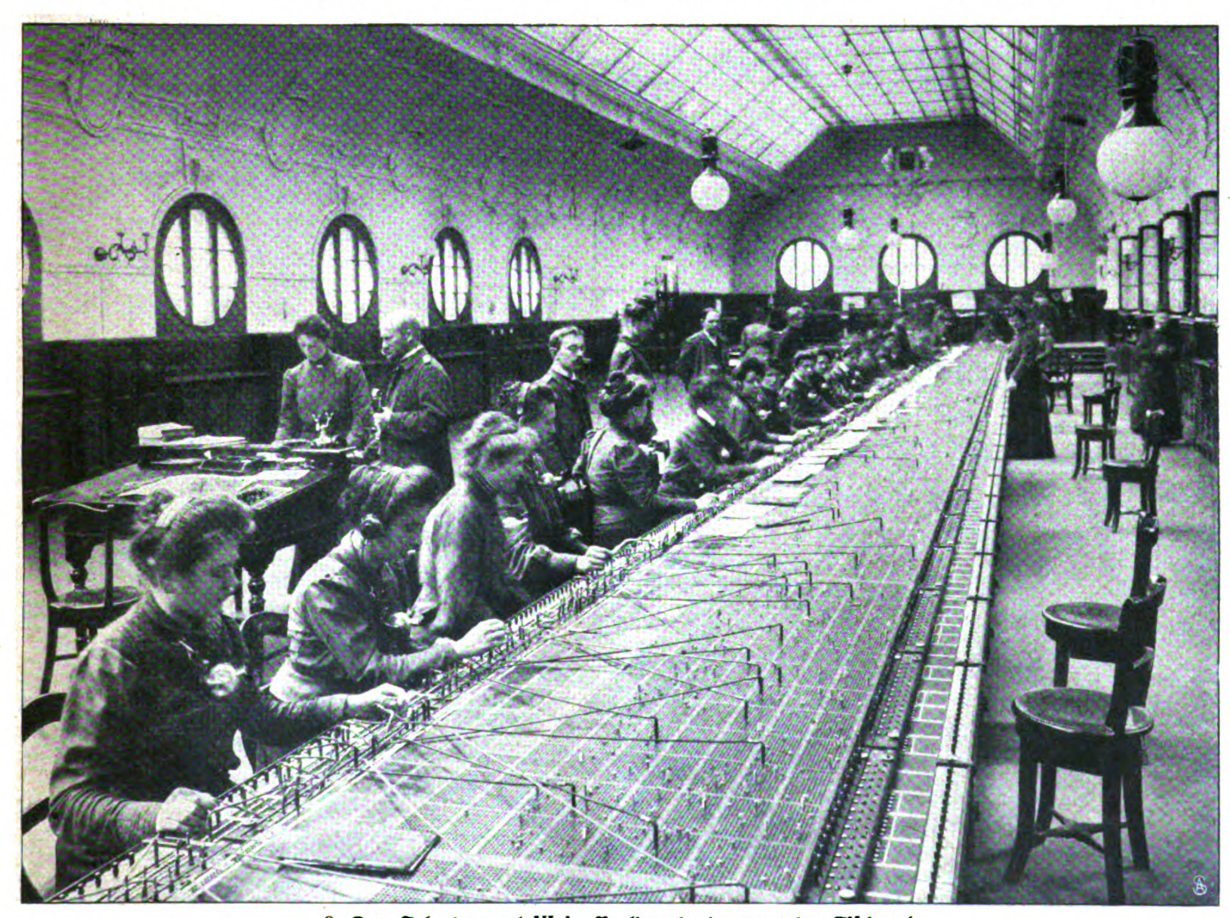
In der Anfangzeit war auch der dritte wichtige Konstruktionsteil einer Telephonanlage, nämlich die Vermittlungstelle, eine sehr einfache Sache. Solange man die Bedienung in der



7. Das Berliner Hauptfernsprechamt, ein sogenanntes Schrankamt.

Vermittlungstelle durch zwei oder allenfalls auch noch vier Beamtinnen erledigen konnte, ging es mit dem gewöhnlichen Stöpselschrank. Aber der war im weiteren Verlauf nicht mehr brauchbar, als mehrere tausend Teilnehmer von einer Vermittlungstelle zu bedienen waren.

Ueber diesen kritischen Punkt half indes eine neue hochwichtige und bedeutsame Verbesserung hinweg, die Erfindung des Vielfachumschalters. Die Abb. 7 und 8 zeigen zwei große neuere Aemter. Abb. 8 stellt das Telephonamt VI in Berlin dar, ein sogenanntes Tischamt,



8. Das Telephonamt VI in Berlin, ein sogenanntes Tischamt.



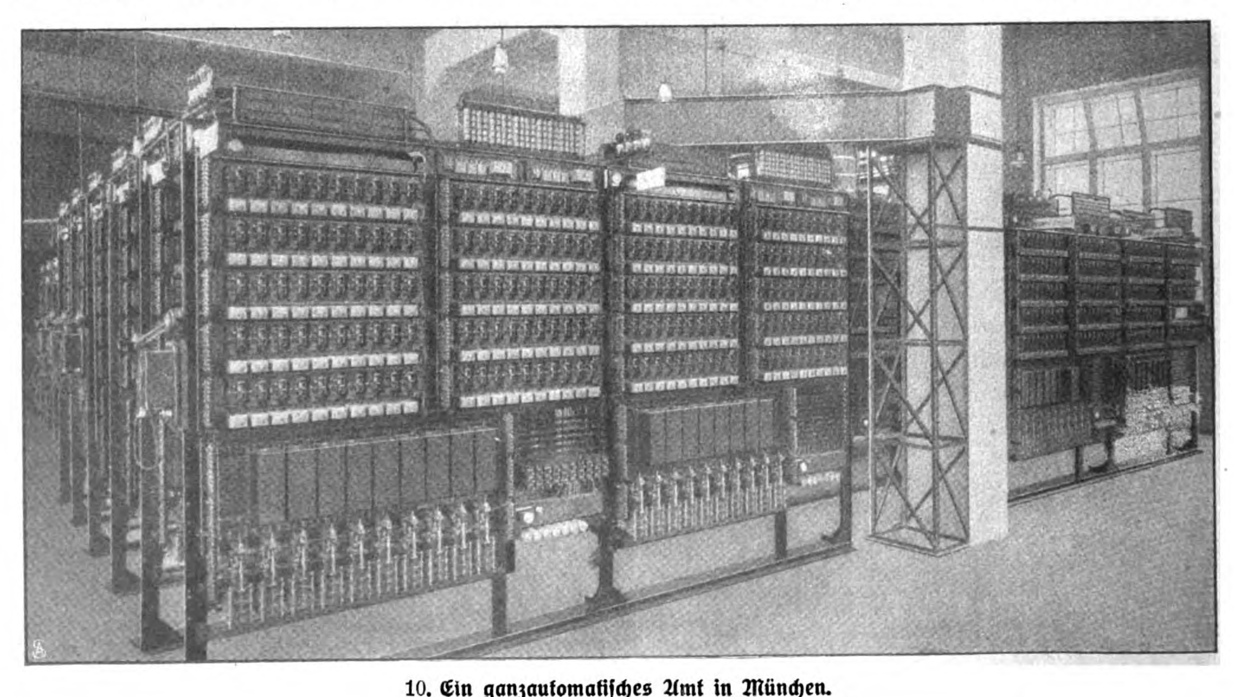
Abb. 7 das Berliner Hauptfernsprechamt, ein sogenanntes Schrankamt. Abb. 7 läßt das Wesen der Erfindung recht wohl erkennen. Die gesamten Vermittlungseinrichtungen sind hier in großen Schränken angeordnet. An diesen Schränken sitzen weit mehr als hundert Beamtinnen. Jede davon hat direkt vor sich unten an der Schrankfläche eine Reihe von sogenannten Anrufzeichen. Im modernen Amt sind diese als winzige Glühlämpchen ausgeführt, die aufleuchten, sobald der betreffende Teilnehmer seinen Hörer vom Haken nimmt. Von solchen Anruflampen sind jeder Beamtin bei den verschiedenen Aemtern achtzig bis zweihundert zugewiesen. Die zugehörigen Teilnehmer bilden sozusagen die feste Kundschaft der Beamtin. — Weiter aber befindet sich nun auf der großen Schrankfläche ein Tableau, das sich nach je drei Damen immer wiederholt. Mittels im einzelnen wundervoll durchgeführter Konstruktionen hat es die moderne Technik fertiggebracht, die zwanzigtautend Stöpselklinken der zwanzigtausend Teilnehmer des Amtes auf dem kleinen Raum zwischen den drei Damen betriebsicher unterzubringen, so daß jede davon jede Klinke erreichen kann.



9. **Arbeitsstelle der Damen in dem halbautomatischen Amt Amsterdam.**

Wie unendlich viele Leitungen notwendig sind, um die Millionen von Klinken unter sich und mit den Außendrähten zu verbinden, das veranschaulicht Abb. 4, die die Kabelleitungen unter dem Dienstraum eines großen Amtes zeigt. Ein solches Amt ist in Wahrheit ein Meisterwerk der Technik und bietet, von geschickten Händen bedient, viele Millionen von Verbindungsmöglichkeiten.

Und doch ist die Technik in den letzten Jahren schon wieder einen gewaltigen Schritt weitergegangen. Sie ist dazu gelangt, die Arbeit der Beamtinnen wesentlich zu erleichtern und ganz auszuschalten. Unsere Abb. 9 zeigt die Arbeitstelle der Damen in dem neuen halb automatischen Amt Amsterdam, das kürzlich von Siemens & Halske installiert wurde. Da gibt es, wie man sieht, keine Stöpselschnüre und keine Klinkentableaus mehr. Jede Dame hat nur in fünf Reihen je zehn Typtasten vor sich, die in jeder Reihe von 0 bis 9 durchnumeriert sind. Jetzt leuchtet eine Ruflampe auf. Die Beamtin schaltet ihren Kopfapparat ein. Nummer 7618 wünscht der Teilnehmer. Schnell schlägt sie auf irgendeiner der fünf Reihen hintereinander die Ziffern 7, 6, 1, 8



10. **Ein ganzautomatisches Amt in München.**





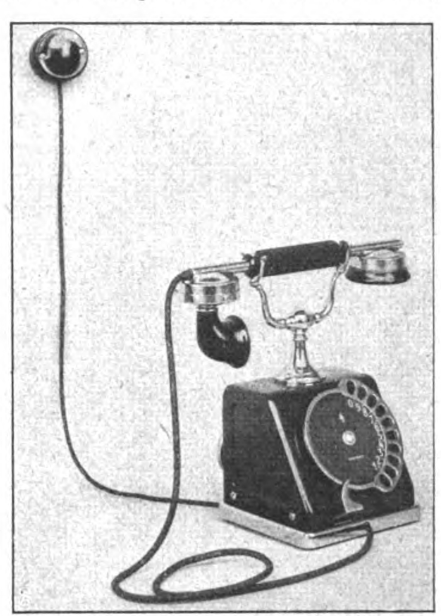
11. Das „Westentaschentelephon"
während des Gesprächs.

an, und damit ist ihre Arbeit getan. Im Apparatenraum, der beliebig weit vom Dienstraum abliegen kann, beginnen sinnreiche automatische Wählerapparate zu schnurren, zu klappern und zu klinken, stellen die gewünschten Tausender, Hunderter usw. zusammen und schalten den Teilnehmer völlig selbsttätig und zuverlässig auf die geforderte Nummer.

Das halbautomatische Amt, wie wir es in Amsterdam haben, bedeutet einen enormen technischen Fortschritt. Und trotz alledem bedeutet es noch keineswegs die Höchstleistung.

In München sind bereits zwei ganzautomatische Aemter (Siemens & Halske) in Betrieb. Da ist menschliche Tätigkeit in der Vermittlungsstelle überhaupt nicht mehr notwendig. Abb. 10 zeigt ein solches Amt, eine reine Maschinenstation. Der einzelne Teilnehmer hat auf seinem Tisch einen Apparat, wie ihn Abb. 12 darstellt. Er wünscht beispielsweise Nummer 6718. Zu diesem Zweck nimmt er den Hörer ab, steckt den Finger in das mit „6" bezeichnete Loch der am Apparat sichtbaren Lochscheibe und dreht die Scheibe von rechts nach links, bis der Finger an einen Anschlag kommt. Er läßt die Scheibe zurückgehen und wiederholt das Manöver mit den Löchern „7", „1" und „8". Das Ganze dauert kaum fünf Sekunden. Währenddessen haben die Wähler auf dem Amt zu arbeiten begonnen und haben die gewünschte Verbindung hergestellt. Selbsttätig ruft das automatische Amt den Teilnehmer an, selbsttätig meldet es sofort zurück, wenn etwa die Leitung besetzt ist oder der Teilnehmer nicht an den Apparat kommt.

So bildet das automatische Fernsprechamt eine würdige Krönung des ersten halben Jahrhunderts in der Geschichte des Fernsprechers.



12. Apparat des Teilnehmers
zur Verbindung mit der ganzautomatischen Station.

Bilder aus aller Welt.



Richard Brend'amour,
Düsseldorf, Begründer der be'annten graph. Kunstanstalt, beging seinen 80. Geburtstag.

Herr Richard Brend'amour, der kürzlich in Düsseldorf seinen 80. Geburtstag feierte, ist der Begründer der nun schon seit 55 Jahren bestehenden graphischen Kunstanstalt, die seinen Namen trägt, und die in der graphischen Industrie Deutschlands hohe Bedeutung besitzt.

An dem Manöver der 21. Division in Homburg v. d. H. nahmen



Phot.: Dannkof.

1. Graf Eberhard von Zeppelin, Kurdirektor in Homburg v. d. H. 2. H. Miyoski, japan. Kavalleriekommandant. 3. S. Tojabe, Generalmajor und Kommandant der 4. japan. Kavalleriebrigade. 4. Leutnant Petzel, Begleiter der japan. Offiziere. 5. K. Sato, Oberleutnant im japan. Generalstab.

Manövergäste der 21. Division in Homburg v. d. H.



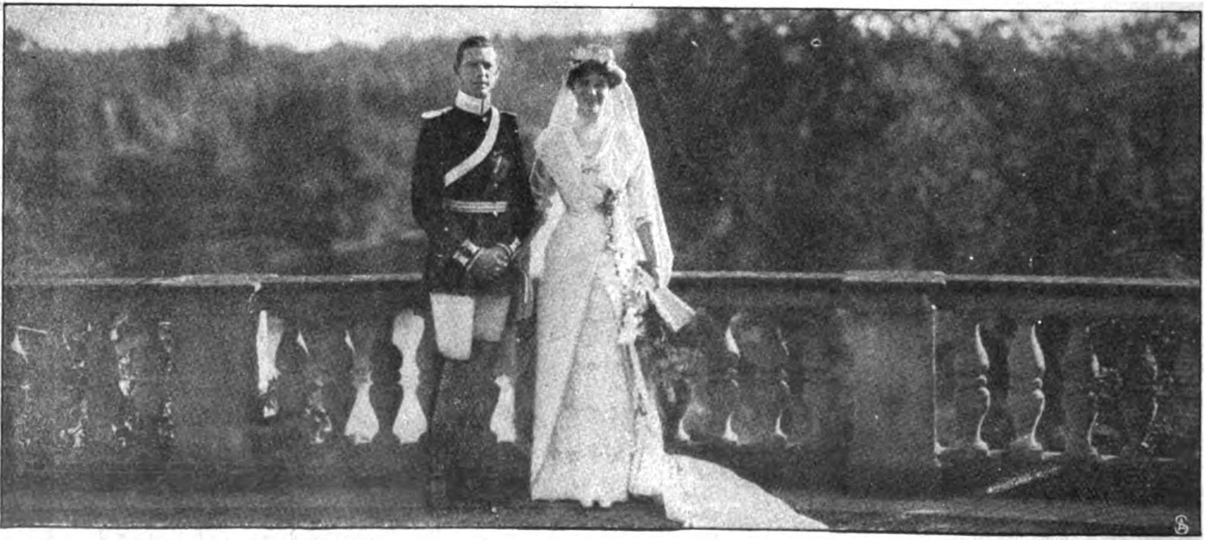
mehrere höhere Offiziere aus Japan teil. Die exotischen Gäste benützten auch die Gelegenheit, Homburgs Kureinrichtungen kennen zu lernen.

Die schöne Verführerin Helena von Sparta ist in dieser Saison auf unsern Bühnen sehr beliebt. Abgesehen von der Operette, die Offenbach ihren Manen geweiht hat, werden zurzeit mehrere mehr oder minder lustige Helena-Stücke aufgeführt, davon zwei auf verschiedenen Bühnen Wiens. Im Theater in der Josefstadt gibt man Schmidt-Bonns Einakter „Helena im Bade", und bei „Ronacher" holte sich die Berliner Soubrette Helene Ballot in der Burleske „Die schöne Helena von heute" große Erfolge.

Auf Schloß Prubenitz bei Prag vermählte sich am 19. Oktober der Erbgraf von Neipperg, Leutnant bei den Gardedukorps, mit der Komtesse Anna Silva-Tarouca. Unter den Hochzeitsgästen befand sich Prinz Joachim von Preußen.



Helene Ballot als Helena in der Burleske „Die schöne Helena von heute". Helena auf Wiener Bühnen. **Lisbet Steckelberg als Helena** in dem Einakter „Helena im Bade". Phot. d'Ora.



Phot. Bruner-Dvorak.

Zur Vermählung des Erbgrafen Ernst Neipperg mit Komtesse Anna Silva-Tarouca: Das junge Paar.



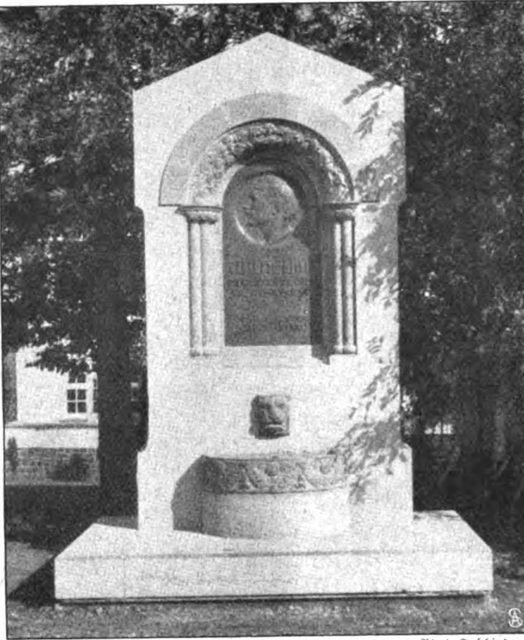
Johanna Terwin, Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin, als Kleopatra.

Nach einem Gemälde von Leopold Schmutzler.





Dr. Joseph Bell †
das Urbild des Doyleschen Sherlock Holmes.



Phot. Faßbinder.

Der neuenthüllte Kaiser-Wilhelm-Brunnen in Daun.



Hofphot. Gundermann.

Geh. Rat Prof. Dr. F. Prym,
der neue Ehrenbürger Würzburgs.

Die Schauspielerin Hanna Terwin, deren ausgezeichnetes Porträt von dem Münchner Maler Leopold Schmutzler wir reproduzieren, gehört seit dem 1. Oktober dem Deutschen Theater in Berlin an.

Kürzlich starb der schottische Arzt Dr. Bell, dessen Beobachtungsgabe seinen einstigen Assistenten C. Doyle zur Gestaltung des Sherlock Holmes anregte.

Die rheinische Stadt Daun ist zu Ehren Kaiser Wilhelms mit einem prächtigen neuen Zierbrunnen geschmückt worden.

Die Stadt Würzburg hat den langjährigen Professor der Würzburger Universität Geh. Rat Dr. Friedrich Prym anläßlich seines 70. Geburtstages zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Prym ist zurzeit der einzige Ehrenbürger der Stadt.

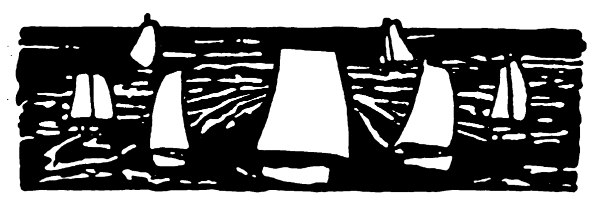
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 45. | Berlin, den 11. November 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

2. November.

In Berlin wird das deutsch-französische Abkommen über den Kongo paraphiert.

In China wird Yuan-Shi-Kai zum Ministerpräsidenten ernannt; er behält seine Stellung im Aufstandsgebiet bei, erhält aber Befehl, zur Berichterstattung nach Peking zu kommen.

3. November.

Halbamtlich wird der wesentliche Inhalt des deutsch-französischen Abkommens über Marokko und den Kongo bekannt gegeben.

Der Staatssekretär des Reichskolonialamts von Lindequist gibt seine Entlassung, die vom Kaiser nach Befürwortung durch den Reichskanzler genehmigt wird. Die Leitung des Amtes übernimmt einstweilen Dr. Solf (Porträte S. 1897).

Aus Benghasi wird gemeldet, daß die Türken unter dem Oberbefehl Enver-Beis die Stadt vollständig umzingelt haben. Neu gelandete italienische Truppen werden so erfolgreich angegriffen, daß sie sich auf die Schiffe zurückziehen müssen.

Der türkische Kriegsminister Mahmud-Schewket-Pascha läßt dem Kommandanten von Tripolis den Befehl zugehen, die italienischen Gefangenen menschlich zu behandeln.

An vielen Orten Indiens halten die Mohammedaner Versammlungen ab, die an den König von England appellieren, den italienischen „Schlächtereien“ in Tripolis ein Ende zu machen.

4. November.

In Berlin wird der deutsch-französische Marokko-Kongo-Vertrag von beiden Parteien unterzeichnet.

Die türkische Kammer fordert einstimmig den Kriegsminister vor ihre Schranken, weil er den Versuch gemacht hat, einen oppositionellen Abgeordneten verhaften zu lassen.

Die Pforte erhebt bei den Großmächten gegen die von italienischen Soldaten in Tripolis gegen Kinder, Frauen und Greise verübten Grausamkeiten Protest.

Aus China wird gemeldet, daß die Aufständischen die Chinesenstadt von Schanghai besetzt haben.

5. November.

Der König von Italien verfügt die endgültige und unwiderrufliche Besitzergreifung von Tripolis und Cyrenaika und setzt die Mächte von diesem Akt in Kenntnis.

6. November.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Türken die Hafenstadt Derna in Tripolis wieder erobert haben.

7. November.

Der Kaiser begibt sich zur Hofjagd nach der Göhrde.

Das deutsch-französische Abkommen über Marokko und Aequatorialafrika wird dem Reichstag zur Kenntnisnahme unterbreitet.

Der Sultan von Marokko läßt in Paris mitteilen, daß er dem deutsch-französischen Abkommen zustimme.

Die Türkei legt bei den Mächten Protest gegen die vom König von Italien verfügte Annexion von Tripolis und Cyrenaika ein.

Türkische Meldungen berichten von einem Einfall mohammedanischer Somalis in die italienische Kolonie Erythräa.

Der kroatische Landtag wird aufgelöst, weil von ihm eine ersprießliche Tätigkeit nicht zu erhoffen sei.

8. November.

In Paris wird der spanisch-französische Geheimvertrag über Marokko vom Jahr 1904 veröffentlicht.

Aus China wird gemeldet, daß sich alle nach Peking führenden Eisenbahnen in der Gewalt der Aufständischen befinden.

❧ ❧ ❧

Tripolis.

Von O. von Gottberg.

Das Bild von Tripolis überrascht den zu Schiff Nahenden, weil von den östlichsten Häusern der weißen Stadt gegen den linken Horizont ein grüner Wald bis zum fernen, vom Meer nicht sichtbaren Salzsumpf steht. Vor den Bäumen liegen auf einem Erdwerk am sandigen Gestade drei rostige, durch das Bombardement demontierte türkische Geschütze. Dahinter wandern die letzten Häuser der östlichen Vorstadt in den Wald, an dessen Westrand auf kastellartigem Unterbau die Serailstadt mit dem Paschakonak weit ins blaue Meer springt. Zaghaft tritt rechts davon die Marina wieder vom Meer zurück, eine schnurgerade Reihe niedriger Häuser mit Fensterscheiben und Balkons, die dem Ort europäischen Anstrich leihen, obwohl hinter den flachen Dächern die schlanken braunen Stämme grünkroniger Dattelpalmen und die steifen weißen Türme grüngespitzter Moscheen aus der Araberstadt ragen. (Einem Mast der guten alten Zeit mit dem Mastkorb, der einen großen grünen Zuckerhut trägt, gleicht der Turm der tripolitanischen Moschee.) Noch weiter rechts reckt als natürliche Mole eine Landzunge den schmalen Finger in spitzem Winkel vor die Marina. Sie trägt das durch italienische Granaten des Leuchtturms beraubte, aber sonst wenig beschädigte „spanische Fort“ und sinkt verflachend ins Meer als eine lose, hier und da überspülte Kette felsiger Klippen, an denen mit gebrochenem Rückgrat ein italienisches Torpedoboot hängt.

Von der Marina führen zwischen hohen Mauern enge Gäßchen links zur Araberstadt und rechts ins Judenviertel, das auch der italienische Kleinhändler

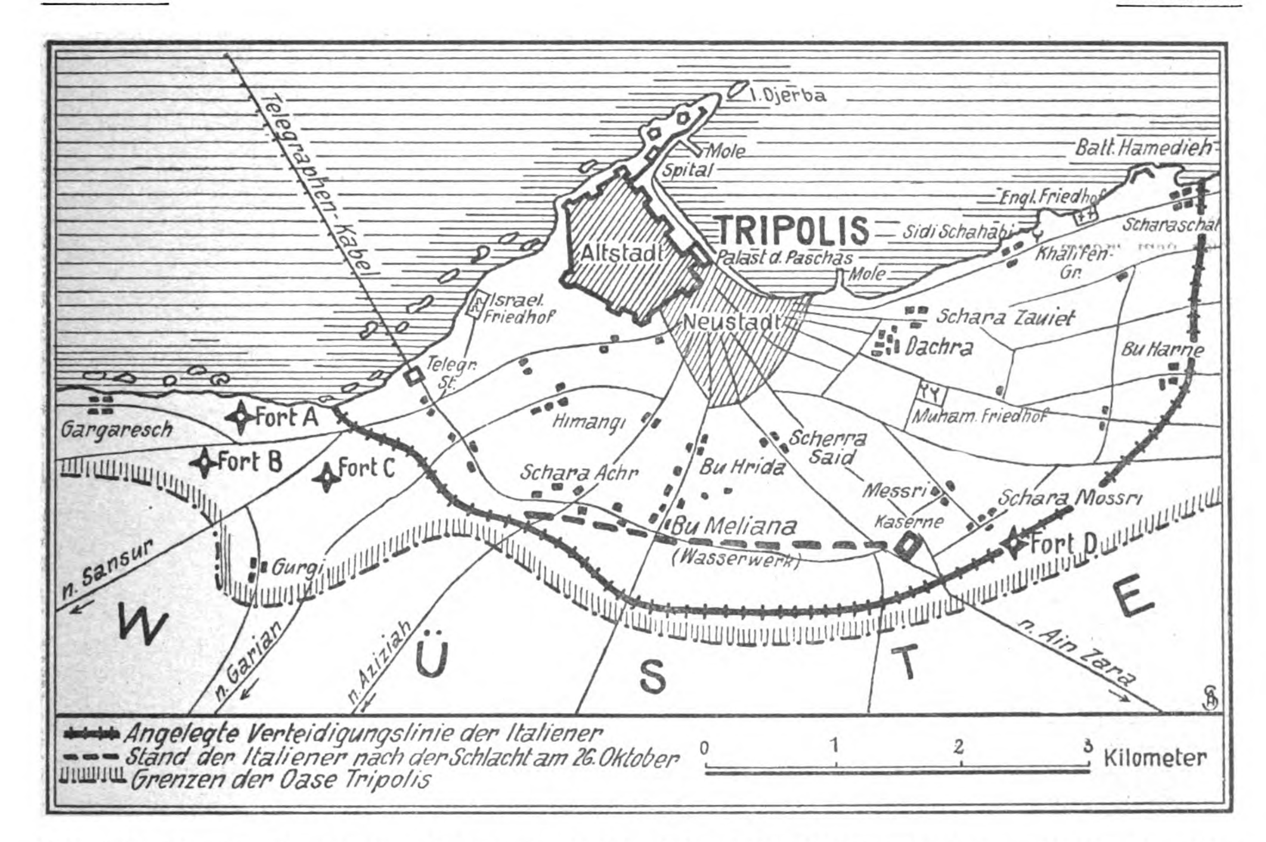
bewohnt. Er darf sich hier zu Hause fühlen, denn Heimatluft, der üble Dunst der Seitenstraßen von Neapel, hängt in den von Mauerbogen überwölbten dunkeln Hohlwegen. Das Pflaster ist schlüpfrig unter faulenden Gemüseabfällen. In schmutzigen, fensterlosen Höhlen steht wie in Süditalien an der Hinterwand das riesige Familienbett. Davor, beim Licht durch die offene Tür, arbeitet der Mann und kocht die Frau. Mit dem Rauch vom Herd quillt in die Gasse eine Kinderschar zum Spiel unter herrenlosen Hunden. Daß die Menschen beim eiligen Gang durch die nahen Wände auseinanderplatzen, ist nicht genug. Auch mit der Lunge wollen sie sich ihre Gegenwart verraten und schreien dem Begegnenden ins Gesicht, womit sie handeln. Still und scheinbar verschwiegen stehen in dem Wirrwarr die nach maurischer Art im Lichthof oder Garten gebauten stattlichen Häuser der Großen von Israel. Die immer geschlossenen Fensterläden werden nur vorsichtig und wenig geöffnet, um einer der Frauen, die fast wie Mohammedanerinnen verschleiert über die Straße gehen, unbemerkten Ausblick auf das Gedränge unten zu gewähren. Aber auch von den Geschehnissen in jenen Häusern muß die Gasse hören. Wenn die Epidemie ein Opfer heischt, hallt aus ihnen die Totenklage am lautesten und schrillsten durch die liebe lange Nacht.

Begreifen läßt sich auch, warum der gebildete Italiener in Tripolis ein Erbgut seiner Nation und fast Heimatboden sieht. Das große alte Rom mag anderwärts wahrnehmbare Spuren hinterlassen haben, aber wohl nirgends ist es so lebenswarm wie hier zu spüren. Auf Schritt und Tritt stutzt man vor einem Bogentor oder einem Eckpfeiler, der eine armselige Wohnstätte des Eingebornen stützt. Das elende Tripolis wurde in das Skelett verfallener Größe hineingebaut. So atmen römische Mauern hier Leben. Den Archäologen mag bei dem Anblick ein Grauen befallen. Aber der tripolitanische Araber und Jude handelte, ohne es zu wissen, als Philosoph, denn das Werk von Gestern hat den höchsten Wert, wenn es dem Heute und Morgen dient.

Der Italiener gibt zu, daß Tripolis ein Wüstenland ist, aber seine üppige Phantasie träumt davon, es mit dem Schweiß des sizilischen und kalabrischen Bauern zu düngen, bis es wieder wie einst eine von Roms reichsten Kornkammern ist. So fruchtbar und zinstragend war damals die Kolonie, daß nahe der Hauptstadt in Lebda der Prokonsul aus weißem Marmor einen eigenen Anlegeplatz für sein Schiff allein bauen konnte. An klaren Tagen sind dort im tripolitanischen Vineta noch heute unter Wasser die riesigen Marmorquadern zu sehen, aber — das ganze Land hat keinen einzigen künstlichen Anlegeplatz, keine Mole mehr. Gewiß konnte der Römer mit den Legionen die Libysche Wüste durchqueren, bei Casr Jeffren im Dschebel gewaltige Kastelle bauen und der Wüste Ackerland abringen. Aber sandverweht wie die Feste liegt heute der Humus, der Korn für des Römers Brot trug, weil der Araber die Wälder abholzte und damit Klima und Regenfall des Landes änderte. Das läßt sich nicht wieder gutmachen. Auch vergißt der Italiener, daß Rom mit Sklaven arbeitete, und obwohl die Sklaverei ethisch zu verdammen ist, hat sie doch unschätzbaren und unersetzbaren ökonomischen Wert für die Herrenrasse.

Aus der sauberen Araberstadt mit vergatterten Fenstern wandern sandige Straßen in ein schmuckes türkisches Villenviertel vor den östlichen Toren. Hier verstehen wir, warum der Türke an Tripolis hängt, und warum im ganzen weiten und naiven Reich des Islams die Hauptstadt als „Perle aller Perlen" gepriesen wird. Herrlich muß der Pascha auf dem hohen Konak mit dem Blick über die freie blaue See gehaust haben. Prächtig war sein Palmengarten gepflegt. Nichts ist dort von Stambuls Verfall und Indolenz zu spüren. Sorgsam sind sogar die Beete mit kleinen Muscheln umsäumt. Den Offiziersklub am Gestade im Schatten des Konak schufen wohl Herren, die einst im Garten eines deutschen Offizierskasinos saßen. Auch von dieser sauberen und schmucken, maurischen Villa mit Innenbalkon schaut das Auge über das Meer. Der Garten reicht bis an den wellenbespülten Uferrand. Rauchend, plaudernd, trinkend saßen hier die Herren zwischen römischen Marmorstatuen an kleinen Tischchen und lauschten der Regimentskapelle, die in dem kleinen offenen Tempelchen spielte. Heute steht hinter dem Schanktisch der Bar ein Italiener statt des türkischen Oekonomen, und die Herren, die hier zu Hause waren, werden in der Heimat, im trostlosen Stambul, kein ähnliches Kasino finden. Wirklichen Luxus und behagliches Wohlleben atmet die in die Oase wandernde Vorstadt. Auf getürmter Villa baute ein Lebemann den kleinen Dachgarten. In Höhe der Kronen hoher Dattelpalmen stehen dort oben sechs Ottomanen um einen bequemen Lehnsessel mit Fußbänkchen. Ein alter Sünder und Pascha, leicht von der Gicht geplagt, lauschte hier wohl abends mit dem halben Dutzend junger Frauen dem Gerausch von Palmenblättern und Meereswogen. Geschwundene Kolonialfreuden! Prachtvoll ist auch das Kasernopolis! Nie wieder werden auf anderm Boden türkische Soldaten in so geräumigen und saubern Villenheimen leben. Unverständlich wird ewig bleiben, warum sie vor dem Abzug die Bauten nicht in Brand steckten. Sie hätten an Kuropatkin denken sollen. Der große Zauderer verstand dem Gegner Wüsteneien und Aschenhaufen zurückzulassen.

Wo endlich im Osten der großen Oase die Häuser spärlicher stehen, sind Gärten mit mannshohen Lehmmauern umsäumt. Der Dattel- oder Feigen- und Maulbeerbaum beschatten hier Mais, Korn, Klee, roten Pfeffer und jedes Gemüse. Beim Dorf Amrus liegen die italienischen Vorposten, und vor ihnen sind Araber mit der Dattelernte tätig. Ein Kerl klettert den Stamm hinauf und faßt mit den Händen eine der goldgelben Fruchtdolden, die reif und schwer von der grünen Krone herabhängen. Wie die Bäuerin ihre Kuh melkt, so streicht er mit den Fingern von oben nach unten über die dicke Dolde, und nach unten prasseln die Früchte auf den Hut des Zuschauers. Der gibt dem Gehilfen eine kleine Münze und langt zu. Die glatte Haut der pflaumenartig straffen Frucht platzt bei der Berührung, und nackt zergeht sie wie süßer, würziger Schaum im Mund. — Der Krieg bietet stets seltsam friedliche Bilder, oder ist er es, der des in Sicherheit zwischen zwei Reihen geladener Gewehre Schmausenden Aufmerksamkeit auf den tiefen stillen Frieden der sonnenbestrahlten Palmenoase lenkt? Als der Fremde geht und mit dem Taschentuch die Fingerspitzen abtupft, entreißt ihm der Araber das Tuch. Auf den Lippen formt sich die Frage, ob der fremdes Gut so hastig Annektierende schon vom neuen Herrn im Land gelernt habe? Da beginnt der Araber das Tuch mit Datteln zu füllen. Die kleine Münze hat für mehr als die gegessenen bezahlt, und der Landmann, der an der Erde von der



Erde lebt, ist unter allen Breiten redlicher als manche Staatskanzlei.

Kaktus umsäumt in dem heißen sonnigen Schweigen unter flüsternden Palmenkronen auch einen mohammedanischen Friedhof. In das kugelrunde Mauergewölbe über den Marmorsärgen jener Sultane, deren letzter von arabischen Eroberern beim Gastmahl ermordet wurde, schlug während des Bombardements eine italienische Granate. Als flüchtende Türken sahen, daß des Gegners Eisen heilige Stätten nicht schone, pflanzten sie auf die Mauerkugel über dem Grab eines Marabuts die weiße Fahne. Noch immer fleht sie pathetisch um Schutz und Gnade für die Heiligen und Toten. Doch die Granaten werfen andere Grabsteine, andere Häuser um. In Tripolis, das die Türken räumten, um der Bevölkerung die Gräuel eines Kampfes zwischen den Mauern zu sparen, waren Stambul und der Halbmond einmal barmherziger als Rom und das Kreuz.

Ein Reisemärchen.*)

Von Sven Hedin.

Als ich in Bagdad anlangte, bestand meine ganze Barschaft noch aus ungefähr hundert Mark oder zweihundert persischen Silberkran, und damit mußte ich auf der 950 Kilometer langen Rückreise nach Teheran auskommen, wo ich erst wieder neues Geld erhalten konnte! Aber das schreckte mich nicht weiter. Wenn ich nur erst 300 Kilometer weit bis zur Stadt Kermanschah gekommen war, konnte ich mich von da aus schlimmstenfalls in einer Karawane verdingen. Angenehm war es zwar gewiß nicht, den ganzen Weg zu Fuß laufen zu müssen und weiter keinen Lohn zu erhalten als etwas Brot, Gurken und Melonen.

Zunächst schloß ich mich an eine Karawane von fünfzig Maultieren an, die englische Waren von Bagdad nach Kermanschah beförderte. Sie wurde von zehn arabischen Kaufleuten zu Pferd begleitet, und acht Pilger und ein chaldäischer Kaufmann hatten sich gleichfalls hinzugefunden. Für fünfzig Kran Miete für einen Maulesel durfte auch ich mich anschließen; beköstigen mußte ich mich selbst.

Am 6. Juni 1886 abends zehn Uhr trat ich diese Reise ins Blaue an. Wenn ich jetzt in reiferen Jahren daran denke, erscheint sie mir wie ein Märchen oder auch wie der unüberlegte Streich eines neugebackenen Studenten!

In der warmen Sommernacht führten mich zwei Araber auf meinem Maulesel durch Bagdads enge Gassen. Nur hier und dort brannte noch ein mattes, flackerndes Licht einer Oellampe. Aber in den Basaren herrschte ausgelassenes Leben. Da saßen die Araber zu Tausenden, aßen, tranken Kaffee, rauchten und plauderten. Denn es war gerade Fastenmonat, in

*) Wir entnehmen diese interessante Schilderung mit gütiger Erlaubnis des Verlegers dem in diesen Tagen bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Werk „Von Pol zu Pol“, in dem der berühmte Forschungsreisende eine dem kindlichen Verständnis angepaßte Schilderung einzelner Etappen seiner an dramatischen Momenten reichen Reisen gibt. D. Red.

dem sie nur nach Sonnenuntergang etwas verzehren durften. Auf dem Hof einer Karawanserei war meine Karawane noch mit dem Packen beschäftigt, und da sie erst um zwei Uhr nachts aufbrechen sollte, legte ich mich unterdes auf einen Haufen Warenballen und schlief wie ein Murmeltier.

Viel früher, als ich es wünschte, war es zwei Uhr. Ein Araber rüttelte mich auf, und schlaftrunken kletterte ich auf "meinen" Maulesel. Unter dem Zurufen der Treiber, dem Klingeln der Schellen und dem Bimbam der großen Kamelglocken zog die lange Karawane in die Dunkelheit hinaus. Bald lagen die letzten Vorstadthäuser und Palmenhaine Bagdads hinter uns und vor uns die schweigende, schlummernde Wüste.

Kein Mensch kümmerte sich um mich. Ich hatte ja meinen Maulesel bezahlt und durfte nun tun und lassen, was mir beliebte. Bald ritt ich voran, bald als letzter im Zuge, und manchmal war ich drauf und dran, im Sattel einzuschlafen. Am Wege lag ein totes Dromedar, und eine Schar Hyänen und Schakale schmausten von der Leiche. Als wir herankamen, huschten sie lautlos fort in die Wüste. Ein Stück weiter hielten einige fette Geier bei einem Pferdekadaver Wache und flatterten vor uns mit schweren Flügeln davon.

Nach siebenstündigem Ritt erreichten wir eine Karawanserei, wo die Araber ihre Tiere abluden und den Tag über ruhen wollten. Hier war es so heiß wie in einem Backofen, und man konnte nichts anderes tun, als halb schlafend auf dem steinernen Fußboden zu liegen.

In der nächsten Nacht ritten wir in acht Stunden nach dem großen Dorf Bakuba, das ein Wald herrlicher Dattelpalmen umgibt. Hier lagerten wir wiederum auf dem Hof einer Karawanserei, und ich plauderte gerade mit zweien meiner Reisegefährten, als drei türkische Soldaten ankamen und mir meinen Paß abverlangten.

„Ich habe keinen Paß", erklärte ich.

„Gut, so bezahlen Sie uns zehn Kran für den Mann, dann lassen wir Sie trotzdem über die Grenze."

„Keinen Pfennig gebe ich", war meine Antwort.

„Dann her mit Ihrer Friesdecke und Ihrer Reisetasche!" riefen die Soldaten und rissen meine Sachen an sich.

Nun hatte aber meine Geduld ein Ende. Ich gab dem Kerl, der sich meiner Reisetasche angenommen hatte, einen Stoß vor die Brust, daß er seinen Raub fallen ließ, und dem mit der Friesdecke ging es ebenso. Als die Unverschämten nun über mich herfallen wollten, eilten zwei Araber zu meiner Verteidigung herbei. Um aber weiter solche Auftritte zu vermeiden, zog ich es doch vor, zum Statthalter zu gehen, der mir für sechs Kran einen Paß ausschreiben ließ.

Auf diese Weise war ich mit meinen Arabern gut Freund geworden, und statt meines Maulesels liehen sie mir nun ein Pferd. So zogen wir neun Uhr abends im herrlichsten Mondschein weiter und ritten die ganze Nacht hindurch. Bisweilen nickte ich auf meinem Gaul ein; als aber einmal das Tier vor einem im Wege liegenden Skelett scheute, mich abwarf und durchging und die Karawanenmänner nur mit vieler Mühe es wieder einfangen konnten, da schlief ich während der Nacht nicht wieder.

Den ganzen Tag über lagerten wir wiederum im nächsten Dorf. Aber diese Art von Reise fand ich schauderhaft; es ging so langsam, und man sah so gut wie nichts vom Lande selbst! Als daher ein alter Araber uns auf einem prächtigen arabischen Roß aus Bagdad nachgeritten kam, beschloß ich, mit seiner Hilfe meiner Gesellschaft durchzubrennen. Für fünf Kran pro Tag war er dazu bereit. Zuerst hielten wir uns noch bei der Karawane, aber sobald der Mond untergegangen war, beschleunigten wir unsern Ritt, und als der Glockenklang hinter uns schwächer geworden war, trabten wir schnell durch die Nacht davon.

Am 13. Juni erreichten wir auch glücklich Kermanschah. Nachdem ich aber nun meinen Araber abgelohnt hatte, blieben mir noch bare fünfzig Pfennig in der Tasche! Davon konnte ich mir weder ein Zimmer mieten noch mich auch nur sattessen, und die Aussicht, bei den Mohammedanern betteln gehen zu müssen, war nicht gerade verlockend.

Nun hatte ich von einem reichen arabischen Kaufmann namens Aga Hassan gehört, und zu seinem prachtvollen Haus in Kermanschah lenkte ich meine Schritte. Mit staubigen Reitstiefeln und mit der Peitsche in der Hand kam ich durch eine Reihe glänzender Zimmer und stand schließlich vor dem Herrn des Hauses, der mit seinem Sekretär unter Büchern und Papieren saß und arbeitete. Er trug einen goldgestickten weißen Seidenmantel, auf dem Scheitel einen Turban und auf der Nase eine Brille und sah ebenso freundlich wie vornehm aus.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?" fragte er.

„Danke, immer gut", antwortete ich.

„Wo kommen Sie her?"

„Aus Bagdad."

„Und wohin wollen Sie?"

„Nach Teheran."

„Sind Sie Engländer?"

„Nein, Schwede."

„Schwede? Was ist denn das?"

„Nun, ich bin aus einem Land, das Schweden heißt."

„Wo liegt denn das?"

„Weit hinten im Nordwesten, hinter Rußland."

„Ach so, jetzt weiß ich Bescheid — sind Sie etwa gar aus dem Land des Eisenkopfes?"

„Ja, gerade daher bin ich, aus dem Land Karls XII."

„Das freut mich aber sehr! Ich habe von Karls XII. merkwürdigen Heldentaten gelesen. Sie müssen mir von ihm erzählen und auch von Schweden, seinem jetzigen König, seinem Kriegsheer und auch von Ihrem eigenen Heim, Ihren Eltern und Geschwistern. Aber erst müssen Sie mir versprechen, sechs Monate lang mein Gast zu sein. Was ich besitze, gehört Ihnen, Sie haben nur zu befehlen."

„Ich bin Ihnen überaus dankbar für Ihre Güte, aber ich kann Ihre Gastfreundschaft nicht länger als drei Tage in Anspruch nehmen."

„Drei Wochen meinen Sie doch wohl?"

„Nein, Sie sind zu liebenswürdig, aber ich muß unbedingt nach Teheran."

„Das ist aber wirklich schade! Vielleicht überlegen Sie sich die Sache noch!"

Nun begleitete mich ein Diener nach einem benachbarten Haus, das fast ein Palast war; dies war meine Wohnung! In einem großen Saal mit persischen Teppichen und schwarzseidenen Diwans ließ ich mich häuslich nieder. Zwei Sekretäre bildeten meinen Hofstaat, und Diener waren bei jedem Wunsch zur Hand! Hatte ich Appetit, so brachte man mir auserlesene Stücke

am Spieß gebratenen Schaffleisches, Hähnchen mit Reis, saure Milch, Käse und Brot, Aprikosen, Weintrauben und Melonen, und hinterdrein gab es Kaffee und eine Wasserpfeife. Wollte ich trinken, so wurde mir ein süßes Getränk aus Dattelsaft mit Eis serviert. Und wollte ich ausreiten, um mir Stadt und Umgegend zu besehen, so warteten meiner auf dem Hof arabische Vollblutpferde! Vor meinem Haus lag ein stiller, mit Mauern umgebener Garten, dessen Gänge mit Marmor gepflastert waren. Unter seinen blühenden Fliederbäumen konnte ich den ganzen Tag umhergehen und beim Duft der Rosen meinen Träumen nachhängen. In einem Bassin mit kristallklarem Wasser schwammen Goldfische, und ein hoher, feiner Wasserstrahl, der senkrecht in die Höhe stieg, glitzerte wie Spinngewebe im Sonnenschein. In diesem entzückenden Garten schlug ich mein Nachtlager auf. Kurz, es war vollkommen wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht", und wenn ich am Morgen aufwachte, so wollte ich immer nicht glauben, daß alles Wirklichkeit sei. Meine fünfzig Pfennig hatte ich immer noch in der Tasche! — Als aber dann der letzte Tag meines Aufenthaltes gekommen war, konnte ich meine Lage nicht länger verheimlichen.

„Ich muß Ihnen etwas Unangenehmes anvertrauen", sagte ich zu einem Sekretär.

„So?" erwiderte er mit sehr erstaunter Miene.

„Ja, mein Geld ist alle."

„Wie seltsam, daß Sie als Europäer sich ohne Geld auf eine so weite Reise begeben konnten."

„Ja, die Reise wurde länger, als ich beabsichtigte, und jetzt bin ich völlig abgebrannt."

„Nun, was schadet das? Geld können Sie von Aga Hassan so viel bekommen, wie Sie wollen."

Die Mitternachtstunde schlug gerade, als ich von meinem edlen Wirt Abschied nahm. Er arbeitete während der Fastenmonate die ganze Nacht hindurch.

„Es tut mir leid, daß Sie nicht länger bleiben können."

„Ja, mir tut es auch leid, Sie verlassen zu müssen und Ihnen Ihre große Güte nicht vergelten zu können."

„Sie wissen doch, daß Räuber und Wegelagerer die Straßen durch das Gebirge unsicher machen? Ich habe daher veranlaßt, daß Sie die Post begleiten dürfen, die von drei Soldaten eskortiert wird."

Nach einem letzten Dank und Lebewohl ging ich. Der Sekretär reichte mir einen mit Silbergeld gefüllten Lederbeutel. Der Postreiter und die Soldaten standen schon reisefertig da, wir bestiegen die Pferde und ritten zuerst langsam durch die engen, dunklen Gassen der Stadt, dann in starkem Trab, als die Häuser spärlicher wurden, und schließlich, als uns auf allen Seiten die Einöde umgab, im stärksten Galopp. So ging es sechzehn Stunden weiter, wir wechselten dreimal die Pferde und legten in einem Ritt 170 Kilometer zurück. In Hamadan ruhten wir einen Tag und ritten dann auf neun verschiedenen Pferden zur Hauptstadt weiter. Während der letzten fünfundfünfzig Stunden schlief ich überhaupt nicht mehr, und halbtot vor Müdigkeit, zerlumpt und zerfetzt, ritt ich endlich durch das Südwesttor in die Stadt ein.

Das war das Märchen von meiner ersten Reise nach Teheran und durch Persien!

Die Sankt Lukas-Gilde.

Capriccio von Alfred Georg Hartmann.

Der schalkhafte Herbstwind hat uns eben eine Melodie ins Ohr getragen, eine einschmeichelnde Melodie, die süß wie Honigseim ist: in der Berliner Künstlerschaft gibt es keine Kämpfe mehr. Aller Zündstoff ist beseitigt, hat sich in den blauen Aether verflüchtigt. Ueber den beiden feindlichen Häusern Capulet und Montague schwebt auf weißer, unschuldsvoller Wolke der holdlächelnde Friedensengel. Singend und mit Palmen in den Händen ziehen die Berliner Künstler durch die Straßen. Das Ideal des V. B. K., will sagen des Vereins Berliner Künstler, ist jetzt das Ideal der B. S., der Berliner Sezession. Und umgekehrt: was der Sezession bis heute recht und billig war, ist von morgen ab auch dem Verein Berliner Künstler recht und billig. Es ist also leicht, zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers im Jahr 1913 eine große Huldigungsausstellung zu veranstalten. Und wenn erst die Reichshauptstadt von der Friedenswelle erfaßt ist — so sang der schalkhafte Herbstwind weiter — so müssen auch die andern deutschen Kunststädte das Schwert in die Scheide stecken. Und wir bekommen im Jahr 1913 tatsächlich eine künstlerische Feier, wo ein einziger, großer, gemeinsamer Wille Alldeutschland mit brausendem Jubel erfüllt.

Man darf wohl annehmen, daß die Kaiser-Huldigungsausstellung sicher verwirklicht wird. Aber daß auch

unter den Friedenspakt die Unterschriften gesetzt werden, ist nicht so ohne weiteres zu bejahen. Das scheitert an der Natur der Verhältnisse. — Was ist ein Künstler? Ein Künstler ist zumeist ein Maler, der Bilder malt, viel Bilder malt und dadurch die Dividenden der Farbenfabriken ins unermeßliche steigert. Er tut, wie gesagt, den ganzen Tag nichts, wie Bilder malen. Dabei ist er sehr empfindsam und leidenschaftlich, nicht selten aufbrausend und tollkühn, was damit zusammenhängt, daß er eben immer unzufrieden und in Spannung ist. Viele sagen sogar, er sei ein großes Kind. Das geht auf Schopenhauer zurück, der den Künstler, wie man weiß, vom Kind ableitete, sein Wesen ganz durch das Kind erklärte. (Er sagte: „Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie, und jedes Genie gewissermaßen ein Kind.") Der Künstler ist ein Kind dem praktischen Leben gegenüber (er findet die Welt außerhalb seines Ateliers, namentlich in ganz jungen Jahren, schal, leer und trübe), er ist ein Kind im Verkehr mit dem Bilderkäufer, mit dem er einen Kultus treibt wie mit einem vom Himmel herabgekommenen übersinnlichen weiblichen Wesen. Und er ist ein Kind seinen Gläubigern und Feinden gegenüber, gegen die er sich stets, um mit Murger zu reden, mit dem Panzer der Gleichgültigkeit wappnet. Man kann von ihm sagen, was Psychologen sonst eigentlich nur von uns Schwaben sagen, daß er erst mit vierzig Jahren gescheit wird. Aber auch dann bleibt er immer noch ein Kind (siehe Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Band, Kapitel 31). Weil sich der Künstler als Kind also den Anforderungen der kalten Alltäglichkeit gegenüber sehr hilflos benimmt, er aber doch mit seinen Bildern (siehe oben) an die Oeffentlichkeit will und muß, deshalb hat er sich schon früh mit andern zu einer Gruppe zusammengeschlossen, nach dem Grundsatz, was einer nicht kann, können zehn besser. So wurde die erste Künstlergilde gegründet.

Die Künstlergilde unterscheidet sich von andern gewöhnlichen Vereinen vor allen Dingen dadurch, daß sie bei allen offiziellen Anlässen auf die — Fahne verzichtet. Die Leute haben einen Vorsitzenden, einen Schriftführer und einen Kassierer, aber sie haben keinen Fahnenträger. Das ist unter ihrer Würde. Auch werden in der Künstlergilde keine Lieder gesungen wie bei andern Männervereinigungen — das ist ebenfalls unter ihrer Würde. Was das Aeußere ihrer Mitglieder anlangt, so hat sich das im Lauf der Jahre die größten Veränderungen gefallen lassen müssen. Die fliegende Krawatte, der große Kalabreserhut, der Samtkittel und der theatralische Radmantel, der dem jungen Feuerbach einst — in den fünfziger Jahren — in Karlsruhe den Beinamen „Fra Diavolo" eintrug, alles das ist verschwunden. Der heutige Maler kleidet sich nicht mehr im Sinn der Bohème, sondern wie ein schön gebauter Kavalier. Die neuste Mode ist ihm gerade gut genug. Er ist tief in die Gesellschaft hinabgestiegen, auf deren Zuspruch er angewiesen war. Das nennt man die Aristokratisierung des Künstlers, die mit dem Gildewesen langsam heraufgeführt wurde.

Solange es nur eine Gilde gab, war naturgemäß Friede im Land. Aber bald bildete sich ein gärender Sauerteig. Die Unzufriedenen warben um Gehör. Man schrieb Flammenworte an die Wand, mit denen man eine neue Idee zu deuten suchte. Sie lauteten: „Wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir uns selbständig machen. Also, es lebe die Absplitterung, die Trennung, die Sezession!" Das ist genau wie sonst im Leben. In einer Zeit wie der unsrigen, wo sich alles zu Gilden, zu Vereinen, zu Gewerkschaften zusammenrottete, durfte die Künstlerschaft nicht fehlen. Die Gilde stärkt das Ansehen und die Bedeutung des einzelnen. Schiller hat das alles in seiner Ironie richtig vorausgeahnt, als er den Spruch prägte:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Soll man darüber jammern, daß der große Stamm immer wieder neue Schößlinge treibt, wo doch die Natur und das Völkerleben auf der Basis des gleichen Erneuerungsgesetzes sich erhält? Ueberall gibt es Kampf und Fehde bis aufs Blut. Das Recht des Stärkeren triumphiert über die Ohnmacht des Schwächeren. Und noch immer trifft der ins Schwarze, der sagt: Zwietracht macht stark! Weil dadurch die Geister bewegt, Ideen neben Ideen gestellt werden und der Wettbewerb auf eine freiere Basis erhoben wird. Man lasse also auch der Künstlerschaft dieses Anrecht auf einen ungehinderten Wettbewerb. Gerade sie braucht das, was man den ewigen Kreislauf der Dinge nennt, eben weil das künstlerische Schaffen an sich die Freiheit zur Voraussetzung hat, und weil die Künstler wirklich große Kinder sind (im Sinne Schopenhauers), die sich gar zu gern in Widersprüche verwickeln. Böcklin hat z. B. gegen Cornelius sowohl wie gegen Feuerbach gewütet. Uhde hat energisch Leibl abgelehnt usw. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Es ist also gut, daß es Bezirke gibt, wo dieser Widerstreit der Meinungen kein Echo findet, und wo alles Persönliche nach Möglichkeit eingedämmt wird. Das Wichtige ist ja im Grunde, um paradox zu reden, gar nicht der Künstler, sondern die Kunst. Die Kunst als Endziel. Kommt sie nur nicht zu kurz, wird ihr nur mit Eifer und Andacht gedient, dann ist alles gut. Auch die Künstler sterben dahin wie die Blumen auf dem Feld, nur die Art, die Gattung pflanzt sich fort und schafft in einer gesegneten Stunde das unsterbliche Meisterwerk. Laßt also die Friedensschalmei, ich bitt euch, auch weiter unberührt im Schrank hängen, und freuen wir uns, daß die Göttin Eris von Zeit zu Zeit — dem Besten zur Beglückung — den goldenen Apfel unter die „himmlischen Gäste" wirft!

Und nun geht hin und macht trotzdem im Jahre 1913 eine denkwürdige Ausstellung als „Huldigung an den Kaiser!"

Der Mensch, das Maß aller Dinge.

Plauderei von Dr. Johannes Kleinpaul.

Wir alle haben es irgend einmal gehört: es wird jeder mit seinem eigenen Maß gemessen; was einer sät, das wird er ernten. Aber auch jenes andere, bald geseufzt, bald wütend herausgeschrien: man kann doch nicht jeden mit seiner Elle messen!

Um das recht zu verstehen, denke man sich auf dem Jahrmarkt oder der Messe vor einem Tuchladen. Viele Leute stehen herum, und der Händler mißt einem nach dem andern die Stoffe zu. Da prüft und mißt einer der Käufer die Ware nach und behauptet, die Sache stimmt nicht: meine Elle ist größer als Ihre Elle! Ja, wo hat er denn „seine" Elle? Er hat sie mitgebracht. Jeder von uns hat eine — nein, sogar zwei — Ellen und nimmt sie überallhin mit. Es ist der innere

Unterarmknochen, von der Handwurzel bis zum Ellbogen! Das haben wir alle in der Schule gelernt, wir haben's nur wieder verschwitzt. Dieser Knochen heißt nicht nur Elle, er diente auch wirklich als Elle; wo man ging und stand, wurde damit gemessen.

Begreiflicherweise hatte der eine eine längere, der andere eine kürzere Elle, und so gab es im Band- und Tuchhandel immerwährenden Streit, bis man Ellen aus Holz machte. Das waren aber auch keine Idealellen, denn von einem Holz läßt sich leicht ein Stückchen wegschneiden und noch ein Endchen — ohne daß man's merkt! Schließlich merkte es aber doch jemand, dann schleppte er den „Betrüger" vors Rathaus, denn dort hing die Normalelle. Schade nur, daß man in jeder Stadt mit einer andern Elle maß. Da kamen denn 1795 die Franzosen auf den schlauen Gedanken, das Allerweltmaß „Meter" zu erfinden, und deshalb hängt seitdem das „Muster" aller Meter in Paris.

Genau so wie mit der Elle haben die Leute früher auch sonst vieles, ja eigentlich alles an sich selbst gemessen, kleinste und größte Dinge, in Raum und Zeit.

Was ist eine Meile? Die Lateiner sagen: millia passuum, tausend Schritte zu je fünf Fuß. Im Jahr 1529 wurde in Deutschland eine Meile ausgemessen: zehn Männer stellten ihre rechten Füße hintereinander; dabei hatten sie anscheinend ihre Schuhe an, denn es heißt weiter; zwanzig Schuhe sind eine Rute, sechzig Ruten ein Morgen, sechzig Morgen eine Meile; in Goslar wurde einmal die Länge eines Grabens ausgemessen, da hieß es: de vote schal en sin geschoet, de ander bervoet (der Füße einer soll sein beschuht, der andere barfuß). Noch in eine andere merkwürdige Bestimmung spielen diese Dinge hinein; eine hessische Verordnung besagte: die eine leibeigene Frau haben, sollen neun Schritte von der Gerichtshütte bleiben, nur die untadeligen Freien durften hinein.

Der Fuß diente nicht nur als Längen-, sondern auch als Flächenmaß. Bei den öffentlichen Gelagen war es verboten, mehr Bier auf dem Tisch oder darunter zu verschütten, als man mit einer Hand oder einem Fuß bedecken kann. Ein Laib Brot soll nach alter Bestimmung so groß sein, daß man's auf seinen Fuß stellen und dann oberhalb des Knies noch ein Frühstück für einen Knecht und einen Hund abschneiden kann.

Noch weit mehr als Fuß und Bein war die feingliedrige und bewegliche Hand geeignet, als Maß zu dienen. Wir alle kennen den Ausdruck: eine Spanne weit. So wurden Käse abgemessen: die Käse sollen so groß sein, daß man den Daumen mitten daraufsetzen und mit gestreckten Fingern einen Umkreis darauf machen kann. Eine Handbreit: wo Zweige überhängen, soll man eine Axt mit einem elf Handbreit langen Schaft nehmen und sie damit weghauen. Auch mit der geballten Faust wurde gemessen: eine aufgestellte geballte Faust mit erhobenem Daumen zählte gleich einem halben Schuh; wer zu Lorch a. Rh. eine neue Hufe aufnahm, hatte den andern Hübnern außer einem Eimer Wein zwölf Braten zu spendieren, „die eine Faust hoch über die Schüsseln gehen".

Der fromme Dichter singt: „und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab"; es wurde tatsächlich auch mit den Fingern gemessen. Ueber Fischnetze lasen wir die Bestimmung, ihre Maschen sollten so groß sein, daß man einen Finger durchstecken könne. Noch häufiger und wohl erprobter ist „fingerlang"; ja sogar ein Fingernagel wird in einem sonderbaren Fall als „Maßstab" erwähnt: nach dem Hamburger Stadtrecht von 1497 mußten dort zänkische Weiber zwei Stunden lang Steine auf der verkehrsreichsten Hauptstraße von einem Stadtende zum andern tragen, die eine hin, die andere zurück, und zwar beide im bloßen Hemd. Die Dame, die die „Lästersteine" trug, ging dabei allemal voraus, die andere dicht hinter ihr her, und letztere hatte dabei einen Stock in der Hand, in dem vorn ein Stachel befestigt war, so lang wie ein Mittelfingernagel! — und damit es schneller ging, durfte sie damit ihre Widersacherin nach Belieben „prikelen". Gewiß galt auch hierbei die Regel: Wie du mir, so ich dir; doch wir meinen, die zuletzt das Zepter führte, hatte immerhin das bessere Teil erwählt, sie konnte die „Nadelstiche" ihrer „Vorgängerin" mit Zinsen vergelten.

Wie man mit der Hand „zirkelte", ebensogut konnte man das auch mit dem Arm: Wer einen Kamp besitzt, darf in den Grenzgraben treten, den Ellbogen auf den Grabenrand des Nachbars legen, und soviel Eicheln er dann unter der Hand auflesen kann, die mag er haben. Die Maßeinheit „eine Handvoll" ist so „gäng und gäbe", daß diese Bezeichnung dialektische Formen angenommen hat (Hamsel), wie: den Mund voll (Mausel); als der reiche Riese Oelvaldi starb, teilten sich seine drei Söhne auf die Weise in das ererbte Gold, daß immer einer einen Mund voll nahm. Heute noch bekommen die Eskimos, soweit es Erwachsene sind, bei ihrer Taufe u. a. einen „Schluck" Portwein, den sie dann manchmal noch weiterverkaufen...

Eine Garbe sollte oder durfte so groß sein, daß sie ein „ziemlicher" Mann unter den Arm nehmen konnte, also „einen Arm voll", ein Zaun so hoch, daß er einem Mann bis unter die Achseln ging. Hingegen war es für die Frau ein Scheidungsgrund, wenn der Mann ein Hemd anhatte, das bis zur Brust ausgeschnitten war, für den Mann, wenn „sie" Hosen — anhatte. Allbekannt ist, daß Saul einen Kopf größer war als alle übrigen Philister, und einen freien Mann erkannte man daran, daß er lange Haare trug.

Man maß ferner mit seiner Körperkraft, Gewandtheit und Schnelligkeit. Die Fläche, die einer an einem Morgen mit einem Joch Ochsen umpflügte, hieß ein Morgen. Soweit der Erzbischof von Mainz auf einem weißen Pferd in den Rhein reiten und da aus mit einem Hubhammer über den Strom werfen konnte, so weit ging sein Gericht an der gleichen Statt. Kaiser Otto d. Gr. warf mit seinem Speer über Jütlands Nordspitze hinaus, wo die Wasser der Nordsee und Ostsee ineinanderrauschen, und eroberte damit zu dem Land auch das Meer. Diese Sitte, sich mit dem Hammer, der Axt, dem Speer, dem Streitgerät unserer Vorfahren, Besitz zu erwerfen, war weit verbreitet; als sie später zur Ruhe ging, schätzte man den Rügischen Axtwurf gleich drei Meereswellen. Für jeden ordentlichen Burschen gehörte es sich, daß er auf ein Pferd — oder darüber hinweg — springen konnte, von einem Alten, der noch mitzählen wollte, verlangte man, daß er noch eine bestimmte Strecke weit „unbestabt" ging, von einem Herzog zum mindesten, daß er imstande war zu reiten.

Selbst ein Minimum von allen diesen Dingen konnte von Wichtigkeit und Wert sein. Die Lebens- und Erbfähigkeit eines Neugeborenen wurde dadurch bekräftigt, daß es die vier Wände beschrie, „daß man

es durch eine eichene Wand hören konnte", oder daß es die Augen auftat und den Hausgiebel besah. Ein andermal wird das Alter und damit eine gewisse Rechtsfähigkeit von Kindern so bemessen: sie wären nun imstande, eine brennende Ampel auszublasen. Den Gemeindewald durfte man nach einer schönen Bestimmung des ostgotischen Gesetzes so weit zum Acker ziehen, „als ein in stiller Sommernacht im Wald stehender, laut rufender Mann im entferntesten Winkel seines Hofes gehört werden kann".

Aber man begnügte sich nicht einmal mit dem Hauch und „mit Blicken messen", man benutzt sogar den Schattenfall als Maß. Wer seinen Zaun erneuern und dabei sein Gut vergrößern wollte, dem war in der Regel ein Wurf in der Runde erlaubt, so weit durfte er die Grenzen vorrücken. Nach dem bayrischen Gesetz durfte er aber nur nach drei Seiten hin werfen, gen Norden sollte der Zaun nicht weiter vorgerückt werden, als des Mannes Schatten fiel — eine Aeußerung der uralten religiösen Empfindung des Heidentums von der traurigen und schauerlichen Mitternachtseite. . . .

Nun fragen sie zum Schluß nach Zeitmaßen, die wir an uns trügen? „Im Augenblick" geben sie sich die Antwort selbst, „im Handumdrehen" wird so etwas abgemacht. Fürwahr, jener weise alte Grieche hatte recht: der Mensch ist das Maß aller Dinge! Er hat's in sich.

Unsere Bilder

Das blutige Ringen um Tripolis (Abb. S. 1891/1896). Obgleich die Italiener Tripolis und Cyrenaika bereits formell annektiert haben, ist ein Ende des Krieges in Nordafrika vorläufig nicht abzusehen. Der „militärische Spaziergang", von dem Italien geträumt hat, wird noch viele Opfer kosten. Die Truppen, die Tripolis so schnell und leicht besetzt hatten, mußten bald von der Offensive zur Defensive übergehen und sich in endlos heißen Kämpfen gegen die vereinigten Türken und Araber wehren, die am Rand der Oase unzweifelhafte Erfolge errungen haben und ohne die Ueberlegenheit der italienischen Marineartillerie vielleicht sogar die Stadt im ersten Ansturm wiedererobert hätten. Diese Wendung des Kriegsglücks hat bei den Offizieren und Mannschaften des Expeditionskorps wohl eine stark gereizte Stimmung hervorgerufen. Dazu kam noch der Zorn über den Abfall der Araber, die den kämpfenden Italienern in den Rücken fielen und einen Augenblick lang die Situation aufs äußerste gefährdeten. Gegen diese Araber sind nun die italienischen Militärbehörden mit der größten Härte vorgegangen. Selbst offiziell italienische Berichte geben zu, daß Hunderte von arabischen Gefangenen nach einem summarischen Gerichtsverfahren füsiliert, weitere Hunderte in Ketten geschlagen und deportiert worden sind. Die Türken und viele europäischen Kriegsberichterstatter behaupten dagegen, daß die Erschossenen nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden zählen, daß sie überhaupt vor kein Gericht gestellt wurden, und daß auch wehrlose Frauen und Kinder niedergemetzelt worden seien. Unter den ersten Opfern dieser Exekutionen befand sich ein schwarzer Hilfskawaß des deutschen Konsuls. Es wurde ihm vor dem Kriegsgericht nachgewiesen, daß er während des Straßenkampfes einen verwundeten Italiener erdolcht hatte. Da das deutsche Konsulat keinen Protest erhob, dürfte dem Mann wohl sein Recht geschehen sein. Ob aber all die andern Opfer auch wirklich eines andern Verbrechens als der Verteidigung ihres Vaterlandes schuldig waren, wird sich kaum einwandfrei feststellen lassen. Die Türken erheben natürlich den lautesten Protest gegen das Vorgehen ihrer Feinde. Sie können in diesen Protestkundgebungen jedenfalls mit Stolz hervorheben, daß die Streiter des Halbmonds und ihre tapferen Führer — bekanntlich meist europäisch ausgebildete Offiziere, wie der frühere Militärattaché in Paris Fethi-Bei — bisher die Gebote der Menschlichkeit in glorreicher Weise beobachtet haben.

Der Wechsel im Reichskolonialamt (Abb. S. 1897) hat in Anbetracht der begleitenden Umstände großes Aufsehen erregt. Herr von Lindequist, der seit dem vorigen Jahr die deutsche Kolonialverwaltung leitete, hat gleichzeitig mit dem Abschluß des deutsch-französischen Marokkovertrages seine Demission gegeben. Die Leitung des Reichskolonialamtes wurde zunächst provisorisch dem langjährigen Gouverneur von Samoa Dr. Wilhelm Solf übertragen.

Die erste Ausstellung in der Wilmersdorfer Kunsthalle (Abb. S. 1897), die der Kunstverein für die westlichen Vororte als neues Heim des Großberliner Kunstlebens geschaffen hat, wird demnächst eröffnet werden. Die Jury ist eifrig bei der Arbeit, um die zahlreichen eingereichten Werke auf die 18 Säle des Ausstellungshauses in der Kaiserallee zu verteilen. Einige Räume bleiben aber auf Wunsch des Magistrats einer juryfreien Ausstellung vorbehalten.

Der neuste deutsche Lenkballon (Abb. S. 1898), das Schütte-Lanz-Luftschiff, hat von seiner Mannheimer Halle aus seine ersten Aufstiege mit großem Erfolg absolviert. Der Luftkreuzer trägt seinen Namen nach seinen Schöpfern, dem Professor Schütte und dem bekannten Großindustriellen Lanz. Es ist ein Ballon des ganz starren Typs, und seine Bauart macht dieses neue Luftfahrzeug für militärische Zwecke sowie für den Transport zahlreicher Passagiere besonders geeignet.

Josef Widmann † (Abb. S. 1897). Der liebenswürdige Schweizer Dichter, der dieser Tage verschieden ist, gehörte zu den feinen Erzählern und Gestaltern, wie sie gerade die Schweiz dem großen deutschen Schrifttum zu schenken pflegt. Widmann kam am 20. Februar 1842 zur Welt. Anfangs war er Theologe und Schuldirektor, dann seit dem Jahr 1880 Redakteur des Berner „Bund". Von seinen sehr zahlreichen Werken seien „Aus dem Fasse der Danaiden", „Die Maikäferkomödie" und „Der Heilige und die Tiere" erwähnt.

Personalien. (Abb. S. 1897.) Nach 24 jähriger Tätigkeit als Oberlandstallmeister hat Graf Lehndorff sich in den Ruhestand zurückgezogen. Seit fast einem halben Jahrhundert wirkte der Graf für die preußische Pferdezucht, und er kann auf stolze Erfolge zurückblicken. Sein Nachfolger ist der bisherige Landstallmeister von Oettingen. — Der Geh. Regierungsrat Dr. Paul Daude, der am 11. November seinen 60. Geburtstag feiert, hat während des letzten Vierteljahrhunderts ununterbrochen als Universitätsrichter der Friedrich-Wilhelms-Universität gewirkt. Wie großer Beliebtheit sich der hochverdiente Jurist erfreut, zeigte sich im vorigen Jahr bei seinem Amtsjubiläum.

Die Toten der Woche

Geh. Kommerzienrat Georg **Arnstaedt**, Direktor der Dresdner Bank, † in Berlin am 5. November im 69. Lebensjahr.

Geh. Rat Philipp von **Chelius**, Landgerichtsrat a. D., † in Karlsruhe am 3. November im Alter von 92 Jahren.

Geh. Rat Prof. Oskar **Holder-Egger**, bekannter Historiker, † in Berlin am 2. November im Alter von 60 Jahren.

Oberst Lothar **von der Linde**, Kommandeur des 3. Gardefeldartillerieregiments, † in Berlin am 31. Oktober.

Admiral Clifford Hardy **West**, † in Washington am 2. November im Alter von 65 Jahren.

Josef Viktor **Widmann**, bekannter Schriftsteller, † in Bern am 6. November im 70. Lebensjahr (Portr. S. 1897).



DIE-WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Benninghoven.

Die Araber als Bundesgenossen der Türken: Gefangene in Tripolis auf dem Weg zum Standgericht.

Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz.

Phot. Benninghoven.

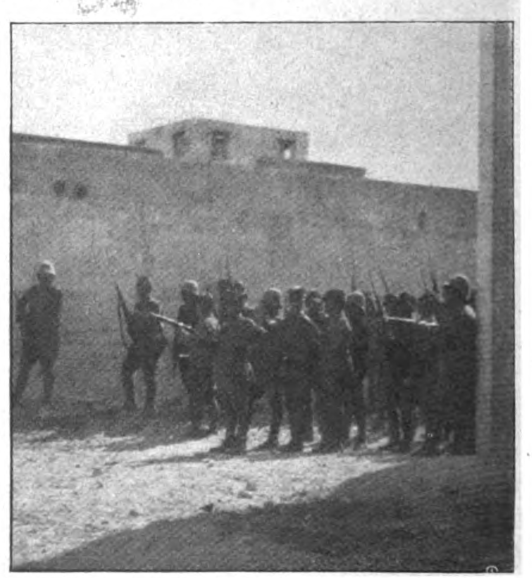
Zug von arabischen Gefangenen auf dem Weg zur Erschießung.

Heldentod im Wüstensand: Gefallener türkischer Soldat.



Phot. Rol.

Die Cholera in Tripolis: Beerdigung unter Begleitung eines einheimischen Gendarmen.



Alarmierte Bersaglieri bei dem Putschversuch der Araber in Tripolis.

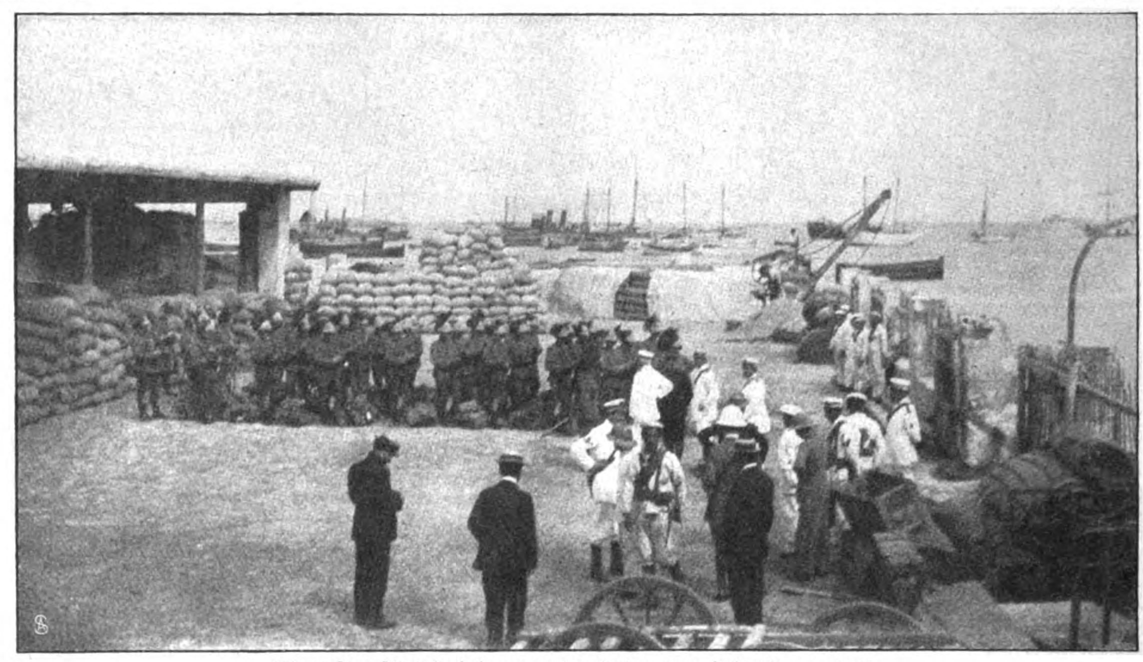
Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz.





1. Der arabische Diener des deutschen Konsuls vor seinen Richtern. Phot. London News Agency. 2. Der zum Tode verurteilte Verräter (×). 3. Erschießung des Verurteilten. Phot. Benninghoven.
4. Bei der Beschießung von Tripolis durch die Italiener zerstörter Raum im Hause des ersten Dragomans vom deutschen Konsulat. Phot. Guetta.

Die Italiener in Tripolis.

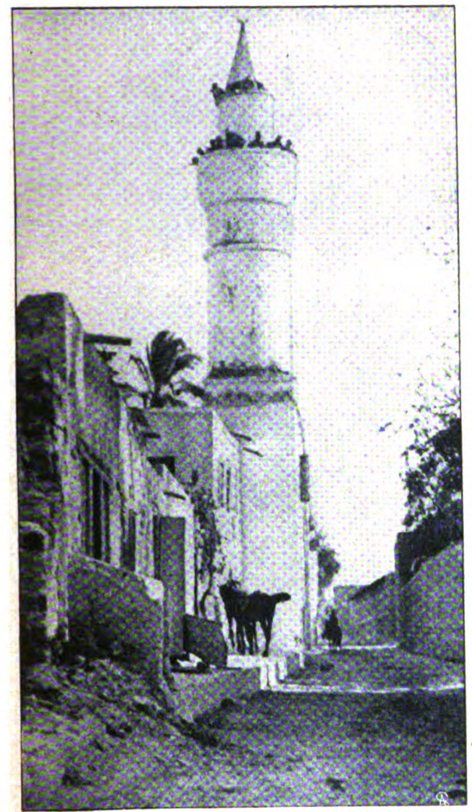


Die ersten Alpinieri kommen im Hafen von Tripolis an Land.

Unter dem Schutz von Sandwällen: Italienische Artillerie feuernd.

Phot. Benninghoven.

Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz.



Phot. Argus.

Italienische Wache auf der Spitze eines Minaretts.



Phot. Graphic.

Im Morgengrauen: Italienische Patrouille im Palmenhain einer Oase.



Phot. London News Agency.

Verwundeter italienischer Soldat wird in die Stadt gebracht.



Phot. Argus.

Minarett, dessen Spitze während der Belagerung abgeschossen wurde.

Die Italiener in Tripolis.



Phot. London News Agency.

Zum Tod verurteiltem Araber wird eine letzte Unterredung
mit einem türkischen Gendarm gewährt.



Phot. Menasci.

Ein wichtiges Element: Italienischer Wachtposten
vor einem Brunnen.



Die Aviatik auf dem Kriegsschauplatz: Italienische Flugapparate vor dem Aufstieg.

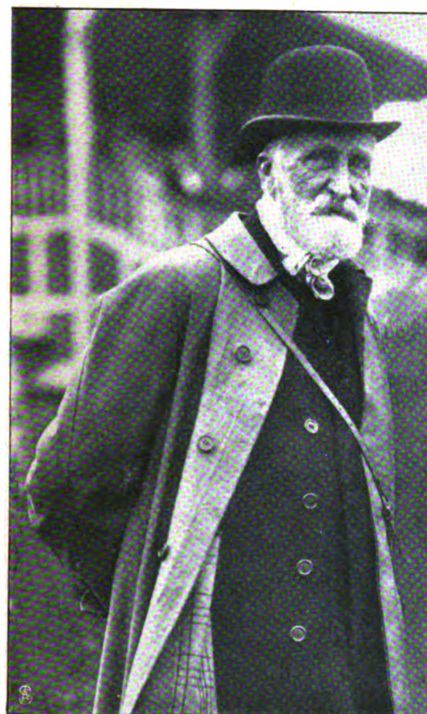


Die Schrecken des Krieges: Flüchtlinge aus Tripolis mit ihrer Habe im Djerba-Spital.



Fethi-Bei,
Chef des Generalstabs der türkischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz.

Vom Türkisch-Italienischen Krieg.



Illustrationsphoto.

Oberlandstallmeister Graf von Lehndorff,
tritt in den Ruhestand.



Wirkl. Geh. Rat Dr. v. Lindequist,
legte sein Amt nieder.



Atelier Bollenweider.

Josef Viktor Widmann †
der bekannte Schweizer Dichter.



Atelier Bieder.

Landstallmeister v. Oettingen,
der Nachfolger des Grafen Lehndorff.



Phot. Dührkoop.

Dr. Wilhelm Solf
wurde provisorisch mit dem Posten des Staatssekretärs betraut

Zum Wechsel in der Leitung des Reichskolonialamts.

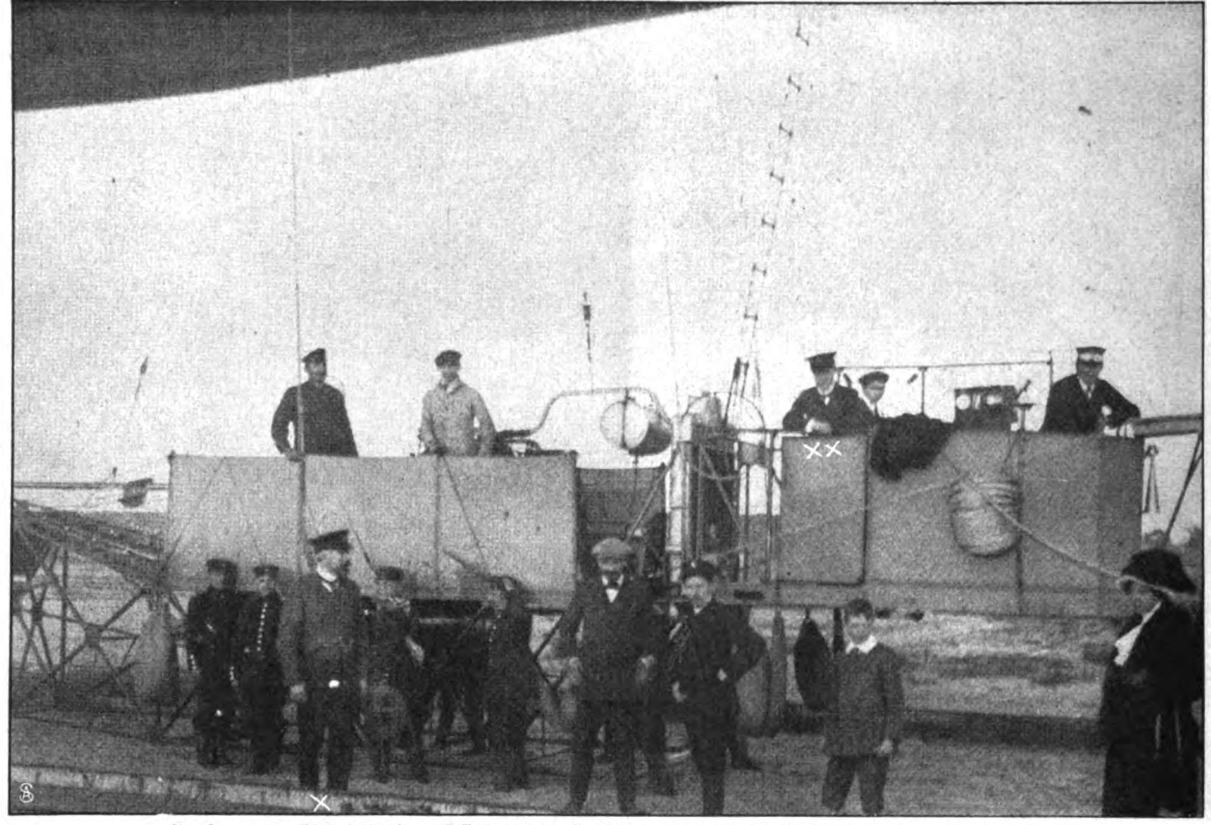


Geh. Reg.-Rat Dr. Daude.
Zum 60. Geburtstag des Berliner Universitätsrichters.

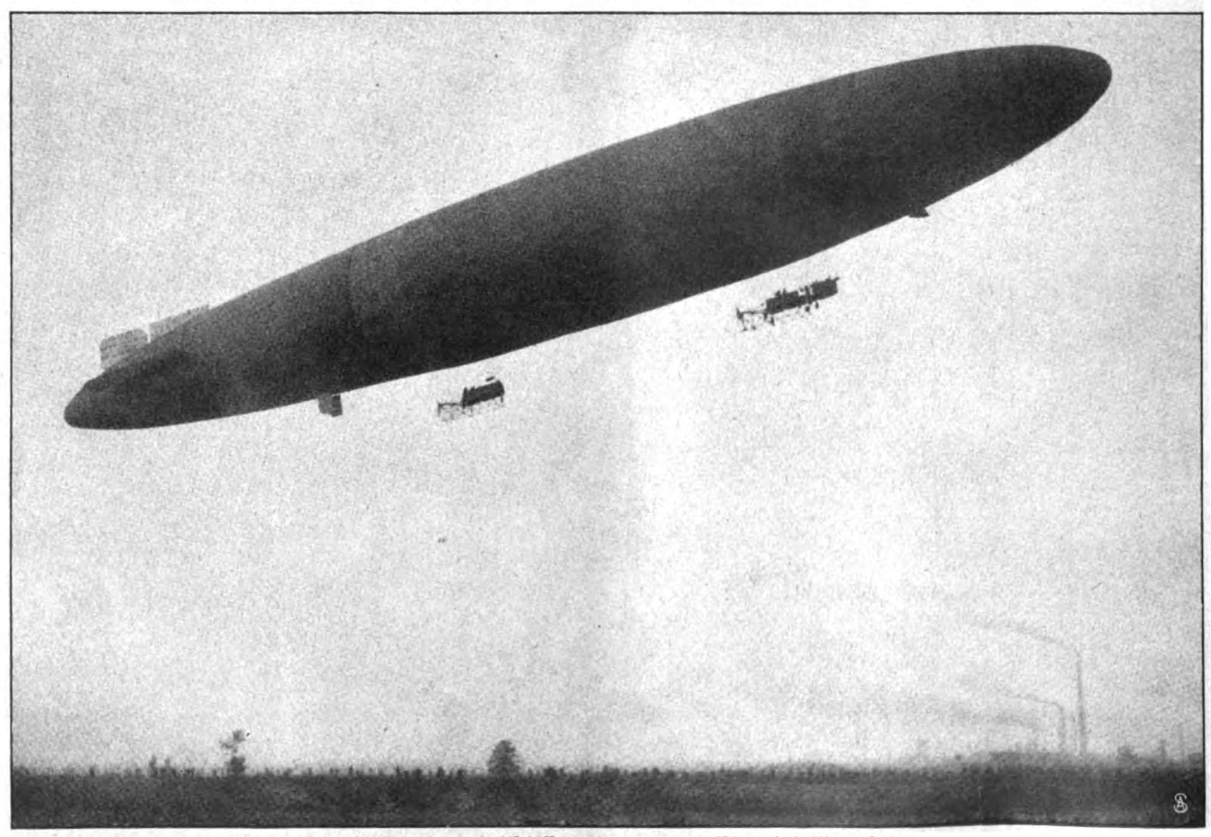


Von links: Kayser-Eichberg. Prof. Hilgers. Fedor Encke. Carl C. Schirm. Prof. Günther-Gera. Dr. M. Lünstroth. Müller-Münster. van Eyden. Prof. Janensch. Louis Lejeune.

Zur Eröffnung der ersten Ausstellung in der Kunsthalle in Wilmersdorf bei Berlin: Die Jury bei der Arbeit.



Prof. Dr. Schütte (×), der Erfinder des Systems. In der Gondel: Dr. Carl Lanz (××).



Das Schütte-Lanz-Luftschiff nach einem Aufstieg bei Mannheim.

Ein neues System im deutschen Luftschiffbau.

Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

3. Fortsetzung.

Knapp hinter dem Dogcart des Herzogs hielt der Viererzug des Sultans, dem ein gleich kostbares Gespann des Prinzen Benewitz folgte, eines begeisterten Liebhabers des grünen Rasens.

Aller Augen richteten sich mit Neugierde, Neid oder Interesse auf Arlesheim und seine Begleiterin.

Gerda trug ein überaus geschmackvolles, einfaches Kleid aus lila Tussor, einen Hut voll Tausendschönchen und einen Tuff dieser kleinen, bunten Sternblumen auf ihrem Silberfuchs, der trotz der sommerlichen Wärme lässig und graziös um ihre Schultern lag.

Wie ein Paar, das zueinander gehört, gingen sie an den Logen und den Tribünen des Unionklubs vorüber, bis auf den Rasen vor dem Fürstenpavillon, hinter dem gerade der à la Daumont bespannte Wagen des Großherzogs hielt. Die Glocke ertönte, und der Aufgalopp des zweiten Rennens begann.

Arlesheim hatte Benewitz flüchtig begrüßt, nun stand er wieder neben Gerda und reichte ihr sein kleines Rennglas: „Goldfasan ist heißer Favorit, aber ich glaube an meine Rose. Sehen Sie dort drüben den Ulan auf dem Schwarzbraunen? Das ist sie."

Eine elegante Menge füllte Rasen, Kiesweg, Tribünen und Logen. Die Damen begannen auf die Stühle zu steigen.

Gerda behielt das Glas mehr in Verlegenheit als aus Neugier lange vor Augen und tat so, als mustere sie gleichmütig das Publikum, während in Wahrheit ihre Knie bebten unter den tausend auf sie gerichteten Blicken. Sie hatte hier eine Art Feuerprobe zu bestehen, sie, die Totgesagte, mußte jetzt vor allen Bekannten ihre „Vogel-Phönix-Natur" beweisen und durch ihr Auftreten nicht nur ein vielseitiges Mißtrauen verscheuchen, sondern auch ihrem Begleiter Freude machen. Wo sie zwei Köpfe zusammenrücken sah, meinte sie auch die Worte zu hören: „Ist das nicht die Hellern? In fürstlicher Gesellschaft? Wo will denn die hinaus?"

Aber so sehr sie vor ihren Ängsten auf der Hut war, gelang es ihr nur selten, eine glaubwürdige, heitere Miene zu zeigen. Die Mundwinkel waren mitunter wie von einem verhaltenen Schmerz heruntergezogen, dann drehte sich der Sonnenschirm unaufhörlich über ihrem Kopf gleich einem Windmühlenflügel, und als sie einmal unversehens an einer Gruppe vorbeikam, darin sie Bodenbach, die Plewe mit der Familie Lederer erkannte, zuckte sie zusammen wie ein auf verbotenen Wegen ertapptes Kind. Der Offizier grüßte feierlich, alle sahen dem Paar gespannt nach, als müsse die Rückseite offenbaren, was dessen Mienen verbargen.

„Auch kein schlechter Tip, was?" meinte Herr von Lederer, der die Gabe besaß, seine Zuhörer mit schlagfertigen Witzen über die unfreiwillige Komik seiner kurzen, dicken Gestalt hinwegzutäuschen.

„Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte? Ich hörte doch, das niedliche Kücken sei total abgebrannt und unter Fürsorge? Adele, du treffliche Sibylle, sage mal, hast du 'ne Ahnung, was da, deinen teuern Gotha betreffend, vorgeht?"

Die eitle Gemahlin mit dem neugebackenen Adel zu necken und ihn zu ironisieren, war sein liebster Zeitvertreib, eine süße Rache für die beträchtlichen Kriegskosten des langjährigen Feldzuges, in dem der weltbekannte Kohlen-Lederer nur ein dürftiges fünfzackiges Krönchen — nicht mal einen freiherrlichen Siebenender — erbeutet hatte.

„Du bist wieder unfein, Max!" versetzte die hochbusige Frau in Spitzen und Brillanten vorwurfsvoll, was so viel sagte wie: „Du wirst leider immer unter deiner Würde bleiben." Aber der angeregte Gegenstand interessierte sie mächtig. „Was willst du denn damit überhaupt sagen?"

„Na, sehr einfach. Wenn ich die Marlitt wäre, würde ich einen Roman darüber schreiben: ‚Um eine Fürstenkrone'."

„Oder: ‚Wenn die Not am größten —'", ergänzte Bodenbach mit einer tiefen Verbeugung vor dem goldenen Kalb, das er schon lange hoffnungslos anbetete. Aber aus den Augen der „Goldschatulle", wie er die kleine Lederer nannte, kam ihm kein wohlwollender Blick für seine Indiskretion.

„Ich finde die Frau entzückend. — Warum sollte sie nicht Herzogin werden können, Mama?" sagte die Tochter, die Gerdas Gestalt in ehrlicher Bewunderung folgte. Bei sich dachte die vielumworbene Millionenerbin wohl: Wie herrlich muß es sein, um seiner selbst willen begehrt zu sein!

„Weil es ganz und gar ausgeschlossen ist! Der Herzog kann nur eine Reichsunmittelbare heiraten!" belehrte die Mutter, die den großen und kleinen Gotha auswendig kannte.

„Nu, es sind auch schon Nachtwächter am Tage gestorben!" fuhr der Vater belustigt auf. „Alles schon dagewesen! Deswegen geht auch die Karre noch lange nicht aus dem Leim!"

Da sagte Frau von Plewe, die bislang verstimmt geschwiegen hatte, sehr geheimnisvoll: „Beruhigen Sie sich, ich weiß, daß weder er noch sie an eine solche Verbindung denken!" Sie betonte „solche" in einer Weise, als wisse sie genau Bescheid, womit denn freilich auch ein bösartiges Lynchgericht an Gerdas Charakter vollzogen war.

„Wieso?" machte Bodenbach ganz verblüfft. Aber



die seltsame Sprecherin, der die fühlbare Freundschaft zwischen dem Herzog und der abenteuerlichen Frau ein Dorn im Auge war, begnügte sich mit der hämischen Andeutung: „Oh, man hört und sieht eben mancherlei!"

Diese stets gebräuchliche Redensart, wo es gilt, einen guten Ruf zu vernichten, tat auch hier ihre Wirkung.

„Nein, wirklich? Denken Sie mal, das hätt ich nun doch nicht geglaubt!" erstaunte Frau von Lederer aus tiefster Brust und schlug in Gedanken vor der Mätresse die Tore ihres Hauses, die sie vordem für die künftige Herzogin sperrangelweit aufgerissen hatte, schnell wieder zu. O Gott! Sie hatte den netten Bodenbach gerade bitten wollen, ihre Bekanntschaft zu vermitteln. Nun warf sie ihm, der sie so aufs Glatteis zu führen wagte, einen strafenden Blick zu, und ihrer Tochter, die hartnäckig die Partie der Hellern ergriff, gab sie einen strengen Verweis.

Aber in einem unbewachten Augenblick nahm Bodenbach die Plewe scharf ins Examen: „Hören Sie mal, Gnädigste — ich falle ja aus den Wolken! Woher wissen Sie denn — —?"

Frau von Plewe lächelte blaß.

„Vielleicht fragen Sie das Nähere bei der kleinen Hope. Ich weiß nur, was mir der Modenhändler Picard erzählte, bei dem der Herzog für die Hellern Toiletten aussuchte!"

Der Offizier riß Mund und Augen auf: „Und die hat Arlesheim bezahlt?"

„Ich weiß von nichts anderm! Bitte, lassen Sie mich damit zufrieden!" gab die Gefragte nervös ausweichend zurück und wandte sich wieder der Familie Lederer zu. Wohlweislich verschwieg sie den Umstand, daß der Händler durch sie selbst über Frau von Hellern „Aufklärung" erhalten hatte.

Indessen kam, wie gerufen, Kattie Hope heran, und zwar in Begleitung einer zierlichen, auffallend hübschen Jüdin, über deren schneeweißer Stirn ein Brand roter Haare flammte. Frau Löwy schrieb Saisonberichte für verschiedene Zeitungen und machte unter diesem Deckmantel die Bekanntschaften, die ihr in den vornehmen Kreisen erwünscht und nützlich schienen. Sie hatte sich der schlauen und eitlen Miß bemächtigt, um über die „bezaubernde Gerda" einen „Season speech" zu lancieren, in den sie reizende Indiskretionen über Hellerns Tod und „die Durchlaucht" einfließen lassen konnte. „Frauen, die sich zu ihrem Schicksal bekennen," versicherte sie Kattie, „gibt es doch kaum in Deutschland. Bei uns wird alles Außergewöhnliche schnell vertuscht, und die Betroffenen sind dann gesellschaftlich abgetan. Das ist die Feme, von der die Auserwählten verfolgt werden." Das sagte sie so. Derweilen aber trug sie den interessanten Klatsch der ganzen Welt stets bei sich, sie wußte über die inneren Angelegenheiten Vanderbilts so gut Bescheid wie über die Bonapartes und die Prinzessin von Rumänien; der Herzog von Aosta schien ihr seinen Liebestraum persönlich mitgeteilt zu haben und die Fürstin Lieven ihren Ehescheidungsprozeß.

Frau von Lederer, die soeben noch beifällig genickt hatte, als die beflissene Frau Löwy sich anschickte, die Engländerin herbeizuholen, würdigte diese nun kaum eines Blicks. Das Rennen schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu besitzen.

Ein Gemurmel ging durch die Menge, ab und zu durch laute Schreie unterbrochen: „‚Goldfasan‘ bricht aus — ‚Forever‘ stürzt!"

Das Feld war auseinandergerissen. Wie Pfeile schossen die leidenschaftlichen Tiere dahin. Menzel führte. „Menzel, Menzel!" schrien die aufgeregten Massen. Auf ihn hatten sie hohe Summen gesetzt.

Arlesheim stand nun still, das Glas vor den Augen. Er folgte seiner „Rose". „Jetzt hält sie neben ‚Bummelant‘. Können Sie sehen?" Seine Stimme hatte einen erregt dunkeln Ton. „Sie überholt ihn. Sie nimmt mit Menzel die Mauer."

„Wundervoll!" stieß Gerda begeistert hervor. Auch sie folgte dem Wettkampf mit heißen Wangen.

Plötzlich brüllte die Menge wie ein aufgepeitschtes Meer: „Menzel, Menzel" — aber Menzel blieb zurück. „Rose" überholte ihn mit drei Pferdelängen vor dem Ziel. Der junge Offizier stand in den Bügeln über die Mähne des Pferdes gebeugt, er schien es zu stoßen, zu tragen, seine Peitsche klatschte auf die Flanken, der Bauch des Tieres war dicht über der Erde; so gewann „Rose" das Ziel. Der Tumult verstärkte sich. Alles stürzte nach vorn. „Bravo!" schrie man dem Sieger entgegen, der schwach lächelnd, aufgelöst auf seinem dampfenden Pferd saß und es mit langen Zügeln Schritt für Schritt gehen ließ. Freunde drängten sich durch die dichten Reihen und umgaben den glücklichen Sieger. Mister Burns, der Trainer des Arlesheimschen Stalls, ein kleiner, komisch ernster Mensch, kam ihm entgegen. Er besaß als Fachmann einen Weltruf.

Arlesheim führte Gerda zum Sattelplatz. „Es war ein wundervolles Finish", schwärmte er mit knabenhaftem Leuchten in den Augen. „Aber nun müssen wir uns ‚Asram‘ ansehen. Er wird Ihnen gefallen."

„Ich gratuliere", lächelte ihn Gerda an. Sie sahen sich in die Augen, und eine unendliche Weichheit verklärte ihre Züge. Sie fühlten sich in der lärmenden Schar, die zum Totalisator, zum Büfett oder zur Musik drängte, ganz allein. Und dieses Alleinsein schien ihnen ein köstliches Geschenk. Ihre Ellbogen berührten sich, während sie gingen, und jede Berührung durchfuhr sie wie ein Rausch der Verheißung.

Das ist das Glück ... das Glück, jubelte es in Gerda.

Auf dem Sattelplatz wurden die für das nächste Rennen bestimmten Pferde gesattelt und gezäumt herumgeführt. Herr von Kessel, der glückliche Sieger, war schon da und empfing des Herzogs Dank, ehe er ging, um seinen silbernen Preis aus den Händen einer Königlichen Hoheit zu erhalten.

Überall machte man Arlesheim, dem bekannten Sportsmann, Platz. Überall wurde er gegrüßt und seine schöne Begleitung von fragenden Blicken bestürmt. In Gerda wuchs das Gefühl der Lust und Freude. Keine Vergangenheit beunruhigte sie mehr. Sie genoß die Gegenwart, und Zukunft lag nun wirklich vor ihr wie ein blühender Garten. Jockei Walter stand in Gelb und Weiß, den Arlesheimschen Farben, neben „Asram", einem feurigen Dunkelfuchs, und untersuchte, ehe er aufstieg,



das ganze Sattelzeug, jeden Riemen, jede Schnalle. Gerda sah in die groß aufgerissenen Augen des erregten Pferdes, in denen die edle Rasse flammte, und klopfte ihm den Hals.

„Du mußt siegen!“ sagte sie leise. Der Anblick des gehegten, kostbaren Tieres neben der geliebten Frau berauschte Guido Arlesheim in ganz besonderer Weise. Er war so stark, so unmittelbar, er trug ihm zu: Sie ist dein, sie wird dein! daß er kaum einen Schrei unterdrücken konnte. Der Gedanke an sie war seines Lebens Leben geworden. Der Besitz eines so seltenen Weibes schien ihm die Krone aller Errungenschaften. Er hatte nie verstehen können, daß es unter seinesgleichen Männer wie Benewitz gab, die sich mit einer Frau niederen Standes abgeben mochten.

Dieser hatte seiner Mätresse, der Tochter eines Flickschusters, durch Scheinheirat mit einem verarmten Standesgenossen den Namen einer Gräfin verschafft, den die Schusterstochter dazu benützte, nicht etwa ihrer Standeserhöhung angemessen zu leben, sondern nur, um den geschmacklosen Luxus ungebildeter Menschen zu entfalten und den maroden alten Herrn mit jedem jungen Galan zu betrügen.

Das war in Arlesheims Augen eine Verhöhnung wirklicher Adelsprivilegien und doppelt verwerflich, wenn ein ganz Hochgestellter die Hand dazu bot. Ja, er konnte von sich sagen, daß er den faulen und primitiven Genuß im Umgang mit Haremschönen immer verabscheut hatte.

Die Sonne brannte und flimmerte, die Musik füllte die blaue Luft mit triumphierenden Weisen. Eine gesteigerte Lebensfreude schien alle die vielen Menschen zu ergreifen. Der Tag war so voll goldenen Lichtes, daß selbst den abgestumpften Gesichtern ein Hauch verliehen wurde. Der Totalisator war umlagert, und die vielen heimlichen Buchmacher zogen für den Abschluß hoher Wetten ihre verbotenen Hefte.

Arlesheim begleitete Gerda zum Büfett, um eine Erfrischung mit ihr zu nehmen.

Vor ihnen ging Benewitz im grauen Gehrock und grauen Zylinder neben dem Großherzog, der in Uniform war.

Gerda sah auf den breiten Rücken des regierenden Fürsten.

„Ob Prinz Alex die schöne Miß Wood doch noch bekommt?“ fragte sie lächelnd. „Der Herzog sieht eigentlich aus, als ob er mit sich reden ließe!“

Sie bekam nicht sogleich eine Antwort.

Arlesheim horchte dem Ton ihrer Frage nach; sie schlug so merkwürdig mitten in seine geheimen Besorgnisse hinein, daß er einen leichten Argwohn spürte und darum gereizt, obgleich mit heiterer Miene, erwiderte: „Ja, wenn das nur so vom Temperament abhinge! Es ist doch nicht nur so, als ob ein Vater über die gute oder schlechte Partie seines Sohnes entschiede! Das Publikum, natürlich, findet es immer höchst poetisch, wenn ein Prinz das Herz auf den Händen trägt und des Goldschmieds Töchterlein heiratet. Was ist das für eine Schwärmerei? Man spricht von edler Menschlichkeit und freut sich zugleich, daß wieder ein Stück Dynastie abbröckelt. Am nächsten Tag ist der rührende Handel vergessen, und das Volk jubelt um so lauter dem gleichberechtigten Fürstenpaar zu. Mit Recht!“

Gerda verbarg ihre wahren Gefühle bei diesen etwas hochmütigen und höhnischen Worten, von denen auch ihr eigenes Herz betroffen wurde. Sie war jedoch unfähig, zu erwägen, was sie mit der geharnischten Antwort zu schaffen habe. Inwiefern berührte sie ihre Hoffnungen? Lag ihr eine Absicht zugrunde? Sie hatte die Frage ohne Hintergedanken getan, weit entfernt, auf diesem Weg die Gesinnung des Freundes zu erforschen. Warum betonte er nun ihr gegenüber so energisch das Prinzip der Gleichberechtigung?

„Ich finde es hingegen kläglich,“ bemerkte sie kalt, „wenn ein Mensch diesen Überlieferungen unbedingt, unter allen Umständen sein Lebensglück opfert. Ein Thronerbe, ja, da verstehe ich einigermaßen die Beschränkung, aber bei einem solchen Seitenlinienprinzen kommt es doch ernstlich gar nicht darauf an. Wozu soll der nun verzichten? Das wäre doch nur eine grausame Komödie, die heutzutage gar keinen Sinn mehr hat.“

Der Herzog wiegte mißbilligend das Haupt. „Sagen Sie das nicht, sondern denken Sie ein bißchen weiter, z. B. daran, daß der Thronerbe mitsamt seinen Brüdern vorzeitig sterben kann oder kinderlos bleibt! Wir wollen einmal ganz und gar absehen von prinzlichen Pflichten, nur diese Möglichkeit ins Auge fassen. Was sagen Sie dazu?“

Er trug das mit einer so ernsthaften Bedenklichkeit vor, als sei er tief überzeugt von der einschneidenden Bedeutung des Gegenstandes. Seine Stirn lag in schweren Falten. Augenscheinlich war er ärgerlich über die Opposition ihres „gesunden Menschenverstandes“ und suchte ihr begreiflich zu machen, daß er die Schlüsse aus diesem Lager für unwirksam erachte.

„Mit solchem Schrot erlegt man nur Dutzendware — keine Ausnahmemenschen. Was heißt das: ‚Die Welt wird deshalb doch vorwärts gehen!?‘ Es fragt sich, ob Sie unsere Einrichtungen für gut oder schlecht halten. Ich verteidige sie, weil sie den geistigen und sozialen Unterschieden im Menschengeschlecht angemessen sind. Und das erste Gebot des Hochstehenden heißt: Distanz nehmen, denn, wer sich grün macht, den fressen die Ziegen!“

Gerda konnte nicht Schritt halten mit seiner Beredsamkeit. Sie merkte selbst, wie wenig stichhaltig ihre Einwendungen waren, aber je länger sie zuhörte, desto größer wurde ihr Zorn gegen den Verteidiger der stolzen Festung. Plötzlich hatte sich sein Wesen verändert, er kam ihr anmaßend, dünkelhaft vor, nicht viel besser als ein Plutokrat, der auf seine Geldsäcke pocht.

„Ach, der ganze Kram ist mir ja so unsäglich gleichgültig! Von mir aus mögen —“, sie verschluckte den bitteren Rest und sagte statt dessen: „Es kommt ja überall nur auf die Kraft der Liebe an. Ist die groß, so kennt sie auch kein Hindernis.“

Aber ihr Gesicht flammte vor Erregung, ihre Mundwinkel zuckten verächtlich. Sie war in tiefster Seele froh über diese letzten Worte, die sie ein Geschenk des Himmels deuchten. Was konnte er dagegen sagen? Gerda triumphierte. Sie hätte ihn ansehen, seine Be-



stürzung beobachten mögen. Oh, dieses verdächtige Schweigen! War's Scham oder Erbitterung?

Am Büfett erkundigte er sich eifrig nach ihren Wünschen, und nichts verriet, woher seine Gedanken kamen.

„Eine Limonade — ein Glas Sekt — was ziehen Sie vor, Baronin?" Wirklich sah er sie an, als habe er schon wieder vergessen, was gesprochen wurde, und die Bewegung, mit der er sich bei gelüftetem Hut über Stirn und Haare fuhr, sollte ihr ungefähr bedeuten: Verzeihen Sie, falls ich etwas überhört haben sollte!

Ja, du bist ein vollendeter Heuchler, aber du tust übel daran, mich als einfältiges Kind zu behandeln! sagte Gerdas höhnischer Blick. In der gleichen Sekunde flog und stockte ihr Blut. Sie hatte so ganz etwas anderes erwartet, ohne sich das einzugestehen.

„Ein eiskaltes Getränk, bitte!" sagte sie aufatmend.

Als er ein ganz beschlagenes Glas Champagner brachte, trank sie es auf einen Zug aus.

„Sie haben zu viel Feuer mitbekommen! Das muß nun immer gelöscht werden, wie?" meinte er wieder sehr zärtlich.

„Ich möchte mich ausruhen", erklärte sie kühl. Sie gingen den Tribünen zu. Indem er über die tausend Köpfe hinwegsah, blieb sein Blick plötzlich an einem jungen Mann haften, der ebenfalls auf die Logen zusteuerte und mit ausgesuchter Eleganz gekleidet war. Er hatte Arlesheims Größe und ähnelte ihm stark. Aber seine Haltung war lässig, und das auffallend schöne Gesicht bekam durch einen weibischen Zug um den Mund etwas seltsam Unsympathisches.

Auch Gerda bemerkte ihn und richtete einen erstaunten Blick auf ihn, den er zu erwidern schien.

Mit dem Herzog ging eine blitzartige Veränderung vor sich. Seine Züge nahmen einen konventionell frostigen Ausdruck an, während seine sonst so langsamen, fast müden Bewegungen hastig wurden, als trüge er plötzlich Eile, von Gerda fortzukommen.

Er brach das Gespräch ohne Übergang mit den kurzen Worten ab: „Entschuldigen Sie mich ein kleines Weilchen, Baronin. Darf ich Sie so lange in Ihre Loge bringen? Ich sehe dort drüben meinen Bruder, der etwas mit mir besprechen möchte."

Auch ihm war Rolfs erstaunt tastender Blick nicht entgangen, und außerdem widerstrebte es ihm, der einer ernsten, unerquicklichen Auseinandersetzung entgegensah, diese mit gesellschaftlichen Vorstellungen und harmlosen Worten einzuleiten. Keine Sekunde kam ihm der Gedanke, Gerda könne seine Eile mißdeuten. Keine Ahnung hatte er von der grausamen Folter, der er die geliebte Frau auf einmal überlieferte.

Die Verdüsterung seines Gemüts hatte sich ihr sofort mitgeteilt. Noch befangen in dem Kampf, den sie eben miteinander geführt, bekam seine Wesensveränderung, sein fluchtartiger Aufbruch für Gerda eine furchtbare, unabweisliche Bedeutung. Urplötzlich stand der Gedanke vor ihrer Seele, Arlesheim wünsche ihr Zusammentreffen mit seinem Bruder nicht, um keine törichten Hoffnungen in ihr zu nähren. Das helle Feuer ihres Herzens erlosch wie unter einem kalten Wasserstrahl. Ein Abgrund tat sich in ihrem Innern auf, und die Not wuchs sofort ins Riesengroße! Ein dumpfes Gefühl des Verlassenseins überfiel sie wie ein wildes Tier, und Bitterkeit stach sie wie mit Nadeln. Sogar das Gefühl nach Rache mischte sich bereits unter diese ersten schmerzverworrenen Gedanken. In einer Art von Instinkt bewahrte sie die äußere Haltung, erstarrte ihr Gesicht in Hochmut, fand sie ein paar banale Worte.

Als aber der Herzog die Tribünentreppe hinunterschritt, folgten ihm ihre Augen mit mattem Blick wie zwei Lampen, die erlöschen wollen. Eine Welt stürzte zusammen, und aus dem Trümmerhaufen blickte die wildeste Verzweiflung.

Während sie unter den Blicken der Umsitzenden auf ihren Logenstuhl sank, verzerrte sich ihr Mund einen Augenblick wie in rasender Qual. Eine Ohnmacht wollte sie anwandeln, aber sie riß sich zusammen und versuchte, in das Menschengewühl hinunterzublicken. Sie zwang sich, Beobachtungen anzustellen, nach Bekannten zu sehen, die sie heranwinken konnte. Aber während sie den blauen Hut der Frau von Ranke studierte — er war so merkwürdig blau, und die Federn fielen alle nach hinten, dicht wie ein Wald — da brannte es von neuem in ihr: Ich hasse ihn! Wie eine siedende Welle kochte es in ihr auf: Ich hasse ihn!

So furchtbar war die Umwälzung, die er durch seine Unachtsamkeit in ihr bewirkt hatte.

Kattie Hope, die ihre Herrin stets im Auge behalten hatte, säumte nicht lange. Aber sie brachte Bodenbach, Frau Löwy und ein Fräulein Arnim mit, die vorgab, eine Stiftsfreundin von Gerda zu sein. Kattie war dieser schwatzhaften und nicht ganz einwandfreien Dame wegen sehr in Sorge. Sie machte Gerda hinter dem Rücken der andern ein Zeichen, daß sie die Leute gezwungenermaßen mitbringe. Bodenbach stellte die beiden vor, und alsbald entspann sich um die Gunst des neuen Sterns ein zischender, schwirrender Zungenkrieg, der Gerdas innere Stimmen wohltätig übertönte.

Die Journalistin behielt die Oberhand. „Ihr Bild mit Autograph, Baronin, nicht wahr? Sie dürfen mir's nicht abschlagen. Der Artikel soll im ‚Museum' erscheinen und heißt: ‚Frauen, die zu leben wissen.' Die Gräfin Schliepenhof, Madame Durant, Lady Mackenzie sind schon im Druck. Sie würden in der nächsten Galerie erscheinen." Und Gerdas Einwand wegen der mangelnden Verdienste wies sie schmeichelnd zurück: „Muß denn immer getanzt, gemimt, gesungen sein? Seien Sie ganz unbesorgt, Liebste, ich werde Ihre Note schon finden! Nicht wahr, Graf? Ich brauche Sie zum Beispiel nur in Gegensatz zu dem bei uns herrschenden Geschmack zu bringen. Bitte, was glauben Sie? Ich habe heute acht, sage acht, gutangezogene Frauen gezählt. Dabei ist dies der vornehmste deutsche Sportplatz!" Mit den Augen eines betenden Moslems betrachtete sie Gerdas Putz. „Das gleiche Kleid trug vor acht Tagen die Duscheß of Westminster in St. Moritz, die beiläufig auch auf die Nuance Ihr einzig schönes Haar hat."

„Die versteht den Weihrauchkessel zu schwingen, was?" flüsterte Bodenbach der Engländerin zu.



Gerda sah verlegen ihre einstige Freundin an, die sie kaum mehr erkannte, und vernahm mit leisem Grauen, daß diese identisch sei mit der an allen Plakatsäulen prangenden Soubrette Ellen von Ramin. Sie war der Star des Intimen Theaters.

„Sind Sie glücklich in Ihrem Beruf?" fragte Gerda. Das einstige „Du" konnte sie nicht über die Lippen bringen, obwohl das eine Treulosigkeit war. Die kecke, junge Dame mit den gefärbten Haaren und Augenbrauen, den leidenschaftskundigen Zügen erinnerte in nichts mehr an das zarte Mädchen, mit dem sie eingesegnet wurde.

„Mein Gott, jetzt bin ich ja zufrieden, aber leicht hat man mir's nicht gemacht. Und besser ist es jedenfalls als das Los, wie's mir daheim blühen würde — bei den Almosen der Familienstiftung. Sie haben mich ausgestoßen."

Scheinbar erheitert von der Wirkung, die sie hervorrief, forderte die Sängerin Gerda auf, sich von ihren Leistungen zu überzeugen, was diese errötend zusagte.

„Darf ich meine Begleitung anbieten?" fragte Bodenbach. Er konnte sich Gerdas verstörte Miene nicht erklären.

„Wir wollen heute abend kommen, nicht wahr, Kattie!" stieß sie heisere Worte aus, und an die Soubrette gerichtet: „Und nach der Vorstellung müssen Sie mein Gast sein!"

Ihr Herz schwelgte schon in wilden Betäubungen, und als Bodenbach wieder von dem indischen Nabob anfing, dessen Bekanntschaft er im Spielklub gemacht hatte, erklärte sie sich bereit, ihn kennen zu lernen.

Eine Weile suchten ihre blassen Augen in der wogenden Menge... Einen Halt? Aber sie fanden nicht...

„Good gracious!" schrie Kattie mit ausgestreckten Armen. Gerdas Kopf fiel ins Genick, sie griff in die Luft und brach ohnmächtig zusammen.

* * *

In den letzten Schwingungen des aufregenden Traums saß Gerda neben dem Sultan im Gras. Er trug indische Kleidung, ein blauseidenes Wams, einen hohen, rosenroten Turban mit einem Federbusch und riesenhaften Edelsteinen verziert. Aber er saß auf orientalische Art, die Beine übereinandergeschlagen, da, und der rechte Fuß preßte den ihrigen so heftig, daß sie nah daran war, laut aufzuschreien. Sobald sie ihre Lage verändern wollte, fletschte der scheußliche schwarze Diener drohend die Zähne, während über das gelbe Sultansgesicht, darin der hängende Schnurrbart wie ein verfinsterter Halbmond aussah, ein behagliches Lächeln huschte. Vor ihnen sang und tanzte Ellen Ramin das melancholische Lied: „Pierreuses trotteuses" — von den Elendesten der Elenden, die nur im Dämmerdunkel hoffnungslos hinirren... Sie sah beim Singen unentwegt auf Gerda — eine prophetische Miene: „Deine Zukunft künde ich." — (Fortsetzung folgt.)

Kalenderreform.

Von Prof. Dr. W. Köppen.

Aus den Tageszeitungen weiß man, daß die Vorbereitungen zu einer diplomatischen Konferenz im Gange sind, die auf Einladung der schweizerischen Regierung über eine internationale Reform des Kalenders beraten soll. Es geschieht dieses auf Veranlassung des internationalen Kongresses der Handelskammern, der im Juni vorigen Jahres den Wunsch nach einer solchen Konferenz aussprach, die die Aufgabe haben soll, „einen festen internationalen Kalender" auszuarbeiten. Welcher Art dieser Kalender sein solle, darüber hat der Kongreß nur den einen Wunsch ausgesprochen, daß er ein festes Datum für das Osterfest ansetzen möge.

Es hat sehr lange gedauert, bis die Menschheit zu einer einigermaßen ordentlichen und einfachen Zeiteinteilung gelangt ist. Der Grund dafür lag darin, daß der primitive Mensch nach beiden großen Leuchten — nach Sonne und Mond — zugleich rechnen wollte, deren Perioden aber in keinem einfachen Verhältnis zueinander stehen. Daher griff man mit fortschreitender Kultur zunächst zu einem komplizierten Flickwerk von Schaltmonaten usw., bis Julius Cäsar in energischer Weise Ordnung hineinbrachte durch Einführung des reinen Sonnenjahres. Durch die christliche Kirche wurde später, unter orientalischem Einfluß, der Mondlauf leider wieder in den Kalender hineingebracht als bestimmend für die „beweglichen" Feste. Der praktische Wert, den damals und in jenem Klima diese Bestimmung noch hatte, ist für uns, die wir vor Wolken und Laternen den Mondschein kaum bemerken, längst verloren gegangen. Nach dieser julianischen kennt die europäische Geschichte noch zwei große Kalenderreformen; die Erfahrungen, die mit ihnen gemacht worden sind, müssen Berücksichtigung finden, wenn man an eine neue herantritt; sie können in mancher Beziehung als abschreckende Beispiele dienen.

Die Reform von Papst Gregor XIII. im Jahr 1582 hatte im wesentlichen eine genauere Festsetzung der Jahreslänge zum Ziel, die auch durch eine geschickte und einfache Einrichtung sehr genügend gelang. Da sie kirchlichen Ursprungs war, hatte sie zunächst nur Geltung in katholischen Ländern. Hätte die Reform sich mit dieser wirklichen Verbesserung begnügt, so wäre sie wahrscheinlich bald auch über jene hinausgedrungen. Aber um die Datumsrechnung wieder auf den Stand des Jahres 325, in dem das Konzil von Nizäa stattfand, zurückzuführen, verlangte sie auch eine allgemeine Datumänderung durch Weglassung von 10 Tagen, und dies hatte zur Folge, daß sie ganz ohne praktischen Zweck eine Kluft in die christliche Welt auch in diesen äußerlichen Dingen hineinbrachte, die noch heute nicht geschlossen ist. Mit der fortschreitenden Verweltlichung der europäischen Kultur haben zwar die protestantischen Länder — 118 bis 171 Jahre später! — nachgegeben und die Datumänderung ebenfalls durchgeführt, in der richtigen Erkenntnis, daß Religion und Monatsdatum nichts miteinander zu tun haben. Aber Rußland und die kleinen Staaten im Südosten Europas halten noch heute am „alten Stil" fest.

Von ganz andern Gesichtspunkten ging die Kalenderreform der französischen Republik vom Jahr 1793 aus.



Ein Produkt radikaler Revolutionäre, versuchte sie eine rationelle und einheitliche Einteilung des Jahres in Abschnitte und Unterabschnitte gleicher Länge durchzuführen, änderte aber dabei ohne Not alles: sämtliche Daten, den Jahresanfang, Länge und Namen der Monate, Aera; vor allem aber ersetzte sie die altgewohnten 52 Wochen durch 36 Dekaden, die weder irgendwelche historische Grundlage noch einen praktischen Vorteil hatten. Die Folge war, daß die Lebensdauer dieses Kalenders nur wenig über 12 Jahre betrug und die Bevölkerung seine Aufhebung 1805 mit Freude begrüßte. Während das dieser Republik entstammende metrische Maß- und Gewichtsystem sich allmählich die Welt eroberte und ihr einen ungeheuren Fortschritt brachte, hat der republikanische Kalender keine Anhänger außerhalb Frankreichs erworben.

Nach den Klerikern des 16. und den revolutionären Ideologen des 18. Jahrhunderts kommen jetzt die inzwischen gewaltig herangewachsenen anderen Elemente, des Verkehrs und der Schule, mit ihren auf das Praktische und Vernünftige gerichteten Forderungen zum Wort. Der Verkehr in allen Formen, vor allem in Handel und Industrie, verlangt eine einfache, klare, stabile und in der ganzen Welt gleiche Zeiteinteilung, die Jahr für Jahr die gleiche bleibt, und nach der er sich einrichten kann. Die Schule ist hauptsächlich an der Beseitigung der beweglichen Feste, die Wissenschaft an einer zweckmäßigen Einteilung des Jahres in gleichwertige Abschnitte und Unterabschnitte interessiert.

Von der großen Zahl der Vorschläge zu einer Aenderung des Kalenders, die in den letzten 30 Jahren hervorgetreten sind, können die meisten praktisch nicht in Betracht kommen, weil sie nach Art des französischen Revolutionskalenders radikale Aenderungen fordern, die nur den spekulativen Verstand befriedigen, aber praktisch ebensoviele Nachteile wie Vorteile bringen. Man darf wohl verlangen, daß die Menschheit die Unannehmlichkeiten des Uebergangs, die jede Reform mit sich bringt, nicht scheue, aber nur dann, wenn das endgültige Resultat eine unbedingte Verbesserung gegen das Bestehende ist. Welchen Gewinn bringt es aber, wenn man den Jahresanfang auf einen andern Tag verlegt oder die Namen der Monate ändert? Der Wunsch, die Woche in eine feste, einfache Beziehung zum Jahr und zum Monat zu bringen, ist gewiß ein berechtigter; aber wenn man ihm zuliebe den Monaten abwechselnd die Länge von 4 oder 5 Wochen geben will oder 13 Monate zu 4 Wochen im Jahr zählen will oder gar 12 ganze und zwei eingeschaltete halbe Monate oder auch vier lose Wochen, wie dies vereinzelt vorgeschlagen worden ist, so wird der erstrebte Fortschritt durch einen noch größeren Rückschritt erkauft. Denn die erste Anforderung an ein Maß — also auch an ein Zeitmaß — ist doch seine möglichst konstante Größe. Nicht nur Meteorologie und Statistik wüßten mit einer so wechselnden Zeiteinteilung nichts anzufangen — auch unsere Hausfrauen würden sich bedanken, mit ihrem Monatsgeld bald 4, bald 5 Wochen auskommen zu müssen. Anderseits würde bei 13 Monaten im Jahr die jetzige leidlich genaue Teilung des Jahres in Halbjahre, Quartale und Tertiale verloren gehen, was wiederum besonders in der Wissenschaft recht störend wäre.

Unter den Reformvorschlägen kommen daher wohl nur zwei Gruppen ernstlich in Betracht. Die eine begnügt sich mit dem Verlangen, daß die Beweglichkeit der Feste der christlichen Kirchen eingeschränkt werde, indem man sie vom Mond freimacht und Ostern auf den ersten Sonntag nach dem 7. April greg. Stils legt, wie es ein Beschluß des deutschen Handelstags vom 21. März 1908 vorschlägt. Von seiten des päpstlichen Stuhles ist, auf eine vorläufige Anfrage hin, die Erklärung abgegeben worden, daß man keine prinzipiellen Hindernisse einem solchen Wunsch entgegenstellen werde, und man hofft, daß die protestantischen Kirchen hierin nicht „katholischer als der Papst" sein werden. Die gesamte Geschäftswelt und die Schule werden durch diese Feste so stark berührt, daß deren Lage keineswegs eine rein kirchliche Angelegenheit ist. Auch hat sich der deutsche Pfarrertag in Königsberg 1910 dafür ausgesprochen. Dennoch ist in England der konservativ-kirchliche Einfluß so stark, daß man dort glaubt, eher die Länge der Monate ändern als Ostern festlegen zu können. Und von der griechisch-katholischen Kirche hat man wohl noch größeren Widerstand zu gewärtigen.

Die andere Gruppe von Vorschlägen geht auf eine zwar vorsichtige und maßvolle, aber doch wirkliche Verbesserung unserer Zeiteinteilung hinaus. Sie will die Wochen ebenso behandeln wie die Monate, d. h. in jedem Jahr die Zählung der Wochen neu beginnen, so daß jeder Tag des Jahres stets auf einen und denselben Wochentag fällt und der jetzt sich von Jahr zu Jahr verschiebende Fluß der Wochen festgelegt wird. Unser gewöhnliches Kalenderjahr enthält 52 Wochen und 1 Tag. Setzt man nun diesen einen Tag außerhalb der Wochenrechnung, oder beginnt und schließt man das Jahr mit einem Sonntag, so fällt jedes Datum dauernd auf ein und denselben Wochentag, vorausgesetzt, daß man mit dem alle 4 Jahr wiederkehrenden Schalttag in der gleichen Weise verfährt. Den gleichen Zweck würde man auch erreichen, wenn man die 12,422 Tage, um die das Sonnenjahr länger als 52 Wochen ist, sich ansammeln läßt und alle 5 bis 6 Jahre eine Schaltwoche einschiebt und ein langes Jahr von 53 Wochen zählt; und manche, die auf den angeblich seit der Schöpfung ununterbrochenen Fluß der Wochen übertriebenes Gewicht legen, würden diese Lösung vorziehen. Allein sie ist unpraktisch, weil sie eine viel zu große Ungleichheit der Jahre und Monate und Hin- und Herschiebung der astronomischen Daten verursachen würde, und das um eines bloßen Phantoms wegen; denn praktischen Wert hat die ununterbrochene Durchzählung der Wochen durch die Jahre hindurch nie gehabt. Es ist also besser, das gregorianische Jahr nebst seiner Schaltrechnung, die für die nächsten 2000 Jahre voll genügt, beizubehalten, aber zu jedem Neujahr die Wochenzählung neu zu beginnen.

Erreicht man die Festlegung der Wochen und der beweglichen Feste, so ist das Wichtigste getan und der Fortschritt schon sehr bedeutend, auch wenn man die übrige wunderliche Datumzählung mit den unregelmäßig schwankenden Monatslängen unverändert läßt. Allein, wenn man schon reformiert, sollte man ganze Arbeit machen. Zweiundfünfzig Wochen lassen sich in vier gleiche Vierteljahre zu 13 Wochen teilen; jedes hat 91 Tage, also zwei Monate zu 30 und einen zu 31 Tagen. Bekommt der zu kurz geratene Februar einen Tag vom März und vom August und der April einen Tag vom Mai, so ist für ein gewöhnliches Jahr eine völlig regelmäßige Teilung erreicht; der erste Monat jedes Quartals — Januar, April, Juli, Oktober — hat 31, die beiden folgenden haben 30, außer dem



Dezember, der seine 31 behält, weil er den überschüssigen Silvestertag in sich faßt. Unter allen Vorschlägen mit ewiger Vierteljahrsdatumtafel bietet dieser die geringsten Aenderungen des jetzigen gregorianischen Datums: vom Anfang September bis zum Ende Februar bleibt das jetzige Datum unverändert, in den übrigen 6 Monaten verringert es sich, und zwar im März und Mai um je zwei Tage, in dem Rest um je einen Tag. Will man die 31 Tage, statt dem ersten, dem zweiten oder dritten Monat des Vierteljahrs zuerteilen, so werden die Datumänderungen größer und unregelmäßiger.

Die Forderung, daß die Datumänderung eine möglichst einfache und durchaus unzweideutige sei, darf nicht gering geachtet werden. Denn alle standesamtlichen und sonstigen Ausweise, alle astronomischen Ephemeriden, ein Teil der statistischen und meteorologischen Zahlen werden auf das neue Datum des Reformkalenders umgerechnet werden. Dieser praktische Grund spricht dafür, auch den Schalttag am Ende des Februars zu belassen, obgleich damit ein gewisser Schönheitsfehler in den neuen Kalender übernommen würde, da man den Schalttag lieber am Ende oder in der Mitte des Jahres als im zweiten Monat sehen möchte. Allein die praktische Bedeutung dieser scheinbaren Willkürlichkeit ist gering; sie erinnert in unschädlicher Weise an den einstigen Jahresanfang am 1. März. Der Schalttag würde, wenn man diesem Vorschlag folgen will, einen 31. Februar bilden und die Datumänderung in Schaltjahren die gleiche sein wie in gewöhnlichen, so daß sie leicht im Kopf zu behalten ist.

Wir erhalten so folgende ewige Datumtafel, die sich, bis auf die Zusatztage, in jedem Jahr viermal wiederholt:

	Januar April Juli Oktober	Februar Mai August November	März Juni September Dezember
Sonntag ...	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24
Montag	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25
Dienstag ...	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 23
Mittwoch ...	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27
Donnerstag .	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
Freitag.....	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
Sonnabend .	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30
Zusatztage ..		31. Fbr. (a. 4 J.)	31. Dez. (alle J.)

Der hier geschilderte Vorschlag ist zuerst im Jahr 1885 vom französischen Ingenieur E. Hanin (damals Auxerre, jetzt Paris) aufgestellt worden und hat in einem Wettbewerb, den die Zeitschrift „L' Astronomie" für Vorschläge zur Kalenderreform ausgeschrieben hatte, den Zweiten Preis erhalten. Den Ersten Preis erhielt ein ganz ähnliches Projekt von G. Armelin in Paris, das aber den Neujahrstag ohne Datum lassen und den darauffolgenden Tag als Montag den 1. Januar bezeichnen wollte. Da die Monatslängen mit Ausnahme des Dezember die gleichen wie im Projekt Hanin sein sollten, ohne Aenderung des Jahresanfangs, so würde das Projekt Armelin unnützerweise eine Verschiebung aller jetzigen Daten um einen bis drei Tage bedeuten, was die im übrigen sehr umsichtigen Preisrichter nicht bedacht zu haben scheinen. Auch der Tag ohne oder mit Nulldatum, der ihnen besonders gefallen zu haben scheint, dürfte der Mehrzahl der Menschen sehr sonderbar vorkommen und der Reform unnötige Hindernisse bereiten.

Ueber diesen Wettbewerb ist ein umfassender, sehr verständiger Bericht von Ph. Gérigny im Jahrgang 1887 der genannten Zeitschrift erschienen. Nicht erklärt ist darin der Ursprung des Wettbewerbs, weil der Urheber anonym bleiben wollte. Es war ein französischer Abbé, der Almosenier von La Roquette Croze, der im Jahr 1884 Flammarion eine Summe von 5000 Frank zu diesem Zweck übergab und in einem im Novemberheft 1884 jener Zeitschrift veröffentlichten Brief die leitenden Gedanken des Wettbewerbs in klarer Weise darlegte. Es sollten die folgenden sein:

a) daß die Reform einzig vom praktischen Gesichtspunkt, der der allein wichtige sei, untersucht werden möge, wobei ihre Vorteile unzweifelhaft und so offenbar sein müßten, daß die Völker sie leicht annehmen würden, ohne mit ihren Gewohnheiten und Ueberlieferungen zu brechen;

b) daß die Jahre, wie sie sich folgen, sich gleichen sollen;

c) daß die Tage des Jahres stets auf die gleichen Wochentage fallen;

d) daß der erste Tag des Jahres stets ein Sonntag sei;

e) daß die siebentägige Woche und das Jahr von zwölf Monaten erhalten bleiben sollen, aber unter Herstellung eines besseren Gleichgewichts unter den Monaten.

Dies sehr klare und verständige Programm verdient es, auch heute allen Erwägungen über Kalenderreform zugrunde gelegt zu werden, nicht weil, sondern trotzdem sein Urheber ein kathol'scher Priester ist; ein offiziell römisch-katholischer Ursprung würde dem Reformkalender in Rußland, der Türkei usw. den Weg ebenso versperren, wie er es jetzt dem gregorianischen tut.

Dieser Wettbewerb von 1884—87 ist merkwürdigerweise sehr bald in Vergessenheit geraten und ist den Urhebern der 1900—1910 entstandenen Projekte der gleichen Richtung erst nachträglich bekannt geworden. Eine regere Aufmerksamkeit erweckte die Frage überhaupt erst wieder, als die Haarlemer „Maatschappij van Nijverheid" im vorigen Jahr die Kalenderreform aufs Programm des Internationalen Handelskammerkongresses in London brachte, unter besonderer Bezugnahme auf das 1900 aufgestellte und 1910 wiederaufgenommene Projekt des Genfer Professors L. A. Grosclaude. Dies Projekt sieht wie das von Armelin den Neujahrstag als Nulltag an, gibt aber nicht dem ersten, sondern dem letzten Monat jedes Vierteljahrs 31 Tage. Den Schalttag legt es als Nulltag zwischen Juni und Juli. Im Jahr 1907 hat A. Philip in Brechin, Schottland, einen Vorschlag veröffentlicht, der sich von dem von Grosclaude nur darin unterscheidet, daß der 1. Januar ein Sonntag und kein Montag sein soll. Anderseits haben nach der Kenntnisnahme von Grosclaudes Projekt Chr. Büsching in Halle a. S. und ich, unabhängig voneinander und ohne Kenntnis von Hanins Projekt, den Vorschlag gemacht, der oben mitgeteilt ist — abgesehen vom Schalttag, den alle verschieden legen, und den ich damals als 31. Juni zählen wollte. Eine rege Diskussion über diese Fragen hat namentlich in Esperantozeitschriften stattgefunden, denen ich auch die erste Kenntnis der Vorschläge von Grosclaude und Hanin verdanke. Wie Herr von Hesse-Wartegg und der Genfer Gelehrte R. de Saussure, so hat sich in neuster Zeit auch in der amerikanischen Zeitschrift „Science" ein Herr John M. Clifford warm für die Festlegung der Wochen im Jahre, und zwar letztere beiden speziell nach meinem Vorschlag ausgesprochen. Anderseits liegt jetzt dem englischen Parlament ein

Antrag von R. Pearce vor, der der Grosclaudeschen Variante entspricht und dabei Ostern auf den 14. April legen will.

Wie man sieht, ist in allen Kulturländern die Frage jetzt angeregt und in ähnlicher Weise beantwortet worden. Ob indessen die Zeit jetzt schon reif für eine Reform ist, die notwendig international sein muß, oder ob erst durch eine vieljährige Agitation die öffentliche Meinung für die Reform gewonnen werden muß, ehe die Regierungen sich zu ihr entschließen, läßt sich nicht sagen. Am praktischsten wäre es, die Reform zu einer Zeit vorzunehmen, wo Datum und Wochentag keine Aenderung erleiden, z. B. in den Monaten September bis Dezember 1916. Dann würde das Publikum den Wechsel erst daran bemerken, daß der erste Arbeitstag in 1917 ein Montag und nicht ein Dienstag sein würde — und das ist doch nicht so aufregend wie der Verlust von 11 Tagen, der 1752 einem englischen Minister bei der Einführung des gregorianischen Kalenders fast das Leben kostete.

Einem mit Entschlossenheit verbesserten Kalender wird sich auch Rußland eher anschließen als dem gregorianischen, von dessen päpstlichem Ursprung es Verlust an seinem Ansehen im Orient fürchtet. Auch in Rußland sind in neuster Zeit Vorschläge zu einer Festlegung der Wochen, wie die hier geschilderten, veröffentlicht, aber mit der Forderung, daß auch im gregorianischen Kalender bei der Vereinheitlichung alle Daten geändert werden müßten, sei es durch Verlegung des Jahresanfangs auf die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (Saladilov) oder auf andere Weise (Protopopov). Noch sind die Aussichten für eine Verständigung also nur wenig günstig, und um so geringer, je mehr die Angelegenheit als eine kirchliche behandelt wird.

Hinter fensterlosen Mauern.

Ein nordafrikanisches Araberheim. — Von Max Nentwich. — Hierzu 10 Aufnahmen des Verfassers.

Im Stadtteil Rebat Bab Souika, dem unverfälscht arabischen Viertel von Tunis, schlängelt sich in einem Wirrwarr von Gäßchen die Straße El Gasroun dahin, so eng, daß zwei Menschen kaum nebeneinander gehen können. Die grauen, nur ungefähr mit Putz beworfenen Mauern sperren jeden Einblick in die Häuslichkeit vollständig ab; hinter ihnen kann ebenso Hunger und Dürftigkeit wie sinnbetörender Luxus herrschen.

Jeder Besucher eines arabischen Hauses, auch der beste Freund, ist gezwungen, den bronzenen Klopfer an der Haustür in Bewegung zu setzen. Sein Gedröhn schallt durch das ganze Anwesen und scheucht die Frauen des Hauses sofort in ihre Gemächer; denn sie sollen sich ja, so unverschleiert wie sie hier in der Häuslichkeit herumarbeiten, vor keinem Mann mehr blicken lassen. Für den Ausgang legen sie dann den Jaschmack, den Gesichtsschleier, an, eine Gepflogenheit, die aber auch selbst unter den verschiedenen mohammedanischen Stämmen recht verschieden gehandhabt wird: die Frauen der nomadisierenden Beduinen gehen unverschleiert, ebenso die Frauen der Kabylen; dagegen halten die Frauen im Distrikt der Heiligengräber von El Kebir ihr Gesicht völlig zu, nur ein Auge lugt durch die Falten des weißen Seidentuches mit einer Scheu, als müsse es für diesen „Augenblick" den Propheten um Verzeihung bitten.

Auf mein Klopfen erscheint erst ein kleiner, schwarzer Kerl, der meinen Empfehlungsbrief dem Herrn des Hauses zuträgt, und einige Augenblicke später kommt freundlich lachend Sidi Hamda Zwiten, ein gebildeter Araber in mittleren Jahren, und holt, nach offener, herzlicher Begrüßung, seinen Besuch in die Wohnung hinein.

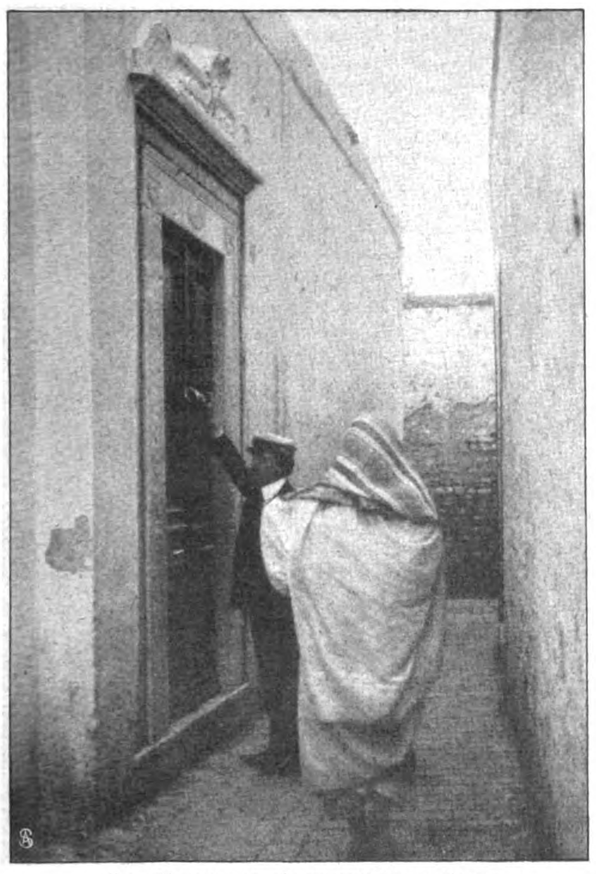
Die orientalische Häuslichkeit hat in ihrer Grundanlage heute noch das seit Jahrtausenden im Süden bekannte Prinzip eines Zentralhofes, den offenen, freundlichen Hofraum, „Patjo" genannt, mit Brunnen, Sonnenvorhängen, Gardinen usw., von dem aus verschiedene Türen direkt in alle Räumlichkeiten der einstöckigen Häuser rundherum führen. Ein Blick in den Patjo genügt, um alle Vorgänge im ganzen Anwesen zu übersehen und zu kontrollieren.

Der Hausherr lud mich natürlich in den vornehmsten Raum des Hauses, wenn man so sagen darf in die „gute Stube", die nicht unsinnig luxuriös, aber doch von einer Vornehmheit war, die trotz des fremdartigen Milieus recht anheimelnd wirkt. Der Fußboden, der zur Winterzeit mit dicken Teppichen belegt ist, bleibt den Sommer über jedoch zur Kühlung unbedeckt. Die Wände sind bis zur Höhe von etwa einem Meter mit kostbaren Fliesen arabischer Arbeit ausgelegt, die übrigen Wandflächen mit einem zarten, indifferenten Farbton gestrichen, auf dem sich die in grellen Farben gehaltenen arabischen Gebettafeln und Koransprüche in ihren goldenen Rahmen recht frisch abheben. Rechts und links von dem großen Mittelbild hängen zwei besonders ehrwürdige Prachtstücke des Hauses: heilige Gewänder aus Mekka. An der Kabba, dem Grab des Propheten, werden alljährlich neue Kleider für den großen Toten niedergelegt und die alten an gutgläubige, vor allem aber zahlungsfähige Moslems zum Preis von 500 Frank das Stück verkauft.

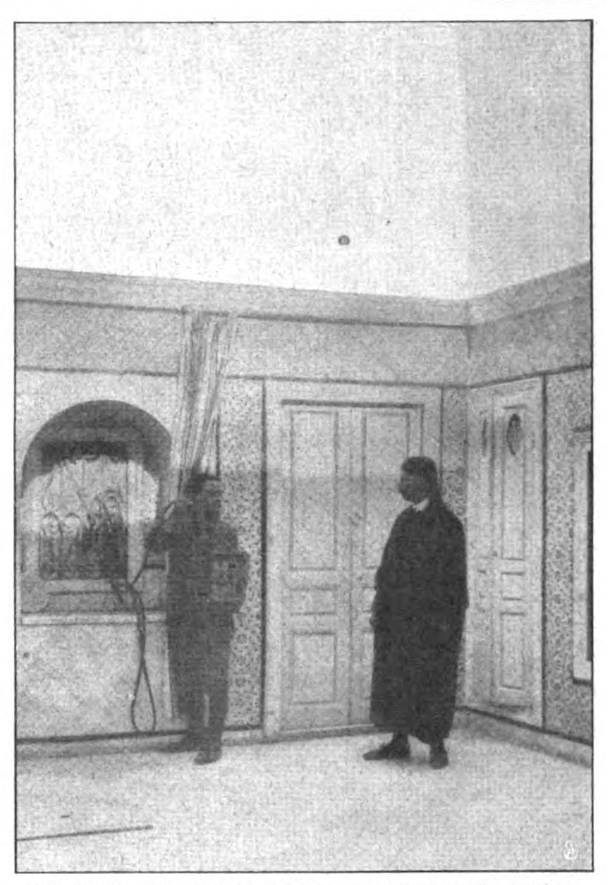
Bis auf einen echt deutschen Regulator sind fast alle Ausstattungstücke rein arabischen Ursprungs; die Teppiche, Vorhänge, Prachtdecken, die Wandtafeln, Gläser, die Glaskrone für Kerzenbeleuchtung, viele Nippes und — der berauschende Duft von Ambra und Heliotrop, der jedem vornehmen arabischen Haus etwas ganz Charakteristisches gibt. Gebetteppiche werden nur zum Gebet, bei dem der Araber bekanntlich das Gesicht zur Erde neigt, niederlegt und nach Gebrauch sogleich wieder zusammengerollt, sowohl in der Häuslichkeit wie in den Moscheen. Für das Mobiliar des Hauses — die völlig unarabischen Stühle fielen mir besonders auf — für Tischdecken, Photographien, Uhren, Spiegel usw. zeichnen auch europäische Firmen.

In meiner Bewunderung für das seltsame Milieu war es mir ganz entgangen, daß, der Landessitte gemäß, sogleich nach meinem Eintreten ein Diener mit Kaffee und Zigaretten erschienen war, die er mir nun recht eindringlich präsentierte. Für die Herstellung dieses dickflüssigen, kohlschwarzen, sogenannten „arabischen Kaffees" glüht in der Küche fortdauernd ein Häufchen Olivenholzkohle. In ein kleines Blechkännchen mit





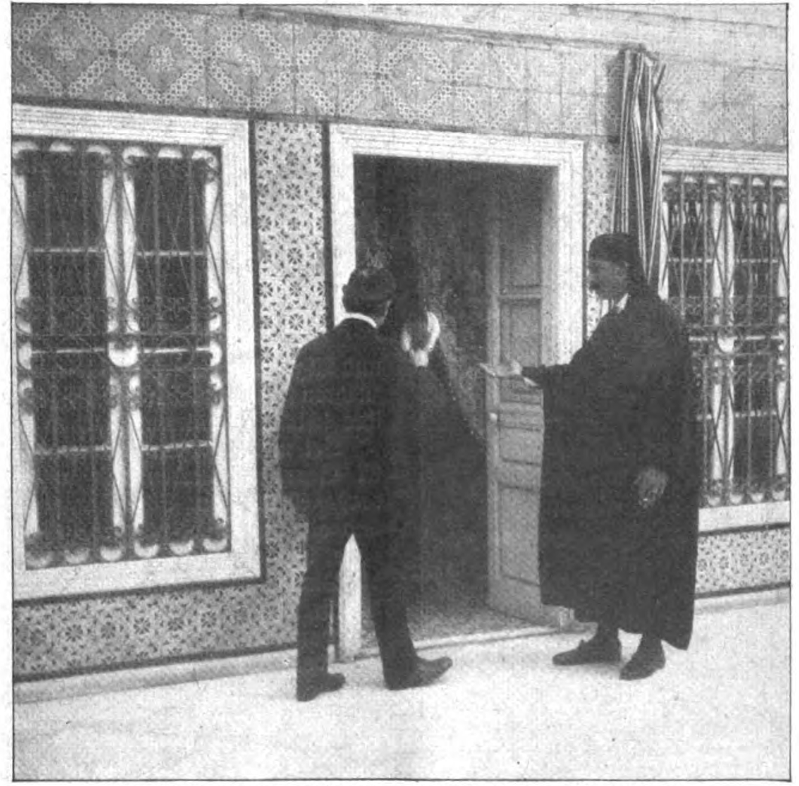
Der Eingang zu einem arabischen Haus
im Stadtteil Rebat Bab Souika in Tunis.



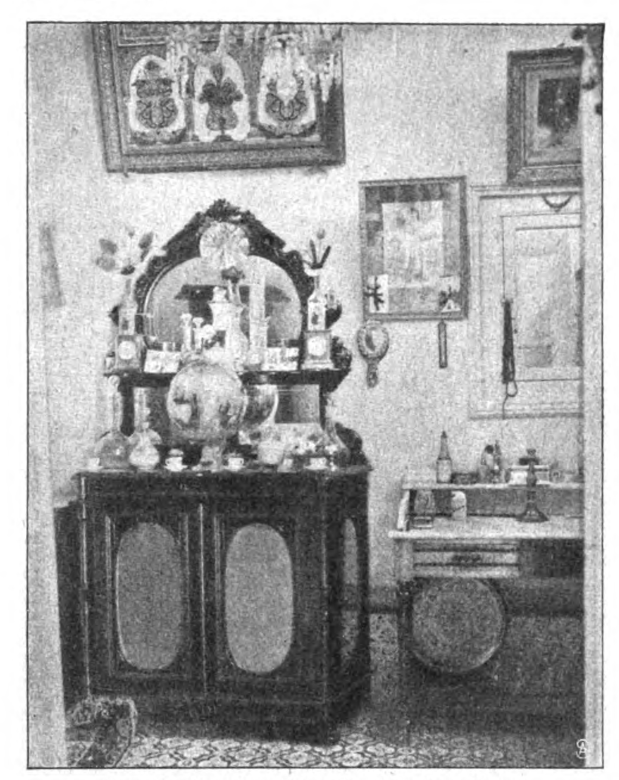
Der Patjo, der mittlere Hof der arabischen Häuslichkeit,
mit dem Brunnen.

langem Stiel wird zu gleichen Teilen Zucker und zu feinem Staub gestampfter, völlig schwarz gebrannter Kaffee geschüttet, ein wenig Wasser darüber gegossen und das Kännchen auf diese Kohlenglut gestellt, bis der Sud aufstößt; dann wird das ganze Gebräu samt dem Kaffeegrund in winzig kleinen, nur halb gefüllten Täßchen serviert. In einer Kafferösterei, wo der noch glühend heiße, schwarz gebrannte Kaffee in gewaltigen Eisenmörsern mit einem 50 Pfund schweren Eisenkolben zu Staub gestampft wird, versicherte mir ein alter Araber mit völlig überzeugter Miene, daß nur auf diese Weise hergestellter Kaffee schmackhaft sei — die Europäer verstünden das eben nicht! Als ein nur tropfenweise zu schlürfendes Genußmittel für Feinschmecker muß man ihn auch wirklich gelten lassen.

Ganz besonders gespannt war ich natürlich auf den Harem, für den ich die seltsamsten Vorstellungen mitbrachte. Die Enttäuschung war denn auch nicht gering; denn von säulengeschmückten Pavillons, Luxusbädern und tanzenden Sklavinnen war keine Rede. Der Haus-



Im Patjo ladet der Hausherr den Gast ein, näherzutreten.



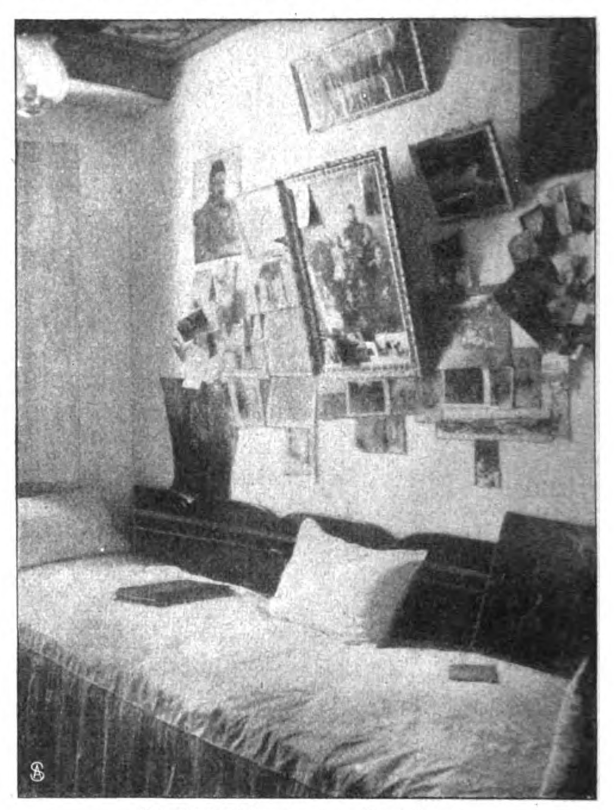
Das Boudoir der Schwester des Hausherrn.

herr lächelte bei meinen Ausführungen und meinte, daß der Bei wohl so etwas Aehnliches unterhalte, wenn auch in viel prosaischerer Form, als allgemein angenommen, bei Privatleuten sei aber Derartiges nicht zu finden.



Das mit schweren seidenen Vorhängen gezierte Himmelbett
der „Schwester" des Hausherrn.

Der Moslem hat das uns befremdlich erscheinende Recht, bis vier Frauen zu heiraten. Wenn er sich diesen kostspieligen Aufwand gestattet, so geschieht das zum guten Teil aus dem Grund, weil er seine Häuslichkeit, seinen Besitz, fremden Frauen zur Bewirtschaftung nicht übergeben möchte. Seine Frauen haben die ganze Hausarbeit zu erledigen, sehr häufig ohne jede fremde Beihilfe, und es bleibt ihnen bisweilen recht wenig Zeit zu Schmuck, Spiel und Tand, was man gemeinhin für die einzige Beschäftigung der Haremsfrauen zu halten pflegt. Vornehme arabische Frauen sind auch für moderne Bildung nicht unzugänglich; dann pflegen sie es mit dem Gesichtschleier schon gar nicht mehr genau zu nehmen, und man kann in Tunis



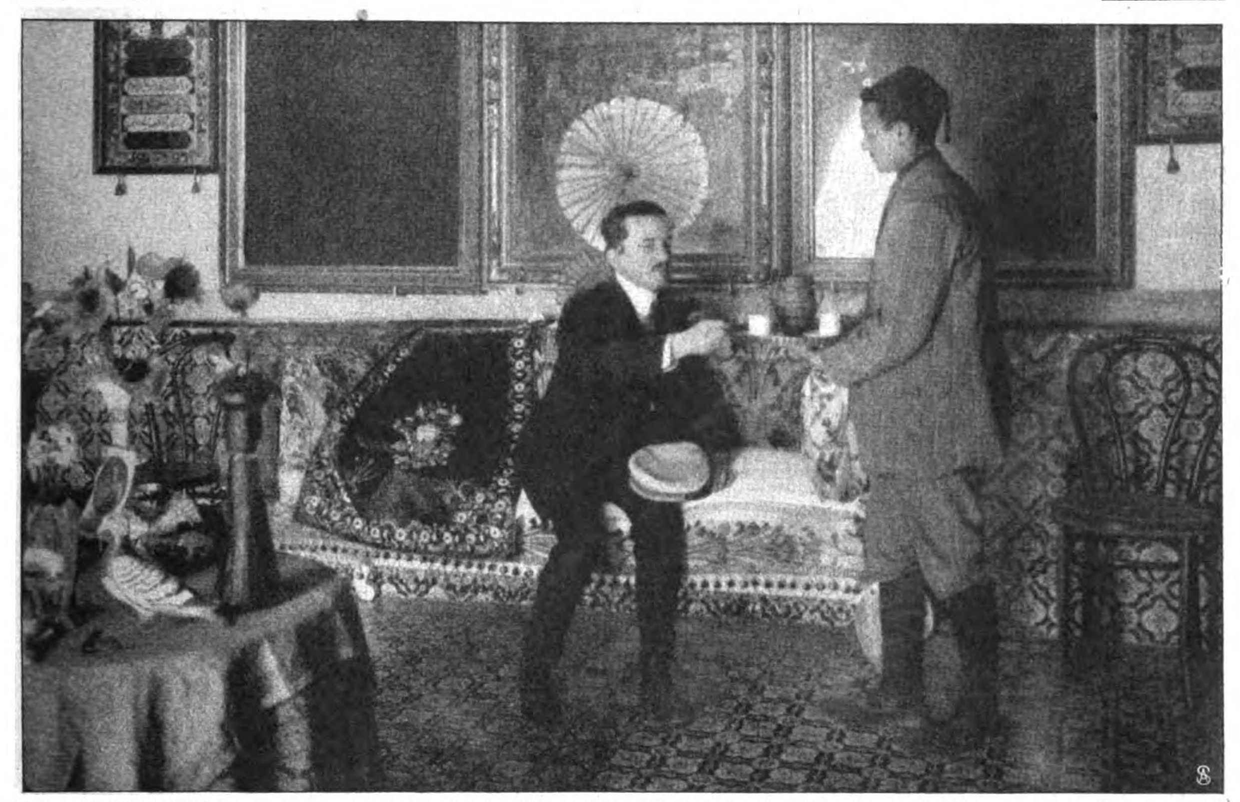
Im Arbeitzimmer des Hausherrn,
von dessen geschäftlicher Verbindung mit Deutschland das große Bild unsere. Kaiserfamilie das beste Zeugnis ablegt.

und Algier Araber sehen, die auch wohl eine Französin zu ihren Frauen zählen und diese ruhig, ohne Widerspruch, ihre schicken, modernen Pariser Kostüme tragen lassen.

Bei meiner ersten Anwesenheit im Haus der Rue El Gasroun wurden mir alle Damen des Hauses vorgestellt: Mutter, Schwester, große Magd, kleine Magd, und alle begrüßten mich in liebenswürdiger Weise und ohne den Gesichtschleier. Ich bedauerte es sehr, daß die Damen gerade im Begriff waren, abzureisen, und daß sie, als ich meinen später gefaßten Plan ausführte, das ganze Haus zu photographieren, längst an den Gestaden von Hammam Lif weilten. Aber es blieb noch genug, die himmelhoch übertriebenen Vorstellungen auf das Niveau der Wirklichkeit zurückzuführen.

Der Takt verbietet naturgemäß dem fremden Besucher, sich allzu eingehend nach den häuslichen und ehelichen Verhältnissen zu erkundigen; ich war also zufrie-





Die „gute Stube" eines arabischen Hauses. Alter Sitte gemäß wird der Fremde sogleich mit Kaffee und Zigaretten bewirtet.

den mit den Erläuterungen über das weibliche „Hilfspersonal", die mir der Hausherr beim Besuch der verschiedenen Räumlichkeiten machte, wenngleich mir manche Ausstattung etwas gar zu luxuriös vorkommen wollte.

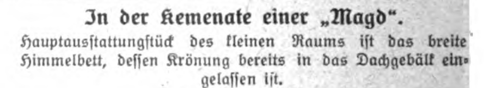
Und dann gingen wir behaglich plaudernd sämtliche Räume des Hauses durch: das Arbeitzimmer des Besitzers, der mit Deutschland viele Beziehungen unterhält, für die ein großes Gruppenbild unserer Kaiserfamilie das beste Zeugnis ablegt; dann das prächtig ausgestattete Toiletten- und Schlafzimmer der Schwester des Hausherrn, dann die Kemenate der Mägde, die Küche und den besonderen Stolz des Hauses: die Vorratskammer mit den ungezählten Gläsern, Porzellanen und den großen irdenen Krügen; aus einem von ihnen wurde zu meinem Erstaunen das Pröbchen eines ganz trinkbaren Weines hervorgeholt.



Der Hausherr bei Bereitung einer Erfrischung für den Gast.
Der echt deutsche Regulator tritt auffällig aus seiner orientalischen Umgebung heraus.

Hier wurden auch einzelne Geheimnisse der arabischen Küche gelüftet, die ich später noch genauer kennen lernte. Ihre Hauptingredienzen sind Geflügel, Reis und Hammelfleisch; letzteres ist in ganz Nordafrika von einer Feinheit und Delikatesse, daß es eine Konkurrenz mit unserm besten Kalbfleisch ruhig aufnehmen kann; dabei ist es bei seinem hohen Fettgehalt doch wieder ein vollwertiger Ersatz für das dem Moslem verbotene Schweinefleisch.

„Meeresfrüchte" aller Art vervollständigen den Fleischbestand; zu ihm kommen die vorzüglichen Gemüse und Landesprodukte nebst den Gewürzkräutern, Zwiebel, Knoblauch, Pfeffer, Pfefferminz, Tomaten, und die Früchte der Oasen, Datteln, Feigen, Orangen, Oliven, Mandeln usw. Auf einem Menü des Beis, das ich einsehen konnte, fand ich unter den 32 Gängen: Hammelfleisch in verschiedenen Zubereitungen achtmal, Huhn sechsmal, Reis neunmal. Das arabische Nationalgericht „Kuskus", ein aus Hammelfleisch, Seemuscheln, Grütze, Paprika, Zwiebeln usw. hergestelltes suppenartiges Essen, ist auch auf den französischen Küchenzettel übergegangen und erfreut sich großer Beliebtheit. Grüne Kräuter und Salate aller Art werden sehr gern gegessen. Die Fleischspeisen sind aber im allgemeinen für unsern Geschmack zu stark gewürzt und gepfeffert. Ihnen steht eine Unmenge süßer Speisen, die auch mitten im Diner serviert werden, gegenüber. Und ganz hervorragend sind die Konfekte und Süßbäckereien, die wohl auch jedem minder wißbegierigen Reisenden zugänglich sind, mit ihren berauschenden Düften von Ambra, Rosen, Heliotrop, Santal und Jasmin. — Im Gegensatz zu der als schmutzig verrufenen orientalischen Lebensweise läßt sich der Gesamteindruck,



In der Kemenate einer „Magd".
Hauptausstattungstück des kleinen Raums ist das breite Himmelbett, dessen Krönung bereits in das Dachgebälk eingelassen ist.

den ich hier im Haus empfing, als geradezu peinlich sauber, als fremdartig, aber doch sehr anheimelnd zusammenfassen. In höflichster Weise begleitete mich der Hausherr noch ein Stück des Weges durch die engen Gäßchen und Straßen, bis wir zu den Souks kamen, den Verkaufshallen, und ich machte den Vorschlag, einem der herumziehenden Zuckerwarenhändler etwas arabisches Gebäck abzukaufen. Sidi Hamda aber nahm mich am Arm, führte mich zu dem in einem recht unscheinbaren Laden hausenden „Hoflieferanten" des Beis, suchte selbst einige Stücke der duftend süßen Leckereien heraus, und während wir sie uns schmecken ließen, meinte er mit väterlicher Lehrsamkeit: „Das da draußen auf der Straße, das müssen Sie nicht essen; daran hängen zu viel neidische Blicke."

Die gefürchteten neidischen Blicke! Die einem sogar das Essen zu verleiden vermögen! Es wollte mir scheinen, als wären es nur diese neidischen, das Leben versauernden Blicke, gegen die die hohen Mauern der Häuser gezogen waren.



Die Vorratskammer, der Stolz des arabischen Hauses.

Beim Dichter des Sherlock Holmes.

Von Alfred Nossig. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

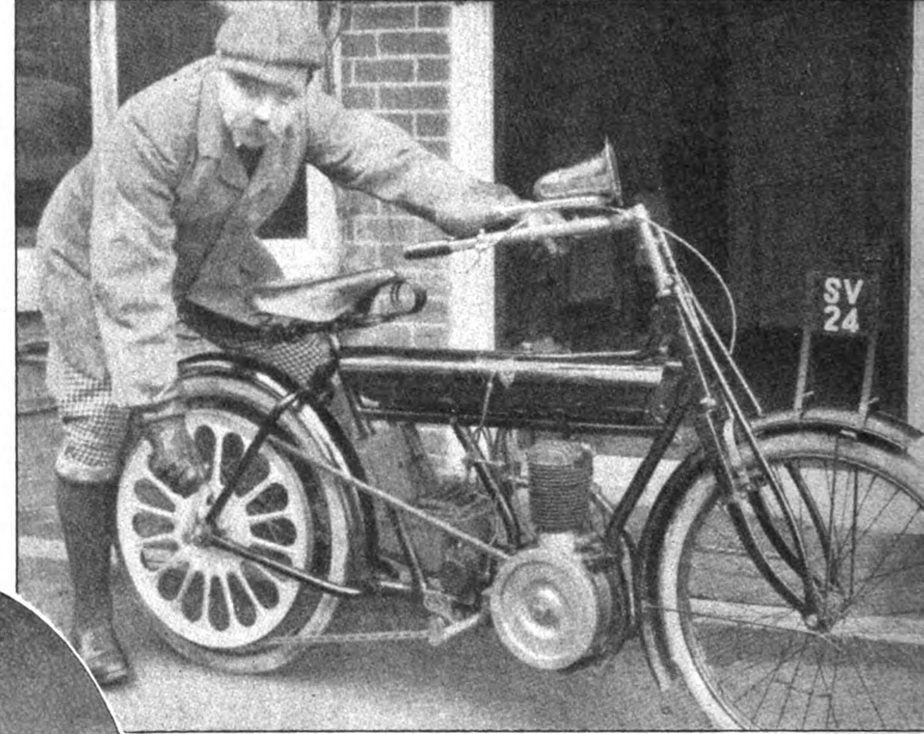
Nur wenige ausländische Autoren haben eine derartige Popularität in Deutschland errungen, wie der Verfasser der Sherlock-Holmes-Novellen. Neuerdings ist Sir Arthur Conan Doyle durch seine Beteiligung an der Prinz-Heinrich-Fahrt und seinen Aufenthalt in Berlin auch persönlich mit deutschen Kreisen in Berührung gekommen. Doyle gehört zu jenen Schriftstellern, die als Menschen ebenso interessant sind wie als Künstler, die im ungezwungenen Verkehr nichts verlieren, ja gerade erst in ihrem Heim, in der Umgebung, die sie sich selbst geschaffen haben, als eigenartige und in sich geschlossene Individualitäten voll gewürdigt werden können.

Wie viele englische Schriftsteller wohnt Conan Doyle ständig auf dem Land. Er hat ein herrliches Stück Erde in Sussex erworben und sich eine reizende Residenz in ländlichem Stil erbaut. Windlesham, die Besitzung Doyles (Abb. S. 1912), liegt eine Stunde von der Bahnstation Crowborough entfernt. In früheren Jahren war ich Sir Arthur nur in London begegnet. Als ich vor wenigen Monaten, seiner liebenswürdigen Ein-

Sir Arthur Conan Doyle am Arbeitstisch.

ladung folgend, in Crowborough eintraf, fand ich den gastfreundlichen Besitzer von Windlesham mit seinem Automobil, das sich bereits bei mancher Preisfahrt bewährt hat, vor der Station. Mit Windesschnelle ging es nun an grünenden Fluren und prächtigen Parks vorbei nach Windlesham.

Während des lebhaft dahinfließenden Gesprächs im Automobil konnte ich Sir Arthur genauer betrachten. Er hat sein prächtiges, beinah militärisches Aussehen unverändert bewahrt. Niemand würde auf den



Phot. Campbell Gray.

Conan Doyle als Sportsman: Ein Ausflug mit dem Motorrad.



Phot. Beston & Son.

Conan Doyle
mit seiner Gattin und seinem jüngsten Kind.

erften Blick in dem breitschultrigen Hünen mit dem zugespitzten Schnurrbart und dem massiven Kopf einen Schriftsteller vermuten. Nur seine hellblauen Augen verraten manchmal durch ihren träumerischen Ausdruck den Schaffenden.

Auf dem kiesbestreuten Hof vor dem mit roten Dachziegeln gedeckten Haus hält das Auto. Eine schlanke Dame mit scharfgeschnittenen, geistvollen Zügen begrüßt uns an der Schwelle. Es ist Lady Conan Doyle (Abb. S. 1913), die Gemahlin des berühmten Schriftstellers. Ein kleines Riesenbaby in einem Kinderwagen und ein prächtiger Hund vervollständigen die reizende ländliche Idylle.

Durch eine Reihe von kleinen, behaglich ausgestatteten Räumen gelangen wir in eine Halle, die einen überraschenden Eindruck macht. Es ist ein verglaster Raum von großen Dimensionen, mitten in den Garten hineingebaut, so daß man gleichzeitig im Salon und im Grünen zu sein glaubt. Dieser originelle Empfangsaal ist ein Conan-Doyle-Museum, das jedem, der sich für das Schaffen des Dichters interessiert, eine Fülle von mannigfaltigen und interessanten Anregungen bietet.

Eine lange Reihe höchst merkwürdiger Aquarellbilder fällt dem Besucher vor allem ins Auge. Conan Doyles Vater war Maler von ausgeprägter Eigenart und überquellender Einbildungskraft. Zahlreiche Ehrengeschenke zeugen von der Anerkennung und den Sympathien,



Der Wohnsitz des Dichters in der Grafschaft Sussex.



Phot. Lallie Charles.

Lady Conan Doyle, Gemahlin des Schriftstellers.

die Conan Doyle nicht nur in seiner Heimat, sondern auch im Ausland gefunden hat. Besonders stolz ist Conan Doyle auf einen großen Silberpokal, der ihm samt einer mit vielen Unterschriften bedeckten Adresse in Südafrika nach dem Burenkrieg verehrt wurde. Er hat diesen Krieg als Beobachter mitgemacht und zahlreiche Photographien markanter Schlachtenmomente nicht ohne persönliche Gefahr aufgenommen. — Vor einem der Fenster steht die Büste eines hageren Mannes mit scharfen Zügen. „Es ist Sherlock Holmes, wie ein Bildhauer in Birmingham sich ihn gedacht hat“, bemerkt Conan Doyle. „Es ist merkwürdig, daß auch alle Illustratoren mit einer gewissen Selbstverständlichkeit Sherlock Holmes hagere, scharfgeschnittene Züge verleihen. Mir hat im Gegenteil ein untersetzter, kräftiger Mann mit einem wohl energischen und klugen, aber keineswegs mageren Gesicht vorgeschwebt. Auch das Vorbild von Sherlock Holmes, Professor Bell, dessen Vorträge ich als Student der Medizin in Edinburg besuchte, und der sich durch eine phänomenale Beobachtungsgabe auszeichnete, war keineswegs mager.“

Conan Doyle als Kricketspieler



Conan Doyles Sohn auf dem Scheibenstand.

Conan Doyles Arbeitskabinett (Abb. S. 1911) befindet sich im Obergeschoß. Es ist ein kleiner Raum mit Fensterchen nach allen Windesrichtungen. Der Ausblick auf die Gärten und Wiesen von Sussex ist bezaubernd; durch seine Anmut und Milde wirkt dies Landschaftsbild eigentümlich beruhigend auf die Nerven. Hier hat er seine Lieblingsbücher und seine Sammlungen aufgestellt. Denn Conan Doyle ist ein großer Sammler. Höchst wertvoll ist seine Kollektion antiker Gold- und Silbermünzen. Zur Erfrischung nach geistiger Arbeit betreibt Conan Doyle die verschiedensten Sports. Er liebt das Fahrrad ebenso wie das Auto, und daß er auch im Ballspielen aller Art Meister ist, konnte ich auf den Wiesen von Windlesham selbst beobachten.

Ueber seine Werke spricht er ungern. Tut er es, so versucht er mit jenem methodischen Geist, der sein ganzes Denken kennzeichnet, in seinem eigenen Schaffen sich zu orientieren. „Ich könnte meine belletristischen Arbeiten, die ich seit 1880 veröffentlicht habe, in einige genau umgrenzte Gruppen einteilen. Die erste Gruppe bilden die kriminalistischen Novellen, die nicht nur im Ausland, sondern auch hier in England den größten Anklang gefunden haben, die ich selbst jedoch keineswegs zu meinen besten Werken zähle. Es ist dies der Sherlock-Holmes-Zyklus, der mit ‚The Adventures‘ beginnt und mit ‚The Hound of Baskervilles‘ schließt. — Eine andere Novellenserie habe ich der napoleonischen Epoche gewidmet. Hierher gehören ‚Uncle Bernac‘, ‚Adventures and Exploits of Brigadier Gerard‘ und ‚The Great Shadow‘. — Meinen dritten Stoffkreis bildet die Medizin, die mir durch meinen ursprünglichen Beruf nahegebracht wurde. ‚Round the Red Lamp‘ und ‚Stark Munro‘ sind die literarischen Früchte meiner medizinischen Studien. — Mir persönlich sind unter meinen Schriften die Novellen aus der Zeit des Mittelalters die liebsten: ‚Sir Nigel‘ und ‚The White Company‘. — Außerhalb dieser stofflich zusammenhängenden Gruppen stehen ‚The Refugees‘, eine Novelle aus der Epoche Ludwigs XIV., ‚The Tragedy of the Korosko‘, eine Erzählung aus dem modernen Ägypten, der Familienroman ‚A Duet‘, ein Gedichtband ‚Songs of Action‘ und eine Sammlung von Kritiken ‚Through the Magic Door‘. — An die Bühne dachte ich von Jugend an, doch konnte ich mich ihr erst in den letzten Jahren widmen. Die verschiedenen Theaterstücke, die ich bis jetzt zur Aufführung gebracht habe, wie z. B.

'The House of Temperley' und 'The Speckled Band', habe ich nach meinen Novellen für die Bühne bearbeitet."

Mit viel größerer Wärme als über seine Werke äußert sich Conan Doyle über humanitäre Aktionen, an denen er beteiligt ist. Seit Jahren arbeitet er, im Verein mit einem Kreis Gleichgesinnnter, an der Beseitigung der Greuel im Belgischen Kongo. Sein Buch 'The Crime of the Congo' ist auch deutsch erschienen.

Inzwischen naht die Dämmerstunde. Man setzt sich zu Tisch. Lady Conan Doyle präsidiert, aber das Thema wird nicht geändert. Sir Arthur läßt die Kongofrage nicht locker, wenn er sie einmal angeschnitten hat. Und seine Gattin, die so denkt und fühlt wie er, unterstützt ihn. Erst nach und nach löst sich unter dem Einfluß des perlenden Sektes die Erregung. Scherzend prophezeie ich dem Hausherrn, daß er dank seinen afrikanischen Interessen dereinst einen ehrenvollen Beinamen erhalten werde, wie Scipio Africanus. Man wird ihn nicht mehr Sir Arthur Conan Doyle, sondern Sir Arthur Congo Doyle nennen ....

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

16. Fortsetzung.

Bei den „Michelstirnern" hatte es sich natürlich gleich herumgesprochen, daß Burow große Stücke auf den Doktor Hans Termöhlen hielt, und darum kam diesem alles mit den günstigsten Vorurteilen entgegen; man beeiferte sich, ihn in seinen Kreis zu ziehen, und — wurde arg enttäuscht. Termöhlen lag offenbar gar nichts an intimer Geselligkeit; er schien vollauf mit sich selbst beschäftigt zu sein, und die Gabe liebenswürdiger Heuchelei war ihm fremd. Zwar stand er jedem, der sich an ihn heranmachte, in gleichmäßiger Höflichkeit Red und Antwort, aber diese Höflichkeit hatte etwas Zerstreutes, daß sie zu längerem Gedankenaustausch nicht anregte.

Lisa selbst lernte den Doktor Termöhlen die erste Zeit nur so vom Hörensagen und vom Sehen kennen — zu ihrem leisen Bedauern; denn sie hatte ein Gefühl, als ob sie sich eigentlich gut verstehen müßten. Es lag etwas in seinen klar und kantig geschnittenen Zügen, vor dem es sie gleich einer Erinnerung an jemand beschlich, der ihr einst vertraut und lieb gewesen wäre. Dennoch hatte er, wenn sie sich's recht überlegte, mit keinem ihrer Bekannten Ähnlichkeit ...

Was zuerst und zumeist an ihm fesselte, waren seine stahlblauen Augen, die das ganze Gesicht beherrschten und beleuchteten. Ihr Blick war so unbefangen eindringlich wie bei einem ernsten Kind — gesund und tief, stark und gütig ...

Lisa merkte bald, daß diese Augen oft auf ihr ruhten — öfter vielleicht als auf irgendeinem andern hier, und nicht mit dem peinlichen Starren, das einen die Lider zu senken zwingt.

Am fünften oder sechsten Tag nach seiner Ankunft endlich bekam Lisa Termöhlen zum Tischnachbarn, und er gab seiner Freude über diese Fügung der Hausdame ohne Zaudern so unumwunden und einfach Ausdruck, daß kein Gedanke an konventionelle Schmeichelei Platz greifen konnte. — Ihre Unterhaltung war gar nicht besonders lebhaft, ging aber so ruhig — gleichsam im bequemen Hausrock — hin und her, wie zwischen Leuten, die sich seit Jahren kennen. — Ehe die beiden sich's recht versahen, wurde auch schon die Tafel aufgehoben.

Gemählich weiter plaudernd, schlenderten sie in den Hof hinaus; und dort sagte er plötzlich: „Ich wollte heut nach Aidheim ... Gehen Sie mit, Fräulein Olai? — Sie müssen mir von Ihrem Vater erzählen!"

Sie nickte

„Ich will nur schnell meinen Hut holen."

Es war in Michelstirn nichts Ungewöhnliches, daß ein junger Mann und ein junges Mädchen miteinander lange Spaziergänge in die Umgegend machten.

„Wohin gehn wir?" fragte sie dann, als sie neben ihm zum Tor hinausschritt.

„Nach Aidheim. Ein Dorf da drüben ... Mächtig nobel ...! Kaum ein neues Haus in dem ganzen Nest ... — Erst durchs Tal, am Tennisplatz und am Birkenwäldchen vorbei, nachher über eine Höhe ins Nachbartal ..."

„Können wir denn zum Kaffee wieder da sein?"

„Wenn wir tüchtig marschieren ... — Liegt Ihnen viel dran?"

„Am Kaffee ...? — Nein, ich meinte nur ..."

„Also schenken wir ihn uns im Notfall!"

„Mir ist es recht."

Hierauf verstummte sie für eine ganze Weile, ohne daß ihnen dies auch nur einen Augenblick störend zu Bewußtsein gekommen wäre. Lag doch über der Landschaft eine heiße Stille, die die Menschenherzen in ihren Bann zog, sie horchen und träumen machte in ahnungsschwerer süßer Wehmut ...

Das holprige Fahrsträßlein folgte der Talsohle durch Wiesen, die, üppig ins Kraut geschossen, der zweiten Mahd entgegensahen, reich gesprenkelt von Blumen in den glühenden Farben des Hochsommers. Doch neben ihnen standen allüberall Zeugen dafür, daß Leben Verbrennen heißt: schwarzbraune Fruchtkapseln, Samenbüschel, silbrig wie Asche, fahle Rispen, deren Welken und Sterben in sich den künftigen Frühling reifte ...

Termöhlen wies mit einer Handbewegung nach rechts. Sie bogen in den Hohlweg ein, der dort bergan führte. Hier brütete die eingeschlossene Glut fast unerträglich und wuchs und wuchs, je höher die umbuschten Hänge emporstiegen.

„Diese Stimmung in der Natur ...!" begann Termöhlen. „Wissen Sie, woran ich denken muß ...? — Mir summt schon die ganze Zeit der Schluß des Romans 'Reife' in den Ohren ... von Ihrem Vater ..."

„Ach nein ...! Ihnen auch?" erwiderte sie lebhaft.

Und er sprach weiter von Peter, ohne große Worte, mit starker, ruhiger Wärme. Er kannte ja nur seine Bücher; die aber kannte er von Grund aus, und sie hatten ihm überraschend viel von dem Menschen gesagt.

der dahinter stand, und seinem innern Erleben: seinen Gebundenheiten und seiner Befreiung durch Glück und Schmerzen arbeitgetreuer, fruchtbarer Jahre. — Lisa vergaß völlig, daß Termöhlen ihren Vater nie von Angesicht gesehen hatte und auch ihr eigentlich noch ein Fremder war. So gab sie ihm denn auf seine keineswegs müßig neugierigen und stets von zartem Takt gezügelten Fragen willig Bescheid; und allgemach riß es sie fort zu ganz ungewohnter Mitteilsamkeit, wurde sie von einem leichten Sprechrausch befallen wie einer, der gar zu lange alles in sich hinein hat schweigen müssen.

Wie dann endlich der Faden ihrer Rede doch riß, da befiel sie eine leichte Verwirrung, sie wunderte sich, erschrak fast über sich selbst. — Er aber sagte frischen Tones: „Dank schön! Sie haben mir ihn — und damit seine Bücher — famos lebendig gemacht. — Und das hätte keiner so gekonnt wie Sie, Fräulein Olai — durch die ausführlichste Biographie nicht... Wissen Sie, warum...? — Weil Sie ihm sicher fabelhaft gleichen!“

„...vielleicht in manchem zu viel und in anderm zu wenig...“, sprach sie sinnend, mit einem Schatten von Melancholie, vor sich hin und wurde rot.

Seine klaren, ehrlichen Augen lachten ihr voll ins Gesicht. „Mhm... ich denk: Sie können zufrieden sein!“

Darauf wußte sie keine Antwort; doch freute sie sich seiner günstigen Meinung...

Die Hänge des Hohlwegs waren unter ihnen geblieben. Nun gingen sie zwischen reifen Roggenfeldern dahin, deren Saum roter Mohn und blaue Kornblumen mit fröhlichen Mustern bestickten. Ein frischer Luftzug kam den Wanderern entgegen und weckte ein geschäftiges trockenes Rascheln in dem Ährenmeer, ließ zitternde, zaudernde Silberstreifen über seine warmgelbe Fläche huschen...

„Haben Sie sich weh getan, Fräulein Olai?“ rief Termöhlen plötzlich. „Sie hinken ja?“

„A nein, nur... mein Fuß... Ich hab mir heuer im Winter den Knöchel gebrochen... und da... die ausgefahrenen Straßen... Und so steinig...“

„O, wie dumm...! Dann kann von Aidheim heute natürlich keine Rede sein! Wir müssen ja auch wieder zurück... und vorher gründlich ausruhn... — Können Sie noch die fünfzig Schritte gehen, Fräulein Olai, bis dort zu dem Bildstock? — Da haben wir nämlich die Höhe und eine Aussicht...! Ich sag Ihnen: mächtig fein!“

Sie nickte und lächelte in behaglicher Versonnenheit. Wenn er hie und da einmal ein so jungenhaft flottes Wort brauchte, dann gefiel er ihr ganz besonders...

Lisa setzte sich auf den Sockel der steinernen Säule, die ein schönes Barockrelief der Pietà trug. Termöhlen warf sich lässig ins Gras.

„Ist Unterfranken vielleicht keine schöne Gegend?“ fragte er. „Höchstens ein bißchen zu bucklig, um dauernd Hütten zu bauen... Aber von jedem Buckel kuckt man in eine neue Welt... — Sehn Sie — das ist Aidheim.“

Er zeigte über die breite Talmulde hinüber nach einem grauen Dorf mit klobigem, burgfriedartigem Kirchturm, das traulich in eine Falte der Berglehne hineingekuschelt lag.

„Schön ist es hier!“ stimmte ihm Lisa mit einem Aufatmen zu.

„Nicht wahr?“ rief er triumphierend, als wäre das sein Verdienst. „Und diese Stille...! Weit und breit kein Michelstirner, der sich über Cäsar Schmehlings Witze die Seiten hält...!“

„Der gute Onkel Schmehling...“ sagte sie. „Er ist so eingenommen von Ihnen, und Sie mögen ihn nicht...“

„Nicht mögen...? Wieso?“

„Ach... ich hab das Gefühl... Sie gehn ihm doch aus dem Wege...?“

„Das geschieht dann mehr instinktiv. Ich hab nicht die Absicht, ihn zu kränken. Ich kenn ihn von früher, und er hat der Sache, die ich vertrete, wertvolle publizistische Dienste geleistet. — Sonst... von seiner Literatur halt ich nicht viel. Das ist halber Kram. Aber persönlich schätz ich ihn schon. — Bloß hier... Ich glaub: manchen Leuten bekommt Michelstirn nicht gut... Sie steigern sich da so in etwas hinein, was ihnen nicht steht.“

„Ich weiß nicht... ich find Sie da doch recht streng...“ wendete Lisa ein, betroffen von seiner Schärfe.

„O, ich will durchaus nicht ungerecht sein“, erwiderte er schnell. „Es mag auch an mir liegen, daran, daß ich jetzt — in mancher Beziehung — ein bißchen... herunter bin... Da fällt einem leicht etwas auf die Nerven... — Sonst weiß ich ja kaum, was Nerven sind...“ — Termöhlen verstummte. Seine blauen Augen starrten finster in das Gras, während seine Finger ungeduldig kleine Büschel davon ausrauften...

Bald aber riß er sich wieder empor aus seiner Versunkenheit, und es kam aufs neue ein lebhaftes Gespräch in Fluß. Termöhlen sprach mit solcher Begeisterung von der Idealschule, die er begründen wollte, und erzählte nachher mit so viel Frische und Anschaulichkeit aus seiner eigenen Knaben- und Schulzeit, daß Lisa Zeit und Ort vergaß und schließlich darüber staunen mußte, daß sie ihren Weggenossen erst seit ein paar Stunden kannte. Hatten sie doch Jahre zusammen durchlebt, waren sie doch so etwas wie Jugendfreunde geworden.

* * *

Es gab wie überall, wo viele Menschen auf engem Raum vereint sind, auch in Michelstirn Klatschmäuler zur Genüge — gutmütige und hämische. — Sonderbar war dabei dieses: je weitere Grenzen einer für seine Person der „Freundschaft zwischen Mann und Weib“ gönnte, mit um so bedenklicherem Kopfschütteln stellte er fest, daß sich hier zwischen dem „Schulmeister“ und der „Schauspielerin“ eine wirklich gar zu ungenierte und unbesonnene Liebelei anbandle. — Manch ein moralisch entrüsteter, manch ein herzlich besorgter Blick traf Lisa...

Sie jedoch und Termöhlen bemerkten all diese neugierige Aufregung kaum. Ihnen erschien es ganz natürlich, daß sie stets beisammen waren; und ihre Wege führten sie fort aus dem Schwarm in die reine Stille der Natur. Harmlos kameradschaftlich blieb ihr Umgangston; wohl lernten sie sich immer besser kennen, kamen sich immer näher, aber die schwüle Spannung des Begehrens blieb in ihrem Verhältnis ohne Gewalt. Und geschah es einmal, wenn sie, schweigend ins Gras gestreckt, irgendwo Rast hielten, daß ein Schauer sie überflog und ihren Atem zitternd stocken machte — gleich brach eins von ihnen mit einem Scherzwort den Bann, und das andere stimmte dankbar ein... So viel andächtige Scheu hatten diese beiden voreinander, die sich schon liebten und es doch noch nicht wissen wollten... Mit so befehlender Kraft sagte ihnen der dunkle Instinkt ihrer vornehmen Herzen, daß es eine

Barbarei wäre, die Seligkeit dieses Werdens und Reifens, ehe denn die zwingende Stunde geschlagen hätte, mit ungeduldigen Händen zu entbinden ...

Selbst den Gedanken daran, wie karg der Ferienrest war, der ihr in Michelstirn noch zugemessen blieb, schob Lisa mühelos von sich. Sie lebte dem Heute, als ob es ewig währen würde, und fragte auch nach der nächsten Zukunft nicht ... Gleich einer schreckhaften Überraschung packte es sie, da sie sich endlich eines Tages beim Erwachen unbarmherzig klar sagen mußte: — Morgen früh geht es fort! — Sie verhehlte sich nicht, daß vor allem Termöhlen es war, der ihr das Scheiden schwer machte; doch ihren Gefühlen für ihn kam sie deshalb nicht auf den Grund ...

Und er meinte sicher, sie bliebe noch wochenlang ... Ob er wohl traurig sein würde, wenn er's erführe? ...

Bei ihrem gewohnten Vormittagsspaziergang, draußen im Walde, wollte sie die unerwartete Kunde möglichst leichthin zwischen andere Dinge einfließen lassen ... Aber der Mut dazu gedieh ihr nicht recht, und sie schob es von einem Blickziel zum nächsten hinaus. Ihr Wandergenosse war heute so fröhlich, daß sie sich scheute, einen Schatten in seine Stimmung zu werfen ... Damit rechtfertigte sie ihr zaghaftes Schweigen vor sich selbst und — konnte es doch nicht hindern, daß eine Ahnung beklemmend groß in ihr wurde — ungeformtes, dumpfes Ahnen, wie es unter besonnten Schneefeldern am Berghang schlummert ... Ein leises Wort nur braucht noch den Anstoß zu geben, und die weiße Flaumdecke stürzt als Lawine zu Tal, donnert die Paukenschläge des Frühlings ins Land ...

Jenes fromme Grauen vor der Erfüllung fesselte Lisa, das tief in jedes feinfühlige Menschenherz eingeschrieben ist, das schon den Schritt des Kindes auf der Schwelle stocken und zaudern macht, wenn am Christabend das ersehnte Glockenzeichen klingt — und die Tür geht auf und gießt rosigen Glanz und silbernes Blitzen in den dunkeln Flur ...

— Nach Tisch ist immer noch Zeit! so tröstete Lisa sich, als sie kurz vor dem Mittagessen wieder den Hof betraten ...

Termöhlen nahm Urlaub von ihr, um schnell auf seinem Zimmer den Rock zu wechseln. Denn unterwegs hatte ihm ein Dornbusch ein dreieckiges Loch in den Ärmel gerissen.

Sie blickte ihm nach ... Wie schlank und jung und kraftvoll er dahinging ...! Immer aufs neue wunderte sie sich darüber, daß er fast zehn Jahre älter sein sollte als sie ...

„Sie sind mir die Rechte ...!“ so erklang plötzlich Schmehlings Stimme dicht hinter ihr. „Eben erzählt mir ganz en passant das Bureau, daß Sie uns morgen schnöde verlassen. Das find ich scheußlich! Und überhaupt: wo man die letzte Zeit so wenig von Ihnen gehabt hat ...! Den Onkelnamen haben Sie mir entzogen ... Links liegen haben Sie mich lassen ...“

„Ooh, Oonkel Schmeehling ...“ sagte sie mit vorgeschobenen Lippen und feuerte einen scherzhaft koketten Seitenblick auf ihn ab.

„Na ja, ich weiß ja ...“ erwiderte er. „Und Eifersucht kennt mein edles Herz nicht. Zudem ist Ihre Freundschaft ja unter uns Strohwitwern geblieben.“

Lisas Pulsschlag stockte. Es wurde ihr dunkel vor den Augen. — Nur nichts zeigen! Nur nichts zeigen! herrschte sie sich innerlich an.

Gott sei Dank, Schmehling plauderte, von keiner Ahnung gestreift, in vollster Unbefangenheit weiter: „Die Frau Doktor Termöhlen scheint auf ihrem Dach übrigens nicht den drahtlosen Telegraphenmast zu besitzen wie meine bessere Hälfte. Wenn ich so viel mit einer netten jungen Dame spazierenging — die Meine wäre längst hier ...“

Nun hatte Lisa sich wieder ganz in der Hand. Sie staunte selbst, wie kühl und ruhig es in ihr geworden war; bloß ihre Stimme schien ihr aus weiter Ferne zu kommen, als sie im echtesten Ton beiläufigen Interesses fragte: „Sagen Sie: wie ist eigentlich die Frau?“

„Mhm ...,“ entgegnete er, „sie hat wohl ihre Meriten ... Obschon die zwei ja eigentlich ein etwas sonderbares Gespann abgeben müssen ... Vielleicht, daß sie sich ihm in der Ehe mehr ... angeglichen hat ... Allerdings find ich: er antwortet gar so ausweichend, wenn man sich nach ihr erkundigt ... — Ich hab nämlich damals die Tage ihres Liebesfrühlings miterlebt. Sie war gerade vor kurzem als Wirtschaftsdame, besserer Oberküchenrat, nach Arnsrode gekommen ... Nicht sehr gebildet, aber eine tüchtige Person ... Die Dienstboten hatte sie kolossal auf dem Trab, und arbeiten konnte sie für drei. — Nicht eigentlich schön, aber von dieser ... gesunden ... quicken ... teufelsmäßigen Hübschheit, die die Männer toll macht ... — Gott, so was Verliebtes wie der Doktor damals ...! Und er nicht allein ... Das löbliche Lehrerkollegium in corpore und die Jungen sogar bis zur Untersekunda hinunter ... Und sie — das war nämlich nett — sie hatte an jeder Huldigung ihre Mordsfreude; man brauchte sie nur auf zwanzig Schritt Abstand von rückwärts anzukucken — das spürte sie sofort und drehte sich um und lächelte einem mit ihren prallen, blanken Augen so zu, so ... ermunternd ... Dabei nicht einmal kokett: es war so ehrlich und ihr so natürlich ... Im Vertrauen gestanden: mir selbst wurde manchmal ganz schwummrig dabei ... — Und wie Termöhlen sie dann als seine Braut proklamierte, da hörte man ordentlich, wie ringsum mit einem Knack alle Herzen brachen. Beim Verlobungschmaus hat sich mancher von den sonst ziemlich abstinenten Lehrern einen kleinen Wehmutsrausch angetrunken. Und oben thronte der Doktor selig als Sieger neben seiner Beate Strunck und sonnte sich im Neid der besitzlosen Klassen ...“

Er brach ab; denn eben kam von der einen Seite der Held seiner Geschichte heran, von der andern Grete Johansen.

„Tag, Doktor,“ sagte Schmehling, „was machen Sie?“

„Fräulein Olai,“ fragte die Helferin schon von weitem, „ist es wirklich wahr, daß Sie morgen früh reisen?“

„Nein? !“ rief Termöhlen erschrocken. „Sie wollen ...? Und haben gar nichts davon gesagt ...!“

Lisa vermied es, ihn anzusehen. Sie hielt den Kopf krampfhaft gesenkt.

„Von einem Ort fortgehen, wo man gern war — das ist ...“, begann sie mit leise bebender Stimme. „Man läßt doch immer ein Stück von seinem Leben da ... Wozu sich das Herz vor der Zeit schwer machen? ...“

Grete legte den Arm schmeichelnd um ihre Schultern.

„Aber ... einen Tag wenigstens müssen Sie noch zugeben!“

„Paar Tage nur...!“ so bat auch Termöhlen.

„Das ist ganz ausgeschlossen“, erwiderte Lisa. „Ich kann ja gar nicht... Morgen um halb elf... Denn den Nachmittag brauch ich, um daheim alle meine Koffer zu packen. Und Freitag die Laufereien von einem Amt zum andern wegen des Reisepasses und mit dem Nachtschnellzug nach Berlin... Sonnabendmittag um zwölf geht schon mein Dampfer von Stettin ab.‘

„Also der letzte Tag...!“ sprach Termöhlen traurig vor sich hin. Doch plötzlich war es, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. Er hob die Stirn und fuhr frischeren Tones fort: „Dann müssen wir heute nach Aidheim, Fräulein Olai... Wissen Sie: unser erster Ausflug, wo wir nicht hinkamen... Den Besuch sind wir dem Nest noch schuldig...“

Da war es nun, was eine unklare Angst in Lisa schon die ganze Zeit hatte nahen fühlen! — Sie wollte nicht... Aber wie konnte sie diesem stundenlangen Alleinsein mit ihm entgehen? — Ihr kamen nur die durchsichtigsten Vorwände in den Sinn... — Durfte sie ihn so kränken? — Er trug doch keinerlei Schuld gegen sie... Hatte er ihr je etwas anderes gezeigt als harmlose Zuneigung? Hatte er ihr je von Liebe gesprochen? — Sie war es, sie ganz allein, deren törichte, aussichtslose Gefühle ihr ganzes Verhältnis mit einem Ruck umgedreht hatten!... — Sie fand keinen Weg... Sie fand keinen Weg...

Grete Johansen half ihr, ohne es zu wissen.

„Aidheim...?“ sagte sie. „Da wollt ich schon längst mal hin. Ich hab heute frei.“

„Gehen Sie doch mit!“ rief Lisa mit beinah verräterischer Hast und warf gleichzeitig erschrocken zum erstenmal wieder einen forschenden Seitenblick auf Termöhlen. Seine Züge erschlafften in einer tiefen Enttäuschung, eine scharfe Falte stellte sich zwischen seine Brauen...

„Wenn ich darf...! Famos!“ jubelte die Helferin. „Gehen wir gleich nach dem Essen? — Und Tanzabend ist heute auch! Fein!“

„Ich schließ mich an, wenn es den Herrschaften recht ist“, erklärte Schmehling. „Dann kann ich Sie zum Abschied noch mal genießen, Fräulein Olai.“

Die Hausdame rief zu Tisch. Ein Fluten kam in die harrenden Menschengruppen...

Lisa zog die Füße müde über das Pflaster und preßte dabei ihre Fingernägel aus aller Kraft in die Handflächen. Termöhlen war stehengeblieben; seine Augen wanderten, ohne zu sehen, die hohe Giebelfassade des Schlosses hinauf und herunter...

Nun hatten sie beide vom Baum der Erkenntnis gegessen, und waren beide aus der Sicherheit ihres Paradieses vertrieben...

* * *

Die Michelstirner Tanzabende wurden aus Rücksicht auf ruhebedüftige Gäste nicht im Schloß, sondern unten im Dorfwirtshaus abgehalten, wo es einen, wie Schmehling sich ausdrückte, „fabelhaft echten“ bäuerlichen Festsaal gab: ein großes, niedriges Gemach mit etwas holprigem Bretterboden, der im Lauf des Abends, um den Staub zu dämpfen, mehrmals mit Wasser besprengt wurde. Die schmutzige Blöße des Raumes barg sich halbwegs unter lebendem Grün: Buchenzweige bekleideten die Wände und die Brüstung der schmalen Estrade, auf der die achtköpfige Musikbande des benachbarten Marktfleckens ziemlich mißtönend, aber in strammem Rhythmus tutete, quäkte und brummte; um den häßlichen Zinkgußlüster mit den vier inbrünstig immer wieder blakenden Petroleumlampen schlang sich, hell durchleuchtet, ein dichtes Gewinde von blühender Waldrebe, das festonartige Ausläufer unter der verräucherten Decke hin nach allen Seiten schickte.

Es war ein lustiges, aber höchst sonderbares Bild, das sich von diesem Hintergrund abhob, wenn die „neuen Menschen“ in dem rasenden Tempo durcheinanderwirbelten, das Doktor Burow liebte. Dieser schien nämlich den Tanz vorwiegend als gute Motion und wegen seiner schweißtreibenden Eigenschaften zu schätzen. Seinem Beispiel folgend, hatten die Männer meist nur ein weiches Hemd, eine Leinenhose, einen breiten Gürtel und Sandalen an. Die Kleidung der Frauen war mannigfaltiger und ging von der halbdekolletierten Gesellschaftsrobe bis zum griechischen Peplon aus Baumwollkrepp und zur Miesbacher Bauerntracht, vom durchbrochenen Seidenstrumpf im perlengestickten Goldkäferschuh bis zur schlichten Barfüßigkeit mit schwärzlichen Sohlen.

An Kavalieren herrschte ein gewisser Mangel, und bei den vorhandenen — bis auf Burow und sonst zwei, drei weiße Raben — mußte der Eifer die Stelle des Talents vertreten. Als ernsthafte Leute, die sich erst in Michelstirn der Lebenslust in die Arme geworfen hatten, kannte die Mehrzahl nur jenen norddeutschen Surrogatwalzer, bei dem man mit krummen Knien wechselweise auf der rechten und der linken Fußspitze erschreckend hoch emporwippt und verzweifelt fanatische Weitsprünge zwischen die andern Paare hinein macht.

So ergab sich denn, daß die Damen vielfach auf ihr eigenes Geschlecht angewiesen blieben; doch tat das ihrem Vergnügen keinen Eintrag. Hie und da tauchten wohl auch über allem Volk die mänadisch gen Himmel gereckten Arme einer sich „individuell“ betätigenden Solotänzerin auf und durchfägten schwungvoll die trübe, dämmrige Luft, was je nach Alter und Grazie der Betreffenden ein sehr niedliches oder ein ungewöhnlich grausames Bild abgeben konnte...

Das Lange und Breite jedoch von der Sache war, daß man sich hier mit solcher Begeisterung drehte und einer so harmlosen Ausgelassenheit frönte wie nicht leicht in einem andern Ballsaal der Welt. Alle Steifheit, bis auf die mancher Beingestelle, war aufgehoben. Wirkte einer bei dem ungewohnten Gehüpfe als komische Figur, so verbiß sich niemand das Lachen darüber, und er selbst lachte am lautesten mit...

Lisa, der ihr Fuß das Tanzen noch nicht wieder erlaubte, hatte sonst an den Mittwochabenden ihre helle Freude beim Zuschauen gehabt. Heute, wo sie die rechte Aufnahmefähigkeit nicht mitbrachte, wollte ihr dies Getriebe abgeschmackt, fast unästhetisch erscheinen. Sie wäre auch nie heruntergekommen, wenn Doktor Burow sie nicht dringend und, als sie zögerte, fast gekränkt gebeten hätte, noch „eine Abschiedsflasche“ mit ihm zu trinken.

Der Nachmittagausflug nach Aidheim war ihr eine Qual gewesen. Nur die Redseligkeit Gretens und Schmehlings hatte die Stille notdürftig bemäntelt, die wie ein Abgrund kalt und peinlich zwischen ihr und Termöhlen klaffte. Dabei mußte sie die ganze Zeit mit wehem Herzen seinem vergeblichen Bemühen zuschauen, die alte Brücke neu zu schlagen, und durfte, konnte ihm nicht helfen, so harte Vorwürfe sie ihrem begehrlichen, eifersüchtigen Egoismus deswegen auch machte...



Und nun saß sie, tief verstimmt, in der öden Gaststube, die dem Tanzboden vorgelagert war und durch zwei Türlöcher mit ihm in Verbindung stand. Der deutsche Sekt, von dem sie zuweilen mechanisch einen Schluck nahm, wollte ihr nicht recht schmecken. Unbegründet und gewaltsam — von einer gespenstischen Larvenhaftigkeit — deuchte sie der fröhliche Übermut Burows und der ganzen Tafelrunde...

Wenn drinnen getanzt wurde, blieben mit ihr nur ein paar bejahrte Fräulein sitzen, die sie von jeher nicht eben liebte. Termöhlen freilich hätte ihr gern Gesellschaft geleistet, aber die Helferinnen gönnten ihm — als einem der wenigen guten Tänzer — keine Rast: sie packten ihn einfach bei der Hand und zogen ihn gewaltsam fort.

So saß Lisa lange Zeit hindurch unruhig auf ihrem Platz. Endlich ertrug sie es plötzlich nicht länger. Sie mußte den ewigen Menschenaugen entrinnen... Der Zwang, den sie sich seit Mittag angetan hatte, sprengte fast ihre Nerven...

Allein sein und sich ausweinen und sich wieder zusammennehmen und fertig werden mit der Geschichte...!

Wie sie ins Freie trat, stockte ihr Fuß, während ihre Lungen gierig die reine Luft einsogen...

Windstill und weiß vom Glanz des vollen Mondes lag die Nacht; alles Nahe floß mit gewaltigem Schwung in die Ferne über, der Himmel war keine Kuppel mehr gegen die Unendlichkeit, winzig klein hing die Erde im Weltraum... Menschenleid und Menschenangst schämten sich und schrumpften zu nichts zusammen...

Lisa horchte auf... Eine so tiefe Stille schwoll von allen Seiten herein, daß sie den blitzenden Fluß drüben jenseit der Straße ganz fein und silbern zwischen den Binsen meinte wispern zu hören...

War die Tanzmusik, deren banaler Rhythmus ihr noch im Hirn schwankte, in diesem Augenblick verstummt, oder schwieg sie schon länger? — Sie wußte es nicht. — Doch schreckhaft fiel es ihr auf die Seele: hier durfte ihres Bleibens nicht sein...

Wie sie noch um den Entschluß rang, den weichen Zauber, der all ihre Kraft lähmte, mit dem ersten Schritt zu zerreißen, da donnerte plötzlich die Wirtshausstiege hohl unter abwärts hastenden Füßen. — Kalt rieselte es ihr über den Rücken; sie duckte sich unwillkürlich, als könne sie sich dadurch verbergen...

Und dann stand Termöhlen vor ihr und sagte, ein wenig atemlos: „Sie gehen schon, Fräulein Olai? — Ich... ich hab auch genug... — Da können wir ja zusammen..."

Sie nickte schweigend, mit abgewendetem Gesicht. Sie hätte kein Wort hervorzubringen vermocht — so heftig und hoch im Hals klopfte ihr Herz...

Ohne eine Erklärung wählte er nicht den kürzesten Weg über die hohe Steintreppe, wo an Tanzabenden ein lebhafter Verkehr hinauf und herunter zu herrschen pflegte, sondern machte ein paar Schritte nach der andern Seite und bog in die Dorfstraße ein, die in großer Serpentine langsam bis vor das Schloßtor anstieg. — Lisa folgte ihm, als müsse es so sein; nichts erschien ihr daran wunderlich... Keinen Gedanken konnte sie fassen, versunken war alles... Eins nur wußte ihr Blut: neben ihr ging ihr Herr, und sein Wille war stark, sie zu führen...

Die niedrigen, altersgrauen Häuser zur Rechten und zur Linken zeigten nicht ein erleuchtetes Fenster. Tief und gleichmäßig zu atmen schienen sie. Seele und Leben gab ihnen das Mondlicht; doch sah es aus, wie wenn sie schon seit hundert Jahren in einem süßen, gesunden Märchenschlaf lägen...

Als nun Termöhlen, ein wenig zaghaft, nach Lisas Hand tastete, umspannten ihre Finger die seine mit innigem Druck. Das harte Springen ihrer Pulse glättete sich zu vollen, ruhigen Schlägen. Dabei schwellte das Glück ihre Brust so gewaltig, daß es fast wieder Schmerz wurde.

„Lisa...!" flüsterte der Mann glühend. Es war das erste Wort, seit sie diesen Weg angetreten hatten, und klang wie ersticktes Jauchzen. Sein Arm legte sich um sie und riß sie an seine Seite; und sie ließ, hingegeben, alle ihre Muskeln erschlaffen und bog sich unter seinem Griff... Eng zusammengeschmiegt, wanderten sie langsam weiter... — Durch den klaren Wasserschleier, der sich über Lisas Pupillen gelegt hatte, sah sie ihre in eins verschmolzenen Schatten auf der blendend weißen Straße vor ihnen hergleiten — sehnsüchtig, in dem Dunkel zu ertrinken und zu vergehen, das dort, wo die Häuser aufhörten, der dichte Laubgang schuf...

Und hier, gegen jeden Späherblick gedeckt, machten die beiden gleichzeitig halt: man hätte nicht sagen können, wer dem andern zuerst seine Lippen reichte... — So durstig fanden sie sich in dem ersten Kuß...

Nach einer Weile erwachten sie gleichsam und lächelten sich in einem selig schlaftrunkenen Staunen an... — Ihre Knie blieben wie unter der Last der Liebe gebeugt, und ihre Sohlen schurrten flach durch den Staub, als sie, heiß umschlungen, wieder Fuß vor Fuß setzten. — Keine fünf Schritte hatten sie gemacht — da standen sie auch und küßten sich aufs neue, endlos, atemlos...

So ging es wechselnd, bis sie beinah den Punkt erreicht hatten, wo das Meer der Dämmerung, das sie umfing, scharf an die Küste der weißen Helligkeit schlug. Der einzige Wächter ihres Geheimnisses war jetzt noch ein großer Syringenstrauch. Hinter dem mündete der Weg von der hohen Treppe her in den ihren, und dann stiegen beide vereint, eine breite Rampe bildend, gemählich zum Hoftor an.

Von diesem Platz konnten sich die Liebenden nicht trennen. Und nun gewannen sie zwischen den Küssen Zeit, ihre Sinne der Welt zu öffnen. Ein lieblicher Zwang lenkte ihre Augen stets auf gemeinsame Ziele; ohne ein Wort zu sprechen, gab eins dem andern teil an seiner Freude, schlürften sie wie mit einem Mund die Labung dieser Nacht, in der der Mond alles reich und weich und einsam machte: — die Schatten waren Licht, und das Licht war Schatten...

Auf einmal erschollen jenseit des Buschwerks, ganz nah schon, schnatternde Frauenstimmen. — Lisa fuhr zusammen, und jählings taumelte sie aus dem Reich ihres Traumes erdenwärts. — Was war geschehen? Was hatte sie getan! — Die kalte Qual, die sie den Nachmittag über zähneknirschend erduldet hatte, war wieder da — nur schärfer, nur grausamer...

Termöhlen faßte beruhigend ihre Hand. Sie riß sich ungebärdig los und wollte fortstürzen. Noch einmal fing er sie am Arm und flüsterte ihr zu: „Gut Nacht denn, Lisa! Und —: morgen früh um acht Uhr am oberen Parkpförtchen...!"

Sie nickte mechanisch und trieb ihn mit einer befehlenden Handbewegung tiefer in das Dunkel zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Die individuelle Frisur.

Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Phot. Marta Wolff.
1. Lockenfrisur mit Scheitel.

Individualität — das Schlagwort unserer Zeit, wird jenen stets ein unklarer Begriff bleiben, die sie nicht haben, sie aber leidenschaftlich begehren. Die Sucht, Eigenart in der Kleidung zu zeigen, ist vielfach zur Manie geworden. Sie zeitigte jene plumpen, sackartigen Reformgewänder mit den „lyrischen Farben und klassischen Linien“, die in den meisten Fällen ein erschreckendes Zeugnis von unglaublicher Geschmacklosigkeit ablegten. Natürlich gab es auch Ausnahmen. Künstler und Künstlerinnen, die mit geschultem, sicherem Blick originelle Entwürfe fanden und die Aufgabe der individuellen Kleidung glücklich löſten. Eine große Reihe jener, die sich in individuellen Farben und Formen auszuleben sehnten, begingen den Fehler, die Technik der Schneiderei als überflüssig zu betrachten. Um die Straße des Alltäglichen verlassen zu können und eigene Wege zu finden, muß erstens sicherer Geschmack vorhanden sein, der selbständig über Nuancen und Linien zu entscheiden vermag. Und dann gehört Ehrlichkeit dazu, scharfe Kritik dem eigenen Ich gegenüber. Manchen hat die Sehnsucht, Eigenart zu markieren, die in gar keiner Beziehung weder zu seinem Wesen noch zu seinem Aeußern stand, zur Karikatur gemacht. Was für die Kleidung gilt, trifft in noch weit schärferem Maß bei der Frisur zu, die ausschlaggebend für den Gesamteindruck ist.

Phot. Dührkoop.
3. Griechischer Knoten.

Richtigeres kann nie darüber gesagt werden, wie Ovid es in seiner Liebeskunst lehrt. Er beachtet die feinen Unterschiede zwischen der Farbe des Haares und dem Schnitt des Gesichts und rät den Schönen: „Künstlerisch stets sei die Hand, die den Haarschmuck dir ordnet. Prüfe den freundlichen Spiegel. Nicht Mode allein, eigene Wahl lasse walten. Nicht allen steht alles. Länglichem Antlitz rat ich der Griechin welligen Scheitel, jugendlich Rundgesicht muß sich neckischer zeigen, lasse die Oehrchen enthüllt und erhöhe die Stirn kühn mit geschlungener Schleife. Mancher auch steht es, lose auf den Schultern wie Phöbus die Locken zu tragen, wenn er



Phot. Rud. Dührkoop.
2. Scheitel mit Ohrschnecken.

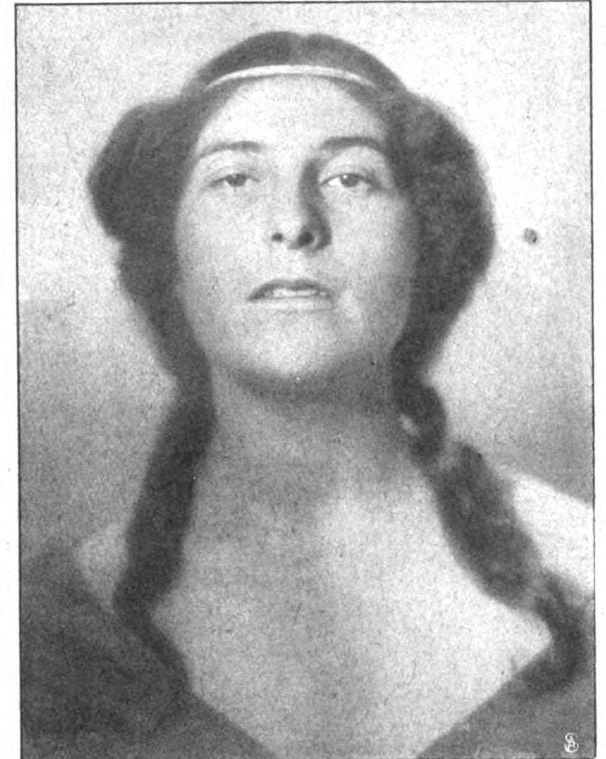
begeistert greift in die Saiten der tönenden Lyra. Fessle zum Knoten das Haar, gleichst du Diana, der Göttin, die sich gerüstet zur Jagd, streng die Haartracht gebunden. Krauses Geringel, eine macht's lieblich. Fromm und bescheiden glätte die andre das Haupt, kostbar krönt sie der Kamm. Oder es walle freiglänzend Gelock um den Nacken. Zähle die Eicheln lieber oder die Bienen im Garten als alle Launen der Haartracht, die sich täglich verändert, wie allen Zierat und Tand, den die Mode uns bringt.“ Und kennerhaft verrät Ovid weiter, daß der Reichtum der natürlich erscheinenden Locken in glücklichster Weise nachgebildet ist, und daß sie mit dem Köpfchen, das sie schmücken, recht lose verbunden sind. In bezug auf die Frisur scheinen von jeher alle Kunstgriffe und



4. Tiefer Scheitel mit seitlichen Rollen. Phot. Dührkoop.



5. Scheitelfrisur mit hängenden Locken. Phot. Maria Wolff.



Phot. Dührkoop.
6. **Glatter Scheitel mit hängenden Locken.**



Phot. E. Schneider.
7. **Gesellschaftsfrisur mit gewundener Strähne.**

Hilfsmittel gestattet gewesen zu sein. Diese Erlaubnis hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Nicht jede besitzt die goldenen Haare der Lorelei oder dunkle, die wie schwarze Diamanten glänzen, wie Richard Dehmel sagt. Wiederum ist häufig die Farbe schön und nur die Fülle fehlt, die den Rahmen schaffen soll. Von unsinnigen Haarmoden, von phantastischen Auswüchsen erzählt die Chronik, von turmhohen Gebäuden, um die man auf den Schlaf verzichtete. Mit allem Verzicht auf diese Bequemlichkeit wurden die Frisuren erhalten, weil ihre Herrichtung unsägliche Mühen verursachte. — Natürlich sind die Frisuren von den Kleidermoden abhängig; deshalb ist es selbstverständlich, daß die augenblicklich modernen Frisuren genau wie die Kleider möglichst na-



Phot. Dührkoop.
9. **Ondulierter Scheitel mit Ondulationslocken.**



Phot. Dührkoop.
8. **Scheitel mit seitlichen Puffen.**



Phot. Wolff.
11. **Gewellter Scheitel mit Strähne.**



Phot. Marta Wolff.
10. **Ohrschnecken und Krone.**





Phot. Dührkoop.

12. Gepuffter Scheitel mit Goldreifen.

türliche Linien suchen. Der kolossale Turban auf dem Drahtgestell, der Clou der letzten Jahre, hat sich überlebt. Auch die steif angesteckten Locken haben graziös gewellten, den sogenannten Ondulationslocken weichen müssen. Alles Konventionelle wird augenblicklich bei den Frisuren abgelehnt; eigenartige, dem Kopf angemessene Haartrachten haben sich auch in weiteren Kreisen eingeführt. Es muß alles natürlich und ungezwungen wirken, wenn auch noch soviel Kunst angewandt wird. Zu den enganschließenden Kleidern würde ein kolossal frisierter Kopf recht schlecht passen. Aus dieser Empfindung griff die Pariserin zur Scheitelfrisur, die sie in unzähligen Variationen aufleben läßt, und die jede für ihr Gesicht sehr leicht passend arrangieren kann. Einfach glatt anliegendes, gescheiteltes Haar mit einem im Nacken lose geschürzten Knoten verlangt regelmäßige Linien, während gewellte, breit gepuffte Scheitel die Schärfe der Konturen mildern. Wirkungsvoll heben sich Gold- und Silberstreifen mit und ohne blitzende Steine ab. Biedermeierschnecken an den Ohren und kleine Krönchen auf dem Kopf oder gepuffte Locken an den Seiten schließen sich willig dem gescheitelten Haar an. Reizend sind hängende Locken zu ätherischen Gestalten. Die Nachahmung einer Frisur, die sich nicht für das Gesicht und die Figur eignet und sich nicht in den Rahmen der Kleidung einfügt, rächt sich immer. So töricht und sinnlos es ist, sich für Bälle und Gesellschaft, sogar für den Photographen von fremden Personen zurechtstutzen zu lassen, die eine Frisur aus der letzten Fachzeitschrift aufbauen, ohne sich das Gesicht anzusehen oder nach der Toilette zu fragen, ebenso geschmacklos ist es, am Tage bis auf die Schultern hängende Locken zu tragen, die ein Attribut des Gesellschaftsanzugs bleiben müssen. Wer eine Haartracht gefunden hat, die zu ihm paßt, kann ihr mit einigen geschickten Griffen ein Festaussehen geben, ohne zu bunten Bändern oder billigen Blumen greifen zu müssen, die jeden Schimmer von Eigenart töten.

D. A.



Phot. R. Dührkoop.

13. Seitlicher Scheitel mit natürlichen Locken.

Bilder aus aller Welt.



Freiherr von Asche,

Hamburg, Geh. Kom.-Rat, beging seinen 70. Geburtstag.

Freiherr von Asche, Geheimer Kommerzienrat, der Begründer der gleichnamigen Hamburger Firma, beging vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag. Er war einer der ersten, die die Herstellung komprimierter Arzneimittel fabrikmäßig betrieben.



Exz. Generalleutnant z. D. Barkcy und Frau

begingen das Fest der diamantenen Hochzeit.

Vor wenigen Tagen begingen Exz. Generalleutnant z. D. Oskar Bartky und seine Gattin Kathinka, geb. von Gordon-Huntley, in Dresden-Neugruna das seltene Fest der diamantenen Hochzeit.

Phot. A. Meyer.

Konteradmiral Rieve †

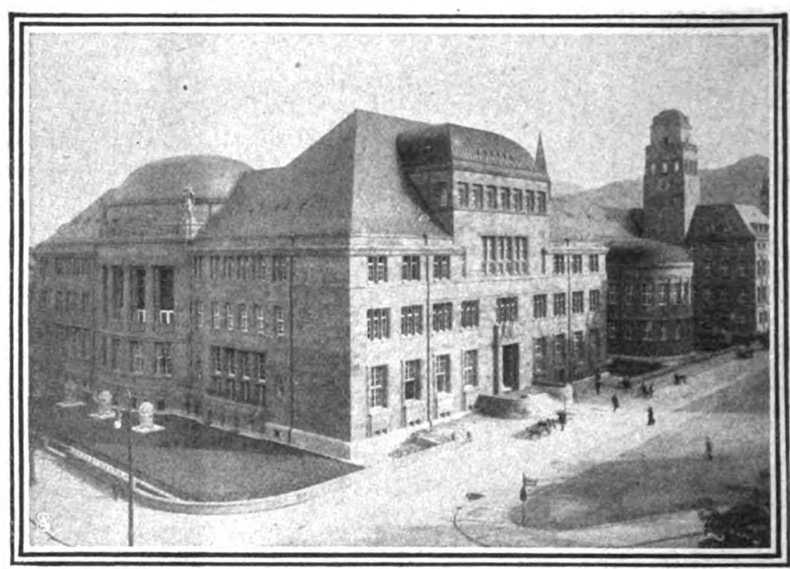
Zweiter Admiral des Ersten Geschwaders.

Konteradmiral Rieve, langjähriger Abteilungschef im





Fr. Ruth Kubaschewski,
Enkelin Spielhagens, mit ihrem Gatten Dr. Kubaschewski.



Phot. Röbcke.

Das soeben eingeweihte neue Universitätsgebäude in Freiburg i. B.



Alex Hoenig †
Direktor der „Internationalen Artisten-Genossenschaft".

Admiralstab, zuletzt Zweiter Admiral des Ersten Geschwaders, ist in Berlin im Alter von 50 Jahren nach längerer, schwerer Krankheit verschieden. Der Verstorbene galt als ein ganz besonders befähigter, eifriger und beliebter Marineoffizier.

Eine Enkelin Friedrich Spielhagens, Fräulein Ruth Barnewitz, hat sich vor kurzem mit Herrn Dr. jur. Kubaschewski vermählt.

Vor wenigen Tagen wurde in Freiburg i. Br. das neuerbaute Universitätsgebäude feierlich eingeweiht und der Benutzung übergeben.

Vor kurzem starb ein in der internationalen Artistenwelt sehr bekannter Mann, Alexander Hoenig. Er war lange Jahre Inhaber der „Star printing office" in Berlin und Direktor der Internationalen Artisten-Genossenschaft, für die er mit Erfolg tätig war.

Zum Intendanten des Herzoglichen Hoftheaters in Koburg wurde Wilhelm Holthoff von Faßmann ernannt.

In Frankfurt a. M. wurde vom Frauenklub eine Puppenausstellung veranstaltet. Zahlreiche Gäste wohnten der Eröffnung bei. Die Ausstellung bot interessante historische Objekte.



Hofphot. Uhlenhuth.

Wilh. Holthoff von Faßmann,
der neue Intendant des Koburger Hoftheaters.



Obere Reihe von links: Herr Modlinger. Herr Schlosser. Julia Virgina Scheuermann. Herr von der Marwitz. Frau von Grunelius-Tachard. Herr von Passavant. Frau von Schamroth. Frau Fulda. Frau Salomon. Herr Dr. Priemel. Frau Simon-Wolfskehl. Herr Hofrat Hagen. Frl. Schütz. Herr Dr. von Trenkwald. Herr Cosomati. Frau Cosomati. Untere Reihe von links: Frau Dr. med. Gräfin von Weldern-Egmond. Frau Schmidt de Neufville. Frau Oberbürgermeister Adickes. Frau Wentzel. Frau von Trenkwald.

Von der Puppenausstellung in Frankfurt a. M.: Die zur Eröffnung geladenen Gäste.

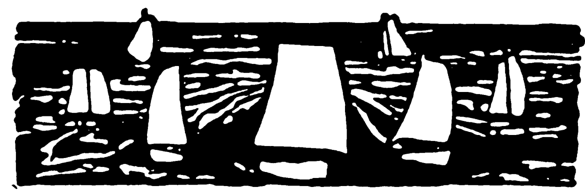
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 18. November 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

9. November.

Im Reichstag leitet der Reichskanzler von Bethmann Hollweg die Besprechung des deutsch-französischen Abkommens über Marokko und Aequatorialafrika mit einer längeren Rede ein.

Die spanische Regierung entsendet einen Kreuzer nach Tanger.

Die türkische Kammer erteilt nach längerer Debatte dem Kriegsminister Mahmud Schewket-Pascha ein Vertrauensvotum.

Aus China wird gemeldet, daß die Stadt Kanton ihre Unabhängigkeit erklärt hat und der Vizekönig nach Hongkong geflohen ist. Nanking ist zu den Rebellen übergegangen.

10. November.

Der Kaiser reist in Begleitung der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise nach Kiel.

Bei dem Lord-Mayor-Bankett in der Guildhall in London gibt der Premierminister Asquith seiner Genugtuung über den glücklichen Abschluß der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen Ausdruck.

11. November.

In Kiel läuft das Linienschiff „Ersatz Hagen“ in Gegenwart des Kaiserpaares vom Stapel und wird von der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen auf den Namen „Kaiserin“ getauft.

Der Reichstag überweist das deutsch-französische Marokkoabkommen mit den dazu aus dem Haus gestellten verfassungsrechtlichen Anträgen der Budgetkommission.

12. November.

In Kiel bringt der Kaiser bei der Einweihung des neuen Rathauses einen Trinkspruch auf das Wohl der Stadt aus. Abends kehrt das Kaiserpaar mit der Prinzessin Viktoria Luise nach Potsdam zurück.

In Berlin stirbt, 75 Jahre alt, der Laryngologe Professor Dr. Bernhard Fränkel (Portr. S. 1938).

13. November.

In London wählt eine Versammlung der Unionisten an Stelle Balfours einstimmig Bonar Law (Portr. S. 1938) zum Führer.

Yuan-Shi-Kai trifft, begleitet von einem Bataillon Kaisergarde, in Peking ein. Die Soldaten und die Bevölkerung heißen ihn freudig willkommen; man hofft, daß es ihm gelingen wird, den Kaiserthron zu retten.

Aus Hankau wird gemeldet, daß drei Schiffe des Admirals Sa zu den Revolutionären übergegangen sind.

14. November.

Die bayrische Kammer der Abgeordneten wird wegen eines Konfliktes mit der Regierung aufgelöst.

Aus Tripolis kommen Nachrichten über neue umfangreiche Kämpfe, bei denen die Türken eine empfindliche Niederlage erlitten haben.

Die französische Deputiertenkammer spricht dem Ministerium Caillaux nach der stürmischen Debatte über die Explosionsgefahr des auf den Kriegsschiffen verwendeten Pulvers mit überwältigender Mehrheit das Vertrauen aus.

Im Prozeß der Prinzessin Luise von Koburg gegen den belgischen Staat werden die Ansprüche der Prinzessin auf die Erbschaft König Leopolds zum größten Teile abgewiesen.

15. November.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Mächte der Tripleentente in Rom gegen die Blockade der Dardanellen sowie die geplante Beschießung von Smyrna, Saloniki und Beirut Einspruch erhoben haben.

Die Zustimmung Rußlands zum deutsch-französischen Marokkoabkommen wird offiziös bekanntgegeben.

❦ ❦ ❦

Aus meinem Tagebuch in China.

Von Elisabeth v. Heyking,

Verfasserin von „Briefe, die ihn nicht erreichten“ und „Der Tag Anderer“.

In dem jetzt viel genannten Hankau, wo die vorläufig noch Rebellen genannten Jungchinesen den Truppen der Pekinger Regierung gegenüberstehen, haben wir einst einige ereignisvolle Tage erlebt. Damals handelte es sich freilich nicht um Umstürzung der Mandschudynastie, in deren Autorität, wenn sie gleich der realen Machtstützen ermangeln mochte, doch noch ebensowenig eine Bresche gelegt worden war wie in die starren Mauern, die das alte Peking umgaben.

Am 24. Oktober 1897, so gibt mein Tagebuch an, verließen wir Schanghai auf dem großen Flußdampfer Tatung und fuhren den Jangtse stromaufwärts, um Hankau, diesen auch für deutsche Interessen wichtigen Handelsplatz, kennen zu lernen.

Der Fluß gleicht zu Anfang durch seine Breite einem Meeresarm. Kaum daß die flachen Ufer zu unterscheiden waren. Und dieser Eindruck endlosen Wassers wurde noch verstärkt durch Ueberschwemmungen, die weite Flächen bedeckten. Nur die dunklen Massen riesig hoher Schilfe ragten stellenweise auf aus all dem dunstigen Naß.

Schmale, durch erhöhte Ufer versteckte Kanäle schlängeln sich vom Fluß aus tief hinein ins geheimnisvoll verschwimmende Land. Zum grauen Einerlei zahlloser verstreuter Gehöfte und Dörfer bilden sie die Wege, auf denen braun verwitterte Dschunken ziehen. Ihre blauen, zerfetzten Segel und hohen Masten sieht man oftmals, scheinbar unvermittelt, aus dem Festland aufragen, als habe eine Sturmflut sie einst dort tief hineingetragen.

Bei Sonnenuntergang begannen dann duftig violette Hügellinien in der Ferne aufzutauchen. Züge wilder Enten glitten dicht über die abendlichen Gewässer, spiegelten sich scharf wider in den rotgoldenen Fluten. —

Drei Tage dauerte die Fahrt. Auf die anfänglich flachen Gelände folgten steil abfallende hohe Felsenufer mit altersgrauen Pagoden und Tempeln, deren geschwungene Dächer sich über einem Dickicht von federnden Bambusstauden und kupfrig schimmerndem Herbstlaub erhoben. Und seltsam weltfern scheinende Städte sahen wir an uns vorübergleiten: Wuhu, Kiukiang, Wusueh und Hukau, das am Poyangsee gelegen. Namen, die meinem europäischen Gedächtnis damals ebenso schwer zu behalten schienen, wie die einzelnen Bilder, die sie bezeichnen, heute in der Erinnerung klar voneinander zu trennen sind — Namen, die jetzt aber der ganzen Welt vertraut geworden, weil sie Orte bedeuten, wo Menschen, wenn auch nur gelbe, sich untereinander umbringen.

Nach dieser Reise, die immer tiefer an die Urquellen echtesten Chinesentums zu führen schien, wirkte es überraschend, in Hankau an dem wohlgebauten, sauberen Kai der englischen Niederlassung anzulegen und europäische Häuser mit breiten, luftigen Veranden zu erblicken. — Zu den schönsten dieser Gebäude zählte das Haus des damaligen deutschen Konsuls, bei dem wir wohnten.

In schroffstem Gegensatz zu diesem wohl gepflegten europäischen Viertel stand dann aber freilich das unheimliche Gewirr morastiger, übelriechender Straßen und Gäßchen der drei chinesischen Riesenstädte: Hankau, Hanjang und Wutschang, die sich an der Mündung des Han in den Jangtse gegenüberliegen.

Wegen des wechselnden Wasserstandes der Flüsse sind die dicht am Ufer gelegenen Häuser in Hankau und Hanjang auf hohen Pfählen gebaut. Weit vorspringend, scheinen diese seltsamen menschlichen Behausungen über dem Wasser zu schweben, und in dem geheimnisvollen Schatten, den sie auf die schlammigen Fluten werfen, winden sich zwischen den sie tragenden Gerüsten Boote hindurch. Ueberall sind da Ecken und Winkel, windschiefe Lattenverschläge. Wo aber die morschen Pfähle sich gesenkt haben, gleichen die sich vornüber neigenden gebrechlichen Hütten Nestern, die der Sturm zerzauste. —

Breite Treppen führen von den höher gelegenen Straßen hinab zum Fluß, und auf ihnen gibt es ein unablässiges, sinnverwirrendes Laufen und Drängen von stets neuen und doch stets gleichen Lastträgern, von Menschen, die Ballen, Kisten und Bündel aus den Booten hinauf-, in die Boote hinabschleppen. Und wie auf dem Land herrscht auch auf dem Wasser ein Gewühl; zahllose Fahrzeuge abenteuerlichster Formen, rotbeflaggte Kriegsdschunken, eilende Sampans, schwere, breitausladende Frachtschiffe drängen sich durcheinander. Ein Dickicht, eine Wirrnis von Masten, von blauen und gestreiften Segeln!

Etwas abgesonderter, hochmütiger wie diese beiden Handels- und Industriestädte erschien mir Wutschang, der Sitz des Vizekönigs. Das bemerkenswerteste Gebäude dieser Mandarinenstadt ist der in ganz China berühmte, gelbe Reihertempel, der sich mit seiner weißen Pagode auf einem Ufervorsprung, dicht über dem Jangtse, erhebt. Dahinter schichten sich ansteigend die Häuser übereinander, und den Abschluß bilden die braunen, zinngekrönten Mauern, die schwerfällig an den Hügeln entlangklettern und die ganze Stadt abwehrend umfassen.

Unser erster Ausflug in Hankau galt dem Streifen Land, den China kürzlich dem Deutschen Reich zur Gründung einer Ansiedlung eingeräumt hatte. — Durch ein altes malerisches Tor betraten wir den wüsten Uferstrich, auf dem damals nur einige elende Hütten standen. Zerlumpte Chinesen führten da, samt ihren Herden schwarzer grunzender Schweine, ein kümmerliches, aber völlig ungestörtes Dasein. — Diese bisherigen Inhaber galt es zu expropriieren und auf deutsche Kosten zu entschädigen. Aber hierzu fehlte es einstweilen an den erforderlichen Mitteln. — So war denn die deutsche Niederlassung vorläufig nur ein theoretischer Begriff, ein politisch wirtschaftlicher Gedankenstrich, hinter dem keine Worte folgten. Wie manch andere Angelegenheit in China, bildete auch diese Ansiedlung eine sogenannte „Frage“, und die einstweilen alle noch in der englischen Konzession wohnenden Deutschen Hankaus harrten mit Spannung ihrer Lösung.

Aber dies war ja nur ein verhältnismäßig unbedeutendes Lokalproblem neben den großen Entwicklungen, die in ganz China bevorzustehen schienen! — Es herrschte zu jener Zeit überhaupt eine erwartungsvolle Stimmung im fernen Osten. Denn wenn auch das alte China scheinbar noch unangetastet dastand und ihm, dank der Drei-Mächte-Intervention des Jahres 1895, seine Niederlagen durch Japan verhältnismäßig wenig angetan hatten, so war es doch durch jenen Krieg und die ihm folgende europäische Aktion ein für allemal in das Getriebe der modernen Geschichte hineingezogen. Ein weltfremd abseits stehendes China konnte es danach nicht mehr geben. Die Spule mit den vierhundert Millionen chinesischer Lebensfäden würde nie mehr in unbeteiligter Gleichgültigkeit am Webstuhl hängen dürfen, sondern sie mußte nun ihren gelben Einschlag miteinzeichnen in das Gewirk der Zeiten — ob sie wollte oder nicht. Es lag nicht mehr in Chinas Willen, ob es Anleihen aufnehmen und Eisenbahnen bauen wolle, sondern nur noch, unter wessen Einfluß und Leitung es den neuen Weg wandeln, an wen es seine Aufträge und Bestellungen erteilen würde. Hierzu drängten sich alle und jeder herbei, Individuen wie Nationen. — So hatte es denn auch eine gewisse Berechtigung, wenn Schanghaier und Tientsiner Zeitungen in zahllosen Artikeln von einem „Awakening of China“ schrieben. Aber ein freiwillig freundliches Erwachen war das kaum zu nennen, eher schon ein widerstrebend erduldetes Gewecktwerden durch zerrende Hände!

Die offizielle Mandarinenwelt wollte diese neu geschaffene Sachlage auch noch gar nicht Wort haben. Ihre Verkehrsformen gegenüber den Vertretern auch der befreundetsten Mächte waren nach wie vor auf einen Ton abgestimmt, als ständen dem Pekinger Himmelssohn aus Gnade zugelassene Vasallen gegenüber. Und die bei den Regierungskreisen in eine gewisse starre Form gekleidete Fremdenverachtung äußerte sich in den unteren Volksschichten bisweilen durch tätliche Ausbrüche.

Daß sich dies nicht nur im abgeschlossenen Peking, aus dem wir kamen, so verhielt, sondern daß ganz die gleichen Anschauungen und Abneigungen auch in dem mit der europäischen Handelswelt so viel näher verknüpften Zentralchina herrschten, sollten wir bald erfahren.



Der bedeutendste unter den Vizekönigen Chinas war damals wohl ohne Zweifel Tschangtschitung, der von seiner Residenz Wutschang aus über die reichsten chinesischen Provinzen herrschte und eine Macht und Unabhängigkeit genoß, für die es in unsern staatsrechtlichen Verhältnissen kein Aequivalent gibt. Er hatte große Eisenwerke für die Herstellung von Lokomotiven und Schienen in Hanjang angelegt, ließ die Trassen künftiger Bahnlinien abstecken und hatte sich eine berittene Garde unter Führung deutscher Militärinstrukteure gebildet. Diesem vielvermögenden und für aufgeklärt geltenden Satrapen machte mein Mann einen offiziellen Besuch. In seiner Begleitung befanden sich dabei auch mehrere Offiziere von S. M. Kreuzer „Cormoran", der eigens von Schanghai nach Hankau gekommen war, damit nachher der Gegenbesuch des Vizekönigs auf deutschem Boden stattfinden könne.

Diesen Gegenbesuch sah ich mir von der Kampagne des „Cormoran" aus an.

Von einer schmutzigen, mit einem Gewühl gelber, bezopfter und mit blauen Lumpen bekleideter Menschheit besetzten Treppe kam der Vizekönig zum Flußufer herabgeschritten und bestieg mit seinem Gefolge an Mandarinen und rot gekleideten Soldaten die harrenden Boote, die von einer chinesischen Dampfpinasse bis längsseits des „Cormoran" geschleppt wurden. Diesem Zug folgte eine schwerfällige Dschunke, die dem Vizekönig den roten Schirm, das Abzeichen seines Ranges, merkwürdigerweise auch grüne Sänften und einen Troß von Dienerschaft nachführte. Das alles sah seltsam verwahrlost und schäbig aus und bildete einen auffallenden Gegensatz zu unsern schmucken deutschen Booten mit den herzerfreuenden strammen Marinemannschaften. Aber in China steht man ja immer vor einer uns so unverständlich anmutenden Aermlichkeit aller Symbole, daß es schwer hält, die reale Macht, die möglicherweise doch dahinter stehen mag, richtig einzuschätzen.

Der berühmte Vizekönig Tschangtschitung war ein kleines, schmächtiges Männchen, das aussah wie ein leicht zerbrechliches, kostbares Elfenbeinfigürchen; einer Statuette des Laotse glich er mit seinem alten, verwitterten Gesichtchen und dem langen, grauen Bart, über den er mit dünnen Fingerspitzen strich.

Bei den Unterredungen mit diesem angeblich fortschrittlich gesinnten Chinesen war zwar ein für europäische Begriffe kultivierteres Wesen und ein größeres Verständnis für westliche Einrichtungen zutage getreten, als sie damals bei den Mandschu-Würdenträgern Pekings zu finden waren, aber immerhin — auch hier stand man doch wieder vor jenem schier unüberbrückbaren Abgrund zwischen zwei wesensfremden Weltanschauungen und Rassengegensätzen, die es nie zu einem wirklichen gegenseitigen Verstehen kommen lassen werden.

Nach dem Austausch dieser Staatsvisiten schickten wir uns an, die Rückreise nach Schanghai anzutreten, aber da geschah das Unerwartete. Die Anwesenheit des „Cormoran" im Drei-Städte-Hafen gab den Anlaß zu einem bedeutsamen Zwischenfall, der aber bald von weit schwerer wiegenden Ereignissen in den Schatten gestellt werden sollte.

Am Vorabend des für unsere Abreise festgesetzten Tages wurde uns die Nachricht gebracht, daß der Kommandant und mehrere Offiziere des „Cormoran" in Wutschang, wohin sie einen Ausflug gemacht hatten, vom Pöbel angegriffen und auch die Pinasse, auf der die deutsche Flagge wehte, mit Steinen beworfen worden sei.

Das Steinewerfen und Nachrufen von Schimpfworten war ja eine der in China beliebten Formen des Verkehrs mit Fremden, aber unmittelbar nach dem Austausch offizieller Freundschaftsbezeugungen und gegenüber einem zu Höflichkeitzwecken besonders entsandten Kriegsschiff war dies denn doch ein auffallendes Gebaren. Mein Mann beschloß sofort, in Hankau zu bleiben, um Genugtuung zu fordern.

Nach einigen Verhandlungen, bei denen die Chinesen ihrer Gewohnheit gemäß durch Verurteilung einiger gleichgültiger Strolche zur Schaustellung im Holzkragen uns abzufinden versuchten, verstand sich schließlich der Vizekönig dazu, dem Kommandanten des „Cormoran" einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, den der Präfekt von Wutschang an Bord unseres Kriegsschiffes bringen mußte, sowie die deutsche Flagge mit 21 Schuß salutieren zu lassen.

Nicht nur unter den Deutschen Hankaus herrschte Freude über diese rasch erreichte Satisfaktion, sondern seltsamerweise fehlte es damals auch auf englischer Seite nicht an Beifall und Sympathiebezeugungen. So finde ich in den Blättern meines Tagebuchs Aeußerungen englischer Zeitungen wiedergegeben, die das deutsche Verfahren gegenüber den Chinesen als nachahmungswertes Muster empfahlen.

Gleich nachdem der letzte Schuß des vereinbarten Saluts von einem chinesischen Kriegsschiff aus gefeuert worden war, drehte der „Cormoran", auf dem wir uns befanden, um und brachte uns mit äußerster Fahrt nach Schanghai zurück. Denn inzwischen hatten wir ja eine grausige Nachricht erhalten, die die Vergehen des Wutschanger Pöbels gering erscheinen ließ: zwei Priester der deutschen katholischen Mission in Schantung waren dort auf entsetzlichste Weise gemartert und ermordet worden. Diese Untat erheischte andere wie nur zeremonielle Sühne. Sie zu fordern, eilten wir zurück nach Peking.

Was dann folgte, die Erwerbung Kiautschous, die Erlangung von Bahnbau- und Bergwerksrechten, die Errichtung einer Sühnekirche — alles das gehört heute ja schon der Geschichte an und dürfte daher wohl allgemein bekannt sein. Die vielen Einzelheiten, die mein Tagebuch über diese Vorgänge enthält, jetzt schon zu veröffentlichen, möchte noch verfrüht sein. Erwähnen aber muß ich die mir aus jenen einst von mir geschriebenen Blättern entgegenwehende Begeisterung, die uns alle draußen in China erfüllte. Und nicht nur wir im fernen Osten Tätigen empfanden so — die gleiche Stimmung scheint auch die Deutschen daheim damals erfaßt zu haben. An unerwarteter Stelle fand ich kürzlich einen Beweis dafür: in einem sozialdemokratischen Memoirenwerk ist zu lesen, wie durch das Hissen der schwarzweißroten Flagge an einer fernen chinesischen Bucht die Lockungen der roten Fahne in Deutschland alsobald an Wirksamkeit einbüßten.

Ja, das unerschrockene Festhalten an einer in der auswärtigen Politik einmal eingenommenen Position — das riß die Herzen der Deutschen damals mit sich — das vermöchte es auch noch heute zu tun.

An Verdächtigungen, Anfeindungen und Einschüchterungsversuchen gegen uns hat es auch damals wahrlich nicht gefehlt. Aber zu jener Zeit besaß man in Deutschland offenbar noch gute Nerven.



Krieg und Versicherung.

Von Professor Dr. Alfred Manes, Berlin.

Die Kriegsmöglichkeiten und Kriegsereignisse der letzten Monate lenken mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Frage, ob und wie die Kriegsschäden von unsern Versicherungsanstalten gedeckt werden. Der Einschluß dieser Haftung, die Kriegsversicherung, bildet in fast sämtlichen, jedenfalls in den wichtigsten Versicherungzweigen, in der Lebens- wie in der Transport- und der Feuerversicherung, ein schwieriges, noch keineswegs überall gelöstes Problem. Das geht schon daraus hervor, daß sich eine Kriegsklausel, d. i. der Ausschluß der Haftung für Kriegschäden, häufig in den Versicherungsverträgen findet. Die Behandlung des Kriegsrisikos auch in den erwähnten Zweigen ist jedoch im einzelnen ganz verschieden; selbst innerhalb des Zweiges herrscht keineswegs eine Uebereinstimmung. Bei dem engen Zusammenhang, der bei allen Staaten zwischen Kriegsereignissen und Wirtschaftsverhältnissen besteht, die durch jeden Krieg in ihrer ruhigen Entwicklung mehr oder minder bedroht werden und Schaden leiden, ist daher ein wenn auch noch so knapper Hinweis auf die wichtigsten in Betracht kommenden Tatsachen nicht unangebracht. Wir werden auch hier sehen, wie sehr das Versicherungswesen mit unserm ganzen Kulturleben verknüpft ist.

Jede rationelle Versicherung muß auf Berechnungen des von ihr zu deckenden Risikos beruhen, die sich auf statistischen Ermittlungen aufbauen. Diese Statistiken sind jedoch naturgemäß um so schwieriger zu beschaffen, je mehr es sich dabei um Ausnahmeerscheinungen handelt, die sich womöglich nur nach langen Zwischenräumen zeigen und dann verhältnismäßig schnell ablaufen. Daß der Krieg mit seinen materiellen Schädigungen des Wirtschaftslebens zu den eben charakterisierten Erscheinungen gehört, liegt auf der Hand. Hinzu kommt bei ihm, daß sich die Verhältnisse, unter denen er geführt wird, oft und schnell ändern, daß nationale, örtliche, klimatische und technische Verschiedenheiten wesentlichster Art dabei eine Rolle spielen, so daß es beinah ausgeschlossen erscheint, die Erfahrungen, die in einem Krieg gemacht worden sind, für einen andern zu verwenden. Es ist infolgedessen, wenn überhaupt nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten möglich, das Durchschnittsrisiko zu schätzen, Durchschnittsprämien festzustellen. Beispielsweise hat der Prozentsatz der Verluste der englischen Kolonialtruppen in 1½ Jahrzehnten zwischen 0,1 und 64 pro Mille geschwankt; die Verlustziffer der amerikanischen Armee in dem fünf Jahre dauernden amerikanischen Krieg hat sich zwischen 17 und 78 pro Mille bewegt. Ganz analog liegen die Verhältnisse bei den Kriegsrisiken, die für die See- oder die Feuerversicherung in Betracht kommen; auch hier enorme Schwankungen, die die Festsetzung einer Durchschnittsprämie fast ganz verhindern, einen rationellen Versicherungsbetrieb nach geschäftlichen Grundsätzen geradezu ausschließen.

Dieser Schwierigkeit, mit der die Versicherungstechnik zu kämpfen hat, steht nun aber auf der andern Seite das dringende Bedürfnis zahlreicher Personen gegenüber, beim Eintritt von Kriegsschäden materielle Deckung zu erhalten; und weiter kommt hinzu die in weiten Kreisen verbreitete Auffassung, daß die Versicherungsanstalten aller Zweige aus Gründen des Patriotismus vor der Uebernahme möglichst sämtlicher Kriegsrisiken nicht zurückschrecken dürfen. Dieser letzte Vorschlag ist ebenso gut gemeint wie vollkommen verfehlt; denn seine Befolgung würde bedeuten, daß zahlreiche Gesellschaften, die während der langen Friedensjahre vielen Hunderttausenden Deckung gewähren, durch eine auch nur kurze Kriegsperiode dem Bankrott mehr oder minder nahegebracht würden.

Unter solchen Umständen wird man es nicht an gebührender Anerkennung fehlen lassen, wenn trotzdem wenigstens ein Versicherungzweig, nämlich die Lebensversicherung, die Uebernahme des Kriegsrisikos heute in zahlreichen, wenn nicht sogar in den meisten Fällen zu leisten imstande ist. Wir besitzen eine Reihe deutscher Lebensversicherungsanstalten, nach deren Policen auch im Kriegssterbefall sofort die volle Lebensversicherungsumme ausbezahlt wird; freilich erhebt eine Gruppe von Gesellschaften dann wenigstens für Berufssoldaten einen Zuschlag, während eine andere Gruppe von allen Zuschlägen absieht, nach Erschöpfung der verfügbaren Fonds sich aber eine Reduktion der Versicherungsumme vorbehält. Bei andern Unternehmungen wird bei Tod im Krieg nicht die volle Versicherungsumme ausbezahlt, sondern nur ein verschieden bemessener Teil. Häufig findet sich hinsichtlich des Kriegsrisikos die Festsetzung einer mehr oder minder hohen Maximalversicherungsumme; oft werden die Zuschläge nach den einzelnen in Betracht kommenden Kategorien abgestuft. Gelegentlich findet sich auch die Vorschrift, daß die überlebenden Kriegsversicherten nach Ende des Krieges für die während desselben eingetretenen Sterbefälle einen begrenzten Nachschuß zu leisten haben. Bald ist die Kriegsversicherung obligatorisch, bald fakultativ. Einheitliche Bestimmungen über die Deckung des Kriegsrisikos durch die Lebensversicherer sind kaum durchführbar, da bei jeder Anstalt individuell sehr verschiedene Verhältnisse vorhanden sind. Auf alle Fälle aber liegen die Verhältnisse in der deutschen Lebensversicherung so, daß jeder Wehrpflichtige, jeder Kriegsteilnehmer irgendwo Gelegenheit hat, auch für den Kriegsfall eine zweckmäßige und geeignete Versicherung zu rationellem Prämiensatz abzuschließen. In der Regel erstreckt sich jedoch die Uebernahme des Kriegsrisikos durch unsere Lebensversicherungsanstalten auf europäische Kriege, insbesondere also nicht auf überseeische Expeditionen und Feldzüge, und dieser Grundsatz dürfte aus guten Gründen sich auch in den Policen wohl der meisten Versicherungsanstalten Europas finden. Da nun aber mit der zunehmenden Seegeltung Deutschlands die Möglichkeit groß ist, daß, wenn wir überhaupt in einen Krieg verwickelt werden, unsere Truppen auch außerhalb Europas zu kämpfen haben, ist die schon vor einem Jahrzehnt aufgeworfene Frage nach allgemeinem Einschluß des außereuropäischen und des Seekriegsrisikos keine unnütze. Ob und wie sie gelöst werden kann, zu untersuchen, ist hier nicht der Ort.

Die materiellen Folgen aus dem Verlust von Transportmittel und Transportgütern (Schiffe, Waren usw.) zu decken, ist Aufgabe der Transport- insbesondere der Seeversicherung. Bei ihr zeigen sich die Schwierig-



keiten der richtigen Abschätzung des Kriegsrisikos aber noch weit mehr als bei der Lebensversicherung, und so ist es verständlich, daß die Seeversicherer eifrigst bemüht sind, sich von der Uebernahme dieses Risikos möglichst fernzuhalten, sofern sie nicht etwa, wie zahlreiche Mitglieder der englischen Seeversicherungsbörse der Lloyds, einfach Spekulanten und Spieler sind, die in Form von Versicherungsverträgen gewagte Wetten auf das Schicksal eines Schiffes abschließen, das auf einer von den kriegführenden Parteien bedrohten Strecke fährt. Auch außerhalb der Londoner Seeversicherungsbörse kommen freilich Kriegsversicherungen von Schiffen und Waren vor, weil man sich weniger des erhofften Gewinnes wegen als vielmehr aus Konkurrenzrücksichten notgedrungen dazu entschließt. Daß aber, wenn Deutschland in einen Seekrieg verwickelt würde, unsere gefährdeten Schiffe und Güter in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl mangels Versicherungsgelegenheit gänzlich unversichert bleiben müßten, ist nicht zu bezweifeln. Es ist für uns auch nur ein geringer Trost, zu wissen, daß es andern Ländern, namentlich England, nicht viel besser ergeht; man hat aus naheliegenden Gründen gerade dort wiederholt auf das eingehendste die Frage einer Seekriegsversicherung erörtert sowie andere Möglichkeiten geprüft, mittels deren man im Fall eines englischen Seekriegs den englischen Schiffen und Waren Deckung gewähren könnte. Allein alle Vorschläge wurden von der eingesetzten parlamentarischen Kommission für unzweckmäßig erklärt; jegliches Versicherungsystem wie jegliches Entschädigungsystem durch den Staat wurde verworfen, und die Kommission gab ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß der beste Schutz für Schiffahrt und Seehandel im Kriegsfall eine mächtige Flotte bilde.

Auch in der Feuerversicherung wie in fast allen übrigen in Betracht kommenden Versicherungzweigen ist die Deckung von Schäden bei oder zufolge Krieg durch mehr oder minder weit reichende Klauseln ausgeschlossen, und es dürfte auch kaum möglich sein, wenn man nicht den Zusammensturz zahlreicher oder gar sämtlicher Versicherungsanstalten in den Kauf nehmen will, eine andere Regelung bei den einzelnen Anstalten durchzuführen; es müßte denn etwa sein, daß man eine besondere Kriegsversicherungsanstalt oder einen besonderen Kriegsversicherungsverband aller bestehenden Anstalten ins Leben rufen könnte; aber auch dieser müßte bei der Unübersehbarkeit der Folgen eines zukünftigen Krieges sich mit so weitgehenden Vorsichtsmaßregeln umgeben und so hohe Prämien verlangen, daß seine Bedeutung für die heimische Volkswirtschaft nur von problematischem Wert wäre.

So kommt man bei Betrachtung des Zusammenhanges zwischen Krieg und Versicherung wohl immer wieder zu dem gleichen Ergebnis wie jene oben angeführte englische Kommission, die mit recht markanten Worten die Richtigkeit der theoretischen Auffassung bewies, daß die Versicherung stets etwas Sekundäres ist und bleiben muß, daß das Primäre aber Schadenmeidung und Schadenunterdrückung ist, in unserm Fall also ein so starkes Heer und eine so starke Flotte, daß ein Krieg wenigstens mit ungünstigem Ausgang so unwahrscheinlich wie möglich ist.

Aus dem grünen Salon.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Sie sind selten geworden — oder vielmehr sie waren immer selten — die Stätten, an denen anmutig geistvolles Geplauder Stunden der Muße umrankte und die großen öffentlichen Fragen, die wichtigen Geschehnisse des Tages, die Errungenschaften von Kunst und Wissenschaft mit dem Einzeldasein in lebendige Berührung brachte. Der kleine grüne Salon, der sich an jedem Donnerstag den Freunden der Frau von R. öffnete, war solche Stätte, den Gästen ebenso lieb wie der Dame des Hauses, denn sie schöpften Anregung im Gespräch, sahen Bekanntes in neuem Licht und stellten das Neue in den richtigen Gesichtswinkel, von wo aus es nicht mehr brutal, hart und falsch in die Gegenwart starren konnte. Frau von R. betrachtete die Menschen mit warmer, freundschaftlicher Anteilnahme, die Dinge mit kühler Höflichkeit. So trat sie unbefangen, doch herzlich an alles heran, erlaubte, daß man „das Kind beim rechten Namen nenne", und hielt trotzdem durch die einfache Vornehmheit ihres Wesens die Konversation in jenen Schranken, die Goethes Meisterwort im Tasso aufgerichtet.

Nun ging sie durch den behaglichen Raum, dessen Wände, mit grüner Seide bespannt, Menschen wie Kunstwerken einen angenehmen, fein abgestimmten Hintergrund boten. Zartfarbige Kupfer, Handzeichnungen und Aquarelle sind sparsam verwendet, um das Auge still zu unterhalten. Ein Blick gleitet über den Teetisch mit den Täßchen, die rosenbesät dem Charakter der Möbel entsprechen. Das schwere Silber blinkt mit ruhiger Selbstverständlichkeit, und es schwebt ein Hauch stolzer Zurückhaltung über dem also ruhig Vollendeten.

Ein älterer Freund betritt als erster das Zimmer. Er nörgelt gern, der frühere Diplomat ohne Beschäftigung, aber er trägt das Herz auf dem rechten Fleck und weiß, was er in seinem reichen Leben gesehen, treffsicher und geschickt in der Konversation anzuwenden. Heute ist er aufgeregt, ein nervöses Zucken um die Mundwinkel verrät, daß ihm irgend etwas nicht recht ist. Die heutigen Menschen sind es, über die er sich mit beißendem Humor lustig macht. Er kam vom Klub, wo er einige jüngere Mitglieder zu tätiger Anteilnahme am politischen Leben bewegen wollte, aber auf Interesselosigkeit und kühl ablehnende Höflichkeit gestoßen war.

Indem er hastig seine Tasse leerte, meinte er, ohne den Eintritt eines jungen Schriftstellers und dessen Freundes, des Prinzen X., zu bemerken: „Nichts wie Sport! Ein Pferd interessiert, das Gewicht eines Jockeis. Tennisturniere, halsbrecherische Bobsleighfahrten und alles, wobei sich unsere jungen Herren und Damen in irgendeinem phantastischen Anzug zwanglos herumtreiben können, aber ernste Fragen, unsere wichtigsten Lebensbedingungen, die überhaupt erst den Sport und was damit zusammenhängt, ermöglichen, das kümmert keinen Menschen, das langweilt, davon wendet man sich blasiert ab."

„Vielleicht, weil man nichts davon versteht, verehrter Baron", warf der Prinz ein. „Ich habe vorhin im Klub bemerkt, daß Sie ärgerlich weggingen, als Wintersportfragen das Gespräch überwucherten und das Interesse an den diplomatischen Verhandlungen in den Hintergrund rückte. Aber begreifen Sie nicht, daß man Unerfreuliches gern zur Seite schiebt, namentlich wenn man nichts ändern kann und durch eine sogenannte Beteiligung nur leeres Gerede erzeugt."

„Das ist es ja eben!" rief der alte Diplomat, „die Furcht vor leerem Gerede ist so stark geworden, daß keine zweckdienliche Aussprache zustande kommt."

„Wir sind eben eine unpolitische Nation", fügte Frau von R. hinzu, indem sie aufstand, Fräulein Erna zu begrüßen, eine etwas gefühlvolle, aber allgemein beliebte Dame.

„Eine Gruppe von Sportsleuten, die auf dem Bockschlitten in den Abgrund rutscht!" entfuhr es dem Diplomaten.

„Nun werden Sie ungerecht." Der junge Schriftsteller steckte sich eine Zigarette an und fuhr fort: „Unser Sport ist vielleicht und wahrscheinlich das einzige Mittel, uns zu Politikern zu machen. Was heißt denn Politik? Politik heißt Wettkampf. Er spielt sich auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet ab wie der Sport auf körperlichem. Was aber geistig werden will, muß immer körperlich vorbereitet sein. Sonst ist's ungesund und welkt, ehe es reif wird. Wo schärft sich der Blick, wo lernt man zugreifen und festhalten? Am besten beim Sport. Nur wer für sich selbst einen Sieg vor Augen sieht, rührt sich wirklich und mit Eifer."

„Sport scheint mir die einzige Medizin gegen Interesselosigkeit zu sein", meinte der Prinz, „die schlimmste Krankheit unserer reichen Kultur."

„Es mag der Fluch des allzu Behaglichen, allzu Komfortablen sein, daß es uns einspinnt in geistige Bequemlichkeit, ebenso wie in körperliche", sagte Frau von R., indem sie etwas nachdenklich den Blick über den gemütlichen Raum schweifen ließ. „In großen Zeiten waren die Menschen härter auf sich, sie entbehrten leichter, aber, ich glaube, sie amüsierten sich besser."

„Weil sie anspruchsloser waren", fügte die gefühlvolle Freundin hinzu, „und in den Erlebnissen ihres Herzens Genüge fanden. Wer hat heute noch Herzenserlebnisse?"

Der Schriftsteller neckte gern: „Sie meinen wohl solche, mein Fräulein, die einen dreibändigen Briefwechsel und fünfhundert lyrische Gedichte ergeben. Dazu haben wir keine Zeit mehr."

„Keine Zeit, das ist es ja eben." Der alte Diplomat räusperte sich. „Keine Zeit zum Lieben, keine Zeit zur Politik, aber zum Training, zum Match, zum Zuschauen von solchen Dingen ist keine Stunde zu lang."

„Das ist eben Arbeit, Arbeit, die sich mit irgendeinem Apparat messen und in Zahlen ausdrücken läßt", antwortete der Schriftsteller auf den ärgerlichen Einwurf. „Es läßt sich darüber streiten, ob unser Leben wirklich Leben — in der inneren übertragenen Bedeutung des Worts — genannt werden kann; Leistung ist es jedenfalls, harte, unermüdliche Arbeit, trotz der sogenannten Interesselosigkeit und des Aufgehens in Komfort."

„Mir kommt es manchmal vor, als ob der übergroße Drang nach bequemen Möbeln und Umgangsformen, nach gutem Essen und mühelosem Kunstgenuß — was wir im allgemeinen mit Komfort bezeichnen — einer Müdigkeit entspringt, die allzu langes und intensives Arbeiten hervorgerufen hat. Deshalb sind die interessantesten und tüchtigsten Menschen oft so unbrauchbar für die Geselligkeit." Frau von R. seufzte nach dieser kleinen Rede und dachte, welche Mühe es oft kostete, die tüchtigen und interessanten Menschen ihrer Bekanntschaft für ein Plauderstündchen im grünen Salon zu gewinnen.

Eine kleine Pause entstand, die durch den Eintritt des Malers unterbrochen wurde, eines schönen Mannes in den besten Jahren, der sich durch seine Kunst zu angesehener Stellung heraufgearbeitet hatte, ohne jene Freude an heiterem Lebensgenuß zu verlieren, deren Schwinden oder nicht Vorhandensein in der bisherigen Konversation so bitter beklagt war. Fräulein Erna gab ihm Bescheid über das Thema des Gesprächs und die verschiedenen, bereits entwickelten Ansichten, während sich die andern einzeln noch weiter in ihrer Meinung befestigten.

Nun ergriff der Maler das Wort. Er sprach gern, und man hörte ihm mit Freuden zu: „Ich glaube, daß Sie alle unrecht und recht zu gleicher Zeit haben, wie es übrigens meistens der Fall ist, in der Politik unter den Parteien, vor Gericht unter den Streitenden, im Theater bei Autor und Kritik, in meiner Kunst bei den verschiedenen Schulen. Es kommt eben auf den Standpunkt an."

„Ja, Standpunkt, das ist die Hauptsache, es muß nur der richtige sein!" unterbrach der Diplomat.

„Gewiß, von Ihrem Standpunkt aus", fuhr der andere fort, ohne seine Ruhe zu verlieren. „Der Fehler unserer Generation liegt nicht darin, daß sie zu viel arbeitet und deswegen weder Kraft noch Zeit für Dinge übrighat, aus denen das eigentliche Leben besteht, sondern daß sie falsch einteilt und dadurch Kräfte vergeudet und Zeit verliert."

„Aha, englische Arbeitzeit!" rief jemand dazwischen.

„Das will ich nicht einmal sagen. Ich gehe nicht ins Spezielle. Ich meine vielmehr im allgemeinen, daß erst festgewurzelte Kultur jene richtige Einteilung hervorruft, die aus Harmonie, Proportion und weisester Verteilung besteht. Da war ich neulich in Dresden und habe mir einmal wieder die Sixtinische Madonna angesehen. Da ist Raumeinteilung, Farbenharmonie, Aufbau, Architektur. Indem wir das fühlen, wird der Anblick des Bildes zum Erlebnis. Wir müssen's nicht einmal verstehen. Architektur brauchen wir im Leben, die Kunst des höchst kultivierten Menschen. Dann ist Zeit vorhanden für die Arbeit, für den Staat, für den Flirt, Fräulein Erna, und für jene elegante, geistvolle, aber anstrengende Geselligkeit, wie sie unsere entzückende Hausfrau befiehlt."

„Wieso anstrengend?" fragte die Hausfrau etwas erstaunt.

„Das muß ich aber sagen, sehr höflich sind Sie nicht." Fräulein Erna war fast beleidigt für ihre Freundin.

Der Maler lachte. „Weil Denken überhaupt anstrengend ist. Wenigstens für die meisten Menschen. Und da sind wir beim Kardinalpunkt unserer ganzen Frage angelangt. Der Herr Baron will Beteiligung an der Politik. Das kostet Denken. Die gnädige Frau will Beteiligung an geistreicher Geselligkeit. Das kostet Denken, wenn es kein ödes, langweiliges Abfüttern sein soll. Fräulein Erna will flirten. Das kostet auch Denken, wenn es nicht zur banalen Courmacherei herabsinken soll. Wir haben aber nur ein gewisses Denk-



vermögen, eine gewisse Denkkraft in uns. Wenn die im Geschäft, im Beruf, mit einem Wort bei der Arbeit verbraucht ist, wo soll sie noch herkommen für den Allgemeinbedarf, mag er aus Beteiligung am öffentlichen oder am geselligen Leben bestehen?"

„Man muß sich trainieren!" rief der Schriftsteller.

„Trainieren, da haben wir's. Da kommt uns der Sport zu Hilfe, wie ich vorhin mir zu erwähnen erlaubte." Mit lustiger Siegeszuversicht sah der junge Prinz zum alten Diplomaten hinüber. „Das Training mag blödsinnig sein, wenn man's übertreibt und auf Kosten des Ganzen irgendeinen Teil seiner werten Persönlichkeit einzeln ausbildet. Aber zur Willenstählung ist es ausgezeichnet. Ich kann mir für einen verwöhnten, sonst freien Menschen nichts Besseres denken als diesen Zwang."

„Die andern Leute, die nicht Geld und Zeit für Sport haben, trainiert meistens das Leben selbst," meinte der Maler, für eine gesellige Konversation etwas ernst geworden, „und dabei übertreibt es viel blödsinniger als dicke Athleten und dürre Rennreiter."

„Und stumpft ab mit seinen kleinen Sorgen und kleinlichen Aengsten, so daß alles gleichgültig wird, was außer dem engsten Kreis vorgehen mag", fügte der Schriftsteller bei. „Das ist der eigentliche Keim, der die Schwindsucht des politischen und geselligen Lebens herbeiführt."

„Was läßt sich aber dagegen machen?" fragte Erna, und wie ein Schatten huschte über ihre satte, gemütstiefe Behaglichkeit der Gedanke an all die überarbeiteten abgestumpften Menschen draußen im Alltag.

Aber der Schriftsteller philosophierte weiter: „Es wird schon besser. Unser Freund hat uns vorhin aus seiner Kunst ein Gleichnis gegeben. Wer einteilen lernt, lernt beherrschen. Und wer etwas wirklich innerlich beherrscht, stellt sich über die Sache und wird dadurch frei. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber ich glaube nicht ganz unrecht mit meiner Ansicht zu haben."

Frau von R. ergriff das Wort. „Jedenfalls hat Ihnen die Entwicklung vieler hochgestellter Menschen recht gegeben, aber für den Durchschnittskämpfer — und die meisten sind ja natürlicherweise Durchschnittskämpfer — sind die täglichen Unannehmlichkeiten und kleinen Sorgen wie Sand, der unablässig auf uns herniederrieselt, den Atem beklemmt und uns zu ersticken droht. Es sind nicht wenige, die daran auch wirklich ersticken mußten."

„Das hat alles nichts mit der Interesselosigkeit zu tun, die nun einmal unsere Zeit befallen hat," entgegnete der Diplomat, „ein großer Gedanke bläst den ganzen Sandhaufen weg, und von Ersticken ist keine Rede mehr."

„Gewiß, aber geben Sie uns einen großen Gedanken!" Frau von R. wurde lebhaft. „Wo ist denn etwas, das noch begeistert, aufrüttelt, wie jedes große Erlebnis zu Tränen zwingt? Was gibt es, das nicht im Kinematograph banalisiert oder in der Operette lächerlich gemacht wird?"

„Satire hat es immer gegeben, und Verbreitung ist nützlich", wendete der Maler ein.

„Ja, aber von Satire ist keine Rede, wenn nur Witze gemacht werden. Satire setzt für den, der sie macht, wie für den, der sie versteht, Interesse, Gedankenarbeit, das Stehen über der Sache voraus. Und trotz aller Ehrfurcht, die ich vor unsern Erfindungen, unsern technischen Fortschritten habe, ich kann mir nicht helfen, ein großer Moment, ein tragischer Unglücksfall, ein schöner Augenblick büßt für mich an Weihe ein, wenn ich die Kamera darauf gerichtet sehe. Vielleicht bin ich unmodern mit dieser Ansicht." Frau von R. sah sich fragend im Kreis um, denn es war ihre kleine Schwäche, für modern zu gelten.

„Nein, Sie haben ganz recht," bestätigte der Prinz, „aber wir wollen auch gar nicht feierlich sein. Davor fürchtet man sich heute am meisten. Doch glauben Sie, lieber Freund, daß uns ein großer Gedanke noch ebenso elektrisieren könnte, wie er die Großväter begeisterte?"

„Darauf muß ich die Antwort schuldig bleiben. Ich bin vielleicht zu alt, um den Blutkreislauf der jetzigen Jugend noch mitzufühlen, und sehe deshalb mehr Negatives als Positives."

„Ich möchte ein aufrichtiges Ja auf Ihre Frage erwidern", meinte Frau von R. und erhob sich, denn der Kammerdiener meldete neue Gäste, die schon das Vorzimmer betreten hatten. „Nur bin ich besorgt, daß in die weise Einteilung, mit der unsere Freunde drohen," ein lächelnder Blick traf Maler und Schriftsteller, „ein großer, elektrisierender Gedanke gar nicht mehr paßt, weil er die ganze Architektur über den Haufen wirft."

„Also der Höhepunkt der Kultur: harmonische Langweile", erwiderte der Prinz, indem er auch aufstand und der Hausfrau einige Schritte folgte.

„Darüber sprechen wir, wenn wir wieder unter uns sind", meinte sie und begrüßte die eintretenden Damen.

Der Maler aber trat an die Seite des Schriftstellers und sagte leise zu ihm: „Unsere Zeit ist reich, doch die Menschen sind arm, denn sie wissen vor lauter äußerlichem, künstlich aufgedrängtem Glanz nicht mehr harmlos fröhlich zu sein. Das sieht unsere Freundin nicht gern ein, weil ihrem lebendigen Geist nichts fremd erscheint, und weil sie die andern zu sich heraufheben möchte."

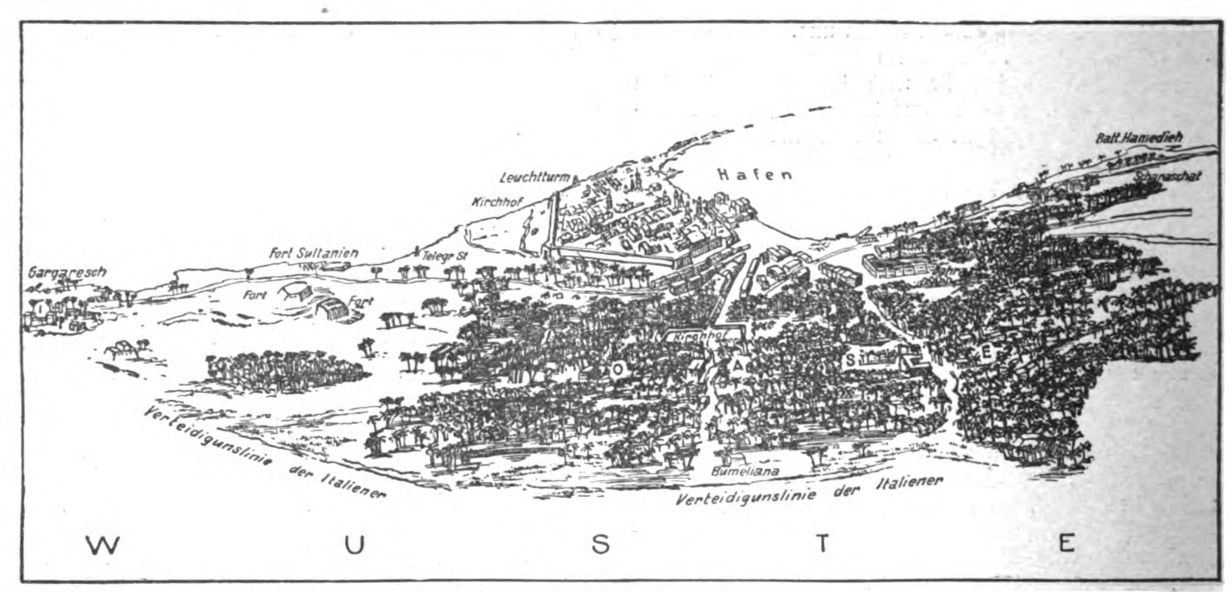
„Sie soll's nur versuchen, wer weiß?" meinte der Angeredete. Dann lösten sich die Gruppen auf, das Kommen und Gehen eines gut frequentierten „Afternoon" machte sich geltend und zerstörte jede Möglichkeit eines wirklichen Gesprächs.

Da Frau von R. zu einem Diner eingeladen war und sich ankleiden mußte, konnten diesmal die Intimen ihr Plauderstündchen nicht fortsetzen, als der Empfang sich verlief, und man vertröstete sich auf die nächste Gelegenheit.

Unsere Bilder

Das neue Kieler Rathaus (Abb. S. 1933) wurde am 12. November in Gegenwart des Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise, des Prinzen Heinrich und mehrerer anderer Prinzen feierlich eingeweiht. Die hohen Gäste wurden vor dem stattlichen neuen Gebäude durch den Oberbürgermeister Dr. Fuß begrüßt. Bevor der Kaiser den Ehrentrunk nahm, pries er in einer längeren Ansprache die großartige Entwicklung der alten Hafenstadt.

Die chinesischen Unruhen (Abb. S. 1935—37) bieten dem europäischen Beobachter ein Bild dar, dessen unendliche historische Bedeutung man ahnt, dessen Einzelheiten aber aus der Ferne schwer zu entwirren sind. Es scheint, daß nun die Zeiten der großen strategischen Operationen vorüber sind. Nicht das von General Lijuanheng geführte Heer der Rebellen hat die großen Erfolge errungen, sondern vielmehr die Macht der revolutionären Ideen, die sich blitzschnell verbreiteten und in allen großen



Tripolis, aus der Vogelperspektive gesehen.

Städten des Reichs die Macht der Regierung untergruben. So herrscht denn jetzt in ganz China ein grausamer Bürgerkrieg. Am schwersten haben die großen Handelsstädte am Jangtse gelitten, Hankau und Wutschang, in deren Straßen zerstörte Gebäude und Menschenleichen von den furchtbaren Kämpfen der letzten Zeit Nachricht geben. Auch in der Hauptstadt Peking wird es recht unruhig, und die Mandschudynastie ist in ihrer eigenen Residenz nicht mehr sicher. Auch in dieses Zentrum altchinesischen Staatslebens sind mit den Errungenschaften der modernen Technik, mit der Eisenbahn, dem Telegraphen und der Presse die modernen Ideen eingedrungen, auch dort bäumen sich die vor Jahrhunderten unterworfenen Chinesen gegen die Mandschus auf, und die Empörung macht vor den heiligen Mauern der „Verbotenen Stadt“ nicht halt.

Kreuz und Halbmond in Nordafrika (Abb. S. 1934 u. obenst. Karte). Die italienische Besatzung der Stadt Tripolis ist durch neue Verstärkungen in den Stand gesetzt worden, die Türken und Araber an mehreren Stellen zurückzudrängen. Die Forts im Osten und Westen der Stadt, zuletzt die Forts Sultania und C., die während der letzten Oktoberwoche in die Hände der Türken gefallen waren, wurden von den Italienern mit neuer Energie bedrängt. Während die italienischen Truppen hier den eisernen Ring der Belagerer zu sprengen versuchen, zeigt sich die Erregung gegen die Europäer auch in dem Nachbarland Tunis. Hier ist es zu heftigen Aufstandsversuchen gekommen, deren Ursache in dem Haß gegen die zahlreichen tunesischen Italiener und in einer unvorsichtigen Verletzung eines mohammedanischen Friedhofs durch die französischen Behörden zu suchen ist.

Die Reise des englischen Königspaares (Abb. S. 1934) zu dem Krönungsdurbar in Delhi hat dieser Tage begonnen. An Bord des Kriegsschiffes „Medina“ verließen König Georg und Königin Mary am 11. November den Hafen von Portsmouth. Die Majestäten begeben sich zunächst nach Malta und setzen dann nach einigen Tagen die Reise nach dem Osten fort.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Bernhard Fränkel † (Abb. S. 1938). Der berühmte Laryngologe, der im Alter von 75 Jahren die Augen geschlossen hat, war eine der leuchtenden Zierden unserer medizinischen Wissenschaft. In den deutschen Kriegen hat er sich das Eiserne Kreuz errungen, im Frieden hat er über 200 Arbeiten von wissenschaftlicher Bedeutung veröffentlicht, den ruhmreichen Kampf gegen die Tuberkulose gekämpft und ein Menschenalter lang als Direktor der Universitätsklinik für Halskrankheiten segensreich gewirkt.

Der Rosenkavalier (Abb. S. 1939), die „Komödie für Musik“ von Richard Strauß und Hugo von Hoffmannsthal, ist nun endlich auch im Berliner Königlichen Schauspielhaus aufgeführt worden. Da die Hauptrollen des Octavian und der Feldmarschallin von Fräulein Artôt de Padilla und Frida Hempel dargestellt wurden, da die musikalische Leitung in den Händen Dr. Mucks lag und der Generalintendant von Hülsen Regie und Ausstattung besorgt hatte, geschah dem vielbesprochenen Werk nach der glänzenden Dresdner und Wiener Aufführung auch in Berlin sein volles Recht.

Eine Sturmflut (Abb. S. 1940), wie sie seit dem Jahr 1825 nicht dagewesen sein soll, hat die Bewohner unserer westfriesischen Küste in nicht geringe Besorgnis versetzt. Der Deich, der das Koogsland schützt, war an mehreren Stellen gefährdet, und besonders bei Hoyerschleuse schien ein Deichbruch zu drohen, dessen Folgen für das tief gelegene Land unabsehbar gewesen wären. Zum Glück ging nach einer aufgeregten Nacht das Unheil an unsern wackeren Nordfriesen vorüber, und man kann nun in aller Ruhe die beschädigten Stellen des Deichringes ausbessern.

Personalien (Abb. S. 1938). An Stelle A. Balfours, der auf das Führeramt verzichtet hat, hat die unionistische Partei Großbritanniens den Abgeordneten für Bootle in Lancashire Mr. Bonar Law zum Führer der Opposition im Unterhaus gewählt. — Frl. Berta Czuber, die Gattin des österreichischen Erzherzogs Karl Ferdinand, der ihretwegen auf seine Würden verzichtete, ist die Tochter eines bekannten technischen Gelehrten, der früher in Prag wirkte und jetzt in Wien einen Lehrstuhl innehat. Frl. Czuber wird als eine nicht nur schöne, sondern vor allem geistig bedeutende Dame geschildert. — Zwei Persönlichkeiten, die im literarischen Leben Berlins eine große Rolle spielen, feierten dieser Tage Altersjubiläen. Der vortreffliche Philologe, Shakespeareforscher und Schriftsteller Eduard Engel vollendete das sechzigste, der hochverdiente langjährige Dramaturg des Lessingtheaters Dr. Moriz Ehrlich das 70. Lebensjahr. — Die optische Weltfirma C. P. Goerz in Berlin-Friedenau konnte kürzlich ihr 25jähriges Jubiläum feiern. Zu Ehren des Tages wurde im Hotel Esplanade eine wissenschaftliche Ausstellung veranstaltet, an die sich ein zwangloses Zusammensein illustrer Festgäste anschloß.

Die Toten der Woche

Geh. Kommerzienrat Bernhard **Baare**, † in Berlin am 11. November im Alter von 63 Jahren.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Theodor **Bruck**, bekannter Strafrechtslehrer, † in Breslau im Alter von 63 Jahren.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Bernhard **Fränkel**, Spezialist für Kehlkopfleiden, † in Berlin am 13. November im 75. Lebensjahr. (Portr. S. 1938).

Felix **Ziem**, bekannter Maler, † in Paris im Alter von 90 Jahren.

Phot. Renard.

Ankunft des Kaisers und der Kaiserin am Rathausportal:

Von der feierlichen Einweihung des neuen Rathauses in Kiel.



König Georg und Königin Mary verlassen den Zug vor der Einschiffung in Portsmouth. Phot. Ernest Brooks.
Von der Indienreise des englischen Königspaares.



Phot. Lehnert & Landrock.
Die aufständische Bewegung der arabischen Bevölkerung in Tunis: Militärische Bewachung des Straßenverkehrs.





Von den Regierungstruppen zerstörtes Chinesenviertel in Hankau.



Zerstörter Palast des Mandschu-Statthalters in Hankau.



Militärische Abteilung der Rebellen auf dem Marsch durch Wutschang.

Vom Herd der revolutionären Bewegung in China. — Phot. C. Ulrich & Co., Verlag.



Der Oberbefehlshaber der revolutionären Truppen Li-Yuan-Heng (×) mit seinem Stab.

Uebersichtskarte von Peking, der Hauptstadt des chinesischen Reichs.

Von der revolutionären Bewegung in China.



Phot. Record Preß.

Alte und neue Zeit im Reich der Mitte: Blick über den Markt auf die Eisenbahn längs der Stadtmauer von Peking.



Prof. Dr. Eduard Engel,
der geschätzte Berliner Schriftsteller, feierte seinen 60. Geburtstag.

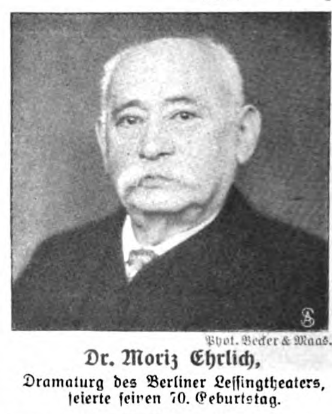


Andrew Bonar Law,
der neue Führer der engl. Unionisten.



Atelier Kosel, Wien.

Die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand Karl Ludwig
von Oesterreich, geb. Frl. Berta Czuber.



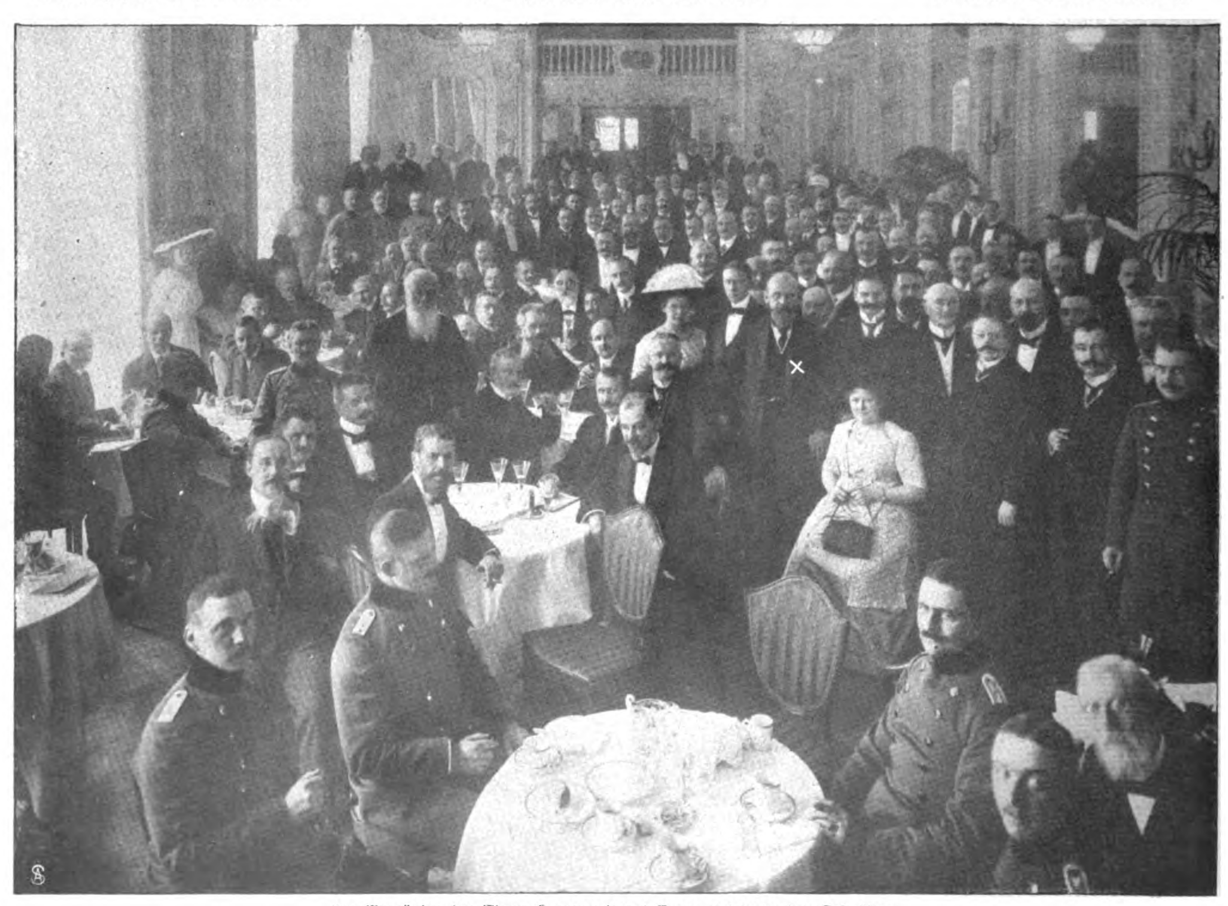
Phot. Becker & Maass.

Dr. Moriz Ehrlich,
Dramaturg des Berliner Lessingtheaters, feierte feiren 70. Geburtstag.



Atelier Bieber.

Prof. Dr. Bernhard Fränkel †
der bekannte Berliner Laryngologe.



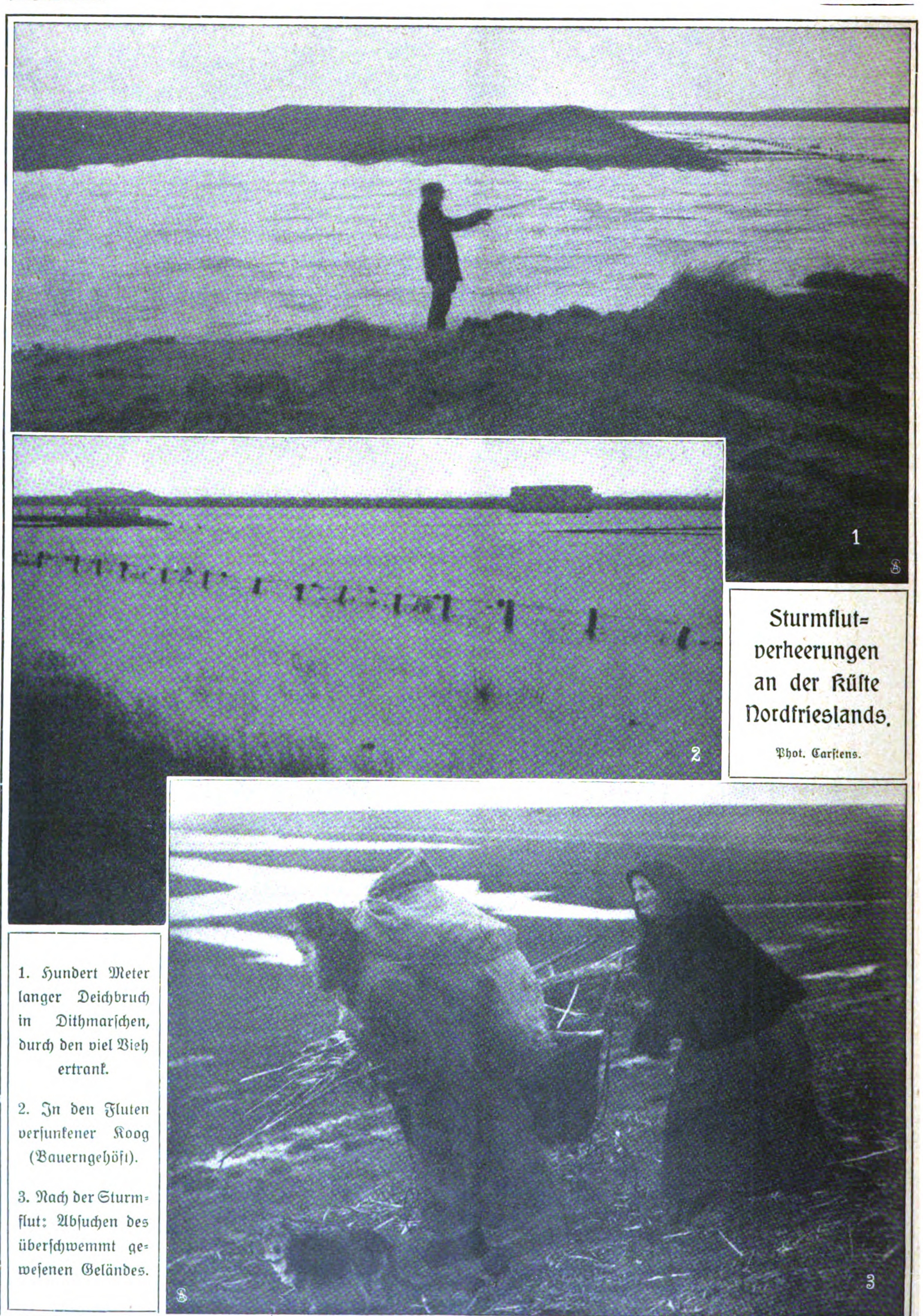
Der Begründer der Firma Kommerzienrat Goerz (×) unter den Festgästen.

Die Feier des 25jährigen Jubiläums der optischen Werke von C. P. Goerz in Berlin.

Frl. Dux als Sophie von Faninal und Frl. Artôt de Padilla als Octavian, der Rosenkavalier.

Die erste Aufführung des Strauß'schen „Rosenkavaliers" im Berliner Kgl. Opernhaus.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Sturmflut-verheerungen an der Küste Nordfrieslands.

Phot. Carstens.

1. Hundert Meter langer Deichbruch in Dithmarschen, durch den viel Vieh ertrank.

2. In den Fluten versunkener Koog (Bauerngehöft).

3. Nach der Sturmflut: Absuchen des überschwemmt gewesenen Geländes.

Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

4. Fortsetzung.

Gerda träumte weiter: sie saß neben dem Sultan, und Axel Wendt starrte mit bitterlich klagenden Augen hinter einem Busch hervor.

Immer näher kam das Gesicht der Soubrette mit den hektischen Flecken, Axel sah aus, als ob er mordend über alle herfallen wolle, aber plötzlich warf sich der bunte Indier schwerfällig, mit geschlossenen Augen und zugespitzten, gierig suchenden Lippen an Gerdas Hals. Sie konnte endlich schreien — und erwachte, schweißgebadet. Halbaufgerichtet sah sie sich im Zimmer um und schätzte die Tageszeit nach dem Licht, das durch die gelbseidenen Stores drang. Die Uhr zeigte die zehnte Stunde.

Die letzten Schauer des Traumes abschüttelnd, besann sich Gerda auf die Ereignisse des Vorabends, den Theaterbesuch und die ausgelassene Tafelrunde in einer verräucherten Weinstube der Altstadt. Sie sah sich umringt, angestaunt, gefeiert von einer ihr fremden Gesellschaft zwangloser Künstler; ihre Ohren klangen noch von unerhörten, aufreizenden Liedern und Worten. Wie war das denn alles über sie gekommen? Weiter zurück griffen die schnellen Gedanken, bis zu dem furchtbaren Umschlag ihres Herzens auf dem Rennplatz, und endlich verharrten sie bei der letzten Szene im Rauchzimmer, wo Gerda, halb berauscht, noch die Bekanntschaft des Sultans gemacht hatte. Das war der Gipfel ... Der Prinz aus dem Morgenland, der in einem hilflos stolpernden Deutsch von seiner märchenhaften Heimat erzählte und ihr verwirrtes, zuckendes Herz vollends trunken machte. Sie hatte die unverschämten Blicke des naiven Wüstlings in Gegenwart Bodenbachs über sich ergehen lassen und die Kokette gespielt, mehr noch, sie war herausfordernd gewesen, hatte ihm zugetrunken und schließlich — wahrhaftig! dessen Einladung zu einer Autofahrt durch den Schwarzwald angenommen. Was nun? In einer Stunde war der Wagen bereit. Sie wälzte sich hin und her in Unentschlossenheit. Der Kopf, den die lustigen Geister des Weins zum Sprühen gebracht hatten, tat ihr jetzt weh, die verwegene Stimmung war verrauscht und geblieben nur — sie wußte selbst nicht, was! Der Haß auf Arlesheim hinkte bereits, und die Scham über ihr Betragen nahm rasch überhand. Sie war wütend auf Kattie, Bodenbach und all die andern Verführer, keine Seele hatte sie warnen mögen, im Gegenteil, alle schienen nur auf ihren Fall zu warten, als ob sie einen Gewinn daraus ziehen könnten!

Schon in der Art des Klingeldrucks gab sie ihre böse Laune zu erkennen. Ganz bestürzt huschte Lisette herein, die das drohende Wetter durch fabelhafte Behendigkeit abzulenken suchte.

„Warum haben Sie mich nicht geweckt? Ich habe Ihnen doch ein für allemal befohlen —"

„Ach, Frau Baronin gingen so spät zu Bett — da dachte ich —"

Das Mädchen bebte schon wie Zittergras und belauerte förmlich die Wünsche der Herrin, um ihnen zuvorzukommen.

„Ist Miß Hope fertig? Sie soll kommen; aber gleich, bitte!"

Diese nun ließ sich nicht so leicht einschüchtern. So grimmig Gerdas Gesicht war, sie drückte doch den gewohnten morgendlichen Kuß hinein und fing die grollenden Blitze auf wie Gummibälle. Selbst der Umstand, daß die Herrin Deutsch mit ihr sprach, was sonst nur in äußerst seltenen Wallungen von Zorn geschah, konnte ihr Gleichgewicht nicht erschüttern.

„Wozu so ungestüm, Liebste? Wir kommen noch lange früh genug!" suchte sie diese zu beruhigen, kam jedoch damit übel an.

Gerdas erster Blick war auf Katties Straßenkleid gefallen, das genugsam deren Meinung verriet.

„Wohin denn?" stellte sie sich höchst verwundert und voller Boshaftigkeit.

Da wußte die kleine Kupplerin auch schon, was die Glocke geschlagen hatte! Sanft wie ein Hauch erwiderte sie: „War nicht eine Autofahrt ausgemacht auf heute vormittag?" Dabei zeigte sie sich im Verein mit Lisette so diensteifrig, daß Gerda kaum ein Glied zu rühren brauchte.

„Ich pfeife auf diese Abmachung. Der freche Mensch soll sich mit der Ramin zufrieden geben und an der sein Lüstchen kühlen!" Die also Aufgebrachte hatte noch eine stärkere Dosis in Bereitschaft; sie wartete nur auf ein bißchen Widerspruch — aber vergebens. Kattie zeigte keine Lust, ihr Süppchen an diesem lodernden Feuer zu verbrennen.

„Oh, und ich, die glaubte, es werde Ihnen Vergnügen machen und Sie ein bißchen auf andere Gedanken bringen", sagte sie mit unendlichem Bedauern, indem sie Gerda Seife und Flakons ins Badezimmer nachtrug. Die schöne Fahrt, die ihr mit so holden Händen winkte, von der sie sich so große Stücke versprach, ließ sie jedoch keineswegs ins Wasser fallen. Was, die Anknüpfung mit diesem berüchtigt freigebigen Krösus sollte umsonst gewesen sein? Der gestrige verheißungsvolle Abend keine Fortsetzung haben? Noch wußte Kattie nicht, was zwischen Arlesheim und Gerda vorgefallen war, wieviel das Zerwürfnis wog, an dem diese schwer zu leiden schien. Um so besser hatte ihr Gerdas Karnevalstimmung gefallen und der offen zutage getretene Wille, sich diesen Herzog aus dem Sinn zu schlagen. Das war die beste Art, ihn vollends zu fesseln und zu einem Entschluß zu treiben! Denn daß



sie den Herzog liebte, blieb Kattie nicht verborgen. Hingegen machte sie sich keine Gedanken über den abfälligen Charakter einer Vereinigung. So oder so war es eine himmlische Rettung aus Not und Gefahr und jedenfalls mit dem Segen der sieben fetten Kühe verbunden. Nur durfte das Glück nicht mehr lange säumen. Welche Bedrängnisse und Kapitulationen Tag für Tag! Welche Anhäufung von Reue und Melancholie! Nein — wirklich, es war die höchste Zeit! Auch Katties standhaftere und schwindelfreiere Natur geriet mitunter schon ins Wanken.

Als nun aber der Mantel fiel und sie wieder einmal Gerdas ganze Schönheit hüllenlos bewundern konnte, fühlte sie sich wieder siegesbewußt wie ein Impresario, dessen Star eine Auferstehung feiert.

„Sie wissen ja nicht, wie schön Sie sind, sonst könnten Sie nie so schlechter Laune sein!" sagte Kattie, mit gefalteten Händen vor der Wanne kniend.

„Lassen Sie doch! Mir ist nicht nach Albernheiten zumute! Ich werde nächstens wahnsinnig", wehrte sie die Schmeichelei ab. „Haben Sie schon wieder vergessen, daß Picard heute zweitausend Mark haben will? Oder wissen Sie vielleicht, woher ich sie nehmen soll?"

Kattie stand auf, legte die Hände auf den Rücken und überlegte eine Weile, wieviel sie wagen dürfe. Allerdings wußte sie einen Ort, wo das Gold für Gerda von Stund an hochgeschichtet lag, aber ihn jetzt zu nennen, war ebenso gefährlich wie die Anrufung eines Nachtwandlers.

„Nun, ich werde mit dem Mann reden. Er wird warten, ohne eine Miene zu verziehen, und außerdem noch den Spitzenbehang und das Kleid für den Ball bei der Herzogin liefern. Sind Sie damit zufrieden?"

Das war die Tonart, mit der sie Gerdas zweifelnde, sorgende Seele einlullen konnte. Das Wie und Wo interessierte diese nicht, wenn die Gespenster nur gründlich beschworen wurden und weichen mußten.

Von da an hatte die Verführerin leichtes Spiel. Ohne den Namen des Sultans zu erwähnen, begann sie von den noch neuen Reizen einer Autofahrt durch kühle Wälder zu phantasieren, wobei sie nicht vergaß, auch einige Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit einer solchen Abwesenheit von Baden anzustellen. Wem war man Rechenschaft schuldig? Hatten „andere Leute" etwa mehr Rücksicht walten lassen? Bewahre, man durfte sich um keinen Preis abhängig zeigen! Gerade diese unverbindliche Fahrt in Begleitung Bodenbachs und der Ramin war trefflich geeignet, gewisse Überheblichkeiten herabzustimmen und angeknüpfte Bande straffer zu spannen. Sie dozierte wie ein Professor über das Kapitel der Liebe, sie verstand es ausgezeichnet, ein Geheimnis aufzuklären, ohne den Schleier von den Dingen zu nehmen.

Nach vollendeter Frisur war es darum nicht mehr zu gewagt, das englische Kleid aus dem Schrank zu holen und den dicken Mantel bereitzulegen. Gerda erhob keinen Widerspruch. Ihre Lebensgeister waren wieder mächtig aufgerüttelt; es wollte ihr selbst so scheinen, als könne sie nur auf Schleichwegen zum Glück gelangen. Sie hatte das abschreckende Beispiel ihrer Stiftsfreundin deutlich vor Augen — eine Seele ohne Illusionen, der die Tore, die sie einst verließ, um sich auszuleben, für immer gesperrt waren. Konnte die sich glücklich fühlen mit ihren allzu irdischen Talenten, den anrüchigen Erfahrungen und der schreienden Devise: „Heute rot — morgen tot!?" Ob sie sich nicht doch zuweilen zurücksehnte in jene Sphäre, wo den Frauen trotz Armut und Häßlichkeit Huld und Ehrerbietung gezollt wird? Was waren dagegen diese lärmenden Ovationen, einer Brettelsängerin dargebracht?

„Nach Ihren entzückenden Füßchen zu urteilen, müssen Sie geradezu ideale Tanzbeine haben. Als Tänzerin würden Sie Furore machen und Millionen im Handumdrehen!" hatte ihr der Direktor des Kabaretts eingeredet. Aber ihre Antwort war gewesen: „Nach solchen Lorbeeren bin ich nicht begierig, mein Teil ist, den Tänzerinnen von der Loge zuzusehen!"

Ja, bei diesem Spruch wollte sie leben und sterben. —

Noch in der gleichen Stunde erwies sich übrigens, daß Katties praktische Morgenandacht nicht auf steinigen Boden gefallen war. Ein Page kam und meldete Herrn Picard, der die Frau Baronin persönlich um zwei Minuten Gehör bitte, nur um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen.

Kattie wollte ihn kurz abfertigen, ein andermal zu kommen, aber Gerda, ein wenig erblassend, sagte sehr entschieden: „Führen Sie ihn hierher!"

„Was wollen Sie ihm sagen?" Die Engländerin schien wieder einen dummen Streich zu fürchten, irgendeine sentimentale Anwandlung, die alles verderben konnte. Sie sah ganz entsetzt, bang fragend zu Gerda auf.

„Bleiben Sie im Schlafzimmer, ich werde schon allein mit ihm fertig", gebot diese fast hart und machte die Balkontüre im Salon zu. Unverkennbar fühlte sie sich den Dingen, die da kommen konnten, gewachsen, sie kniff die Lippen zusammen, über der Nasenwurzel war ein Bündelchen böser Falten. Als es zaghaft klopfte, setzte sie die Lorgnette auf und rief ungeduldig „herein".

Aber was ihrem nun folgenden Gebaren an Freundlichkeit abging, wog Herr Picard durch das seinige doppelt und dreifach auf. Er war wie Butter an der Sonne und schien es ganz in der Ordnung zu finden, daß man über sein Erscheinen ungehalten war. Die flinken Mausaugen holten im Nu alle mögliche Kundschaft ein, einige Sekunden war er ganz und gar „Geschäftsgeist", bis sein Spürsinn die Dinge, das heißt die Schwächen der feindlichen Stellung, genugsam erforscht hatte. Dann sagte er sich zwar immer noch nicht: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!", sondern eher ein wenig gedämpft rachsüchtig: „Nur Geduld, wir haben schon ärgere Schwindler entlarvt!" Von dieser feindlichen Unterströmung merkte hingegen Gerda nicht das geringste. Sie versetzte sehr von oben herab: „Ich bin im Begriff auszufahren. Sagen Sie bitte schnell, was Sie wünschen!" Als ob das nicht deutlich auf der Hand gelegen hätte!

Gleichwohl fing Herr Picard zuerst höflich von neuen Pariser Modellen zu sprechen an, die er liebevoll beschrieb, und zu deren Besichtigung er die Frau Baronin ergebenst einlud. Das machte Gerda vollends sicher, so daß sie recht eigentlich wohlwollend wurde.



„Nun ja, ich werde kommen. Für den nächsten Freitag stattfindenden Ball der Herzogin von Arlesheim brauche ich ein recht duftiges Chiffonkleid. Wenn Sie das Passende haben ... wir werden ja sehen.“ Aber sie wollte dem unangenehmen Patron nun vor allen Dingen in der Erörterung der Geldfrage zuvorkommen, darum nahm sie schnell alle Kraft zusammen und blickte den Händler hochmütig an: „Für Ihre Rechnung gebe ich Ihnen einen Wechsel. Ist Ihnen das recht?“

„Ein Wechsel?“ rief der Mann, wie von einem Stoß in den Rücken auffahrend. „Aber gewiß, Frau Baronin. Ein Wechsel ist so gut wie Bargeld, wenn nämlich, das heißt —“, er schob sich mit dem Stuhl ein Stück näher an den Tisch: „Darf ich mir ganz ergebenst die Frage erlauben: auf welchen Termin und — mit wem als Akzeptanten?“

Gerda verstand davon nichts, sie hatte noch nie einen Wechsel ausgestellt. Aber sie ahnte einen gefährlichen Hinterhalt und wurde dunkelrot.

„Bitte, machen Sie das ganz, wie Sie wollen. Ich werde das Papier dann am ersten Oktober einlösen“, erwiderte sie hastig, indem sie sich erhob und damit ihr Mißvergnügen an solchen Nebensächlichkeiten kundgab.

Auch Herr Picard stand nun auf. Aber sein Gesicht lag in kummervollen Falten. Ihm schien der Zwicker plötzlich nicht mehr am rechten Ort zu sitzen, er rückte ihn ein Stück höher hinauf und benützte für die weitere Aktion eine Stuhllehne als Stützpunkt. Diese drückte er mit beiden Händen gegen seinen Leib und studierte dann genau den Seidenbezug der Sitzfläche.

„Frau Baronin mißverstehen mich? Ich wollte fragen — gewissermaßen — em — wer den Wechsel sozusagen als Bürge unterschreiben wird?“

Da begriff sie auch schon, wie es gemeint war, und merkte, daß die Unterredung noch eine Weile dauern konnte. Vielleicht deshalb, vielleicht auch, weil sie für das Kommende keinen Lauscher haben wollte, öffnete sie die Tür zum Schlafzimmer und schickte Kattie hinab, nach dem Wagen zu sehen.

„Wenn Seine Hoheit der Sultan schon da sein sollte, lasse ich um eine Minute Geduld bitten“, sagte sie mehr für Picards als für Katties Ohren. Aber den drohenden Schrecken konnte sie mit dieser Formel nicht beschwören. Es machte keinen ersichtlichen Eindruck auf den Händler, noch klang es sehr überzeugend, als sie sich darauf ordentlich beleidigt diesem wieder zuwandte: „Wozu machen Sie denn so viel Umstände? Ist Ihnen meine Unterschrift nicht gut genug? Es ist doch lächerlich!“

Wort für Wort stürzte sie in eine peinliche Erniedrigung, sie sah keinen Halt mehr und büßte schnell jeden Schein von Würde und Distanz ein.

Herr Picard dagegen zog ein kleines, schmales Papierchen aus seiner Brieftasche und überflog dessen Inhalt noch einmal, ehe er mit sanftem Nachdruck die Worte sprach: „Wir haben, unsern Gepflogenheiten entsprechend, eine Erkundigung über Sie eingezogen, Frau Baronin, nach der Sie gänzlich ohne Vermögen sind. Die Auskunft läßt leider auch keinen Schluß auf irgendwelche sicheren Einkünfte zu. Deshalb sehe ich mich leider veranlaßt, Sie um einige Sicherheiten — sei es durch Freunde oder Verwandte — zu bitten. Frau Baronin werden dieses Begehren wohl nicht ungehörig finden.“

Es war eine qualvolle, grausame Hinrichtung, bei der Gerda vollkommen den Kopf verlor. Sie kam sich in der Tat wie eine überführte Verbrecherin vor, alle die beschwichtigten Nöte drangen stärker als je auf sie ein und klagten sie sträflichen Leichtsinns an. Zunächst schwatzte sie lauter verwirrtes sinnloses Zeug zusammen, sie bestritt die Richtigkeit der Information, verbat sich ein so schimpfliches Mißtrauen und stellte schließlich dem unangenehm lächelnden Krämer die gelieferten Kleider einfach wieder zur Verfügung. Aber dafür war der nun ganz und gar nicht zu haben. Er kehrte sich auch wenig an das exaltierte Gebaren seiner Klientin, sondern wiederholte immer wieder: „Keine Spur von Mißtrauen, Frau Baronin. Bitte um Verzeihung. Ich will ja kein Geld — nur eine ganz kleine Sicherheit.“ Doch seine Freundlichkeit hatte nunmehr einen widerlichen Beigeschmack von Gönnerei, namentlich als er mit seltsamem Augenzwinkern anzudeuten wagte: „Frau Baronin dürfte es nicht schwer fallen ... irgendeine Unterschrift — irgendeine, ganz nach Belieben. Das Papier kommt nicht aus meinen Händen!“

„Nein, sage ich Ihnen! In vier Tagen können Sie das Geld haben, verstanden! Paßt Ihnen das nicht, so lassen Sie gefälligst Ihren Plunder holen. Bitte sehr! Ich lasse mich nicht so behandeln. Gehen Sie!“ schrie sie außer sich vor Zorn und Ohnmacht, ohne zu ahnen, wie sie dieses Versprechen erfüllen konnte.

Herr Picard säumte keine Sekunde mehr. Die großartige Zusage, die ihm soeben, in eine Ohrfeige gewickelt, gemacht wurde, gab ihm gewisse Möglichkeiten in die Hand, die Scharte bald auszuwetzen. Er begnügte sich deshalb, der höchst exzentrischen Dame eine tiefe Verbeugung zu machen, in der er verharrte, bis seine tastende Hand den Türgriff gefunden hatte.

„Wollen man sehen — mein Schätzchen. Wo nich — — na, warte!“ pfiff er draußen durch die Zähne.

Unterwegs begegnete er der kleinen Engländerin, die er überaus zuvorkommend grüßte. Irregeführt, zuversichtlich stürzte sie ins Zimmer und fand die Herrin mit aufgestützten Armen, bleich, offenen Mundes an den Tisch gelehnt.

* * *

In lustigen Schleifen, hart und hurtig vorbei an steilen Abhängen, glitt der Wagen die schöne Kniebisstraße hinab, von unten nur wie ein Weberschiffchen anzusehen, aber eine weiße, schlangenförmige Wolke aufwirbelnd, wo er in einer Lichtung des Waldes sichtbar wurde. Weithin im Tal und auf den umliegenden Höhen war der vierstimmige Jubellaut des Horns zu hören; er hieß die Bauern im Feld, die Hauer im Holz aufhorchen und lockte die Kinder aus allen Stuben vor die Tür, an den Straßenrand. So kam nun das Märchen in neuer bezwingender Gestalt daher, die kleinen staunenden Herzen wie im Sturm entführend — es fauchte — zischte, sauste, wehte und — war vorbei, es ließ ein atembeklemmendes Andenken zurück, vor dem die Augen und Fenster sich eilig schlossen, es erregte Lust und Wut zu-

gleich; glückwinkende und zorndrohende Hände, Blumen und Steine flogen ihm nach. Wo nun gar ein echtes Schwarzwaldbäuerlein älteren Jahrgangs unterwegs war — das sah dann, nachdem es sein sterblich Teil mit einem Angstsprung in den Graben gerettet hatte, dem unheimlichen Vehikel mit Augen nach, als sei ihm der leibhaftige Satan samt seiner Höllenmaschine erschienen.

Die Gewitzteren hingegen, als da sind Gendarmen, Schulzen und Straßenarbeiter, ließen sich die bunten Töne des Signals ganz anders zu Herzen gehen und nahmen vor der sich solchermaßen ankündigenden Hoheit eine respektvolle Haltung ein. Ja, denn das konnte nur einer von denen „da oben“ sein, die's Regiment führten, wenn es nicht etwa der Großherzog selber war, vor dem man dann alsbald den Hut zog. Mochten sie dann noch so sehr die Hälse recken, um die Fürstlichkeiten zu erkennen: es bliebt halt immer bei bloßen Vermutungen, und wenn der eine zu Hause erzählte, er habe gerade den Kronprinzen gesehen, so behauptete der andere steif und fest, es sei der König von Spanien gewesen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gelbrote Flaggen flatterten vorn, der Wagenführer und der Lakai trugen braune Uniformen mit Goldtressen, und die vornehmen Insassen waren in kostbare Decken und Mäntel gehüllt. Man konnte wahrhaftig nichts dagegen sagen, obwohl das gottlose Gefährt wie ein Windstoß durch die Dörfer sauste und unbarmherzig hinein in die Versammlungen der Hühner, Enten und Gänse auf der Straße, daß die Federn nur so stoben vor Entsetzen. Selbst der verbissenste Aufschreiber unter den Landjägern ließ sein Notizbuch sinken, wenn das „Darridaraa“ ertönte und der gefeite Unhold in Sicht kam.

Gerda saß neben dem Sultan im Fond. Ihr ging es immer noch nicht schnell genug, denn ihr Herz glich jetzt dem eines Flüchtlings, auf dessen Ergreifung eine Belohnung gesetzt ist. Sie zeigte sich zwar ordentlich aufgeräumt, einmal übers andere rief sie: „Herrlich! Wundervoll!“ Sie lehnte wohlig im hohen Polster und ließ die Schauer der Gefahr über sich ergehen, wenn eine Kurve oder ein Fuhrwerk mit scheuenden Pferden auftauchte. Zuweilen verriet sie den andern ihre wahre Stimmung, indem ihr ein schwerer Seufzer entfuhr, oder weil sie so tief ins Sinnen geriet, daß sie die Fragen der andern überhörte. Einmal, beim Anblick einer weißen Sägemühle mit weit verstreuten, geschälten Stämmen und Brettern, bedeckte sie die Augen erinnerungsvoll und sang leise:

„Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.“

Oftmals schien sie überhaupt ihren gefürchteten Nachbarn und dessen Absicht ganz zu vergessen, auch mochte es geschehen, daß sie ihn harmlos anlachte und seinen Blick auf die sich jagenden Naturbilder lenkte.

„Sehen Hoheit dort drüben die Rehe äsen? Haben Hoheit auch schon Löwen und Tiger gejagt?“

So beglückte sie ihn mit Redensarten, entlockte ihm wunderliche Berichte, worauf sie ihn dann mit großen Augen ansah, eingedenk, daß er ein Verbannter war, der seine Heimat nie mehr wiedersehen durfte. Die verkaufte, verratene Heimat! Sah er nicht trotz seiner unerschöpflichen Güter unglücklich, melancholisch aus? Und das andere ...? Wähnte er, sie schon gewonnen zu haben? Beinah schien es ihr so; er sprach mit Behagen, ohne Zudringlichkeit und verbarg seine zärtlichen Gefühle wie ein Liebhaber, der die Erfüllung seines höchsten Wunsches nahe weiß.

Nur einmal verriet er sich.

Gerda fragte ziemlich gedankenlos: „Wo werden Hoheit den Winter zubringen?“ Da drehte er knabenhaft lächelnd den Kopf nach ihr um und forschte in ihrem Auge, ob er die Antwort in leisem Ton geben solle, damit das vor ihnen plaudernde Paar nichts davon höre. So tat er denn auch.

„Ich gedenke in Cannes, Baronin — wo ist meine Villa. Abe ich die Erre, Baronin in Winter bei mir zu begrüßen?“

Seine ebenmäßigen, starken Zähne lachten sie in glänzender Reihe an, er senkte den runden Kopf nach ihr zu auf die Schulter — sehr vertraulich — und wartete lange, ob sie seinen verliebten Blick auffangen werde. Es entmutigte ihn keineswegs, daß sie, dieses stumme Geständnis nicht achtend, seufzend ausrief: „O bis dahin — kann noch viel geschehen!“

Er brachte das in Zusammenhang mit dem, was ihm der Kavalier Bodenbach über die Unsicherheit ihrer Verhältnisse anvertraut hatte, und beschloß, seinen Antrag schon am nächsten Tag anzubringen.

Ellen Ramin drehte sich impulsiv um. Sie merkte, was der Sultan hoffte. Am Vorabend hatte sie durch Gerdas kühle Zurückhaltung so schwer gelitten, daß sie jetzt nur noch darauf lauerte, die Hochmütige im Zustand einer tiefen Erniedrigung zu erblicken. Gerda wäre außer sich geraten, wenn sie geahnt hätte, was die Freundin von ihren Verhältnissen schon wußte oder erriet, und welche Wonne diese in der Vorstellung fand, sie in der Rolle einer Mätresse bemitleiden zu können. Was blieb dann von der heute noch so stolzen Baronin Hellern? Diese besaß nun einmal keinen Fallschirm wie etwa eine Tänzerin oder Soubrette, deren Liebesabenteuer durch ihre Künste noch einen Nimbus erhalten. Wenn sie den bewußten Schritt wagte, war sie nicht besser als irgendeine andere, die man über die Achsel ansehen durfte.

Die Gesellschaft hatte in Freudenstadt zu Mittag gegessen und gedachte nun ohne Unterbrechung bis nach Baden durchzufahren. Allein schon von der Höhe des Kniebis sahen sie ein Gewitter herankommen, das ihre Absicht vereitelte: Kurz vor Petersthal begann es zu blitzen, und als der Wagen zum Kurhaus kam, weigerte sich Gerda entschieden, weiterzufahren. Sie bat, das Wetter unter sicherm Dach abwarten zu dürfen. Ellen Ramin wollte unbedingt nach Hause, sie berief sich auf ihre Theaterpflichten, indessen Bodenbach und der Sultan unter Scherzen auf die Reize einer Gewitterfahrt anspielten.

Allein Gerda war durchaus nicht zu bewegen; so stiegen sie denn aus und begaben sich auf die Terrasse des Gasthofs.

Dicht an ihrem Tisch rauschte die braune Rench vorüber, die Forellen sprangen, und in dem anschließenden Tannenwald orgelte der Sturmwind. Die Gäste des Hotels kamen auch schon von allen Seiten eilig herbeigelaufen. Bald waren alle Tische auf der Terrasse besetzt. Es wurde schnell abendlich finster, schwer hing das Unheil über der engen Talmulde.

Gerda und die Soubrette tranken Tee, die Herren ließen Mokka kommen, rauchten und erheiterten sich an der Angst, die die Züge der Damen bleich färbte.

Der Regen setzte mit vereinzelten dicken Tropfen ein, im Handumdrehen wurde jedoch ein Sturzbach draus. Da kam noch ein Paar vom Wald herab, dessen notgedrungene Eile das innigste Behagen all der Geborgenen auf der Terrasse erweckte. Ein junger Mann in Flanellhosen mit Panama führte eine sichtlich bestürzte Dame am Arm, die ihr Kleid hochhielt und sich duckte vor Regen und Donnerschlag. Obwohl ihnen ein Hausdiener mit Schirmen entgegensprang, kamen sie doch durchnäßt auf der Terrasse an, von bedauernden, schadenfrohen Gesichtern begrüßt.

Da war es Bodenbach, der Gerda in unverhoffter Weise aus ihrer Versunkenheit aufschreckte.

„Das ist ja Ihr Vetter Herr von Wendt oder nicht?"

Die Angesprochene starrte zuerst verständnislos Bodenbach an, dann schoß ihr verwirrter Blick über die Köpfe der Gäste hinweg auf das durch die Tür fliehende Paar. Die Dame konnte sie nicht erkennen, hingegen traf es sich gerade, daß ihr Begleiter auf der Schwelle Umschau hielt.

Axel und Gerdas Blick prallten zusammen. Er sprach rasch einige Worte in den Saal hinein und kam dann verlegen auf seine Cousine zu. Aber schon nach einigen Schritten bereute er diesen Gang. In einem der Herren, die ihm den Rücken kehrten, erkannte er den indischen Nabob. Was war der Strahl, der da mit lähmendem Krachen in der Nähe einschlug, an Schreckensgewalt gegen den in Axels Seele aufblitzenden Verdacht? Unmöglich war es jedoch, Gerdas Zustand zu deuten. Eine Miene, als sei das jüngste Gericht angebrochen — nur wie zum Hohn übertüncht mit einem sterbensmatten Lächeln — so sah sie dem Vetter entgegen.

Waren wirklich erst vier Tage vergangen, seit sie den Brief, seinen Brief empfing? Was hatte sich denn in diesem kurzen Zeitraum mit ihr begeben? Wie durch schicksalschwere Jahre von ihm getrennt, tauchte der Augenblick des Wiedersehens am Badener Bahnhof aus der Verwirrung ihrer Gedanken auf, als er ihr den herrlichen Rosenstrauß reichte und den ersten Ritterdienst erwies auf dem von ihr erwählten Feld der Abenteuer. Eine Woche nur — — — ein Wirbel von sieben Tagen, von denen jeder ihre Brust mit einem Orkan heimgesucht hatte — ein einziger Sturm der Gefühle ... verheerend und beglückend zugleich. In unendlich weiter Ferne schimmerte etwas wie Jugendzeit, unbedeutende Geschehnisse — klein und wertlos, gleich einer Glasperlenkette — — — O Zeit, du täuschendes Lebenslicht!

„Eine Begegnung mit Schwefel und Wolkenbruch!" rief Bodenbach ohne Arg und streckte Axel lachend die Hand entgegen.

Dieser ließ sie jedoch unbeachtet, er machte eine allgemeine Verbeugung und begrüßte einzig Gerda durch Händedruck, worauf ihn diese hastig mit ihrer Freundin und dem Sultan bekannt machte.

„Wir sind mit dem Auto unterwegs und mußten hier des Gewitters wegen halten. Aber Sie — was tun denn Sie in diesem Winkel!" sagte sie dann in unwahrscheinlicher Munterkeit.

Ach, es klang nicht gut in seinen Ohren, es klirrte wie von Scherben, als sei ihre Ehre zerbrochen. Nur scheu und flüchtig streifte er ihre Augen: „Ich bin für einige Tage zum Besuch meiner Mutter hergekommen!"

Gerda fuhr zusammen.

„Ach, Tante Klärchen ist da? Kann ich sie sehen? Ich gehe mit dir." — Sie erhob sich schnell, um der Beobachtung durch die andern zu entfliehen. Daß sie Axel noch mit keiner Zeile geantwortet hatte, bedrückte sie zwar sehr und erschwerte eine Aussprache mit ihm, doch darüber konnte sie wohl hinwegkommen. Allein, was mußte er über sie denken? Sah er nicht aus, als wollte er sagen:

Es tut mir weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh?

Welch ein Zusammentreffen! Der einzige Mensch, vor dem sie erröten mußte — — Es drückte ihr fast das Herz ab, ihm zu folgen. Wiederum verbeugte sich Herr von Wendt, und zum zweitenmal wurde Bodenbach, der seinen Augen nicht traute, in aller Form geschnitten.

„Entschuldigen Sie mich einige Minuten!" wandte sie sich im Abgehen an die andern; sie konnte gerade noch sehen, wie Ellen Ramin den ganzen Oberkörper auf den Tisch legte, um von Bodenbach Aufklärung zu erhalten. Dieser schnitt jedoch eine höchst mißvergnügte, giftige Grimasse.

Gerda begann schnell zu erzählen, wie sie mit dem Sultan bekannt und von ihm eingeladen worden sei. Er habe sich als ein wenn auch beschränkter, so doch liebenswürdiger harmloser Mensch entpuppt, der nett von seiner Vergangenheit zu plaudern verstehe und ihr „außerdem" mit vollendeter Höflichkeit begegne. Sie spielte das jedoch fast im Ton einer Rechtfertigung aus, mit einem Beiklang nervöser Gereiztheit, als zweifle sie von vornherein am guten Willen des Hörers.

„Also besser als sein Ruf!" bemerkte Axel, und ein spöttisches, nein, krankhaftes Lächeln schlängelte sich um seinen Mund. Ja, das war in der Tat eine merkwürdige Überraschung! Dann aber beschäftigte ihn nur noch der Gedanke, ob und wie sie nun zu seinem Brief Stellung nehmen werde.

Sie schritten durch einen großen Saal und kamen auf den Korridor.

„Wir wohnen im ersten Stock!" Er wies auf die Treppe und sah Gerda dabei durchdringend an. Sie fragte jedoch, ohne aufzublicken, nach dem Befinden der lieben Tante und gab sich den Anschein heller Wiedersehensfreude, obwohl sie vor Elend kaum mehr atmen konnte. Oben angekommen, lehnte sie sich eine Weile ans Geländer, das Herz schlug zum Zerspringen.

„Wir könnten noch eine Minute auf den Balkon? Mama zieht sich vermutlich gerade um. Wir sind ja

quatschnaß geworden. Scheußliches Pech! Es war unser erster Spaziergang!“

Er sagte das nicht etwa, um eine Antwort zu erpressen. Vielmehr dachte er, es müsse ihr selbst am Herzen liegen, sich ihm zu erklären, bevor sie zusammen bei seiner Mutter eintraten. Ein Wunderglaube kämpfte gegen den niedrigen Verdacht, der in ihm Wurzel geschlagen hatte. Er fühlte die Kraft, das Unkraut auszureuten, wenn sie sich jetzt entschloß, aufrichtig mit ihm zu sprechen. Vielleicht war nur der alte Leichtsinn mit ihr durchgegangen, am Ende tat er, von Eifersucht geblendet, ihr Unrecht an? Und war sie keiner Worte mächtig — dann genügte ein Blick! Nur Wahrheit wollte er schöpfen — Wahrheit! Wie konnte sie überhaupt eine Minute vor ihm bestehen, ohne zu reden?

Der Gang lief auf einen Balkon hinaus, dessen Tür offen war. An jedem Flügel stand ein Stuhl als Sicherung gegen Windstöße. Da setzten sie sich hin und sahen dem abziehenden Gewitter zu. Gerda fühlte wohl die bittere Notwendigkeit, seinen Brief zur Sprache zu bringen, aber sie schob es immer und immer wieder hinaus oder suchte ihm auf Umwegen beizukommen.

„Mein Gott!“ fuhr sie plötzlich auf. „Bitte verzeihen Sie, daß ich vergaß — Sie müssen sich ja ebenfalls umziehen, so naß wie Sie sind. Wo ist Tante Klärchens Zimmer? Und nachher“ — sie sah ihn flehend an, ihre Lippen zitterten wie von einem Schüttelfrost — „ich muß Ihnen dann — etwas sagen! — nicht jetzt — bitte — nachher!“

(Fortsetzung folgt.)

Sumatra-Deckblatt.

Von Erich von Salzmann.

Sumatra-Deckblatt. — Wie oft hört man's, wenn man sich seine Zigarre kauft, und wie wenige Menschen denken sich dabei, daß die äußere feine Hülle des ihm hohen Genuß verschaffenden, sich in feine bläuliche Wölkchen in der Luft auflösenden Kerns der Zigarre wohl das vornehmste Produkt Holländisch-Indiens ist. Nichts hat die tropischen Inselbesitzungen des kleinen Königreichs an der Schelde berühmter gemacht als sein Tabak, und unter dessen verschiedenen Sorten ist die schönste der von Ostsumatra, der die äußere elegante, angenehm ins Auge fallende hellfarbige Umhüllung liefert: das Deckblatt. Geschmack und Mode mögen die Produkte der Havanna, Brasiliens oder der Philippinen berühmt machen, aber keine dieser Sorten vermöchte die Qualität und Beliebtheit des hochgezogenen einzigartigen Sumatraproduktes zu ersetzen, dessen Gesamternte beider Inseln im Jahr 1906 beim Verkauf auf dem Amsterdamer und Rotterdamer Markt die Rekordziffer von 150 Millionen Mark erreichte.

Die Bedingungen, unter denen der Tabak wächst, sind in Java und Sumatra grundverschieden. Es ist zwar die gleiche Pflanze, Nicotiana rustica, aber der Einfluß des Klimas und des Bodens hat sich bei der Blattbildung bemerkbar gemacht, hauptsächlich hat aber die mit Hilfe der Wissenschaft herausgeklügelte, in ihrer außerordentlichen Sorgfalt an Landschaftsgärtnerei erinnernde Methode der Pflanzung mit der Zeit bewirkt, daß das Sumatrablatt das Javas weit überflügelte und letzteres auf dem Markt durchschnittlich nur noch ein Drittel des für das erstere gezahlten Preises erzielt. Der Hauptgrund liegt darin, daß der überwiegende Teil der Javaernte, die in ihrem Umfang das Doppelte der Sumatraernte beträgt, aus den Händen der Eingeborenen kommt, während in Sumatra der Anbau ausschließlich von im Nordosten des Landes liegenden Plantagen im Großbetrieb erfolgt. Die ersten Verschiffungen von Javatabak nach dem Mutterland Holland erfolgte in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, jedoch noch im Jahr 1863 überstieg eine Durchschnittsernte nicht 100 000 Ballen; man hatte schon damals erkannt, daß die Deckblattkultur den größten Gewinn versprach, und schon das Javablatt erzielte in den sechziger Jahren einen Preis von 100 bis 150 Cent für das Pfund gegenüber einem Preis von 12 bis 25 Cent für Durchschnittsfüllmaterial der Manila- und Südamerikaprodukte. Aus diesem Grund arbeiteten schon die unternehmenden Javapflanzer darauf hin, durch geschickte Auswahl der Samenpflanzen und besonders sorgfältige Behandlung der Samenbeete das Blatt zu verfeinern, und der Erfolg war, daß das Javadeckblatt gegen 1860 unbestritten den ersten Platz in der Welt einnahm. In den sechziger Jahren kam man dahinter, daß die Eingeborenen der Ostküste Sumatras trotz ihrer primitiven Methode einen prachtvollen Deckblattabak erzielten. 1864 erschien die erste Sendung auf dem Rotterdamer Markt, und 1865 kamen einige hundert Ballen, das Produkt von durch Chinesen unter europäischer Aufsicht bearbeiteten Feldern, an, die geradezu Aufsehen erregten, und große Nachfrage entstand sofort in allen Teilen der Welt, besonders in Amerika. Bald sah sich die Pflanzervereinigung veranlaßt, die Samenausfuhr zu unterbinden, um keine Konkurrenz aufkommen zu lassen, und eine Blütezeit setzte ein. Nach zehn Jahren lagen bereits 15 000 Ballen auf der Auktion des berühmten Frascatimarktes, 1895 waren es 150 000 Ballen, und heute sind die 300 000 bereits überschritten.

Der Sumatratabak stellt sich als ein seidiges Blatt von feinster Stuktur und Farbe dar, dehnbar wie elastisches Glacéleder, hellolivfarben, vorzüglich brennend. Bald ein mächtiger Rivale des Javatabaks, hat letzterer infolge des steigenden Konsums trotzdem auf dem Weltmarkt seinen Platz gehalten. 1893 produzierte Java 200 000 Ballen, 1899 306 000 Ballen, 1908 617 000 Ballen, die Produktion ist außerordentlich gestiegen, der Wert, etwa 30 Cent für das Pfund, jedoch nur noch die Hälfte des einstigen. Klima und Bodenart sind in Sumatra zwischen dem 3. und 4. Breitengrad besonders günstig für Tabaksbau, der Javatabak änderte sich beim Anbau unter diesen Einflüssen sofort. Für die sechs Pflanzmonate ist der Durchschnittsregenfall in den Nordostebenen der Insel an 69 1/2 Tagen 1,095 Millimeter für den Tag. Unter allen Distrikten ist es die Deliebene, die das schönste Produkt hervorbringt. Dieser noch vor einem Menschenalter mit dem dichtesten Urwald bestandene Alluvialboden, bereichert durch die

von den hohen Feuerbergen Zentralsumatras herabgeschwemmten vulkanischen Massen, wurde mit Feuer, Axt und Hacke zuerst gesäubert und mit Javatabak bepflanzt. Heute ist wohl alles gute Land in Deli mindestens einmal unter Kultur gewesen, und man ist sich in Pflanzerkreisen über die Möglichkeiten des Bodens vollkommen klar. Nach langen Versuchen zieht man nur noch das feinste Deckblatt und hat die Idee, mit den aromatischen Füllprodukten der Havanna in Konkurrenz treten zu wollen, vollkommen fallen gelassen. Nach dem heutigen System wird aus dem Boden in einem Zeitraum von 5—9 Jahren nur eine Tabaksernte und auf diese folgend eine Reisernte der Eingeborenen verlangt. Die übrige Zeit liegt der Boden brach, so daß Gras und schattenspendender Busch wachsen können. Zum Teil wird Tiekholz gepflanzt, das dann als Baumaterial Verwendung findet. Ein Jahr vor der nächsten Aussaat wird dann alles heruntergebrannt und umgehackt. Sehr sorgfältige Dränage ist notwendig, denn Tabak wächst nicht auf nassem Boden, und eine einmalige Ueberschwemmung ruiniert die ganze Ernte. Daher ist besonders auf den großen Pflanzungen ein ganzes Kanalsystem nach einheitlichem Plan entstanden, Flüsse werden eingedeicht und durch Durchstiche der unzähligen Krümmungen reguliert; das verschlingt Millionen, erschließt aber oft weite Sumpfstrecken der Kultur. Das erste Jahr werden auf dem gerodeten und sorgfältig gesäuberten Boden mit 100 Meter Abstand Parallelgräben von 2 Meter Breite und Tiefe gezogen, die je nach Bedarf noch mehr vertieft werden. Der Boden wird mit dem Tschangkol, einer schweren, in der Schneide breiten Hacke, etwa $1^1/_2$ Fuß tief umgehackt, was eine sehr schwere und von den damit betrauten Kulis sehr wenig geschätzte Arbeit darstellt. Die Sumatrapflanzer benutzen als Arbeiter Javaner, Bantammer, Bataker, Banjaresen und Klings für das Roden des Urwaldes, den Bau der Kulihäuser und Tabakscheunen, des Dräningsystems und den Wegebau, die eigentliche Pflanzarbeit machen Chinesen aus den Swatau- und Amoy-Distrikten Südchinas. Diese Kulis zeichnen einen in seiner Fassung genau von der Regierung vorgeschriebenen Kontrakt für ein bis drei Jahre, daher der bekannte Ausdruck: Kontraktkulis. Man unterscheidet Lankehs, d. h. alte erfahrene Leute, und Sinkehs, d. h. Neulinge. Letztere müssen jede Art Arbeit tun, bis sich ihre Anstelligkeit für eine bestimmte Sorte Arbeit herausgestellt hat. Dem Lankeh wird „ein Feld" gegeben, das Abmessungen von etwa 20 zu 300 Meter hat und auf dem neu geklärten Grund abgesteckt ist. Das ist dann sein Gebiet für Auspflanzung, Pflege und Ernte, und es hängt rein von seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Fleiß ab, zu dem vereinbarten Mindestlohn eine diesen um das Doppelte oder Dreifache übersteigende Summe hinzuzufügen. Er erhält bis zur Ernte monatliche Vorschüsse. Auf der Kreditseite seines Kontos figuriert dann das Ergebnis der Ernte je nach Ausfall. Hat einer unverschuldetes Unglück, z. B. durch Ueberschwemmung, so erhält er trotzdem sein Geld, eigene Nachlässigkeit hat aber seine eventuelle Entlassung und Ersatz zur Folge. Die Kosten für das Schlagen des Holzes und dessen Verbrennung auf seinem Feld gehen, allerdings nur bis zu einer bestimmten Höhe, zu seinen Lasten. Diese Arbeit kann zuweilen sehr schwer sein, besonders wenn das Brennen infolge hoher Feuchtigkeit schlecht wirkt. Das erfordert dann die ganze Geduld und den Fleiß, dessen nur der chinesische Arbeiter in den Tropen fähig ist, um es genau durchzuführen. An manchen Stellen wächst das gefürchtete, die oberste Bodenschicht mit seinen dichten Wurzeln vollkommen verfilzende Lalanggras, dort ist die Arbeit noch schwerer, außerdem hat sich der Boden unter Buschbestand erfahrungsgemäß sehr viel besser erholt.

Die Kulis leben in Gemeinschaften von 30—40 sogenannten Kungsys zusammen, jeder neu Eintretende erhält auf seine eigene Rechnung eine Hacke, Axt, Rechen, zwei große Körbe und einen kleinen Korb. Das System, den Chinesen bei geringen monatlichen Vorschüssen selbst am Gewinn zu interessieren, erwies sich als ein glänzender Appell an seine ausgeprägten kaufmännischen Instinkte, er arbeitet brillant und doppelt willig, und das Resultat — die stets steigende Güte des Ertrages — legt heute ein glänzendes Zeugnis für die Vorzüglichkeit des Systems ab, d. h. für die Arbeitsamkeit des Chinesen und ebenso für die ehrliche Handhabung des Systems durch den Arbeitgeber.

Jeder Kuli macht 7—8 Wochen lang die Woche je ein Saatbeet von 1 zu 6 Meter fertig, das ihm genügend Pflänzlinge für sein Feld garantiert. Für ein Beet genügt ein Teelöffel Samen, das Beet wird auf sorgfältig dräniertem Land angelegt, es ist bis zu einer Tiefe von 20 Zentimeter durchgesiebt und oft mit trockenem Holz durchsetzt, das in Brand gesteckt wird, um Larven zu vertilgen, zugleich dient die Asche als Düngemittel. Das Beet wird mehrfach durchgearbeitet und erhält ein Sonnenschutzdach aus Gras. Der Kuli sät nun den mit weißer pulverisierter Holzkohle gemischten Samen aus, bewässert das Beet täglich, allmählich die Quantität Wasser vermindernd, um so die jungen Pflanzen abzuhärten. Frühmorgens, oft schon bei Nacht mit der Laterne, sucht der Kuli sein Beet nach schädlichen Insekten und Unkraut ab; nach 3—4 Wochen, wenn die junge Pflanze drei bis vier Blätter getrieben hat, wird das Schutzdach allmählich dünner gemacht und schließlich ganz entfernt; nach Ablauf von sechs Wochen können die Pflanzen in die Felder ausgepflanzt werden. Jedes „Feld" trägt etwa 16,000 Pflanzen, die in gleichmäßigen Abständen etwa 900 für Mann und Tag ausgepflanzt werden. Früher beschattete man die junge Pflanze während der ersten Wochen mittels eines Brettchens, davon ist man jedoch jetzt abgekommen, und absterbende Pflanzen werden mit möglichster Eile durch frische ersetzt, um so ein möglichst gleichmäßiges Wachsen des ganzen Feldes zu gewährleisten. Schon nach 4—5 Tagen haben sich die Pflanzen erholt und wachsen nun fast zusehends. Die Erde wird um den Stengel gelockert und angehäuft, was erfahrungsgemäß das Wachstum sehr fördert. Ist die Pflanze erst einmal ausgewachsen und gut zwei Meter hoch, so darf sie nur so wenig wie möglich gestört werden, denn sonst würde die Elastizität und Farbe der Blätter leiden. Nach einem Monat entfernt der Kuli die untersten Blätter, die an der Wurzel vergraben werden; wenn die Pflanze etwa 15—18 Blätter hat, wird der oberste Schuß abgebrochen, ebenso werden kleine Blättchen am Stamm entfernt, das vergrößert die Abmessungen der übrigen Blätter. Feinde der Pflanze sind weniger die hier zahlreichen Hirsche und Wildschweine als die Affen, die aus purem Vergnügen am Zerstören die Pflanzen ausreißen. Sehr viel schlimmer sind aber Raupen, Läuse und Käfer, deren Ablesen die angestrengteste Aufmerksamkeit erfordert, denn Löcher im

Blatt vermindern dessen Wert als Deckblatt beträchtlich. Absuchen und Bespritzen der Pflanzen mit Lösungen sind dauernd im Gange.

Mitte März hat das Auspflanzen begonnen, die Ernte erfolgt von Mitte Mai bis Ende Juni. Nach dem Abpflücken wird das Blatt aufgereiht und in großen provisorischen Trockenscheunen getrocknet. Dann wird es in ständigen Fermentierscheunen in Stapeln fermentiert, schließlich sortiert, verpackt, und Ende Dezember beginnt der Versand nach Holland. Alle diese Arbeiten erfordern unendliche Sorgfalt und gehen durchaus nicht schematisch vor sich, ohne Erfahrung würde doch bei Innehaltung der genauesten Vorschriften eine unliebsame Ueberraschung der anderen folgen. Blatt nach Blatt wird einzeln gepflückt, sorgfältig in Reihen gelegt und gezählt, es sind Hunderte von Millionen, die bei einer größeren Gesellschaft so Dutzende von Malen durch die verschiedensten Hände gehen, ehe sie im Ballen die Seereise nach Europa antreten! Mehr als 3—4 Blätter dürfen an einem Tag nicht von einer Pflanze genommen werden; indem man mit den untersten beginnt, unterscheidet man vier Serien, die jede wieder Unterabteilungen haben: 1. Sandblatt, weil der Regen den feinen Sand dagegen spritzt und sich das Blatt daher sandig anfühlt, 2. Fußblatt, das beste, 3. Mittelblatt, 4. Kopfblatt, das kurz und dunkel ist.

In einzelnen Körben werden die vorsichtig aufeinandergelegten Blätter in die Trockenscheunen gebracht, deren Temperatur und Helligkeit durch Fensterläden regulierbar ist. Mittels einer langen Nadel werden 40 Blätter auf Bindfaden stets zu zweit, Kopfseite an Kopfseite, aufgereiht und an Stöcken festgebunden, die, beginnend mit dem untersten Teil der etwa 12 Meter hohen Scheune, zum Trocknen der Blätter dicht nebeneinander aufgereiht werden. Allmählich füllt sich die riesige Scheune, die den Ertrag von acht Feldern, etwa eine Million Blätter, faßt. Die trockenen Blätter werden allmählich immer höher gehangen, so daß stets die zuletzt hereingebrachten ganz unten hängen. 20 Tage ungefähr dauert dieser Prozeß, in dem die Blätter die Farbe wechseln von sattem Grün zu Hellgelb oder Ziegelrot und seinen Abstufungen oder zu Graupliv, das heute das beliebteste ist. Man gibt sich durch allerhand Mittel, z. B. Stunde des Pflückens, Mühe, die letztere Farbe durchweg zu erreichen, jedoch ohne Anwendung irgendwelcher chemischer Substanzen. Sind die Blätter trocken, so wartet man eine nicht zu trockene Stunde des Tages ab, um Zerkrümeln zu vermeiden, und bündelt die Blätter zu vierzig. Blätter von weniger als 20 Zentimeter Länge werden fortgelassen. Die Bündel werden in speziell dazu konstruierten Kasten auf Wagen nach den Fermentierscheunen gebracht, die etwa 100 Meter lang in Eisen und Holz konstruiert sind und einen etwa 1½ Meter erhöhten Fußboden mit drei Meter breitem Gang ringsherum haben. Häufig schließt sich ein Extraraum an, der hohe Nordlichtfenster zum Sortieren hat. In solchen Anlagen vorbildlich ist eine z. Z. von Herrn Salm geleitete Gesellschaft Ostsumatras. Die Fermentierscheunen liegen stets beim Zentrum der Unternehmung, in ihnen werden die einzeln ausgeschüttelten und geglätteten Bündel in viereckige Schober gesetzt mit Thermometern zur Kontrolle der Temperatur im Innern. Hat die Hitze, die bis 60° steigt, den Höhepunkt erreicht, oder zeigt sie etwa Tendenz zum Fallen, dann ist es höchste Zeit zum Oeffnen und Umsetzen des Schobers, wobei stets zwei zu einem vereinigt werden. Dieser sich mehrfach wiederholende Vorgang erfordert ständige scharfe Aufmerksamkeit und ständige Kontrolle. Schließlich beginnt der wichtigste Abschnitt des Jahres: das Sortieren nach Farben, Qualitäten und Längen, die dann in Buchstaben nach bekannten Abkürzungen auf der Außenseite der Ballen vermerkt werden. Auf dem Amsterdamer Markt wird von zehn Ballen gleichen Inhalts nur einer geöffnet und aus diesem auch nur eine Stichprobe genommen. Sollte eine Pflanzung sich auch nur einmal durch falsche oder auch nur ungenaue Angaben einen schlechten Ruf erwerben, so würde sich das für alle Zukunft bitter rächen nach dem bekannten Sprichwort: Wer einmal lügt usw. — Die eingeborenen Aufseher kontrollieren jedes Bündel, der Assistent seinerseits den Aufseher, der Administrator das Ganze, und der Hauptadministrator ist im Auto, im Wagen und zu Fuß in dieser Zeit ständig unterwegs, um seinerseits Kontrolle durch Stichproben zu üben und damit Gleichmäßigkeit innerhalb der ihm anvertrauten, zu einer Gesellschaft vereinigten Unternehmungen zu erreichen. Nichtstimmendes wird erneut auseinandergenommen, erneut behandelt, gemessen, sortiert, und solch genaue Kontrolle sichert Exaktheit fast bis zur Vollkommenheit, trotzdem z. B. die diesjährige Ernte der Gesellschaft ¾ Milliarden Blätter beträgt. 80 kg sind ein Ballen, der mit Maschinen gepreßt nur 60 : 60 : 30 cm mißt und mit Strohmatten umhüllt ist, die außen auch wieder mit dem Namen der Pflanzung, des Besitzers sowie der Farbe, Länge und Qualität des Inhalts bezeichnet sind.

Im Dezember beginnen in Belawan, dem Haupthafen Ostsumatras, die großen Verschiffungen für die Europamärkte. Amsterdam ist der Hauptabnehmer, Rotterdam und Hamburg nehmen einen geringen Bruchteil. Ueber das ganze Jahr verteilt, werden dann in den Riesenstapelhäusern Amsterdams die Besichtigungen der Muster abgehalten, denen dann auf der Frascatibörse über ein Dutzend Versteigerungen der kostbaren Produkte Javas und Sumatras, jedes für sich, folgen. Das Aussuchen und Oeffnen der einzelnen Ballen, die Taxierung des Wertes und die Veröffentlichung dieser Angaben wird von 10 vereidigten Maklern besorgt, die damit hochbezahlte Vertrauenstellungen bekleiden.

So wandert das Sumatura-Deckblatt zu den Zigarrenfabriken, und bald steckt man sich mit hohem Genuß seine hellolivfarbige Sumatra-Deckblatt-Brasil-Einlage an, nicht ahnend, mit wieviel Sorge dieses Tropenprodukt großgepäppelt worden ist, durch wieviel Hände, gelbe chinesische, braune der reizenden javanischen Frauen und weiße der Europäer, jedes einzelne Blatt viele Male gegangen ist. Der Landwirt zu Hause studiert Tag für Tag besorgt den Himmel, sein tropischer Kollege ist aber noch viel schlimmer dran, denn ein einziger Regentag vor Beginn der Ernte zu viel oder zu wenig kann für eine größere Gesellschaft eine Million Mark Unterschied im Jahresertrag ausmachen.

„Pfennig um Pfennig war ihr Glaube, Gold ihr einziger Wunsch und Mammon ihr Gott", sagte einst ein englischer Schriftsteller von den holländischen Kaufleuten der ostindischen Kompagnie. Diese Zeiten sind längst vergangen. Hier ist heute jeder mit festem Gehalt angestellt und außerdem am guten Ausfall pekuniär interessiert. Die sich mit ihrer Güte stets steigernde Empfindlichkeit der Pflanze erfordert allerdings, wie an Bord eines

Kriegsschiffes, wo auch der Erfolg im Ernstfall von einem prompten Ineinandergreifen des gesamten Apparates abhängt, die straffste militärische Zucht unter dem Personal und den Arbeitern, die ebensowenig Sklaven sind wie der unter den Kriegsgesetzen an den striktesten Gehorsam gebundene Seemann. Jeder tut willig sein Aeußerstes zum Gelingen, besonders bei solchen Gesellschaften die wie die Senembah — die zweitgrößte des Landes — in vornehmem großem Stil geleitet werden, der für alle solche Unternehmungen vorbildlich sein könnte. Es ist hier für jeden Angestellten Ehrensache, sein Bestes in dem Dienst der Gesellschaft zu tun, die sich ihrerseits stets erkenntlich gezeigt hat; ihre Leiter haben nicht nur ein Bankkonto im Kopf, sondern auch ein gutes, mitfühlendes Herz für ihre unter einer erbarmungslosen Tropensonne hart arbeitenden Angestellten.

Die telegraphischen Meldungen der daheim auf den Auktionen erzielten Preise werden hier mit Unruhe erwartet, und um das Risiko zu bezeichnen, das eine Tabakpflanzung läuft, sei nur gesagt, daß z. B. bei der Deli auf vorzügliche Ertragsjahre mit einer Dividende von über 100 Prozent solche folgten, die nicht einen Pfennig Dividende, sondern sogar Verluste brachten.

China auf der Bühne.

Von Marx Möller. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von J. Fuchs.

Im „Deutschen Theater" in Berlin wird augenblicklich ein Chinesenstück gespielt, von dessen verblüffender und drolliger Farbenpracht alle Zuschauer entzückt sind. Man weiß nicht, was da eigentlich am buntesten ist: die kindliche Handlung oder die grotesken Dekorationen oder die farbigen Kostüme. Kein noch so keck koloriertes Kinderbuch kann diese Buntheit überstrahlen! Dieses Märchenspiel heißt „Turandot" und ist vom Italiener Gozzi geschrieben; und alle Leute kennen dies Stück und seinen Dichter, weil Schiller die „Turandot" übersetzte und ihr dadurch klassische Würde verlieh, die ihr gar nicht mal so recht zu Gesicht stand; und deshalb ist es anzuerkennen, daß jetzt die schillernde Launenhaftigkeit der Prinzessin sich wieder ganz märchenglitzernd entfalten kann, frei von aller schillerischen Jambensteifheit. — Wir sahen schon früher gute Turandotaufführungen in Berlin, so unter Max Grubes Regie im Königlichen Schauspielhaus; aber die Bilder waren da nicht bunter als etwa die Szenenbilder in einer „Jungfrau von Orleans" oder in einem shakespearischen Königsdrama, waren in ihrer edlen Phantastik nicht toll und verblüffend genug. — In unserer Zeit ist uns China und all sein zerrbunter Kram ja so nahegerückt, daß wir da Bescheid zu wissen meinen und uns nicht mehr begnügen mit den netten, einfachen Andeutungen chinesischen Wesens, die früher ausreichend erschienen. Früher genügte der Zopf, die Schlitzaugen und ein feiner, schwarzer Schnurrbart, um jeden Europäer zu mongolisieren; wo man auf Bildern so einen Chinesen sah, da stand mit tödlicher Sicherheit ein Pagodentempel mit lauten Klingelglöckchen im Hintergrund; und wo man mehrere Chinesen abgebildet sah, da tranken sie in Gruppen Tee oder gingen unter unmöglichen Sonnenschirmen spazieren, mehr schienen sie nicht gelernt zu haben; so wandelten und tranken sie auf Tausenden von Tapeten und Vorhängen, und besonders in Landhäusern lockten solche Bilder die Phantasie aus der europäisch kurzgeschnittenen Nüchternheit in ferne, langzöpfige Weiten. — Und jetzt zeigt eine Berliner Bühne uns China so chinesisch, wie es eben gehen mag und kann. Wir sehen da goldstrotzende königliche Gewänder, auf denen harmlose Schmetterlinge neben gefährlichen Drachen eingestickt sind, und an der Buntheit der Männerkleider sehen wir — was ja zuweilen auch sonst in Europa bei großen Festen zutage kommt — daß die Männer ebenso für bunte Gewänder schwärmen wie die Frauen, sobald die Mode es ihnen nur gestattet. An Perlen und Glasglitzerkram wird nicht gespart, selbst auf den Helmen rauher Krieger flattern

Alexander Moissi als Prinz Kalaf.

neckische Fähnchenfetzen, und was die Damen alles auf dem Kopf tragen, scheint uns selbst in unsern Tagen der Riesenhüte als gewagt und beschwerlich. — So ziehen diese Gestalten an unseren frohen Augen vorbei, und in prahlerischem Selbstbewußtsein beeilen sie sich dabei gar nicht so sehr, wie es vom dramatisch pedantischen Standpunkt aus die Handlung erfordern möchte; denn sie halten ihre Buntheit für ebenso bedeutungsvoll wie die gräßlich bange und schwer aktuelle Frage des Spieles, ob sich die beiden Liebenden des Stückes auch wirklich kriegen werden! Und unter solchem Gepränge und Gegaukel geht die alte liebe Märchengeschichte da oben auf der Bühne vor sich: die Geschichte von der Prinzessin, die eben leider Gottes nun mal so wahnsinnbringend schön war, daß jeder Prinz sich in sie sterblich vergaffte und ihre gräßlich schweren Rätsel lösen wollte und mußte, und wenn es ihm zehnmal an den Hals gehen sollte. — Und wenn alsdann da so recht ordentlich und einer nach dem andern — wie es der Stil des Märchenzuges will — die lange Reihe des Hofgesindes aufzieht, oder wenn da durch die Massen Bewegung kommt und Musik erklingt zu kindlich kritikloser Tanzfreudigkeit und man sich eben fragen mochte, ob das alles nicht etwa gar zu bunt sei, dann gemahnte all die Buntheit, die da so chinesisch tat, an das noch viel, viel buntere Land, in dem die Geschichte vom Prinzen Kalaf und seiner Turandot ewig spielte und spielt: dieses Land kennen wir alle; wir sind da auch alle einmal eingezogen, stolz wie vertriebene Prinzen, und unser Wappenspruch lautete auch so ähnlich wie „Tod oder Turandot!" — Denn es war das selige Land unserer stolzen Jugendeseleien, als wir vergafft waren in ein Bild, und als alle Mahnungen uns nur noch befeuerten in dem glühenden Wunsch, die Thronende zu enträtseln und dadurch zu gewinnen. Wie im



Gruppe von Sk.avinnen.

Gelehrter und Hofbeamter.



Ein paar Eunuchen.

Gelehrter und Hofbeamter.



Johanna Terwin als Adelma.



Gertrud Eysoldt als Turandot.

Peking Gozzis ist dort im Jugendland nämlich immer eine Prinzessin die Herrscherin, und außer ihrem Bild und ihrem Gesicht ist da für den Prinzen nichts zu besehen und nichts zu suchen; denn von ihren Augen geht ja erst all der Glanz aus, der dem ganzen Schwarm umher Buntheit und Schimmer gibt. Und ringsumher im warmen Zimmer quäkt allerhand Gewäsch, und aus frostiger Höhe grüßt das Schweigen der Stolzen, die ihren Kopf verloren haben, weil sie zu hoch strebten. Und dabei sind es natürlich gar keine Verstandesrätsel, die da kalt ausgerechnet werden sollen, denn jene Prinzessin, die im Herzen der Prinzen und auf dem Thron ihres Vaters wohnt, wäre für kaltes Wissen gar nicht zu haben, aber sie sieht es gern, wenn man sie für arg gewitzt

und ungeheuer schwer zu enträtseln hält; wenn sie dann noch gar ganz unartig wird, so gilt sie gar als dämonisch; so war es immer, so wird es bleiben. Es gibt und es gab immer viele, viele Kalafe und viele Turandots, und es mag gesagt sein, daß diese Rätselqualen vor der Ehe ja nur höchstens ein Ende mit Schrecken bieten. Viel gefährlicher sind jene Bräute, die mit ihren Knacknüssen bis nach der Ehe warten. Das Land, in dem dann nachher diese aufgehobenen Rätsel dran- kommen, ist nicht so chinesenbunt und nicht so drollig bevölkert wie das Land unserer todestrotzigen Jugendschwärmereien, von dessen lachender Tollheit die buntesten Bilder des Deutschen Theaters uns nur eine schüchterne Andeutung geben können. Aber dennoch sei für diesen farbigen Abglanz gedankt. Und gerade so ein Glanz, wie er über dem Land solcher Tollverliebten liegt, lag über der Stimme des Prinzen Kalaf; die sang von versunkenen Seligkeiten und erweckte Heimweh.



Paul Biensfeldt als Tartaglia.



Wilhelm Diegelmann als Kaiser Altoum.



Gelehrter und Hofbeamter.

Auf der Walroßjagd.

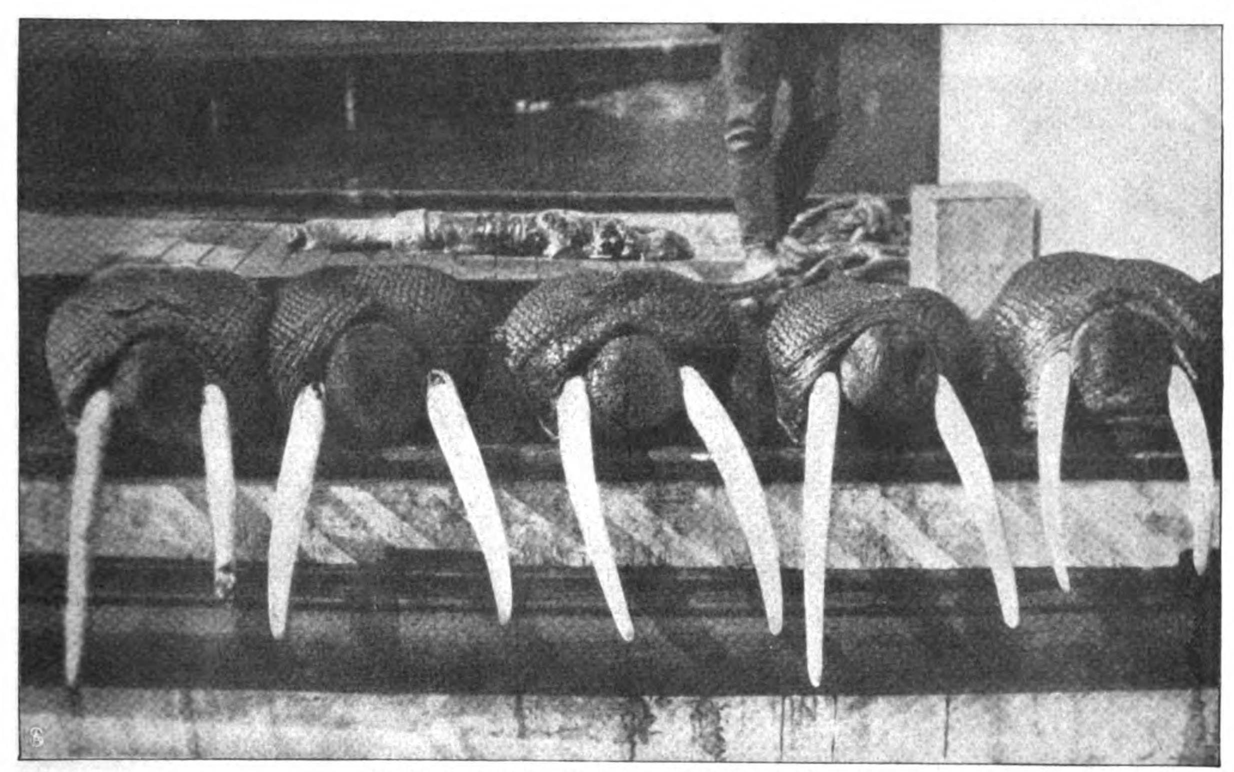
Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Brown Broth.

Auch den härtesten, strapazen- und gefahrengewohnten Polarjäger überkommt eine Art von Schrecken und Grauen, wenn er zum erstenmal ein Walroß erblickt. Und es erfordert Nerven, wenn er zum erstenmal den tödlichen Schuß abgibt, ohne vom „Hirschfieber" erfaßt zu werden.

Um diese eigenartigen Ungeheuer richtig würdigen und verstehen zu können, muß man jene einsamen, eisstarrenden Gegenden kennen, die die höchsten Breitengrade unseres Planeten umgürten. Man muß den unsäglichen Reiz der flimmernden Pracht kristallenen

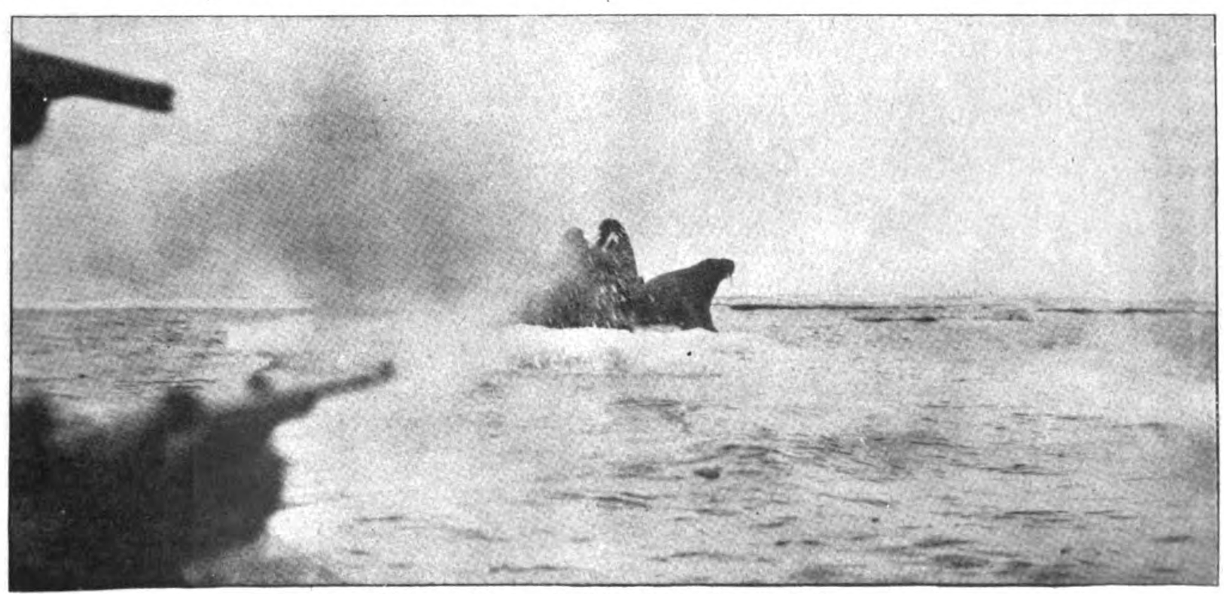


Alaska-Eskimos mit ihren Renntierschlitten auf dem Weg zur Jagd.

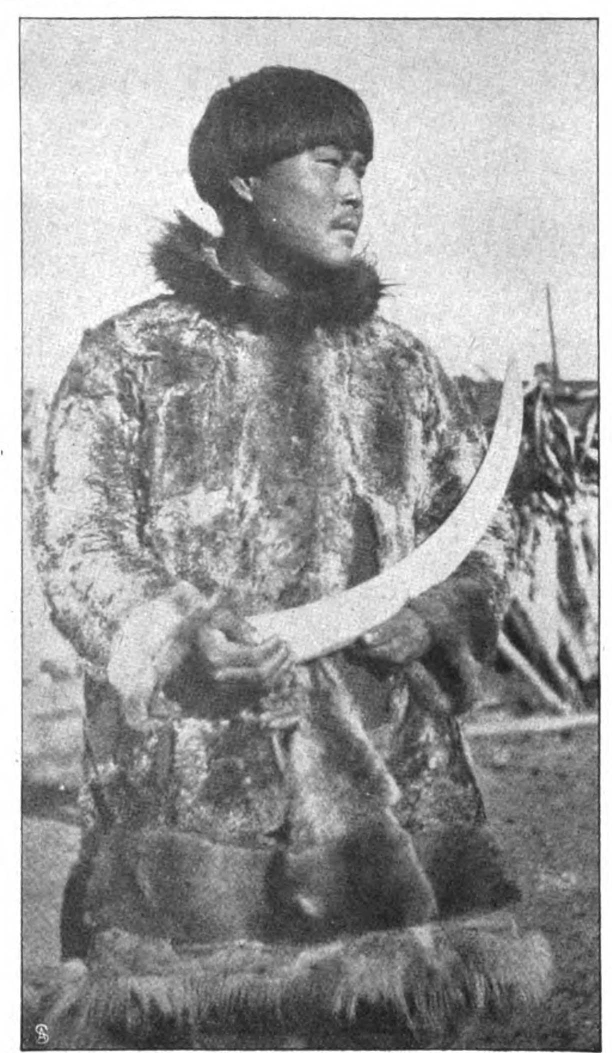


Reiche Jagdbeute: Walrosse mit kostbaren Zähnen.

Eises auf sich haben wirken lassen, die schweigende Majestät einer Ewigkeit, die den Menschen zugleich ergreift und erhebt. Und diese weiße Märchenpracht, bestrahlt von dem bleichen Schein der Mitternachtsonne mit ihren glühenden Farben und leuchtendem Widerschein — das ist die Heimat jener Ungeheuer, die uns wie ein Ueberbleibsel vergangener Jahrmillionen und untergegangener Welten erscheinen. Und wem das Glück zuteil geworden ist, abseits von den großen Touristenstraßen, einzudringen in die Wildnisse, die nie eines Menschen Fuß betrat, der sieht den weißen Bären über die Eisfelder schweifen, unermüdlich nach Beute suchend, und er erblickt wohl auch die Bärin mit ihrem unbeholfenen Jungen im Schnee spielen. Die königlichen Tiere kennen keine Gefahr und keinen Feind, sie sind unumschränkte Herrscher in ihrem Gebiet, deshalb scheuen und beachten sie auch den Menschen kaum. Nur an einen Gegner wagen sie sich nicht heran — das ist das Walroß. Wie plump und schwer beweglich diese Kolosse auch zu sein scheinen: in ihrer gewaltigen Kraft würde ihnen auch das wildeste Raubtier mit all seiner Stärke nur wie ein Spielball sein.



Auf der Jagd: Die Walrosse werden beschossen.

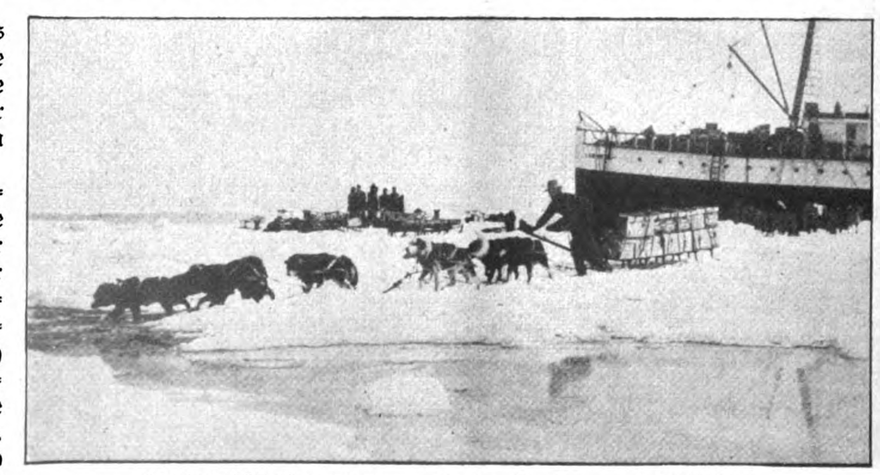


Ein Walroßjäger mit einer wertvollen Trophäe.

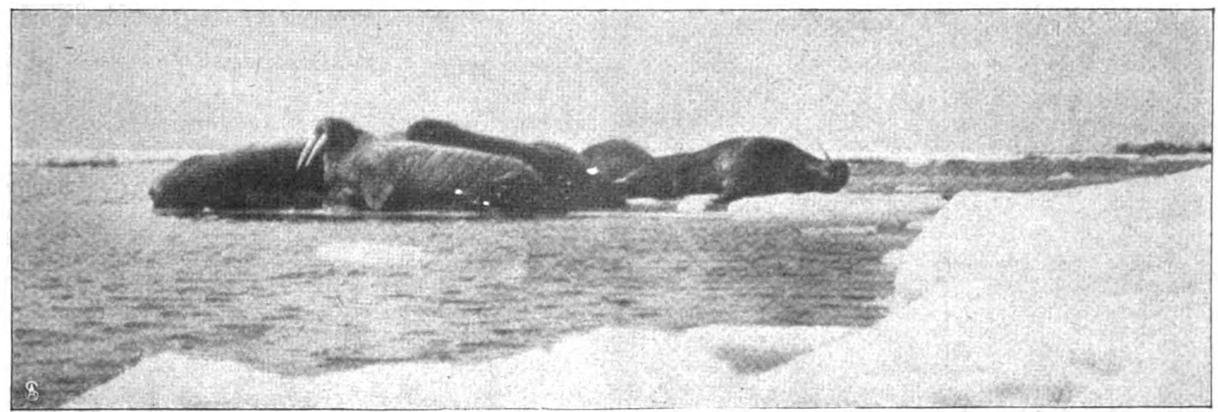


Eine Eskimoschöne aus Alaska (Nordamerika).

Und das Walroß ist denn wohl auch, abgesehen vom Walfisch, das einzige Lebewesen, das dem Menschen in den arktischen Gegenden wirklich gefährlich werden kann. Es müßte sich denn gerade ein unvorsichtiger Jäger finden, der es wagt, ein Junges von der Bärenmutter abzuschießen. Dann allerdings kennt diese keine Rücksicht auf die eigene Gefahr und nimmt den verwegenen Schützen in wütendster Weise an. Den in der Sonne auf der Eisscholle schlafenden Walrossen kann sich der beherzte Jäger auf wenige Schritte nähern. Allerdings sind sie selten allein, diese ausgesprochenen Gesellschaftstiere, die sich immer zu einer ganzen Anzahl vereinen. Die massigen, oft bis zu drei Meter langen Körper dicht aneinander geschmiegt, geben sie sich mit vollkommener Sorglosigkeit dem Schlummer hin. Sie sind in der Tat fürchterlich anzusehen. Der mächtige, weithingestreckte Leib hat etwas Tonnen- oder Walzenförmiges, und in dem ungeheuren Nacken verschwindet der kleine Kopf fast ganz. Nur die furchtbaren Zähne, die übrigens das feinste Elfenbein liefern, ragen unter der wulstigen, unförmigen Oberlippe hervor, die



An der Küste des Eismeers: Vorbereitungen zur Schlittenjagd.



Eine Herde von Walrossen.

mit einem Kranz von harten, unbeugsamen Borsten umgeben ist. Das Genick des Walrosses ist übrigens unbeweglich; wenn es nach der Seite sehen will, muß es die Augen verdrehen.

Ein Walroß kann nur durch einen Schuß in den Kopf oder allenfalls noch durch einen Halsschuß, der die große Schlagader zerreißt, unmittelbar zur Strecke gebracht werden. Ist es auf der Eisscholle nur krank geschossen, so muß sofort der Harpunierer in Aktion treten, sonst sinkt der schwere Körper mit großer Geschwindigkeit ins Meer und ist dann unwiederbringlich verloren. Das Harpunieren aber ist eine Kunst, die in gleicher Weise Kraft und Geschicklichkeit erfordert. Es ist keineswegs leicht, die außerordentlich starke Decke selbst mit der haarscharfen Harpune so zu durchstoßen, daß der Widerhaken in den Eingeweiden oder im Fleisch haften bleibt. Dann erst beginnt vom Boot aus ein Kampf auf Leben und Tod; es bedarf außerordentlicher Kaltblütigkeit und Ruhe, um das Tier verenden zu lassen.



Ein Walroßjäger in voller Ausrüstung.

Trotz aller dieser Gefahren hat man dem Walroß in einer Weise nachgestellt, daß heute von den früheren unermeßlichen Herden keine Rede mehr sein kann. Der Mensch kennt keine Schonung, er will den Sport, das Elfenbein und das Fell dieses Tieres, das in seiner Friedlichkeit sich höchstens an Dorschen vergreist, sonst aber von Muscheltieren und kleinen Meereskrebsen lebt.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

17. Fortsetzung und Schluß.

Als Lisa um die Ecke bog, prallte sie fast gegen die beiden alten Damen, die drunten an ihrem Tisch gesessen hatten.

„Ah, Fräulein Olai . . . !“ sagte die eine spitz. „Schon fertig mit Packen . . . ?

„N—nein . . .“ erwiderte Lisa zerstreut und stieß einen verlorenen Laut aus, der ein Auflachen bedeuten sollte. Ihre Schultern wanden sich heftig in einem Kälteschauer.

„Ja, es ist kühl“, flötete die Dame in höhnischer Besorgnis. „Sie wollen sich wohl ein warmes Tuch holen, um beim Schwärmen im Mondschein nicht den Schnupfen zu kriegen?“

Lisa erfaßte den Sinn dieser Worte kaum . . . Nur daß dahinter Feindseligkeit lauerte, empfand sie mit dumpfem Unbehagen. Schweigend schritt sie neben den merkwürdig munter und gesprächig gewordenen Weibern auf das Tor zu.

Ein düsteres Licht schwelte vor ihrem innern Auge und beleuchtete plötzlich Zusammenhänge, an die sie noch gar nicht gedacht hatte. — Das alles war ihr ja schon einmal geschehen . . . Da hatte er Gunnar geheißen . . .

— Ist denn den Menschen ihr Los so unerbittlich vorausbestimmt, daß sie immer nur wieder das gleiche erleben? fragte sie sich. — Aber ich bin nicht mehr die gleiche! Das werd ich zeigen! so trotzte sie dann und biß die Zähne fest aufeinander.

Als sie den Hof betrat, erblickte sie ein höchst groteskes Bild. Fräulein Dosch hinter dem Diener Anton, der stramm militärisch und mit unbeschreiblich fassungsloser

Miene vor ihr stand, eine gesalzene Strafpredigt zu halten.

In Lisa wurde urplötzlich ein Entschluß reif. Sie wünschte ihren Begleiterinnen eine gute Nacht und begab sich schnellen Schrittes zu der Hausdame.

„Ach, Verzeihung, Fräulein Dosch ...“

Also unterbrochen, hauchte Adrienne dem begossenen armen Sünder noch ein tief empörtes: „Es ist doch unglaublich!“ entgegen und stieß ihren Kneifer mit Zeige- und Mittelfinger energisch auf der formlosen Nase fest. Dann schaltete sie eilfertig die zornige Walze aus und säuselte fragend: „Liebes Fräulein Olai ...?“

„Ach, Fräulein Dosch ...“ erwiderte Lisa. „Wenn Sie es nicht gar zu unverschämt finden ... — Mir ist nämlich eben zu meinem Schrecken eingefallen ... Ich muß aus ... gewissen Gründen schon morgen früh in München sein ... Ich ... ich hab noch was zu besorgen ... — Geht denn nicht noch ein Nachtzug, und könnte der Anton ...? — Meine Rechnung hab ich heut abend in Ordnung gebracht, und ...“

„Ja, aber ... da wird es schon zu spät sein ...“ flüsterte die Dosch. „Anton, wann geht der Zug?“

Der Gefragte, dem die Unterbrechung offenbar sehr gelegen kam, hatte die Uhr schon in der Hand.

„Zwölf Uhr acht ...“ sagte er. „Und jetz ham mer elf zweiundreißig. Wenn i die Bagasch in fünf Minuten vom Zimmer holen derf, kann es grad noch langen ...“

„Also ...!“ Lisa stieß einen Seufzer der Erleichterung hervor. „Der große Koffer ist schon fix und fertig. Kommen Sie nur gleich mit! Und die paar Kleinigkeiten sind schnell in die Handtasche gepackt ...“

„Aber wollen Sie denn ...? In dem weißen Kleid ...?“ gab Adrienne zu bedenken.

„Ich zieh meinen langen Mantel drüber ... Und es läßt sich ja waschen ... — Also, auf Wiedersehen, Fräulein Dosch! Und grüßen Sie den Herrn Doktor herzlich und überhaupt alle, die von mir gegrüßt sein wollen ...!“

„Glückliche Reise ...!“ rief die Dosch gerührt hinter ihr her.

Lisa lief durch den Torweg, schlüpfte in die Tür und huschte leise, aber immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zum ersten Stock empor. Das Knarren von Antons derben Sohlen folgte ihr in wachsendem Abstand ...

Ihr war es gerade recht, daß es so Hals über Kopf gehen mußte ...

* * *

Todmüde und zerschlagen an allen Gliedern, mit einem Gefühl, als sei ihr das Hirn herausgenommen, kam Lisa in der Frühe auf der Hainzenhöhe an. Sie hatte eine völlig schlaflose Nacht hinter sich, die schwer von wilden, düstern Gedanken gewesen war und sie aus fliegender Hitze in verzweifelte Kälte, aus Reue um das verscherzte flüchtige Sündenglück in bitterliche Entsagung geworfen hatte, durch sieben Höllen aufwärts und abwärts, ohne Rast und Ruh ...

Nun hatte ihr Leid sich matt getobt und lag, dumpf vor sich hin brütend, nur hie und da noch zusammenzuckend wie unter einem Krampf, fest eingesargt auf dem Grund der Totenurne, zu der ihr Herz versteint war ...

Lisa ließ sich ein Bad richten und säuberte sich vom Ruß und Staub der Bahnfahrt. Dann fiel sie beinah in ihr Bett. — Ah, das tat gut ...! — Sie meinte, nie mehr aufstehen zu können ... Nie mehr denken, nie etwas tun ...

Leise begann das ganze Zimmer zu schwanken; die Wellen des Schlummers rollten heran und hoben sie, wiegten sie ... Durch die geschlossenen Lider sah sie wieder die hellen Funkengarben stieben, die der Lokomotivenrauch unermüdlich durch die blaue Nacht getragen hatte ... Tiefer wölkte es sich ... Ein langer zitternder Atemzug trennte Lisas Lippen ... Stiller Kinderfriede glättete ihre Stirn ... Sie schlief ... —

Als sie erwachte, setzte sie sich staunend im Bett auf und wußte nicht gleich, wo sie war. Warmes Abendlicht vergoldete die Luft. Durch das hohe, fast bis an den Boden reichende Fenster sah sie den Sonnenball groß und tief rot im Dunstschleier des Horizontes stehen, zwei Spannen vielleicht über dem einsamen Ahornbaum, hinter dem das Tagesgestirn für die Bewohner der Hainzenhöhe zur Rüste ging.

— Hab ich so lange geschlafen? fragte sich Lisa, und ein Lächeln spielte um ihre Lippen. — Doch plötzlich gefror es; angestrengtes Nachdenken spannte die Züge ihres Gesichts. Sie rief sich die ungebärdige Qual zurück, unter der sie gestöhnt hatte, und — wunderte sich, daß sie nicht aufs neue von ihr gepackt wurde ... — Hatte der Schlaf ihr einen andern Mut gegeben? — Ihr war, als läge das alles weit hinter ihr, in Zeiten gärender Unreife. Viel näher fühlte sie die Erinnerung an den seligen, mondüberglänzten Weg, den sie gestern gegangen war; und ganz nah, fast gegenwärtig, deuchte sie ihr Vater zu sein — so stark stellte ihr die Stimmung der Natur draußen den letzten Abend vor die Seele, den sie mit ihm verbracht hatte. Nur noch ein Stückchen brauchte die Sonne zu sinken, und aus dem feurigen Gewölk würde grünsilbern der Stern treten, den ihr Peter zum Zeichen gesetzt hatte, daß er immer bei ihr wäre ...

— Vertrau auf die Liebe ...! so hauchte es lind durch das Zimmer.

Gleich einer himmlischen Erleuchtung fiel die Gewißheit in Lisas Herz, daß Hans Termöhlen sie liebte. — Und wenn er mit zehnfachen Ketten gefesselt wäre — er würde sie alle zerreißen um ihretwillen. Das war es; das hatte er ihr sagen wollen heute früh beim Abschied im Park — das und nichts anderes!

Der Arme, Liebe ...! Wie enttäuscht und traurig er jetzt wohl umherschlich ...!

Sie mußte ihm schreiben, am ersten Tag in Riga; nein, nicht erst dann —: heute, sofort ...! — Er sollte wissen, daß sie sein war und sich nichts Besseres wünschte, als treu und geduldig zu warten, bis er sie rufen könnte ...

Hastig zog sie sich an und ertappte sich währenddessen mehrmals darauf, daß sie einen der Walzer vor sich hinsummte, die gestern in Michelstirn gespielt worden waren ... Also: zuerst den Brief, dann zu Abend essen — der Hunger meldete sich plötzlich mit Macht — dann Koffer packen ...!

Sie gab den Dienstmädchen ihre Weisungen und trug, weil in den Stuben schon eine leichte Dämmerung herrschte, ihr Schreibzeug auf die Veranda hinaus.

Ihr volles Herz hatte so genau gewußt, was sie dem Geliebten sagen wollte ... Doch als sie nun, die Feder in der Hand, vor dem leeren Bogen saß, wurde diese Aufgabe unendlich schwer. Sie fand und fand keinen Anfang, ja, es kamen sogar wieder grämliche Zweifel

gekrochen ... Gesetzt nun den Fall, daß er ganz anders dächte, und sie schickte ihm einen solchen Brief ...?

Endlich warf sie schnell die paar Zeilen hin:

„Lieber Herr Doktor!

„Ich mußte noch nachts fahren und konnte Ihnen nicht mehr Adieu sagen. Schreiben Sie mir, wenn Sie Lust haben, doch einmal nach Riga, Adresse Stadttheater. Ich wünsche Ihnen noch recht schöne Erholungstage in Michelstirn und für nachher alles, was Sie sich wünschen.

Herzliche Grüße

Ihre Lisa Olai."

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück. — Zur Not mochte das gehen, so gräßlich dürr und allgemein es auch war ... Ja, wenn sie mit ihm hätte sprechen können ...! — O diese blinde, törichte, kopflose Flucht ...!

Im Wohnzimmer wurde es plötzlich hell. Das Dienstmädchen setzte drinnen die brennende Lampe auf den Sofatisch und kam an die Tür und meldete: „Ein Herr wär da. — Dormehl oder wie ..."

Lisa fuhr in die Höhe und klappte die Briefmappe hastig zu. Sie hatte Mühe, sich zu fassen.

„Ich ... ich ... laß bitten ..."

Die zur Faust geballte Linke gegen ihr Herz gepreßt, tief und unruhig atmend, so erwartete sie ihn ... — Und als nun sein Schritt, ein wenig zaghaft, am Eingang stockte und er, leise und fragenden Tones, die Worte hervorstieß: „Guten Abend, Fräulein Olai ...", da riß ein gewaltiger Zwang sie hin. Wie im Schlaf wandelnd, ging sie, legte die Arme um ihn und küßte ihn auf den Mund.

Ein stöhnender Laut der Erlösung brach aus seiner Brust; Besitz nehmend streichelte er ihre Wangen, ihr Haar, ihren Hals, ihre Schultern, und seine Küsse folgten dem Weg der zärtlich hastenden Hände ...

Lisa stand frei erhobenen Hauptes, mit feucht glänzenden Augen ... Ihr war, als sähe sie die Wände sich öffnen und die guten Geister der alten Hainzenhöhe still in den Lichtkreis der Lampe treten. Und alle nickten sie und winkten ihr: — Dies ist der Rechte!

„Hab ich dich doch noch gefangen, kleine Lisa ...!" flüsterte ihr Termöhlen jubelnd ins Ohr.

„Hans ...!" sagte sie weich und ergriffen und errötete tief, da sie ihn zum erstenmal beim Vornamen nannte. —

Wie sie dann ein wenig ruhiger und heimisch geworden waren in ihrem Glück, fragte er: „Sag, Lieb, warum bist du mir eigentlich so schnöde davongelaufen?"

„Frag nicht, Hans! Ich war dumm ...! Und jetzt ist das alles gleich ...!"

Engherzig und beschämend kleinlich deuchten sie die Bedenken, die sie gestern so schwer erschüttert hatten. — Er mußte lange bitten und betteln, bis sie, stotternd und mit halben Worten, ihr Geständnis ablegte.

Da dröhnte ein Lachen aus seinem Mund, daß sie erschrocken zusammenfuhr. Sie wußte nicht recht, ob das Lustigkeit bedeute oder Zorn. Aber er ließ sie nicht lange im Zweifel.

„So?" rief er. „Dann hätte der Gute wohl anstandshalber hinzufügen dürfen, daß ich auch wieder geschieden bin ..."

„Geschieden ...!" wiederholte sie, ohne sich schon klarzumachen, was diese Kunde für sie in sich trug.

„Übrigens", fuhr er fort, „wußte Schmehling das wohl gar nicht ... Es kann schon sein, daß er das nur so in aller Harmlosigkeit dahergeschwätzt hat. — Geschieden, Lisa, bin ich erst seit ein paar Wochen ..." Der harte Zug, der sie schon manchmal befremdet hatte, grub sich plötzlich wieder um seine Mundwinkel. „Aber fertig war ich mit ihr, mit meiner Frau, eigentlich schon vor der Hochzeit. — Diese drei Jahre ...! Ich hab es redlich abgebüßt, daß ich mich in einer wahnwitzigen Stunde, gegen mein besseres Gefühl, hinreißen ließ von einer glatten, leeren Larve ... — Ich bin so frei, Lisa, wie ein Mann nur sein kann. — Nicht einmal einen Vorwurf hab ich mir zu machen. Ich bin bei ihr geblieben, solange sie mich brauchen konnte ... — Der andere, mein ‚Freund', hat jetzt alles: sie, die Schule, das bißchen Geld, das mir mein Großvater hinterließ. — Ich gönn es ihm ...! Und daß sie zu ihm ging — das war mir ja die Erlösung ... — Nur nicht so häßlich hätten sie es machen sollen, so gemein, so ... — Alle haben es gewußt, sogar die älteren Schüler ...! Und eben das verzeih ich ihnen nicht! — Der einzige Trost war, wie fein und taktvoll sich diese halbwüchsigen Jungen dabei benommen haben ... Ja, das ... war ... ein ... großer Trost ...!"

„Armer, Lieber ...!" sagte Lisa und streichelte ihn in mitleidender Scheu. Dann aber war ihr, als solle jetzt alles Schwere auf einmal abgetan werden, und sie flüsterte, stockend und blutübergossen: „Hans, auch ich muß dir etwas erzählen ..."

„Nein, Lisa ...!" wehrte er ihr und zog sie liebevoll an sich. „Lassen wir die alten Geschichten ruhen! Ich sag kein Wort mehr von meiner Frau; sag du mir nichts von Gunnar Stenersen."

Sie starrte ihn entsetzt an. „Du weißt ...!"

„Ruhig, ruhig, Lisa ...!" sprach er ihr sanft zu. „So ist dir das erspart ... — Auch an mich hat sich in Michelstirn ein ‚wohlmeinender' Warner herangemacht. Nur daß es in diesem Fall eine Dame war ..."

„Und du ...? Und du ...?" fragte sie hastig und bang.

„Ich ...? — Ich bin ja bei dir ...!"

„Aber in welcher Form dir das berichtet worden sein mag ...!" Ein Schluchzen kündigte sich in ihrer Stimme an.

„Lisa, ist das nicht gleichgültig? — Glaub mir: nicht, was ein Mensch zufällig erlebt hat, ist das Entscheidende, sondern, was er ist. — Und was du bist, weiß ich — hier, mit dem Herzen."

Sie drückte ihm dankbar die Hand und schmiegte sich an ihn. „Aber, Hans, darüber sprechen müssen wir doch! Es soll nichts in meinem Leben sein, was du nicht weißt."

„Gern teil ich alles mit dir, Lisa: Gutes und Böses. — Auch hierfür wird die Stunde kommen. — Nur ... heute wollen wir fröhlich sein ...! Und morgen auch ...! — Wir haben uns gerade eben gefunden, und ..."

Ein Klopfen unterbrach ihn. Das Mädchen öffnete die Tür und erkundigte sich, wie es denn nun mit dem Abendessen würde; die Köchin ließe sagen, das Filet wäre schon ganz trocken.

„Legen Sie noch ein Gedeck auf, Babett!" befahl Lisa. „Der Herr Doktor bleibt zu Tisch." Und plötzlich geriet sie in sprudelnden Übermut und rief flott: „Ja ... und holen Sie eine Flasche Champagner aus dem Keller! Ich hab mich verlobt."

„Da mach ich meinen Glückwunsch, gnä Freilen!" sagte Babette und streckte ihrer Herrin, devot grinsend, die breite, rote Tatze entgegen. Dabei sah man ihr aber

deutlich an, daß sie die Partie nicht sehr glänzend fand. Sie hatte immer in „bessern Häusern" gedient, und Termöhlens ungestärkter Hemdkragen sowie sein schon etwas verschossener Sportanzug waren der Gegenstand ihrer tiefsten Verachtung.

„Das Essen bringen Sie gleich, Babett!" ordnete Lisa an. „Wir gehen dann hinüber. Sie brauchen uns nicht zu rufen." Und als das Mädchen draußen war, schlug sie sich in geheucheltem Schrecken vor den Mund. „O Hans, das ist mir so ausgerutscht ...! Nun hat es mit der heimlichen Liebe ein Ende! — Und daß gerade dieses von mir sonst wenig geschätzte Nilsohlen es als Erste erfahren muß ...! Na, ich glaub: Dienstboten sind ja wohl überhaupt allwissend."

Hans lächelte. „Dafür hat sie sich aber mächtig gewundert ... — Hast du bemerkt, wie sie mein Exterieur taxierte?"

„Ja, mein Hans, das hab ich ...! — Und eleganter darfst du auch ruhig werden! Da laß mich nur sorgen ...! — Du siehst, wie unbesonnen deine Wahl war: — schon schwing ich den Pantoffel!"

Er sah an sich herunter. „Der Anzug ist doch noch ganz schön ..."

„Nee, ehrlich: das ist er nie gewesen ...! — Aber der Babett hab ich's doch fein gegeben ... Die weiß jetzt Bescheid ... Denn für einen ganz gewöhnlichen, minderen Feld-, Wald- und Wiesenbräutigam läßt man doch nicht Champagner auffahren."

„Der soll uns schmecken!" rief er. „Ich hab, glaub ich, erst einmal in meinem Leben welchen getrunken. — Und furchtbar vergnügt wollen wir heute abend sein! Und morgen bleiben wir auch den ganzen Tag beisammen! Ich darf dich auf alle deine Ämter begleiten und bring dich an die Bahn ..."

„Machst du Witze?" fragte sie erstaunt. „Dann muß ich betonen, daß ich überhaupt nirgends, in keiner Weise und bei keiner Gelegenheit Spaß verstehe. Ich bin eine ernste Natur. Da hast du's! — Oder hältst du mich wirklich für so hirnverbrannt, dem werten Publikum jetzt noch den Hanswurst zu machen? — Nee, die kunstverständigen Rigaer sollen an meiner Statt ruhig meine Konventionalstrafe bewundern!"

„Aber, Lisa ..." wendete er ein, „es wäre, wenn man alles überlegt, doch das vernünftigste ... Natürlich würde ich selber ..."

„Überlegen tun wir nix!" erklärte sie. „Und vernünftig sind wir erst recht nicht! — Was würdest du selber natürlich ...?"

„Sieh, Lisa, es ist doch besser, du stehst in deinem Beruf, hast etwas, was dich beschäftigt, wie ... wie wenn du hier sitzt und nichts tust, als warten ... Denn ein Jahr mindestens ..."

„Was? Ein Jahr soll ich warten? — Brauchst du Bedenkzeit? — Du, das find ich wenig liebevoll."

„Lisa, mach es mir doch nicht so schwer!" erwiderte er, ein wenig bedrückt durch ihren scherzhaften Ton. „Kurz und gut: ich kann doch jetzt nicht ...! Ich muß zuerst meine Schule gründen, bevor ich sagen darf ... — Und es wird nicht lange dauern. — Ich muß gestehen: ich hatte wenig Hoffnung, wenn ich auch so tat ... Aber jetzt, Lisa, weiß ich's: ich bring es zustande! Hab du nur guten Mut!"

Sie hatte den linken Arm um seinen Hals gelegt; mit der andern Hand deutete sie auf den Fußboden und sagte: „Die Schule gründen wir hier!"

Er blickte überrascht auf.

„Ja ..." entgegnete er zaudernd. „Ja ... eigentlich ... Das würde vielleicht gehen ... Der Platz wäre wundervoll ... Und du bliebest natürlich am liebsten in deiner Heimat?"

„Das glaub ich! Die Hainzenhöhe mußt du schon mitheiraten!"

Er nickte halb zerstreut, in unruhigem Überlegen.

„Also ist es dir recht, Hans? — Schön! — Und morgen gehn wir ans Werk!"

„Liebe Lisa, du hast mich immer noch nicht verstanden ... — Für mich handelt es sich jetzt darum, das Kapital aufzubringen. Und das ist eine saure Arbeit und geht nicht so schnell ..."

„Lieber Hans ..."

„Lisa, ich bin ein ganz armer Schlucker. Knapp dreihundert Mark — das ist alles, was ich noch besitze. — Jetzt weiß du's! Das ist auch der Grund, weswegen ich vielleicht nicht so ... so elegant bin, wie du ... möchtest."

„O Hans ...!" seufzte sie betrübt. „Jetzt hab ich mein Teil dafür, daß ich einmal ein bissel ausgelassen war ...!"

„Lisa, liebe Lisa, sei doch gut! So mein ich's ja gar nicht! — Lisa, du wirst doch nicht weinen!"

„Nicht darum, Hans, nicht darum ...!" antwortete sie und schluckte ihre Tränen tapfer herunter. „Es kränkt mich nur, daß du so tust, als ob du ... Was mir gehört, gehört doch auch dir ... Das erstemal, wo ich über das dumme Geld froh bin, und da ...!"

Er faßte sie von rückwärts an den Oberarm und stützte sein Kinn zärtlich auf ihre Schulter.

„Lisa, ich dank dir von ganzem Herzen ... Und es freut mich ... — Aber es muß doch so bleiben ... — Du weißt ja auch gar nicht, um was für eine großmächtige Summe es sich handelt ..."

Sie seufzte.

„Dann muß ich dir wohl sagen, wieviel Peter mir hinterlassen hat." Sie drehte ihren Kopf und flüsterte ihm ganz leis eine Zahl ins Ohr.

„Was?!" Er fuhr förmlich entsetzt zurück; und niedergeschlagen sprach er vor sich hin: „Davon kann man freilich zwei Schulgemeinden gründen ..."

„Um so besser!" rief sie.

„Lisa, mir wäre wohler, wenn du das Geld nicht hättest ..."

„Wie ...? — Jetzt, wo wir es brauchen ...?"

„Es kann uns nichts nützen, Lisa. — Ich baue meine Existenz nicht auf das Geld meiner Frau."

„Aber, Hans ...! Daß du so was sagen kannst ...! — Du baust deine Existenz doch auf deine Schule!"

„Und die Schule ...? — Das ist ganz das gleiche!"

„Nein, ganz etwas anderes ...! — Wenn du dich zum Nichtstuer ausbilden und von meinen Renten leben würdest — dann: ja! — Ich finde: über solche Vorurteile sollte ein Mann wie du hinaus sein. — Daß du es lieber bei Fremden tausendmarkweise zusammenbetteln willst ...!"

„Lisa, es geschieht für die Sache! Für mich tät ich es nicht!"

„So, für die Sache ...! — Und ich soll ausgeschlossen sein von deiner Sache ...! Ich soll ein nettes Spielzeug sein für Feierstunden ...! Dafür dank ich! — Hans, Hans, überleg dir doch, was das heißt, und laß den kleinlichen, lächerlichen und verlogenen, ja, verlogenen

Unsinn! Nimm mir das Wort nicht übel, Hans! Aber wenn du dich ehrlich fragst, kannst du an diesem bornierten, ängstlichen ... vorsintflutlichen Standpunkt gar nicht festhalten!"

„Sei nicht so hart, Lisa," stöhnte er, „und quäl mich nicht! Gib dich damit zufrieden, daß ich es gern von dir annehmen würde. Dir gegenüber könnt ich es ... Aber ... vor den andern kann ich es nicht!"

„Was gehn uns andere Leute an, Hans!"

„Ach, Lisa ...! Schwerdtfeger und ... und meine Frau ... Ich hör sie sich schon den Mund zerreißen: — Hä, nun ist der große Idealist praktisch geworden, nun hat er sich schön warm hineingesetzt ...! — Ich seh ihre Gesichter ...!"

„Und das kann dich abhalten, Hans? — Was die von dir sagen ...?"

„Lisa, versteh mich doch: es ist nicht um meinetwillen ...! Dich, dich, dich ... entwürdigt es, wenn man glaubt, ich hätte dich um des Geldes willen geheiratet!"

Sie machte ihr starrstes Prinzessengesicht und lachte schneidend auf.

„Mich kann etwas entwürdigen, was der oder jener von mir denkt ...? — Da kennst du mich schlecht, lieber Hans! Gott sei Dank besitz ich einen sehr gesunden Hochmut und die glückliche Gabe, Geschmeiß überhaupt nicht zu bemerken."

„Ach, Lisa ..." In dem Seufzer, mit dem er das hervorstieß, lag der Schatten eines Nachgebens.

Sogleich trat ein ganz anderer Ausdruck in ihre Züge. Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und sah mit einem klein wenig koketten Lächeln zu ihm auf.

„Sind wir nun einig, gestrenger Herr?"

„Es ... wird mir fürchterlich schwer, Lisa ..."

„Ach geh! — Und außerdem ist das, nach Wilhelm Busch, ein Zeichen, daß es was Gutes ist. — Weißt: Böse ist man von allein ...!"

Er mußte lachen.

„Also ...!" sagte er dann ernst und reichte ihr die Hand zu festem Druck. „Und da ich mich einmal dazu entschlossen habe, will ich es freudig nehmen und mich den Teufel drum scheren, wie Hinz und Kunz das auffassen. — Ich glaub: du hast recht, Lisa! Und es lag bei mir vielleicht daran, daß mich all das Elend die Jahre hindurch klein und feig gemacht hatte ... Du hast mich wieder aufgerichtet. Dank, Lisa!"

Sie errötete in stolzer Bescheidenheit und nickte, eckig und keusch, wie einst als Backfisch.

„Und eine Schule, Hans, wollen wir aufrichten, die sich gewaschen hat ... Wie ist es morgen ...? Gehn wir erst zum Standesbeamten oder erst zum Baumeister? — Na, das wird sich finden! Vor allem gehn wir jetzt zu Tisch ...! — Darf ich bitten, mein Herr?" Sie hielt ihm lächelnd den Arm hin und führte ihn mit der feierlichen Grazie eines kleinen altfränkischen Kavaliers. „Unser Filet", so begann sie unterwegs, „wird zwar nicht nur trocken, sondern auch kalt sein. Na, dafür ist der Champagner wahrscheinlich schön warm. — Schmecken tut es mir doch. Ich muß zu meiner Schande gestehen: in mir hat neben der großen Liebe noch ein gewaltiger Hunger Platz. Und du — dich soll die schmale Kost beizeiten daran gewöhnen, daß ich eine gute Hausfrau erst werden muß."

„Ja, Lisa," erwiderte er, „und du bekommst gleich ein riesiges Haus zu versorgen. — Nun, wir können uns ja auch eine tüchtige Dame dafür suchen ..."

„Dagegen, Hans, hab ich gar nichts. Aber die Oberleitung geb ich nicht her. Ich will meine Arbeit haben wie du."

Er drückte zärtlich ihren Arm.

„Es wird dir anfangs sonderbar vorkommen, Lisa. Dies unruhige Getriebe ... Und viel, viel prosaischer Kleinkram ... — Du wirst manchmal Sehnsucht haben nach deiner Kunst."

„Ach was!" rief sie munter. „Wirtschaften ist auch eine Kunst! Da hab ich keine Sorge."

* * *

Während der Mahlzeit wurde Hans gar bald von Lisas kindlich froher Laune fortgerissen, die so zwanglos und ohne Umweg aus einem vollen Herzen kam. Ehe er sich's recht versah, hatte er die Führung des Gesprächs ergriffen und war mitten im eifrigsten, hoffnungsfreudigsten Pläneschmieden ... — Und nachher hielt es sie nicht mehr zwischen den Wänden; sie mußten in den Garten hinaus, um an Ort und Stelle zu beraten, wie und wo sie bauen wollten.

Selig wanderten sie so durch die helle Nacht; und die Stunden flogen davon, ohne daß sie es merkten. — Fast erschrocken rief Hans, als er schließlich nach der Uhr sah: „So, jetzt ist es aber die höchste Zeit! — Ob ich mein Hotel überhaupt noch wach klopfen kann ...?"

„Hast du ein Zimmer genommen?" fragte sie.

„Ja, im Hotel ..."

Da mußte sie dessen gedenken, daß dort auch Gunnar einst gewohnt hatte ... — Sie unterdrückte, was sie eigentlich hatte sagen wollen, und seufzte ergeben: „Also ...! — Morgen ist auch noch ein Tag ... — Ich bring dich zur untern Parkpforte; da hast du es näher."

Wie nun aber der Abschied kam, da übermannte sie die sehnsüchtige Liebe. Fest und glühend, als wolle sie ihn nie wieder lassen, preßte sie die Arme um ihn, ließ wilde, hastige Küsse auf seinen Mund, seine Stirn, seine Augen regnen ...

Und er versank in ihrer Leidenschaft. Sein Atem keuchte, sein Blick verdunkelte sich ...

Doch plötzlich straffte er seine Schultern und hob den Kopf. Mit zarter Bestimmtheit faßte er ihre Finger, löste er sich aus ihrer Umschlingung ... Seine Augen sahen ihr frei, stark und tief ins Gesicht.

„Gute Nacht, liebe, liebe, kleine Lisa ...! Auf morgen ...!"

Sie blickte ihm nach, in halber Betäubung; und ihr erstes Gefühl war, hinter ihm herzustürzen, ihn nicht fortzulassen ... Aber als er nun weiterschritt, aufrecht und zu seltsamer Größe gehoben vom Mondlicht, und seine Füße so sicher die flachen Nebelschwaden zerschnitten, die sich kosend vor ihm über den Weg legten, da blieb sie stehen, legte die Hände rechts und links auf die Pfosten des Tores und sog die kühl saubere Nachtluft durstig in ihre erhitzte Brust ...

Nun hatte er sie durch eine Tat erlöst: durch seinen festen, frommen Glauben an ihre Reinheit, den alles Wissen um die Torheiten ihrer früheren Jahre nicht ins Wanken zu bringen vermochte. — Nun erst durfte auch sie die Reue ganz hinter sich werfen wie ein vertragenes Kleid.

„Du Guter, du Feiner ...!" sagte sie leise, mit bebenden Lippen. Zwei große Tränen des Glückes rollten ihr langsam die Wangen herunter ...

* * *

Der nächste Tag brachte einen Umschlag des Wetters. Die Berge waren verschwunden. Eintönig plätscherte der Nebel aus düster grauem Gewölk ...

Hans und Lisa ließen sich das wenig anfechten. Dazu waren sie viel zu glücklich. — Und am Nachmittag duldete es sie nicht mehr in den Stuben. Hand in Hand schritten sie rüstig die Landstraße entlang; und zog es einmal gar zu unbehaglich an ihren Schultern, so blieben sie stehen und schüttelten wie vergnügte Pudel das blanke Wasser aus den Zotten ihrer Lodenmäntel. Frohes Geplauder wechselte mit vertrautem Schweigen, in das hie und da, süß und schwer, ein Wort der Zärtlichkeit tropfte ...

Sie hatten den See schon fast umkreist und näherten sich von Sankt Quirin her den ersten Häusern von Gmund, da hielt Lisa die flache Hand in Stirnhöhe vor sich hin und sagte: „Es regnet ja überhaupt nicht mehr!"

„Merkst du das jetzt erst?" entgegnete er lächelnd und lenkte mit seinen Augen ihren Blick gen Westen.

Dort war die Wolkendecke gerissen; und durch den winzigen Spalt senkte die verhüllte Sonne einen breit ausladenden Strahlenfächer erdenwärts.

„In so etwas, Lisa, haben die alten Maler die Ausgießung des Geistes gesehen. — Nehmen wir es als gutes Zeichen für unsere Schule ...!"

„Oh, da ist mir nicht bange, Hans!"

„Mir auch nicht, Lisa ...! — Die Zeit ist reif. Auch über Deutschland, vielleicht über die Welt steht solch eine unsichtbare Sonne; und wohin ihre Strahlen treffen, da rühren sich Keime des neuen Lebens. Wir werden nicht einsam schaffen an unserm Werk. — Und das kann uns Mut geben und ... Bescheidenheit ..."

Sie nickte still und ergriffen.

„Und weißt du, Hans, wer diesen Glauben auch hatte ...? — Der, zu dem wir jetzt gehen —: Peter ...! — Am letzten Abend, wo wir beisammen waren, hat er mir — mit andern Worten — das gleiche gesagt."

„Ja, Lisa ...! Ist sein Werk doch uns allen, die wir auf eine Wiedergeburt des Geistes hoffen, der stärkste Anstoß, die stärkste Offenbarung gewesen ..."

„Aber, Hans, ausgesprochen in seinen Büchern hat er das eigentlich nirgends ..."

„Dennoch haben wir es deutlich vernommen. Es war der Sinn seines Schaffens. — Ob er so recht das besaß, was man Glauben nennt, und ob das überhaupt Sache des Dichters ist — ich weiß nicht ... — Seine unbändige Sehnsucht ist es, die so prophetisch in die Zukunft weist ..."

„Du verstehst ihn ...!" sagte sie mit feuchten Augen und drückte innig seinen Arm. „Aber ich weiß es: zuletzt — schreiben tat er da freilich nicht mehr — hatte er auch den Glauben."

„So hat er wie Moses noch im Tode von fern das Land gesehen", sprach Hans vor sich hin. „Und mehr kann ein Menschenleben nicht bringen — auch unseres nicht, Lisa."

Sie hatten das Friedhoftor erreicht und stiegen die kleine Treppe hinan. Und dann standen sie lange vor dem blühenden Hügel, Hand in Hand, daß sie ihre Pulse klopfen fühlten, schweigend, die Köpfe ernst gesenkt ...

Endlich drängten sich leise Worte über Lisas Lippen: „Wenn er jetzt heruntersehen kann, ist er zufrieden mit mir. — Nichts hat ihm wohl mehr Sorge gemacht als meine Künstlerträume ... Und er hatte recht. — Und meine gute Mutter — die wollen wir heute auch nicht vergessen. Das hab ich in meinem Leben, undankbar, zu oft getan ... Das Erbteil von ihr werd ich brauchen können — jetzt, wo ich erst in meinen Beruf trete. — Ich hab sie kaum gekannt — und kenne sie doch ... Lebensfreudig war sie und stark und tüchtig ... Ohne sie wäre Peter vielleicht nicht der geworden, der er war. — Wir Olais ..." Ein Ruck fuhr plötzlich durch ihre Gestalt, auf ihren Lippen erblühte ein nachdenklich schelmisches Lächeln. Sie sah ihrem Hans voll in die Augen und sagte frisch: „Wenn ich einmal sterbe, darf man auf meinen Grabstein den Spruch setzen: — Geboren als Tochter, gestorben als Gattin; einschichtig war sie nicht zu gebrauchen."

„Also eine echte Frau, Lisa ..."

„Du, Hans, das erzähl aber den Frauenrechtlerinnen nicht! Du könntest anstoßen!"

„Ich werd mich hüten! — Und besser heißt es wohl auch: ein echter Mensch! — Denn ‚einschichtig' sind wir Männer ebenso wenig nütze."

Sie lachte.

„Die Zweischichtigkeit hätten wir nun ja glücklich erlangt! — Aber sieh doch, Hans ...!" rief sie dann und wies nach dem Marmorkreuz, das nun in warmen Schein getaucht war, und an dessen Kanten die Regentropfen wie Blut schimmerten.

Sie wendeten sich um und mußten zuerst, überwältigt, die Lider schließen. Die sinkende Sonne hatte sich ein gewaltiges Tor gebrochen. Ein ängstliches Gären und Wimmeln war in ihre Feinde, die Wolken, gekommen; in wilder Flucht hasteten sie an den Hängen bergauf, als brandig lodernde Flammen züngelten sie von den Gipfeln empor, daß es aussah, als bräche aus Urweltvulkanen der Feuerstoff einer neuen Erde. Drunten aber die alte Erde lag sicher in starken, ruhigen Farben. Nur was Menschenwerk war, entzündete sich an der himmlischen Glut — die Wiesen und Wälder verschluckten sie, und ihr Grün vertiefte sich nur davon; die Fläche des Sees zwischen dem Röhricht zeigte ein helles, kreidiges, unendlich reines Blau ...

„Lisa ...!" flüsterte Hans und schlang den Arm fest fest um die Geliebte. Also vereint, schritten sie langsam durch den Acker der Toten den feierlich schmetternden Fanfaren des Lichts entgegen ...

(Ende.)

Herbststimmung.

Tiefrotes Weinlaub, Astern und Reseden.
Ein Blattgeriesel durch die feuchte Luft,
Still üppig Blühen schlanker Herbstzeitlosen
Und einer späten Rose süßer Duft.

Ein abschiednehmend Zwitschern ziehnder Schwalben,
Ein sonnenloser Tag so grau und schwer,
Loslösen und Sichsenken feiner Fäden,
Herbstliche Winde und die Welt so leer.

Ein stiller Weg, bedeckt mit welkem Laube,
Leis spätherbstwartend Ruhen weit und breit,
Verirrte Falter, matt, längst flugesmüde,
Und ringsum herbstesgraue Einsamkeit.

Constance Hargan.



Ueber Güterzüge.

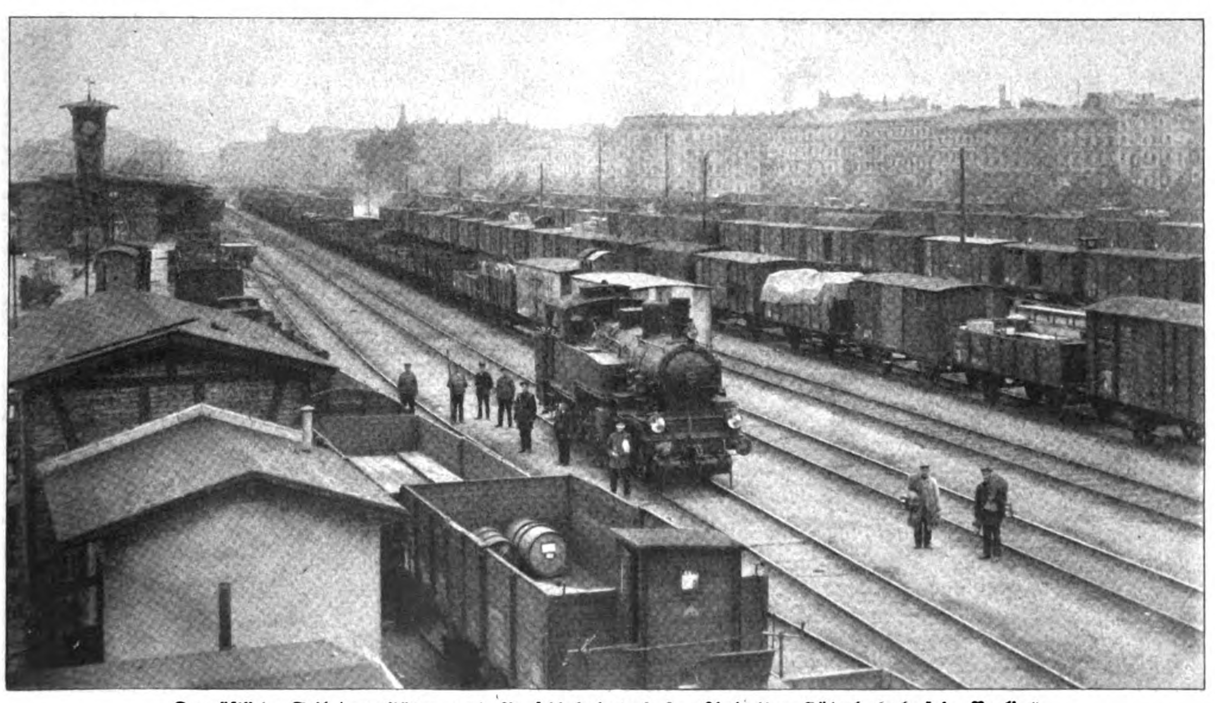
Von Regierungsbaumeister a. D. Gustav Braun, Privatdozenten an der Kgl. Technischen Hochschule zu Charlottenburg.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Am Ende des Jahres 1909 betrug der Umfang der Eisenbahnen der Erde 1 006 748 km, so daß damit die erste Million Kilometer überschritten war. Die ersten 100 000 km wurden im Jahr 1859, die erste halbe Million km 1886 erreicht. Aus diesen wenigen Zahlen ist die ständig wachsende Riesenausdehnung des Eisenbahnnetzes und damit des gesamten Eisenbahnwesens wohl zu erkennen, bei dem die Güterbewegung eine Hauptrolle spielt. Hierzu gehört eine große Anzahl von Güterzügen, um allen Anforderungen des Verkehrs gerecht zu werden, und ein riesiger Wagenpark, bestehend aus Wagen verschiedenster Gattungen, ist notwendig, um die mannigfachen Güter sowie auch die vielen Arten Vieh zu befördern. Namentlich in Zeiten, wo die Schiffahrt auf den Flüssen und den Kanälen wegen niedrigen Wasserstandes ruht oder beschränkt ist — wie es in diesem Jahr der Fall war — werden dem Güterverkehr ganz gewaltige Aufgaben gestellt.



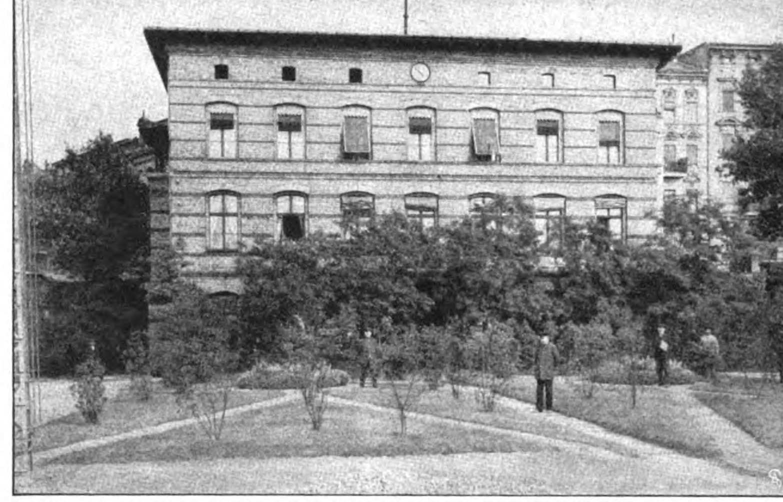
Ein Langholzwagen, zur Beförderung von Häckselsäcken verwendet.



Der östliche Teil des Güter- und Verschiebebahnhofs „Anhalter Güterbahnhof in Berlin“.

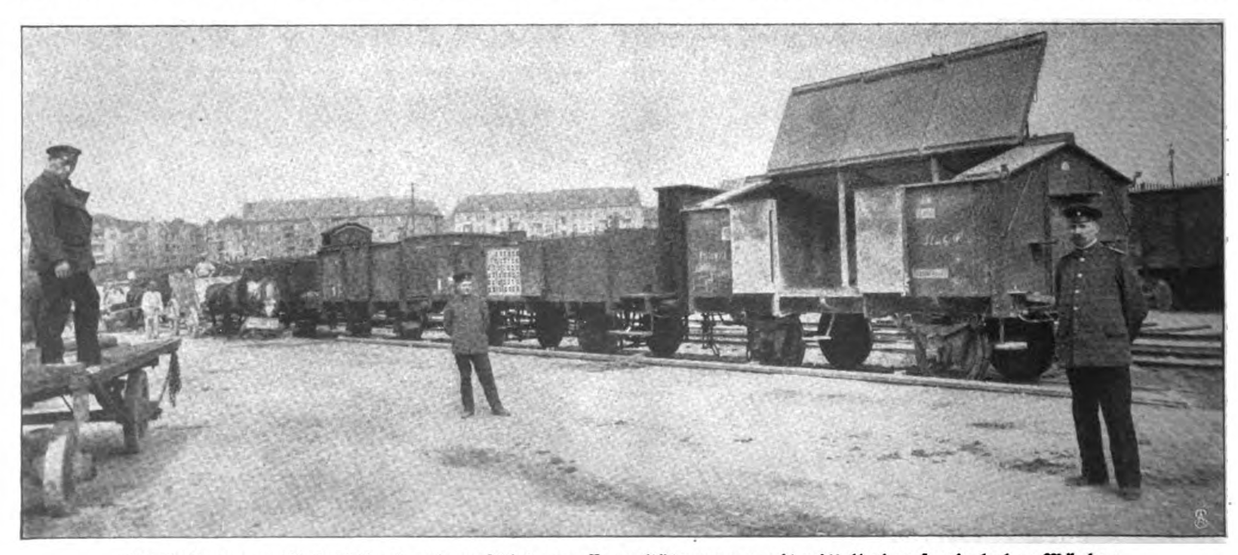
Vorweg sei nun folgendes erwähnt. Es bestand früher bei uns der Preußische Staatsbahn-Wagenverband, der von den Preußischen, Hessischen, Oldenburgischen und Mecklenburgischen Staatseisenbahnen sowie von den Reichseisenbahnen gebildet war. Die zu diesem Verband gehörigen Güterwagen wurden von dem Verband frei verwendet, während sie, falls sie in einen andern Bundesstaat übergingen, nach der Entladung leer zurückgehen mußten. Letzteres fand natürlich auch umgekehrt für die Wagen der nicht zum Verband gehörigen Bundesstaaten statt. Am 1. April 1909 traten indessen die Bayrischen, Sächsischen, Württembergischen und Badischen Staatseisenbahnen mit dem erwähnten Verband zu einem Deutschen Staatsbahnwagen-Verband unter Leitung des Königlichen Eisenbahn-Zentralamtes in Berlin zusammen, um durch freie Verwendung ihrer Güterwagen den Verkehr zu fördern, sowie um den Betrieb und die

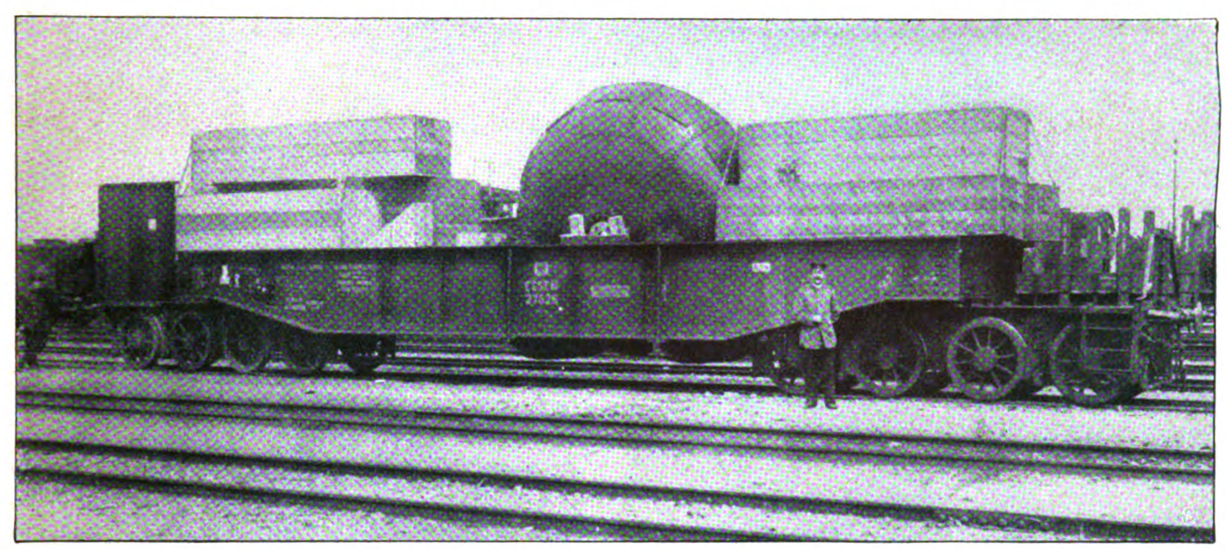
Abrechnung zu vereinfachen und zu verbilligen. Die Vorteile des neuen Verbandes sind dann auch bald gezeitigt worden. So ist die Wagengestellung erleichtert und beschleunigt worden, da die Wagen ohne Rücksicht auf die Eigentumsbezeichnung benutzt werden dürfen; die Wagenverwendung ist beim Schwanken des Verkehrs eine bessere, da das Verwendungsgebiet ein größeres geworden ist. Ferner aber ist ein großer Gewinn dadurch erreicht, daß die Leerläufe der Wagen vermindert sind, die für alle deutschen Bahnen vorher auf mehr als 200 Millionen Achskilometer geschätzt wurden. Schließlich haben die Verkehrstreibenden selbst den großen Vorteil, daß sie jeden deutschen Staatsbahnwagen wieder beladen und in jede beliebige Richtung versenden können, daß die Verschiebearbeiten in ihren Werken verringert und die mit dem Ab- und Zuführen der verschiedenen Wagen verbundenen Schwierigkeiten wesentlich vermindert werden.


Stationsgebäude des Güter- und Verschiebebahnhofs „Anhalter Bahnhof in Berlin".

So ist es denn gekommen, daß eine recht flotte Güterbewegung entstanden und die Belastung unserer Güterzüge stark gewachsen ist. Es wird zwar häufig angeführt, daß auf den amerikanischen Eisenbahnen Güterzüge gefahren werden mit einer Belastung mehr als doppelt so groß, wie die größte Belastung der Güterzüge auf den deutschen Eisenbahnen beträgt. Dies hat aber seinen Grund nur darin, daß die meisten der deutschen Güterwagen eine geringere Tragkraft besitzen als die amerikanischen, so daß bei Zusammenstellung sehr schwerer Güterzüge diese unverhältnismäßig lang würden. Die Einführung so tragfähiger Güterwagen, wie die amerikanischen Bahnen haben, würde in Deutschland wieder die schnelle Güterabfertigung erschweren. In Amerika aber können die großen Güterwagen jederzeit ausgenutzt werden, weil rund 79 % der sämtlichen Güter Massengüter sind, während bei uns dies nicht der Fall ist. — Die Güterzüge des Verbandes führen nunmehr nachstehende Wagen mit sich: 2- und 3-achsige bedeckte Güter- und Viehwagen, 2- und 3-achsige offene Güterwagen mit mittelhohen und hohen Wänden, 2-, 3-, 4- und mehrachsige offene Güterwagen mit niedrigen Wänden oder ohne Wände (Schienen- und Plattformwagen, die indessen auch Langholz befördern können), weiter Langholzwagenpaare, von denen auch jeder für sich benutzt werden kann, Kalk- oder Salzwagen mit Satteldach sowie Wagen, die besonderen Zwecken dienen und der Reichspost oder privaten Personen gehören, wie Postwagen, Packwagen, Bierwagen, Wagen für außerordentlich schwere Lasten, die bis zu 8 Achsen haben, usw. Die letzteren Wagen, die als Tiefgangwagen bezeichnet werden, besitzen ein Eigengewicht von nicht weniger als 40 Tonnen, die Länge der Ladefläche ist 13,7 Meter, das Ladegewicht beträgt 80 Tonnen und die Tragfähigkeit 83 Tonnen, gewiß Zahlen, die Respekt einflößen.

Der Bestand der ersten fünf Gattungen von diesen Wagen stellt sich heute auf rund 520 000 Stück, und es haben mit ihnen seitens der Leitung des Verbandes in dessen erstem Geschäftsjahr vom 1. April 1909 bis


Ein Kalkwagen mit Satteldach und verschiedene offene Güterwagen mit mittelhohen sowie hohen Wänden.



Ein Tiefgangwagen für 80 Tonnen Ladegewicht.

zum 31. März 1910 in rund 300 Arbeitstagen rund 49080000 Wagengestellungen zur Beladung stattgefunden, d. h. an jedem Arbeitstag rund 163600 Wagengestellungen. Welche große Anzahl schwerer Güterzüge zur Beförderung dieser beladenen Wagen gehört, läßt sich wohl leicht vorstellen. So zum Beispiel kommen schon auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin, der keineswegs einer der größten Personen- und Güterbahnhöfe ist, an einem Tag 31 regelmäßige Güterzüge und 15 Bedarfsgüterzüge an. Es fahren ab 29 regelmäßige Güterzüge und 9 Bedarfsgüterzüge, das sind 46 einlaufende und 38 abgehende Güterzüge. Dazwischen verkehren 66 abfahrende regelmäßige und Bedarfspersonenzüge sowie 66 einfahrende regelmäßige und Bedarfspersonenzüge. Insgesamt fahren somit an Güterzügen wie an Personenzügen auf diesem Bahnhof



Der westliche Teil des Güter- und Verschiebebahnhofs „Anhalter Bahnhof in Berlin".

ein und aus an einem Tag 216 Züge, d. h., bei rund 18 Stunden Betrieb verkehrt in je fünf Minuten ein Zug. — Hinzugefügt sei hier noch, daß auf dem genannten Bahnhof täglich 2600 bis 3600 Achsen ent- und beladen werden.

In dem Jahr vom 1. April 1910 bis zum 31. März 1911 steigerte sich nun der Güterverkehr in Deutschland um rund 7 1/3 Prozent, d. h., es mußten rund 3 602 000 Wagen mehr gestellt werden, insgesamt somit rund 52 682 000 Wagen, für den Arbeitstag daher rund 175 600 Wagen. Die gleiche Steigerung, wenn nicht noch im erhöhten Maß, tritt dieses Jahr ein, und sie wird in zukünftiger Zeit wohl wenig nachlassen.

Daß zur Beladung dieser vielen Wagen und zur Zusammenstellung der entsprechenden Güterzüge, besonders in größeren Städten, ausgedehnte Güter- und Verschiebebahnhöfe mit einem großen Beamtenpersonal gehören, ist selbstverständlich. Die Abbildungen zeigen einen solchen Bahnhof mit verschiedenen Wagengattungen, und zwar den Anhalter Güterbahnhof in Berlin.

Bei den oben angeführten außerordentlich hohen Verkehrszahlen kann es nicht wundernehmen, wenn nicht alle zur Beladung angeforderten Wagen vielleicht infolge von Betriebstörungen oder andern Zufälligkeiten rechtzeitig gestellt wurden. So beträgt z. B. für das Jahr vom 1. April 1910 bis zum 31. März 1911 dieser Ausfall rund 1,0 Prozent, eine Zahl, die gegen die erwähnte Verkehrssteigerung um so weniger ins Gewicht fällt, weil die Rückstände stets in den nächsten Tagen nachgeholt wurden. Im übrigen werden aber jährlich von allen Verbandsverwaltungen die Betriebsmittel beträchtlich vermehrt, um eben die Güterzüge häufiger laufen lassen zu können und dadurch den Wünschen der Verkehrstreibenden nachzukommen.

Wie aus vorstehendem zu ersehen ist, ist der Güterzug von größter Bedeutung im Eisenbahnwesen. Er ist es, der den Güterverkehr vollständig bewältigt und hohe Erträgnisse bringt, ihm muß daher auch für die Zukunft die größte Beachtung zuteil werden. Es sollen dessentwegen auch, um noch eine schnellere und ausgedehntere Beförderung der Güter herbeizuführen, diese Züge ebenso wie die Personenzüge mit durchgehender Luftdruckbremse in nächster Zeit versehen werden.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Schäfer.
Prinz Herm. v. Hatzfeldt-Trachenberg.



Phot. Schäfer.
Frl. Elisabeth v. Tschirschky.

Eine Verlobung in der Diplomatie.

Prinz Hermann v. Hatzfeldt-Trachenberg, der erste Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Brüssel, hat sich mit der Tochter des deutschen Botschafters in Wien, Frl. Elisabeth v. Tschirschky und Bögendorff verlobt. Prinz Hermann wird als ältester Sohn des Herzogs zu Trachenberg einmal Chef des Hauses Hatzfeldt-Trachenberg werden.

Auf Schloß Varchentin bei Waren (Mecklenburg-Schwerin) fand die Vermählung des Freiherrn Raban v. Tiele-Winckler, Leutnants im Leibkürassier-regiment Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1, mit der Gräfin Gustava Grote, der früheren Hofdame der Kronprinzessin, statt.



Phot. ...
Das junge Paar.



Die Vermählung des Freiherrn von Tiele-Winckler mit Gräfin Gustava Grote.
Der Brautvater Graf Otto Grote führt seine Tochter zur Kirche.
Eine Vermählung in der Gesellschaft.

Erzherzog Karl Franz Josef und seine junge Gemahlin Erzherzogin Zita haben sich sofort nach ihrer Hochzeit in die Einsamkeit des in den Bergen des Semmeringgebietes gelegenen Schlosses Wertholz zurückgezogen, um dort wie ein schlichtbürgerliches Ehepaar, fern von jedem höfischen Zwang, die Flitterwochen zu verleben.

Die Tochter eines deutschen Großindustriellen ist jetzt Palastdame der Königin von Italien. Die Fürstin





Phot. Sanden.

Erzherzog Karl Franz Josef
und seine junge Gemahlin,
auf einem Spaziergang bei Schloß Wertholz bei Reichenau.

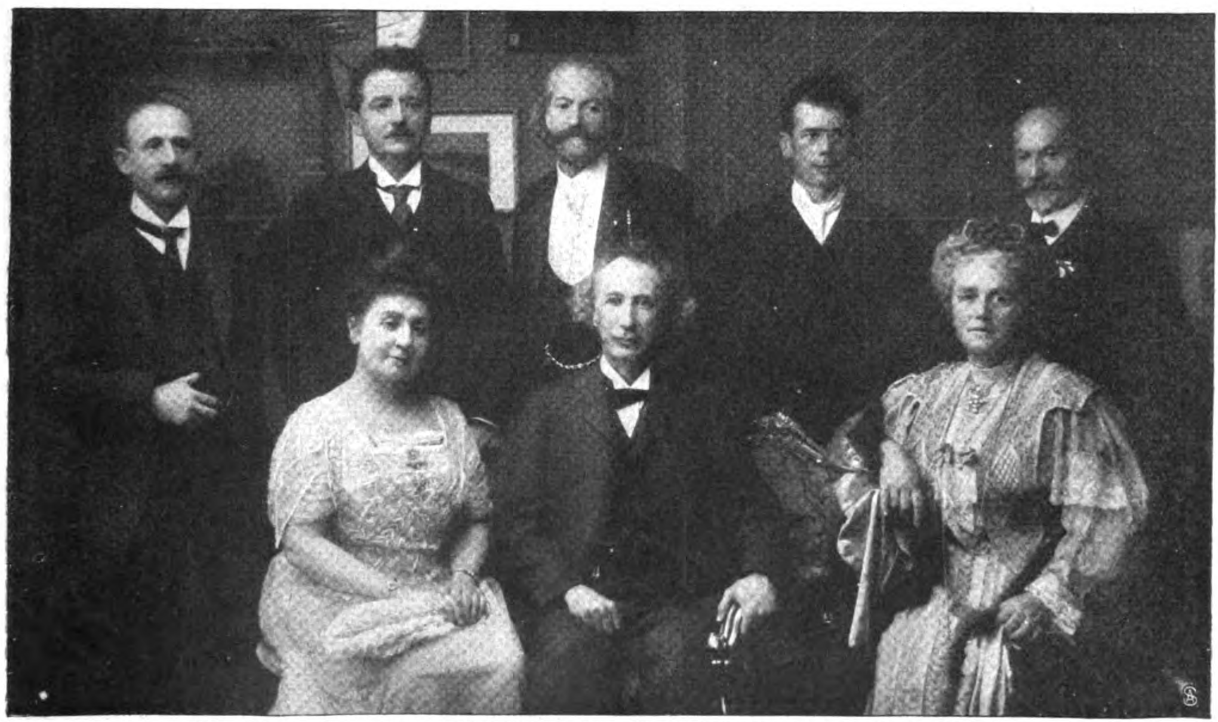
Charlotte von Cerami, die diese Würde erlangt hat, ist die Tochter des in Annaburg verstorbenen Großindustriellen Adolf Heckmann. Seit 1904 ist sie mit dem Principe di Cerami, dem Chef einer der ersten Aristokratenfamilien Siziliens, vermählt.

Der 100. Geburtstag Liszts wurde natürlich in Ungarn, der Heimat des großen Musikers, mit besonderem Glanz gefeiert. In Budapest, wo Franz Liszt bekanntlich lange gewirkt hat, fand in Anwesenheit vieler Größen der Musikwelt — auch Liszts Enkel Siegfried Wagner war unter den Gästen — eine große Gedenkfeier statt.

Der Wesergebirgsverein, der mit großem Erfolg um die touristische Erschließung des herrlichen Weserberglandes bemüht ist, hielt Ende Oktober in Bückeburg seine Hauptversammlung ab. Den Mitgliedern konnte ein neuer ausgezeichneter Weserführer des Vereins vorgelegt werden.



Charlotte Therese Rosso, Fürstin von Cerami,
geb. Heckmann, mit dem Abzeichen der Palastdamen der Königin von Italien.



Obere Reihe: Prof. St. Thoman, Prof. B. Stavenhagen, Prof. A. Göllerich, Prof. A. Szendry, Prof. M. Krause.
Sitzend: Vera Timanoft, Prof. E. Sauer, Frau A. Göllerich.

Von der Liszt-Feier in Budapest.

1. Bürgermeister von Otto, Kassenführer. 2. Senator Meyer, Vorsitzender. 3. Buchhändler Zuendling, 2. Vorsitzender. 4. Prof. Dr. Dieckmann, Herausgeber des Weserführers.

Hauptversammlung des Wesergebirgsvereins in Bückeburg.


Hofphot. Conrad.

M. H. Wadler, Präsident der Großen Rheinischen Karnevalsgesellschaft, Berlin.


Hofphot. Conrad.

B. Vollmer, Ehrenpräsident der Großen Rheinischen Karnevalsgesellschaft, Berlin.

Die Große Rheinische Karnevalsgesellschaft, deren Ehrenpräsident Herr B. Vollmer ist, und deren kleiner Rat von Herrn M. H. Wadler geleitet wird, marschiert an der Spitze der Vereine, die den Berliner Karneval etwas toller, rheinischer gestalten möchten. Am 12. November hielt die Gesellschaft die erste große Sitzung dieser Saison in der Philharmonie ab. Dieselbe war wie immer von sprühendem Humor erfüllt.

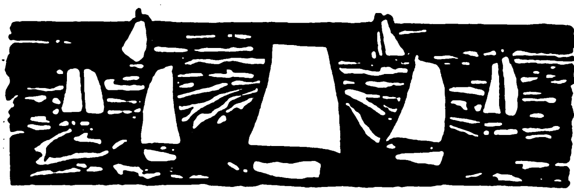


Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 47. Berlin, den 25. November 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

16. November.

In der Budgetkommission des Reichstags gibt der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Waechter einen Zusatz zum Marokkoabkommen bekannt. Danach will Frankreich zugunsten Deutschlands auf seine Vorzugsrechte in Spanisch-Guinea verzichten, während Deutschland erklärt, sich an den spanisch-französischen Sonderabmachungen über Marokko nicht beteiligen zu wollen.

Der Reichstag nimmt den grundlegenden Artikel des Schiffahrtsabgabengesetzes in zweiter Lesung an.

In Süddeutschland, Oesterreich und der Schweiz richten starke Erdstöße vielfachen Schaden an (Abb. S. 1977).

König Peter von Serbien trifft in Paris ein. Bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett tauscht der König mit dem Präsidenten Fallières herzliche Trinksprüche aus.

Vor Tripolis tritt infolge heftigen Regens Waffenruhe ein.

Der russische Ministerrat beschließt, da die persische Regierung auf ein Ultimatum keine Antwort erteilt hat, russische Truppen in Persien einrücken zu lassen.

17. November.

Die Hauptversammlung des Verbandes Berliner Metallindustrieller beschließt einstimmig im Interesse der seit Wochen von Teilstreiks betroffenen Gießereibetriebe am 30. November 60 Prozent der Arbeiter, etwa 70000, zu entlassen.

Die zweite hessische Kammer setzt sich nach dem Gesamtergebnis der Neuwahlen folgendermaßen zusammen: Es haben die Nationalliberalen 16 (früher 11) Sitze; der Bauernbund 16 (14), die Volkspartei 9 (5), das Zentrum 8 (7) und die Sozialdemokraten 7 (4) Sitze.

In der Kuranstalt „Weißer Hirsch“ bei Dresden stirbt, 62 Jahre alt, der Bürgermeister von Bremen Senator Dr. Marcus (Portr. S. 1979).

Die Italiener müssen wegen Ueberschwemmung in Tripolis die Wasserwerke von Bumiliano räumen; die türkischen Positionen sind gleichfalls gefährdet.

18. November.

Der Reichstag vertagt sich bis zum 27. November.

In Frankfurt a. M. stirbt, 66 Jahre alt, der Generaladjutant des Kaisers General der Kavallerie z. D. Adolf von Deines (Portr. S. 1979).

Die amerikanische Regierung beschließt wegen der Gefahr einer neuen Revolution in Mexiko, die an der mexikanischen Grenze versammelten Truppen dort zu belassen.

Aus China kommt die Nachricht, daß die Aufständischen in Kiukiang den Admiral Sa, den Befehlshaber der chinesischen Flotte, gefangengenommen haben.

Aus Mexiko kommen Nachrichten über eine neue revolutionäre Bewegung.

19. November.

Der Kaiser reist über Baden-Baden nach Donaueschingen.

Amtlich wird gemeldet, daß Japan eine Truppenabteilung in Tschifu am Golf von Petschili gelandet hat.

Das französische Kolonialministerium erhält die Nachricht, daß im Lologebiet (Südchina) zwei französische Offiziere und ein Militärarzt ermordet worden sind.

In Berlin wird ein von etwa 7000 Personen besuchter Unterbeamtentag abgehalten, der für eine neue Gehaltserhöhung und sofort zu zahlende Teuerungzulagen eintritt.

20. November.

In Italien wird der sechzigste Geburtstag der Königinmutter Margherita festlich begangen.

Die türkische Regierung kündigt den Mächten an, daß sie einer italienischen Aktion im Aegäischen Meer energischen Widerstand entgegensetzen werde.

Aus Teheran kommt die Nachricht, daß die Truppen der Regierung Salar ed Dauleh bei Burudjird geschlagen haben.

In Breslau wird bei der Ersatzwahl zum preußischen Abgeordnetenhaus der von der fortschrittlichen Volkspartei aufgestellte Handelskammersyndikus Dr. Ehlers wiedergewählt.

21. November.

Schwedische Missionare berichten aus China, daß in Sianfu, Provinz Schansi, die deutsche Schulvorsteherin Frau Beckmann, ein Postbeamter deutscher Herkunft und mehrere Kinder von Ausländern sowie chinesische Mädchen ermordet wurden.

❦ ❦ ❦

Presse und Diplomatie.

Von Siegmund Feldmann.

„Die wahre Kriegspartei ist die Presse“, hat Ludwig Bamberger einmal gesagt. Aussprüche von so lapidarer Form sind immer verdächtig. Aber dieser Satz des freisinnigen Parlamentariers, der gewiß mit Friedrich dem Großen die Ansicht teilte, daß „Gazetten nicht genieret werden sollen“, schöpfte aus einer unbestochenen Beobachtung der modernen Geschichte. Der Krieg, der jetzt an der Nordküste Afrikas mit der Cholera um die Wette wütet, ist das neuste und schlagendste Beispiel dafür. Weder der König Viktor Emanuel noch seine Regierung hielten — das weiß man in allen Staatskanzleien sehr genau — den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet, um Tripolis' willen das Schwert zu ziehen; nur unter dem Ansturm der öffentlichen Meinung, die alle Quellen nationaler Leidenschaft springen ließ und die urteilslose Ungeduld der Massen mit tönenden Schlagworten aufpeitschte, wurden Quirinal und Consulta dazu gedrängt, den Knoten zu durchhauen, den man weit besser und mit viel geringeren Opfern hätte lösen können, wenn man der Diplomatie die Möglichkeit gelassen hätte, die Gelegen-

heit abzuwarten. Aber das Volk in seinem Ungestüm ahnt nichts von der Maxime de La Rochefoucaulds: „Dans les grandes affaires, on doit moins s'appliquer à faire naître des occasions qu'à profiter de celles qui se présentent."

Auch im deutschen Reichstag wurde in den letzten Tagen von dem Einfluß der Presse und ihrem Druck auf die „grandes affaires" viel gesprochen. Einige konservative Redner hatten die Behauptung aufgestellt, die öffentliche Meinung hätte sich gegen den versöhnlichen Willen der deutschen Regierung in der Marokkokrisis aufgelehnt und eine Entscheidung vorgezogen, die selbst unter Preisgabe des Friedens Frankreich unbeugsam entgegengetreten wäre. Mit der ihm eigenen guten Laune, die gerade in bewegten Debatten oft stärker wirkt als pedantische Trockenheit oder hallendes Pathos, berichtigte Herr v. Kiderlen-Waechter diese Angabe durch die Feststellung, daß er diese Kundgebungen keineswegs ermutigte, sondern im Gegenteil „den fünfzig Journalisten zumeist alldeutscher Richtung, die unter sich die Annexion von Marokko beschlossen" hatten, sagen ließ: „Seien Sie vorsichtig, Sie allein werden es nicht machen können." Ganz richtig. Aber wenn es nie fünfzig, sondern fünfhundert und noch mehr gewesen wären? Wenn dieser patriotischen Abenteurerlust einer leicht entzündlichen Minderheit nicht die große Mehrheit den Damm ihrer Besonnenheit entgegengesetzt hätte? Wenn wirklich jenes „starke und allgemeine Gefühl", das, Lord Brougham zufolge, die Diplomatie nie ungestraft verletzen kann, zum Krieg gedrängt hätte? Das Schauspiel, das Italien uns jetzt darbietet, ist die bündigste Antwort auf diese Frage. Dort haben sie es wirklich „allein machen können" und das Wort eines andern englischen Staatsmannes, Roseberry, erhärtet: „Kabinettskriege gibt es nicht mehr; heute werden die Kriege von den Zeitungen gemacht."

Dies gilt in der modernen Welt für die Monarchien wie für die Republiken. Es gilt selbst für das heilige Rußland, wo der Presse das bißchen Lebensmöglichkeit von der Polizei auf der Apothekerwage zugewogen wird und mehr als 80 v. H. der Bevölkerung das Alphabet wie einen unentzifferbaren Rebus anstieren. Es ist eine heute aktenmäßig hundertfach bestätigte Tatsache, daß 1877 Alexander II., der „unumschränkte" Alleinherrscher, von den Ereignissen geradezu überrumpelt wurde, die die Ströme aus den panslawistischen Tintenfässern Katkows und seiner Leute herbeigeschwemmt hatten. Weder der Zar noch seine Minister glaubten sich für einen Angriff auf die Türkei hinlänglich gerüstet, und der Verlauf des Feldzuges hat ihnen recht gegeben.

„Heute werden die Kriege von den Zeitungen gemacht." Die Geste der Verdammnis aus Michelangelos „Jüngstem Gericht" begleitete dieses Urteil nicht. Gegen einen Zustand, der sich wie ein Naturgesetz aus der Arbeit aller gesellschaftlichen Kräfte ergibt, wäre Entrüstung übel angebracht. Die Zeitungen machen den Krieg, wie sie den Frieden machen, wie sie letzten Endes die Regulatoren aller Schicksale der Staaten und Völker sind: nicht bloß weil die Suggestion des gedruckten Wortes immer noch groß, sondern vor allem, weil dieses Wort selbst nur ein Echo aus der namenlosen Tiefe, weil es der Ausdruck eines kollektiven Gedankens, eines kollektiven Impulses, eines kollektiven Gewissens ist. Für die Diplomatie ist es von höchstem Wert, möglichst genau zu erfahren, welche Bestrebungen, welche Interessen, welche Mengen hinter diesem Wort stehen, und der Zweck ihrer Preßbureaus besteht weit weniger darin, Uebelstände zu beschönigen und Mißstände zu vertuschen, wie das Publikum sich vorstellt, sondern hauptsächlich darin, aus dem Widerstreit der Parteien, Tendenzen und Ueberzeugungen gewissermaßen den möglichst zuverlässigen Gesinnungsdurchschnitt zu ermitteln, nach dem sie ihr Handeln einrichten kann. In dieser Absicht weiht sie auch häufig Journalisten verschiedener Richtung, die ihr Vertrauen genießen, in die amtlichen Geschäfte ein, um auch von der Belehrung dieser Männer, die selber im „Handwerk" der öffentlichen Meinung stehen, direkt Nutzen ziehen zu können. In den unterrichteten Kreisen ist es zum Beispiel längst kein Geheimnis, daß die Holstein-Krisis im Jahr 1905 vornehmlich auf den Einfluß der Vertreter zweier großer deutscher Blätter zurückzuführen ist, die an der leitenden Stelle die Unzweckmäßigkeit und Gefährlichkeit einer Frankreich die Zähne zeigenden Politik klarzumachen verstanden.

Das Publikum hat überhaupt falsche Begriffe von den Beziehungen zwischen Diplomatie und Presse. Es wird dabei durch die „Aufmachung" und Technik des Nachrichtendienstes im allgemeinen getäuscht und vermutet in der Presse einen lästigen Parasiten der Diplomatie, von deren Brosamen er zehrt, deren Mitteilungen und Aufklärungen er gierig nachschleicht. Dieses Zerrbild stellt die Dinge auf den Kopf. In Wahrheit erfahren und lernen die Diplomaten aus der Presse sehr, sehr viel mehr als diese von ihnen. Und ebensowenig erweisen sie einen Dienst, sondern, im Gegenteil, sie empfangen einen, wenn ihre Meinungen den Weg finden, der durch die Redaktionsstuben zu den Ohren der Millionen führt, die auf alle Fälle die Kosten bezahlen müssen, gleichviel ob es gut oder schief geht. Im politischen Leben, zumal dort, wo ein Parlament dreinredet, ist auch die Regierung eine Partei. Aber da sie es dem blinden Buchstabenglauben und der aschgrauen Theorie zuliebe nicht sein darf, ist es ihr ebenso erwünscht wie wertvoll, in „offiziösen" oder „halboffiziösen" Blättern ihren Standpunkt in gedeckter Stellung und ohne jede amtliche Verbindlichkeit zu vertreten. Der Widerspruch, den ihre Aeußerungen wecken; die Polemik, die sich daran knüpft; die Anschauungen, die aufeinanderprallen; die Bewegung der vorgeschobenen und zurückgeworfenen Argumente, wobei es wie in jedem Parteikampf ohne gelegentliche Unterstellungen, Verdächtigungen und „Anrempelungen" nicht abgeht — das alles erzeugt jenen Lärm, aus dem das Publikum schließt, daß zwischen Presse und Diplomatie eine unüberbrückbare Kluft klaffe, und daß zwischen beiden eine Feindseligkeit, zum mindesten eine Gegensätzlichkeit bestehe, die sie streng voneinander scheidet.

Das ist ein Irrtum. Hier gibt es nur eine einzige, allerdings gründliche Gegensätzlichkeit, und die ist unvermeidlich, weil sie sich aus der Arbeitsmethode jeder der beiden Faktoren herleitet. Die Zeitung ist die ungeheuerliche Hypertrophie des Augenblicks. Sie verfälscht häufig die Optik der Dinge, indem sie sich, notgedrungen, an das tägliche, mehr oder minder nebensächliche Detail hält und wie mit Scheinwerfern den Vordergrund der Ereignisse beleuchtet, während sie die kilometertiefen Hintergründe ganz im Dunkeln läßt. So kann die Diplomatie ihr Geschäft nicht betreiben. Zwar sieht auch sie nicht mit Spinoza den Weltlauf



sub specie aeterni an, was, beiläufig bemerkt, ein Fehler wäre, weil die Politik nicht mit Aeonen rechnet; aber immerhin muß sie ihre Aufgaben in einer erweiterten Perspektive, unter Berücksichtigung von Zusammenhängen lösen, die die Presse entweder nicht kennt, oder die sie leugnet, oder über die sie sich aus Parteigeist hinwegsetzt. Daraus entspringen nun mitunter Mißverständnisse, Unstimmigkeiten und Reibungen, die den Diplomaten Verdruß bereiten mögen. Bismarck, der kein bequemer Herr war, hat sich oft darüber geärgert, obschon er wußte, wo die Wurzel dieses Uebels lag. In seiner prachtvollen Bildlichkeit äußerte er einmal: „Dem Auge des ‚unzünftigen Politikers‘ erscheint jeder einzelne Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie.“

Der „unzünftige Politiker“. Wie altmodisch das schon klingt! Heutzutage, wo jedermann eine Uhr und eine politische Meinung hat, weil beide sehr billig geworden sind, ist diese Menschenart nahezu ausgestorben. Das genügt zwar noch nicht, ein Diplomat zu sein. Aber auf ihre Zünftigkeit hat die Diplomatie in vielen Ländern zugunsten der Presse bereits verzichtet, was für die Wesensverwandtschaft beider zeugt. Zumal in Frankreich hat sich dieser Zusammenschluß vollzogen, und die unbestrittenen Erfolge, die die Pariser Staatskunst besonders in auswärtigen Fragen errungen hat, bekunden, wie gut er sich bewährt. Der Botschafter in Rom, Herr Barrère, der als der fähigste Kopf unter allen seinen Kollegen gilt, die Minister Pichon, Delcassé und Hanotaux, Herr Herbette, der die Republik jahrelang in Berlin vertrat, und eine Reihe anderer haben sich aus politischen Leitartiklern zu politischen Leitern entwickelt. Andere Nationen, Italien, Dänemark, Ungarn, die nordamerikanische Union, sind darin nicht zurückgeblieben, und England, wo die öffentliche Meinung von alters her so gebieterisch in das staatliche Leben eingreift, macht natürlich keine Ausnahme. Disraeli begann seine Laufbahn als Journalist, Lord Milner wirkte als Zeitungskorrespondent in Britisch-Südafrika, das er später als Vizekönig verwaltete.

Das Deutsche Reich beginnt sich diesen Verhältnissen anzupassen. Wohl sind die gesellschaftlichen Absonderungen schärfer, die hierarchischen Werte geheiligt und das Parlament noch nicht die Ersatzquelle der Regierung. Trotzdem ist auch bei uns die Diplomatie keine geschlossene Kaste mehr, und gerade das Genie des „Junkers“ Bismarck hat hier mit alten Vorurteilen aufgeräumt und Männer der Feder in den auswärtigen Dienst berufen. Er stellte Lothar Bucher und Rudolf Lindau auf wichtige Posten in seiner nächsten Umgebung, und nach seinem Sturz wurde Maximilian Harden sein Bischof in partibus infidelium. Das verhinderte ihn freilich nicht, zu sagen, die Journalisten seien „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben“. Das ist hart für die Journalisten. Doch sie können sich mit einem Wort von Adolf Thiers trösten. Der kleine Mann, der nicht nur Journalist, sondern auch Diplomat war und es als Präsident der Republik sogar in der höchsten Potenz geworden ist, hat die Diplomaten einmal „verkannte Nullen“ genannt. Aber trifft dies auch zu? Es gibt viele Diplomaten, die keine Nullen sind. Und es gibt vielleicht noch mehr, die niemals verkannt wurden.

Das mitteleuropäische Erdbeben vom 16. November 1911.

Von Prof. Dr. R. Michael. — Hierzu die Abbildungen auf S. 1977.

Das Erdbeben vom 16. November ist nach Stärke und Ausdehnung das bedeutendste, was bisher in Mitteleuropa wahrgenommen wurde. Schon jetzt kann man die Größe des gesamten Erschütterungsgebietes auf über 300 000 Quadratkilometer schätzen; damit übertrifft dieses jüngste Erdbeben das westdeutsche Erdbeben vom 6. März 1872, die wir als letzte umfangreichere Erderschütterung auf deutschem Boden kennen, fast um das doppelte. Die sonst, namentlich in späterer Zeit in Deutschland bekannt gewordenen Erdbeben sind allgemein auf enger begrenzte Gebiete beschränkt. Zu ihnen gehören in erster Linie das sächsische Vogtland, in dem zeitweilig ganze Perioden von Erdstößen auftreten, dann die Gegend von Herzogenrath bei Aachen, in der die letzte seismische Tätigkeit erst im vergangenen Sommer erfolgte. Weitere Schüttergebiete liegen in Hessen (Groß-Gerau), in der Pfalz, im badischen Oberland wie überhaupt im Bereich des Schwarzwaldes und der Vogesen, ebensowohl in den östlich und westlich angrenzenden Stufenlandschaften Württembergs und Lothringens wie in der oberrheinischen Tiefebene, der beide Gebirge ihren Steilabfall zukehren. Auch die gelegentlich in Frankreich zwischen Alpen und Rhone und im Jura bekannt gewordenen Schüttergebiete sind von geringer Ausdehnung; das gleiche gilt von den verhältnismäßig häufigen Erdbeben in der Schweiz, die ebensowohl in den großen Längstälern der Alpen wie im Alpenvorland beobachtet werden. Das relativ größte Schüttergebiet besaß das Erdbeben vom 4. Juli 1880, das sich über die Schweiz hinaus auf eine Fläche von 90 000 Quadratkilometer erstreckte.

Die Bedeutung des Erdbebens vom 16. November 1911 geht nun schon ohne weiteres aus der Tatsache hervor, daß nahezu sämtliche eben genannte Gebiete diesmal gleichzeitig in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Das Erdbeben wurde am stärksten im nördlichen Alpengebiet, in der oberrheinischen Tiefebene und in der Rauhen Alb verspürt; starke Erschütterungen wurden in der Nord- und Westschweiz, im Bereich des französischen Jura und in der französisch-lothringischen Juralandschaft beobachtet. Die besonders heftigen Untergrundsbewegungen in der Rheinebene wurden über Frankfurt a. M. und Mainz hinaus bis Gießen verspürt; ihre Ausläufer machten sich noch erheblich weiter nördlich bis Kassel und Göttingen bemerkbar. Ebenso liegen schon jetzt Beobachtungen des Erdbebens aus dem Innern der Alpen vor, insbesondere aus dem Algäu, aus Nord- und Südtirol, wo starke Erdstöße aus Innsbruck und Bozen gemeldet wurden. Auch das südliche Alpengebiet, insbesondere der Südabfall der Alpen gegen die oberitalienische Po-Ebene, ist noch von Erschütterungen betroffen worden, wie die Nachrichten aus Locarno und aus dem Vorland der großen Seen und der Mailänder Gegend zeigen.

Ostwärts reichen dann die Wahrnehmungen durch das gesamte nördliche Alpengebiet bis über Wien hinaus; auffälligerweise sind aber diesmal, wenigstens soweit die bisherigen Nachrichten erkennen lassen, die



sonst hier im Ostgebiet der Alpen, namentlich an ihrem östlichen Abbruch durch Erdbeben bekanntgewordenen Striche (Thermenzone von Baden, Mürzlinie) nicht durch Erschütterungen hervorgetreten. In weitestem Umfang ist das Alpenvorland, die oberdeutsche Hochebene bis zur Donau, das obere Donaugebiet und die gesamte schwäbisch-fränkische Stufenlandschaft betroffen worden. Die Erschütterungen haben sich längs des Westabfalls des bayrischen Waldes, des Fichtelgebirges und des Thüringer Waldes auch hier bis ins Werra- und Wesergebiet fortgepflanzt und sind auch im Thüringer Becken selbst, im Saaletal und im südlichen und nördlichen Vorland des Harzes bis Magdeburg eingetreten. Schließlich ist sogar das so häufig durch Erdbeben beunruhigte sächsische Vogtland auch diesmal durch ziemlich heftige Stöße betroffen worden, die auch in Dresden, dann am Südabfall des Erzgebirges, in den mittelböhmischen Gebirgen und auch im Innern Böhmens selbst beobachtet wurden.

Die Berichte über die Stärke des Erdbebens und seine Wirkungen ließen sofort vermuten, daß es sich um ein Erdbeben handelte, dessen Ursprung im Bereich der Alpen lag. Die Gegend zwischen Mülhausen, Basel, Zürich und namentlich das Gebiet von Konstanz meldeten heftige, zum Teil schadenbringende Erdbewegungen. Basel war schon im 14. Jahrhundert Mittelpunkt eines heftigen Bebens, ebenso war die Gegend zwischen Basel und Mülhausen Ausgangspunkt für das Erdbeben vom 22. Mai 1901. Wie inzwischen durch die ersten Berichte der Kaiserlichen Zentralstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. bekannt wird, soll das Erdbebenzentrum südöstlich vom Bodensee gelegen haben. Nach Zeitungsangaben ist der Hauptherd des Erdbebens, also das sogenannte Epizentrum, das ist jene Stelle der Erdoberfläche, die durch den Erdbebenstoß von dem unterirdischen eigentlichen Zentrum des Erdbebens senkrecht von unten getroffen wird, ein 47 Grad nördlicher Breite und 10° 30′ östlicher Länge von Greenwich gelegener Punkt zwischen dem Paznauer- und dem oberen Inntal.

Doch müssen hierüber, namentlich auch über die Tiefenlage des Erdbebenzentrums wie über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdbebenwellen noch die Berechnungen der verschiedenen Erdbebenstationen abgewartet werden. Es wird sich dann auch herausstellen, ob tatsächlich nur ein einziger Ausgangspunkt, nur ein engbegrenztes Gebiet heftigsten Stoßes in Frage kommt, oder ob es sich wie auch anderwärts um eine gleichzeitige und gleich intensive rasche Bewegung einer sehr viel ausgedehnteren Scholle der Erdkruste handelte, deren Längsachse vielleicht parallel zu den ostwestlich streichenden Gebirgsketten der Alpen sich erstreckte.

Die große Ausdehnung der Gebiete starker Erschütterungen spricht für die letzte Auffassung. Gleich heftige Wirkungen, wie Herabstürzen von Schornsteinen, Figuren und Ziegeln, wie aus Konstanz berichtet wird, sind außer im nördlichen Alpengebiet in der oberrheinischen Tiefebene und im Bereich der Schwäbischen Alb eingetreten. Man kann sich vielleicht die Erscheinungen hier insofern erklären, als in dem Rheintal alte Ausgangstellen früherer Erdbewegungen durch den neuen Anstoß wiederum wirksam wurden. Im Bereich der Rauhen Alb können die besonderen geologischen Verhältnisse des Kalkgebirges, nämlich die durch Wasserwirkung namentlich aus Gips oder Salzstöcken in der Trias geschaffenen Hohlräume im Gebirge und ihr Zusammenbruch, auch bei schwächeren Erdbewegungen die stärkeren Wirkungen an der Erdoberfläche verständlich machen.

Allgemein werden Stoßwirkungen in festem Gestein empfindlicher gespürt als in lockeren Böden. Daher werden auch Erschütterungen in der oberbayrischen Hochebene verhältnismäßig selten wahrgenommen. Die Tatsache ihrer jetzigen Feststellung in der beobachteten starken Form spricht weiterhin für die besondere Heftigkeit des jüngsten Erdbebens. Erwähnt sei, daß die Gegend von München bereits am 13. Juli vorigen Jahres, wenn auch schwach, erschüttert wurde; als Ursache dieses Bebens wurden Schollenbewegungen in Vorarlberg erkannt; hier handelt es sich möglicherweise um einen Vorläufer des jetzigen Bebens in wesentlich kleiner Ausdehnung. Der Eintritt heftiger Bewegungen erfolgte plötzlich; von besonderer mikroseismischer, nur durch die empfindlichen Registrierinstrumente vorher wahrnehmbarer Bodenunruhe ist nichts bekannt geworden. Das völlig unerwartete Ereignis, dazu die späte Stunde, die die Bewohner zum Teil im Schlaf, manche in Versammlungen und in Theatern sah, erhöhte die nachhaltige Wirkung des Erdbebens auf die Gemüter ungemein.

In der Regel ist man von Erdbeben derartiger Ausdehnung größere Heftigkeit und längere Dauer gewöhnt, als hier beobachtet wurde. Die erste Erschütterung setzte 10 Uhr 26 Minuten 33 Sekunden ein; ein 5 Sekunden dauernder Hauptstoß erfolgte 10 Uhr 26 Minuten 59 Sekunden. Mehrfach wurden dann noch Nachstöße, aber von schwächerer Natur gespürt.

Im übrigen wurden auch hier die gleichen Erfahrungen wie bei andern Erdbeben gemacht.

Die wesentlich empfindlicheren Haustiere zeigten vielfach lange vor Beginn des Bebens merkliche Unruhe; Schallerscheinungen, dumpfe Geräusche begleiteten die Erdbewegungen; ebenso wurden, wenn auch nur vereinzelt, Lichterscheinungen beobachtet, die man vielleicht doch nicht nur als Selbsttäuschungen oder zufällige Erscheinungen ansprechen darf.

Das Erdbeben gehört zu den typischen tektonischen Erdbeben; dies sind solche, die im Gegensatz zu den vulkanischen Erdbeben und den bedeutungsloseren Einsturzbeben mit dem Bau der Gebirge, mit der Gebirgsbildung zusammenhängen. Sie sind daher in erster Linie im Verbreitungsgebiet der in geologisch verhältnismäßig junger Zeit entstandenen Gebirge bekannt. Die Alpen sind ein derart junges, erst in der Tertiärzeit durch Zusammenschub, Auffaltung von Gesteinsmassen und Ueberschiebungen großer Gesteinskomplexe über andere gebildetes Gebirge. Derartige Zusammenschiebungen von Massen dauern infolge der stetigen Schrumpfung des Erdinnern stets, wenn auch äußerlich unmerklich, fort und bewirken Spannungen, die sich gelegentlich auslösen müssen. Es entstehen dann sogenannte Bruchlinien, an denen sich große Gesteinsschollen seitlich oder auf- bzw. absteigend bewegen. Solche Vorgänge, wenn sie auch nur Vertikalbewegungen von Millimeter Stärke darstellen, veranlassen an der Oberfläche die so fühlbaren Stoßwirkungen und Bodenbewegungen, die wir Erdbeben nennen.

Tektonische Bruchlinien beeinflussen nun den geologischen Aufbau großer Gebiete; sie bleiben, einmal bei der ersten Entstehung der Gebirge aufgerissen, im Lauf der geologischen Geschichte immer wieder wirksam. Die



Verbreitung der heutigen Erdbeben folgt also stets derartigen tektonischen Linien. Die in dem Senkungsgebiet des Rheintals zwischen Basel und Frankfurt, am Abbruch der Alb gegen die Donau, längs des Thüringer Walds usw. dem Geologen bekannten Bruchlinien, die stellenweise durch kreuzende Spalten zu Bruchgebieten werden, stehen sämtlich zu den Alpen in Beziehung. Sie entstanden zumeist, als sich die jungen Falten dieses Gebirges an den damals schon vorhandenen älteren festen Gesteinsmassen des Schwarzwalds und der Vogesen sowie des Böhmer Walds stauten und durch den Zusammenschub und seitlichen Druck die zwischen diesen Massen gelagerten jüngeren Schichten in einzelne Schollen zersprengten. Die alten Bruchlinien reichen weit über die oberflächlich erkennbaren Bruchgebiete nach Mitteldeutschland hinein. So wird für den Geologen die große Längserstreckung eines Erdbebens verständlich, das durch die Bewegung einer großen Scholle im Alpenland ausgelöst wurde, die ihrerseits dadurch wiederum andere Schollen des Vorlandes verschieben mußte.

Niemals sind Erdbeben von verheerender Wirkung in Mitteleuropa bekannt geworden; je älter die Gebirge, desto bedeutungsloser sind die Erschütterungen trotz größter Ausdehnung der Erscheinungen. Erdbebenkatastrophen kennt man nur dort, wo junge Kettengebirge in großen Bruchzonen meist gegen das Meer abgebrochen sind, die räumlich vielfach zusammenfallen mit vulkanischer Tätigkeit, die auf deutschem Boden schon in geologisch weit zurückliegender Zeit erloschen ist.

Weidmanns Lust.

Von Hans Hyan.

Der Wecker schrillte. Und Hans Helfert, der erst kürzlich seinen Assessor gebaut hatte, hopste mit seinen ein wenig kurzen, aber strammen Beinen auf die Damwilddecke. Zehn Minuten später stand er schon in der graugrünen Joppe, den Felbelhut mit der Spielhahnfeder auf dem harten Schädel, fertig zum „Abreiten".

Die Tasse Kaffee aus der „Warmflasche" im Stehen trinkend und nochmals überlegend: fehlt dir auch nichts? wanderte der Herr Assessor, seine Reisetasche in der Hand, den Drilling im Futteral über der Schulter, in die feuchte Dunkelheit des Novembermorgens hinaus. Mit der ersten Elektrischen nach dem Bahnhof — das spart! Na, und da findet man ja denn auch richtig schon Bekannte. Leutnant Hanlau von den Maikäfern und den langen Architekten, der im vorigen Jahr noch Einjähriger war, im eigenen R'ment. „Gott sei Dank, daß Sie beide treffe! Kenne die Leute doch noch gar nich, wo ich da eingeladen bin ... durch Ihre Güte, Hanlau. Ja, danke bestens! Is denn etwas da, zum Schießen mein ich?"

Die beiden andern Herren geben die beruhigendsten Versicherungen ab: Rittergut, Besitzer, sehr einfache, aber außerordentlich liebe Menschen. Jagd gepflegt bis ins Tz! Mit einem Wort, first class! Und indem ruft der Bahnbeamte den Zug ab.

Draußen ist es stockdunkel. Mit Mißbehagen fühlt Hans Helfert die Sprühtropfen im Gesicht. „Ekliges Wetter, was?"

„Ach, das gibt sich!" meint der Maikäfer, der überhaupt unzerstörbar ist in seiner Laune. Und schnaufend aus eisernen Lungen und rasselnd bohrt der Schnellzug seine leuchtenden Augen durch den Nebel. Schnell! Schnell! Kein Aufenthalt! Das blinkende Untier rast weiter in die schimmernde Nacht. Drinnen, in dem hellen Wagen, winkt der lange Baumeister mit den Karten. Der Jurist hat keinen Sinn dafür. Er hat als Stadtkind die Jagd spät kennen gelernt. Aber der Instinkt muß irgendeine sichere Tradition in ihm haben — er könnte sonst nicht so beherrschend sein.

„Sie fiebern ja förmlich!" meinte der Leutnant, der draußen groß geworden ist und eher schießen als rechnen gelernt hat.

„Ja," sagt Helfert, und seine Wangen röten sich wie bei einem Mädchen, „ich kann den Abend vorher auch nie recht einschlafen!" Und sie lachen, und die beiden andern bewundern seine Passion, die im Grunde des Mannes Temperament ist. Und dann kommt der Hund dran, den Hanlau führt.

„Verlorenapporteur Ia!" sagt sein Herr stolz. „Na, Sie wer'n ja heute sehn!" Und erzählt trotzdem eine geschlagene halbe Stunde nur von den Leistungen des Braunschimmels, der seinen schönen Kopf mit den menschlich klugen Augen erhebt, als verstünde er jedes Wort.

Endlich! Station Bartmannsdorf! Der Zug hält. Der Morgen sieht verschlafen, fröstelnd in die aufgerissenen Coupétüren. Aber die drei jungen Leute sind ganz wach. Und dem Gutskutscher ihre Taschen gebend, sind sie im Nu auf dem Break; der Falbe zieht an, und der Regennebel stiebt um die Köpfe. Chausseen, von Obstbäumen flankiert, kahle Felder rechts und links und Wintersaaten, hernach Schonungen und selbst Bruchwald — die Landkarte des Gutes, dessen Herrenhaus selbst ziemlich am Ende des Reviers liegt, rollt sich ganz auf. Und der sachkundige Leutnant Hanlau erklärt die Triebe, wie sie hier und da genommen werden sollen, und berichtet von Strecken, die er und andere hier in früheren Jahren gemacht haben.

Nun rollt der Wagen eine gute Chaussee hinauf und rechts ab, wo die Schwarzpappeln wie riesige Wächter sich recken, in den Gutshof ... Ein weißes Haus im Biedermeierstil. Und auf den Stufen der Anfahrt der Gutsherr mit seinen beiden roten Settern, die den braungestichelten Treff nicht ganz so freundlich bewillkommnen wie ihr Herr seine Gäste ...

„Kommen Sie, bitte, zum Kaffee!"

Die jungen Männer beeilen sich. Drin in dem länglich hellen Raum mit vier Fenstern nach dem Garten sitzen schon zehn Herren um den Tisch, und die Hausfrau, eine Vierzigerin mit freundlich blauen Augen, gibt den Neuangekommenen Platz; die beiden schlanken Töchter bedienen selbst mit Kaffee, eigengebackenem Kuchen, mit Honig und mit Hausschlachtenem ihres Vaters Freunde.

„Hasen und Fasanen sind genug da," sagt Herr



Philipp Barnewitz, der Gutsherr, „auch 'n paar Schnepfen werden vorkommen, aber Rehe möcht ich nicht schießen lassen, mit Schrot grundsätzlich nicht und mit der Kugel . . . Das ist bei den verhältnismäßig dichten Ständen immer so 'ne Sache . . . Ich weiß nicht, ob die Herren sich erinnern, im vorigen Jahr? Da waren wir hier auf Birkenmoor, einem Nachbargut," wandte er sich an die drei jungen Männer, die aufhorchten, „ja, das war 'ne sehr böse Sache . . . Man soll ja nicht unken, aber ich finde immer, man kann von solchen Unglücksfällen nicht genug sprechen! Du winkst ab, liebe Luise? Meine Frau will's nicht, daß ich davon rede, also gut! Wir wollen uns jedenfalls alle recht vorsehen, meine Herren, nicht wahr; die Flinten nach jedem Trieb entladen, Vorsicht beim Hinsetzen auf den Jagdstuhl, ebenso beim Aufstehn und nicht in die Dickungen schießen! Und nun vorwärts, wenn ich bitten darf! Die Novembertage sind kurz!"

Man verabschiedete sich von den Damen, wobei Hans Helfert von der blonden Emmy einen Blick auffängt, der jedenfalls kein Uebelwollen ausdrückt, und den er als gute Vorbedeutung für sein Weidmannsheil mit sich nimmt. Im Hof stehen die Wildwagen, eine primitive Fahrgelegenheit; aber was da! Den echten Jäger darf das bißchen Rütteln und Stoßen der federlosen Gestelle nicht kümmern!

Die Treiber, längst voraus, erwarten unter dem alten „Schockjochen" die Jäger schon an der Müncheberger Grenze, wo der erste Trieb sein soll. Ein bruchiges Gelände, mit Tannen bestockt und voller Gräben und Torflöcher. „Also Vorsicht, mein lieber Herr Assessor!" sagte Hans Helferts Nachbar, ein früherer Pharmazeut, der mit mehreren anderen Herren schon gestern abend hier angekommen ist.

„Sie jagen wohl öfters hier?"

„Ja, ich und Barnewitz, wir jagen seit fünfzehn Jahren zusammen, und trotzdem bin ich in diesem Sommer dadrüben bei den beiden großen Lärchen reingebugelt, daß das Moor man so spritzte."

Hans Helfert sieht auf seine Gott sei Dank wasserdichten Schuhe. Aber werden sie hoch genug sein? Die Gamaschen, wenn auch aus Leder, die lassen todsicher durch. Und dann mit stillem Neid blickt er auf die „Langschäftigen" seines Nachbars, eines brillanten Fünfzigers mit Gliedern, denen man's ansieht, daß sie jeder Leistung gewachsen sind.

Indem kommt der Jagdherr.

„Darf ich bitten, Herr Assessor! Das Treiben ist hier 'n bißchen schwierig, also warten, bitte, bis die Treiberwehr ran ist, und dann den Graben hier entlang, mit den Treibern, bis zu Ende . . ." Er lächelt. „Aber aufpassen, bitte, die Fasanen kommen an wie der Deubel!"

Hans Helfert salutiert, die Finger am grünen Hut, und sieht den beiden nach . . . der ehemalige Apotheker hat sich fünfzig Schritte weiterhin in einen Birkenbusch geschoben. Neben ihm liegt seine weiße, mit lichtem Braun gezeichnete Pointerhündin. . .

Ueber dem Bruch dunstet der Morgen. Und im stillen Wasser des Torfgrabens spiegelt sich ein Stückchen blauer Himmel zwischen weißen Wolken — es will hell werden. . .

Des Assessors Brust ist beklommen wie stets, bevor er den ersten Schuß abgegeben hat. . . Warum denn nur? . . . Er schießt doch recht gut für einen Mann, der so selten die Flinte zur Hand nehmen darf . . . 's is doch lächerlich! . . . Aber sein Herz pocht nur stärker, als jetzt weit drüben links, erst schwach und wie kaum zur Jagd gehörig, der Treiberlärm losbricht. . . Ein Schuß! . . . Noch einer! . . . Da! . . . Was? . . . Ach! Hans Helfert ärgert sich furchtbar: ganz dicht bei ihm kam der erste Fasan gestrichen! Und im Aerger darüber verpaßt er den zweiten! Aber sie kommen ja auch an wie das siedende Donnerwetter! . . . Er reißt die Flinte an die Backe! . . .

„Keine Hennen schießen!" schallt's von drüben, wo der breitschultrige Herr steht, der seinen Nachbar, in dem er den jungen Jäger natürlich längst erkannt hat, heimlich beobachtet. . . Zu spät, der Schuß ist aus dem Rohr, aber gottlob vorbei! . . . Hat doch auch sein Gutes! denkt der ein wenig beschämte Themisjünger, wenn man mal vorbeischießt! . . . Indem knallt's drüben zweimal, und gleich darauf: „Apport, Herta!" Die Hündin bringt zwei tadellose Hähne. . .

Dem jungen Jäger geht etwas fast vor den Füßen auf. . . Was ist das? . . . Fasan doch nicht? . . . Nein, aber . . . er schießt und holt den ersten und einzigen Birkhahn herunter, der an diesem Tag die Strecke ziert. . . Und gleich darauf einen Fasan und noch einen! . . . Froh und doch ein wenig bange vor den Bemerkungen des Nachbars verläßt der Jurist, hinter sich einen Treiberjungen mit den Hähnen, den Stand, um nach dem abgeblasenen Treiben zur Korona zu kommen. . . Aber der Freund des Jagdherrn ist mild, er winkt nur schlau mit den pfiffigen Jägeraugen, als der Leutnant hintritt zu den übrigen. . .

Nun kommen Dickungen, in deren Sandboden viel Kaninchen ihre Löcher haben. . . „Ich hab die Baue gestern und vorgestern alle zustopfen lassen mit Reisig," sagt der Jagdherr, „vielleicht kriegen wir dadurch mehr vor die Flinte wie im vorgen Jahr . . . sie machen mir viel zu nicht, die Kaputze! . . . Aber, meine Herren, gut hinhalten, das ist die Hauptsache!" Und bald knallt's lustig auf den Schneisen . . .

„Da wird man Patronen los!" sagt der Jurist zu dem Apotheker, nachdem das Treiben beendet ist.

„Ja, aber die Karnickel sind hinten so kurz!" lacht dieser.

Hans Helfert sagt nichts, aber er denkt bei sich: Na, du hast doch gar keins getroffen, ich hab doch wenigstens das eine! Indem kommt die Herta und apportiert gleich zwei Kaninchen auf einmal! Und sie kriecht noch viermal in die Russeln hinein, um ihres Herrn Strecke auf den weißen Sandweg zu bringen . . .

„Sie schießen sie wohl erst, wenn sie schon nicht mehr sichtbar sind?" fragt der Assessor mit verhaltener Verwunderung.

„No," lacht der frühere Pillendreher, „wenn ich da rechts eins sehe, dann halt ich links hin, wo's reinwill in die Schonung, das ist der ganze Witz!" —

„Ja, mir kommt bloß vor, als wenn das 'n Witz ist, den nich jeder machen kann!"

Die Herren lachen, indem schleppt ein Treiber einen sehr starken, oben ganz silbergrauen Fuchsrücken vorbei . . .

„Wer hat denn den geschossen?" —

„Den hatt dä Harr mit dä Pelzkapp schoten, da janz buten upp'n Flüjel!" —

„Aha!" sagt Hans Helfert, „das ist mein Freund Hanlau mit seinem bekannten Dusel!" —

„Un dä Hund hett'n bröcht, as hei schon janz wit weg wör, dä Voß!" setzt der Treiber noch hinzu. —

„Na, da wird er ja nicht schlecht stolz sein auf



seinen Verlorenapporteur", lächelt der Assessor. . . Indem kommen die Jäger schon die Schneise zwischen den graugrünen Föhren herauf, und das Lob des braven Hundes ist auf aller Lippen.

So folgt ein Trieb dem andern. Man muß manchen Schritt tun und manche Viertelstunde still am Rand der Schonung stehn auf dem Standtreiben, um dann zu sehn, wie der Nachbar Wild schießt. Aber die Spannung, die ist doch immer wieder köstlich! Wenn das Klappern der Treiber, ihr „Häs! Häs!" zwischen den Russeln hervorschallt, wenn sie plötzlich leidenschaftlich werden da drin im Dickicht: „Da is een! Laten nich dörch! Halt! Halt! Da vorne! Halt!" Und wenn dann das Wild kommt, wie ein grauer, tanzender Ball das Kaninchen; oder, einem braunen Husch gleich, mit weißer Blume der Hase; oder ein Fuchs schleicht heran, lange ehe noch der Treiberlärm hörbar wird; das Reh steckt den zierlichen Kopf hervor zwischen den grünen Nadeln, mit einem Satz verschwindend, beim leisesten Bewegen — immer wieder spannt sich das Auge und strafft sich die Muskel, um die Gelegenheit nicht zu verpassen . . . Hans Helfert, den nur die Natur und die Jagd recht froh machen konnte, der kleine Assessor verlebte hier glückliche Stunden. Ihm war's kaum recht, als es hieß: zum Frühstück, als hinter einem guten Stangenholz die Lichtung sich vor den Blicken der Jäger auftat und dort alles bereitet war zu einem leckeren Jagdessen.

Die Hausfrau, noch schlank und beweglich wie ihre beiden Töchter, und diese selbst in flotten Sportkostümen erwarteten die Gäste. Man hatte das Schlachten von zwei Schweinen auf diese Tage verschoben, nun gab es Eisbein mit Champagnerkohl, frische Wurst mit roten Rüben und einen herrlichen Braten. Dazu Bier vom Faß, Rotwein und ein Schnäpschen nebst einer Havanna, die sich rauchen ließ . . . Hans Helfert, der wie die meisten passionierten Jäger auch den Frauen keineswegs abhold war, hatte die Nähe der blonden Haustochter gefunden — die brünette unterhielten Hanlau und der Architekt gemeinsam — und wie ein ferner, unwirklicher Traum erschienen dem Juristen jetzt Kanzlei und Aktenstaub.

Aber Jagen ist doch wichtiger, schien ihm, als alles andere! Und wie der erste Jagdteilnehmer vom Brettersitz aufsprang, war er mit dabei und fertig. Jetzt sollte ja der große Kessel auf den Heidekrautbergen kommen; seine „Hasenkammer" nannte es der Gutsherr. Und schon formierte sich die Vorhut der Jäger, einige ältere Herren nehmen noch den letzten „Dreistern" zum Abschied. Die Treiber scharen sich ein bißchen abseits, auch gelabt und neu gekräftigt — einige sogar ein bißchen über ihre Kraft — zusammen. Das Kesseltreiben beginnt, die Schützen werden abgelassen.

Langsam verschwinden die Gestalten im goldigen Dunst zwischen den niedrigen Russelfichten, die hier und dort den Heideberg bestocken und ihn mit den Jahren zur Schonung aufwachsen lassen. Der Jagdherr selbst läßt ablaufen, von fünfzig zu fünfzig Schritt nach rechts und nach links abwechselnd, und hinter je einem Schützen folgen immer zwei Treiber. Kleiner und kleiner werden die Schreitenden im Baumgrün der Heide, immer mächtiger umspannen die Arme des Kreises das hügelige Land. Da kracht es, gleich hüben und drüben! Und dann bricht ein wahres Rottenfeuer los! Manchmal kann man nicht so schnell schießen, wie die Hasen kommen! Hans Helfert hatte schon sieben! Aber Hanlau, der diesmal sein nächster Nachbar war, hatte mehr! Achtundsechzig, von denen allerdings manche krank, von den Hunden erst noch geholt werden mußten, lagen nachher auf der Strecke.

Das Wetter lachte zuletzt förmlich, aber die Sonne stieg zu schnell auf ihrer Himmelsleiter abwärts. Schon wurde die Luft mattgrau. Und jeder neue Trieb hatte eine andere, schwächere Beleuchtung. Beim letzten Treiben, dicht hinter dem Herrenhaus, konnte man kaum das Wild noch sehen. Dann ging's hinein in den Gutshof. Auf die Zimmer erst und dann sauber, adrett, wie es einem Königlich Preußischen Assessor geziemt, zur Tafel.

Komisch! Auch da fand sich Hans Helfert neben Emmy Barnewitz wieder! Erst, da war's ja immer nicht so ganz leicht mit der Unterhaltung. Aber dann, wie man auf die Jagd zu sprechen kam, da fand sich alles ganz von selbst. Die Stimmung stieg und mit ihr ein Toast nach dem andern. Dann wurde gesungen, die hübsche Nachbarin des Assessors begleitete am Klavier, es wurde spät und später . . . Und noch im Traum vernahm Hans Helfert die Klänge des siebenbürgischen Jägerliedes:

Und dennoch hab ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt . . .

Musikwoche.

Nachdem der „Rosenkavalier" von so ziemlich allen deutschen Theatern, die sich an Stücke dieses Schwierigkeitsgrades heranwagen können, herausgebracht worden war, fand nun auch die Erstaufführung des Werkes an der Berliner Königlichen Bühne statt, an der Stelle also, an der der Autor selber als Generalmusikdirektor tätig ist, und der man daher die scheinbare Interesselosigkeit an der vielbesprochenen neusten Schöpfung eines Richard Strauß sehr zu verübeln geneigt war. Dieser und jener wird gewiß mit einigem Groll zur Premiere gekommen, allein auch die grimmigsten Nörgler dürften versöhnt aus dem Theater gegangen sein. Denn vor dem, was die Königliche Oper mit dieser „Rosenkavalier"-Aufführung geleistet hat, mußte jedes Wenn und Aber verstummen und jeder noch so berechtigte Vorwurf weichen. Von dem äußern Bild der geschlossenen Bühne an, mit der für den besonderen Zweck geschaffenen stilvollen Umrahmung und dem nach den Seiten zu sich öffnenden eigenen Vorhang, bis zur Durchführung der kleinsten Rolle erschien alles beherrscht von einem vornehmen künstlerischen Geist, verriet alles die höchste Anspannung der Kräfte, die ein der Vollendetheit so nahe wie möglich kommendes Aufführungsresultat erzwingen sollten und dieses Ziel denn auch wahrlich nicht verfehlten. Frieda Hempel, die mit meisterhaftem Gesang und darstellerisch überraschend vertieft die Feldmarschallin gab, Lola Artôt, die einen scharmanten Rosenkavalier schuf, Paul Knüpfer, der den Ochs von Lerchenau zu einer prächtig humorvollen Gestalt machte und den Konversationsstil souverän beherrschte — soll man diese Namen besonders nennen? Es wäre fast ein Unrecht gegen die übrigen Mitglieder des stolzen Ensembles, das seine Leistungsfähigkeit im besten Licht zeigte. Und jedenfalls dürfte dann auch nicht des herrlichen Königlichen Orchesters vergessen werden, das einen schier unerhörten Klangzauber ausbreitete und den Hörer mit Wohllaut wahrhaft berauschte. Gerade der rechte Mann stand mit Generalmusikdirektor Dr. Muck an der Spitze des Orchesters. Sein ausgeprägter Sinn für Klarheit und rhythmische Sauberkeit, für ausdrucksvolle Phrasierung und penible Nuancierung förderte den reichen Schatz musikalischer Schönheiten, der in der Partitur ruht, ohne Rest zutage.

Deutlicher noch, als nach der verdienstvollen Uraufführung des Werkes durch die Dresdner Hofoper, steht jetzt vor Augen, was an Straußens jüngstem Bühnenwerk stark, wertvoll und triebkräftig ist, und wo seine Schwächen liegen. Was Wagner gewollt, das erstrebt nach seiner Art, neuen Geistes voll, auch Richard Strauß: Ein Opernbuch soll ihm kein dürftiger Vorwand zum Musikmachen sein; er haßt die Opernblödheiten. Er sucht die Operndichtung von Esprit und Charakter und die

Operndichtung in einem literarischen Gewand, das an sich schon ein Vergnügen des Geistes bedeutet. Und diesem Wollen gehört die Zukunft. Noch mag „ein Uebermaß wohl leicht zuhanden“ sein, ein Uebermaß im „literarischen“ nämlich, das das Szenisch-Wirksame, Dramatisch-Notwendige und das ihm vermählte Musikalisch-Ausdrucksvolle stellenweise unterbricht, den stetigen Fluß unliebsam verzögert. Wer sich auf die artistischen Reize besagten „Uebermaßes“ richtig einzustellen weiß, wird darin keine Störung des Genusses empfinden. Die Oper lebt aber von der großen Menge, der die Fähigkeit solchen Einstellens abgeht, und bei der daher die Momente des Aussetzens der unmittelbaren Wirkung zur Schwäche des Werkes werden. Vollendete Aufführungen, wie die der Berliner Kgl. Bühne, geben die notwendige Abschätzung dieser „Schwäche“ an die Hand. Und ein feiner, kritischer Geist wie Richard Strauß wird sie für sein Schaffen zu nützen wissen. Wilhelm Klatte.

Unsere Bilder

Die Pfadfinder beim Grafen Haeseler. (Abb. S 1975). 120 Berliner Jungen, die dem bekannten Pfadfinderkorps angehören, sind kürzlich einer Einladung des Generalfeldmarschalls Grafen Haeseler gefolgt und haben ihn auf seinem Gut Harnecop besucht. Der greise Feldmarschall weilte viele Stunden lang in der Mitte der frischen Knaben, wohnte ihren Uebungen bei und sprach mit den meisten seiner Gäste ein freundliches Wort. Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung die rüstigen kleinen Kerle an diesen Tag zurückdenken werden.

König Peter von Serbien in Paris (Abb. S. 1980 u. 81). König Peter I. hat seine lang gehegte Absicht, dem Präsidenten der französischen Republik eine Staatsvisite abzustatten, endlich ausführen können. Natürlich wurde auch der serbischen Gesandtschaft in Paris die Ehre zuteil, den heimischen Souverän zu bewirten. Die Gemahlin des Gesandten, Frau Wesnitsch, machte mit viel Anmut die Honneurs des Hauses.

Der Tripoliskrieg (Abb. S. 1978) scheint infolge der Regenzeit zu einem gewissen Stillstand gelangt zu sein. Die energische Offensive der Italiener, von der so viel gesprochen wird, hat noch immer nicht eingesetzt. Vorläufig sind sie ihrer nächsten Umgebung noch nicht sicher und durchsuchen eifrig die Oase nach Bewaffneten und Waffen. Die Bewohner der zerstreuten Gehöfte werden gezwungen, in die Stadt zu ziehen.

Von Neu-Kamerun (Abb. S. 1976) erzählen unsere Aufnahmen, die Momente aus dem Leben der neusten deutschen Reichsangehörigen wiedergeben. Wir sehen, daß die Eingeborenen zwar auf einer noch recht niedrigen Kulturstufe stehen, aber auch schon bisher zu nützlichem Erwerb angehalten worden sind. So werden in den Urwäldern fleißig Elefanten gejagt und ihrer wertvollen Zähne beraubt. Auch als Haustier findet man den klugen Dickhäuter häufig. Ein anderes wertvolles Produkt des Kongolandes bilden die Federn des Vogels Strauß.

Zur Aktion der Italiener im Aegäischen Meer. (Abb. S. 1979). Die türkische Regierung bereitet sich darauf vor, der Flottenaktion der Italiener im Archipel energischen Widerstand entgegenzusetzen. Unter den Inseln, die durch italienische Truppen besetzt werden sollen, befindet sich Rhodos.

Die erste Ausstellung in der neuen Kunsthalle Wilmersdorf (Abb. S. 1982) erregt das berechtigte Interesse aller Kunstfreunde Großberlins. In den sechzehn kleinen Räumen in der Kaiserallee sind 187 Kunstwerke aller Art ausgestellt. Neben einer juryfreien Abteilung gibt es mehrere Sonderausstellungen. Die berühmten Maler Hübner, Kampf und Rudolf Schulte im Hofe verfügen über besondere Räume. Auch Jürgen Kröger, Stadtbaurat Otto Herrnring und der Innenarchitekt Pfeiffer haben Sonderausstellungen veranstaltet.

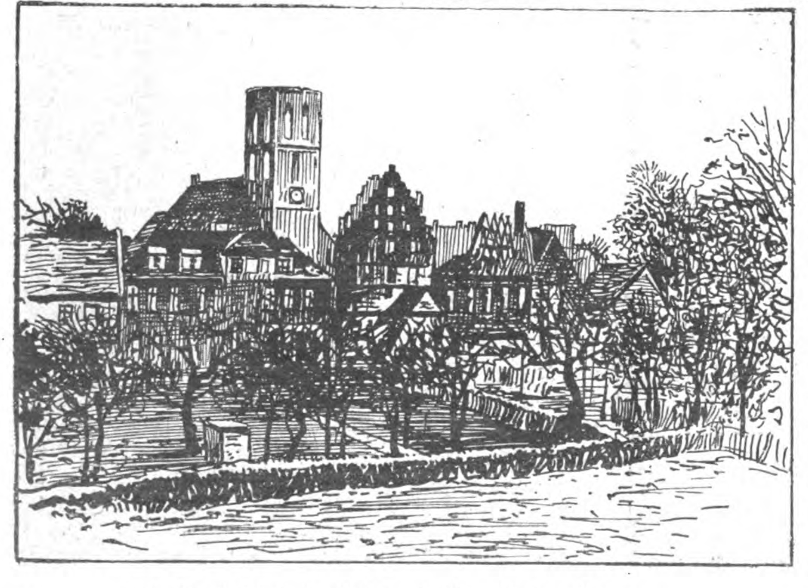
Eine Orchideenausstellung (Abb. S. 1982), die von der Deutschen Gartenbaugesellschaft im Abgeordnetenhaus zu Berlin veranstaltet wurde, hat mit Recht das Entzücken aller Blumenfreunde erregt. Die bizarren Märchenblumen waren in allen Farben, in den tollsten Formen zu sehen. Eine von dem Orchideenzüchter Otto Beyrodt arrangierte hübsche Urwaldgruppe vereinigte viele besonders schöne Orchideen in einem Rahmen voll echt tropischer Pracht.

Der neue Aeroplan des Pariser Millionärs Deutsch de la Meurthe (Abb. S. 1980) ist das erste Flugzeug, das eine geschlossene Kabine enthält, also das erste Exemplar der Flugdroschke, die vielleicht im Luftverkehr eine große Rolle spielen wird.

Die Martinikirche in Münster (Abb. untenst.), die schon zur Zeit der Wiedertäufer in deutschen Landen hohen Ruhm genossen hat, ist durch einen Brand schwer beschädigt worden. Das Feuer brach im Innern des Kirchturmes aus und dieses alte Wahrzeichen Münsters wurde zerstört, während das Kircheninnere verschont blieb.

Todesfälle (Abb. S. 1979). Im „Weißen Hirsch“ bei Dresden ist im Alter von 62 Jahren Dr. Viktor Wilhelm Marcus, Bürgermeister der Freien und Hansestadt Bremen, verschieden. Im Jahr 1906 wurde er zum erstenmal, im Jahr 1910 zum zweitenmal zum Bürgermeister gewählt. — Der General der Kavallerie Adolf v. Deines, Generaladjutant des Kaisers, ist im Alter von 66 Jahren verschieden. Er kommandierte von 1900 bis 1902 die 21. Division und vom Jahre 1902 ab das 8. Armeekorps.

Personalien (Abb. S. 1979 u. 80). Generaloberst Hans von Plessen, der diensttuende Generaladjutant des Kaisers und Kommandant des Hauptquartiers, feiert am 26. November seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar sieht auf eine fünfzigjährige ruhmreiche Dienstzeit zurück. — In diesen Tagen, die dem Andenken Liszts geweiht sind, feiert Sophie Menter, eine der bedeutendsten Schülerinnen des großen Klaviervirtuosen, das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Künstlerschaft.



Die Martinikirche in Münster i. W. nach dem Brande.



Die Toten der Woche.

Ottilie Genée, ehemalige beliebte Schauspielerin, † in Eberswalde am 16. November im Alter von 83 Jahren.

Ernest d'Hervilly, bekannter französischer Dichter, † in Paris am 18. November im Alter von 73 Jahren.

Alfred Pietschker, bekannter Aviatiker, † in Johannisthal durch einen Absturz am 15. November im Alter von 24 Jahren.

General der Artillerie z. D. von Villaume, Flügeladjutant des Kaisers, † in Berlin am 19. November im Alter von 65 Jahren.

Javol

Einsichtige pflegen ihr Haar, weil sie wissen, daß sie nur so dem Verluste des Haares vorbeugen, nur so sich seine Schönheit dauernd erhalten können. – Einsichtige pflegen ihr Haar mit „Javol", weil es sich seit 15 Jahren millionenfach bewährt. „Javol" entspricht in Zusammensetzung u. Wirkung den allseits anerkannten Forschungsresultaten der medizinischen Wissenschaft. Seine wirksamen Stoffe sind Kräuterauszüge u. hierauf allein ist die überraschende Wirkung zurückzuführen. Flasche: fettfrei oder fetthaltig Mk. 2.–
Ueberall zu haben.

Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg

Schönheit



das heisst, schönen Teint und zarte Haut erhalten Sie sich bis ins hohe Alter durch den ständigen Gebrauch der Aok-Teintseife. Teintunreinheiten verschwinden, und die Haut erhält jenen samtnen Pfirsichflaum, der so viel bewundert wird. Aok-Teintseife ist auch für die empfindlichste Haut angenehm. Sie wirkt durch die in ihr enthaltenen Kräuterauszüge erfrischend, anregend und belebend. Vornehmer, dezenter Wohlgeruch. Preis das Stück: in Gebrauchspackung M. 1,40; in Geschenkpackung M. 1,50.

In den besseren Geschäften der Branche vorrätig.
Broschüre über Schönheitspflege mit photographischen Abbildungen durch die Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg.

Illustrationsphoto-Verlag.

Der Feldmarschall lobt einen kleinen Pfadfinder.

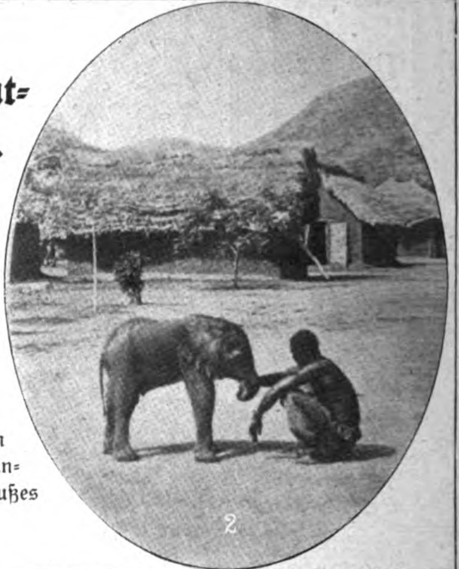
Das Pfadfinderkorps beim Generalfeldmarschall Grafen von Haeseler in Harnecop i. d. Mark.

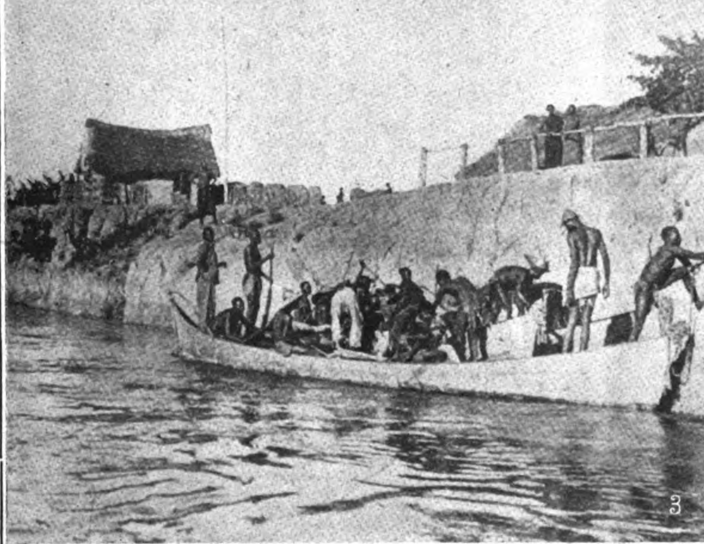


Aus dem neuen deutschen Kongogebiet.

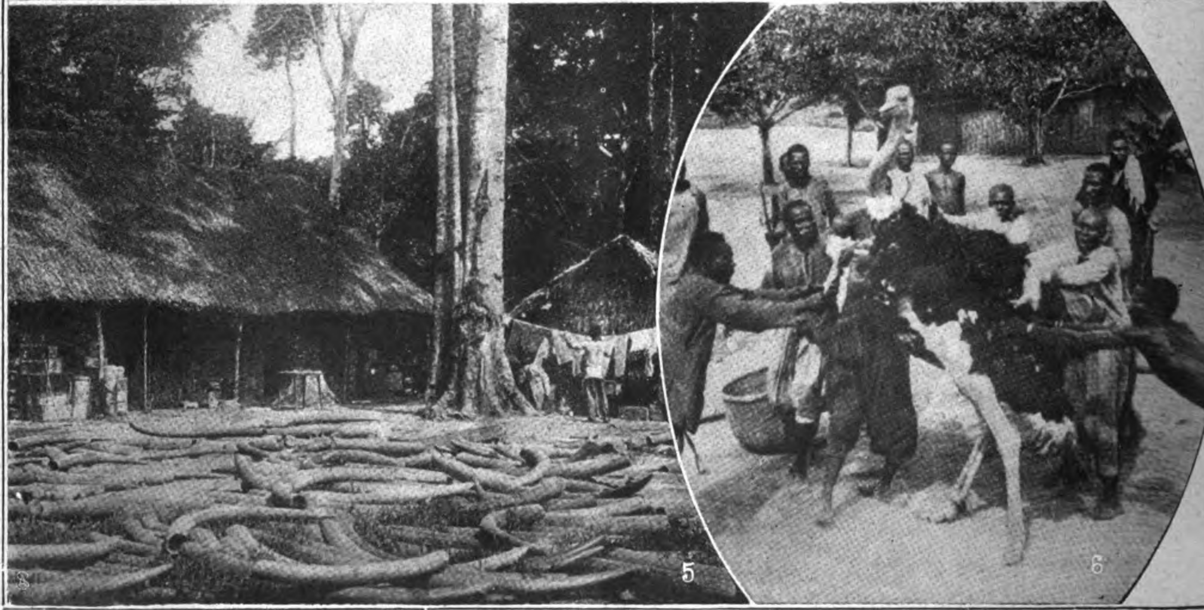
*

1. Transport eines Strohdaches. 2. Junger Elefant als Haustier. 3. Kahn mit Eingeborenen am Ufer des Lobai. (Phot. Metropol). 4. Dorf der Kongoneger (Phot. Hutin). 5. Sammelstelle von Elefantenzähnen im Hofe einer Fabrik. 6. Eingeborene beim Rupfen eines Straußes (Phot. Metropol).











Phot. G. Wolff.

Zerstörungen am Münster zu Konstanz.
Die herabstürzenden Steinornamente haben das Dach zertrümmert.

Anfang der Bewegung

Beginn der Hauptbewegung

27''' 26''' 25'''

Die Registrierung des Erdbebens auf dem Kgl. Geodätischen Institut in Potsdam.
200fache Vergrößerung der wirklichen Bodenbewegung in Potsdam. Die Hauptbewegung war so stark, daß der Schreibhebel aus dem Lager geworfen wurde.



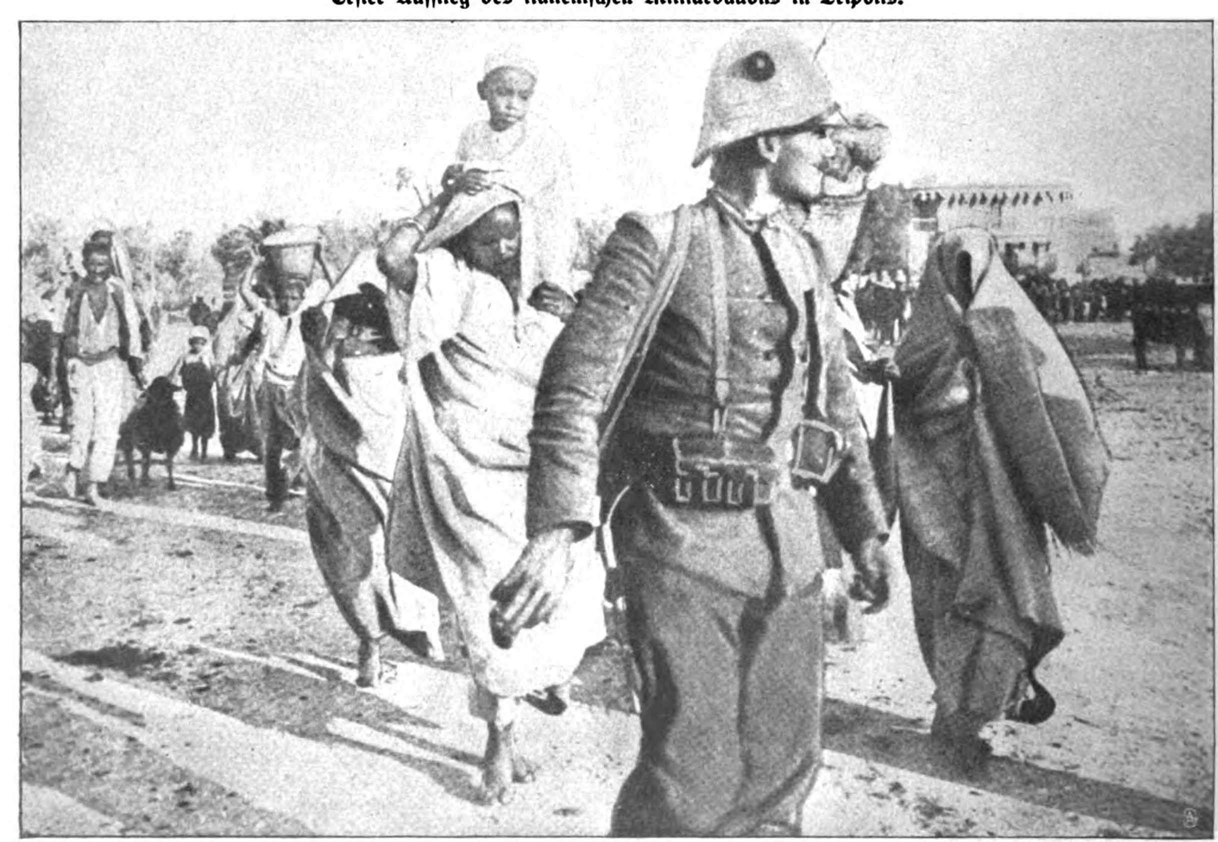
Phot. J. Burtscher.

Die vom Postgebäude in Konstanz herabgestürzte Steinfigur.

Das Erdbeben vom 16. November 1911 in Süd- und Mitteldeutschland.



Erster Aufstieg des italienischen Militärballons in Tripolis.



Araber, deren Häuser in der Oase zerstört sind, werden mit ihren Habseligkeiten abgeführt.

Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz. — Phot. Argus.





Hofphot. Ciolina.

Gen. d. Kavallerie z. D. v. Deines †
Der frühere militärische Erzieher der kaiserlichen Prinzen.



Phot. Dose.

Senator Dr. Marcus †
Bürgermeister von Bremen.



Atelier Bieber.

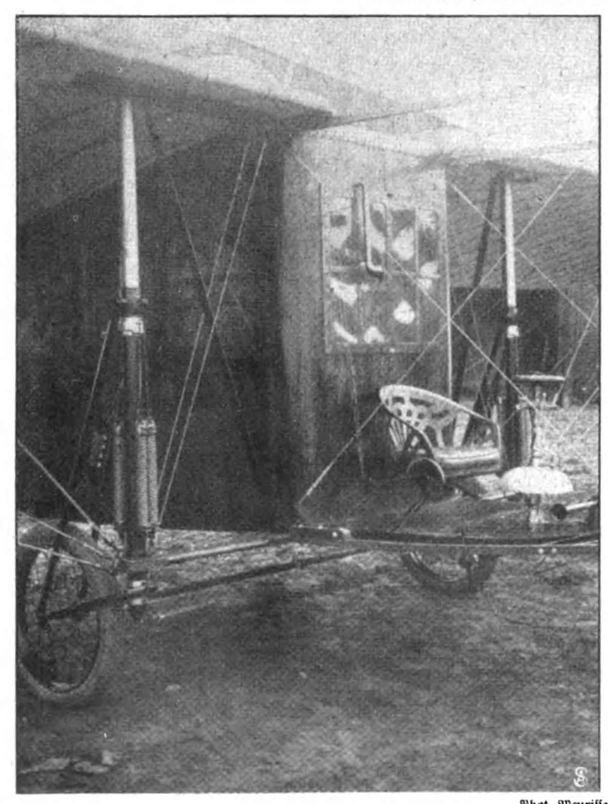
Generaloberst von Plessen,
Gen.-Adjutant des Kaisers, feiert seinen 70. Geburstag.

Einfahrt in den Hafen der Insel Rhodos im Aegäischen Meer.
Zu den Bewegungen der italienischen Flotte und ihrem Erscheinen vor Rhodos.



Phot. Salmon.

König Peter (×) und Präsident Fallières besichtigen unter Führung des Hauptmanns Etevé das Flugfeld von St. Cyr.
Vom Besuch des Königs von Serbien in Paris.



Phot. Meurisse.

Flugapparat des Fliegers Deutsch de la Meurthe
mit eingebauter Kabine.
Ein neuer Fortschritt in der Aviatik.



Phot. Böhm.

Frau Sophie Menter mit ihren Angorakatzen
in Villa Stockdorf bei München.
Zum 50jährigen Künstlerjubiläum einer bekannten Liszt-Schülerin.





Phot. Atelier Boissonnas & Taponier.

Madame Wesnitsch,

die Gemahlin des serbischen Gesandten in Paris, in ihrer Nationaltracht.



Orchideen im Urwald.
Diorama von der Berliner Orchideen-Ausstellung.



Blick in das vom Architekten der Ausstellung Ed. Pfeiffer entworfene Zimmer
Von der ersten Ausstellung in der Kunsthalle Wilmersdorf-Berlin.



Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

5. Fortsetzung.

Axel beschwichtigte Gerdas heimliche Not.

„Nur keine Aufregung! Was meinen Sie denn, Gerda? Wenn es mich angeht — das — da lassen Sie sich um Gottes willen Zeit. Schreiben Sie mir mal — wenn meine Stunde gekommen ist. Nur nicht übers Knie brechen — das wäre ja —“, es wurde ihm plötzlich selber heiß vor dem entscheidenden Wort, bei ihren schmerzdurchdrungenen Zügen — er wußte nicht mehr, was er zu hoffen hatte.

Verlieren? Wie es eben fiel! Vielleicht war sie ihm schon verloren, während er ganz im stillen noch sein Haus zu ihrem Empfang ausschmückte. Aber — was verschlug das gegen die Möglichkeit, daß sie sich selbst verloren hatte? Es konnte ja mit ihr so schlimm stehen, so niederträchtig — er wagte die Folgen nicht auszudenken.

Axel klopfte an die Tür und rief zugleich: „Mama, ich bringe dir Gerda. Laß sie ruhig eintreten. Ich zieh mich auch erst mal um. Also auf Wiedersehen.“

Zu ihr, die ihm zuletzt nur noch widerwillig gefolgt war und nun ernstlich zauderte, einzutreten, sagte er wieder ziemlich unbarmherzig: „Müssen Sie denn durchaus mit diesen Leuten zurück? Ich hätte Sie sonst zur Bahn nach Oppenau gefahren!“

Aber da war Frau von Wendt schon auf der Schwelle erschienen und hatte Gerda liebevoll in die Arme geschlossen. Verwirrt zog sich Axel zurück.

Gerda wurde in ein niedriges, mit schmalen dürftigen Möbeln, uraltem Hausrat bestelltes Zimmer gezogen, dessen Fenster gegen den Bach hinaus ging. Das Rauschen der angeschwollenen Wasser klang herauf, und ein starker Duft des abgekühlten Waldes erfüllte den Raum. Auf der kleinen Kommode bemerkte sie Bilder ihres verstorbenen Onkels Gerhard mit seinen Jagdhunden sowie Axel als Kadett und als Leutnant.

„Denke dir, gerade sprach ich mit Axel davon, dir zu schreiben, ob du uns besuchen wollest, und nun kommst du sogar ungerufen!“ sagte die Tante in Freude und Herzlichkeit.

Gleichwohl wußte sie genug von der Gefahr, in der diese schwebte. Ihr Sohn hatte seine Befürchtungen laut werden lassen in einer Weise, daß die Mutter auch den Zusammenhang leicht begriff. Axels Wunsch und Wahl schmerzten sie tief. Ob er Gerda gewann oder verlor, so wartete seiner mehr Elend als Segen. Schon sah sie im Geist ihre stille Heimat mit Krieg überzogen, von endloser Trauer verdüstert. Aber sie besaß nicht die starke Hand, ein Schicksal abzuwenden, noch mehr gebrach es ihr an weiblicher List, die drohende Gefahr zu hintertreiben. Ihrer Weisheit letzter Schluß war der Glaube, der da spricht:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.“

Auch Gerda gegenüber fühlte sie sich eigentlich nicht berufen, erzieherisch zu wirken oder deren Handlungen zu kritisieren, wie es die andern Verwandten so gern taten. Es wollte ihr sogar zuweilen scheinen, als sei Gerdas leidenschaftlicher Hang zu weltlicher Entfaltung ein unabänderlicher Naturtrieb, an dem die ewigen Vernünfteleien wirkungslos abprallen mußten. Nur sagen wollte sie ihr, welche Angst sie ihretwegen ausstand, und fragen wollte sie die Unbeugsame, ob sie mit offenen oder geschlossenen Augen dahinsegle.

Gerda lehnte eine Bewirtung hastig ab.

„Ich muß leider gleich wieder aufbrechen, Tante. Aber vielleicht komme ich noch einmal her, nicht? Du wohnst hier entzückend, so still und poetisch! Hier würde ich mich auch wohl fühlen!“

Geschäftig rückte Frau von Wendt die beiden einzigen Sessel zurecht, dem feinen Gast aber wies sie das Sofa an.

Sie sah leidend aus, eine vorzeitige Matrone mit vergilbten, fast häßlichen, aber sympathischen Zügen und hochtoupiertem grauem Haar, über dem eine schwarze Spitze lag. Sie war in ein anspruchloses schwarzes Wollkleid gehüllt, das nur am Kragen einen weißen Streifen zeigte. Ihr einziges Schmuckstück, ein großer Topas in breiter Goldfassung, erinnerte Gerda an den Schmuck ihrer verstorbenen Mutter, der unberührt unter ihren modernen Broschen und Ketten lag. Die schmalen gepflegten Hände der Tante waren den ihren gleich, aber sonst hatten die beiden keine Ähnlichkeit. Die klösterlich einfache Frau, die nie ein französisches Kleid getragen haben mochte und eine von denen gewesen war, die dem Mann das Leben durch Fürsorge und Genügsamkeit bequem machten, wäre gewiß entsetzt aufgefahren, wenn sie die luxuriösen Neigungen der Nichte im ganzen Umfang gekannt hätte. Sie sah unentwegt an der Tante vorbei im Zimmer herum, zum Fenster hinaus.

„Meinst du wirklich? Denk mal, dieser Landgasthof und das weltberühmte Hotel! Das sind große Gegensätze. Aber ich glaube kaum, daß du das im Ernst denkst, sonst würde ich mich ganz unsäglich freuen!“ sagte Frau von Wendt, die auf dem Tisch Daumen und Zeigefinger beider Hände gegeneinander ausstreckte und diesem Spiel gespannt zusah.

Nun wird sie gleich fragen: wo nimmst du eigentlich das Geld her? Dann stehe ich auf und sage: Verzeih, Tante, ich muß wirklich fort! dachte Gerda, gräßlich in die Enge getrieben. Es war doch so himmelschreiend klar, daß sie nicht hierher „paßte“, in diese von Holzwürmern zerfressenen Wände, zu muffigen Möbeln und Menschen! Das mochte sich wohl alles trefflich schicken für die tausend kleinen Nagelschmiede des Glücks, die ihr innerstes Behagen unanfechtbar von einem Ort zum andern trugen gleich einer Lodenjoppe. Sie aber litt unter jeglicher Beengnis des äußeren Lebens, sie mochte nicht mit tausend Bescheidenheitsleuten aus einem Topf essen! Warum war es ihr, die mit so zärtlichen Fibern danach verlangte, nicht gegeben, schuldlos im Licht der Fülle zu leben und mit vollen Händen Schönheit auszustreuen?



Der Regen hatte aufgehört, die Vögel im Wald, soeben noch stumm, sangen nun in einem wilden Chorus, als gelte es, Versäumtes nachzuholen.

„Ich komme eben euch zuliebe. Wie lange bleibt Axel da?“ fragte sie endlich müde und traurig. Sie kannte sich selbst nicht mehr aus in den Widersprüchen ihres Charakters. O sie wußte ja: die zwei meinten es doch gut mit ihr.

Nach einer Weile sagte Frau von Wendt ganz leise und schwer: „Es ist mir immer, als müßte ich dich gleich hier behalten und mit nach Hause nehmen: Lieber möchte ich noch einen Sohn im Krieg wissen als dich dort in dem gefährlichen Getriebe, wo du vielleicht bald nicht mehr aus noch ein weißt!“ Dann konnte sie das Weinen nicht mehr verhalten. Unter Schüttern und Schluchzen fuhr sie fort: „Hast du dir auch alles recht überlegt? Ich will dich ja nicht aushorchen. Du bist dein eigener Herr. Aber du darfst nur nie das Gefühl haben: ich bin allein auf der Welt, es ist ja gleich, was noch aus mir wird! Das wäre ein großes Unrecht gegen uns alle, die dich lieben und vor verzweifelten Schritten bewahren möchten. Du hast wohl eine Heimat, wenn du die einfache Welt nicht verachtest, in der du aufgewachsen bist. Bei uns wirst du mehr als das Kind im Hause sein. Da kannst du ungezwungen warten und ergreifen, was sich dir bietet. Ist das nicht besser als deine Jagd nach Gott weiß für einem närrischen Glück? Ach, liebes Kind, sieh mal, besinne dich, solang es noch Zeit ist! Ich sage nichts mehr.“ Sie hielt immer noch die Hand vor die Augen und ließ die Tropfen auf das Tischtuch fallen. Gerda hingegen konnte die Erlösung nicht finden, irgendeine Starrheit hielt ihre wahren Gefühle gefangen. Sie schwieg unnatürlich lange, ganz gelähmt von dem Schmerz, der aus der andern Brust in sie hinüberfloß.

„Ach, Tante Klärchen“ — begann sie in qualvollem Widerspruch, „ich weiß ja gar nicht, was du dir für Gefahren vorstellst. Und was ich suche — kann ich dir auch nicht sagen. Sei nur nicht in Sorge meinetwegen. Aber es geht — es muß mit mir nun schon den Weg gehen, den ich angetreten habe.“

Schon zweimal hatte sie den blauen Automobilschleier auf und wieder zugebunden; jetzt zerrte sie an dem zarten Tüll, daß es krachte. „Ihr könnt es nicht verstehen, was mich treibt. Ich bin nicht für Stille und Einfachheit geschaffen. Ich würde euch nur auch noch unglücklich machen.“

Frau von Wendt stand auf mit geisterhaftem Gesicht, die Hände wie zum Gebet erhoben.

„Dein Wille geschehe, Kind. Gott bewahre, daß ich dich von deinem Weg ableiten wolle. Möge er im guten enden. Das wünsche ich von ganzem Herzen. Aber glauben, glauben, liebe Gerda, kann ich es nicht. Der über uns läßt sich nichts abtrotzen. Und wenn es nun anders kommt,als du in deinem Leichtsinn denkst —“ Verzweifelt suchte sie Gerdas Blick, aber das letzte bißchen Hoffnung auf Verständnis schwand, da diese zum Fenster hinaussah. So starr und unberührt schienen der alten leiderprobten Seele diese Züge, daß ihr die Angst vor dem rätselhaften Wesen wie eine Spinne über den Rücken lief.

„Ich werde euch niemals zur Last fallen!“ entgegnete Gerda in jenem falschen Stolz, der in solchen Augenblicken der Ratlosigkeit und Bestürzung immer die uneingestandene Not verdecken muß.

Zu beider Befreiung kam Axel zurück, und mit seinem Eintritt nahm das Gespräch eine andere Richtung. Er schien gewillt, eine Neutralität herzustellen, wohl wissend, daß Gerda in seiner Gegenwart nicht die leiseste Ermahnung ertragen würde. Dennoch ahnte er die vorausgegangene Szene; die große Erregung zitterte in beiden Frauen nach und erfüllte auch seine Brust mit heilloser Trauer. Es war wie bei einem Begräbnis, wenn die Versammelten ängstlich bemüht sind, den Toten mit keinem Wort zu erwähnen.

„Ich komme sicher in diesen Tagen noch mal her!“ wiederholte Gerda mit mattem Lächeln, als sie im Begriff war, sich zu verabschieden. Allein sie glaubte selbst nicht, was sie sagte. Mit ihrer Fassung war es vorbei, sie mußte ein Ende machen, wenn sie sich nicht verraten wollte. Beklommen folgten Mutter und Sohn ihren künstlichen Anstalten. Einmal tauschten sie schnell einen Blick miteinander — und das war dann freilich eine erschütternde Aufklärung. Axel fiel sichtlich zusammen. Das Braun seiner Haut entfärbte sich in ein gelbliches Grau, er strich sich fortwährend mit der Linken über den Hinterkopf.

Tante und Nichte umarmten und küßten sich wieder; es dauerte lange, bis Gerda frei kam. Dann kehrte sich Frau von Wendt schnell gegen das Fenster, und Axel begleitete sie hinaus.

„Ach bitte, bleiben Sie oben. Ich kann es nicht ertragen“, versuchte Gerda ihn zurückzuhalten. Aber da brach es gewaltsam aus ihr hervor, sie lehnte sich seitwärts an die Wand und begann bitterlich zu weinen.

Sanft legte er einen Arm um ihre Hüften und flüsterte ihr ins Ohr: „Wollten Sie mir nicht etwas sagen? Hab ich nichts mehr zu hoffen?“

Und wenn er sie jetzt auf den Knien angefleht hätte, es wäre doch umsonst gewesen, denn sie selbst verrannte sich immer mehr in den Wahn, daß eine Umkehr ausgeschlossen sei.

„O Gott, lassen Sie — vergessen Sie mich!“ raffte sie sich auf und entfloh, ohne ihm die Hand zu reichen, aus Furcht, festgehalten zu werden. Axel ließ sie gehen. Es war da — merkte er — ein Riß entstanden, der ihn für immer von der Fliehenden trennte. Dafür gab es keine Abhilfe. Ein schleichendes Gift, mußte der Gedanke, um eine Sultanslaune verschmäht zu sein, all seine Lebensfreude entkräften. Oh, den besseren, rechtschaffenen Rivalen hätte er abermals — wenn auch mit vermehrter Qual — ertragen können; er wäre, wie damals vor seinem Freund Hellmut, würdig zur Seite getreten und der alten Liebe wohl noch lange treu geblieben. Aber nun sie sich ohne Ansehen der Person verkauft hatte, ganz einfach an den Meistbietenden fortgeworfen, so war auch seine Ehre mitten durchgerissen. Er fragte sich überhaupt nicht mehr, wieso er einen bloßen Verdacht ungeprüft zur Gewißheit machte. Der Tyrannei des beleidigten Herzens hielt sein Gewissen nicht stand, genug, die alte Eifersucht schlug plötzlich in Raserei und Verachtung um, das Übergewicht einer schrankenlosen, eigensinnigen Hingabe riß ihn, den selbstbewußten Mann, jetzt unbarmherzig zu Boden. Genug, die Teufelsfratze war da, sie grinste ihn an und ließ seine Fäuste fliegen, die Zähne knirschen. Verkauft, bezahlt! Marktware! tobte ein Teufel in seiner gemarterten Brust.

Zuerst stürzte Axel in sein Zimmer, dann, als unten das aufreizende Surren des vorfahrenden Autos ertönte, gierte sein Haß nach einem Opfer — er stapfte bösartig treppab und trat vor die Haustür. Die Ausflügler stiegen eben ein, Gerda voran. Da war es aber gerade, wie durch die dämonische Macht seines Wunsches be-



schworen, daß der Kavalier Bodenbach auf Geheiß seiner Dame noch einmal zur Terrasse lief, offenbar, um eine vergessene Sache zu holen. Axel ging sachte am Haus entlang. Er kehrte dem Wagen den Rücken und blickte zu Boden. Was er wissen wollte, sagten ihm die Ohren. Die beiden Offiziere begegneten sich bei der Treppe. Bodenbach hatte den Feind zu spät bemerkt; grußlos strebte er an diesem vorbeizukommen, wobei er doch nicht umhin konnte, den lächerlichen Vorwand großer Geschäftigkeit zu markieren.

„Kuppler!" knirschte Axel laut genug für dessen Ohren.

Der Beleidigte hielt eine Tasche in der Rechten. Er drehte sich darauf sogleich um und bohrte seinen Blick eine Sekunde wie ein Irrsinniger in Axels Rücken. Dann holte er ihn mit drei Sätzen ein und zwang ihn, zu stehen.

„Sie werden von mir hören!" sagte er fest, mit zusammengepreßten Kiefern. Darauf kehrte er etwas gemessener zurück, seine Miene nahm eine pathetische Würde an, in der noch lange ein tiefes Erstaunen über das peinliche Renkontre nachwirkte. Von seinen Begleitern schien nur Frau von Hellern die Szene beobachtet zu haben; er sah ihre Augen in höchster Spannung auf sich gerichtet. Aber sie getraute sich nicht zu fragen. Sie mußte sich stellen, als wisse sie nichts davon, daß ihr Vetter die eingetretene Entfremdung vor allen Leuten zur Schau trug, indem er ihr verächtlich den Rücken kehrte. Nach der Ursache dieses unmenschlichen Verhaltens brauchte sie freilich nicht zu fahnden. Schnell, blitzschnell begriff sie den traurigen Trugschluß seiner gekränkten Liebe und das grausame Ende einer holden Freundschaft. Allein sie konnte ihre Genugtuung nicht finden in dem Gefühl, schwer verkannt und beleidigt zu sein. Hatte sie doch den Schein einer schmählichen Verirrung auf sich geladen und in diesem gefährlichen Augenblick des treuen Kameraden Los entschieden! Das bittere, salzige Wörtlein: „Denke nicht schlecht von mir!" auszusprechen, war sie zu stolz gewesen. Und jetzt war's zu spät. Schon wehte ein kalter Hauch von Einsamkeit aus diesem Scheiden her, und die arme Seele begann zu frösteln.

Die neugierige Ellen Ramin setzte sie indessen mit zudringlichen Fragen in Verlegenheit, während der Sultan, sichtlich geärgert, in seiner Ecke lehnte. Bodenbach allein zeigte sich fröhlich und guter Dinge, obgleich er gewiß am meisten Grund hatte, diese Vergnügungsreise zu verwünschen. Er liebäugelte mit dem Herrn der Heerscharen, ob er wohl mit gesunden Gliedern aus diesem Handel hervorgehen werde? Das Unbehagen steckte ihm wie eine Fischgräte im Hals, er wäre es gern schnell losgeworden und sah sich nun gezwungen, noch zwei Stunden ohne Labung auf einem unbequemen Sitz und in langweiliger Gesellschaft auszuharren. Er rächte sich für all das Mißgeschick, indem er der Ramin anzügliche Sächelchen zuflüsterte.

Auf halbem Weg wurde der Sultan wieder gesprächig, ja, verleitet von der Lustigkeit des vor ihm sitzendes Paares, sogar ein wenig kühn. Die wortkarge Nachbarin merkte es erst, als er ihre selbstvergessen ruhende Rechte aufhob und eilig küßte. Da wickelte sie beide Hände in die Decke, rückte ostentativ von dem zärtlichen Freier ab und lehnte sich mit schläfriger Miene zur Seite.

Jetzt einschlafen und aus dem Traum heraus gegen eine Wand geschleudert werden, ohne eine Sekunde Besinnung — das wäre noch lange nicht das größte Übel! dachte sie, des Jammers müde. Eine halbe Stunde verging sodann in Gedanken darüber, wie ihre Verehrer und Widersacher von diesem Ende betroffen würden. Der Herzog vor allen? Was ging in ihm vor, wenn sich im Hotel die Botschaft herumsprach und ihn etwa ereilte, während er mit Mutter und Schwester das Souper einnahm.

„Durchlaucht verzeihen — haben Durchlaucht schon von dem entsetzlichen Automobilunglück des Sultans von Irawaddi gehört? Soeben passiert. Die Baronin Hellern soll tot sein." Ob dieses Wunder von Selbstbeherrschung dann nicht doch Messer und Gabel fallen ließ und seinen hochmögenden Damen davonlief?

Mit geschlossenen Augen suchte sie sich seine Schreckensmiene auszumalen. Oder? War es so ganz undenkbar, daß er nur ein ganz klein wenig zusammenfuhr, mit den Damen etliche Worte des Bedauerns tauschte und dabei seine Seezunge in Weißwein gelassen verspeiste in dem grämlichen Gefühl: Eine Rose geknickt, eh ihr Duft mich erquickte!? Keine Trauer an ihrem Grab? Wie ein spielendes Kind begann sie aufzuzählen: Lisette würde sehr heftig und lange weinen, Kattie würde einen ganzen Tag untröstlich sein und sich derweilen mit meinem Nachlaß zu schaffen machen. Zwei armselige Kreaturen. Von andern Augen würde zu meinem Andenken wohl kaum ein Fingerhut voll vergossen. Aber meine gute, treue Lisette, die ich tagtäglich mit bösen Launen plage — o Gott, wie das arme Ding weinen würde! Bei diesem Gedanken rollten Gerda selbst große Tränen über die Wangen, und sie fühlte wie nie zuvor: „Geliebt zu sein, das ist der Sinn des Lebens!" Oh, wie sehnte sie sich jetzt, Liebe zu geben, Liebe zu empfangen und doch sich im Schenken von keiner Seele übertreffen zu lassen!

Auf einmal wurde ihr bange um die Sicherheit der Hände, die das Steuer führten. Nein, sie wollte leben, leben um versäumter Liebe willen! Sie hatte die Himmelsgabe gering geachtet, manches Samenkorn war in ihr auf steinigen Boden gefallen. Aber von dieser Stunde an — — —. Und sie demütigte sich tief, indem sie einen langen Brief an Axel ausdachte, darin sie ihre Ehre behaupten und ihn bitten wollte, ihr seine Freundschaft nicht zu entziehen. Er durfte nicht fürchten, daß sie in Schande untergehe. Gleich morgen konnte sie den größten Teil ihres Schmucks, all die Andenken an ihren schenkfreudigen Hellmut, verkaufen, ihre Schulden bezahlen und einen anständigen Rückzug antreten. Dann hatte sie eben eine letzte, schöne, aufregende Woche im Lande der Torheit zugebracht und diese rauschende Lust mit ihrer letzten Habe bezahlt! Noch brauchte sie vor keinem Angesicht zu erröten.

Wie ein milder Sommerregen rieselte es über die Wangen, während sie das ganze Weh dieser Resignation ausschlürfte.

„Ja, Tante Klärchen, ich komme! In deinem traulichen Heim will ich mich mit dem Los der Armut versöhnen und den alten Traum vom goldenen Überfluß bezwingen, vergessen — — —"

In der Dämmerung kamen sie in Baden an. Ellen Ramin stieg schon in der Altstadt aus; sie wohnte in einer sehr bescheidenen Pension. Wenn sie erwartet hatte, vom Sultan zum Souper in das Hotel eingeladen zu werden, so mußte sie bitter enttäuscht sein. Der launische Verschwender schien von der Fahrt nichts weniger als befriedigt und hatte übrigens nur noch



Augen für Gerda Hellern, deren Zustand ihn sehr beunruhigte.

Auf der Strecke bis zum Hotel wagte er endlich die entscheidende Frage, ob sie ihm heute abend das Vergnügen machen werde, mit ihm allein zu soupieren? Es war ein Fehltritt, sie verneinte seufzend, lächelnd.

„Ich bin zu müde, Hoheit, und möchte auf dem Zimmer essen!"

Seine Enttäuschung sah sie kaum, sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Beim Abschied sah sie Bodenbach wiederum forschend an. Dann konnte sie sich doch nicht beherrschen: „Was war das noch mit Herrn von Wendt vor der Terrasse?"

„Ach, ein kleines Mißverständnis, nichts von Bedeutung, Baronin!" sagte er mit leiser Ironie und einer übertriebenen Verbeugung, die ihr mehr verriet als seine Worte. Sie entschloß sich, noch in dieser Stunde an Axel zu schreiben.

So endete die viel bemerkte Fahrt.

* * *

Die Kapelle spielte Crémieux' schwermütigen Walzer: „Quand l'amour meurt", und Gerda, die neben Kattie auf einer Bank im Kurgarten saß, summte den Text dazu. Es war die rechte Melodie für ihre Abschiedstimmung. Die eindringlichen Töne der Violine, das schmerzliche Ende des Himmels auf Erden beklagend, bestärkten sie in ihrem trübseligen Heimverlangen und erregten in ihrem Gemüt ein bittersüßes Delirium. Mit den Augen eines Auswanderers, der vom Schiffsbord zum letztenmal vertraute Ufer grüßt, umfaßte sie das bewegte Bild, den Sammelplatz von Tausenden, die ein gutes Recht auf dieses Stelldichein besaßen. War auch nur einer unter den eleganten Spaziergängern so schlecht ausgerüstet wie sie für den ausgelassenen Wettstreit der Genußsucht und Verschwendung?

Ich kam, um die Königin zu spielen, und ziehe mich als Bettlerin zurück! dachte sie traurig, aber ohne Groll und Wankelmut. Das Bewußtsein, einen großen Sieg über ihre Eitelkeit, ihren allzeit regen Ehrgeiz errungen zu haben, gab ihr Stolz und Kraft, den Aufbruch ohne beschämende Überstürzung zu vollziehen. Er durfte in keinem Zug den Anschein einer Flucht erwecken. Noch ahnte Kattie nichts, obwohl ihr die plötzliche Ruhe der Herrin sehr verdächtig vorkam. Gerda trug ohne deren Wissen ihren ganzen Schmuck bei sich, entschlossen, ihn, wenn möglich, noch in dieser Stunde bei einem der Juweliere unter den Kolonnaden zu verkaufen. Aber das war nicht alles. Auch die so teuer erstandenen Toiletten hoffte sie um die Hälfte des Preises wieder loszuwerden.

Dazu mußte ihr Kattie behilflich sein, sie mochte den tückischen Krämer nicht mehr sehen.

Wie aber das begehrliche Herz aus all seinen Illusionen stürzen?

Sie konnten nicht länger zusammenbleiben. So schwer es Gerda wurde, sich wieder von dem immer aufgeweckten, munter plaudernden Star zu trennen, der ihre Trübsal fortblies und ihre Begierden entfachte — es mußte nun einmal sein. Schon die bescheidene Lisette mit aufs Land zu nehmen, war ein Luxus, den sie kaum vor der Tante verantworten konnte. Die Engländerin gab ihr unvermutet selbst Gelegenheit, die Rede auf die Notwendigkeit der Trennung zu bringen.

„Sie haben mir noch gar nichts von der gestrigen Fahrt erzählt, darf ich davon nichts wissen?" fragte sie vorwurfsvoll, in der festen Absicht, das peinliche Schweigen, koste es, was es wolle, zu hintertreiben.

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich Axel antraf und seine Mutter, von der ich nach Pantin eingeladen wurde — — nicht?" begann sie, eine ganze Kette von Fragen und Antworten voraussehend.

Kattie bemerkte den gespitzten Mund sowie die hochgezogenen Brauen, beides Zeichen ruhiger Entschlossenheit, die sie zittern ließen.

Wär es möglich, daß sie sich diesem rechtschaffenen, notleidenden Junker an den Hals warf? Der Gedanke fuhr ihr wie eine Nadel durch den Kopf und verwandelte urplötzlich alle Gefühle. Erbleichend forschte sie in Gerdas Zügen, aber die ließ ihren Blick gelassen über den Rasen, die Teppichbeete und hinüber auf die Meßmersche Terrasse schweifen. Es lag ein sonderbares Gemisch von Zuversicht und Gefaßtheit in dieser Physiognomie, dergleichen Kattie noch nie wahrgenommen hatte. Das konnte keine Heuchelei sein, in dieser Kunst besaß Gerda nicht die geringsten Talente.

„Dann glaube ich, daß diese Begegnung Sie sehr angegriffen und umgestimmt hat! Sie sehen so ergeben und bescheiden aus, wie wenn man Sie wieder auf den ‚rechten Weg' gebracht hätte!" sagte die Engländerin mit verletzendem Hohn, der denn auch gleich die beabsichtigte Wirkung hervorrief. Nichts konnte Gerda in ihrer jetzigen Verfassung peinlicher sein, als wenn man ihre Willensfreiheit in Zweifel zog und aus ihrem ehrlichen Abgang eine „reuige Umkehr" machte.

Das wußte Kattie sehr gut, sie war schon gerüstet zu diesem Kampf mit dem kindlich deutschen Gemüt, das ihr in gleichem Maße Liebe und Verachtung einflößte. Wenn nichts mehr zu retten war, so wollte sie sich wenigstens rächen für so viel zerschlagene Hoffnungen, getäuschtes Zutrauen und vergebliche Gefolgschaft. Und an wem? An einem bekehrten Sünder, der Buße tut? War Gerda schon so weit von ihren vorigen Ambitionen entfernt, daß sie keinen Stachel mehr zu fürchten hatte?

„Sie sind jetzt nur boshaft, Kattie! Aber ich muß doch mit Ihnen reden, es geht nicht anders!" seufzte sie nun schwer, von Gewissensbissen gefolgt. Dabei hielt sie verlegen Umschau nach einem Platz für eine ungestörte Aussprache. Fortwährend wurde sie hier angestarrt, ein ganzes Rudel junger und alter Courmacher defilierte vor ihrer Bank, trotzdem sie noch keinen eines Blicks gewürdigt hatte.

Mit widerwilliger Miene folgte Kattie zum Kurhaus, wo sie sich auf die Terrasse in eine Ecke setzten und eine Limonade tranken. Durch ihr Verhalten störte sie Gerdas vorgefaßte Zusprüche und Erklärungen, weshalb sich diese schließlich geradezu gezwungen sah, ohne Umschweife zu sprechen. Aber sie tat es nicht mehr mit der vorigen Überlegenheit, sondern mit einem verräterischen Eifer, unter heftigen Selbstanklagen.

„Jawohl, es ist Zeit, daß wir von diesem Schauplatz verschwinden. Wenigstens ich! Mir könnten sonst bald böse Geschichten zustoßen, Kattie. Sie wissen schon, was ich meine. Ich will es nicht darauf ankommen lassen. O Gott, was für ein Wahnsinn!"

Da kannte auch die Engländerin keine Scheu und Schranken mehr. Lief es nicht darauf hinaus, daß sie als böser Geist die irrende Seele zum Verbrechen angetrieben habe?

„Die Wahrheit zu sagen: Ich glaube nicht an dieses Erwachen aus einem häßlichen Traum — noch an die zurückgekehrte Einsicht!" sagte sie hart. „Sie haben ganz

einfach nicht den Mut zu Ihren Wünschen. Es sollten Ihnen alle Früchte mühelos in den Schoß fallen. Wissen Sie, was ich gestern an Ihrer Stelle getan hätte?"

Aber Gerda verlangte nicht nach diesem Kern, ihr war bange vor weiteren Enthüllungen, sie fühlte, wieviel sie sich selbst verborgen hatte.

„Ach, Sie reden ja lauter Unsinn, Sie sind empört, weil unsere Pläne ins Wasser fielen!" wehrte sie hastig ab.

Doch unerbittlich fuhr Kattie fort: „Ich hätte den braven Vetter, der so sehr gegen Ihren hiesigen Aufenthalt ist, zuerst einmal um fünftausend Mark gebeten."

„Und dann?" Gerda zitterte schon im voraus vor der Antwort, die sie ahnte.

„Dann — wären Ihre Pläne wohl kaum ins Wasser gefallen!" versetzte Kattie mit zynischem Lächeln.

„Sie sind gemein, Kattie, das hätte ich nicht von Ihnen gedacht! Pfui, wie können Sie mir so etwas auch nur im Zorn zumuten!"

Sie rückte empört von der Gesellschafterin ab, als fürchte sie eine Ansteckung von diesen gemeinen seelischen Trieben. Allein diese ließ nun nicht mehr locker, ihr Motiv hieß: „Alles oder nichts."

„Das finde ich noch lange nicht so schlimm, als wenn Sie ihn aus Verzweiflung heiraten, weil Sie hier durch eigene Schuld Fiasko machen!" spielte sie den letzten Trumpf aus, wobei sie die Arme über der Brust kreuzte und mit ihrem Stuhl zu schaukeln anfing. Es war eine so verwegene Demaskierung, daß Gerda die Gefährtin ihrer Schmach nur noch ratlos anstarrte. Auf einmal ermaß sie den Schaden, den sie sich selbst zufügte, indem sie diese durch Stillschweigen oder Reden in Rätseln zur Vertrauten gemacht hatte. Diese Täuschung war um so gefährlicher, als sie selbst über ihre innersten Möglichkeiten absichtlich im unklaren geblieben war. Nun gab es keine Beschönigung mehr, sie sah ihre Fratze in einem Spiegel, dem sie nicht entlaufen, den sie nicht zerschmettern konnte.

Sie hat bestimmt erwartet, daß ich beim Sultan „Liebesdienste" antreten und sie mir sogleich in irgendein Schloß oder eine Villa am Meer folgen werde! dachte Gerda, und dieser Argwohn plagte sie, bis er unter Zornestränen ausgesprochen wurde. Wozu jedoch



Trost.

Was weiß denn der Gesunde,
Wie wohl Gesundheit tut?
Das kennt allein der Wunde,
Des Schmerz ein wenig ruht.

Wen freut das Lichtgeflimmer
Am hellen Tage ganz?
In tiefer Nacht ein Schimmer
Hat wundervolleren Glanz.

Das ist ein laues Behagen,
Wo Glück an Glück sich schließt —
Vom Rausch emporgetragen
Wird nur, wer leidgeschlagen
Ein kurzes Glück genießt.

Victor Klemperer.

die aus Rand und Band geratene Miß nur eine vielsagende Grimasse herauskehrte, die ungefähr bedeuten sollte: Ich lache nur über deine sittliche Entrüstung! Hast du vielleicht bloß mit dem Feuer gespielt? Wolltest du nicht dein Süpplein dran kochen? Wozu denn jetzt die Aschenbrödelmiene?

Und Gerda empfand diese Stiche, ja, sie gab den hartherzigen Blicken selbst die empfindlichsten Stellen preis. Die Hefe dieser furchtbaren Gärung war Ekel, Selbstverachtung. Gerda kam sich verkauft, erbärmlich vor, wie wenn sie die geheimen Schleichwege, die eine überreizte Phantasie ihr in manchen Stunden vorspiegelte, in Wirklichkeit schon gegangen wäre. Hatte sie Kattie nicht oftmals das Recht gegeben, gering von ihr zu denken — als von einem Gegenstand, mit dem sich trefflich schachern ließ? Ach, schon der erste Schritt zu dieser Reise war ja gleichbedeutend mit dem Verzicht auf den Rang einer ehrenwerten Seele — eine niedrige Spekulation auf die erhabenen Zufälle des Daseins gewesen. Zeitlebens mußte sie nun daran denken, daß sie mit siebenmal verschleiertem Herzen auf den Männerfang auszog und dessen von einer Dienerin überwiesen wurde, weil sie nicht schlecht genug war, sich zu verkaufen — —

Aller Würde bar, lief sie von Kattie fort ins Hotel, wo sie sich einschloß und stundenlang weinend auf dem Bette lag — — —

Sie hatte die vergangene Nacht kein Auge zugetan, die Erschöpfung war darum bald mächtiger als der geistige Widerstand, sie schlief ein und erwachte erst am Nachmittag, als Kattie zum drittenmal an ihre Tür pochte.

Verstört erhob sich Gerda, aber Kattie warf sich schuldbewußt, mit entsetzlichem Schluchzen an ihre Brust, was sie alles ohne eigentliche Ergriffenheit oder Trostkraft geschehen ließ. Es war ja nun doch alles eins, auch gab es ja nichts mehr zu reparieren.

„Wohin wollen Sie nun gehen, Kattie? Soll ich nicht vor der Abreise noch versuchen, die Herzogin von Arlesheim für Sie zu interessieren?" fragte sie sanft und ungläubig.

„O, ich reise heim nach Bedford zu meiner Mutter!" gab die Gefragte nur noch heftiger schluchzend zurück, und Gerda wußte nichts Besseres zu ihrer Beruhigung zu sagen, als daß sie ihr aus dem Erlös des Schmucks

ein hinreichendes Reisegeld anbieten könne. Da schien sich Kattie auf etwas zu besinnen, sie lief hinaus und kam gleich wieder mit einem Nelkenstrauß sowie einem kleinen Paket zurück.

„Die Blumen mit Brief schickte der Herzog, dieses da hat mir soeben ein Mr. Zandworth für Sie übergeben."

„Wer ist denn das?"

Unwillkürlich griff Gerda zuerst nach dem versiegelten Paket. Ein Etui aus blauem Samt kam zum Vorschein, das ein Diadem mit schreckhaft großen Brillanten enthielt und einen unschätzbaren Wert haben mußte. Kattie stieß natürlich einen halb unterdrückten Freudenschrei aus, als ob sie das Erbleichen der Herrin nicht wahrgenommen hatte.

„Ach so!" machte sie heiser. „Warum sagten Sie nicht gleich, daß es vom Sultan kommt? Ich hätte es dann nicht erst aufgemacht. Bitte, packen Sie's wieder ein, und tragen Sie es gleich zurück."

Dies war so gesprochen, daß die Engländerin auch nicht an den leisesten Widerspruch dachte. Sie schlug nur in Gedanken die Hände zusammen, indessen ihre Blicke noch eine Weile mit unsäglicher Wehmut an dem herrlich blitzenden, kostbaren Geschenk des Versuchers hingen. Ohne Zögern tat sie wie befohlen. Was hinter diesem Vorhang an holden Möglichkeiten versank, stieg wohl an anderer Stelle wieder auf. Unter der Tür sah sie, mit welcher Bewegung Gerda den Brief des Herzogs las.

„Bedford liegt mitten in England, aber ich hoffe doch noch, hier mein Glück zu machen!" lachte sie im Davongehen. Den verschmähten Schmuck drückte sie närrisch an ihre Brust. War es so ganz undenkbar, daß der Eigentümer ihn ihr als — — Botenlohn überließ?

Gerda hingegen vertiefte sich mit ganzer Seele in das blaue Brieflein mit der weißgeprägten Fürstenkrone. Da stand zu lesen:

„Liebe Baronin!

„Das Auge, das mich so schrecklich ärgerte, als es Sie gestern im Wagen eines mir und Ihnen gleichermaßen fremden Herrn davoneilen sah, habe ich mir zwar nicht ausgerissen. Aber ich verbrachte dafür einen Tag mit Bitternissen. Auch die beliebte Formel ‚Frauenlaune' konnte mir dieses seltsame ‚Gesicht' nicht erklären. Dies und Ihr plötzliches Verschwinden am vorgestrigen Renntag möchte ich mir darum am liebsten von Ihnen mündlich deuten lassen. Ich habe sonst eine feine Witterung für verdiente Ungnade. Räumen Sie ein, daß ich in diesem Fall vollkommen im dunkeln tappen muß, und gewähren Sie mir ‚mildernde Umstände', falls ich mit Blindheit geschlagen sein sollte. Ich hoffe, Ihnen nach Tisch oder beim Blumenkorso zu begegnen.

Arlesheim."

Gerda spürte hinter diesen ironisch gefärbten Zeilen sehr gut den Vorwurf eines gekränkten Herzens und empfand gleich einen angenehmen Schrecken, der sich langsam in eitel Freude auflöste. Es wollte sie sogar gleich wieder eine mächtige Rührung überwältigen, nur durch Lisettes Eintritt wurde sie daran verhindert, die zugehörigen Blumen zu küssen. Wäre hingegen der Schreiber gerade zugegen gewesen, als Gerda Hellern bedachtsam ihre Brillanten und Perlen aus der Tasche wühlte und in die eiserne Kassette im großen Koffer verschloß, so hätte er — die Kenntnis ihres Seelenzustandes vorausgesetzt, eine große Genugtuung empfinden müssen.

„Stellen Sie die Nelken in eine Vase mit frischem Wasser!" sagte sie zu der Zofe, die nach der stürmischen Heimkehr ihrer Herrin vom Kurgarten und der eigentümlichen Siesta in verschlossenem Zimmer innerlich auf einen ganz andern Empfang eingerichtet war. Aber das Erstaunen des Mädchens wuchs ins grenzenlose, als ihr die Herrin vollends ein Goldstück in die Hand drückte, damit sie — wie die Spendende sich ausdrückte, „nachher gern an die Tage in diesem Hotel zurückdenke".

Manchmal denkt man — es kann bei ihr gar nicht richtig im Kopf sein! überlegte Lisette, die Undankbare, in tiefer Besorgnis.

* * *

Der Blumenkorso bewegte sich in langsamer Fahrt die Lichtentaler Allee hinunter und wieder herauf bis an den Kurgarten. Eine hellgekleidete, elegante Menge, die rief, lachte, grüßte und Konfetti warf, säumte die breiten Wege, flutete über den Rasen und an den Ufern der Oos entlang. Bewundernde, verlangende Blicke folgten den Glückbegnadeten, denen, die den Reigen führten, die zu Wagen waren.

Der Viererzug des Sultans, vor einen kleinen Selbstfahrer gespannt, war mit Mohn, Kornblumen und Ähren geschmückt. Er leuchtete wundervoll aus dem Blumenmeer heraus. Die Coach der Lederer zeigte Schneeballen, gelbe, weiße, grüne, in verschwenderischer Fülle. Die Räder schienen ein großes, rollendes Beet, die Leinen waren mit Vergißmeinnicht und Reseden umwickelt, und selbst das Trittbrett war ein Blumentuff. Aber die Viktoria der Großfürstin Xenia stellte alles in den Schatten.

Gerda glaubte nie so viel Maréchal-Niel-Rosen auf einmal gesehen zu haben. Die schöne, blasse Frau fuhr in einer Laube aus lauter Rosen. Sie saß darin wie die Fee im Märchen auf ihrem Blumenthron. Vom Bock des Wagens, von den Geschirren war kaum etwas zu sehen — Rosen — überall Rosen. Und die langen, gelben Paradiesreiher auf dem Hut der Kaiserlichen Hoheit wehten wie eine Fahne über diesem gelben Rosenmeer!

Mit Augen und Sinnen verschlang Gerda dies Bild. Sie stand an das Gitter des Kurgartens gepreßt, mitten in der Menschenflut, und starrte in den prächtigen Aufzug hinein. Dem Sultan war sie ausgewichen wie einem Pestkranken. Ihr war bei seinem Anblick, als sähe sie neben diesem dunkeln, lüsternen Männergesicht Axels finstere, schmerzentstellte Züge, ihr eigenes entwürdigtes Gesicht und dazu noch die neugierig höhnischen Augen der andern. Ja, wenn ihr vorhin die frohe Botschaft nicht geklungen hätte! Aber nun tönten ja wieder alle Glocken der Lebensfreude — ein himmlisches Geläute und Frohlocken!

Im Mullkleid vom Ton ihrer Nelken stand sie unter den schiebenden Massen und erwartete „ihn". Ein paar auserwählte Blumen aus seinem Strauß hielt sie an die Brust gedrückt, ihre spähenden Augen waren trocken wie Asche.

Die Marquise von Bouffée saß in einer lila Toilette unter hellblauen Hortensien und führte die Zügel ihres Dogcarts geschickt durch den Troß von Wagen und Fußgängern. Die blauen Glockenblumen um den breiten Florentinerhut wippten auf und nieder, und die blumengeschmückte Peitsche ragte phantastisch in die blaue Luft. Ihr folgte der Ponywagen der beiden Komtessen Heringen, zweier blonder, schlanker Aristokratinnen des Wiener Hochadels. Er war anspruchslos mit Margeriten geschmückt, aber so duftig wie seine Insassinnen.



Wo blieb Arlesheim?

Das Licht schien so hell, und die Menschen jubelten so laut, die Musik rauschte dazwischen wie eine einzige Hymne an den Genuß — da hielt es Gerda nicht länger. Bitterste Enttäuschung erstickte sie fast. Zurück in ihr kahles Zimmer, zurück in Dunkelheit und Verborgenheit.

Drüben sah sie Frau Löwy in Begleitung der Ramin auf ihren Platz zusteuern.

Ein wildes Entsetzen erfaßte sie, sie wandte sich, bahnte sich einen Weg und schlüpfte wie ein verfolgtes Reh durch das drängende Volk. Unbemerkt gewann sie den Weg zum Hotel. Kattie, die sie gesucht haben mochte und endlich entdeckte, rief hinter ihr drein, aber sie floh förmlich, als seien ihr Mörder auf den Fersen.

Am Knie der Allee sah sie Arlesheim im Gespräch mit zwei Herren. Die Gruppe grüßte gerade in den Korso hinein, und Gerda entdeckte dann auch den herzoglichen Dogcart, von der Prinzessin Helene gelenkt, neben der eine bis auf die Hutfeder gleichgekleidete Freundin saß. Diese hatte schon eine Papierschlange zum Wurf erhoben und zielte damit nach dem Herzog, der die Rolle mit seinem Zylinder alsbald geschickt auffing und zurückwarf.

Gerda war etwa zehn Schritte abseits stehengeblieben. Das kleine Schauspiel konnte sie nicht ergötzen; es wehte etwas wie Kälte, Enttäuschung von dieser Szene her. Obwohl sie befürchten mußte, in der nächsten Sekunde schon von ihm entdeckt zu werden, betrachtete sie den Freund in atemloser Spannung. War das die Miene eines von Liebesgram erfüllten Menschen? Sie meinte sehen zu können, daß er vollkommen aufging in der Fröhlichkeit des Augenblicks und wohl kaum mit einer Regung zu ihr gehörte. Während sie aber noch mit sich kämpfte, ob sie gehen oder bleiben solle, begegnete sie Arlesheims Blick. Bevor sein Gruß erfolgte, kehrte sich Gerda um und ging den Weg durch die Zuschauer gemach wieder zurück.

In weniger als einer Minute erschien er zu ihrer Rechten. „Endlich! Wissen Sie, daß ich Sie seit einer Stunde auf Schritt und Tritt suchte?“ sprach er sie ohne weiteres an, ihr mit erhobenem Hut die Hand reichend.

„Und mit welchem Eifer! Das habe ich soeben gesehen!“ empfing sie ihn höhnisch, so ganz anders, wie sie gehofft hatte. Es war ihr gleichgültig, daß sie so ihre Gefühle verriet. Mochte er sich nun einen Vers daraus machen — welchen er wollte. Darauf dankte sie ihm in konventionellem Ton für seine Blumen. Den Brief zu erwähnen, hielt sie nicht für angebracht. Fast schämte sie sich jetzt der Nelken, die sie im Gürtel trug.

„Ich wollte Ihnen einen kleinen Abstecher, zum Beispiel auf den Kapellenberg, vorschlagen. Oder haben Sie Freude an dem Charivari hier?“ klopfte er vorsichtig auf den Busch, seinerseits bemüht, den Ärger über ihre Kälte zu verbeißen.

Sie sagte weder nein noch ja, nur so etwas wie: „Ach, von mir aus“, ging aber in der Richtung nach Lichtental weiter. Es wurde ihr jedoch nicht leicht, den gemächlichen, Seelenruhe vortäuschenden Schlenderschritt beizubehalten. Als die Promenade allmählich freier wurde, bekam sie häufig Anfälle von Hast, und dann mußte sie sich Gewalt antun, das Tempo nicht zu beschleunigen. Er hingegen sprach mit bewundernswerter Ungezwungenheit und spielte dabei mit dem Stock, er fing sogar eine Anekdote zu erzählen an, um Gerda aufzuheitern, erreichte aber das gerade Gegenteil. Sie hatte gegen besseres Wissen ein offenherziges Bekenntnis erwartet, eine impulsive Frage nach dem Grund ihrer Verstimmung, statt dessen stelzte er wieder im Rokokoschritt einher und verfolgte sein Ziel auf Zickzackwegen.

Mit wahrer Wonne warf sie den Stein in diese Porzellankammer: „Morgen abend fahr ich nach Hause!“ Sogar war sie stolz genug, dabei auf die andere Seite zu blicken, als sei sie weit entfernt davon, die Wirkung dieser Nachricht in seinen Zügen lesen zu wollen.

Guido Arlesheim sah sich plötzlich veranlaßt, seine Gefühle zu revidieren und zu bekennen, daß er sich in dieser Frau gewaltig verrechnet hatte. Noch gestern war er geneigt gewesen, in ihr eines jener fesselnden, gar zu seltenen Geschöpfe zu erblicken, die ihren Neigungen aus großer Eigenart freien Lauf lassen und lieber den Schatten des gesellschaftlichen Banns ertragen, als daß sie ihr Herz verleugnen. Aber nun geriet sein Urteil ins Schwanken.

Da er von ihrer Neigung zu ihm allzu deutliche Zeichen erhalten hatte, konnte er den Umschlag ihrer Gefühle nur als Feigheit auffassen. Er war tief bestürzt.

„Ist das unwiderruflich? Ich glaubte gehört zu haben, Ihr Aufenthalt werde von längerer Dauer sein?“ lautete seine leise Frage.

Sie mußte ihm hierauf durchaus ihr Gesicht zuwenden. „Wie meinen Durchlaucht? Ach, das hing doch ganz davon ab, wie es mir hier gefallen würde!“ entgegnete sie grausam, mit deutlicher Absicht einer Kränkung.

Arlesheim folgte darauf sofort einem etwas unklaren Drang, seine Handschuhe auszuziehen, welchem Geschäft er scheinbar große Aufmerksamkeit schenkte. Er konnte jedoch trotz tiefem Nachdenken nicht darauf kommen, was sie gegen ihn im Schilde führte.

„Ça va sans dire! Aber ich konstatiere immerhin eine mir unerklärliche Veränderung in Ihrem Verhalten zu mir, Baronin! Darf ich fragen, was hierzu die Ursache ist?“ erkundigte er sich, ohne ein einziges Wort stärker als gewöhnlich zu betonen.

Gerda erschrak über diesen unbeirrbaren Stolz und die überlegene Güte seines Wesens, die sich noch nie so deutlich erwiesen hatte; aber nun erst recht machte sie sich über ihn die bittersten Gedanken.

Ist dies der Ausdruck einer leidenschaftlichen Seele und sehr begrenzter Empfindungen? Wie? Ich beleidige ihn in einem fort, ich zeige ihm, daß er mir verächtlich ist mit seiner langweiligen, eingefrorenen Gemessenheit, und er — er behandelt mich nur um so mehr mit Sanftmut und Respekt? Ist das noch Leben? Wie unmännlich dann — ist es aber eine Maske, fühlt er denn nicht, daß sie die Liebe einer Frau beschimpft?

Sie konnte sich nicht entschließen, ihm offen zu antworten. — Vielleicht tat er noch über die Maßen erstaunt, wenn sie ihm gestand, was sie so sehr erbitterte. Dann fand er sie am Ende gar unverschämt oder belächelte ihre Aufrichtigkeit? O nein, sie würde sich beherrschen! Das hatte nun wohl keinen rechten Sinn mehr.

Es gab jedoch noch eine Möglichkeit—— Gerda konnte sich nicht verhehlen, daß ihr diese am tiefsten ins Herz schnitt. Wenn seine Verstellung etwa dazu diente, ihre Liebe in Schach zu halten? Dieser Zweifel bestimmte im Nu den Ton ihrer Entgegnung, wobei sie eine gewisse, bisher stets gewahrte Form absichtlich außer acht ließ. „Wenn ich mich also verändert habe, so werden Sie sich deshalb gewiß keine grauen Haare wachsen lassen oder gar den Grund in sich selbst suchen wollen! Vielleicht liegt er einzig und allein in unsern verschiedenen



Lebenslagen. Ihnen wird es gewiß nicht so schwer wie mir, ‚immer der gleiche‘ zu sein.“

Diese überzeugungskräftige Entdeckung hatte sie erst mitten im Reden gemacht; sie freute sich über den gelungenen Ausfall, der nicht leicht abzuschlagen war. Hiermit erwähnte sie ihm gegenüber zum erstenmal ihren gesellschaftlichen Rang sowie ihre materiellen Verhältnisse. Der Herzog geriet merklich in Verlegenheit.

„Das ist nun allerdings — — dafür müssen Sie schon Ihren Schöpfer verantwortlich machen!“ lachte er, einen Moment verdutzt stehenbleibend, während sie ruhig weiterging — eine Feindseligkeit, die ihn im Innersten verletzte.

„Übrigens“ — fuhr er wieder an ihrer Seite fort, „sollten äußere Umstände bei verständigen Menschen keinen Einfluß auf den Charakter haben. Mir scheint, Sie tun sich ordentlich Gewalt an, indem Sie mich so mit Verachtung überschütten, Baronin. Was werfen Sie mir eigentlich vor? Oder wenn Sie Kummer haben“ — er zauderte ein wenig, dann vollendete er den Gedanken mit Wärme und Zartheit: „Warum gestatten Sie mir nicht, daran teilzunehmen?“

„Dazu stehen wir uns, scheint mir, doch nicht nah genug, Durchlaucht! ?“ fiel sie sogleich unversöhnlich ein.

Arlesheim begriff, daß sie schwer beleidigt war, und dachte angestrengt über den Verlauf seiner Beziehungen zu ihr nach, ohne jedoch einen Anhalt finden zu können: Weder bin ich irgendwo zu weit gegangen, noch habe ich durch Unterlassung gegen sie gesündigt. Wir waren auf dem besten Wege zu gegenseitigem Vertrauen. Da kompromittiert sie sich mit diesem Indier und setzt dem Unsinn die Krone auf, indem sie unsere Freundschaft verleugnet. Indessen verhehlte er sich nicht, wieviel er an Reizen und an Selbstgefühl einbüßen würde, wenn er sie verlieren müßte.

„Nicht nah genug? Das sollte mir aufrichtig leid tun. Demnach hätten wir also aus der gleichen Quelle einen sehr gegensätzlichen Eindruck geschöpft!“

Da sie gerade auf eine leere Bank zuschritten, bat er Gerda, eine Weile zu ruhen, und sie war sogar froh darüber. Aber sie streckte gleich beide Arme auf der Rückenlehne aus, als wolle sie damit jegliche „Annäherung“ verhindern. Dann nahm sie mit einem langen, leidvollen Rundblick Abschied von dem dunkel ruhenden Tal, dem weiß durchleuchteten Baumparadies, dem behüteten Wiesengrund. Mit zu Tode gehetzten Leidenschaften und Begierden mußte sie diese Stätte verlassen, an der tausend andere Geschöpfe ihr Blut kühlten — eine Ausgestoßene, die die erhebenden Freuden der Natur um eitler Genüsse willen versäumte.

Das war immer ihr Traum: vom höchsten Gipfel weltlicher Entfaltung, gesättigt von der Tafel des Reichtums, sanft ermattet von köstlichen Räuschen und in tiefer Wunschlosigkeit an die Brust der Mutter Erde zu sinken, an ihren Quellen zu erstarken zu neuem Überschwang!

Da saß nun aber an ihrer Seite ein wahrer Proteus des Glücks, ein Herr über die schönsten Güter und Gaben, der mit einem Wort all ihre Sehnsucht stillen konnte.

Warum sprach er es nicht aus, da es ihm doch auf der Zunge lag? War er wirklich der Mann nach ihrem Sinn, weich genug, sich zu verschenken, so mußte er auch die Kühnheit ihres Wunsches ahnen und segnen.

Arlesheim stützte sein Kinn auf die elfenbeinerne Krücke des Stocks und sprach — — — gleißende, mattbeschwingte Ziervögelsprüche, gleich Papageien, die von einem Zweig zum andern hüpfen.

Und wie gespannt sie auch horchte: Das ersehnte, befreiende Adlerwort rauschte nicht auf aus seiner Brust!

Nach vielen Bitten und Vorstellungen gab sie ihm das Versprechen, ihre Reise wenigstens noch zwei Tage, bis zum Ballabend seiner Mutter, aufzuschieben. Zum Dank drückte er rasch einige Küsse auf ihre Hand, auf den durch spinnwebzarten Mull blinkenden Arm. Aber obgleich sie sich wehrte und instinktiv nach unberufenen Augen ausschaute, mußte sie nachher, als sie zurückgingen, doch an den melancholischen Vers denken: „Du hattest Champagner und ließest ihn stehn!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Maler vornehmer Frauen.

Von Peter Freiherr von Verschuer. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Der moderne empfindsame Mensch lebt in einem beständigen Kampf gegen Häßlichkeiten, wenn er bestrebt ist, sein Leben in eine höhere Atmosphäre, in das Reich der Schönheit zu rücken. Es scheint, als ob im Zeitalter der technischen Kultur dieser Kampf besonders hart ist, als ob es die Menschen der Renaissance und des Rokokos leichter gehabt hätten. Jedenfalls bleibt es die vornehme Aufgabe des Künstlers, immer wieder die Wege in dieses Reich der Schönheit zu weisen.

Ein Berufener zu diesem hohen Amt ist ohne Zweifel Meister Raffael Schuster-Woldan. Das ahnte man schon vor Jahren beim Betrachten so seltsamer und feierlich schöner Bildwerke wie „Odi profanum vulgus“ und „Auf freier Höhe“. Die Ahnung bestätigte sich in dem groß angelegten und meisterlich vollendeten Werk, das den Bundesratsaal des Reichstagsgebäudes erfüllt und damit zu den bleibenden Kunstschätzen des deutschen Volkes gehört. Als Porträtmaler oder im engeren Sinn als „Maler vornehmer Frauen“ nimmt Raffael Schuster-Woldan einen besonderen Rang ein, denn sein künstlerischer Genius atmet die Luft aristokratischer Kultur. In dieser Sphäre fühlt er sich zu Hause. Das prägt sich unverkennbar in seinen Bildnissen aus. Sie spiegeln die Welt des Künstlers wider, und sie gewähren gleichzeitig einen Blick in die Welt des Dargestellten. Sie verweben die Phantasiewelt des Künstlers mit der Wirklichkeitswelt seines Modells. So entstehen Bilder, die nicht mit dem nüchternen Maßstab der Porträtähnlichkeit und der geschmackvollen Farbenkomposition abgetan sind, sondern Kunstwerke tieferen Gehalts. Keine süßliche Boudoirmalerei, sondern Repräsentationsbilder großen Stils. Dabei durchzieht die meisten Porträts Schuster-Woldans eine weiche lyrische Note, man fühlt sich bei ihrer Betrachtung an ein irgendwo gehörtes Lied oder halbvergessenes Gedicht





Hofphot. Herm. Boll.

Gräfin von Fürstenberg-Herdringen, geb. Gräfin Praschma.

Gemälde von Professor Raffael Schuster-Woldan.

erinnert. Und könnten nicht die meisten seiner Bilder auch eine ganz unpersönliche Bezeichnung tragen? Gerade dadurch heben sie sich über das Niveau des Porträts hinaus und werden zu Kunstwerken von bleibendem Wert. Wie das sehr flott gemalte und mit wundervollem Linienrhythmus komponierte Porträt der Gräfin Pia von Fürstenberg-Herdringen. In blauroyalfarbenem Gewand dem Beschauer zugewendet. Das von goldenen Adlersfittichen gestützte Tischchen, Pergamente und Folianten entstammen dem alten Schloß zu Herdringen in Westfalen, dem Sitz der Grafen von Fürstenberg, für deren wertvolle Gemäldesammlung die Gräfin selbst den Katalog verfaßt hat. Herdringen enthält außerdem einen berühmten, silbernen Kirchenschatz aus der Werkstatt des Warburger Meisters Eisenholt. Das Bild hängt auf einer kostbaren alten, in Blau und Gold behandelten Ledertapete in einem Empfangsaal. — Auch das große Porträt der



Marie Herzogin zu Mecklenburg. Skizze.

Gräfin Adolf Arnim ist der Mittelpunkt eines großen Raumes, nämlich des Musikzimmers in dem von Schinkel erbauten Schlößchen Blumberg bei Berlin, das von einem schönen wohlgepflegten Park umgeben ist. Und erinnert das Porträt der Gräfin selbst nicht an eine jener sinnenden Florageftalten im verträumten alten Schloßgarten? Zu den warmen goldbraunen Tönen steht das Schwarzrot der Rosen in schönem Einklang, während sich über das Ganze ein zarter graublauer Schimmer breitet.

Goldbraune Farbenwellen fluten auch über das so geistvoll aufgefaßte und gut gemalte Porträt der schönen Herzogin zu Mecklenburg. Das Bild entstand auf klassischem Boden, im Schloß La Mandria bei Turin, wo die Herzogin und der Künstler als Gäste des Marchese Medici weilten. Als Prinzessin Marie zu Windisch-Graetz vermählte sie sich 1881 in Schwerin mit ihrem Vetter, dem Herzog Paul Friedrich zu Mecklenburg. Die Herzogin galt und gilt noch in der Hofgesellschaft für eine hervorragende Schönheit. Das Herzogspaar hat seinen Wohnsitz in Ludwigslust, weilt aber einen großen Teil des Winters in der Reichshauptstadt. — Schlicht und klar, das typische Porträt der vornehmen älteren Dame, ist das Bild der Frau von Alten, die in Berlin einen großen Freundeskreis hat, trotzdem sie sich nur einige Monate des Jahres „in Town" aufhält, den Rest verbringt sie auf ihrem Gut bei Hannover oder in der „ewigen Stadt". Ganz einfach in der Auffassung, aber eine feine, sinnige Arbeit ist das Porträt der Frau von Albert. Sie entstammt dem Hause Richthofen, während ihre Mutter eine Mendelssohn-Bartholdy ist. Unter strengem Verzicht auf alle äußern Effekte wirken hier nur die ruhigen Linien der sitzenden Gestalt. Ganz im Gegensatz zu der inter-



Hofphot. Herm. Boll.

Professor Raffael Schuster-Woldan,
der neue Lehrer an der Kgl. Akademie der Künste.
Selbstporträt des Künstlers.



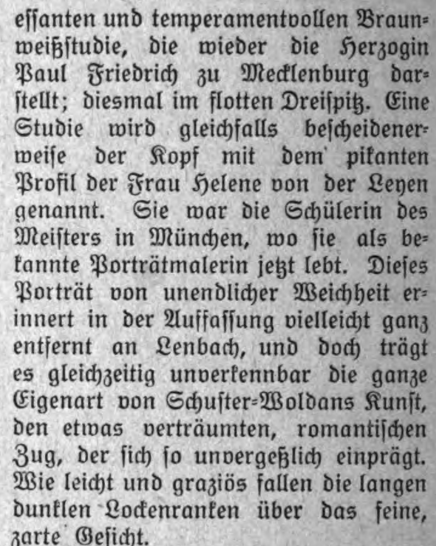
Frau von Albert, geb. Freiin von Richthofen. Porträtstudie.

Marie Herzogin zu Mecklenburg.

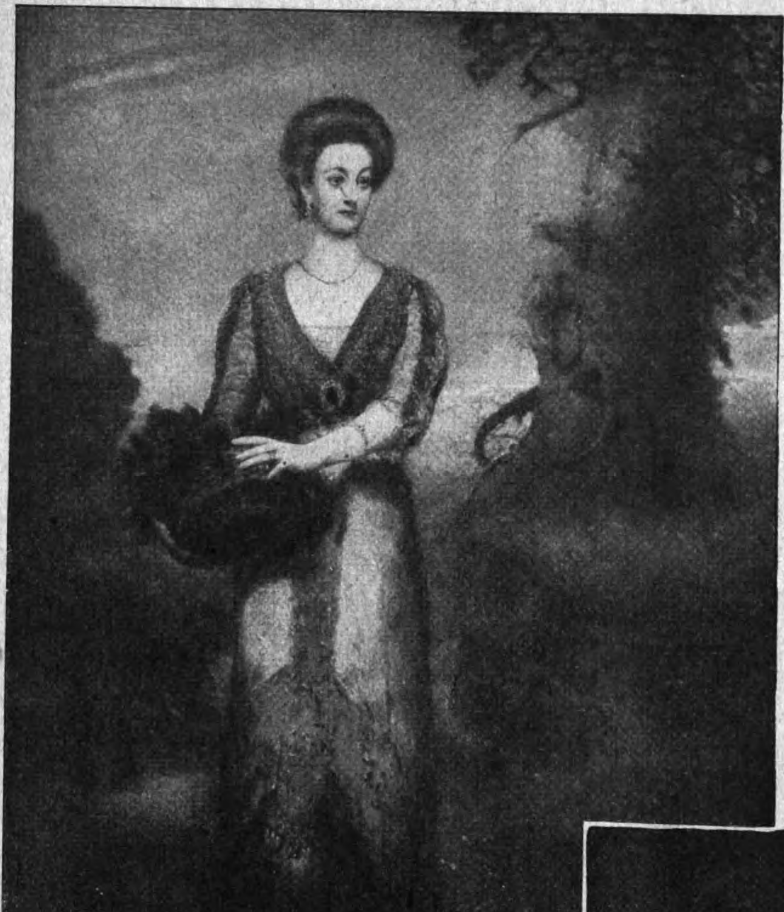
Nach dem Gemälde von Professor Raffael Schuster-Woldan.

Phot. Hanfstaengl.




essanten und temperamentvollen Braunweißstudie, die wieder die Herzogin Paul Friedrich zu Mecklenburg darstellt; diesmal im flotten Dreispitz. Eine Studie wird gleichfalls bescheidenerweise der Kopf mit dem pikanten Profil der Frau Helene von der Leyen genannt. Sie war die Schülerin des Meisters in München, wo sie als bekannte Porträtmalerin jetzt lebt. Dieses Porträt von unendlicher Weichheit erinnert in der Auffassung vielleicht ganz entfernt an Lenbach, und doch trägt es gleichzeitig unverkennbar die ganze Eigenart von Schuster-Woldans Kunst, den etwas verträumten, romantischen Zug, der sich so unvergeßlich einprägt. Wie leicht und graziös fallen die langen dunklen Lockenranken über das feine, zarte Gesicht.

„Künstler und vornehme Frauen." Zu allen Zeiten gehörten sie zusammen; sie beide sind füreinander da. Und wieviel Schönheit verdanken wir ihnen? Von Lenbach zu Reynolds und Gainsborough, von Rubens und Van Dyck zu Tizian. Und war nicht selbst Leonardos berühmte „Mona Lisa" eine Edeldame aus Florenz?


Hofphot. Herm. Boll.

Gräfin von Arnim,
geb Gräfin zur Lippe-Weißenfeld.


Phot. Hanfstaengl.

Helene von der Leyen. Studienkopf.


Frau von Alten, geb. Freiin von Diepenbroick-Grüter.

An der Ostküste der Adria: Lesina und Lissa.

Von Anton Krenn. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen des Verfassers für die „Woche".

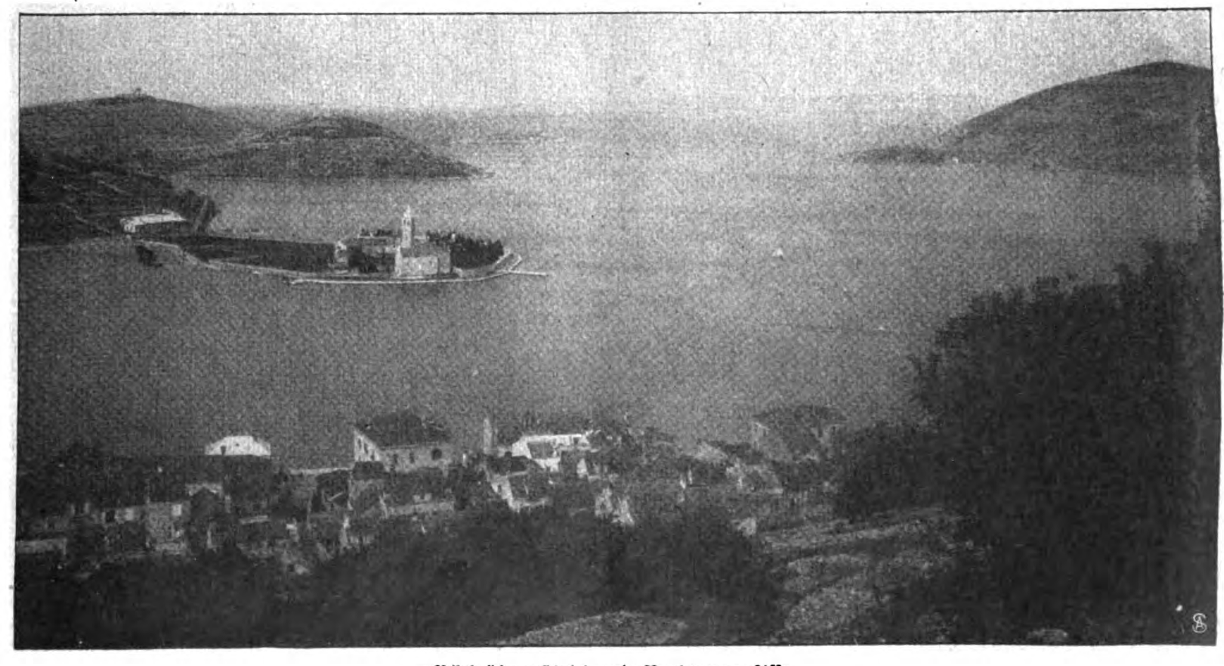
Auf eine Länge von vierhundert Kilometern erstreckt sich das schmale dalmatinische Festland an der Ostküste der Adria, und auf etwa zwei Drittel dieser Strecke verteilt sich die mannigfaltige dalmatinische Inselwelt. Etwa fünfzig dieser Inseln, von denen mehrere über hundert Quadratkilometer einnehmen, sind bewohnt und sorgfältig bebaut. Die meisten waren schon von den Römern besiedelt und einige, wie Lesina, sogar schon in vorrömischer Zeit recht blühende Kolonien.



Vegetationsbild von der Insel Lissa.

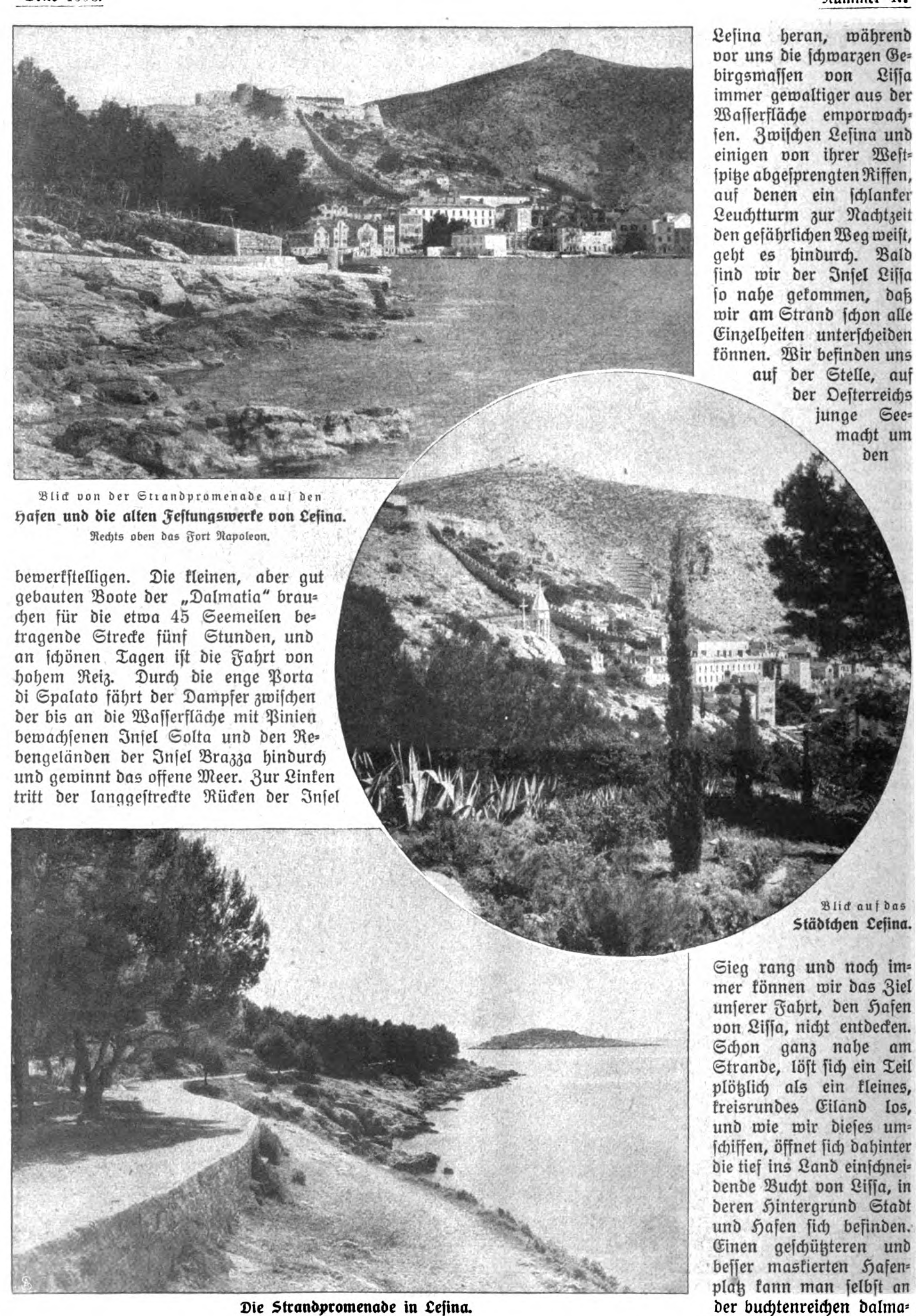
Die fruchtbarste und auch stärkst bevölkerte Inselgruppe ist die südlich von Spalato, die auch die bedeutendsten Inseln umfaßt, wie Brazza, Solta, Meleda, Curzola, Lesina und Lissa, von denen wiederum die beiden letztgenannten die schönsten und auch bekanntesten sind, womit ich aber nicht sagen möchte, daß die übrigen nicht ebenso reizvoll und besuchenswert seien; wer aber alle die Orte aufsuchen und ihnen die gebührende Beachtung schenken wollte, müßte mehr Zeit zur Verfügung haben, als sie auf einer Ferienreise gewöhnlich zu Gebote steht.

Am bequemsten ist der Besuch der Insel Lissa von Spalato aus zu



Blick über Stadt und Bucht von Lissa.
Auf der Halbinsel altes Dominikanerkloster mit dem Ortsfriedhof.





Blick von der Strandpromenade auf den
Hafen und die alten Festungswerke von Lesina.
Rechts oben das Fort Napoleon.

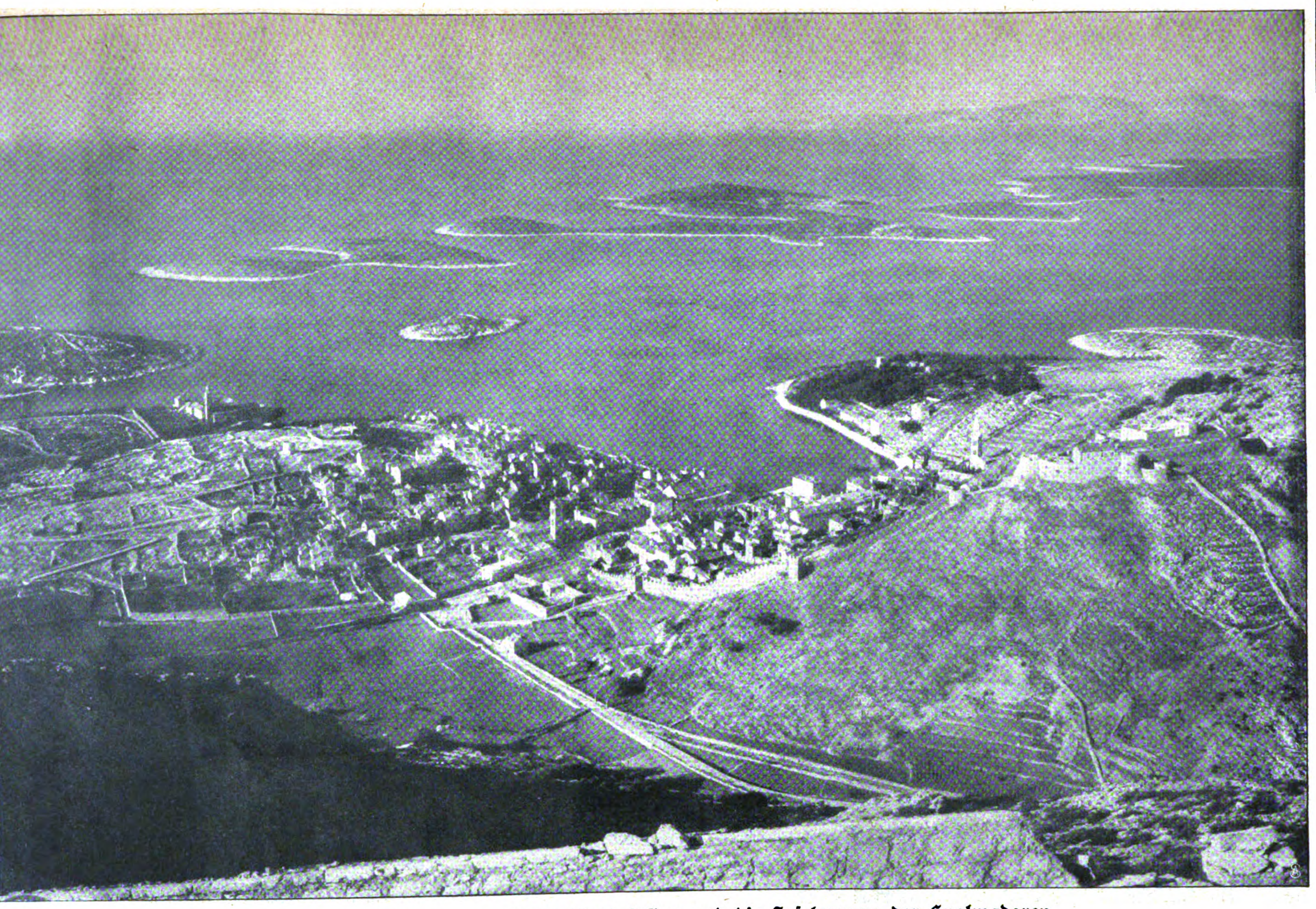
Blick auf das
Städtchen Lesina.

Die Strandpromenade in Lesina.

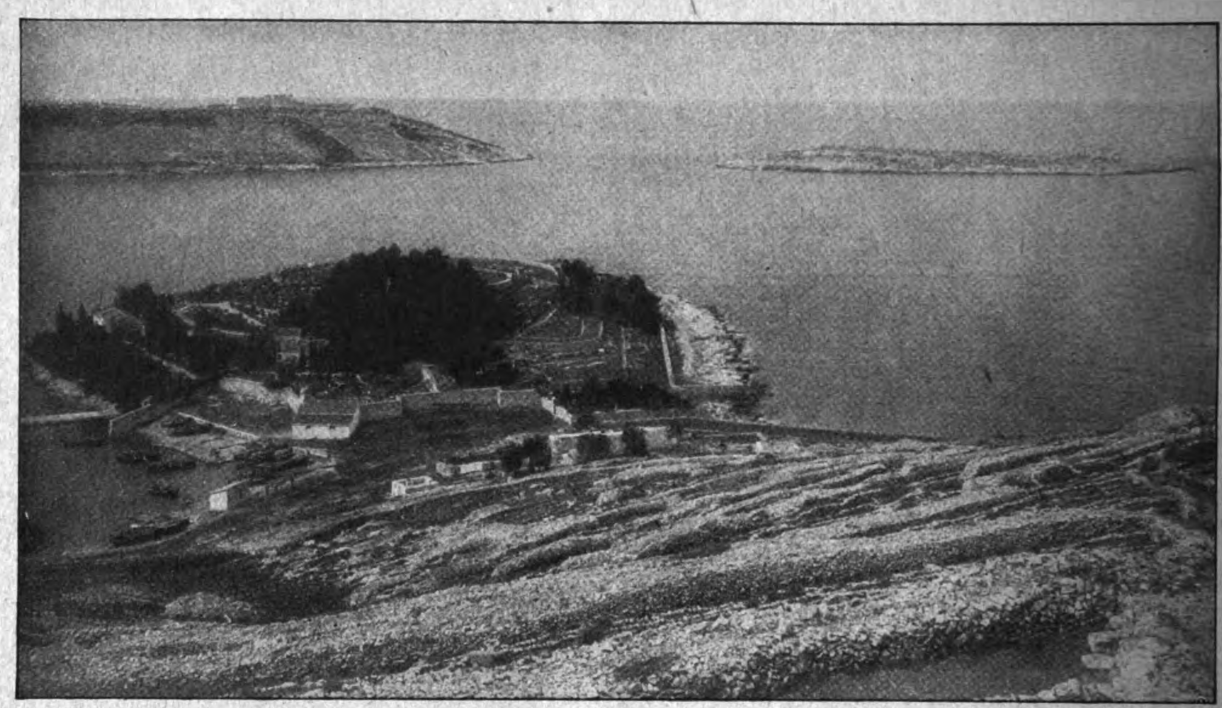
Lesina heran, während vor uns die schwarzen Gebirgsmassen von Lissa immer gewaltiger aus der Wasserfläche emporwachsen. Zwischen Lesina und einigen von ihrer Westspitze abgesprengten Riffen, auf denen ein schlanker Leuchtturm zur Nachtzeit den gefährlichen Weg weist, geht es hindurch. Bald sind wir der Insel Lissa so nahe gekommen, daß wir am Strand schon alle Einzelheiten unterscheiden können. Wir befinden uns auf der Stelle, auf der Oesterreichs junge Seemacht um den

bewerkstelligen. Die kleinen, aber gut gebauten Boote der „Dalmatia" brauchen für die etwa 45 Seemeilen betragende Strecke fünf Stunden, und an schönen Tagen ist die Fahrt von hohem Reiz. Durch die enge Porta di Spalato fährt der Dampfer zwischen der bis an die Wasserfläche mit Pinien bewachsenen Insel Solta und den Rebengeländen der Insel Brazza hindurch und gewinnt das offene Meer. Zur Linken tritt der langgestreckte Rücken der Insel

Sieg rang und noch immer können wir das Ziel unserer Fahrt, den Hafen von Lissa, nicht entdecken. Schon ganz nahe am Strande, löst sich ein Teil plötzlich als ein kleines, kreisrundes Eiland los, und wie wir dieses umschiffen, öffnet sich dahinter die tief ins Land einschneidende Bucht von Lissa, in deren Hintergrund Stadt und Hafen sich befinden. Einen geschützteren und besser maskierten Hafenplatz kann man selbst an der buchtenreichen dalma-



Blick vom Fort Napoleon auf die Stadt Lesina und die Inselgruppe der Spalmadoren.



Die Einfahrt in den Hafen von Lissa. Im Vordergrund die Halbinsel San Giorgio mit dem englischen Friedhof.

tinischen Küste nicht finden. Seinen Kriegswert haben bereits Venezianer und vor hundert Jahren Franzosen und Engländer zu schätzen gewußt, die sich um seinen Besitz blutige Kämpfe lieferten; die österreichische Marine hat ihn aber aufgelassen, da er gegen die weittragenden modernen Schiffsgeschütze nicht mehr die nötige Sicherheit bot. Das Städtchen Lissa, in dessen Nähe sich Ueberreste eines römischen Bades und eines Theaters finden, zeigt eine auffallende Wohlhabenheit, die mit dem anscheinenden Nichtstun seiner Bewohner merkwürdig kontrastiert. Des Rätsels Lösung ist, daß fast die gesamte junge Männerwelt nach Amerika oder Australien auswandert und nach etlichen Jahren mit einem ersparten bescheidenen Vermögen, das ein Auskommen in



Das Städtchen Lesina. Links die Ruinen der Dominikanerkirche mit dem prächtigen marmornen Turm.



Stadtbild aus Lesina:

Die Ruinen des alten venezianischen Palastes Leporini. Auf der Höhe das Spaniolenfort.

der Heimat sichert, zurückkehrt. Seine Zeit teilt jeder dann zwischen Weinbau, der in hoher Blüte steht, Fischfang und Nichtstun, und ist dabei ein unabhängiger Herr! Wirklich Arme soll es auf der Insel gar nicht geben.

Der erste Gang der Fremden ist nach dem Friedhof, der auf einer kleinen Landzunge in der Bucht liegt (Abb. S. 1995). Inmitten des stimmungsvollen Platzes erhebt sich zwischen dunklen Zypressen der marmorne Löwe zum Andenken an die hier ruhenden Gefallenen von Lissa.

Lissa besitzt noch einen zweiten, viel größeren Friedhof der Gefallenen, am Eingang zur Bucht, unter dem verfallenen Fort San Giorgio (Abb. S. 1998). In einem umfriedeten Garten, der mit riesigen Zypressen und Agaven bewachsen ist, ruhen über 2500 Franzosen und Engländer, Opfer der großen Seeschlacht von Lissa am 13. März 1811. Die wenigen Denksteine sind zerfallen, und vergessen scheinen auch die hier Begrabenen. Wer über genügend Zeit verfügt, möge sich den Landweg nach dem Städtchen Comisa auf der Westseite der Insel nicht reuen lassen. Der hoch über die Berge führende Weg eröffnet wunderbare Ausblicke auf die Inselgruppen im Nordosten wie auch über die unendliche Meeresfläche hinweg. Comisa ist fast ausschließlich Fischerstädtchen und von mehr altertümlichem und malerischem Aussehen als Lissa.

Wir wenden uns wieder zurück und steuern der 14 Seemeilen entfernten Insel Lesina zu. Bevor wir uns dem Hafen nähern können, müssen wir die seltsam geformte Inselgruppe der Spalmadoren umschiffen, um durch ein schmales Tor den Eingang in den Hafen zu finden. Durch diese vorgelagerte Inselgruppe ist das auch im Rücken von hohen Bergen umgebene Städtchen von allen Seiten gegen die Winde abgeschlossen und daher selbst in der rauhen Jahreszeit mit einem milden Klima gesegnet, so daß es nicht zu Unrecht den Beinamen eines „österreichischen Madeira" führt. Die Einfahrt in den prächtigen Hafen entrollt eine ununterbrochene Reihe von malerischen Bildern. Vom einsamen Leuchtturm auf wellenumbrandetem Riff zur verfallenen Batterie, vom alten Kloster, unter Zypressen versteckt, zu den gewaltigen Trutzburgen auf den Bergen wandert der Blick, um endlich auf der sichtbar werdenden Stadt haften zu bleiben, die uns wie ein sorgfältig aufbewahrtes Stück Mittelalter anmutet. Etwas fällt beim Betreten dieser dalmatinischen Städte und besonders hier auf den Inseln besonders auf: die peinliche Sauberkeit der Straßen und Plätze, die sich in Lesina auch auf die vorzüglich gepflegten Wege und Spaziergänge der Umgebung erstreckt. Der lange Strandweg durch den mit Riesenexemplaren von Agaven und Opuntien bewachsenen Pinienwald wäre eine Zierde jeden Weltkurortes.

Lesinas Blütezeit fällt unter die venezianische Herrschaft des 14. und 15. Jahrhunderts, aus dem auch die meisten Gebäude und die zahlreichen Kunstwerke der Kirche und des Klosters stammen. Das gewaltige Fort mit den zyklopischen Mauern wurde von den Spaniern im 14. Jahrhundert erbaut, auf der überragenden Bergspitze liegt das guterhaltene Fort Napoleon (Abb. S. 1996), von den Franzosen während ihrer Herrschaft errichtet. Von dem letztgenannten, das in einer Stunde zu erreichen ist, genießt man einen großartigen Rundblick.

Heliotrop.

Ein Intermezzo. Von Charlotte Gräfin Rittberg.

Heliotrop hätte nicht da blühen dürfen — —

Nicht dieses kleine, runde Beet, das aussah wie ein Kissen aus verschossenem lila Samt, nicht diese abschattierten Streifen unter den Stockrosen.

Und dieser Duft, der aufstieg wie aus alten Truhen und Schränken wie etwas längst Gestorbenes — — Er hat etwas an sich, das weinen macht vor Wehmut.

Und dann diese sinnbetörende Schwüle, die das Wirkliche mit dichten Schleiern überzieht — —

Sie waren schon durchs ganze Haus gegangen, nachdem Kaffee und Zigaretten auf der Terrasse angeboten worden waren und der Hausherr sich zur Besprechung mit dem Sekretär zurückgezogen hatte.

Nahezu unter dem Dach hatten sie angefangen, waren zum Scherz die Bodentreppe hinaufgeklettert und hatten durch die Luken auf den Fabrikhof hinuntergespäht, der hinter dem Garten verborgen lag.

Dann hatten sie alles angesehen: die lichten Gaststuben mit den Biedermeiersachen und den geblümten Mullgardinen, die hellgestrichenen Wirtschaftsräume, die Zimmer im ersten Stock. Sogar ihr Toilettenzimmerchen hatte sie ihm aufgeschlossen, mit den eingelegten Möbeln und den zierlichen englischen Stichen an der Wand. Er hatte sie geneckt mit den zwanzig Döschen und Fläschchen auf ihrem Putztisch, und sie hatte ihn zur Strafe mit ihrem Parfüm besprüht. Er hielt die Hand vors Gesicht und lief lachend zur Tür.

Aber als sie auf der Treppe standen, sah er ernsthaft auf die kleinen, dunklen Flecke nieder, die die duftende Essenz auf seinem weißen Anzug machte, und sagte: „Heliotrop!"

Sie erschrak ein wenig und blieb auch stehen.

„Ja," sagte sie zaudernd, „das habe ich immer."

Stiller stiegen sie zu den Wohnräumen herunter, besahen die holländischen Meister im flämischen Speisesaal und die Sammlung französischer Bronzen in der Bibliothek und zuletzt eine kleine Damenstatuette von Trubetzkoi, die auf einem Tischchen allein stand.

„Wie traurig sie ist und verblüht", sagte er nachdenklich.

„Sie hat gewiß nie die Kraft gehabt, wirklich zu leben —" meinte sie.

Dann schritten sie in den Garten hinaus, über die Terrasse, auf der sie zuvor zu dreien so lebhaft geplaudert hatten.

Schweigend stiegen sie die Stufen hinab und gingen unter den Kastanien auf und ab — — auf und ab — —

Die Sonne spielte zwischen dem Blättergewirr und malte helle Muster auf den rotgelben Sand, mit dem die Wege bestreut waren.

Es war entsetzlich heiß.

Die künstliche Quelle in der Steingrotte war nicht aufgezogen und tröpfelte melancholisch von den plattgespülten Steinen. Die Feuerlilien auf dem roten Beet



reckten sich brennend, aber die Geranien duckten sich grau und bestaubt zur Erde. Die Rosen rollten ihre zarten Kelchblätter auf und tranken die Glut in sich, und die Zwergsonnenblumen legten den Kopf zurück und ließen sich bescheinen. Aber die violetten Bohnen hingen vor Hitze ganz schlapp am Gitter, und die weißen Nelken bogen sich schwer auf den Stengeln.

Und der Duft von den Heliotroprabatten schwamm wie unsichtbare Wolken in der Luft....

Obwohl die Sonne stach, traten sie aus dem Schatten der Kastanien ins Helle hinaus. Sie gingen an den Stockrosen hin und hielten die Augen gesenkt — immer auf den verschossenen lila Streifen, der sich zwischen den Stämmchen wand.

Plötzlich sagte er: „Ja, es ist wirklich freundlich von Ihrem Mann, mir armem Vaganten diese köstlichen Sommertage zu schenken — — und die alte Freundschaft — — was mehr ist!“

„Er freute sich schon lange auf Ihren Besuch —“

Wie schwer ihr das Sprechen wurde — dieser betäubende Geruch war schuld, gewiß!

Sie lenkte unter die Kastanien zurück.

„Aber es war nicht so leicht, den berühmten Meister seinen Bewunderern zu entreißen“, lächelte sie.

„O —“ sagte er abwehrend, „nein — Freund Hellmut war ein starker Magnet, sobald mich nur das Atelier losließ.“

„Und doch haben Sie ihn so lange nichts von sich hören lassen!“

„Es war töricht, ich zürnte ihm — damals, und fand den Rückweg nicht.“

Sie waren schon wieder bei den Beeten angelangt.

„Zu jener Zeit, als er heiratete — Hellmut — war ich auf Frauen nicht gut zu sprechen. Ich riet ihm ab, ich verbot es ihm geradezu — denn obwohl als armseliger Akademiker sein Schuldner und Schützling, hatte ich immer Macht über ihn gehabt — eben bis zu jenem Tag. Da folgte er mir nicht. Seine Verlobung hörte ich von dritter Seite, Namen wußte man nicht, seinen Briefen weigerte ich die Annahme — ja, so ist es gekommen.“

„Sie wußten also nicht —“ fragte sie erschrocken.

„Nein“, sagte er hart.

Schweigend gingen sie wieder ein Stück auf und ab — auf und ab — —

Die Stille lastete unerträglich auf ihr.

Zaghaft meinte sie: „Was dachten sie nur, als Sie mich — gerade mich als Hellmuts Frau sahen, heute morgen?“

„Ich freute mich.“

„O —!“

Er sah zu ihr hinüber. Wie es ihre Eitelkeit kränkt, dachte er.

„Ich weiß ja, daß Frauen eine Virtuosität darin haben, schwelende Kerzen auszulöschen, Striche zu ziehen, wo sie ein Ende wünschen. Frauen sind neu mit dem neuen Kleid...“

Sie bückte sich, um ihn nicht ansehen zu müssen, und brach ein Büschel von den blaßlila Heliotrop unter den Stockrosen.

Wie schön sie war! Die gleiche schlanke Biegung des Nackens, der gleiche perlmatte Teint, das silberblonde Haar zu den dunklen Augen — alles wie einst. Das gleiche unerklärliche Etwas umwob diese erfahrene Frau wie einst das junge kindliche Ding, das Malerliebchen — — Und doch war sie es nicht mehr. Das Kleid war neu, die Seele vertauscht — —

„Nur der Duft bleibt der gleiche —“, sagte er halblaut und sah sie an.

Sie errötete. „Heliotrop!“ lächelte sie.

Es überkam ihn wie ein Rausch dieses süßen, sehnsuchtskranken Duftes.

„Warum tun Sie das nur, o Gott — warum haben Sie diese Blüte überall, Sibylle —“

„Ich liebe sie“, erwiderte sie einfach. Er hörte, daß ihre Stimme ganz leise zitterte.

„Die Blume,“ sagte er bitter, „nicht das, was sie zu Ihnen spricht!“

„Auch das.“

„Sibylle!“

Sie waren unter die Kastanien zurückgekommen und schritten nun tiefer in den Park hinein.

„Ja,“ sagte sie, „ich habe nichts vergessen.“

„Warum taten Sie es doch, Sibylle,“ klagte er, „ach, Sie wissen nicht, was Sie angerichtet haben. Mein Weg war nicht mehr weit damals. Ein paar Jahre Arbeit, ein kurzer, harter Kampf — Sie sehen, was ich geworden bin, was ich Ihnen hätte bieten können —“

„Das haben Sie ohne mich erreicht; durch den Schmerz. Mit mir —?“

„Gerade! Für Sie! Nein, nein, Sibylle, Sie glaubten an mich. Sie wußten nicht, was Sie taten, Sie waren ein Kind —“

„Nein!“ sagte sie fast heftig.

Er schrak zurück. Einen Augenblick nur.

„Was meinen Sie damit?“ fragte er ängstlich.

„Ich hatte nicht den Mut, wirklich zu leben“, sagte sie ein wenig feierlich.

Die kleine traurige Troubetzkoi-Statuette fiel ihm ein.

„Ja,“ sagte sie, als habe sie seine Gedanken erraten, „so verblüht war meine Seele; der jungfrohe Sturm im Atelier hatte all meine Kraft schon verzehrt. O, nichts habe ich vergessen —: die enge, knarrende Treppe, die grauen Vorhänge und den Blick auf den großen, kahlen Hof. Das türkische Sofa mit den zahllosen Löchern, durch die das Roßhaar herausquoll, und die breite Schale auf dem Tisch, die immer mit Heliotrop gefüllt war — immer, und wenn es die ganze Barschaft kostete.“

„Sibylle wollte es so“, flüsterte er versonnen.

„Sie wollte aber noch mehr,“ sagte sie grausam, „sie ertrug die Dürftigkeit nicht mehr, der Duftrausch täuschte sie nicht mehr über Mangel und Lächerlichkeit. Sie haßte das Betäubungsmittel und begehrte wirklich, was sie bis dahin geträumt hatte. Da ging sie fort...“

„Und ihr Herz?“

Sein Stöhnen erstickte. Die Wunder des neuen Lebens waren groß.

Sie gingen und hörten den Sand knirschen unter ihrem Fuß.

Gepreßt fragte er: „Und heute?“

Sie hob nur die Hand mit dem Blütenbüschel.

„Darum pflanzte ich sie.“

„Opiumträume? !“

Er lachte laut auf.

„Ja“, sagte sie ernst.

„Sibylle“, schrie er auf. „Nicht so! Nicht das Spiel mit dem Heiligsten! Die Vergangenheit ist lebendig, die Sie zurückträumen, steht vor Ihnen — greifen Sie zu! Wir haben ein Recht dran, wir schaffen's uns! Unser Glück geht über papierene Satzung. Sibylle, ich ringe

für dich, schaffe für dich; seit du mich verließest, im geheimen —"

Sie wich vor ihm zurück.

„Ich bin glücklich," sagte sie schwer, „lassen Sie mich, ich habe nicht den Mut — —"

Plötzlich brach sie ab und preßte die Hand mit den Blüten an ihr Gesicht.

Er griff nach ihr, zart und sorglich.

„Nicht weinen, Sibylle, ich will dir ja nicht weh tun. Nur, siehst du, im Herzen bist du ja mein, du —"

Heftig schüttelte sie den Kopf. Sie machte sich los.

„Nein," sagte sie, „nein, nein — verzeihen Sie, ich bin so töricht, nie bin ich sonst so, nur dieser Duft —"

Er streckte unwillkürlich die Hand aus nach dem lila Büschel, das in weitem Bogen über den Rasen flog und niederfallend silberne Ringe auf dem Wasserbassin in der Grotte zog. „Wie Sie befehlen," sagte er frostig, als sie mit einer bittenden Bewegung auf dem Weg umkehrte. Wortlos schritten sie unter den Kastanien zurück.

Die rotweißen Leinwandschirme auf der Terrasse waren aufgespannt; ein Wasserzerstäuber drehte sich zischend in einer Ecke.

Er blieb an den Treppenstufen noch einmal stehen.

„Sibylle," sagte er ernst, „ich will nichts Schlimmes von Ihnen fordern, gewiß nicht. Aber daran hab ich ein Anrecht: sagen Sie mir die Wahrheit, Sibylle — —"

„Aber nein," lächelte sie, „wirklich — — nur dies Heliotrop, das ich mir nicht abgewöhnen kann — —"

Sie ging ihm voran, er sah ihr Gazekleid hinter dem Eingang zum Gartensaal verschwinden — —

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Tag erhielt er ein Telegramm, das ihn einer dringenden Bestellung wegen eilig abrief.

Sibylle lag mit Kopfschmerzen in ihrem Zimmer. Der Hausherr brachte seinen Gast allein zur Bahn.

„Sie leidet viel daran — — diese starkduftenden Blüten, mit denen sie sich überall umgibt — — Aber sie läßt sich ihr Heliotrop nicht nehmen — —"

Die charakteristischsten Formen der Spätherbstmode.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Das Interessanteste an dem allmählichen Entwicklungsgang einer neuen Jahreszeitenmode ist der Augenblick, da aus der Fülle des Neuen und veränderten Alten sich die Formen herausarbeiten, die allmählich populär werden und in den nächsten Monaten allgemein getragen werden. In nachstehendem sind einige Modelle wiedergegeben, denen man in kostbarem und einfachstem Material auf der Straße, in den Theatern und Gesellschaften begegnet. Abb. 4 stellt das Genre der zweifarbigen Kostüme dar, die vor allem in Schwarz und Weiß, aber auch in Marineblau und Weiß, Dunkelviolett und Weiß ausgeführt, durch ihre immer neue Zusammenstellungsart einfarbiger Farbenflächen miteinander überraschen. Der weiße Rock vom hohen Gürtelschluß bis zu den Knien ist aus weißem Seidenmusselin über gleichfarbigem Libertygrund ganz glatt und futteralartig gehalten. Mit dem an den Knien ansetzenden schwarzen Libertyrand, der den unteren Teil des fußfreien Rockes bildet, harmoniert am Mieder die Boleromarkierung aus schwarzen Seidenstreifen. Deren Wirkung wird noch durch das einseitig wie ein Jackenrevers umgeschlagene glatte Jabot aus venezianischer Spitze, die sich auf schwarzem Libertygrund ausbreitet, erhöht. Ein Tülleinsatz in Weiß mit hohem glattem Stehkragen füllt den jäckchenartig spitzen Ausschnitt, und schwarze, glatte Libertystreifen umranden röhrenartig den bis zum Ellbogen fallenden Aermel. Der geschweifte große, fast ungarnierte Samthut und der riesige Zobelmuff, aus dem man durch Auseinanderknöpfen einen Schulterschal machen kann, vervollständigen den eleganten Straßenanzug, über dem man im Wagen einen schweren Mantel nach Art von Abb. 8 anlegt. Der hier dargestellte lose, unförmlich wirkende Sackpaletot aus Zobel, der nur bis etwas über die Hüften reicht, ist neuerdings ein starker Rivale solcher langen Mäntel geworden, die, wie Abb. 6, mehr nach der alten Mode hinüberspielen, die aber augenblicklich noch das Straßenbild beherrschen und nur im Wagen durch ihre kurzen Nachfolger verdrängt werden. Abb. 6 zeigt den echten Straßenmantel aus tabakfarbenem rauhem Wollstoff, der durch schmale, cremefarbige Streifenstriche in das moderne Streifenarrangement geteilt wird. Der tief herabreichende



Phot. Fëlix.

1. Theatermütze mit Reiherbusch und orientalischen Ohrgehängen.



2. Straßenkleid aus Samt mit Eisfuchsbesatz.

Phot. Felix.



3. Kittelkleid aus braunem Taft.



Phot. Talbot.

4. Beliebtes Straßenkleid
in Schwarz-Weiß.

Fichukragen ist ebenso wie die Aermelbündchen aus langhaarigem braunem Bärenfell. Tief um die Hüften geschlungen wie die Schärpen der Orientalinnen, sehen wir eine Art von breitem gefälteltem Gurt aus brauner weicher Seide mit niederhängenden Enden. Der große, flache Hut hat neben der charakteristischen Form auch die moderne Zweifarbigkeit. Er ist innen weiß, außen braun. Sehr verschieden hiervon und doch ebenso modern ist die winzige Kopfbedeckung, die das Kleid auf Abb. 7 begleitet. Mausfarbener Plüsch ist zu einem runden, der Kopfform folgenden Mützchen verarbeitet, das von einem Doppelzobelstreif umrandet wird. Zwischen den beiden Zobellinien zieht sich ein gürtelartiger Spitzenstrich rings um die Mütze. Der Muff aus Plüsch und Zobelstreifen zeigt die Spitzengarnierung an dem weißen, am Rand mit herausquellenden Spitzenvolants verzierten Seidenfutter. Das Kleid selbst, das als Anzug für ganz junge Frauen, vorzugsweise aber für junge Mädchen gilt, ist mit einem vorn am Hals geschlossenen, von dort nach unten schräg auseinanderfallenden Bolerojäckchen als Mieder gearbeitet, dessen Oeffnung das Vorderteil einer Plüschbluse mit einer gerade herablaufenden Knopfreihe sehen läßt. Die am Ellbogen unter den Röhrenärmeln herauskommenden Unterärmel sind aus weißem Batist. Aus dem gleichen reichgestickten Material besteht der kleine, runde, um den engen Halsausschnitt gelegte Kragen, den ein Zobelstreif umrandet. Der Miederrock mit dem vorn schräg übereinander gekreuzten Sattel bezeichnet die modernste und verbreitetste Rockform. Ebenfalls fußfrei wie alle Straßenkleider ist das Kittelkleid aus braunem Taft auf Abb. 3, in dem wir hier die neueste Schneidererfindung begrüßen. Der bis zu den Knien reichende, hochgegürtelte Rock des Kittelüberkleides ist aus abstehendem steifem Taft und gleicht einer Glocke. Vorn am Mieder herunter frischt ein weißer Bäffchen- bzw. Westenbesatz aus aufgesteppter „Ratiné“, dem neusten und modernsten Wollenstoff, das eintönige Braun mit Hilfe des ebenfalls weißen Kragens rings um den Halsausschnitt auf. Die Kimonoellbogenärmel schließt ein weißer, gerader Ratinéstreifen ab. Von den Knien an wird der untere Rock, der einer Röhre gleicht, sichtbar. Er ist aus hartem, braunem Taft mit ringsum in schmalen Abständen zueinander aufgesteppten Streifen von braunem Atlasband. Auf Abb. 2 sehen wir ein sehr prätentiöses Straßengewand für reifere Frauen in modern gestreiftem, braun und weißem Samt. Das

Phot. Félix.

5. Modernes Gesellschaftskleid
mit Perlenfransen.



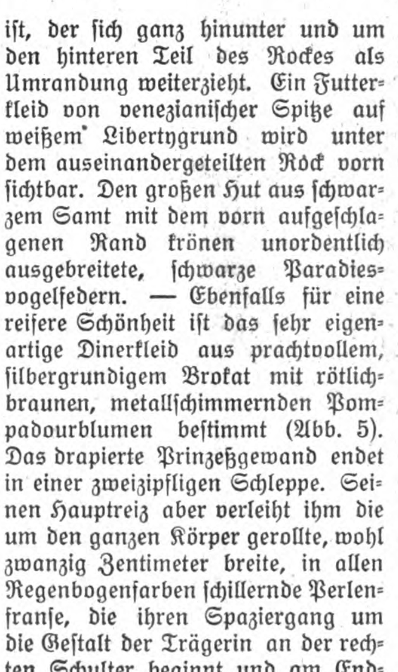
Phot. Talbot.

6. Straßenmantel
aus gestreiftem braunem Wollstoff.

kurze Boleromieder gürtelt ein Passementeriestreifen. Als Aufschläge an der unvermeidlichen Jackenimitation des Mieders bemerkt man eine Art, halb Jackenrevers, halb vorn gekreuzten Kragen aus venezianischer Spitze. Den Ausschnitt füllt ein dreieckiges Stückchen brauner Pointlace, so daß der Hals beinah viereckig umschlossen daraus hervorsteigt. Die langen, glatten Kimonoärmel schließen am Handgelenk Bündchen aus Eisfuchs ab. An dem glatten, hochgegürtelten Rock, der, ohne die Hüften zu bezeichnen, eng niederfällt, und dessen Mittelnaht sich in Hüfthöhe auseinanderspaltet, wiederholt sich der Besatz von Eisfuchs so, daß die an einen Rokokoüberwurf gemahnende Rocköffnung von Pelz eingefaßt

Phot. Talbot.
8. Kurzer Zobelmantel für Wagenfahrten.

Phot. Talbot.
7. Plüschkleid für junge Mädchen.



ist, der sich ganz hinunter und um den hinteren Teil des Rockes als Umrandung weiterzieht. Ein Futterkleid von venezianischer Spitze auf weißem Libertygrund wird unter dem auseinandergeteilten Rock vorn sichtbar. Den großen Hut aus schwarzem Samt mit dem vorn aufgeschlagenen Rand krönen unordentlich ausgebreitete, schwarze Paradiesvogelfedern. — Ebenfalls für eine reifere Schönheit ist das sehr eigenartige Dinerkleid aus prachtvollem, silbergrundigem Brokat mit rötlichbraunen, metallschimmernden Pompadourblumen bestimmt (Abb. 5). Das drapierte Prinzeßgewand endet in einer zweizipfligen Schleppe. Seinen Hauptreiz aber verleiht ihm die um den ganzen Körper gerollte, wohl zwanzig Zentimeter breite, in allen Regenbogenfarben schillernde Perlenfranse, die ihren Spaziergang um die Gestalt der Trägerin an der rechten Schulter beginnt und am Endpunkt beinah bis zum Saum niederreicht, nachdem sie sich dreimal um den Körper gewunden hat. Legt man ein solches Kleid im Theater an, so ziert man das Haupt mit einer Theatermütze, wie sie Abb. 1 darstellt. Den Grund aus Goldbrokat bedeckt ein Gitter von Kupferband. Orientalische Ohrgehänge in Form von breiten Perlenklunkern hängen über die die Ohren verdeckende Schneckenfrisur zu beiden Seiten nieder, und ein dichter, weißer Reiherbusch strebt nach hinten von dem eng anliegenden Häubchen fort. Ein Theaterkleid für junge Mädchen stellt endlich Abb. 9 dar. Das Stück des Rockes, das von dem hohen Gürtel bis zu den Knien reicht, ist aus weißem, gesticktem Tüll über weißem Seidengrund gearbeitet. Das altrot

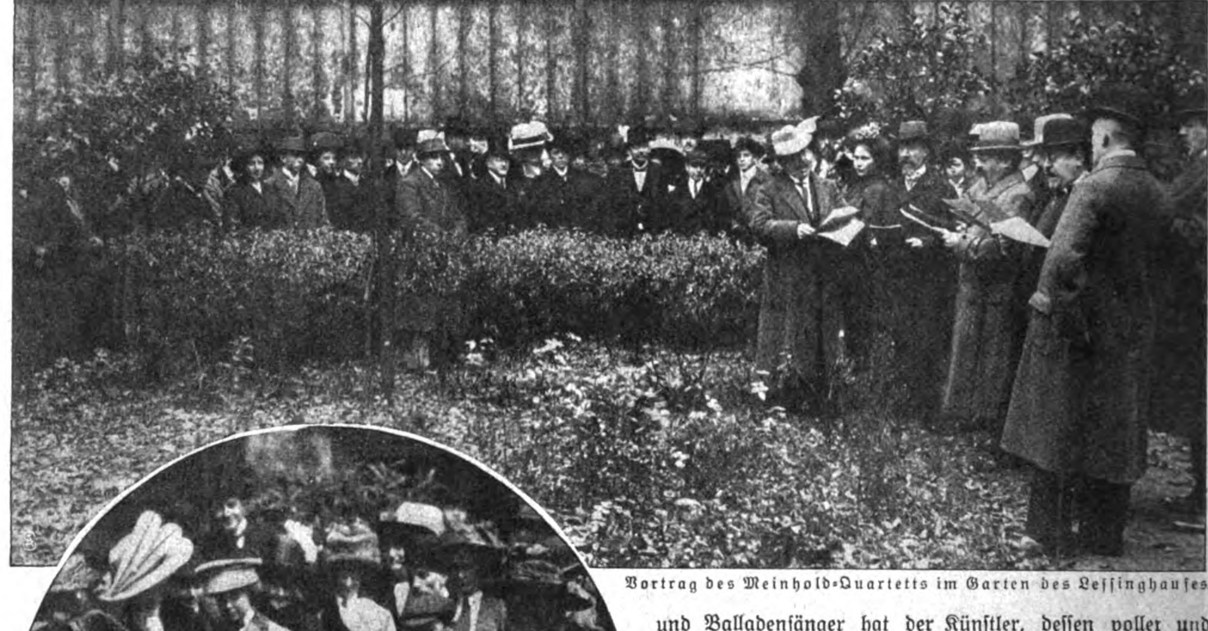
Phot. Felix.
9. Zweifarbiges Theaterkleid.

gefärbte Plüschmieder hat halblange Kimonoärmel und einen runden, aber über die Schultern geführten Ausschnitt und zeigt auf der vorderen glatten Fläche des empireartig anmutenden Miederteils schwere Silberstickerei. Ein Gürtel aus rötlicher Seidenschnur, dessen Enden vorn niederfallen, wird in der modernen, einen runden Gürtel aus Stoff oben und unten mit Schnur umziehenden Art geordnet. Der untere Rockteil wird durch einen runden Streifen gebildet, besteht aus altrotem Liberty und ist mit vorn seitlich auseinanderklaffendem, silbergesticktem Seidenmusselin überzogen. Hermelin umrandet den Musselin. Ein Turban aus rötlichem Liberty verbirgt das Haar vollständig bis auf die über die Ohren niederreichenden Schnecken und wird von dem hinten wegstrebenden, sehr modernen Reihertuff vervollständigt.

Klementine.

Bilder aus aller Welt.

Die ausländischen Mitglieder des Böttinger-Studienhauses besichtigten kürzlich unter Dr. Marx Möllers Führung Alt-Berlin; hierbei rezitierte im Lessingmuseum der Hofschauspieler Schmidt-Haessler meisterhaft die große Nathan-Erzählung, während später das Meinhold-Quartett im schönen Garten Volkslieder sang und der Schriftsteller Oskar Wagner einen echt Berliner Portier mit prächtiger Laune und köstlichem Humor darstellte.



Vortrag des Meinhold-Quartetts im Garten des Lessinghauses.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

Oskar Wagner als Portier Gräbert im Hof des Lessinghauses.

Besichtigung Alt-Berlins durch Ausländer.

Der bekannte Konzertsänger Arthur van Eweyk, der in musikliebenden Kreisen allgemein hoch geschätzt wird, hat vor kurzem eine auf sechs Monate berechnete Konzerttour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika angetreten. Herr van Eweyk, der im Jahr 1865 in Milwaukee geboren wurde, studierte bei Professor Felix Schmidt und hat sich namentlich durch den Vortrag klassischer wie moderner Lieder diesseit und jenseit des Ozeans viele Freunde erworben. Aber auch als Oratorien- und Balladensänger hat der Künstler, dessen voller und weicher Baßbariton Kraft mit Wohllaut verbindet, volle Anerkennung bei der Kritik wie bei dem Publikum gefunden.



Phot. Perscheid.

Arthur van Eweyk.

Zur Amerikatournee des bekannten Konzertsängers.

Der Hund ist nicht nur ein treuer Gefährte des Mannes, ein unentbehrlicher Freund des Jägers und zuverlässiger Wächter des Hauses, auch im Salon der Damen spielt er seit langer Zeit eine bedeutende Rolle. Und diese Rolle ist meist um so größer, je kleiner das Tierchen selbst ist. Werden doch für winzige Reh- und Zwergpinscher heutigestags ganz erkleckliche Summen bezahlt. Und wie eine rechte Kostbarkeit



Berliner Bühnenkünstlerinnen und ihre Lieblingshunde.

Die Aufnahmen sind von Phot. Rembrandt hergestellt.

Magde Lessing vom Metropol-Theater, mit ihrer franz. Bulldogge.

Lisa Weise vom Neuen Opern-Theater, mit ihrem Dackel.

Kammersängerin **Frieda Hempel,** von der Kgl. Hofoper, mit ihrem Terrier.

Else Kupfer vom Metropol-Theater, mit ihrem Seidenpinscher.

Assa Linden vom Residenz-Theater, mit ihrem Black and Tan.

Ida Wüst vom Neuen Schauspielhaus, mit ihrem Rehpinscher.



Hausbau bei den eingeborenen Indianern von Ekuador.

werden sie auch behandelt, werden mit goldenen Halsbändern und seidenen Schleifen geschmückt, und wenn es kalt ist, legt man ihnen ein wärmendes Mäntelchen um, damit die Lieblinge nicht frieren. Auch manche unserer Bühnenschönheiten besitzen solch einen kleinen Hausgenossen, den sie daheim hätscheln und verwöhnen können. Unsere Bilder zeigen eine Reihe bekannter Berliner Künstlerinnen, die sich mit ihren Schoßhündchen haben verewigen lassen.

In der Republik Ekuador ist noch die Indianerromantik zu Hause. Die Rothäute bilden das hervorstechendste Element der Bevölkerung. Ihre einfache Kultur zeigt sich unter anderm in der originellen Form des Hausbaus.

Die ungarische Geigerin Frl. Gyárfás erregte kürzlich bei ihrem Berliner Konzert die Aufmerksamkeit der Kritik und des Publikums.



Frl. Ibolyka Gyárfás,
eine talentvolle, jugendliche Geigerin, die jetzt in Berlin auftritt.



Kgl. Oek.-Rat F. Lucas,
Reutlingen,
der Nestor des deutschen Obstbaues, wurde 70 Jahre alt.



Musikdirektor W. Schulze,
Leiter des seit 50 Jahren bestehenden Leipziger Männergesangvereins „Sängerkreis“.



Phot. Hornung.

Prof. F. Thudichum,
bekannter Staats- und Kirchenrechtslehrer in Tübingen, wurde 80 Jahre alt.



Die Riesenquadriga „Der Friede“ von A. Jones, die demnächst in London enthüllt wird.



Der Künstler in der Gießerei.



Hofphot. Fritz.

Von links (sitzend): Erbprinzessin Reuß j. L.; Gräfin Kuno zu Stolberg-Roßla; Prinzessin zu Schoenaich-Carolath; Prinz Joh. August zu Stolberg-Roßla; Prinz Ernst Heinrich zu Stolberg-Roßla; Herzogin Maximilian von Württemberg; Gräfin Künigl-Ehrenburg; Comtesse Künigl; Baronin Marie Gnagnoni. (Stehend): Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regent von Braunschweig; Erbprinzregent Reuß j. L.; Fürstinmutter zu Stolberg-Stolberg; Prinzessin Friederike von Hannover; Prinz Heinrich XXX. Reuß j. L.; Prinzessin Mathilde zu Stolberg-Roßla; Prinz Johann Georg zu Schoenaich-Carolath; Graf Kuno zu Stolberg-Roßla; Fürstin zu Stolberg-Wernigerode; Fürst zu Stolberg-Wernigerode; Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg; Prinzessin Helene zu Ysenburg-Büdingen; Fürst zu Stolberg-Roßla; Prinzessin Christoph Martin zu Stolberg-Roßla, Prinzessin Ida Reuß ält. L.; Freifrau von Thüngen; Fürst zu Ysenburg-Büdingen; Prinz Christoph Martin zu Stolberg-Roßla; Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe; Oberhofmeisterin Baronin Zandt; Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin von Preußen; Prinz zu Salm-Horstmar; Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe; Prinzessin zu Schoenaich-Carolath; Gräfin Castell-Rüdenhausen; Graf Künigl-Ehrenburg; Graf Castell-Rüdenhausen; Fürstinmutter zu Ysenburg-Büdingen; Gräfinmutter zu Solms-Laubach; Freiherr von Thüngen; Baron Gnagnoni; Freifrau von Thüngen; Baron Pawel-Rammingen.

Die Vermählung des Prinzen Christoph Martin zu Stolberg-Roßla mit Prinzessin Ida Reuß ä. L. in Greiz. Oberes Bild: **Die Trauung.**



Frl. Poldi Müller als Mariette in dem Balletdrama „1830“ Phot. Hoppé.
im Alhambra-Theater in London.

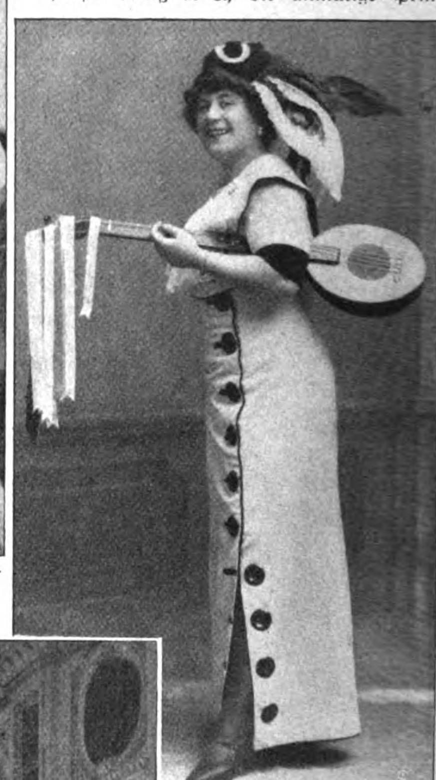
Der um den deutschen Obstbau hochverdiente Direktor des Pomologischen Instituts Reutlingen, Oekonomierat Friedrich Lucas, feierte seinen 70. Geburtstag.

Am 18. November vollendete Professor Friedr. Thudichum, der berühmte württembergische Historiker des deutschen Rechts, sein 80. Lebensjahr.

Der Männergesangverein „Sängerkreis“ in Leipzig konnte kürzlich sein 50 jähriges Jubiläum feiern. An der Spitze des Vereins steht der vortreffliche Chormeister Musikdirektor W. Schulze.

Die Kolossalquadriga „Friede“ von Jones ist dazu bestimmt, die Triumphpforte im Londoner Hydepark zu krönen.

Die letzte ledige Prinzessin des Fürstenhauses Reuß ä. L., die anmutige Prinzessin Ida hat sich mit dem Prinzen Christoph Martin zu Stolberg-Roßla vermählt. Zahlreiche Fürstlichkeiten wohnten der Hochzeit bei.



Phot. Gutmann.
Frl. Mizzi Zwerenz,
in der neuen Strauß-Operette „Die kleine Freundin“, Uraufführung am Wiener Carltheater.

In der Londoner Alhambra feiert Frl. Poldi Müller vom Berliner Lustspielhaus in dem Mimo-Ballettdrama „1830“ wahre Triumphe.

Im Wiener Carltheater wird eine neue Operette von Oskar Strauß „Die kleine Freundin“ aufgeführt. Mizzi Zwerenz spielt die Hauptrolle.

Der neue Kaiserfaal des Weinhauses Kempinski, Berlin, erhielt reichen Schmuck von Kadiner Kacheln.



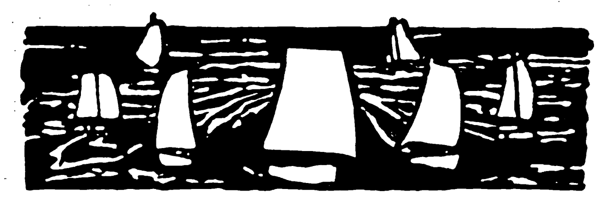
Phot. Urania.
Der mit Kadiner Kacheln dekorierte neuerbaute Kaiserfaal des Weinhauses M. Kempinski & Co.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 48. Berlin, den 2. Dezember 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

22. November.

Zum japanischen Botschafter in Berlin wird an Stelle des nach London versetzten Barons Chinda der Gesandte in Stockholm Sugimura ernannt.

Die persische Regierung erfüllt, um das Einrücken russischer Truppen in Persien zu verhüten, die Forderungen des russischen Ultimatums.

In 18 südchinesischen Provinzen fallen die Wahlen zugunsten der Republik aus. Zum Präsidenten der Zentralregierung wird General Li gewählt, zur Hauptstadt Utschang.

23. November.

In Berlin legen die in der Damenkonfektion beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen, zusammen rund 50000, die Arbeit nieder.

In einem Sanatorium in Kannstatt bei Stuttgart stirbt, 60 Jahre alt, der Direktor der bayrischen Staatsgalerien Hugo von Tschudi (Portr. S. 2023).

Die griechische Kammer spricht nach einer Interpellationsdebatte über Kreta der Regierung, die die Zulassung kretischer Abgeordneter bekämpft hat, mit 202 gegen eine Stimme ihr Vertrauen aus.

In Tokio stirbt, 56 Jahre alt, der frühere japanische Minister des Aeußern Graf Komura (Portr. S. 2023).

24. November.

In der Kuranstalt Thalkirchen bei München stirbt, 74 Jahre alt, der Romandichter Wilhelm Jensen (Portr. S. 2023).

In Paris wird der englisch-französische Geheimvertrag vom Jahr 1904 über Aegypten und Marokko veröffentlicht.

Der italienische Dampfer „Romagna" geht in einem Orkan bei Rovigno unter. Von 72 Personen, die sich an Bord befinden, werden nur 10 gerettet, 62 ertrinken.

25. November.

Aus Algier wird gemeldet, daß der dort eingetroffene österreichische Dampfer „Martha Washington" zwischen Zante und Kephalonia von italienischen Kriegsschiffen beschossen worden ist, ohne jedoch Schaden zu erleiden. In Triest wird an zuständiger Stelle erklärt, daß das Schiff nur durch einen blinden Schuß angehalten wurde, um zu konstatieren, daß es keine Konterbande führe.

Rußland nimmt in einer Zirkularnote an die Mächte Stellung gegen eine Blockade der Dardanellen durch Italien.

In Brüssel wird in Gegenwart König Alberts die internationale Aquarellisten-Ausstellung eröffnet.

26. November.

Der Kaiser reist von Donaueschingen nach Moschen in Schlesien zum Besuch des Grafen Thiele-Winckler.

Die Italiener erobern das Fort Meßri von Tripolis zurück und bringen den Türken eine schwere Niederlage bei.

Die chinesischen Revolutionäre eröffnen die Beschießung von Nanking. Die Regierungstruppen erleiden große Verluste.

In Baden werden neuerdings Erdstöße verspürt.

In Lissabon ereignen sich wegen Einschreitens der Polizei gegen zwei chinesische Kurpfuscherinnen Unruhen.

27. November.

In Berlin stirbt kurz vor Vollendung des 87. Lebensjahres der bekannte Journalist und Kunstkritiker Ludwig Pietsch. (Portr. S. 2023.)

Am Ufer des Kontflusses wird ein Friedensvertrag zwischen den Kabylen und den Spaniern unterzeichnet.

Im englischen Unterhaus gibt der Minister des Aeußern Sir Edward Grey (Portr. S. 2019) Aufklärungen über Englands Stellung zu den deutsch-französischen Marokkoverhandlungen und versichert, Englands einziger Wunsch sei, mit Deutschland auf gleichem Fuß zu leben.

Der Prinzregent von China leistet im Ahnentempel der Tschingdynastie zu Peking den feierlichen Eid auf die Verfassung.

Der Zeppelin-Luftkreuzer „Schwaben" vollendet glücklich die Rückfahrt von Berlin nach Baden-Oos.

28. November.

Auf Befehl der deutschen Reichsregierung verläßt der nach der Westküste von Marokko beorderte Kreuzer „Berlin" Agadir und tritt über Casablanca und Tanger die Heimreise an.

An Stelle des verstorbenen Dr. Marcus wir der Senator Dr. Stadtländer zum Bürgermeister von Bremen gewählt.

29. November.

Aus China kommt die Nachricht, daß holländische Marinemannschaften in Schanghai gelandet sind und sich auf dem Marsch nach Peking befinden.

Schule und Eltern.

Von Professor Dr. Jakob Wychgram
Schulrat der Freien und Hansestadt Lübeck.

In Berlin haben sich sechsunddreißig Schülerväter zusammengetan, um eine Beschwerde gegen den Direktor ihrer Söhne zu erheben. Wir halten uns durchaus fern von den Urteilen und Vermutungen, die einige Zeitungen an diese Tatsache geknüpft haben, und erachten es für billig, zu warten, bis die preußischen Behörden, die alles mit Ernst und Sachkenntnis prüfen werden, gesprochen haben. Eine Folgerung allerdings wird auch der Zurückhaltendste ohne Bedenken und mit Bedauern ziehen dürfen: Daß hier in dem Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus nicht alles so ist, wie es sein sollte. Die sechsunddreißig Väter werden gewiß nicht alle Jugendfreunde oder Logenbrüder sein,

sondern sich zuvor wahrscheinlich kaum gekannt haben. Wenn sie sich also durch diese eine Sache zusammengefunden haben, so bedeutet das, daß sie mit der Art, wie sich die Schule zu den Schülern und damit zum Elternhaus stellte, nicht zufrieden sind.

Es ist aber doch nichts weiter als ein Symptom mehr für die allgemeine Erscheinung: Die beiden Stätten, an denen unsere Jugend die Erziehung für das Leben erhält, stehen nicht in der so dringend wünschenswerten Harmonie miteinander. Die Familie sieht oft, sehr oft in der Schule die Störerin ihres Friedens, die Peinigerin ihrer Kinder, und die Schule mag ebensooft in der Familie das Organ unerwünschter Kritik, das Hemmnis ihres eigenen amtlichen Einflusses erblicken. Man kann das wohl verstehen. Die Ansichten über das, was der heranwachsenden Jugend frommt, sind so verschieden wie die Menschen selbst, die an der Erziehung arbeiten.

Aber auch in den Institutionen selbst liegen sehr oft die Quellen der Zwietracht: Vater und Mutter urteilen über ihr Kind auf dem Grund natürlicher Liebe, sie kennen die zahllosen kleinen Züge, aus denen sich ihnen das Bild der Persönlichkeit ihres Kindes zusammensetzt, und sie wollen und wollen mit Recht, daß dieser Persönlichkeit Rechnung getragen werde. In der Schule aber — und da wir überall Massenschulen haben, ist es gar nicht anders möglich — werden die Kinder eingespannt in ein System, in dem oft gerade die wertvollen und liebenswerten Züge, die die Freude und die Hoffnung der Eltern sind, nicht zur Erscheinung kommen oder, nunmehr gemessen an den Forderungen und Bedürfnissen der Menge, wohl gar verkannt und verurteilt werden. Dieser Widerstreit wird nie geschlichtet werden können; er ist nur eine Form des allgemeinen Widerstreits zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Gefühl und Notwendigkeit. Aber er kann gemildert werden.

Fragen wir uns, wie?

Für viele Tausende von Eltern beginnt mit dem ersten Schuljahr ihrer Kinder auch die Schulnot. Zunächst sind die Nöte klein. Aber sie wachsen mit den Jahren: der Sohn oder heute im Zeitalter der Mädchenschulreform auch die Tochter kommen nicht recht mit; es hapert in diesem und jenem Fach, Privatstunden müssen genommen werden, und die ohnedies bei der hohen Zahl der Wochenstunden geringe Muße wird zum Schaden des Familienlebens noch verkürzt. Dann kommt wohl gar eine Nichtversetzung mit all ihrer Depression — ein ganzes Jahr fast verloren! Schlimmer noch wirken Schulvorkommnisse anderer Art: scheinbar oder wirklich ungerechte oder unsachgemäße Behandlung der Kinder, wobei nicht immer der Irrtum auf seiten der Eltern ist, denn zwischen den vielen tüchtigen Lehrern finden sich auch ungeschickte, unfeinfühlige — wie in allen Ständen. Oder es stellt sich heraus, daß der Sohn nicht auf der richtigen Schule ist: sein ganzes Interesse geht auf Naturwissenschaften, und er sitzt im Gymnasium, oder umgekehrt: das Schicksal hat ihn auf eine Oberrealschule geführt, und alle seine Interessen gehen auf andere Fächer als die dort im Mittelpunkt stehenden. Der Schüler empfindet etwas wie „verfehlten Beruf“, und der Widerwille, die Entmutigung überträgt sich auf die Eltern, von denen wir nicht behaupten wollen, daß sie immer die wahren Gründe ohne weiteres erkennen. — So könnten wir ein langes Register der Unstimmigkeiten und der Mißstimmungen aufstellen.

Was kann nun die Schule tun? Das ganze Spiel wäre gewonnen, wenn alle Lehrer wirkliche Erziehernaturen wären. Das ist natürlich nicht der Fall und kann nicht sein. Wirkliche Erziehernaturen sind überhaupt selten. Ihr wesentliches Kennzeichen ist, daß sie ein feines intuitives Verständnis für die Eigenart der jungen Menschen haben. Nichts beglückt die Jugend so sehr, nichts reißt sie so zu einem schönen Enthusiasmus hin, als sich verstanden zu wissen von einem Erwachsenen.

Nun wird man aber nicht sofort die Flinte ins Korn werfen dürfen. Auch die Erziehungskunst ist bis zu einem gewissen Grad lernbar, wenn sie auch nicht in Regeln und Paragraphen zu fassen ist. Die eine große Hauptsache ist die: der Lehrer muß in jedem Schüler, auch in dem schwachen, die Persönlichkeit achten. Denn jeder junge Mensch führt ein Eigenleben, hat in sich ein Etwas, das sein eigentliches Wesen ausmacht und ihn von den andern unterscheidet; er will, bei allem Subordinationsgefühl, das ihm angeboren sein mag, doch nicht als Nummer gefaßt sein. Ein Lehrer, der (mit Maß und Zurückhaltung, wie es diese feine Sache erfordert) den Schüler fühlen läßt, daß er in ihm mehr sieht als bloß einen aus der Schar, der hat die Herzen der Jugend und — der Eltern. Ein altes goldenes Wort faßt diese Erzieherweisheit zusammen: summa puero reverentia. Und was für einen Segen bedeutet das Vorbild eines solchen Mannes für das ganze Leben: Denn wer aus denen, die Gewalt über ihn haben, seine menschliche Achtung gegen sich spürt, der wird auch selbst einst diese schönste christlichste Kunst an andern üben. Ich könnte viel hierüber sagen, auch aus meinem eigenen Leben, aber der Raum ist mir eng bemessen. Man wende auch nicht ein, nicht jeder könne sich zu dieser Anschauung und ihrer Ausübung aufschwingen. Es kann ein jeder. Und von dem, der, wie unsere Philologen, im Besitz großer Bildung ist, muß man es verlangen. Hieraus aber quillt alles andere in dem Verhältnis des Lehrers auch zu den Eltern. Er wird es als seine ernste Pflicht ansehen, die Eltern zu hören, zu beraten, Irrtümer in der rechten Weise aufzuklären und — eigene Irrtümer zu gestehen und zu beseitigen.

Und nun der Direktor einer höheren Schule! Er ist der verantwortlichste Träger des Verhältnisses zum Elternhaus. Von ihm hängt zum größten Teil ab, ob ein freundlicher Geist, ein guter Wille, eine gegenseitige schonende und verstehende Rücksichtnahme waltet. Er beeinflußt den Ton und das Verfahren des Lehrerkollegiums, er sänftigt die allzu Schneidigen, Beamtenmäßigen, er muntert die Gleichgültigen auf, er mäßigt auch die gar zu Freundlichen und Mitteilsamen — denn auch diese kommen zuweilen vor und sind vom Uebel.

Vor allem aber steht ihm das große Mittel zur Verfügung, die breite und einladende Brücke zum Elternhaus: die tägliche Sprechstunde. Es muß ihm alles daran liegen, daß die Väter und Mütter ihn oft aufsuchen, nicht etwa bloß, wenn sie Klagen und Bedenken vorzubringen haben, sondern bei jeder ihrer zahlreichen Erziehungsorgen und -schwierigkeiten. Ist es nicht seltsam: wenn der Mensch krank ist, geht er zum Arzt, hat er Rechtsschwierigkeiten, so geht er zum Rechtsanwalt, aber daß er bei Angelegenheiten der Erziehung, die doch nicht minder wichtig sind, zu einem kompetenten Kenner dieser Dinge ginge, ist noch nicht weit



und breit üblich. Und doch ist die natürliche Autorität dafür gegeben oder sollte gegeben sein: der Direktor, dessen Schule die Kinder besuchen. Er hat die Lehrerlaufbahn von Anfang an durchgemacht, die bunte Vielheit der Erziehungsfragen ist an ihn herangetreten, und weil er sie gut zu lösen verstand, hat ihn seine Behörde an die Spitze der Schule gestellt (so sollte es wenigstens sein!). Wer ist berufener als er, in diesen schweren Dingen zu raten und Wege zu weisen. Und wenn er nicht bloß ein erfahrener, sondern auch ein gütiger und freundlicher Mann ist, dann wird das Vertrauen aller Eltern ihm leicht zufallen. Aus seiner Sprechstunde, wenn er sie als einen der wichtigsten Teile seines Amtes auffaßt, können Ströme von Segen ausgehen, nicht geringere als aus der eines berühmten Arztes.

Wo es aber einem Direktor gelungen ist, die Scheu des Publikums zu überwinden und es zu bewegen, mit festem Vertrauen auf seine Sachkunde und seine — Diskretion zu ihm zu kommen, sooft es will, da ist das Verhältnis zwischen Eltern und Schule gesichert.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Tätigkeit des Direktors einer höheren Schule breit zu kennzeichnen. Aber auf eins möchte ich noch aufmerksam machen: die Elternabende. Sie haben sich schon in manchen Städten als eine segensreiche Einrichtung bewährt. Natürlich ist darunter nicht etwa ein Theaterabend zu verstehen, an dem die Väter und Mütter den meist im Provinzialdialekt erklingenden Wehklagen des Philoktet oder den graziösen Scherzen Molières aus dem Mund ungelenker Jünglinge lauschen und dann nach Hause gehen, sondern ein Abend, an dem der Direktor oder ein Oberlehrer irgendein wichtiges Thema aus dem Schulbetrieb leichtfaßlich und, wenn es geht, anmutig behandelt und dann den Eltern zu einer zwanglosen Aussprache Gelegenheit gegeben wird. So etwas verbindet. Die Eltern fühlen dankbar, daß diese Schule nicht wie eine ferne amtliche Macht dastehen will, sondern von Mensch zu Mensch Gutes stiften möchte.

Man ist leicht versucht, zu meinen, daß die obersten Schulbehörden in der Frage, die wir hier erörtern, wenig tun können. Diese Meinung wäre sehr irrig. Natürlich können sie nicht unmittelbar mit dem Elternhaus Beziehungen haben. Desto größer aber ist ihre mittelbare Wirkung. Sie müssen durch organisatorische Maßnahmen der guten Sache dienen, und, so dürfen wir freudig hinzufügen, sie tun es auch. Es wird ihre Aufgabe sein, im Unterrichtswesen die Reibungsmöglichkeiten zwischen den beiden Erziehungsmächten, Schule und Haus, zu vermindern und, wenn es geht, zu beseitigen.

Was aber in dieser Beziehung gerade in den letzten Zeiten das preußische Kultusministerium geschaffen hat, werden alle Einsichtigen mit größter Freude begrüßt haben. Der vielbesprochene Extemporale-Erlaß liegt ganz auf dieser Linie. Wer Söhne und Töchter hat durch die Schulen laufen lassen, weiß, welche Aufregung, wie viele schlaflose Stunden diese Extemporalien ins Haus gebracht haben, bevor sie geschrieben wurden, und wieviel Tränen oder Verdruß oder auch Zorn, nachdem sie geschrieben waren. Wie ein ekles Gespenst schritten sie durch die deutsche Familie. Jetzt atmet wenigstens die preußische Familie erleichtert auf. Aber noch von einem andern Gesichtspunkt aus bedeutet dieser Erlaß einen Segen auch für das Elternhaus: bisher lag die Gefahr nahe, daß der Lehrer die Schüler und Schülerinnen vorwiegend nach den Ergebnissen der Extemporalien beurteilte. Das darf jetzt nicht mehr sein, und so wird der Lehrer veranlaßt, den mündlichen Leistungen mehr Gewicht beizulegen; das aber bedeutet eine Vermehrung des lebendigen Gedankenaustausches, des Verkehrs von Person zu Person und dadurch der Freude an der Schule. Der leidige Umweg durch die schwarze und besonders auch die rote Tinte ist wesentlich verkürzt.

Und eine ähnliche Wohltat bedeutet, wenn es auch dem Laien zunächst nicht so scheint, der Ministerialerlaß über die Tätigkeit der Provinzialschulräte. Früher erschienen diese Beamten vielleicht alle vier Jahre einmal zur Revision und waren daher genötigt, ihr Urteil durch die Beobachtungen beim Abiturientenexamen stark zu ergänzen: so wurde diesem Examen, also der auf wenige Stunden zusammengedrängten Endleistung der Schule, ein Gewicht beigelegt, das auch wieder zu viel Aufregung Anlaß gab. Jetzt werden die Schulräte jedes Jahr einmal den ruhigen täglichen Gang der Schularbeit sehen und sollen dem hochnotpeinlichen Augenblick des Examens nicht mehr so viel entnehmen wie früher.

Man sieht, diese Erlasse sind Ausdrucksformen einer wirklich großzügigen Unterrichtspolitik, deren Ziel es ist, ohne jede Schwäche Milderungen und Verbesserungen des Schulbetriebs herbeizuführen, die geeignet sind, dem Elternhaus und den Schülern eine tatsächlich oft verlorne Freude an der Schule wiederzugeben.

Eins freilich fehlt noch, und das läßt sich nicht so ohne weiteres durch einen Erlaß schaffen, ein Ding von allergrößter Wichtigkeit. Unsere Oberlehrer und Oberlehrerinnen werden auf der Universität in wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnet vorbereitet, aber es fehlt ihnen während ihrer Studienzeit an einer allgemeinen Vorbildung — wir meinen nicht die technisch-praktische — für ihr Amt, die Einführung in die großen Fragen der Pädagogik, besonders der praktischen, aus der wir hier nur einen winzigen Ausschnitt in populärer Form zur Sprache gebracht haben. Wenn die leitenden Ideen den jungen Leuten schon auf der Universität, also in ihrer empfänglichsten Zeit, vorgeführt würden, so würden sie sich später lebendiger auch für sie interessieren, als das heute der Fall ist. Es müßten also pädagogische Professuren geschaffen werden, in die Männer zu berufen wären, die selbst in vielseitiger Tätigkeit als Oberlehrer, Direktoren und Schulverwaltungsbeamte gestanden haben und daher aus dem vollen heraus die akademische Jugend für die Erziehungsprobleme erwärmen können. In diesem Punkt ist uns leider das Ausland voraus.

Ich habe mein Thema nur ganz skizzenhaft erörtern können. Wer sich genauer orientieren will, greife zu Adolf Matthias' schönem Buch: „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin". Lesenswert ist auch das Buch von Dr. Weimer: „Wege zum Herzen des Schülers". Dieser Titel enthält den Kern der Sache: Wege zum Herzen des Schülers! Solche Wege führen zugleich zum Herzen der Eltern und damit zum Herzen der Nation selbst. Möge die höhere Schule diese Wege finden, nachdem sie sich hier und da wohl etwas verirrt hatte.



Ein Prinzenbesuch in China.

Von Frida von Kuczynski*).

Der „Millionenprinz“, der kaiserliche Neffe, Prinz S..... hatte seinen Besuch angemeldet. Eine Ehrenwache von jungen, stämmigen Matrosen erwartete ihn am Gesandtschaftstor. Die Schildwache auf der Mauer, die bei den Schießscharten auf und ab marschierte, war unruhig und beobachtete scharf, was um sie her vorging. Nach etwa einer halben Stunde ertönte ein lauter Kommandoruf, die Matrosen in der Habtachtstellung am Tor bezeigten den Ehrensalut, der Prinz nahte.

Voran ritten ein paar Chinesen auf mageren, abgehetzten Gäulen, deren Haar in langen, mit Zwirnfäden unterflochtenen Strähnen tief herabhing; die Reiter in blauen, weitschlotternden Kitteln und mit in weißen Leinenstreifen eingebundenen Beinen. Von der Quaste ihres konischen Tatarenhutes und von ihren Strumpfbändern herab hingen lange Zwirnfransen, die gleich den Haarsträhnen der Pferde hin und her baumelten. Die Chinesen des Nordens sind vorzügliche Reiter, sie sitzen, die Füße in schmalem Steigbügelreif, mit hochaufgezogenen Knien im hölzernen Bocksattel und bedienen sich zur Führung der wilden Ponys oft nur eines einfach um die Nüstern des Tieres geschlungenen Hanfstrickes.

Aeußerst behende und leicht sprangen die Leute nun von den kurztrabenden, schlecht gesattelten Pferden und stellten sich zu beiden Seiten der Zufahrtswege vor der Gesandtschaft auf. Dann zottelten sie bärenhaft in wiegendem, vornübergebeugtem Schritt herein und überreichten umständlich die große rote Visitenkarte des Prinzen, dessen zweirädriger Karren mit seinem von dunkelblauer Leinwand überspannten Häuschen — das Bild eines Zigeunerwagens in Dörfern, auf Märkten bei uns zu Hause — jetzt langsam und schwerfällig vor dem Glasportal haltmachte. Hinter dem Prinzen her wälzte sich ein ganzer Troß ebenso zottiger, langmähniger Pferde und zottiger Reiter, an denen alles hin und her schlotterte: die Fransen des Hutes und der Kniebinden, die Leinenkittel und das Schulterstück. Sie hielten nun ebenfalls vor der Palaisrampe und banden ihre Pferde an Pfosten und Bäumen fest. Diese Dienerschar bricht jedesmal wie ein Heuschreckenschwarm über den Hausherrn herein, der sie reichlich mit Speisen zu bewirten hat oder größere Summen Geldes unter sie verteilen läßt. Je größer das Gefolge, um so ehrenvoller ist der Besuch, um so reicher natürlich müssen die Geschenke des Gastgebers sein.

Da hierzulande alles mit zopfiger Umständlichkeit und strengen Höflichkeitsformen vor sich geht, so dauerte es eine Weile, bis die Dienerschaft melden konnte, daß alles zum Empfang Seiner Hoheit bereit sei. Jetzt begann sich etwas in dem blauen Karrenhäuschen zu regen, in dem der Prinz mit gekreuzten Beinen auf seinen Polstern hinter ganz kleinen verhängten Glasfenstern saß, und bald blinzelte der hohe Gast durch seine riesigen blauen Magisterbrillen hinter den Vorhängen hervor. Dann rutschte er halb sitzend durch die kleine Karrenöffnung hinter dem Pferdeschweif auf dem rechten Schaft des Gefährts entlang und kam mit Hilfe zweier Diener und eines Fußschemels endlich in seiner ganzen Herrlichkeit auf den Boden zu stehen. Seine werte Person sollte olympische Erhabenheit ausstrahlen, drückte aber vielmehr breitspuriges Selbstbewußtsein aus. Die ungeheuren blauen Brillengläser, die den obern Teil seines Gesichts ausfüllten, wirkten um so wunderlicher, als sie dazu bestimmt waren, in uns das Gefühl der Bewunderung für seine Gelehrsamkeit zu erwecken. Die kindische Neigung der Chinesen, den Beweis ihrer großen Kenntnisse durch äußere Mittel, z. B. die durch langes Studium erzielte Augenermüdung, zu erbringen, erinnert an das Märchen von der Eule, die, auf ihre eingebildete geistige Ueberlegenheit sehr stolz, sich stets ihrer nächtigen Brillen rühmte und dabei vergaß, daß sie am Tage gar nichts sah.

Gemessen und mit langen schwingenden Schritten bewegte sich der Prinz vorwärts und näherte sich dem in der Palaistür harrenden Gesandten. Umständliche chinesische Verbeugungen und europäische Händedrücke wurden im Vestibül gewechselt, wobei der Prinz sehr bedacht zu sein schien, sich weder die Ungehörigkeit eines Lächelns noch einer Verwunderung entschlüpfen zu lassen, sondern starr und ungerührt von allem, was ihn umgab, dem Empfangsalon zuschritt. Hier war der frische chinesische Tee bereitet, dessen feiner Blütenduft den ganzen Raum erfüllte, und der bei keinem Besuch fehlen darf.

Nach einer lautlosen und zufriedenstellenden Prüfung des Tees räusperte sich Prinz S., schob seine Brille etwas hin und her und erkundigte sich nun in schönen Worten nach der Frau des Hauses, nach der Schwiegermutter, der Tochter und nach allen übrigen Familienmitgliedern — auch solchen, die nicht vorhanden waren — immer gleich würdig, ernst und gemessen. Bei der Vorstellung der verschiedenen anwesenden Herren schien eine abseits stehende Gestalt, im tadellosen Salonfrack, die vom Schicksal mit zwei wundervoll zugestutzten Backenbärten bedacht worden war — der Diener Wenzelius — der echte Typus eines alten gräflichen Kammerdieners aus dem steirischen Familienschloß — sein besonderes Interesse zu erregen. Prinz S. fragte, warum ihm dieser gravitätisch dastehende „verdienstvolle“ Herr nicht vorgestellt werde, er habe „un très grand air“, man merke ihm den „großen Herrn“ an. Da Seine Hoheit aber wegen ihres Stolzes gefürchtet ist, so gab man eine ausweichende Antwort, um den Prinzen nicht zu beleidigen. Bei der dritten Tasse Tee begann sich Prinz S. zu langweilen und drückte den Wunsch aus, das Schloß zu besichtigen, dem auch sofort mit einem erlösenden Seufzer gewillfahrt wurde. In des Prinzen Brust kämpften nun die guten und bösen Gewalten miteinander, das Interesse, das er an ihm unbekannten europäischen Dingen hatte, und der Stolz, dieses Interesse nicht zu verraten. Endlich siegten die ersteren — angesichts einer elektrischen Batterie, einer Zigarrenabschneideklingel und eines Grammophons — bemächtigten sich aber vollends unseres hohen Gastes, als er den großen Bechsteinflügel erblickte (er hatte noch niemals Klavier gespielt, behauptete er), den er nun mit wahrer Wonne betastete. Erst mit einem Finger, dann mit der ganzen Hand wurde Taste um Taste

*) Wir verdanken diese interessanten Mitteilungen der Gemahlin des ehemaligen österreichischen Gesandten in Peking.

angeschlagen, erst leise, dann lauter, bis er freudestrahlend die Melodie unserer Nationalhymne zusammenbrachte.

Jede Spur von künstlicher Erhabenheit war jetzt von ihm gewichen, sogar die Brille hatte er weggelegt — er plauderte jetzt ganz anziehend und sah wie ein von dem Druck seiner Hoheit befreiter Zeus liebevoll auf die Sterblichen herab. Beim Abschied allerdings schob er wieder die Förmlichkeitsmaske vor. Unter unzähligen Verbeugungen und Begrüßungen bestieg er wie ein echter Mandschuprinz seinen Karren. Hinter ihm her wälzte sich der Reitertroß und eine dichte Staubwolke, als seien nomadische Mongolenstämme zu einem Kriegszug aufgebrochen.

Die literarische Kegelbahn.

Von Hans von Hülsen.

Lassen Sie mich annehmen, Sie sind ein junger Mensch von zwanzig Jahren, stecken voll von Träumen, Hoffnungen und unausgegorenen Ideen und haben die für deutsche Jünglinge beiderlei Geschlechts fast typische Sehnsucht: ein Dichter zu sein. Sie senden Ihr Drama — mindestens „Tristan und Isolde" und natürlich in Versen! — einem berühmten Dichter, sein Urteil zu vernehmen. Lange dauert's, ehe die Antwort kommt, zu lange Ihrer pochenden Ungeduld. Eines Tages fassen Sie sich ein Herz und treten in Person vor den Gewaltigen hin. Sie erwarten, daß er Ihnen sagt: ob Sie Talent haben; er aber fragt Sie: ob Sie kegeln können. Was werden Sie tun? Vor Scham, vom Stachel seiner unverhohlenen Ironie tödlich verwundet, in den Boden sinken? Mit gräßlichem Fluch aus dem Zimmer stürzen? Oder doch mindestens in Ihrem Innern dem Dichter blutige Rache schwören? — Ich tat nichts von alledem. Ich glaube, ich wurde nicht einmal rot. Ich sagte ganz einfach: „Gewiß, Herr Doktor." Und so wurde ich Mitglied unserer literarischen Kegelbahn.

Aber dieser Name ist eigentlich zu eng, denn es war keineswegs nur „Literatur" dort zu finden. Maler verkehrten da, Schauspieler, jüngere Universitätslehrer, die dann und wann einmal einen studentischen Ablatus mitbrachten, auch ein paar Außenseiter, die zur Kunst nur in einem Gönnerverhältnis standen . . . Immerhin, die „Literatur" bildete den eigentlichen Kern, den Stamm, die alte Garde. Jener berühmte Dichter, der mich so schnöde behandelt (nachher hat er mir, zwischen zwei Gläsern Rotspon, einmal gesagt: ich wäre ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant, und „Tristan und Isolde" täten gut daran, den Feuertod zu sterben . . .), er war das Zentrum, der unverrückbare Punkt, um den alle Ringe kreisten. Er übernahm es, mich dort einzuführen, und damit war ich eingeführt, denn sein Wort galt wie das Amen in der Kirche.

Die Kegelbahn hatte eine Geschichte, wie ich gleich am zweiten Abend erfuhr. Immer um neun Uhr ging die Sache an, bis zehn waren in der Regel alle Mitglieder versammelt, die ausgenommen, die etwa im Theater waren und später kamen. Denn kommen mußte man. Jedes Ausbleiben nahm der „Meister" bitter übel, ohne weiter nach den Gründen zu fragen. Nun, ich Neuling in litteris kam in meinem Uebereifer immer schon vor neun Uhr; natürlich fand ich leere Stühle und hatte das Vergnügen, mit dem „Kegelmann" zu plaudern. O unser Kegelmann, das war ein Original! Nie habe ich erfahren, welcher Beschäftigung er bei Tage nachging; übrigens wußten es die meisten nicht, und das Gerücht, er stehe tagsüber Modell zu Charakterfiguren, war gänzlich unkontrollierbar. Sei dem, wie ihm sei! Es genügte uns, daß er mit der Pünktlichkeit einer Weckuhr alle Mittwoch gegen neun auf der Kegelbahn antrat. Am Ende der Bahn, da, wo die Kugeln gegen das schützende Polster schlagen, hatte er seinen Verschlag, und aus ihm kam er nur hervor, um die Kegel wieder in Reih und Glied zu stellen und die Kugel mittels der langen Seitenrinne zu retournieren. Er hat mir immer ein bißchen leid getan, denn sein Dienst war nicht leicht. Das merkten wir „jungen Leute", wenn wir einmal zur Aushilfe hinuntergeschickt wurden. Bald schmerzte das Kreuz, und der Schweiß brach aus allen Poren, denn es wurde flott gekegelt. Die Zentralleitung, unser „Meister", der Dichter, der mich so schnöde behandelt hatte, duldete keine „Schlamperei". Regelmäßig mußte der Kegelmann bis zwei Uhr nachts Kegel aufstellen (er hieß „Kegelmann" und nicht anders; seinen bürgerlichen Namen wußte keiner von uns, und kaum war es denkbar, daß er einen hatte), und noch entsinne ich mich, wie er revoltierte, als es einmal gar länger dauerte. Er verlangte die doppelte Bezahlung! Wir lachten. Er lehnte sich mit verschränkten Armen an die Wand und rührte keine Kugel mehr an. Finster blickte er vor sich hin, die Inkarnation des revolutionären Prinzips. Keine „Maß" konnte ihn umstimmen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als zu zahlen . . . Aber das war das einzige Mal, daß er mit der Runde in Konflikt geriet. Alle hatten ihn gern; war er doch aufs engste mit der Kegelbahn verwachsen! Er weihte mich in ihre Geschichte ein, wenn ich zu früh kam, er erzählte in seiner breiten Sprache von den Jahren, da sie sich hier zum „Scheiben" versammelt hatten, all die kühnen Stürmer und Dränger der jüngstdeutschen Literatur. Etwas wie Wehmut beschlich mich immer, wenn ich seinen Erzählungen von den Männern lauschte, die heute schon unterm Rasen ruhen oder verstummt sind wie eine zersprungene Glocke . . . Dann ging ich wohl zu dem großen Kegelbuch und betrachtete nachdenklich ihre übermütigen Einzeichnungen, ihre Schwänke, ihre Blitze von Lustigkeit . . . Mit einigem Radikalismus konnte man dies Kegelbuch einen gedrängten Leitfaden durch die moderne Literatur nennen, denn nur wenige, die heute einen Namen haben, hatten der Kegelbahn gänzlich ferngestanden; die meisten gehörten ihr als Mitglieder an oder waren doch wenigstens einmal, wenn auch nur auf der Durchreise nach dem Süden, ihre Gäste gewesen. — Alle Mittwoch wurde dort gekegelt, bis zwei, drei Uhr nachts. Im Vorraum war, da man doch nicht durstig bleiben konnte, ein Achtel Bier aufgelegt, und jeder konnte sich dort den edlen Gerstensaft holen. In der Regel aber wurde einer von den „jungen Leuten" — das war des „Meisters" Lieblingsausdruck — kommandiert, das Bier einzu-



schenken und die Gelder einzukassieren; und der „Meister“ selbst wachte mit Argusaugen darüber, daß niemand zu kurz kam: weder die Kehle der Mitglieder noch die vor ihm aufgebaute Kegelkasse. Diese Kasse habe ich immer mit heimlicher Bewunderung angestaunt, denn sie war eine unerschöpflich rinnende Quelle. Sie hielt die stärksten Erschütterungen, die elementarsten Kursstürze aus, ohne an Umfang merklich abzunehmen.

Drei Tage — oder vielmehr Nächte — gab es im Jahr, wo ihr die furchtbarsten Wunden geschlagen wurden: das waren die drei großen Feste des Kegeljahres, die drei „Sommerfeste“, von denen das erste Anfang Juni, das zweite im November und das dritte regelmäßig am Aschermittwoch gefeiert wurde. Mit einem für die spartanische Einfachheit der Kegelbahn und für die männliche Rauheit ihrer Sitten unerhörten Pomp wurden sie begangen. Schon die einfache Tatsache, daß „per Karte“ zu ihnen eingeladen wurde, war geeignet, die Erwartungen hochzuspannen. Nie wurden sie enttäuscht, denn die Leckerbissen, die man reichte, waren von erlesener Art. Unser allverehrter „Meister“ war einer der vielseitigsten Menschen, die mir je über den Weg gelaufen sind: er konnte noch um drei Uhr nachts über Ibsen reden wie ein Literaturprofessor, er schob Kegel wie kein Zweiter, und er war von einem Raffinement im Ersinnen kulinarischer Genüsse, das meiner armen Feder spottet. Die Ouvertüre zu unsern Kegelfesten bildete die märchenhaft rasche Bewältigung des obligatorischen Achtels, das auch an diesem hohen Festtag nicht ausfiel — einem alten Brauch zufolge, davon die Befolgung mehr ehrt als der Bruch. Alsbald stieg lieblicher Duft in unsere Nasen: das größte Schwein der Stadt hatte sein Leben und seinen fettesten Schinken lassen müssen, um uns zu laben. Dampfend, noch umhüllt mit der brüchigen Kruste, stand die ungeheure Keule auf dem Tisch, und unser „Meister“, der auch ein vortrefflicher Trancheur war, säbelte gewaltige Stücke ab und verteilte sie an seine Lieben, die ihn umdrängten, als sei eine Hungersnot ausgebrochen. Doch horch, nebenan, welch lieblicher Ton? Klingt es nicht, als knallten Flaschenkorken? Ja, auch daran hat unser „Meister“ gedacht: wenn sich Herz und Magen laben, will die Kehle auch was haben. Schon bringt man sie herein, die Bowle — eine Bowle von seltener Qualität! Es wallet und siedet und brauset und zischt — das kommt vom Schaumwein, den man nicht gespart hat. Die Gläser klingen aneinander .. Aber noch sind die Genüsse nicht zu Ende; eine vertrauliche Unterredung zwischen dem „Meister“ und seinem Busenfreund, dem alten Hofschauspieler von Z., findet statt, ganz heimlich, in einer Ecke ..., ein Korb wird auf den Tisch gehoben, und der teure Mime macht sich daran, Austern zu öffnen, eine Legion, ein Heer von Austern, gekauft auf Kosten der Kegelkasse. O guter Herr von Z., wenn Sie doch auf der Bühne immer den Beifall gefunden hätten, der Ihnen an diesen Festabenden aus unsern durstigen Kehlen entgegenscholl ... Aber man denke nicht, daß wir uns nun nur den lukullischen Genüssen ergeben, daß wir den Bauch zu unserm Gott gemacht hätten. Es wurde ruhig weitergekegelt, trotz Bowle, Schinken und Austern (womit ich nicht behaupten will, daß nun noch mit der alten Sicherheit gekegelt wurde). Mit vollen Backen kauend, saß unser „Meister“ auf seinem Meisterstuhl, bereit, alle Points zu notieren, und ein grunzender Laut des Beifalls entrang sich seiner schwer arbeitenden Kehle, wurde einmal eine „Natursache“ geschoben. An diesen Abenden fehlte wohl niemand auf der Kegelbahn, und es ging sehr laut und ausgelassen zu. Aber um ein Uhr wurde Schluß gemacht mit dem Scheiben, man rückte zusammen, und immer fanden sich ein paar Gesellen, die mit Witz und Vortrag die dankbare Korona unterhielten. Man sang zur Laute melancholisch heitere Weisen, die Gläser leerten und füllten sich, die Aquavitflasche kreiste, hoch stieg der weiße Rauch der Zigaretten, und ganz allmählich geriet man in eine jener gehobenen Stimmungen, deren edles Wappentier der Kater ist ... Es war spät oder vielmehr früh, wenn wir aufbrachen; alle Restaurants und Cafés schon geschlossen, die Straßen ausgestorben. Hin und her brannte noch eine Laterne, aber nach dem ersten Sommerfest, im Juni, war es bereits ganz hell. Weinselig und mit hochgespanntem Uebermut geladen, wie wir waren, gingen wir natürlich nicht etwa schön sittsam nach Hause, sondern trieben auf der Straße noch mancherlei Ulk, über den sogar die Schutzleute lächeln mußten, obwohl das zweifellos gegen ihre Dienstvorschrift war. Ein Fenster im Parterre stand offen, und heraus drangen die regelmäßig sägenden Atemzüge eines Schlafenden. Einen unserer Kumpane, einen urfidelen Maler, trieb vorwitzige Neugierde: er erklomm das Fensterbrett und lugte ins Zimmer. Kaum aber hatte er den Oberkörper hineingesteckt, als drei, vier Paar kräftiger Arme ihn von hinten packten und vollends hineinschoben wie ein Brot in den Backofen. Auf dem Fußboden liegend, erhob er ein Wehgeschrei, in das sich sofort schrille Hilferufe mischten: wir sahen, daß eine mangelhaft bekleidete weibliche Erscheinung aus dem Bett sprang, am Fenster vorbeihuschte und schreiend davonfloh ... Unser Maler krabbelte wieder auf die Straße, und wir suchten das Weite.

Ja, unsere literarische Kegelbahn! Wir haben so manchen Spaß dort erlebt, so manche Nacht unter wundervollen Torheiten durchzecht und durchlacht, daß ich nicht ohne Wehmut ihrer mich erinnern kann. Es war eine so herzliche Gemeinschaft, in der die Schranken des Ruhmes und der Unnahbarkeit fielen, die den Künstler so oft vom Leben isolieren, eine Gemeinschaft, in der die Berühmten aufhörten, Wundertier zu sein und als Menschen den Menschen gegenübertraten, bereit, mit ihnen von Herzen fröhlich zu sein. Man hat die Bohème viel gescholten und sicher in vielen Stücken mit gutem Recht; aber diese Zwanglosigkeit und Unmittelbarkeit des Umgangs ist doch eine ihrer schönen Seiten, und wer sie einmal genossen, der wird immer gern an sie zurückdenken, auch wenn er sich später in Kunst und Leben von ihr losmacht.

Bildtelegraphie.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Miethe.

Das prächtige Handbuch der Phototelegraphie und Telautographie von den Professoren Korn und Glatzel gibt den äußeren Anlaß, an dieser Stelle einer Entwicklungsreihe zu gedenken, die heute zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Der Kampf um die Ueberwindung von Zeit und Raum, der die eigentliche Triebkraft der modernen technischen Entwicklung geworden ist, spiegelt sich auch in der Entwicklung der Bildtelegraphie. Nachdem das vorige Jahrhundert die



blitzschnelle Uebertragung des Gedankens über Festländer und Meere wenigstens dem Prinzip nach zum Abschluß gebracht hat, bleibt es dem neuen Jahrhundert vorbehalten, die Keime der Bildtelegraphie und in letzter Linie das Problem des Fernsehens zu technisch lebenskräftiger Gestaltung und zur Reife zu bringen.

Die Aufgabe der Uebertragung von Bildern mit Hilfe des elektrischen Stromes ist nicht viel jünger als die Uebertragung des Wortes. Aber ungleich schwieriger und komplizierter in der Ausführung ist das Problem bis heute noch geblieben und, wenn auch schon jetzt reich an technischen Erfolgen, doch wohl von der endlichen Lösung noch weit entfernt. Wenn Professor Glatzel, der langjährige verdienstvolle Mitarbeiter von Professor Korn, in dessen Person sich ebenso glänzend theoretische Einsicht wie praktische Geschicklichkeit vereinigen, in den letzten von ihm bearbeiteten Kapiteln des uns jetzt vorliegenden Werkes das elektrische Fernsehen noch als ein Problem betrachtet, das mehr die Phantasie der Erfinder gereizt hat, als ihnen jetzt schon Erfolge vorweist, so muß ihm darin recht gegeben werden. Das Fernsehen mit Hilfe des elektrischen Stromes ist ein Problem, das überhaupt zur Lösung noch nicht reif ist. Die geringen Ansätze und die phantastischen Möglichkeiten, die einzelne Erfinder verführt haben, da Land zu sehen, wo der ruhige Forscher noch einen unendlichen Weg bis zum Ziel vor sich erblickt, berechtigen uns heute noch nicht zu der festen Zuversicht, daß auch diese Aufgabe einst restlos und in der Form gelöst werden wird, wie uns eine glückliche Lösung augenblicklich vorschwebt.

Um so erfreulicher und greifbarer sind die Fortschritte auf dem Gebiet der eigentlichen Bildtelegraphie. Was hier an wissenschaftlicher und technischer Arbeit geleistet worden ist, wie zielbewußt auf gerader Straße das Problem mit allen seinen Möglichkeiten angefaßt worden ist, wie Korn und sein Mitarbeiter Glatzel es verstanden haben, diese apparative Seite der Frage anzufassen und das Instrumentarium auszugestalten, ist für wissenschaftlich-technische Forschung vorbildlich. Nicht für einen bestimmten vorgezeichneten Weg voreingenommen, sondern alle Mittel und alle vor ihm und mit ihm eingeschlagenen Wege mit gleichem Interesse und gleicher Liebe würdigend, haben Korn und Glatzel das Gebiet, auf dem sie tätig sind, in klassischer Weise bearbeitet. Von den Uranfängen der Bildtelegraphie durch Caselli, Bakewell, Bain und Bonelli führt uns das Kornsche Werk über zahlreiche geniale und überaus eigenartige Erfindungsgedanken zu den modernen Ausgestaltungen seiner eigenen vielfältigen Methoden. Wenn es erlaubt ist, aus dem bunten Kranz kleiner und großer Erfindungen und Entdeckungen, die die Forscher auf diesem Weg machen mußten, eine einzige Blüte herauszugreifen, so mag an die Ueberwindung der Trägheit der Selenzelle erinnert werden, die in ihrer genialen Einfachheit und durchdachten Zielstrebigkeit ein Ruhmesblatt des Forschers und Theoretikers Korn darstellt. Die wunderbare Eigenschaft des Selens, seinen elektrischen Widerstand unter der Wirkung des Lichtes zu verändern, ist mit der weiteren Eigentümlichkeit verknüpft, daß die Lichtwirkung im Selen ähnlich nachhaltig die Eigenschaften des Elementes beeinflußt, wie dies auch beim Auge, wenn auch in viel geringerem Maß, der Fall ist. So wenig wie das Auge schnell ablaufende Bewegungsvorgänge in ihren einzelnen Phasen zu trennen vermag und ähnlich, wie es eine Reihe von schnellfolgenden Eindrücken zu einem Zwischenbild vereinigt, so hat auch das Selen die für die Bildtelegraphie störende Eigentümlichkeit der Trägheit. Dem Reiz folgt nicht unmittelbar der Ruhezustand, sondern vom Reiz zum Ruhezustand führt eine zeitlich verlaufende Uebergangstufe. Diese zu überbrücken, unschädlich zu machen und mit genial einfachen Mitteln ihre schädlichen Wirkungen für die Bildtelegraphie auszuschalten, ist vielleicht Korns größtes Verdienst auf diesem Gebiete.

Die Bildtelegraphie entspricht einem Bedürfnis unserer Zeit. Wenn wir auch heute noch weit davon entfernt sind, zu ahnen, welche Gebiete das Verfahren sich einst erobern wird, so zeigt doch gerade das Interesse der fortschrittlichsten Macht der Welt, der Presse, daß es nicht utopischen Endzielen, sondern der Befriedigung wirklicher Bedürfnisse gilt. Es ist interessant und charakteristisch, daß die bis jetzt betriebenen bildtelegraphischen Ueberlandlinien ausschließlich der periodischen Literatur dienen. Die Linien des „Berliner Lokal-Anzeigers“ München-Berlin, Paris-Berlin, Kopenhagen- und Stockholm-Berlin, die Linien der „Illustration“, Paris, Berlin-Paris, London-Paris, des „Daily Mirror“, London, Paris-London, Manchester-London, der „Politiken“, Kopenhagen, Berlin-Kopenhagen, Stockholm-Kopenhagen, des „Dagens-Nyheter“, Stockholm, Stockholm-Kopenhagen und der „Colliers Weekly“, Neuyork, Washington-Neuyork, sind bereits teils in gelegentlichem, teils in dauerndem Betrieb.

Naheliegende Gebiete für die Ausnutzung dieser Möglichkeiten sind die Probleme der Kriminalistik, die Probleme der Meteorologie und die Probleme der Kriegstechnik. Auch hier wird die Einführung des wichtigen Verfahrens nicht mehr lange auf sich warten lassen; hat doch die Kriminalistik mit Hilfe der Bildtelegraphie bereits Erfolge aufzuweisen.

Unsere Bilder

Der Kaiser in Donaueschingen (Abb. S. 2020). Wieder hat der Kaiser seinem alten Gastfreund, dem Fürsten zu Fürstenberg, die Ehre erwiesen, auf seinem Schloß in Donaueschingen einige Tage zu verbringen. Bis zum 23. November befand sich im Gefolge des Kaisers der diensttuende Generaladjutant Generaloberst von Plessen. Dann kehrte er mit Erlaubnis des Kaisers nach Berlin zurück, um am 26. November im Kreise der Seinen den 70. Geburtstag zu verleben.

Sir Edward Grey (Abb. S. 2019), der englische Staatssekretär des Auswärtigen Amts, ist ohne Zweifel der Mann der letzten Novemberwoche. Mit großer Spannung hat man in Deutschland, in England und in der ganzen Welt die wichtige politische Rede erwartet, mit der Sir Edward die Unterhausdebatte über die deutsch-französischen Marokkoverhandlungen einleitete. Und nun, da die Rede gehalten ist, bildet sie das Tagesgespräch aller politisch interessierten Kreise. In Deutschland erregen einige Punkte der Rede berechtigten Widerspruch; die friedlichen Schlußfolgerungen, die der Auslandsminister des Kabinetts Asquith aus der Gesamtsituation zieht, werden aber allgemein als erfreulich betrachtet.

Die Mandschuaristokratie Chinas (Abb. S. 2020 u. 21) geht, wenn nicht alle Zeichen trüaen, ihrem Sturz entgegen. Noch hält sich der Prinzregent Tsaifeng in Peking, und er verfügt noch über treue Truppen. Die 1. Division des Heeres, die die Garde des Hofes bildet, hat sich bisher den Rebellen nicht angeschlossen. Unsere Aufnahmen zeigen, daß der Prinzregent entgegen der sonstigen ängstlichen Abgeschlossenheit des Mandschuhofes wenigstens hie und da vor der Front dieser Elitetruppen erschienen ist.





Uebersichtskarte über die Dardanellen.

Die Dardanellen-Frage (Karte obenst.) ist ein altes Inventarstück aller Orientkrisen. Auf die bisher unbestätigte Nachricht, daß Italien seine Flotte gegen Konstantinopel senden wolle, hat Rußland sofort zu erkennen gegeben, daß die Straße zum Schwarzen Meer kein Schauplatz eines Krieges sein könne. Die eigenartige Formation der befestigten Dardanellen macht übrigens ihre Forcierung zu einem sehr gewagten Stück.

Vor Tripolis (Abb. S. 2022) ist trotz der Regenzeit keine Waffenruhe eingetreten. Das große Hochwasser hat die Italiener wohl gezwungen, ihre Stellungen zu verlassen, aber sie haben trotzdem bei Meßri wichtige Erfolge erzielt.

Aristokratische Hochzeiten (Abb. S. 2023 u. 2025). Am 21. November vermählte sich die jüngste der neun Töchter des verstorbenen Fürsten Bruno zu Ysenburg u. Büdingen, die 25jährige Prinzessin Anna, mit dem Grafen Ernst zur Lippe-Weißenfeld. Der junge Ehemann lebt als Major und Adjutant der 1. Division in Dresden. — Gräfin Lilli Szögyény-Marich, die Tochter des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin, wurde in der Hedwigskirche mit dem Grafen Karl Chorinsky getraut.

Olga Wohlbrück (Abb. S. 2026), die Verfasserin des interessanten Gesellschaftsromans „Die neue Rasse", der in unserer heutigen Nummer beginnt, ist dem deutschen Publikum und ganz besonders den Lesern der „Woche" eine liebe alte Bekannte. Als Schauspielerin und Vortragskünstlerin, als Journalistin und ganz besonders als Romandichterin hat diese durch und durch moderne Frau sich ihre reichen Erfolge errungen. Der Roman „Das goldene Bett", der vor zwei Jahren in diesen Blättern erschien, ist noch in frischer Erinnerung. Das neue Werk der Dichterin zeigt wieder ihr hervorragendes Beobachtungstalent. Diesmal führt Olga Wohlbrück ihre Leser in das Innere eines großen modernen Zeitungsbetriebs, wie sie uns im „Goldenen Bett" einen Einblick in die Welt der Großbanken verschaffte.

Die erste deutsche Aeroplanausstellung (Abb. S. 2024) hat der Düsseldorfer Flugsportklub dieser Tage eröffnet. Besonders westdeutsche Vereine und Privatpersonen haben aus ihrem Besitz viele interessante Objekte zur Verfügung gestellt, so daß die Ausstellung eine gute Uebersicht über das deutsche Flugwesen gestattet.

Die Kirche in Tharau bei Königsberg (Abb. S. 2024) an der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Vater des in Simon Dachs liebem altem Lied besungenen „Aennchens von Tharau" Pastor war, ist durch einen Brand zum großen Teil zerstört worden.

Personalien (Abb. S. 2023). Am 3. Dezember vollendet der berühmte Landschaftsmaler Professor Gustav Schönleber sein 60. Lebensjahr. Der Künstler, dem wir so prächtige Städtebilder aus deutschen Städten, so feine Landschaftstudien aus Holland und Italien verdanken, wirkt seit dem Jahr 1880 als Lehrer an der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe.

Todesfälle (Abb. S. 2023). In dieser Woche hat der Tod eine Anzahl sehr bedeutender und bekannter Persönlichkeiten hinweggerafft. Die deutsche Kunstwelt verliert in Hugo v. Tschudi eine organisatorische Kraft ersten Ranges. In seinem letzten Wirkungskreis als Leiter der bayrischen Staatsgalerien hat er in kurzer Zeit Großes geleistet. — Wilhelm Jensen, der holsteinische Romandichter, der gleichfalls die Augen schloß, war neben Spielhagen und Heyse vielleicht der populärste Erzähler unserer älteren Generation. Der Dichter ist 74 Jahre alt geworden. — Auch die Presse beklagt einen ihrer Veteranen. Professor Ludwig Pietsch, der unermüdliche Kunst- und Gesellschaftsberichterstatter der „Vossischen Zeitung", ist im Alter von 87 Jahren gestorben. — Karl Stangen, der Gründer und frühere Leiter des jetzt mit der Hamburg-Amerika-Linie vereinigten großen Reisebureaus, hat sich um die Organisation des Weltreiseverkehrs große Verdienste erworben. Er ist 78 Jahre alt geworden. — Japan trauert am Grab des früheren Ministers des Aeußern Grafen Jutaro Komura. Ihm gebührt der Ruhm, während des Krieges mit Rußland die japanische Auslandspolitik geleitet zu haben.

Die Toten der Woche

General Ramon Cáceres, Präsident der dominikanischen Republik, † in San Domingo am 19. November.

Dr. Max Jaenecke, Vorsitzender des Vereins deutscher Zeitungsverleger, † in Hannover im 43. Lebensjahr.

Gräfin Sibylla Königsmarck, † in Berlin am 21. November im 45. Lebensjahr.

Geh. Seehandlungsrat a. D. Alexander Schoeller, † in Berlin am 22. November im Alter von 59 Jahren.



Phot. Central News.

Sir Edward Grey, der englische Staatssekretär des Auswärtigen.

Zur Debatte über die Marokkofrage im englischen Parlament.



Phot. Vöcker.

Generaladjutant v. Plessen (×) verabschiedet sich vom Kaiser vor der Abreise zur Geburtstagsfeier im Kreis seiner Familie.
Vom Besuch des Kaisers in Donaueschingen.



Von links nach rechts (stehend): Prinz Pa. Herzog Tung. Der Sohn des Prinzen Na. Herzog Lin. Herzog Tsai-Fu. Kriegsminister General Yingtschang. Vizekriegsminister General Schou-Hsuen. Vizemarineminister Admiral Tan. Prinz Tsai-Yuen. General Na-Tsin. Generalleutnant Liu-En-Yuan. (Sitzend): Mongolenfürst Prinz Kalachin. Prinz Tsai-Tao, Bruder des Regenten und Chef des Generalstabs. Handelsminister Prinz Pu-Lun. Prinz Kung, Vetter des Kaisers. Prinz Yue-Leang, zweiter Chef des Generalstabes. Prinz Na, Generaldirektor der Peking-Inlandzölle. Prinz Su, Kolonialminister. Herzog Tsai-Tze, Finanzminister. Prinz Tsai-Hsuen, Bruder des Regenten und Marineminister Prinz Ah, Chef der Kaiserlichen Leibwache. Na-Tung, Vizepräsident des Kabinetts. Schue-Schi-Schang, Vizepräsident des Kabinetts. Sheng-Hsuen-Huai, Verkehrs- und Eisenbahnminister. Tsou-Chia-Lai, Chef des Auswärtigen Amts. Schou-Tschi, früherer Kolonialminister.

Hohe chinesische Würdenträger der Mandschudynastie vor Erklärung der Konstitution.



Ankunft des Prinzregenten in einer Sänfte auf dem Paradefeld.



Uebergabe der Fahne an ein Garderegiment in Gegenwart des Prinzregenten Tsaifeng (1) und des Prinzen Tsai Tao (2).



Prinzregent Tsaifeng fährt die Front der Gardekavallerietruppen ab.

Letztes militärisches Schauspiel unter der Mandschudynastie: Herbstparade in Peking.



Phot. Beccia.

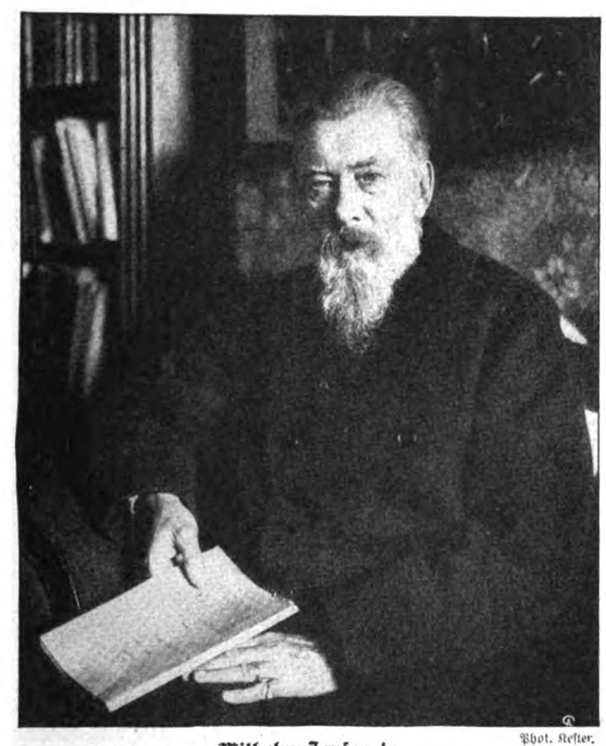
Italienisches Militär auf einer unter Wasser stehenden Straße.

Phot. Benninghoven.

Arabisches Kind wartet auf einen Cholerawagen zur Abholung seiner toten Mutter.

Ueberschwemmung und Cholera auf dem Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz in Tripolis.

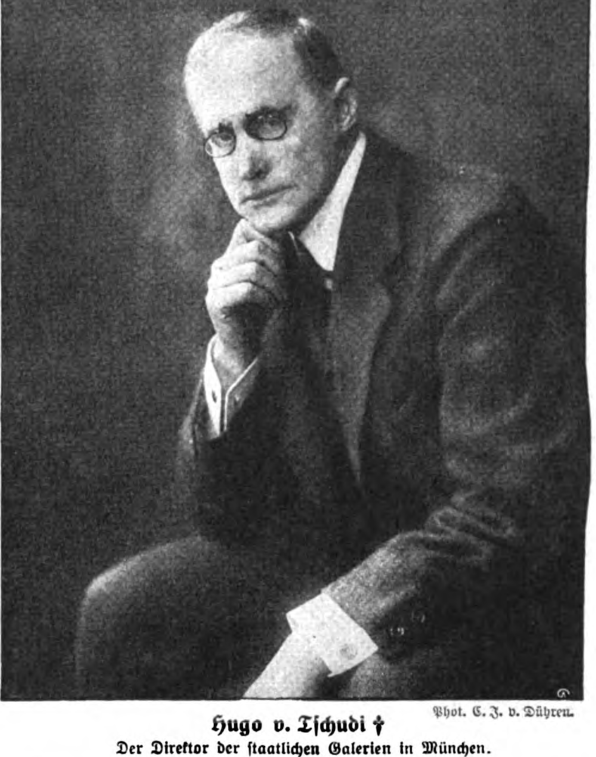




Phot. Kester.

Wilhelm Jensen †

Der bekannte Romanschriftsteller.



Phot. C. J. v. Dühren.

Hugo v. Tschudi †

Der Direktor der staatlichen Galerien in München.



Phot. Bain.

Graf Komura †

Der berühmte japanische Staatsmann u. frühere Minister des Auswärtigen.



Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld und seine Gemahlin,

geb. Prinzessin Anna zu Ysenburg u. Büdingen.

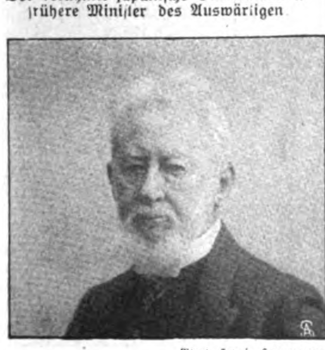
Eine Vermählung im deutschen Hochadel.



Hofphot. Gebr. Hirsch.

Prof. Gustav Schönleber,

der große Karlsruher Maler, feiert seinen 60. Geburtstag.



Phot. Hanse Herrmann.

Ludwig Pietsch †

Der bekannte Berliner Kunstschriftsteller und Maler.



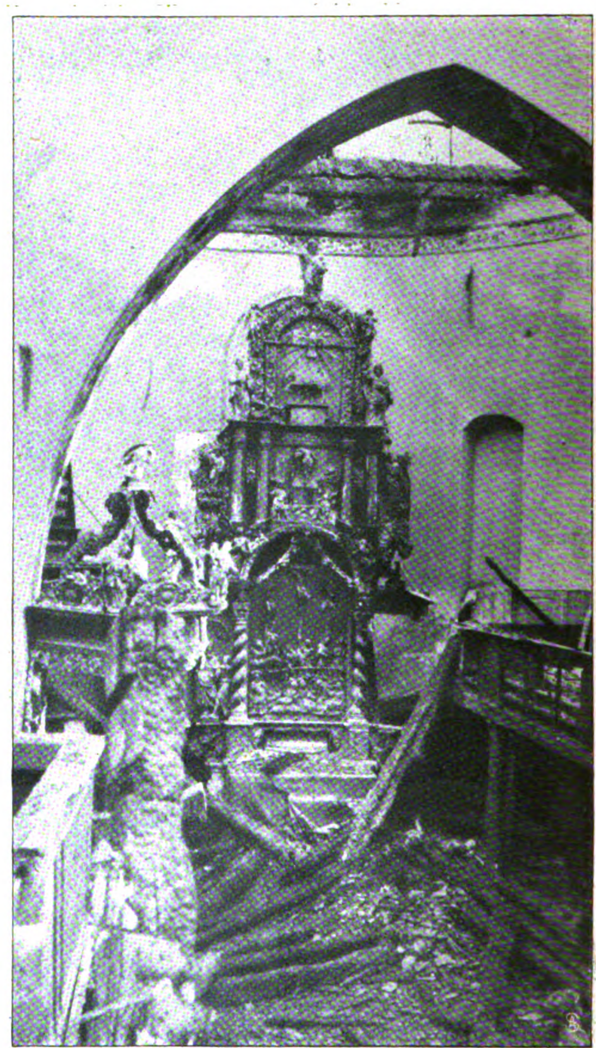
Atelier Bieber.

Carl Stangen †

Der Begründer des deutschen Reisebureaus.



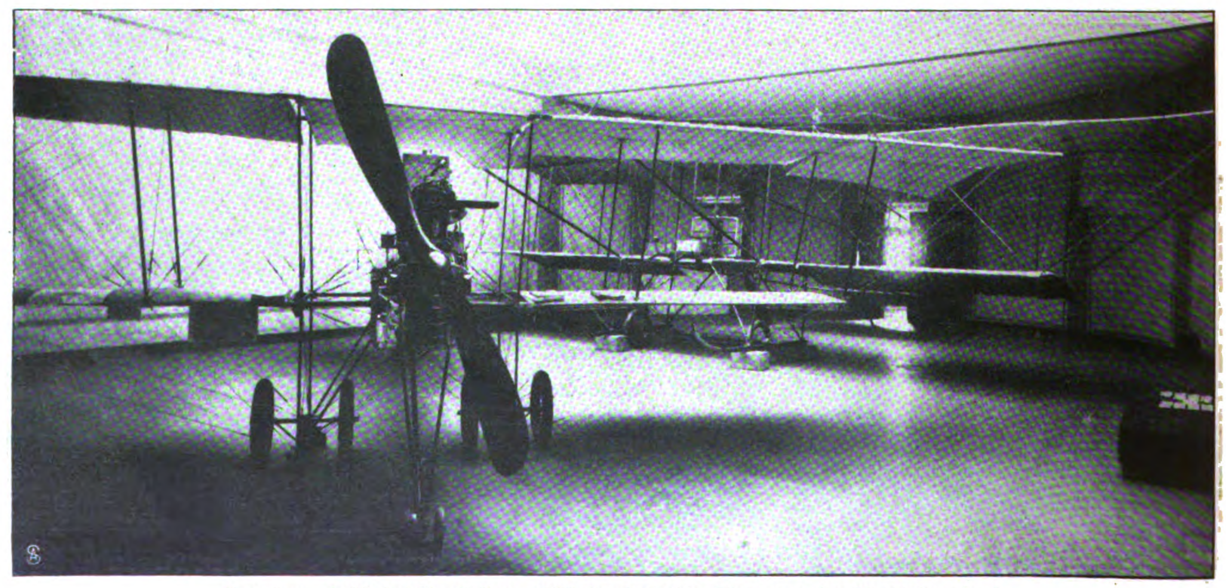
Das Gotteshaus nach dem Brand.



Phot. Herm. Schultz.

Die Trümmer im Innern der Kirche.

Zerstörung eines literaturgeschichtlichen Denkmals: Brand der Kirche in Tharau bei Königsberg.



Von der „Luftfahrt-Ausstellung Düsseldorf 1911“: Flugzeuge im Ausstellungsaal.



Phot. Deutsche Illustr.-Ges.

Von links (auf der Treppe stehend): Komtesse Oppersdorff, Graf Talleyrand, Komtesse Marie Szögyény, Frl. v. Szögyény-Marich, Gräfin v. Szögyény-Marich, Kinder des Grafen Ferdinand Chorinsky, Graf Carl Chorinsky, Gräfin Carl Chorinsky. Hintere Reihe: Herr von Wettstein, Prof. Bossy, Gräfin Felix Hoyos, Graf Josef Hardegg, Graf Victor Chorinsky, Graf Hans Oppersdorff, Graf Felix Hoyos, Gräfin Oppersdorff-Chorinsky, Gräfin Camilla Somssich, Fürst Carl Trautmannsdorff, Gräfin Chorinsky-Trautmannsdorff, Graf Carl Traun, Graf Nicola Chorinsky, Herr Geza v. Szögyény-Marich, Komtesse Ella Somssich.

Die Vermählung der Komtesse Szögyény, Tochter des österr.-ung. Botschafters in Berlin, mit dem Grafen Carl Chorinsky.



Olga Wohlbrück,
die Verfasserin unseres neuen Romans „Die neue Rasse".
Nach einer Originalzeichnung von Joseph Hein.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

Peter Jell saß in seinem leicht abgewetzten, schwarzen Gehrock seit einer Stunde im Anwaltzimmer und legte Doktor Labisch seinen Fall auseinander.

Kurt Labisch war beinah eine Berühmtheit. Was ihm dazu fehlte, war nur seinem Phlegma zuzuschreiben, das, wie er selbst von sich sagte, ein väterliches Erbteil war. Seine wenigen Freunde nannten ihn einen Routinier. Er wußte das und lächelte darüber, wie er über die exaltierte Bewunderung jener lächelte, die von ihm ihre „Rettung" erwarteten. Das Glück begünstigte ihn. Unter seinen Mandanten zählte er eine Königliche Hoheit, eine allererste Finanzgröße, einen ganzen Troß von Aristokraten, Börsenleuten und Künstlern.

Seit zwei Jahren übernahm er nur Fälle, die ihn interessierten, überwies alles andere zwei jüngeren Anwälten, die es sich wohl sein ließen im Schimmer seines Namens, und denen er nur Direktiven gab.

Große Strafsachen lehnte er ab, seitdem ihm ein Klient trotz seines glanzvollen Plädoyers geköpft worden war. Daß der Fall an sich ein verzweifelter gewesen, mochte er dabei nicht in Betracht ziehen.

Eine Anfrage über die Stellungnahme zur Todesstrafe beantwortete er mit einem langen, temperamentvollen Artikel, der großes Aufsehen erregte und ihm Sympathiekundgebungen eintrug aus Kreisen, die er bis dahin vergeblich für sich zu gewinnen versucht hatte.

Denn wenn er auch mit seinem Plebejertum in geeigneten Augenblicken kokettierte und manchmal den Satz einstreute: „Mein Großvater, ein ehrsamer Bäckermeister aus Berlin N", so verhielt er sich doch greifbaren Ehrungen gegenüber nicht ablehnend. Und seine Witterung war scharf für alles, was ihm dienlich sein konnte in seinem Fortkommen, ohne daß auf ihn der Schein des Strebertums fiel.

Als man ihm die Karte hereinbrachte, auf der nichts weiter stand als Peter Jell, eine gedruckte Karte auf schwerem, gewöhnlichem Karton, da schob er sie von sich, mit jener Nichtachtung, die er für alles zeigte, was außerhalb seiner Interessensphäre lag. Als man ihm zwei Minuten später eine ebensolche Karte brachte, den Namen rot unterstrichen und dick, mit blauem Bleistift darunter: „Journalist", da wurde er stutzig.

Ein Mensch, der sich selbst rot unterstrich, der mit Gewalt beinah Einlaß begehrte in sein Bureau, das, wie bekannt, nur wenigen Auserwählten zugänglich war, dieser Mensch verdiente vielleicht, was er anstrebte — Beachtung.

„Er soll hereinkommen", sagte Rechtsanwalt Labisch. Und dann stand er da.

Seine Silhouette hob sich scharf und eckig von den weichen Falten der dunkelvioletten Samtportiere ab, die über die mit Leder ausgeschlagene Tür herabfiel. Er war angezogen mit der sparsamen und etwas feierlichen Eleganz des Provinzlers, der um neun Uhr morgens für den ganzen Tag Toilette macht und seinen Zylinder mit gespreizter Selbstverständlichkeit ohne Unterschied in Museen, Kirchen, Bars und Ballokalen spazierenführt.

Bei näherem Zusehen gewahrte man ein leichtes Spiegeln des seidenen Kragenrevers und einen leichten Schatten an dem Ellbogen. Über den schmalen, dick besohlten Lackstiefeln lag eine feine, graue Staubschicht.

„Womit kann ich dienen?" fragte Rechtsanwalt Kurt Labisch, nachdem er mit einem Blick das Wesentliche dieser unauffälligen und doch markanten Erscheinung in sich aufgenommen hatte: die scharfen, beweglichen Züge des fahlen Gesichtes, die beinah kappenartige Rahmung der sehr dichten, kurzgeschnittenen rötlichen Haare, das nervöse Blinkern der hellbewimperten, graugrünen Augen und die kühngeschwungene Linie der fest an den etwas vorstehenden Zähnen anliegenden feinen Lippen.

„Ich komme mit einer Bitte", sagte Peter Jell.

Er stand noch immer vor der violetten Samtportiere wie auf dem Sprung oder auf der Flucht. Kaum daß er sich Zeit nahm zu einer kurzen Verbeugung.

„Setzen Sie sich, Herr Peter Jell."

Labisch lächelte beinah, als er den Namen aussprach; wie ein Pfiff klang er, so glatt und gellend. Wie ein drohender, wie ein warnender Pfiff.

Mechanisch nahm der Rechtsanwalt den langen Bleistift zur Hand und kritzelte die Konturen zarter Frauenprofile auf das weiße Konzeptpapier, Profile mit süßem Lächeln und übergroßen, langbewimperten Augen, wie sie in Modeblättern abgebildet werden.

An der Zahl und der Eleganz der gezeichneten Profile erkannte der Bureauvorsteher stets den Grad des Interesses, den ein neuer Mandant erweckt hatte. Leere Konzeptseiten bedeuteten niemals Gutes.

Peter Jell räusperte sich und drückte den Klemmer fester auf die Nase.

„Ich habe ‚Journalist' geschrieben, Herr Rechtsanwalt, damit Sie mich empfangen. Vor sechs Monaten war ich noch Schreiber bei Ihnen, aber das wissen Sie natürlich nicht."

Labisch kniff seine klugen, lebhaften Hundeaugen zusammen und sah den Mann nochmals kurz und durchdringend an.

„Richtig ... ja ... Sie brachten mir einmal die Akten herein und schielten mir über die Feder aufs Papier, was ich mir verbat."

„Ganz recht, Herr Doktor. Es war ein Schriftstück, aus dem ich ersah, daß Sie Syndikus des Arnulfstiftes sind. Und nun bin ich gekommen, Herr Doktor, Sie um

Ihre Unterstützung zu bitten, für ein Mädchen, das — soweit ich die Statuten des Arnulfstiftes kenne, Anrecht darauf hat, berücksichtigt zu werden."

Rechtsanwalt Labisch zuckte die Achseln.

„Anrecht gibt es überhaupt nicht."

„Ich weiß wohl", sagte Peter Jell kalt. „Es gibt nur Zufall, aber die Menschen sind dazu da, einen Zufall vorzubereiten. Und darum bin ich hergekommen."

Doktor Kurt Labisch horchte auf. Er liebte es, wenn das Leben ihm ein Stückchen Theater in seine vornehm gehaltene Kanzlei brachte, ihm eine Originalität auf seinen Weg jagte, wenn sein Ohr die individuelle Note einer Persönlichkeit heraushörte. Und das war hier der Fall.

„Wer ist dieses Mädchen? In welchem Verhältnis steht es zu Ihnen?" fragte er in amtlich kurzem Ton.

Peter Jell streckte abwehrend die Hand aus, ein harter Zug legte sich um seine Mundwinkel.

„Nach den Statuten des Arnulfstiftes erscheint mir die Frage in dieser Form unzulässig, Herr Doktor."

Labisch blickte kurz auf: Holla, mit dem Mann mußte man auf seiner Hut sein.

„Sie haben sich ja, wie es scheint, sehr genau orientiert, Herr Jell."

„Gewiß, Herr Doktor, mich darüber zu orientieren, war mein Hauptstudium in den acht Wochen, da ich die Ehre hatte, Schreiber in Ihrer Kanzlei zu sein."

„So?" kam es trocken zurück. — „Ich sehe, meine Schreiber haben zu viel freie Zeit."

„Jedenfalls habe ich mir gedacht, Herr Rechtsanwalt, daß es Ihnen vielleicht Spaß machen würde, einem Ihrer ehemaligen Schreiber aus der Patsche zu helfen, wenn es Sie nichts anderes kostet als ein gutes Wort."

Und es machte Labisch wirklich Spaß, dem ehemaligen kleinen Kanzlisten die gleiche höfliche Aufmerksamkeit zu zeigen wie jedem seiner vornehmen Mandanten.

„Bitte, Herr Jell ... was ich tun kann ..."

„Was Sie tun können, ist unvergleichlich mehr, als was Sie vorläufig tun wollen", unterbrach Jell heftig. — „Mit Phrasen ist mir nicht gedient, Herr Rechtsanwalt. Ich kenne das Leben."

Doktor Labisch unterdrückte ein Lächeln.

„Es muß recht bewegt gewesen sein, nach dem plötzlichen Sprung zu urteilen vom Schreiber zum Journalisten."

„Allerdings," antwortete Peter Jell sehr ernsthaft, „ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, Herr Doktor, und seit meinem siebzehnten Jahr treibe ich mich in allen Berufen herum, die einem jungen Menschen ohne Spezialvorkenntnisse offenstehen. Zwei Jahre war ich Lehrling in einem kleinen Warenhaus in Posen. Nachdem ich mir beim Verpacken der Waren im Keller Frostbeulen an Händen und Füßen geholt, ohne auch nur einen Schritt weiterzukommen, ging ich durch. Mein leeres Portemonnaie gestattete mir die Reise nur in Etappen. Die Militärzeit wäre für mich eine Erlösung gewesen, aber ein Herzklappenfehler, den der Oberstabsarzt entdeckte — warf mich wieder auf die Straße. Als ich endlich Berlin erreichte, war ich abwechselnd Laufjunge, Straßenverkäufer, Anreißer vor einer Schaubude, Zettelträger und Kellner gewesen. In einem Hotel der Friedrichstraße, das hauptsächlich von Reisenden und kleinen Buchmachern besucht wird, fand ich eine Stellung als Nachtportier. Hier war es, wo ich mir den ersten anständigen Rock kaufen konnte und mich mit dem bißchen Bildung vorwagte, das ich bis dahin ängstlich verbarg, weil ich die Erfahrung gemacht hatte, daß die sogenannten ‚gebildeten jungen Leute' noch viel schlimmer dran sind als jene, die allein auf die Kraft ihrer Fäuste rechnen. Eine Depesche, die ich eines Nachts selbständig für einen der Buchmacher an seinen Geschäftsfreund aufsetzte, dem beim Kartenspielen eben der letzte Hunderter abgenommen worden, war die Veranlassung, daß der Mann plötzlich Interesse für mich zeigte. Er nahm mich mit nach Karlshorst und führte mich dort als seinen Schreiber ein. Noch ehe ich mich recht einarbeiten konnte, wurde mein Chef in einen bösartigen Prozeß verwickelt und flüchtete nach dem Ausland, als er erfuhr, daß seine Verhaftung bevorstand. Er wohnte in Halensee mit seiner Nichte, die eine Waise ist. Es ist das Mädchen, für das ich Sie interessieren möchte, und der Name ist: Siddy Scholz."

„Siddy Scholz — so, so", warf Rechtsanwalt Labisch ein, während ein kaum merkliches Lächeln über seine Lippen huschte.

Er hatte die junge und auffallend schöne Person vor wenigen Wochen in einer Gruppe von Zeugen im Gang des Moabiter Gerichtsgebäudes während einer Schwurgerichtsitzung gesehen und sich ganz nebenbei beim Gerichtsdiener nach ihrem Namen erkundigt; sie war ihm, der Frauenschönheit kannte und schätzte, bis heute im Gedächtnis geblieben. Und seine Augen richteten sich wieder mit erhöhtem Interesse auf das eckige, kluge Gesicht des Mannes im abgewetzten Gehrock.

„Jetzt, Herr Doktor, da Sie mich nicht amtlich fragen, will ich es Ihnen gestehen: wir standen uns nahe. Es fügte sich also natürlich. Nach der Flucht ihres Onkels hatte sie keinen Menschen, dem sie vertrauen konnte. Und da ich ihre Verhältnisse nicht kannte, fand ich es begreiflich, daß sie sich weigerte, ihrem Onkel ins Ausland zu folgen. Erst als sie mich nach etlichen Wochen bat, ihr ein ganz billiges Zimmer ausfindig zu machen, und ich selbst ihre Habseligkeiten in zwei braunen Pappschachteln zu meiner Wirtin in die Linienstraße trug, erst da erkannte ich, daß ich fortan nicht nur für mein eigenes Leben, sondern auch für das ihre aufkommen mußte. Nun hieß es wieder Stellung suchen. Daß ich auf ihr Bitten den Rennplatz meiden mußte, war ein großer Schlag für mich, denn ich hatte mich schon an eine breitere Lebensführung gewöhnt. Mein bißchen Geld schmolz zusammen. Ich schrieb Adressen, bis ich den Schreibkrampf bekam. Eine Zeitlang schippte ich Schnee in der Kaiserallee. Zwei Jahre vergingen. Zwei Jahre, in denen wir alles entbehrten, was Menschen entbehren können. Eines Tags sah ich sie weinen, während sie sich im Spiegel betrachtete, der in dem an ihre Kammer angrenzenden Wohnzimmer der Wirtin hing. Ich sagte ihr: Du kannst nicht hungern — laß



mich allein meiner Wege gehen. Sie antwortete: Wenn du mich heiratest, will ich auf alles verzichten, will in die Häuser gehen — waschen und Wäsche flicken. Es war ungeheuerlich — denn sie hatte schöne Hände, auf die sie eitel war. Aber Frauen haben einen Opfermut, der einem die Liebe verleiden kann ..."

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann mit gepreßter Stimme fort: „Ich mag mich nicht besser machen, als ich bin, und gebe zu: eine wahre Todesangst packte mich, daß es am Ende doch noch zu dieser Heirat kommen könnte. Und diese Angst machte mich rücksichtslos und brutal bis zum Äußersten. Ich mußte frei werden. Unsere Wege mußten sich trennen. Aber noch verdiente ich so wenig, daß ich ihr nicht einmal die Möglichkeit geben konnte, sich einen Erwerb zu suchen. Die fünfundsiebzig Mark, die ich als Ihr Schreiber bekam, Herr Rechtsanwalt, bedeuteten damals den Höhepunkt meiner Einnahmen. Sie selbst war es, die mir unbewußt den Weg zur Freiheit ebnete, und das kam so."

Peter Jell atmete schwer auf. Es war, als zögerte er noch einen kurzen Augenblick. Er gab sich einen Ruck und fuhr dann mit harter, ausdrucksloser Stimme fort: „Eines Nachts, während ich mich noch irgendwo in einem billigen Café aufhielt, wurde unsere Wirtin von ihrem von ihr getrennt lebenden Mann im Streit erschlagen. Siddy Scholz hatte das Verbrechen mit eigenen Augen gesehen, in tödlicher Angst, von dem zum Tier herabgesunkenen Trunkenbold in ihrer Kammer, die keinen zweiten Ausgang hatte, entdeckt zu werden. Als ich nach Hause kam, öffnete sie selbst mir die Tür. Eine Stunde hatte sie auf mich gewartet. Als der Mann in wilder Flucht die Treppe hinunterstürzte, hatte sie keinen Lärm geschlagen, sondern gewartet, bis ich kam, damit ich als Erster die Nachricht erführe, ich als Erster die Zeitungen benachrichtigen könnte. So wurde ich Reporter — jetzt bin ich Redakteur am ‚Weltruf'."

Labisch fuhr sich mit der Hand über das kurze, energische Kinn.

„Was eine Frau doch alles fertigbringt", sagte er.

Peter Jells Lippen waren jetzt ganz farblos; mit beiden Händen schob er, ohne es zu wissen, all die schweren kunstvollen Gegenstände durcheinander, mit denen seine Finger in Berührung kamen.

„Frauen können viel, wenn sie einen Mann an sich schmieden wollen", stieß er heiser hervor. — „Aber beurteilen Sie mich nun; wie Sie wollen, Herr Doktor: aus Dankbarkeit heiraten — das kann ich nicht. Ich kann es nicht. Wenn man, wie ich, jahrelang von Zufälligkeiten gelebt hat, bedeuten hundertfünfzig Mark monatlich ein Vermögen, aber wer vom Leben mehr verlangt als die Befriedigung niedrigster Instinkte, der darf sich keine Kugel an die Füße binden, wenn er hinauf will. Noch sehe ich mein Ziel nicht, aber ich fühle, bis jetzt war alles nur Übergang. Ich lasse mir das offene Tor ins Leben nicht verrammeln. Jetzt, wo ich endlich ein Ende des Seiles erfaßt habe, an dem ich mich hochziehen kann, jetzt soll ich ersticken, weil mir eine Frau eine Schlinge um den Hals werfen will? !"

Peter Jell sprang auf. Sein Atem glich einem Stöhnen, seine hagere Hand tastete, ihm selbst unbewußt, vom Hals zur Brust und von der Brust wieder zurück zum Hals.

„Ob Liebe oder Haß den Knoten zuzieht, Herr Doktor, — der Effekt ist der gleiche!"

Doktor Labisch versah noch die vierte Ecke seines Konzeptpapiers mit einer geometrischen Figur, dann strich er sich mit den kräftigen, bräunlichen Fingern über den dichten, kurzen Schnurrbart und sagte gemessen: „Tja — und was soll ich dabei, Herr Jell?"

„Nichts, als Siddy Scholz ein Stipendium des Arnulfstiftes gewähren, wodurch Sie mir helfen, meine Dankesschuld an Siddy Scholz abzutragen, ohne ihr mein ganzes Leben zum Opfer bringen zu müssen. Heute stehe ich als Bettler vor Ihnen, Herr Doktor — vielleicht schon in wenigen Jahren werde ich in der Lage sein, diesem selben Arnulfstift zu nützen."

Peter Jells Stimme war so ruhig und entschlossen in diesem Augenblick, daß Labisch die Großspurigkeit dieser Worte nicht empfand und wie unter dem Zwang eines fremden Willens achselzuckend murmelte: „Schreiben Sie eine Eingabe, und schicken Sie sie mir mit der Post, und dann sagen Sie dieser Siddy Scholz, sie könnte morgen in meine Sprechstunde kommen und gleich hier unterschreiben. Aber ich verspreche Ihnen noch gar nichts", fügte er eilig hinzu, als er sah, wie Peter Jell mit einem Aufblitzen seiner grünlichen Augen ihm die Hand entgegenstreckte.

Es kostete ihn sogar Überwindung, seine Fingerspitzen in die nervöse, blasse Hand des Mannes zu legen.

„Noch heute geht der Brief an Sie ab", sagte Peter Jell, indem er sich kurz und steif verbeugte.

Kurt Labisch nickte. Gleich darauf fiel die Portiere in schweren Falten über den eckigen Schultern Peter Jells zusammen.

* * *

Fröstelnd, die Knie hochgezogen, die schlanken, edelgeformten Hände in einen gestrickten, schwarzen Schal gewickelt, das funkelnde, rote Haar halb aufgelöst, so kauerte Siddy Scholz in der Ecke des abgewetzten braunen Ripssofas in Peter Jells Stube.

Sie hatte die Tür weit offen gelassen. Denn seit jener Nacht, da sie wie gelähmt durch den Türspalt ihrer Kammer das Entsetzliche mitangesehen und dann mit hochgehobenen Röcken, daß nur ja das Blut den Saum nicht färbte, durch das Zimmer geschlichen war, um im Korridor auf die Rückkehr von Peter Jell zu warten — seit jener Nacht war ihr ein Grauen geblieben vor der Kammer mit dem angrenzenden Zimmer, in dem sich die blutige Katastrophe abgespielt hatte.

Daran konnten auch die sauberen Vorhänge nichts ändern, die eine Schwester der Verstorbenen anbrachte, als sie tags darauf die Wohnung übernahm.

Es war eine rührige, energische Frau, die mit ein paar Kesseln heißen Wassers alle Spuren der furchtbaren Tragödie weggespült zu haben glaubte. Anstandshalber trug sie von fünf Uhr ab, wenn sie sich gemütlich zu ihrem Kaffeetisch setzte, ein schwarzes Kleid, und im übrigen meinte sie mit philosophischem Gleichmut: „Et 's allens Bestimmung, Fräuleinchen. Keen Mensch kann seinem Schicksal nich entjehn!"



Aber diese Worte gaben Siddy Scholz keinen Trost. Sie fühlte, daß auch ihr Leben gefährdet war, daß auch über ihrem Haupt eine Hand sich erhob, die grausam alles niederschlagen würde, was an Liebe und Güte in ihr zum Licht strebte.

Im Scheinluxus war sie aufgewachsen. Eine wunderschöne, leichtsinnige Frau war ihre Mutter gewesen. Auf ihrem Sterbelager noch hatte sie mit bunten Bändern und Similischmuck gespielt. Auf ihrem Sterbelager noch hatte sie die funkelnden roten Haare der kleinen Siddy um ihre Finger gerollt, entzückt die schweren Locken an ihre blassen Lippen gedrückt und die ältere Schwester gebeten, das Kind zu halten wie „ihr eigenes", wenn sie nicht mehr wäre. Und die Tante versprach es, im Augenblick der Rührung und ohne sich der Schwere der Verantwortung bewußt zu sein.

Bis zu ihrem vierzehnten Jahr hatte sie eine höhere Töchterschule besucht.

Offizierstöchter waren ihre Schulkolleginnen gewesen.

Aber sie hatte sich auch als Kind fremd in der Schule gefühlt, keinen Anschluß gefunden. Die unklaren Verhältnisse im Haus ihrer Tante legten ihr eine gewisse Zurückhaltung auf, und die kleinen Fräulein, die gern mit ihren wohlsituierten Verwandten renommierten, wandten sich nach dem ersten Ansturm kindlicher Neugierde von Siddy Scholz ab, die sich immer in so rätselhaftes Schweigen hüllte, wenn man Antworten von ihr haben wollte auf ziemlich brutale Fragen. Auch die Eltern meinten, Siddy Scholz wäre „kein Verkehr"; und selbst die Näschereien, die sie ab und zu in die Klasse mitbrachte, wurden kühl abgelehnt. Nur eine einzige machte eine Ausnahme: Agnes Spohnagel, die Tochter eines Wäschefabrikanten en gros.

Agnes lud Siddy Scholz sogar einmal zu sich ein. Aber die Tante ließ Siddy einen höflichen Absagebrief schreiben. Und diese Einladung blieb denn auch die einzige.

Aber Siddy Scholz dachte oft und immer mit leiser Wehmut an die hübsche blonde Agnes zurück, der sie, sooft es nur anging — „vorsagte", und mit der sie in den Pausen manchmal die Aufgaben durchging.

Siddy war begabt, faßte leicht auf und hatte ein gutes Gedächtnis. Agnes war phlegmatisch und von absoluter Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel der Lehrer. Sie bemutterte beim Spielen die „Kleinen", erzählte viel von ihrer kleinen Schwester, die aus Gesundheitsrücksichten zu Hause unterrichtet wurde, und verteilte mit großer Anmut die Kuchen und Äpfel, mit denen ihr Frühstückskörbchen immer bis zum Rand gefüllt war.

Es schmerzte Siddy, daß auch Agnes Spohnagel sich ganz unmerklich von ihr zurückzog. Aber dann hieß es, Herr Spohnagel wäre Kommerzienrat geworden, und Siddy, die alle Schlußfolgerungen selbständig machen mußte, meinte entschuldigend, daß Agnes als „vornehmes Fräulein" nun wirklich nicht gut mehr mit ihr verkehren konnte.

Denn ihre Tante war Modistin.

Trug selbst sehr extravagante Hüte und rauschende seidene Kleider. Tagsüber hielt sie sich in dem eleganten kleinen Laden in der Schillstraße auf, an den sich eine hübsch ausgestattete, aber nur aus zwei Zimmern bestehende Wohnung anschloß. Siddy Scholz mußte sich mit ihren Aufgaben immer sehr beeilen, denn von fünf Uhr ab kam unausgesetzt Besuch. Damen, die Hüte bestellten, und Herren, die Hüte bezahlten.

Siddy fühlte sich sehr wohl in dem kleinen Salon mit den weißen Lackmöbeln und den blauen Portieren, den vielen Spiegeln und weichen kleinen Sesseln, den graziösen Paravents und den feinen Gräsersträußen in den schlanken Vasen aus imitiertem Kopenhagener Porzellan.

Manchmal kam eine „zufällige" Kundin, irgendeine Dame in solidem Winterjackett und mit einem Regenschirm in der Hand — angelockt durch einen Gelegenheitspreis der ausgestellten Hüte. Siddy amüsierte sich, mit welch hoheitsvoller Miene die Tante die Kundin musterte, mit welch umständlicher Langsamkeit das Ladenfräulein den Hut aus dem schicken Schaufenster holte. Die Kundin betrachtete den Hut von allen Seiten, betastete die Seide, strich mit den Lippen über den Samt, versuchte noch zehn oder wenigstens fünf Mark abzuhandeln, verlangte etwas anderes zu sehen, entsetzte sich über die „gräßlichen Formen", rümpfte die Nase über die geringe Auswahl, zupfte ärgerlich an ihrem Haar, dessen Frisur den Anforderungen hypermoderner Hüte nicht angepaßt war, blickte mißtrauisch die Tante und die Verkäuferin an und verließ dann den Laden, meistens ohne etwas zu kaufen, und mit einem wütenden Blick auf das Fräulein, das sich keine Mühe gab, ihr spöttisch geringschätziges Lächeln zu verbergen.

Siddy Scholz war ganz zufrieden, als die Tante ihr erklärte, sie hätte jetzt mit ihren vierzehneinhalb Jahren genug gelernt. Sie wäre schlank und groß und müßte lange Kleider tragen und ihr im Geschäft helfen.

Bald stellte sich heraus, daß Siddy nicht das mindeste Geschick hatte zur Modistin. Dafür war sie eine glänzende Verkäuferin. Sie hatte eine Art, einer Kundin den Hut aufzusetzen, ihr den Kopf auf die Seite zu neigen, den drehbaren Arm mit der elektrischen Beleuchtung in die richtige Entfernung zu rücken — die einem Streben nach künstlerischer Wirkung gleichkam. Die Frauenköpfe wurden alle schön unter ihren Händen. Sie war nicht imstande, ein Futter einzunähen, aber sie verstand es wie kaum jemand, den weichen Filz auf dem Kopf entsprechend einzubiegen oder eine Feder ins Gesicht fallen zu lassen, daß die Trägerin sich nur schwer wieder von dem Kunstwerk trennen konnte.

Es war die Zeit, wo Siddys Tante die meisten Hüte verkaufte und die schlechtesten Geschäfte machte. Der Kredit, den sie gewährte, ruinierte sie; wenn sie energisch wurde, antwortete man ihr mit versteckten Drohungen. Vergeblich waren ihre Bemühungen, reelle Kundschaft heranzuziehen.

Siddy selbst mit ihrer impertinenten Schönheit vertrieb die ehrbaren Damen. Sie wagten nicht, dieses strahlende Geschöpf zu fragen, ob sie nicht einen Hut für zwanzig Mark bekommen könnten. Das Zwanzigmarkstück hatten sie in ihrem Portemonnaie und hätten es gern auf den Tisch gelegt, noch bevor sie ihre Adresse



angaben — aber Siddy machte ein so eisiges Gesicht, daß sie mit ihrem Goldstück, das die Tante doch so nötig gebraucht hätte, wieder abzogen.

Der Gerichtsvollzieher ging bald aus und ein in dem kleinen Salon der Schillstraße. Das Ladenfräulein bekam ihren Abschied. Siddy genügte ja. Die Hüte wechselten nur selten ab im Schaufenster, staubten ein und hockten, Vogelscheuchen gleich, auf den hohen schwarzen Ständern.

Eines Tags wurde alles im eleganten Hutladen der Schillstraße versiegelt, und die Tante erklärte, sie könnte nun nicht mehr für Siddy sorgen. Sie entsann sich plötzlich eines Bruders, mit dem sie jahrelang verfeindet gewesen. Der Mann verdiente jetzt ein „Heidengeld" auf dem Turf, wie sie gehört hatte. „Der könnte nun auch etwas für die Kleine tun." Mit eingekniffenen Lippen, mit steifen, harten Federstrichen schrieb sie an diesen Bruder, schickte Siddy mit ihrem Koffer und dem Brief in einem Wagen nach Halensee, küßte sie beim Abschied tränenlos auf die Stirn und ging von der Stätte ihres Glanzes ab, um sich irgendwo in dem großen Berlin zu vergraben.

Denn so viel Gefühl war ihr geblieben für das junge Geschöpf, dem sie immerhin, nach Maßstab ihrer Begriffe, Gutes getan hatte, daß sie das aufblühende Leben nicht an ihre untergehende Existenz ketten wollte...

Siddy Scholz atmete bei diesen Erinnerungen schwer auf, und ein bitteres Lächeln huschte über ihre jungen, geschwungenen Lippen.

Der Onkel empfing sie selbst im Entree. Er war in Hemdsärmeln und hatte große Brillantringe an den Fingern. Zaghaft gab sie ihm den Brief, und als er ihn gelesen hatte, zuckte er die Achseln und sagte kurz: „Ich habe nur drei Zimmer. Aber wenn du dich mit einem davon begnügen willst — meinetwegen."

Erst abends kam ihm der Gedanke zu fragen, ob sie was gegessen hatte. Und als sie verneinte, fuhr er sich verlegen über das kurz geschnittene Haar und warf ihr einen Hundermarkschein zu. „Sieh zu, wie lange du damit reichst."

Sie hatte keinen Begriff von Geld und Geldeswert. Es schmolz in ihren Händen zusammen, ohne daß sie davon etwas Nennenswertes gehabt hätte. Sie erschrak, als sie nach acht Tagen keinen Pfennig mehr hatte, wagte es kaum, ihrem Onkel zu gestehen; aber der lachte nur. „Dumme Göre... wie lange glaubst du denn, daß so ein Lappen reichen kann, he?"

Ihre Schönheit fiel ihm auf, erinnerte ihn an die früh verstorbene Schwester, weckte irgendeine Gefühlsnote in ihm, stimmte ihn weich.

„Na, Mädel, zieh dich an, komm, wir wollen ausgehn."

Im Restaurant gab er Geld aus wie ein Millionär, zahlte oft die Zeche von vier, fünf andern mit, hatte einen kleinen Hofstaat um sich von jungen Leuten mit habgierigen Blicken und eleganten Manieren. Man machte ihm den Hof wie einem großen Tenor, riß sich um den Platz an seiner Seite, war glücklich, wenn er einen zu einem kleinen Jeu aufforderte. Stolz wie ein Pfau stellte er immer vor: „Meine Nichte..." „Meine Nichte." Und dann plötzlich — —

Siddy Scholz stöhnte leise auf und schloß die Augen, als sie daran zurückdachte...

Plötzlich nahm er sie nicht mehr mit, wenn er ausging. Aber er brachte ihr Ringe mit und kostbare Hüte, und eines Tags fragte er sie, ob sie nicht seine Frau werden wollte.

Als sie „nein" sagte, hätte er sie beinah geschlagen. Alle rohen Instinkte erwachten in ihm — die Wut des Mannes, der sich alles kaufen zu können glaubt, und der plötzlich Widerstand findet.

Aber Siddy Scholz war dieses leere, nur auf Genuß niederster Art gestellte Leben unerträglich geworden. Solange sie angenommen hatte, daß ihr Onkel seinen vermeintlichen Reichtum einer anständigen Quelle verdankte, so lange hatte sie sich daran gefreut. Als ihr aber allmählich zum Bewußtsein kam, daß der Onkel seine Einkünfte einem Beruf verdankte, den er nur heimlich ausüben durfte, als sie den brillantenstrotzenden Mann von der Polizei sprechen hörte in Ausdrücken, die der Verbrechersprache entnommen waren, als sie die eleganten Herrchen um ihn herum sah, wie sie mit lüsternen Blicken nur darauf warteten, daß der große Buchmacher sie mühelos ein paar Goldstücke verdienen ließ — da fühlte sie auch die Minderwertigkeit ihrer eigenen Existenz, und sie dachte Tag und Nacht nur daran, wie sie selbst einen anständigen Erwerb finden könnte, der sie selbständig machte.

Aber gerade für sie war es schwer, den richtigen Beruf zu finden. Wie eine Eingebung kam ihr plötzlich der Gedanke, die Photographie zu erlernen. Aber ihr Onkel lachte sie aus. Als sie auf ihrem Wunsch beharrte, nahm er ihr den geschenkten Schmuck und versagte ihr selbst ein kärgliches Taschengeld.

Sie sollte, sie durfte nicht selbständig werden. Wenn das geschah — war sie für ihn verloren. Und er hoffte immer noch, hoffte mit der zähen Beharrlichkeit des Machthabenden. Wer weiß, wie der stumme, aber erbitterte Kampf dieser zwei Menschen ausgegangen wäre, wenn er nicht plötzlich in einen bösartigen Prozeß verwickelt worden wäre, so daß er, um der drohenden Untersuchungshaft zu entgehen, nach Österreich fliehen mußte. Am Tag dieser Flucht sah sie Peter Jell zum erstenmal. Auch ein „Schreiber" des großen Buchmachers, aber doch ganz verschieden von allen andern.

Mit ihrem geschärften weiblichen Instinkt erkannte sie sofort, daß hier nicht Hang zum Müßiggang und Wohlleben die Triebfeder dazu gewesen, sondern ein starker Wille, sich durch diesen Weg hindurchzuschlagen zu einer höheren sozialen Stufe. Das Kind des Luxus auf dem Abstieg und der Mann der Tiefe, der hinauf wollte — sie trafen sich in dem Augenblick, wo beiden die Zukunft wieder einmal verrammelt schien.

Ihre Schönheit und sein starker Wille bedeuteten beiden eine Offenbarung, und als Siddy Scholz ihrem neuen Freund ihr Leben geschildert hatte, schien es ihr doppelt unmöglich, unter das gleißende Joch zurückzukehren, das ein Zufall ihr vom Hals gerissen hatte.

Briefe und Depeschen ihres Onkels, der sie nach Österreich zu sich rief, beantwortete sie mit einer unwiderruflichen Weigerung, ihm zu folgen.



Und es berührte sie kaum, daß er, um ihr die Unsinnigkeit ihrer Handlungsweise begreiflich zu machen, drohte, ihr jede weitere Unterstützung zu entziehen, und diese Drohung auch in die Tat umsetzte.

Als sie die Halenseewohnung verließ, um mit ihren zwei Pappschachteln den Unterschlupf in der Linienstraße zu beziehen, da hatte sie Peter Jell bereits gestanden, daß sie lieber mit ihm hungern als sich von ihrem Onkel zum Verrat an ihrem eigenen Selbst bestimmen lassen würde.

Und sie mußte wirklich hungern, ohne daß sie es vermocht hätte, durch die Arbeit ihrer zum Nähen so ungeschickten Hände ihre Lage wesentlich zu verbessern.

„Vielleicht könnte ich als Photographin etwas werden. Ich habe als vierzehnjähriges Mädchen schon gute Amateuraufnahmen gemacht mit einem kleinen Apparat. Aber ich müßte lernen ..."

Und wie sollte sie lernen, wenn sie sich, um eine Mark fünfzig zu verdienen, drei Tage mit einem Hut abquälte für die Gemüsefrau nebenan oder die Portiersfrau unten?

Siddy Scholz vergrub ihren Kopf tief in die abgewetzte Polsterung des roten Ripssofas und schlug beide Hände vors Gesicht. Das alles war nicht das schlimmste. Furchtbar war nur, daß sie in all dem Elend dieser Jahre den Mann verlor, dem sie in so tiefer, heißer Liebe zugetan war — Peter Jell.

Seit Wochen, seit Monaten fühlte sie, wie er weiter und immer weiter von ihr rückte. Weder die entsetzliche Stunde, die sie im Korridor verbracht hatte, mit versagendem Atem und wild klopfendem Herzen, ohne zu rufen, allein mit der toten, in ihrem Blut schwimmenden Frau — nur um ihm einen Verdienst zu schaffen, eine neue, unerwartete Einnahme, noch jene Stunde, wo sie ihm mit fliegenden Worten, über seine Schulter gebeugt, tapfer eine Ohnmacht niederkämpfend — die Einzelheiten der grausigen Tat in die Feder diktierte, — nichts hatte das kalte Licht seiner Augen erwärmt. Seit dem Tag, da sie zuerst von Heiraten gesprochen, war alles wie erloschen in ihm, war alles Abwehr ...

Und doch fühlte sie die Liebe in ihm, fühlte das Erkünstelte, Gewaltsame seiner Kälte.

Aber vergeblich hatte sie versucht, ihn zu rühren, vergeblich sich ihm angehängt mit der wild ausbrechenden Verzweiflung des verratenen Weibes.

Böse, bittere Worte hatte sie ihm gesagt, Worte, die ihn erniedrigten, ihre Liebe beschmutzten.

„Wenn ich wollte, du müßtest flüchten, wie mein Onkel geflüchtet ist — wenn dir nicht das Gefängnis lieber ist."

Heute hatte sie ihm das zugerufen in ihrer sinnlosen Verzweiflung, und sie hatte sich geduckt, weil sie vielleicht gehofft hatte, er würde sie schlagen.

Aber er hatte sich nur abgewendet von ihr, kalt und verächtlich, und hatte gesagt: „Daß du so etwas sagen konntest, das allein trennt uns für immer — trennt uns sofort."

Auch da noch hörte sie das Gekünstelte heraus. Sie wußte, daß diese Worte ihm nur ein willkommener Vorwand waren, um den endgültigen Bruch herbeizuführen. Und wie um ein letztes zu versuchen, rief sie: „Ja, jetzt hast du deine Stellung. Du bist geschützt. Du kannst mich leicht stehen lassen. Was brauchst du dich auch noch um mich zu kümmern? Deinetwegen kann ich verkommen, kann ich verhungern ..."

„Du wirst nicht hungern."

Es war das einzige, was er geantwortet hatte. Dann war er aus dem Zimmer gegangen, mit harten, gleichmäßigen Schritten, und hatte die Tür hinter sich geschlossen, wie ein Mann, der kein Schwanken mehr kennt.

Sie aber war in seinem Zimmer geblieben.

Sie hatte kaum etwas zu sich genommen den ganzen Tag.

Sie wartete.

Da endlich — fast um Mitternacht — ging die Tür auf.

Nicht sonderlich leise trat Peter Jell ein und auch nicht mit absichtlicher Rücksichtslosigkeit.

Er grüßte nicht, als er sie auf dem Sofa sitzen sah, und fragte auch nichts.

Langsam entledigte er sich seines Mantels, dann putzte er seinen Zwicker, ganz methodisch, und indem er einigemal das Glas anhauchte.

Vielleicht blinzelte er etwas häufiger als sonst mit den Augen, es war wohl das einzige merkliche Zeichen von Nervosität.

Er stellte die Tasse fort, das Tellerchen mit dem Butterbrot, zog ein Taschentuch heraus und staubte Krümel und Asche von dem dunklen Wachstuch. Dann rückte er das Schreibzeug zurecht, setzte sich und legte einen weißen Briefbogen vor sich hin.

Siddys große braune Augen verfolgten jede seiner Bewegungen. Ihr Haß gegen ihn stieg mit jeder Sekunde, da er sie unbeachtet ließ. Der Haß ging über in Verzweiflung, Verzweiflung wieder in Haß. So war es nun Tag für Tag seit den letzten Wochen.

Was schrieb er jetzt? An wen schrieb er? ...

„Ich bin müde", sagte sie.

Er antwortete kalt, ohne sie anzusehen: „Du kannst hierbleiben, ich werde dich nicht lange stören. Wenn ich den Brief geschrieben habe, nehme ich meine Sachen zusammen und ziehe ins Hotel. Das Zimmer hier ist bis zum Ersten bezahlt."

Heiser fragte sie: „An wen schreibst du?"

„Ein Gesuch für dich an das Arnulfstift."

Sie sprang auf und wurde kalt bis in die Fingerspitzen.

„Was soll das?"

Sie flüsterte es, da ihr die Stimme versagte. Er aber schrieb weiter und hütete sich, ihr ins bleiche Gesicht zu sehen. Ein Augenblick der Schwäche — und er war verloren.

„Du brauchst dann hoffentlich nicht zu hungern, wie du gefürchtet hast."

Er schrieb weiter, die Zähne fest aneinandergepreßt, in steifer Umklammerung die Feder haltend.

Die Feder glitt mit leisem Surren über das Papier. Siddy Scholz starrte zu ihm hinüber.

„Was soll ich tun?"



Ihr Ton war rauh. Das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf.

„Morgen nachmittag, um die Sprechstunde, gehst du zu Rechtsanwalt Kurt Labisch, Dorotheenstraße. Das Weitere wirst du dort erfahren."

In seinen Schläfen hämmerte es. Er malte beinah jeden Buchstaben. Wenn sie ihm jetzt nahekam, wenn er ihr weiches, blasses Gesicht zu nahe an dem seinen fühlte, dann warf er die Feder fort, dann küßte er sie, dann ging die Misere von neuem an.

Sie kam ihm nicht nahe. Sie war vernichtet.

Jetzt schrieb er die Adresse, faltete den Briefbogen, steckte ihn hinein. Dann suchte er etwas.

Seine Bewegungen waren noch nervöser als sonst, auf seinem blassen Gesicht lag ein gequälter, müder Ausdruck.

Was suchst du? wollte sie fragen.

Aber noch ehe sich ihr die Worte über die trockenen Lippen rangen, hatte er es gefunden. Ein größeres gelbliches Kuvert, wie er es für seine Einsendungen an die Redaktion benützte. Nun steckte er den bereits geschlossenen Brief in das gelbe Kuvert und schrieb eine neue Adresse. Mit einem kurzen Faustschlag heftete er dann eine Marke in die rechte Ecke.

Zwei feine Äderchen waren an seinen Schläfen blau angelaufen, der Zwicker fiel ihm von der Nase auf den Tisch. Er zog ein Tuch heraus und trocknete sich die Stirn.

Dann stand er auf und sah sich im Zimmer um.

Das letzte blieb ihm noch zu tun.

Er holte einen alten, abgewetzten Handkoffer vom Schrank herunter, stopfte hinein, was er an Wäsche, Papieren und Büchern besaß.

Er packte ungeschickt und achtlos. Es kam ihm offenbar nicht darauf an, die Sachen zu schonen. Er hoffte ja doch, all den alten Plunder bald los zu sein, wäre am liebsten gegangen, wie er dastand, nur mit Hut und Mantel. Des Hotels wegen beschwerte er sich mit einem Koffer. Aus seiner Tätigkeit als Nachtportier erinnerte er sich, welchem Mißtrauen ein Gast begegnete, der sich des Nachts, ohne jegliches Gepäck, einstellte. Das Geld aber, das er im voraus für das Zimmer bezahlen mußte, war noch die geringste aller Peinlichkeiten.

Als er mit allem fertig war, sah er sich wieder im Zimmer um, wobei seine Augen an Siddy Scholz abglitten, als wäre sie ein Teil der Tapete oder des Sofas.

Er wollte vielleicht etwas sagen, aber der Hals war ihm wie zugeschnürt.

Er zog sein Portemonnaie aus der Tasche und schüttete den Inhalt auf den Tisch: Dann zählte er laut, mit kalter, blanker Stimme: „Vierzig, fünfzig ... vier, sechs ... achtundfünfzig Mark und ..."

Er brach ab. Das mit den Pfennigen war doch zu lächerlich.

„Also neunundzwanzig Mark für jeden. Hier. Selbstverständlich bin ich immer da, wenn du mich brauchst. Immer."

Um seine Mundwinkel zuckte es. Er mußte den Zwicker abnehmen, behauchte das Glas, um sich Haltung zu geben, und merkte es nicht, daß der Brief sich verschoben hatte, daß Siddy mit großen, brennenden Augen die Adresse las: Rechtsanwalt Labisch, Dorotheenstraße, sie flüsternd wiederholte und kaum hörte, was er sagte.

Vor einer Stunde noch hatte sie an eine Szene geglaubt, an Totschlag oder Aussöhnung, vor einer Stunde noch lebten tausend Befürchtungen und Hoffnungen in ihr. Jetzt wußte sie, daß nichts, kein Affekt mehr die Schritte des Mannes zu ihr zurücklenken würde. Er stieg über sie hinweg, um sein Leben zu leben, wie sie über den Arm der Toten gestiegen war, um ihr Leben bei ihm zu suchen. Nicht einmal die entsetzlich starren, weitgeöffneten Augen der Frau hatte sie zugedrückt, die so gut zu ihr gewesen war.

Und wenn sie selbst jetzt daläge, mit den gleichen starren, toten Augen — wer weiß, ob er sich noch die Zeit nähme, sie zu schließen?

Er fuhr in den Mantel, setzte den Zylinder auf, nahm ihn wieder ab, besah das Futter, schüttelte den Kopf. Neues Futter mußte da hinein. Die Herren vom „Weltruf" gaben etwas auf ihr Äußeres. Dabei fiel ihm ein: auf seine neue Stellung hin konnte er sich in einem der besseren Ramschgeschäfte der Friedrichstadt von Kopf bis zu Fuß auf Kredit neu einkleiden.

„Also, du gehst?"

Siddy Scholz erhob sich, kam totenblaß in die Mitte des Zimmers. Sie hielt ihre Arme verschränkt unter einem grauen Wolltuch.

Vielleicht hat sie einen Revolver versteckt, dachte er, und knallt mich nieder.

Er wendete sich zu ihr, sah ihr ins Auge.

„Es ist besser für uns beide, wir trennen uns jetzt, wo wir noch ohne Groll aneinander denken können."

„Ich hab dich so liebgehabt ... so lieb ..." murmelte sie tonlos.

Er wankte zur Tür. Kein Wort durfte er mehr hören, durfte ihr tränenüberströmtes Gesicht nicht sehen, ihre hilflose Gebärde.

Mit dem Koffer stieß er an die Tür, öffnete sie mit dem Druck des Ellbogens.

Im Korridor, wo es immer nach Wäsche und Kohl roch, war es dunkel. Leise drehte er den Schlüssel um und zog vorsichtig die Tür hinter sich zu. Das Licht der Straßenlaternen erleuchtete notdürftig die steile, kurze Stiege.

Draußen an der nächsten Ecke hielt eine einsame Droschke, abgenützt und schlecht verschlossen. Er weckte den schlafenden Kutscher, nannte ihm ein kleines Hotel am Schiffbauerdamm.

„Halten Sie beim nächsten Briefkasten", rief er ihm noch zu.

Und als der Wagen nach kaum zwei Minuten Fahrt anhielt, versenkte er mit einem kurzen, nervösen Ruck das gelbliche Kuvert in den offenen Schlitz.

Und dann fühlte er sich frei....

Mit einer glimmenden Zigarette im Mundwinkel verlangte er „ein einfaches, aber anständig möbliertes Zimmer auf vorläufig acht Tage". —

* * *

Rechtsanwalt Labisch gab sich kaum die Mühe, das interessierte Lächeln zu unterdrücken, das seine Lippen



schürzte, als ihm in seiner Sprechstunde Siddy Scholz gemeldet wurde.

Eine junge, schöne Person, die eine Stunde lang bei der Leiche einer vor ihren Augen ermordeten Frau ausharrte, um dem Mann, den sie liebte, in seinem Lebenskampf zu helfen — das war immerhin nichts Alltägliches. Sehr bleich, mit leicht gesenktem Kopf stand Siddy Scholz vor seinem Schreibtisch.

„Peter Jell hat mich zu Ihnen geschickt, Herr Doktor."

Ihre Stimme hatte einen tiefen Klang mit einer kaum wahrnehmbaren Rauheit, die wohl der Erregung des Augenblicks zuzuschreiben war.

Labisch antwortete nicht gleich. Seine verwöhnten Augen hingen, ihm selbst unbewußt, bewundernd an den edlen, regelmäßigen Zügen, an dem sprühend roten Haar, das in dichten Wellen unter dem schwarzen Hut hervorquoll. Plötzlich zog er fast ärgerlich seine über dem Magen stets gespannte Weste herunter und stieß ziemlich unfreundlich hervor: „Ich habe das Gesuch noch nicht gelesen, da ich eine kleine Nebenbeschäftigung habe. Aber Sie können's ja immerhin unterschreiben, da es nun einmal in meiner Gegenwart unterschrieben werden muß, und — das übrige wird sich finden."

Er schob ihr ein großes, weißes Blatt zu, bemerkte nicht, daß große Tränen zwischen ihren dunkeln, dichten Wimpern zitterten, daß ihre bebenden Finger vergeblich den Federhalter zu fassen suchten. Nur weil sie nicht zu Ende kam, machte er ihr schließlich ein Zeichen, an seinen Stuhl heranzutreten, und tippte ungeduldig auf den Bogen: „Da — hier unten rechts."

In großen, fast männlich kühnen Zügen hob sich der Name vom bläulichen Weiß des Blattes ab.

Siddy Scholz.

Wie eingemeißelt stand es da.

„Donnerwetter", murmelte Labisch, beinah amüsiert.

Aber im nächsten Augenblick fühlte er eine eiserne Umklammerung, ein warmer Atem streifte sein Gesicht, eine Welle flammenden Haares fiel über seine Hand.

„Was machen Sie?"

Es klang unwirsch und hart, obwohl ehrliche Angst aus dem totenblassen Gesicht zu ihm sprach. Aber er kannte diese Frauen. Mehr als eine hatte schon so vor ihm gelegen, aufgelöst in Entsetzen, Reue oder Mitleid — und wenn er dann nachgegeben, hatte sie ihren Taschenspiegel hervorgezogen und war mit zynisch befriedigtem Lächeln aus seinem Bureau gerauscht.

Er kannte dieses Emotionsbedürfnis der Frau, diese Momentehrlichkeit — in der sie sich alle glichen: die große Dame und das Dämchen, wenn ihren Nerven und Sinnen ein neues lockendes Spiel vorschwebte.

Beinah willig ließ er sich jedesmal fangen, denn ein großes Mitleid hatte sich in ihm herausgebildet für die Frau, deren Schönheit er für ihre einzige Stärke hielt.

Man sagte von ihm, daß unter seinen Mandantinnen keine einzige Häßliche zu finden wäre.

Auch seine Frau wußte das, renommierte damit, wie es sehr glückliche Frauen tun, die sich ihres Mannes Liebe sicher wissen. Und aus dem schönen, ruhigen Lächeln, mit dem sie alle mehr oder minder geschmacklosen Neckereien beantwortete, die einer neuen Klientin galten, schöpfte Kurt Labisch seine wohltuende Sicherheit im Verkehr mit Frauen, eine Sicherheit, die ihnen das Gefühl einer reizvollen und doch gefahrlosen Nähe gab.

Siddy Scholz lag auf den Knien vor ihm, ihr Kopf lehnte gegen seine Schulter. Sie sprach beinah zusammenhanglos, fiebernd, und ihre großen, braunen Augen phosphoreszierten in dem milden, grünlichen Schein der Tischlampe.

„Hat er Ihnen denn nichts gesagt, Herr Doktor ... kein Wort, das Sie mir zum Trost mitgeben könnten ... Nichts? ... Nicht ein einziges Wort ...?"

„Stehen Sie auf, setzen Sie sich."

Labisch zog unsanft seine Hand fort, erhob sich und beachtete es kaum, daß sie in gleicher Stellung blieb, mit der Stirn auf seinen Stuhl fiel und leise aufschluchzte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hohenzollern auf Schloß Sigmaringen.

Von Geh. Rat Dr. Zingeler, Sigmaringen. — Hierzu 8 Aufnahmen von Hofphot. Selle & Kuntze-Niederastroth.

Am 6. September 1851 schrieb König Friedrich Wilhelm IV. an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern u. a.: „Schon von Sigmaringen aus, von Ihrem fabelhaften herrlichen Donauschlosse, wollte ich Ihnen meinen lebhaftesten Dank schreiben."

Was würde der Monarch erst sagen, wenn er heute das Schloß seiner Stammverwandten sähe? Wer das Donauschloß 1851 gesehen, wird es zwar 1911 auch wiedererkennen. Und doch — wieviel schöner, großartiger, wieviel „herrlicher" ist es geworden! Auf gewaltigem Felsen (Donauseite Osten) erhebt sich das mächtige Schloß, läßt aber kaum ahnen, wie ausgebreitet es dort oben auf dem stolzen Felsenmassiv liegt, und welche Unzahl von prächtigen, zum Teil großartig ausgestatteten Räumen es besitzt. Wenn es auch ein einheitliches Ganzes bildet, so lassen sich doch verschiedene Teile leicht unterscheiden. Im Jahr 1893 zerstörte ein gewaltiger Brand den östlichen Flügel der Burg; heute ist dieser Teil schöner, reicher wieder aufgebaut worden. Was uns die Abbildung des Schlosses von der östlichen Donauseite (S. 2037) zeigt, ist fast durchweg Neubau, wiewohl hier der uralte Palas der frühmittelalterlichen Burg lag. Diesem Teil des Schlosses, gewöhnlich das Hochschloß genannt, liegt der Haupteingang, von den beiden Türmen flankiert (Abb. S. 2036) gegenüber, und oberhalb des Ausganges nach dem Schloßhof zu erblicken wir den gewaltigen Turm, einst ein stolzer Bergfried, nur in seinem oberen Teil in späterer Bauart gekrönt.

Tritt man aus dem Eingang auf den inneren Schloßhof, so breitet sich rechts der große Speisesaal, die portugiesische Galerie, aus (Abb. S. 2038), die der Kaiser schon mehrfach bewunderte. Aus ihm gelangt man auf die Terrassen, von denen ein bezaubernder Blick auf die unten liegende Stadt, das Donautal und das gesegnete



Oberschwaben sich bietet. Es gestattet uns nicht der Raum, eine Beschreibung zu geben von der Zahl der Säle und Zimmer der Burg und ihrem innern Ausschmuck. Während Fürst Leopold hauptsächlich den Bau des Schlosses in seinem Aeußern förderte, betrieb Fürst Wilhelm, nachdem er 1905 dem Vater in der Fürstenwürde gefolgt war, energisch die Fertigstellung des Schlosses und wandte seine Tätigkeit dem inneren Ausschmuck zu, wobei ihm geläuterter, feiner Geschmack und künstlerische Veranlagung sehr zustatten kamen. Als Schreibzimmer — wo er den größten Teil des Tages verbringt — wählte der Fürst das Eckzimmer im oberen Stock des Hochschlosses, wo auch einst Fürst Karl Anton so viele hervorragende Früchte seines Geistes zeitigte (Abb. S. 2038). In dem gleichen Stockwerk liegt auch das Empfangzimmer (Abb. S. 2038), wo er Audienzen erteilt, während er alte Beamte und ihm näher Stehende in seinem Schreibzimmer empfängt. — Fürst Wilhelm wurde am 7. März 1864 geboren, steht somit im 48. Lebensjahr. Bis vor wenigen Jahren befand er sich noch im aktiven Heeresdienst und führte die 3. Gardeinfanteriebrigade. Jetzt ist er Generalleutnant à la suite des 1. Garderegiments z. F. Zur Freude der Sigmaringer Bevölkerung — für die Stadt ist der ständige Aufenthalt des Fürsten mit dem umfang-

Wilhelm Fürst von Hohenzollern.

Von links (sitzend): Kronprinzessin von Rumänien, Herzogin von Vendôme, Prinzessin Karl von Hohenzollern, Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern, Fürst von Hohenzollern; (stehend): Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, Herzog von Vendôme, Prinz Albrecht von Hohenzollern, Hofmarschall Graf von Spee, Kgl. Rumän. Rittmeister Mano, Prinzessin Elisabeth von Rumänien, Prinzessin Marie Antoniette von Hohenzollern, Kronprinz von Rumänien, Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, Prinz Karl von Hohenzollern, Oberhofmeisterin Gräfin Matuschka, Erzabt Ildefons Schober von Beuron, Hauptmann Cremer, Leibarzt Geh. Rat Dr. Schwaß.

Die Mitglieder der fürstlichen Familie im Garten des Schlosses Sigmaringen.



Von links: Prinz Ferdinand von Rumänien, Fürst Wilhelm von Hohenzollern, Prinz Karl von Hohenzollern.

Die drei Brüder der fürstl. Linie des Hauses Hohenzollern.

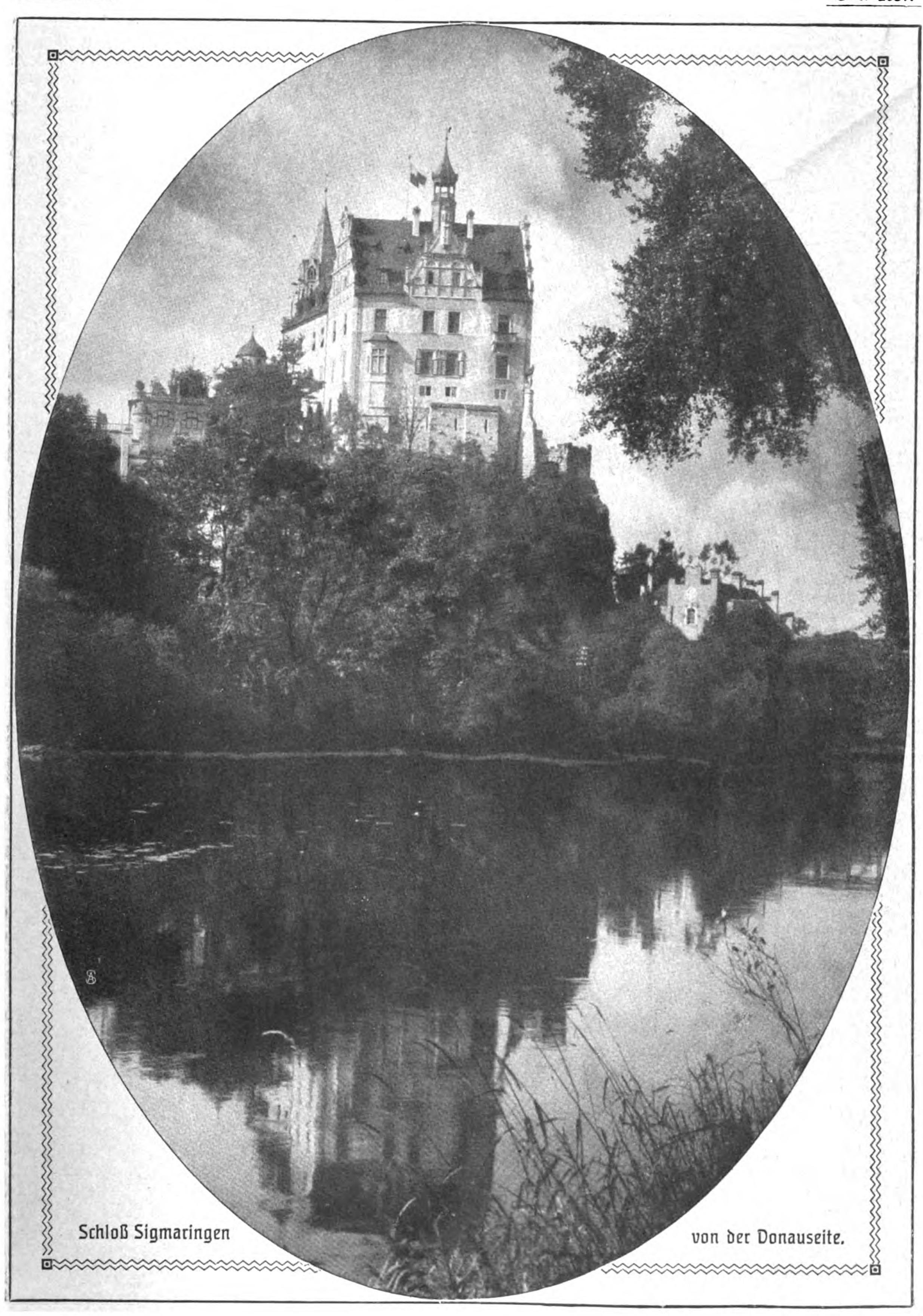
reichen Hofstaat von vielem Belang — trat er 1907 aus dem aktiven Dienst aus und nahm auf der Burg seiner Väter ständigen Aufenthalt.

Sigmaringen verdankt dem Fürstenhaus eigentlich alles; denn nicht nur, daß der fürstliche Hof — zurzeit und fast immer gibt es zwei Residenzen hier, die größere des Fürsten und die kleinere seiner Mutter, der Fürstin Leopold, die das Palais in der Stadt bewohnt — dem Gewerbetreibenden direkt und indirekt sehr viel Verdienst zuführt, auch der große Beamtenapparat, eine königliche Regierung, die fürstliche Hofkammer, das Hofmarschallamt usw. wären sicher nur zum kleineren Teile hier, wenn der fürstliche Hof seine Residenz anderswo hätte. So aber ist Sigmaringen wohl die schmuckste Stadt von ganz Oberschwaben.

Anläßlich der Wiederkehr des hundertsten Geburtstages des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, dieses hervorragenden Mannes, dessen Verdienste gerade in diesem Jahr so häufig gedacht wurde, war auf dem fürstlichen Schloß Sigmaringen die Mehrzahl der Familienmitglieder versammelt. Recht charakteristisch für die drei Söhne des Fürsten Leopold (der gleiche, der 1869/70 als Thronkandidat für Spanien so viel von sich reden machte) ist nebenst. Abbildung, auf der Fürst Wilhelm (der mittlere), der Kronprinz Ferdinand von Rumänien und Prinz Karl dargestellt sind. Wir dürfen sagen „charakteristisch", weil gerade die bezüglichen Familienähnlichkeiten hier stark zum Ausdruck kommen. Während der Fürst an seinen Großvater Karl Anton in etwas erinnert, zeigt der rumänische Kronprinz, der hier in preußischer Generalsuniform steht, unverkennbar koburgische Aehnlichkeit — die Mutter, Fürstin Leopold, ist eine Tochter König Ferdinands von Portugal, eines Koburgers — und der Dritte, der Prinz Karl in der Uniform des 1. Gardedragonerregiments, dem er nunmehr als Generalmajor à la suite angehört, ähnelt stark seinem Vater Leopold von Hohenzollern. Das interessante Bild S. 2035 zeigt uns die zur Feier des oben erwähnten hundertsten Geburtstages anwesenden Familienmitglieder und einige Gäste. Neben dem Fürsten (vor dem ru=



Der Haupteingang des Schlosses.



Schloß Sigmaringen von der Donauseite.



Das Arbeitzimmer des Fürsten.

mänischen Kronprinzen) sitzt seine Tochter, die Prinzessin Auguste Viktoria. Dem Fürsten gegenüber, auf dem Eckplatz, die Kronprinzessin von Rumänien; neben ihr folgen sodann die Herzogin von Vendôme und die Prinzessin Karl von Hohenzollern. Der Prinz steht, mit der Zigarre im Mund, hinter dem Prinzen Ferdinand von Rumänien. Neben Prinzessin Karl deren Sohn, der Prinz Albrecht, an den sich Graf Spee, Hofmarschall der Fürstin Leopold, und die Prinzessin Elisabeth von Rumänien (geb. 1894) reihen. Hinter dem Stuhl der rumänischen Kronprinzessin steht die Prinzessin Luise, Witwe des Prinzen Friedrich von Hohenzollern, und der Herzog von Vendôme.

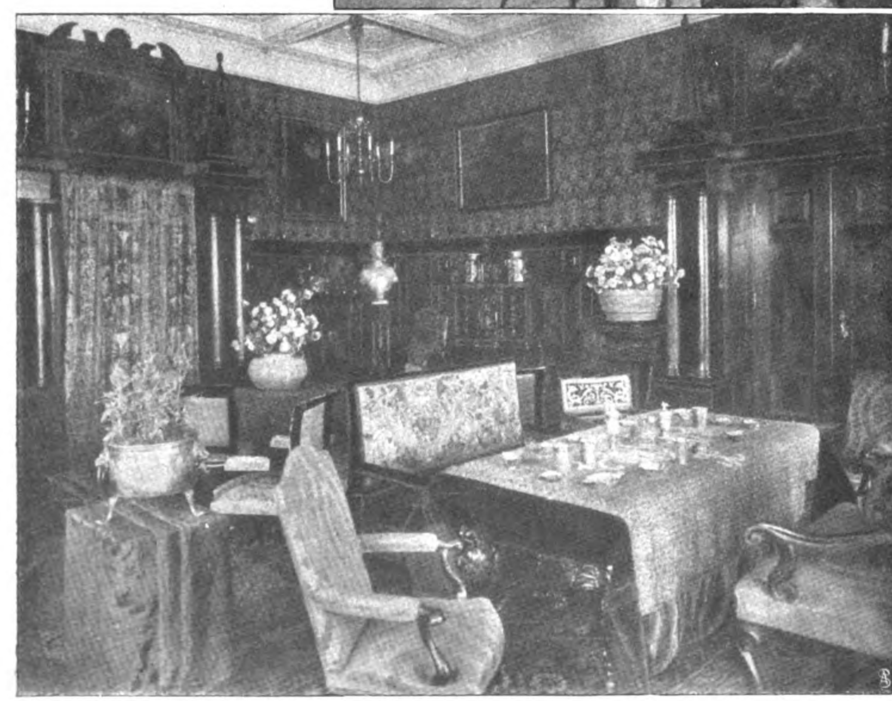
Um die nähere hohenzollernsche Familie vollständig zu machen, fehlen noch fünf Angehörige: König



Der große Speisesaal, die portugiesische Galerie.

Karl von Rumänien, der Sohn des Fürsten Karl Anton, und seine Schwester Marie, Gräfin von Flandern, die Mutter des Königs Albert von Belgien, der Prinzessin Karl sowie der Herzogin von Vendôme; sodann noch die Fürstin Leopold, die durch Krankheit am Erscheinen bei solchen Gelegenheiten verhindert ist. Unterdessen traf die Gräfin Marie von Flandern zum Besuch ihres Neffen, des Fürsten von Hohenzollern, in Sigmaringen ein.

Es fehlten endlich noch die beiden Söhne des Fürsten, die Heeresdienst tun, der eine als Leutnant im 1. Garderegiment z. F. und der andere als Leutnant z. S. auf S. M. Schiff Herta.



Blick in das Empfangzimmer des Fürsten.

Silhouettenkunst.

Von Peter Fernau. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Zu den ersten Spielereien, die junge Kinder ergötzen, sobald bildliche Darstellungen ihnen verständlich werden, gehören die Schattenspielereien, die an der weißen Tapete der Kinderstube oder an der Küchenwand verübt werden. Ein Hase oder ein Schwan läßt sich da auch von ungeschickteren Fingern leicht „werfen“. Dagegen dürften jene markanten Charakterköpfe, deren Schatten nach Angabe vieler Spielbücher erzielt werden können, der Ausdrucksfähigkeit der biegsamsten Hände doch wohl versagt bleiben. Aber irgend etwas kommt bei diesen kindlichen Schattenspielen fast immer heraus; das liegt aber mehr am guten Willen der Zuschauer. Es geht so einem Schattenbild wie der Wolke des Polonius, die allerlei Deutungen zuließ; ist so ein verdrehter Handschatten kein Hundekopf, so stellt er vielleicht die Umrisse Spaniens dar, also doch auch etwas Romantisch-Nettes, oder er sieht wie eine Reisetasche aus oder wie ein Automobil von hinten.



Holländische Silhouettenkünstler bei der Arbeit.

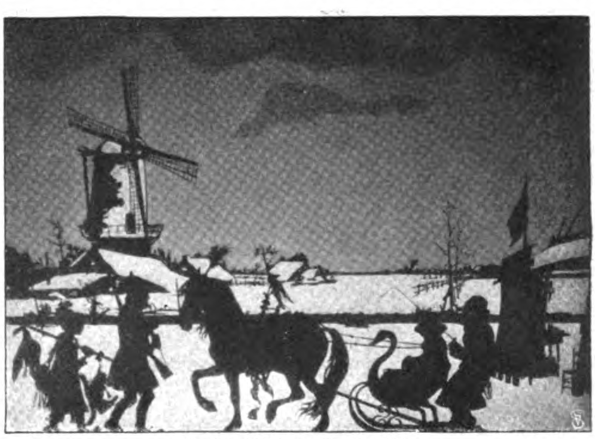
Auf den ersten Blick könnte überhaupt die ganze Schattenspielerei oder Silhouettenkunst als nichts weiter wie bare Kinderei erscheinen, die mit Kunst und Kultur nichts zu tun hätte. Diese Annahme wäre aber eine ganz verkehrte: nur in hochkultivierten Ländern in geistig reger Zeit gedieh und gedeiht das öffentliche Schattenspiel. Die edelsten Geister unter den Romantikern der führenden europäischen Nationen, und unter ihnen besonders die witzigsten Köpfe, schreiben oder schrieben vielmehr für das Puppen- oder Schattentheater.

Aus Rücksichten des Kontrastes wählte die kaltgrüblerisch bohrende Satire, besonders die politische, von jeher die kindlichste, also scheinbar harmloseste Darstellungsform. Mit je einfacheren oder gar einfältigeren Mitteln so ein Spötter arbeitet, desto geistvoller erscheint er. Der lebendige Darsteller, der in solchem Fall mit dem ganzen kunstvollen Apparat seiner Mimik und Pantomimik arbeiten muß, erscheint viel absichtlicher, ja gequälter als der Puppenspieler, dessen Einfall wie ein plötzlicher und sorgloser Scherz wirkt.

Ein Beispiel der allerletzten Tage diene zur Illustration des Gesagten: Kürzlich erschien im Deutschen Theater in Neuyork ein Komiker auf der Bühne in der Kleidung und Maske eines allbekannten amerikanischen Trustmagnaten. Die Maske soll glänzend gewesen sein; jede Bewegung und Gebärde soll porträtähnlich gewirkt haben. Ohne diese Vorstellung verfolgt zu haben, kann man sich aber genau die künstlerische Wirkung des Witzes ausmalen. Der Auftrittserfolg war sicher verblüffend; der Darsteller wird gleich zu Beginn ein paar charakteristische Gesten des Kopierten so gut nachgeahmt haben, daß alles die Leistung bewunderte; dann kam im Verlauf des Abends noch hier und da eine Wendung in der Gestalt oder der Rede, die packte, und die ein Lächeln hervorrief; aber nur noch ein Lächeln; der Rest der künstlerischen Arbeit aber war ödeste Qual und arge Kraftvergeudung! Der Witz war längst siebenmal belacht und zog nun längst nicht



Ein Bild aus der Biedermeierzeit.



Holländisches Winterbild.

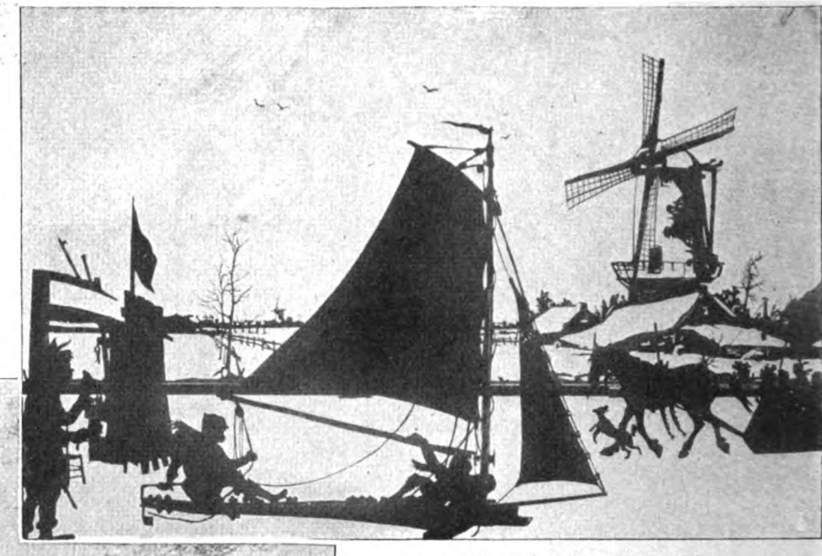
mehr; schließlich wirkte der Darsteller mit all seinen vielen, vielen Mühen und Kostümunkosten beinah albern.

Wieviel graziöser, ungewollter, sorgloser und wirkungsvoller steht die mechanische Figur da, sei es die Holzpuppe, die Marionette, sei es die noch unfaßbarere Silhouette. Mühelos ist für ein paar Groschen das falsche Gewand markiert; mühelos das Profil; und verblüffen läßt sich so ein Schatten nie, da er für keine Gebärde verantwortlich ist. Dagegen wirkt der erste Witz des doppelgängerischen Auftretens ebenso drastisch bei einer Schattenfigur wie bei einem verkleideten Menschen; nur ist der Schatten weniger aufdringlich, denn er ist ja eben „nur ein Schatten". Etwas Puckhaftes liegt über seinem huschenden Wesen. Deshalb blühte das anzügliche Schattenspiel gerade in verfeinerten Kulturen, in denen man den Gegner nicht anrempeln, sondern sein persiflieren wollte; schlimmerenfalls konnte es sich da immer noch um einen „unglücklichen Zufall" oder ein „bedauerliches" Versehen handeln. — So kam es, daß gerade die Direktoren von Schattentheatern immer mit der Zensur zu kämpfen hatten. China wurde früher als die Wiege dieser Kunst bezeichnet; aber in Indien, dem ewigen Märchenland, wird die Schattenspielerei wohl zuerst geübt worden sein. Chinesische Schattenspieler ließ der Sohn und Nachfolger Tamerlans nach seinem Hof in Samarkand kommen; die Künstler gefielen anfangs sehr, als sie aber den Mohammedanismus verspotteten, wurden sie einfach hingerichtet; für Denkzettel schwärmte man damals eben noch nicht; langer Streit war auch nicht Mode; man milderte nicht diese oder jene Stelle, strich nicht einzelne Szenen, sondern merzte gleich Autoren und Direktoren aus; die Zensur handhabte der Henker.

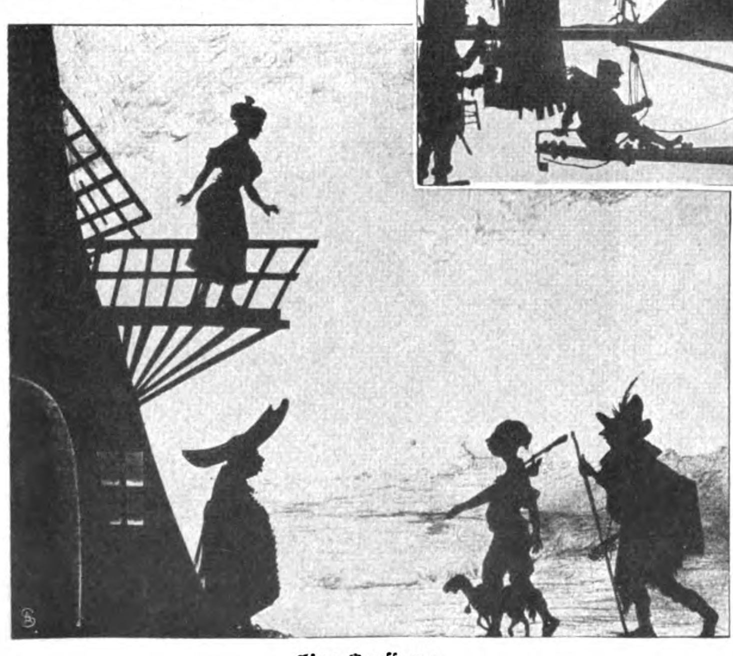


Ländlicher Reigen.

Da war der große Saladin schon urbaner; der ließ — wie uns Lessing das ja auch schildert — wenigstens mit sich reden; und als bei einer Schattenspielerei einige Hofbeamte sich entfernen wollten, weil das Spiel ihnen zu gewagt erschien, da meinte Saladin: „Wenn das Stück verboten wäre, so wären wir ja nicht dabei!" Und die Schatten durften ihr Wesen weiter treiben.



Vergnügen auf dem Eise.



Eine Dorfszene.

In den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wurden Schattenspiele in Paris in kurzer Zeit ungemein populär; es war immer die Art der Franzosen, daß sie so taten, als hätten sie alles ihnen Gefallende eben entdeckt und zugleich geschaffen; weshalb man da auch ewig von „Kreationen" der Mode redet, wo es sich um Uraltes handelt; und deshalb nannten sie diese schwarzen Figuren „Silhouetten", weil sie — wie jeder Theaterbesucher aus



Ländlicher Reigen.

Brachvogels „Narziß“ weiß — so „schwarz waren wie des Finanzministers Silhouet Seele und so leer wie sein Staatsschatz“. Der König Ludwig protegierte den damaligen Schattenspieler Dominik Seraphin François sehr und gestattete ihm sogar, im Palais Royal sein leichtes Kunstzelt aufzuschlagen. Aber trotz seiner heiligen und engelhaften Vornamen dankte der Gaukler seinem Monarchen diese Gnade nur wenig, denn gleich nach dem Sturz des Thrones entdeckte er seine silhouettenschwarze und erzrevolutionäre Seele und ließ die willenlosen Schatten nur noch ganz antidynastisches und demokratisches Zeug reden.



Heimkehr vom Felde.

In neuerer Zeit sind die Schattenspieler sehr artig geworden; nicht nur ein Saladin kann ruhig bei ihnen sitzenbleiben. Einstweilen bieten sie am liebsten saubere, harmlose Kinderkunst, deren feingraziöse Figurentechnik auch den Erwachsenen lockt. Unsere Bilder zeigen eine Gruppe holländischer Silhouettenkünstler bei der Arbeit und verschiedene Szenen aus holländischen Schattenspielen. Besonders die Lebhaftigkeit und ungezwungene Natürlichkeit der Bewegungen bei den ländlichen Festzügen entzückt den Besucher.

Die Zeit, da wieder auf weitere Kreise von Erwachsenen die Schattenspiele eines Goethe, Pocci, Brentano, Mörike, Arnim oder Kerner wirken, sind uns noch nicht gekommen. Aber wir wollen mit den freundlichen Schattenspielern für die Zukunft das Beste hoffen.

Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

6. Fortsetzung.

In der Halle des Hotels stauten sich die Menschen. Sie standen in den Gängen, Neugierige, Nichtgeladene; sie belagerten das Rauchzimmer, von dem man die reservierten Säle betrat, in denen Herzogin Arlesheim ihre Gäste empfing. Manche dieser Eckensteher taten, als seien sie zufällig in das Hotel geraten, als langweilten sie sich, als ginge sie der Ball der Herzogin gar nichts an. Sie spielten die Blasierten und bestellten Tee, Cherry oder frappierten Champagner. Die dicke Frau Meßner in kostbarem Pariser Kleid, umgeben von zwei Kavalieren und ihrem kleinen, gedrückten, schweigenden Mann, sprach über Lederers. O, sie kannte sie sehr gut — wenn sie erzählen wollte — aber zu ihren Intimen hatten sie nie gehört, würden sie nie gehören, trotz ihrer Hoffähigkeit. Es war denn doch ein Unterschied zwischen dem Hause Meßner und dem der Lederer!

Doch plötzlich neigte die dicke Frau verbindlich lächelnd und grüßend ihr Haupt, denn eben kamen die Besprochenen, gefolgt von ihrer Tochter, an ihrem Tisch vorüber, sie in gerader Haltung, das blaue Brokatkleid mit einer langen Brillantschnur geschmückt.

Frau Löwy, auch sie war da, um den Aufzug zu studieren und ihrer Zeitung zu berichten, als sei sie „dabei gewesen“, Frau Löwy kannte die Geschichte dieser kolossalen Brillantschnur. Das war nicht etwa ein Liebespfand ihres legitimen Herrn und Gebieters, o nein — sie kam von Freundeshänden, die der arme, reiche Gatte ohnmächtig gewähren lassen mußte! Den

Namen brauchte sie wohl nicht zu nennen?" Und ihr Lächeln bei diesen Worten, das Lächeln kleiner Kammerkätzchen, die an verschlossenen Türen lauschen, teilte sich den andern Damen mit.

In weißem Panne, glatt wie ein Reitkleid, ging Fürstin Hermsberg am Arm des Botschafters Grafen Warnow vorüber. Die Fürstin, eine hochblonde, große, etwas eckige Erscheinung in vollendeter Haltung, der Typ der vornehmen norddeutschen Aristokratin, trug ihre berühmten Smaragde, die wie grüne Schlangen um ihren Hals züngelten. Es folgte die Marquise von Bouffée mit ihrem Gassenbubengesicht, in Schwarz, einfachem, stumpfem Schwarz, mit tiefem Ausschnitt, ohne Blumen, ohne Schmuck — aber im blonden Haar ihre Rubinrose, diese Rubinrose, von der man in ganz Frankreich sprach, die von Dichtern vor hundert Jahren besungen wurde, als sie eine Ahne der Marquise am Hof Ludwigs XVI. im gepuderten Haar getragen hatte.

Eine Gruppe reizender Mädchen, ganz in Weiß, einfach und anspruchslos, löste die auffallenden Frauenerscheinungen ab. Sie hatten alle hellblondes Haar, rosigen Teint und trugen als einzigen Schmuck ein paar frische Blumen im Gürtel oder im ondolierten, silbrigen Haar. Ihre Korsagen zeigten einen kleinen, keuschen Ausschnitt, und unter den fußfreien Röcken kamen schmale Füßchen mit hohem Spann in Kreuzbänderschuhen zum Vorschein. Das waren die beiden jungen Komtessen Heringen mit ihren Freundinnen, der kleinen Prinzeß Teck und der Gräfin Metternich. Ihre Mütter folgten in dunklem Samt, in grüner oder dunkler Seide. Ein Trupp Herren kam, alle im Frack, alle jung mit schmalen, bräunlichen Gesichtern — hohe, schmale Gestalten, etwas lässig im Gang, etwas blasiert in der Haltung. Sie trugen bunte seidene Westen und große Gardenien oder Orchideen im Knopfloch. Offiziere folgten, lachend und sporrenklirrend, Uniformen eleganter Kavallerieregimenter. Sie waren die einzigen, die den Nichtgeladenen einen heiteren Blick schenkten, musternd auf und ab gehend, um dann gleichfalls zu verschwinden hinter den breiten Flügeltüren, dahinter der Ball, der Clou der Saison, seinen Anfang nahm.

Demütige, neidische und verwirrte Blicke folgten dem Auf- und Zuschlagen dieser hohen, weißen Flügeltür, während die Damen, die diese Blicke warfen, doch unter sich einig waren, daß dieser Aufzug „vom rein menschlichen Standpunkt", den sie nun gerade einnahmen, eine höchst lächerliche Komödie über das alte „Vanitas, vanitatum vanitas" bedeute. Man konnte diese aufgeblasene Sippe nur bemitleiden, da ja „Witz und Geist" entschieden auch zu den Nichtgeladenen zählten und die Parade der Eitelkeit sich auch hier wieder auf tönernen Füßen bewegte. Als ob nicht alle Welt gewußt hätte, daß die Brillanten der Frau von Lasa unecht waren und die Kleider der Gräfin Waldorf von Prinz Stargard bestritten wurden. Frau Löwy war in ihrem Element. Sie wurde an Tischen zugelassen, die sonst keinen Gruß für sie hatten. Und sie erntete überall Dank.

Aber plötzlich ging ein Raunen durch die Reihen in der Halle, im ganzen Rauchzimmer, ein Zischen, ein Tuscheln: „Die Perlen, die gestohlenen und wieder erwischten Perlen!" Die Kaiserliche Hoheit kam, sie trug zu köstlichen graugelben Spitzen ihre Perlen, diese vor Jahren nach London entführte fabelhafte Schnur, ein Schmuck im Wert einer Million Rubel. Sie ging mit etwas großen, raschen Schritten und schleifte die Schleppe achtlos hinter sich her. In ihrem nachtschwarzen hochtoupierten Haar erstrahlte ein einziger Solitär von staunenswerter Größe. Ihr Kammerjunker und ihre Hofdame folgten ihr auf dem Fuß. Der junge Herzog kam dem hohen Gast seiner Mutter entgegen, verneigte sich tief und bot der schönen, zerstreut lächelnden Frau den Arm. Und im Schimmer ihrer Perlen und Spitzen, ihres marmornen Gesichts verschwand auch sie hinter der hohen weißen Flügeltür, die zwei Welten voneinander trennte.

Es kamen noch viele Gäste: Der Gesandte von Nelsen mit seiner aschblonden Frau, einer schönen Stockholmerin, die Gräfinnen Harrach und Löwenstein mit ihren Gatten, die bizarre Gräfin Unkström, eine Ungarin von anziehender Häßlichkeit, in wasserblauem Seidenkreppkleid mit ihrem anmutigen Schmuck aus Türkisen und Brillanten und Gerda von Hellern, bei deren Erscheinung das Raunen gänzlich verstummte.

Die Blicke im Rauchzimmer starrten doppelt groß in seltsamer Verwirrung und Unruhe auf diese Frau, die alle die vorüber gerauschten Frauen verdunkelte. Nicht durch die Kostbarkeit eines Schmuckes, einer Toilette — sondern durch den Stolz und die Lieblichkeit, durch das Persönliche ihrer Erscheinung. Sie trug ein weißes gesticktes Atlaskleid, eins jener Kleider aus der Rue de la Paix, ein ausgesucht einfaches, aber leuchtendes Kleid von dem silbrigen Weiß des Mondlichts, von dem strahlenden, fesselnden, sieghaften Weiß des ewigen Schnees. Dieses gewagte harte, kalte Weiß hob ihre zarte Haut, ihr Tizianhaar, den Schmelz ihrer Jugend.

Ganz so, wie er die Kaiserliche Hoheit eingeholt hatte, verbeugte sich Arlesheim vor Gerda von Hellern und reichte auch ihr den Arm, um sie durch die weiße Tür zu geleiten.

Die Nichtgeladenen starrten mit offenem Mund, aber dann setzte ein wahrer Funkenregen von Bosheit und Klatsch ein. Es war zuletzt kein Haar, das an Gerda echt, gut und anständig gewesen wäre. Frau Löwy und Ellen Ramin, die als Gäste an ihrem Tisch gesessen, bestritten bei der völligen Vernichtung dieses Frauenrufs den Löwenanteil. Die eine aus Groll und Neid, die andere aus Liebe zum Klatsch.

In dem weißen, mit Blumengirlanden durchzogenen Raum tanzten die Paare bei offenen Türen und Fenstern, durch die die Sommernacht mit Sternenflimmer und Blumenduft hereinzog. Auch hier gab es zwei Gruppen, die sich unauffällig voneinander teilten. Zu der einen gehörten die reizenden blonden Mädchen, unter denen die blondeste und einfachste die junge Prinzeß Arlesheim war, zu der andern die Sembrich, die Plewe, die Lederer, die flotte Frau von Moos, und was sich sonst an Finanzaristokratie zusammengefunden hatte. Die waren meistens unter sich allein, sie hatten keinen Teil an den vielen familiären Angelegenheiten der andern, die sich auf diesem oder jenem Schloß trafen zu Jagden oder Feiern und von ihren Bekannten erzählten, sie bei Vornamen nennend, so daß die im Gotha bewanderte Frau von Lederer nicht einmal wußte, ob unter dem tollkühnen Reiter „Wolf" der Sportsmann Graf Kinski oder Prinz Wolfenstein gemeint sei. Sie saß mit einem gequält teilnehmenden Lächeln da und erzählte jedem, der es hören wollte, daß ihre Elly nächsten Winter bei Hofe vorgestellt würde.

Indessen tanzten die blonden jungen Mädchen in ihren einfachen Kleidchen und ihrem natürlichen Blumen-



schmuck. Fürst Hochberg, der seit dreißig Jahren auf den elegantesten Parketten der Welt seine unvergleichliche Walzerkunst bewahrte, war allen Herren voran.

Auch Gerda tanzte. Es war, als könne sie nicht müde werden. Von den Rhythmen getragen, entschwebte sie im Arm des Freundes der Wirklichkeit. Ach, sie kannte die Brücke so gut, die hinüberführte in jenes andere Land, das Land der Märchen und Träume, das Land ihrer Sehnsucht, in dem keine Blume fehlte und kein Edelstein... das bunte, schillernde, lichtgesegnete Land. Aber es war keine Wildheit mehr in ihrem Sehnen, kein Fieber der Erwartung im Blick. Wie eine Verklärung lag es über ihr, die alle, die sie sahen, in einen Taumel der Bewunderung riß. Sie hatte dem geliebten Mann den Willen getan, indem sie zu dem Fest kam, alles andere legte sie in seine Hand.

Arlesheim fühlte es in allen Augen, auf allen Lippen, das eine Wort: „Ist sie nicht schön? — Ach — wie schön sie ist."

Selbst die jungen, weißgekleideten Mädchen lächelten ihr begeistert zu, und die Kaiserliche Hoheit winkte sie zu sich in ein Gespräch, das über eine Viertelstunde dauerte.

Mit forschenden oder verblüfften Blicken sahen alle die geduldeten, die Plewe, die Lederer, die Sembrich, auf diese Gruppe; sie entdeckten mit Haß und Demut, daß auch die geschmähte, in zweifelhaften Verhältnissen lebende Gerda von Hellern diesen geheimen Stempel trug, der sie mit jener Welt verband, in die man wohl mal geladen wurde, aber in die völlig einzudringen unmöglich schien.

Es war Gerda, als spielten die Geigen immer feuriger auf zu diesem Fest. Wie anders fühlte sie das alles heute, als sie es noch vor wenigen Tagen empfunden haben würde. Heute strahlte ihr als Hellstes und Schönstes die Anbetung des Mannes, den sie liebte. —

Wenn sie hätte hören können, was drüben auf dem roten Sofa die Marquise von Bouffée und Fürstin Hermsberg lächelnd und nachlässig miteinander besprachen, sie hätte vielleicht ihre Freude und Sicherheit eingebüßt.

„Ja, sie ist reizend! Sie hat Schick und Charme. Der gute Guido ist auch sehr engagiert", meinte die Fürstin, ihre kalten Augen auf Gerda und ihren Tänzer gerichtet.

„Ein Sommerflirt nach seinem Herzen! Im Winter bei uns auf dem verschneiten Bellevue war es Frau Savage, die Frau des Dramatikers — vous savez?" Die Marquise steckte ihr listiges Gamingesicht auf: „Aber diesmal — der Herzog macht ein so ernstes Gesicht dabei, und — da er einen Hang zum Träumen besitzt."

„Niemals — Guido ist außerordentlich korrekt und pflichtgetreu. Ich kenne ihn und seine Mutter. Diese schöne Person wäre nicht hier, wenn die gute Adelheid etwas zu fürchten hätte."

„Das meinte ich auch nicht. So ernst nicht! Aber es gibt auch Liaisons, die von jahrelanger Dauer sind", sagte die Französin gedehnt.

„Lassen Sie ihn! Er hat Zeit." Die Fürstin bewegte ihren Fächer auf und nieder. „Die kleine Teck ist noch sehr jung. Sie haben beide noch keine Eile. Er soll sich die Zeit vertreiben, wie er mag."

Die kleine Marquise lachte: „Und ich werde la bella zu unseren diesjährigen Jagden einladen."

„C'est une idée charmante. Je vous félicite! Chez nous serait impossible —" und die schlanke Fürstin winkte Hochberg zu sich. —

Arlesheim holte seine Schwester Helene aus dem Kreis der jungen Mädchen und Herren, um sie Gerda vorzustellen. Etwas verlegen reichten sich die beiden so verschiedenen Frauen die Hand. Während sie sich mühten, Konversation zu machen, dachte Gerda mit aufwallender Bitterkeit daran, wie anders ihr Leben stets gewesen sei als das dieses in der Wiege des Überflusses geschaukelten Mädchens. Hatte sie nicht immer mit einem Notblick Umschau halten müssen nach einem Körnchen Glück, während der andern ein unerschöpflicher Sämann bestellt war, der ihren Lebenshunger stündlich stillte! Doch besonders schmerzlich fühlte sie, wie das noch vor Augenblicken heiter lachende Geschöpf nun fast stumm und in sich gekehrt vor ihr stand, als könne es den unbefangenen Ton nicht mehr finden, den es noch eben im Kreis der Seinen gehabt hatte. Im Kreis der Seinen! Das war es. Ihr war, als habe sie auch im Wesen der Herzogin heute eine merkliche Zurückhaltung gespürt.

„Ich glaube, Durchlaucht, wir halten Prinzessin Helene vom Tanz ab", sagte sie daher schroffer, als sie wollte.

„Gar nicht, Baronin!" Helene lächelte bescheiden und sah den Bruder fragend an. Ihr war es unheimlich im Bann dieser großen, hungrigen Frauenaugen, die von Fiebern erzählten, die ihre Unschuld noch nicht kannte.

„Da kommt ja dein Tischherr, der gute Zedlitz", meinte Arlesheim, der von Gerdas Qual etwas zu fühlen schien, aber das Verhalten der Schwester nicht beeinflussen konnte.

Und der kleine, behende Reichsgraf führte Helene davon.

„Ein scheues Ding — sie ist ja noch so jung", beschwichtigte er Gerdas Enttäuschung.

Beim Souper ließen sich Lederers vorstellen. Die Plewe war geschlagen. Wie es auch stehen mochte mit der Hellern, in diesem Kreis war sie augenscheinlich ein beachteter und gern gesehener Gast. Und das genügte der nach vornehmem und interessantem Verkehr angelnden Kommerzienrätin.

„Eine großartige Akquisition!" bemerkte ihr Gatte, der seinen Humor heute nur schwer an den Mann brachte: „Wenn nicht alle Stricke reißen, zieht die Person einen Herzog nach."

Als Gerda in einer Tanzpause mit Arlesheim in die offene Terrassentür trat, sah sie mit seltsamer Ergriffenheit über die dunkel bewaldeten Hügel zum Sternenhimmel auf, der in der ganzen Pracht einer Augustnacht flimmerte. Tausend heimatliche Stimmen lockten sie plötzlich fort aus dem lauten, lichten Getriebe in jene geheimnisvoll winkende, duftende Nacht.

„Ich habe die Äolsharfen auf der alten Badenburg noch nie gehört, wie schön müßten sie jetzt im Nachtwind klingen", sagte sie sehnsuchtsvoll mit verschleierter Stimme.

Arlesheim, den die Nähe der geliebten Frau und die nahe Trennung anspornten, sich den süßen Schatz zu sichern, bat, getrieben von dem Zauber der Stunde: „Nehmen Sie meine Begleitung an! Darf ich Sie führen? Jetzt? Nachher? Ich meine, wenn der Ball vorüber ist? Ich denke es mir wundervoll, so durch diese Nacht zu wandern!"

Gerda lächelte ungläubig, obwohl dieser Wunsch in ihr innigen Widerhall fand. Ja, es mußte hinreißend sein, jetzt dort hinauf zu wandern, ohne Menschen, ohne



die Laute und das Licht des Tages, in diesem tiefen Schweigen, allein mit ihm. — Und doch, warum erbat er diesen Gang von ihr? Ihr Blick streifte sein zu ihr geneigtes Gesicht kühl und fragend, mit einem Ausdruck vorbeugender Zurückhaltung.

Er verstand diesen Blick. Etwas bitter meinte er: „Sie können sich mir schon anvertrauen, obgleich es, zugegeben, ein ungewöhnlicher Spaziergang ist. Ihnen wird kein Haar gekrümmt. — Sie werden wie unter dem Schutz von hundert Augen sein.“ Und als er merkte, wie diese Worte sie trafen, setzte er wieder sanft mahnend hinzu: „Wenn Sie wirklich morgen schon reisen — wer bürgt mir denn dafür, daß ich Sie zuvor noch unter vier Augen sprechen kann? Und das muß sein, ich bestehe darauf, hören Sie? Oder zweifeln Sie daran, daß ich Ihnen etwas zu sagen haben könnte, was nicht für fremde Ohren ist?“

Er sah sehr ernst aus, und die innere Bewegung blickte durch seine beherrschte Miene wie ein Kind durch ein vereistes Fenster.

Gerdas Herz tat ein paar rasche, wilde Sprünge. Was verbargen seine Worte, was lag zwischen ihrem Ja und Nein für Gewinn und Verlust? Hielt diese Mondnacht ihr Geschick umschlossen? Wie noch nie in ihrem ganzen Leben hörte sie eine beglückende Musik der Erfüllung und Erhebung. Sie hätte ihr gern immer so lauschen mögen. Holder als jegliche Gewißheit umfing sie dieses Geheimnis, so nah der Offenbarung....

Aber von drinnen lockte der Walzer. Arlesheim zog sie hinein. Gräfin Unkström tanzte an ihnen vorbei, und ihr Blick war wie eine Herausforderung: Wer tut es mir nach? Sie tanzte ein wenig wild, aber mit vollendeter Grazie. Ihre Steine sprühten, ihre Schleppe fegte den Boden.

Es war zum erstenmal an diesem Abend, daß Gerda sich dem Reigen mit vollblühender Leidenschaft hingab, die ihren Tänzer erstaunen machte und in Begeisterung versetzte. Aber es war darin nichts von der Ausgelassenheit der Ungarin, kein Hauch von Verlockung, nur Andacht und köstliches Selbstvergessen, ein seliges Entschweben — — —

Nur wenige Sekunden dauerte der süße Taumel, aber die wiederkehrende Besinnung vermochte nichts mehr über Gerdas lieberglühtes Herz.

Arlesheim tat noch einmal die stumme Frage, und sein brennender Wunsch stieß nicht mehr auf Widerstand. —

Der Kotillon brachte reizende Überraschungen: Kronen, Kränze, Mützen, Orden und eine Fülle prächtiger Sträuße für die Damen. Die Kaiserliche Hoheit hatte sich längst zurückgezogen, als die Paare in langen Reihen antraten und der Herzogin, im Konterschritt aufmarschierend, mit tiefen Verbeugungen huldigten, bis sie sich zum „Kehraus“ auflösten und die Geigen noch einmal stürmisch zum Rundtanz riefen.

* * *

Mit der ihr eigenen Witterung für Gefahren, die sie bedrohten, öffnete Kattie das auf Gerdas Namen lautende Telegramm und las: „Axel schwer erkrankt, kann ich Dich morgen hier erwarten? Klara.“

Dann zeigte sie auch gleich, was an Entschlossenheit in ihr steckte. Sie hatte kurz zuvor in der Halle eine Bemerkung der Ramin aufgefangen, die an Frau Löwy gerichtet war und von Bodenbachs plötzlichem Verschwinden aus Baden handelte. Die beiden Damen waren bei Katties Erscheinen gegen ihre Gewohnheit ziemlich wortkarg und taten durch forschende Blicke sowie mit dunkeln Redensarten kund, daß sie wieder einmal mehr wußten als andere Leute.

Angesichts dieser Depesche zögerte sie nicht, dem Geheimnis, das sich beinah selbst verriet, vollends auf die Spur zu kommen. Sie ließ die Soubrette eilig in Gerdas Zimmer bitten und hielt ihr dann wie ein Kriminalkommissar die erhaltene Nachricht vor Augen: „Nun sagen Sie mir, was Sie wissen! Unsere Freundin ist noch gänzlich ahnungslos! Helfen Sie mir, damit ich ein Unglück verhindern kann!“

Ellen Ramin konnte sich kaum fassen vor Erstaunen. Sie duckte den Kopf wie eine auf Beute lauernde Katze, verdrehte den Hals und die Augen: „Was? Frau von Hellern hat Ihnen kein Sterbenswörtchen erzählt? Sie wollen nichts von der gräßlichen Affäre gehört haben? Am Morgen werden es die Spatzen von den Dächern pfeifen. Oh, machen Sie mir bitte nichts vor, geben Sie sich keine Mühe. Ich kann Sie versichern, daß die liebe Baronin von allem genau unterrichtet ist, wenn sie es vielleicht auch nicht Wort haben will. Man begreift ja — der herzogliche Ball ging eben über alles, und morgen ist ja zum Trauern auch noch Zeit. Ach, wirklich? Ihnen war nichts bekannt von dem Duell, das heute früh bei Offenburg stattfand? Und ich, die's doch gar nichts angeht, erfuhr das Resultat schon um fünf Uhr. Es gibt hier sogar Leute, die den Grund der Forderung wissen. Das ist sehr, aber sehr peinlich für Gerda, um so mehr, als für ihres Vetters Aufkommen leider wenig Hoffnung vorhanden sein soll. Nun sagen Sie bloß, wie kann man dabei tanzen! Ich bin einfach starr...“

Es gelang ihr beinah, den Eindruck einer Salzsäule hervorzurufen. Kattie, die Komödiantin, hatte ihren Meister gefunden. Sie war einen Augenblick nahe daran, an Gerdas Heuchelei und Verworfenheit zu glauben. Aber dann nahm sie den Kampf um deren guten Ruf mit ebenbürtiger Beredsamkeit auf und führte alle Gründe, wahre und erfundene, ins Feld, die ihre Herrin von dem Verdacht skrupellosen, schnöden Strebertums befreien konnten. Sie ermaß auch den Neid, der da in ihrer Feindin belferte, und nahm schließlich eine gar grausame Rache, indem sie ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, wie unglaublich hoffnungslos verliebt der Sultan von Irawaddi in ihre süße Herrin sei. In Katties Bericht hatte das zurückgewiesene Diadem den Wert eines großen Vermögens, und außerdem war es nicht nur so schlicht abgelehnt, sondern dem Privatsekretär der exotischen Hoheit mit Entrüstung vor die Füße geworfen worden. Damit noch nicht zufrieden, suchte sie in Gerdas Geheimfächern, in denen sie sogar besser als diese Bescheid wußte, den Brief des Herzogs hervor, zum Beweis dafür, daß Gerda von Hellern nicht nötig habe, auf der Lauer zu liegen und hoch erhaben sei über solche Insinuationen.

An Leib und Seele zerschlagen, gespießt und gerädert, trat die Ramin den Rückzug an, um sogleich mit ihrer Freundin Löwy einen Kriegsrat abzuhalten.

Kattie Hope durfte sich auf diesen Lorbeeren immerhin noch nicht ausruhen. Das Duell mit seinem dummen Ausgang konnte ja die ganze Ernte, den gerade jetzt so herrlich hochstehenden Weizen, einfach vernichten. Wenn Gerda morgen abreiste, sie, die so empfänglich war für Schuld und Sühnegedanken, wenn der unglückliche Vetter



gar vor ihren Augen verschied und die bedauernswerte Mutter sich an Gerda klammerte — dann Adieu für immer, ihr holden, greifbar nahen Träume von Schloßherrendasein — dann war es vorbei mit der Hochflut der Wünsche, die auch ihr, der unscheinbaren kleinen Miß, so schöne Perlen auf den Sand warf.

Sie wachte unter Sorgen und Zweifeln. War es nicht denkbar, daß Gerda mit einer unumstößlichen Gewißheit vom Ball zurückkam? Dann konnte sie diese Schreckensbotschaft vielleicht überwinden, und die Fahrt an das Lager des Vetters war nicht zugleich das Ende der Herrlichkeit, nicht das Grab ihrer Wünsche.

Gegen ein Uhr erschien die Herrin wie ein Sturmwind, in einer freudefunkelnden Erregung und mit einem Jubel in der Stimme, der Kattie wie ein Brautmarsch in die Ohren klang. Sie hütete sich wohl, eine bedrückte Miene zu zeigen, die Gerdas Mißtrauen wecken konnte. Nur durch eine gewisse Zurückhaltung im Fragen, die aber genau wie andächtiges Staunen aussah, hielt sie sich für alle Fälle den Weg zu der Trauerkunde offen. Gerda merkte nichts, sie war sogar froh über Katties vermeintliches Zartgefühl.

„Wir wollen noch einen Mondscheinbummel zur alten Burg machen, einige Herren und Damen!“ gab sie kurz zu verstehen; die kleine Notlüge mit der Pluralform tat ihr nicht sonderlich weh, und Kattie ließ sich dadurch auch gar nicht beirren, sondern fragte, während sie beim Umkleiden behilflich war, nur ein bißchen nach den Ballgästen.

Es kam ihr ganz selbstverständlich vor, daß die in Not und Bedrängnis sonst so mitteilsame Seele nun im Glück „alles für sich behielt“ und keine Vertraute haben wollte. Das konnte Kattie nicht kränken. Wenn ihr nur nach überstandener Krisis der ersehnte Platz an der Sonnenseite eingeräumt wurde. Daran brauchte sie wahrlich nicht zu zweifeln. Sie hatte ihn reichlich verdient und besaß einen dauernden Anspruch auf Gerdas Dankbarkeit — auch wenn die Herrin bald so hoch über sie zu stehen kommen sollte, daß ihre Hand nicht mehr zu der kleinen Miß, zu der tapfern Gefährtin in den Stunden der Not herabreichte. Es wurde ihr doch ein wenig warm ums Herz, als Gerda nun zu dem entscheidenden nächtlichen Stelldichein aufbrach — sie wußte nur nicht recht, ob aus Mitleid mit ihrer eigenen Person oder vor tiefer Verwunderung über die unheimlich beleuchtete Schmiede, in der nun beider Glück zustande kommen sollte. Was brauchte sie sich vorzuwerfen? Indem sie die Glückliche ahnungslos mit leichtem Herzen ziehen ließ, hatte sie den tückischen Schicksalstreich, der Gerda zerschmettern konnte, aufgefangen und ihren eigenen Kopf in die Schlinge gelegt. Im hellen Tageslicht würde sich wohl zeigen, ob Gerda den Mut besaß, sie um dieser Weisheit willen zu achten. Sah diese aber ein Verbrechen in ihrem Tun — dann verlor Kattie nicht mehr, als wenn sie gesprochen hätte. Sie preßte ihren heißen Kopf an beiden Schläfen und starrte in die rätselvolle Nacht hinaus. — — —

Gerda huschte mit klopfenden Pulsen wie ein Dieb durch den dunkeln Korridor, vorbei an den Türen der Schlafenden, und atmete erst auf, als sie, ohne jemand zu begegnen, am geöffneten Seitenportal Arlesheim ihrer wartend fand. Er hatte nur schnell einen Mantel umgeworfen und einen weichen Filz aufgesetzt.

„Das ging ja erstaunlich fix! Die reinste Verwandlungskünstlerin!“ empfing er sie recht frohgemut, damit keine Befangenheit bei ihr aufkommen sollte. Es tat auch wirklich not, denn Gerda hatte inzwischen empfunden, daß die Nachtwanderung in der Illusion beglückender war als in der Wirklichkeit. Wie würdigte Arlesheim jetzt diesen ihren Freimut, dessen sicherlich keine der sanftgesitteten jungen Gräfinnen und erlauchten Puppen fähig war?

Rasch und ohne viel zu sprechen, durchquerten sie die schlafenden Anlagen, die dunkeln Gäßchen, bis sie auf freie, hell vom Mond beschienene Wiesen kamen, vor sich den bewaldeten Hügel, zu dessen Gipfel ein Serpentinenweg durch Buchen- und Tannendunkel führte.

„Wollen Sie meinen Arm nehmen?“ fragte Arlesheim, als sie aus der Mondeshelle in die Waldesnacht traten.

„Danke“, gab Gerda scheu zur Antwort.

Sie kamen in den leise rauschenden, schauernden Wald. Der Weg ging in bequemen Windungen aufwärts, an jeder Kurve fand sich eine kleine Holzbank.

Einmal rauschte ein schwerer Flügelschlag in den Wipfeln, eine Eule suchte, aufgescheucht durch die Schritte, ein stilleres Quartier, das Mondlicht malte da und dort gespenstische Lichte auf Stämme, Weg und Buschwerk, zuweilen knackte irgendwo fern das Holz wie von eilenden Schritten, sonst tiefe Stille, lastende Einsamkeit. Da klang von der Stadt eine Uhr herauf, drei langhin hallende, dumpfe Schläge wie aus Geistermund, und fröstelnd fuhr Gerda zusammen.

Über ihrem ganzen Fühlen und Denken lag, einer Wolke gleich, die schwere Vorahnung: Dieser Gang bestimmt deinen künftigen Lebenslauf! Und wenn sie, oftmals Atem holend, stehenblieb, war es nicht so sehr die physische Anstrengung als die dumpfe, bleierne Gewissensfrage, wohin diese Stunde sie führen werde. Darum waren es keine frohen Reden, die ihre Schritte begleiteten, sooft Arlesheim auch den Versuch machte, sie an die verflogene Ballstimmung, das jubelnde Finale zu erinnern.

Einmal standen sie wieder ruhend nebeneinander und blickten durch die Lücken hinab oder hinauf zu den Sternen. Da ließ es Gerda keine Ruhe mehr: „Wissen möchte ich doch, welche unter den Knospen, die ich heute abend sah, die Frau Herzogin für ihren Sohn ausgesucht hat? Darf ich es wissen?“

Da war Gerda nun mit einem Sprung auf dem Punkt, auf dem er sie schon so lange haben wollte. Es entzückte ihn bis in die Fingerspitzen. Sie hatte einen leisen Spott in die Frage legen wollen, aber die Stimme schlug auf halbem Weg um und bekam einen ergreifenden Ton von untrüglicher Herzensreinheit, dem er fast andächtig lauschte. Das ist die Liebe, die Liebe ohne Falsch! echote es in seiner Brust. Aber weil es wohl noch ein zartes Pflänzchen war, nahm er es weich in seine Hut, obwohl er das köstliche junge Weib am liebsten gleich an seine Brust gezogen und geflüstert hätte: Kümmere dich darum nicht, liebe Seele. Alles hat seine Zeit. Aber unsere Liebe kann uns niemand nehmen, wenn wir nicht selbst!

Nein, laut getraute er sich nur zu sagen: „Wofür halten Sie mich denn? Sehe ich aus wie so ein Kulissenprinz, dem die Mama nach Belieben eine Braut an den Arm hängt?“

„Beinah so —“ erwiderte sie auftauend und begann wieder zu steigen.

Er kam ihr schnell nach und drückte ihren Arm.



„Das ist ein starkes Stück, das Wort sollen Sie mir büßen, Baronin.“

Beide waren in einer hochgradigen seelischen Spannung und warteten auf etwas, wie man nach dem Blitz auf den Donner wartet. Es konnte nicht mehr lange ausbleiben. Und dennoch liefen sie so schnell, als müßten sie vor dem großen Ereignis fliehen.

Oben ging es eine Strecke auf ebenem Weg, bis die ersten Mauern der Ruine auf dem kleinen Plateau aufleuchteten. Sie warfen schaurig breite Schatten in dem weißen Himmelslicht, jede Ecke, jede Lücke lag schwarz und unheimlich da.

Gerda und Arlesheim ließen den Platz mit den Tischen und Bänken und der kleinen, jetzt geschlossenen Wirtschaft in einem der erhaltenen Türme rechts liegen und gingen zu dem Gemäuer hinüber, das sich scharf am Abhang hinzog. Sie kletterten über Geröll und breite Platten etwas hinauf, bis sie auf der Mauer ein glattes Stück trafen, das zum Sitzen einlud. Unter ihnen streckte sich das Tal im Gürtel der Hügel und Wälder, und neben ihnen ragte ein Turm in den dunkelblauen Himmel hinein.

Eine Weile saßen sie stumm in den wundersamen Reiz der Landschaft versunken, da hob sich ein leichter Wind, und plötzlich schwebten über ihren Häuptern zitternde, klagende, sanft verwehende Töne, als griffe einer unsichtbar, versonnen und traurig in die Saiten einer Harfe.

Arlesheim sagte kein Wort, er legte nur von hinten leise den Arm auf ihre Schulter, zog sie fest an sich und küßte sie lange auf beide Lider. Gerda hatte es nicht anders erwartet. Von dem Klang über ihr war ihr Herz zu stiller, liebreicher Hingabe bewegt, als sei auch sie eine Harfe, deren Saiten von der Hand des Erkorenen zu tönen anfingen.

Dies nun, dies, ihr Sterne, ist das Menschenglück! durchfuhren sie heilige Schauer, die gleich Morgenwinden alle Angst aus ihrer Brust forttrugen.

Irgendwo in der Ferne ratterte weltverloren ein Schuß durch die Nacht, mit Hall und Widerhall, wie zum Zeichen dafür, daß soeben zwei Herzen sich in Gottes großem Auge erkannt und gefunden hatten.

Wer hat mir vorher den Gedanken an die Harfe eingegeben? fragte die glückliche Seele. Wer hieß sie klingen im rechten Augenblick, und welche Macht führte da die Hand, die sich um meinen Nacken schlang? Der holde Wahn einer himmlischen Vorsehung erfüllte sie ganz und gar. Zum gläubigen Kind geworden, scheute sie jedes Wort, aus Furcht, die guten Geister zu verscheuchen. Denn jetzt war sie nicht mehr nur im Vorhof des Tempels, nein, jetzt kniete sie fromm vor dem Allerheiligsten, was Menschenliebe kennt. In der Sekunde, als sie in völligem Selbstvergessen saß, hatte sich der Himmel aufgetan, und anders konnte es gar nicht sein. Da kam es ihr in den Sinn wie ein alter Rundgesang:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

Jahre konnten vergangen sein, seit dieses Glück ihr zufiel — so wohlbekannt sah es Gerda an, mit einem blauen Ewigkeitsblick, lang und tief, bis das Gefäß ihrer Seligkeit überlief und der küssende Mund heiße Tränen trank...

„Von nun an seid ihr mein, ihr Goldaugen! Kein anderer soll euch mehr küssen, und nur zu meiner Freude sollt ihr noch glänzen!“ flüsterte der reichbeschenkte junge Mann, dessen Blick unbezwingliche Lust verriet.

Aber sonderbar — als er bald darauf mancherlei zu wissen begehrte und mit teilnehmender Stimme bat, ihm nun endlich ihren Kummer anzuvertrauen, kam es ihr vor, wie wenn ihre Gefühle allmählich in einen tiefer liegenden Himmel sinken würden. Sie mochte die Wonne der schweigsamen Geständnisse auch um den Preis der schönsten lauten Verheißungen nicht verlieren; es tat ihr fast in den Gliedern weh, wenn seine Worte im Eifer den Flüsterton überschritten. Die vollkommene Stille, während sie, von tiefen Atemzügen gewiegt, an seiner Schulter lehnte und den Blick zu den erblassenden Sternen erhob, war die stärkste Brücke, die sich von Brust zu Brust baute. Feiertäglich wandelten da die Gedanken auf und ab, Gestalten von fernher aus Jugendland, in vergessenen Gewändern, die gleich geladenen Gästen zum hohen Fest kamen und reiche Gaben des Lebens darbrachten. Nicht genug konnte sie sich wundern über diesen Geisterzug und die Fülle der Gesichte, die Treue der Sinne, die Unendlichkeit ihrer Seele. Nein, sie war nicht so arm, wie sie sich oftmals gefühlt hatte, sie durfte dem Geliebten getrost gestehen, daß all ihr Kummer nur Verzagtheit gewesen sei. Besaß sie nicht Schätze, um die ihr fast alle Frauen gram waren? Sie bedurfte nicht der Erhebung, um eines Fürsten würdig zu sein, sie hatte die Weihe einer Auserwählten empfangen und war hoch geadelt durch Geschmack, Schönheit und Enthusiasmus.

Anerkannte der Freund ihre Ebenbürtigkeit? Im Grunde streifte diese große Frage jetzt nur ahnungsweise ihren Sinn, unter seinen Zärtlichkeiten, seiner liebenden Begeisterung konnte kein Zweifel aufkommen. Oh, wie er gebangt hatte, daß der schöne Vogel, der da in seinen Armen so schmiegsam tat, über ihn hinwegfliegen werde!

„Das sind nun zwei schlaflose Nächte, die ich dir verdanke! Die eine, als ich dich neben dem Halbmongolen sitzen sah und mir den Kopf zerbrach, was das bedeuten solle, und die jetzige, unvergeßliche, die meine Lebenslust verdoppelt hat! Für diese will ich zeitlebens dein Diener sein!“ Er vergaß jedoch zuweilen die schuldige Vorsicht und warb so heftig um Zeichen ihrer Gunst, daß sie ängstlich wurde und seine Hände zurückstieß. Als er sie auf seine Knie heben wollte, sprang sie schnell auf, ohne jedoch zornig zu sein. Nur lächelte sie ein wenig traurig über seinen ungezügelten Drang, schon in der ersten Stunde alle Hindernisse spielend zu nehmen! Fühlte er nicht, daß er die durch ihre echte Huld halbgeöffneten Türen zu stürmisch aufwarf und die ihm eingeräumten Hausrechte ohne Schonung wahrnahm?

„Sie dürfen es mich nicht zu früh fühlen lassen, wie leicht ich Ihnen die Eroberung machte!“ sagte sie im Schreiten, während er mit seinem Mantel auch ihre Gestalt zu decken suchte. „Sobald ich etwas zu bereuen habe, ist alles aus!“

Die halb gelächelte und doch so ernste Mahnung tat es ihm augenblicklich an, er war außer sich vor Entzücken über die fabelblumengleiche Anmut, mit der ihr Herz sich ihm öffnete und verschloß.

„Erzählen Sie mir von Ihnen, dann will ich ganz artig zuhören!“ wiederholte er seine vorige Bitte.

Gerda begann jedoch zu schauern: „Es wird Tag. Wir müssen zurück!“ sagte sie und empfand auch in sich etwas wie Frost. „Ich will noch einige Stunden schlafen, wenn ich kann — dann geht es ans Packen. Am Abend bin ich schon bei Tante Klärchen in Peterstal, und nach etwa acht Tagen fahr ich mit ihr heim nach Pantin.“

„Was sagen Sie da?“ fuhr er ganz entsetzt zurück. Der Mantel fiel zu Boden, er hob ihn nicht auf, sondern starrte Gerda fassungslos an. „Heute reisen? Wie ist denn das möglich? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein? Nachdem, was eben zwischen uns —“ er ging wieder auf sie zu, ergriff ihre Hände und sah ihr von ganz nah in die Augen: „Na, höre mal, träumst du eigentlich?“

Aber sie hielt, wider Erwarten, seinen drohenden Blick ruhig aus, da sie seine Erwägung nicht recht verstand. Sie seufzte nur. „Leider kann ich es nicht mehr verschieben! Es ist alles abgemacht. Meine Zimmer im Hotel sind auch aufgegeben.“

Arlesheim spannte gewaltsam ihre Arme aus, wie um ihre Länge zu messen, dann riß er die sich Sträubende ganz toll an seine Brust. „Ich werde die Abreise verhindern, hörst du? Diese Tante kann mir gestohlen werden. Wer hat größere Rechte auf dich, sie oder ich?“

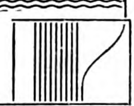
Gerda hätte nie gedacht, daß der sonst so manierliche und zurückhaltende Mann so gewalttätig, leidenschaftlich sein könnte. Nun sich aber so deutlich zeigte, was sie ihm noch vor drei Tagen in ihrem Urteil abgesprochen hatte, mochte sie sich doch nicht darüber freuen. Die Verwandlung kam zu plötzlich, seine Griffe, Blicke und Küsse schmerzten und beleidigten sie.

Indessen wurde es ihr doch ebenfalls schwer, an eine so schnelle Trennung zu denken.

Wie herzerhebend könnten die nächsten Tage da unten im Tal für uns sein! fuhr es auch ihr durch den Sinn. Wenn sie nur einen Ausweg gewußt hätte.

Ja, sie mußte fort und konnte dem Freund nichts zurücklassen als das stille Vermächtnis ihrer Treue. War es nicht beinah wie im Märchen vom Aschenputtel? Sie wußte nur das Bäumchen nicht, zu dem sie sagen konnte: „Rüttele dich und schüttle dich, wirf Gold und Silber über mich!“ Von nun an mußte sie in ihrer Armut geduldig warten, bis ihr Prinz selber kam, um sie auf sein Schloß heimzuholen; ihr war nur diese eine Nacht gegeben, sein Herz zu rühren, zu bezaubern. Bald aber saß sie wohl weit von hier in einer grünen Laube, und die ungewisse Zeit des Harrens begann. Vielleicht spann sie schnellen Segen, vielleicht nur langes Elend. Aber jetzt, in dieser einzigen Stunde, die schon beide Lose auf ihrem Grund barg wie der Becher die Würfel — in dieser Stunde wollte sie nicht fragen noch klagen. —

(Fortsetzung folgt.)



Die Mode der Spitzenkleider.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Ernst Schneider.



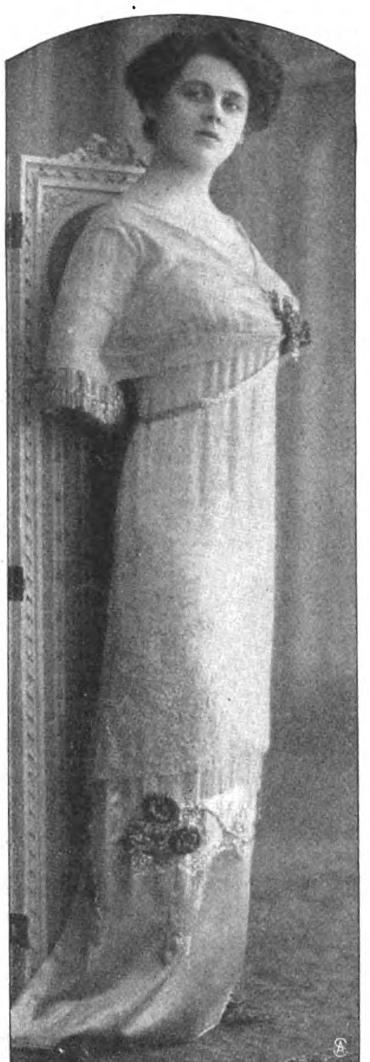
1. Schwarzes Libertykleid
mit elfenbeinfarbenen Chantillyspitzen.

Augenblicklich gefällt es den Pariser Modekönigen, den Spitzenschmuck wieder in größerem Maßstab zu verwenden. Die ausgezeichneten Imitationen, die nur ein geschulter Blick von den für die meisten Sterblichen unerreichbaren echten Spitzen unterscheidet, unterstützen dieses Bestreben auf das günstigste. Weitaus vornehmer sind natürlich die „echten“ Spitzen. Diese Bezeichnung vereint alle handgearbeiteten Produkte, und ein Kleid aus diesen mühseligen, kunstvoll hergestellten Handarbeiten aller Techniken repräsentiert ein Vermögen, das die Kostbarkeit jeder andern Toilette in den Schatten stellt. Darum überdauern diese Kleider auch alle Moden. Man fügt das kostbare Material, ohne es durch Zerschneiden zu entwerten, der modernen Linie ein. Man liebt es heute, die Produkte der verschiedensten Techniken zu vereinen, und versucht, durch geschmackvolle Kombinationen erhöhte Wirkungen zu erzielen. Da jede Zeit ihre spezielle Vorliebe hat, so gilt Chantillyspitze augenblicklich als bevorzugt. Man versteht unter „Chantilly“spitzen solche, die unter Ludwigs XIV. Regierung in der Stadt Chantilly zuerst, und zwar aus Seide, angefertigt wurden. Sie wurden als Volants und Tücher hergestellt und vielfach bei Hofe getragen. Sie galten als die Lieblingsspitzen der prachtliebenden Kaiserin Eugenie.



2. Cremefarbenes Chantillykleid
mit schwarzem Libertyansatz und seidenen Rosen

Das eigenartige Kleid aus cremefarbenen Chantillyspitzen (Abb. 2) hat einen hohen Ansatz von schwarzer Libertyseide, den ein Kranz vollerblühter Seidenrosen umgrenzt. Ein schwarzer, fichuartiger Schal wird von einer gleichen Rose gehalten. Ein buntgewirkter, goldgrundiger Gürtel unterbricht die hellen Spitzenteile, die von wunderfeinen Linien, zierlichen Ranken und Blättern durchzogen sind. — Schwarz vereint sich ausgezeichnet mit mattweißen Spitzen und erzielt hervorragende Wirkungen. Ein Beispiel hierfür bildet das schwarze Libertykleid (Abb. 1), dessen dunkler Grund von elfenbeinfarbenen Spitzen bedeckt ist. Die ausdrucksvollen Muster heben sich reliefartig ab. Die schwarze Chiffonvoilierung zaubert über einen Teil des Rockes und der Taille neue Effekte. Weich gleitet der Chiffon über den Rock, um sich mit der Spitzenschleppe zu verknoten. Aus der flotten Bandschleife des Gürtels hängen glänzende Aehren. Glitzernde Perlen umsäumen die Ränder der Tunika und der Aermel. Reizvoll und dennoch schlicht anmutend wechselt die helle Spitze mit dem dunklen Schatten und gelangt durch ihn zur wirkungsvollen Entfaltung. — Ungemein apart ist die Toilette, über deren Unterkleid aus altrosafarbener Seide ein Ueberwurf aus Chantillyspitzen schimmert (Abb. 4), deren Linien von Silberfäden umgrenzt werden. Dadurch tritt das Muster plastisch hervor. Die hochgestellte Taille ist von einem Bandeau aus blauen, roten, lila und schlangengrünen Stiftperlen umgürtet. Dieses schimmernde Band schlingt sich nochmals lose um die Gestalt und wird vorn von einer bunten Blüte gehalten. Die gleichen Blüten liegen auf dem breiten Spitzenstreifen, der unterhalb des Ueberwurfs den Rock nochmals durchquert, und den schillernde Gehänge übertauen. Weiche Chenillefransen vertreten an den Aermeln die funkelnden Perlen. — Noch belebter, noch farbenfroher und reicher gibt sich das cremegrundige Seidenkleid (Abb. 3). Silberspitze, von dichten Silberbordüren beschwert, umspannt den seidenen Grund, der lang schleppend ausläuft. Aparte Silberspitzen umsäumen die Schleppe. Das Lebendige dieses Kleides bewirken die sich ineinanderschlingenden schillernden grünen Perlenschnüre, die glänzenden Gehänge aus Opalglas, die großen Motive, die aus bläulich und lila strahlenden Perlen zusammengesetzt sind.



4. Rosaseidenes Kleid
mit Silberspitze.



3. Elfenbeinfarbenes Seidenkleid
mit Silberspitzen und Perlengehängen.



5. Schwarzes Spitzenkleid
mit Breitschwanzansatz.

Es ist ein Abendkleid, dessen ganze Prachtentfaltung nur unter reicher Fülle von hellem Licht möglich ist. — Einen krassen Gegensatz zu dieser prächtig erscheinenden Toilette bildet das schwarze Spitzenkleid (Abb. 5), das durch seine Eleganz und stille Vornehmheit seinen Platz in diesem Kreise reicher Toiletten behaupten kann. Nicht nur allein die schweren Spitzen auf schwarzem Grund bilden seine Schönheit und Kostbarkeit, sondern auch der hohe, seitlich geschlitzte Ansatz von Breitschwanz erhöht seinen Reiz und illustriert gleichzeitig eine ausgesprochene Mode des Winters, die es liebt, edles Rauchwerk, wie Zobel, Hermelin, Nerz usw., mit anderm kostbaren Material zu Gesellschaftskleidern, Diner- und Theatertoiletten zu vereinen. Das einzige Farbenfrohe dieser gewählten Toilette ist der helle Ausschnitt, den eine plissierte Pierrotrüsche bedeckt. O. A.

Die Pfadfinder.

Von Hauptmann M. Bayer. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Mit der Urkraft, die nur einer wirklich großen Idee innewohnt, hat die Pfadfinderbewegung in wenigen Jahren fast die ganze Welt erobert. Ueberall strebt sie nach dem gleichen Ideal: Die Jugend moralisch und physisch zu stählen für den Lebenskampf und sie zu lehren, „den rechten Lebenspfad zu finden", denn das ist der Sinn des Wortes. Trotz der Gemeinsamkeit des Ziels ist die Bewegung jedoch nicht international. Die Pfadfinderkorps in England, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Italien, ja selbst in Asien, Südafrika, Nordamerika und Australien haben sich jeweils den Ansichten und Forderungen ihres Landes angepaßt.



Pfadfinder auf dem Marsch.

Die deutsche Pfadfinderbewegung ist völlig unabhängig. Freilich: der Anstoß zur Pfadfinderbewegung kam vor einigen Jahren aus England, das uns gegenüber in der Organisation heute noch einen großen Vorsprung hat. Ob die englische Scout-Organisation so harmlos ist, wie man dort behauptet, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls bedeutet sie eine erhebliche Stärkung an nationaler Volkskraft. Es gibt zurzeit nahezu 400 000 Scout-Boys in England, und die Begeisterung für diese Art frischer Jugenderziehung ist dort sehr groß. Auf einen einzigen Aufruf im Daily Telegraph stifteten englische Gönner $^1/_4$ Million Mark.

So gut hat es nun freilich die deutsche Pfadfinderbewegung nicht gehabt. Gleich, als sie vor 2 Jahren auftrat, fand sie Gegnerschaft. Am meisten wurde ihr verdacht, daß sie ihren Anstoß aus England erhalten habe. Als ob die Engländer die Erfinder des Gedankens gewesen wären! Deutsche waren es, die den Gedanken viel früher hegten. Der Turnvater Jahn hatte schon vor 100 Jahren seine Jungen an schulfreien Nachmittagen hinausgeführt zu Uebungen und Spielen unter Gottes freiem Himmel. Ferner hatte vor allem der jetzige Ehrenvorsitzende des deutschen Pfadfinderbundes, Generalfeldmarschall Dr. Freiherr von der Goltz, die Bedeutung der Frage schon vor Jahrzehnten erkannt. Bereits 1876 trat er in seinem Buch „Leon Gambetta und seine Armee" für die Art der Jugenderziehung ein, die nun von den Pfadfindern erstrebt wird, und er faßte 1893 seine Anschauungen in einem Appell an die militärischen Kreise zusammen, in dem er u. a. schrieb: „Wie sehr das gemeinsame Leben, der Eifer auf dem Turn- und Spielplatz der Schulen geeignet ist, sittliche und Charaktereigenschaften zu heben: Mut, Tatkraft, Selbstbewußtsein, Gefühl der Verantwortlichkeit, Selbsttätigkeit, Unabhängigkeit und Ehrgeiz, dürfte ebensowenig zu bezweifeln sein, als daß die leibliche Pflege und die körperliche Ausbildung von Nutzen für den ganzen Menschen ist." Und der Schluß lautet: „Die Stärke eines Volkes liegt in seiner Jugend, und für seine Größe und Sicherheit geschieht alles, was man für diese tut." Aber seine Gedanken fanden keinen Widerhall und kein Verständnis. Die damalige Zeit





Abkochen der Pfadfinder. Oberleutnant d. L. Hornung kostet das soeben bereitete Essen.

war in Deutschland noch nicht reif für solche Ideen. Auch heute brauchen sie noch lange und begegnen vielen Mißverständnissen und Irrtümern, bis sie sich durchringen!

Vor allem scheinen andere Jugendvereine häufig besorgt, durch die neue, lebenskräftige Bewegung beengt oder verdrängt zu werden. Abgesehen davon, daß eine solche Bekämpfung anderer Vereine gegen die Grundsätze des Pfadfinderbundes verstößt, ist sie auch in keiner Weise durch die Verhältnisse bedingt. Denn von den 3 Millionen Jungen zwischen 14 und 17 Jahren ist bisher kaum $^1/_5$ den bisher bestehenden Vereinen beigetreten. Vielleicht gelingt es der Pfadfinderbewegung, wenigstens einen kleinen Teil davon der Untätigkeit zu entreißen. Und sie kann und wird das sicherlich erstreben, ohne schon bestehenden Organisationen irgendwie hemmend zu sein.

Was bietet nun die neue Pfadfinderbewegung? Ihre Jugendausbildung berücksichtigt die ethische und die physische Seite. Also: Entwicklung der moralischen Faktoren, Schärfung der Sinne, Stählung des Körpers. Den Pfadfindern sollen anerzogen werden: Ritterlichkeit im besten Sinn, Willenskraft, Selbständigkeit, Güte, Höflichkeit, Selbstlosigkeit, Ehrgefühl, Gehorsam den Führern gegenüber, Mut, Dankbarkeit, Liebe zu Tieren, Freigebigkeit und die schwere Kunst, den Mitmenschen in jeder Lebenslage zu nützen.

Wie sich die Pfadfinderbewegung die Einprägung ethischer Begriffe denkt, wird am besten durch ein Beispiel illustriert. Es soll „Liebe zu Tieren" gelehrt werden. Der Feldmeister ruft vor einem Gang durch die Stadt seine Jungen zusammen und sagt ihnen: „Pfadfinder, ich will sehen, ob ihr beobachten könnt und findig seid. Paßt auf, ob ihr ein irgendwie mißhandeltes Tier seht, meldet mir's dann gleich und sagt mir, wie ihm zu helfen wäre. Wer zuerst zwei Fälle anmeldet und richtig angibt, was dagegen zu tun ist,



Uebung im Absperren eines Waldbrandes.

hat in dem heutigen Beobachtungspiel gewonnen." Man muß selbst einmal erlebt haben, mit welchem Eifer nun die Jungen Umschau halten! „Herr Feldmeister — dem Pferd dort hat sein Zaumzeug das Maul blutig gerissen — der Vogel dort hat kein Wasser, kein Futter — die Katze dort wird von rohen Leuten mit Steinen geworfen." Stellt man diese Aufgabe mehrere Male, so wird das Spiel zur Gewohnheit, und die Jungen haben fürs ganze Leben gelernt, sich der armen, gequälten Kreatur anzunehmen.

In der praktischen Ausbildung wird gelehrt: Beobachtungskunst (unter Ausnutzung der in jedem Jungen schlummernden Phantasie, auch durch Spurenlesen, durch Wettspiele in Wald und Feld), Beobachtung der Natur, Kartenlesen, Orientierung bei Tag und bei Nacht. Ferner: Abhärtung und Stählung des Körpers durch Wandern, Turnen, durch Sportspiele jeder Art, aber unter Vermeidung jeder Uebertreibung. Ferner: Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen (Verbluten, Knochenbruch, Vergiftung, Schlangenbiß usw.), Sanitätsdienst, Verhalten bei Panik, bei Feuersgefahr, Lebensrettung, Behandlung eines Ohnmächtigen, eines aus dem Wasser geholten Bewußtlosen. Ferner: Feld- und Lagerleben, Hütten- und Zeltbau, Feueranmachen, Abkochen, Brückenbau, Knotenbinden, Signaldienst, Findigkeit in der Ausnutzung von Behelfsmaterial, z. B. Anfertigung von Tragbahren aus Stäben und Zeltbahnen, von Booten aus schlichten Brettern usw.

Den Pfadfindern werden allerlei Fabriken und große Betriebe eingehend gezeigt; die Einrichtungen der Hauptbahnhöfe, Postanstalten werden ihnen praktisch erläutert. Auch in Museen und Ausstellungen werden sie geführt, wobei man darauf Bedacht nimmt, ihnen gerade das zugänglich zu machen, was sie sonst vielleicht nicht zu sehen bekommen. So werden Jungen vom Land in die Stadt gebracht, und Stadtkinder werden aufs Land geschickt, um sich landwirtschaftliche Betriebe anzusehen, und um endlich zu erfahren, wie sich Weizen von Roggen oder Gerste von Hafer unterscheidet, und wie gesät und geerntet wird. Ferner werden einige Handwerker gebeten, gelegentlich ihre Fertigkeit vorzuführen, damit die Jungen sehen, wie ein Rock, ein Stiefel entsteht, wie ein Möbelstück gemacht wird, und wie das Räderwerk einer Uhr eingerichtet ist. Ganz besonderer Wert wird auf richtige Lebensweise, auf gute Körperhygiene und auf Sauberkeit gelegt. Der Pfadfinder darf nicht rauchen und keinen Alkohol trinken.

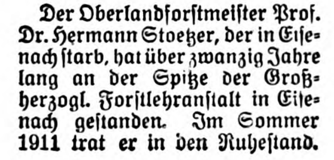
Wie es gekommen ist, daß man der Pfadfinderei vorwarf, sie sei zu militärisch, habe ich nie recht ergründen können. Der Pfadfinder soll vielmehr für jeden späteren Beruf durch Entwicklung seiner Sinne, durch tüchtige Charakteranlagen, durch Widerstandskraft des Körpers vorgebildet werden.

Vielleicht hat auch der sogenannte „Pfadfinderanzug" zu der Ansicht geführt, es handle sich um eine uniformierte Jugendtruppe. Der Anzug ist nicht obligatorisch. Der Pfadfinderbund legt auch nicht den geringsten Wert darauf, daß er beschafft werde. Trotzdem wird er gern gekauft, besonders von ärmeren Jungen, denn er ist viel billiger und dauerhafter als jeder andere Anzug und daher im Gebrauch sehr sparsam. Hut, schlichter Rock, Hose, Gürtel und Sporthemd — das kostet alles zusammen 13 Mark! Kein Wunder, daß die Jungen diesen praktischen Sportanzug lieber tragen als ihre empfindlichen Alltagskleider oder gar den Sonntagsrock.

Der deutsche Pfadfinderbund hat in seiner Tagung in Dresden folgende Leitsätze aufgestellt: Gutes Einvernehmen mit andern Jugendvereinen. Schon bestehende Vereine sind weder zu bekämpfen noch zu verdrängen. Kein Exerzierdrill bei der Ausbildung, keine Waffen, keine Anhäufung von Titeln und Medaillen. Bei Auswahl der Pfadfinder spielen Stand und Religion der Eltern keine Rolle. Erziehung im vaterländischen Geist, aber Vermeidung jeglicher Politik. Das Führerkorps soll nicht einem, sondern allen Berufszweigen entnommen werden, wobei besonders die Lehrerschaft berücksichtigt werden soll. Dieses Programm ist bisher eingehalten worden, und es hat sich bewährt.

Bilder aus aller Welt.

Oberlandforstmeister Stoetzer †
Eisenach, Direktor der Forstakademie.


Der Oberlandforstmeister Prof. Dr. Hermann Stoetzer, der in Eisenach starb, hat über zwanzig Jahre lang an der Spitze der Großherzogl. Forstlehranstalt in Eisenach gestanden. Im Sommer 1911 trat er in den Ruhestand.

Am 5. November verschied Geheimrat Prof. Dr. Felix Friedrich Bruck, der bekannte Staatsrechtslehrer der Breslauer Universität, im 69. Lebensjahr.


Phot. von Kreyfeldt.

Prof. Dr. F. F. Bruck †
Breslauer Staatsrechtslehrer.

Der Inhaber und Gründer der allgemein bekannten Auskunftei Herr Karl Franz Wilhelm Schimmelpfeng in Berlin, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag.


Atelier Bieber.

W. Schimmelpfeng,
Gründer der bekannten Auskunftei wurde 70 Jahre alt.

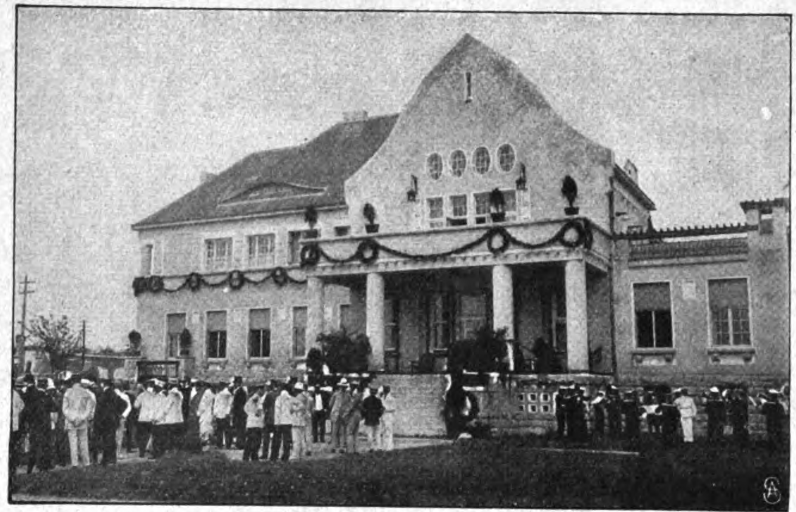


Kgl. Musikdirektor Böttge,
beging sein 40 jähriges Dienstjubiläum.

Seit vollen vierzig Jahren versieht der Kgl. Musikdirektor Adolf Böttge seinen Dienst als Kapellmeister im 1. Bad. Leibgrenadierregiment Nr. 109 in Karlsruhe.

Die deutsche Geselligkeit im fernen Tsingtau hat in dem neuen





Die Einweihung des neuerbauten deutschen Klubhauses in Tsingtau.



Frau Therese Müller-Reichel.
wurde dem Großherzogl. Hoftheater in Karlsruhe verpflichtet.



Prof. Joseph Frischen,
Leiter des Hannoverschen Männergesangvereins.



Mlle. Malmanche,
der erste weibliche Offizier der Ehrenlegion.



Ludolf Bodmer,
wurde an die Kgl. Hofoper in Hannover engagiert.

Gebäude des deutschen Klubs ein prächtiges Heim erhalten, das vor kurzem eingeweiht wurde.

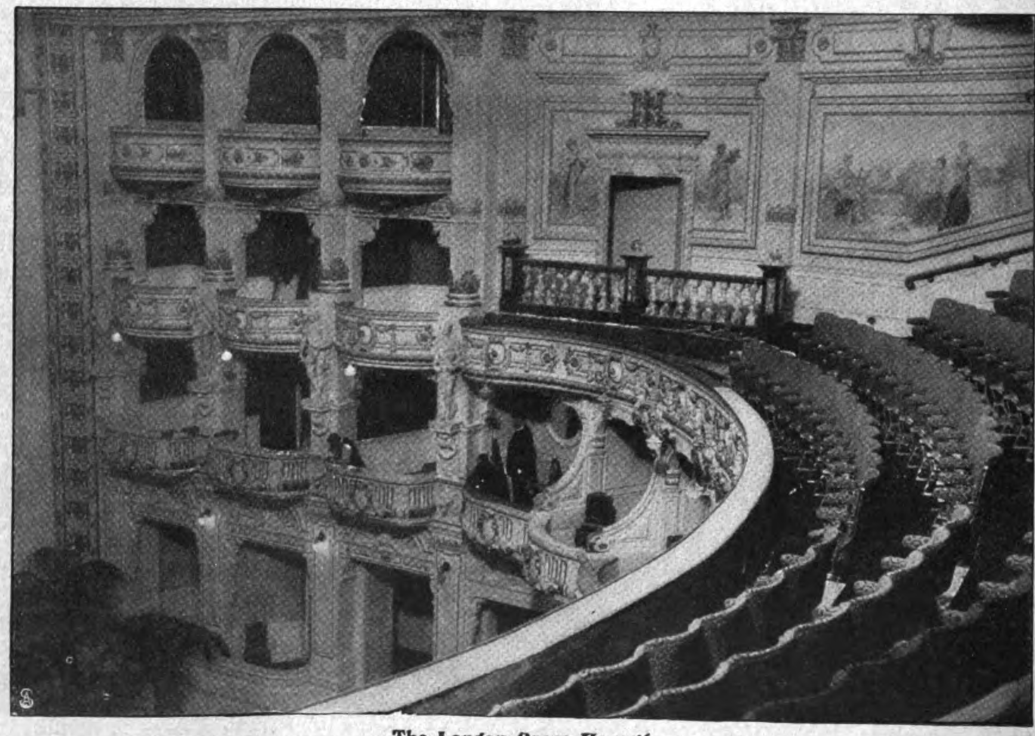
Der Hannoversche Männergesangverein hat unter der Leitung des Musikdirektors Prof. Frischen kürzlich eine höchsterfolgreiche Konzertreise nach Wien und Dresden unternommen.

Mlle. Malmanche hat sich durch ihr langjähriges Wirken für das Vordringen der Frauen in Handel und Industrie das Offizierkreuz der Ehrenlegion erworben.

Der Bassist Ludolf Bodmer, früher am Stadttheater in Augsburg, tritt in den Verband des Hoftheaters in Hannover.

Das Hoftheater in Karlsruhe erhält in Fr. Therese Müller-Reichel von dem Bremer Stadttheater eine neue erste Opernsoubrette.

An dem Gebäude der neuen Oper, die Direktor Hammerstein den Londonern am Kingsway beschert hat, wird ganz besonders die geschmackvolle Innenarchitektur gerühmt.



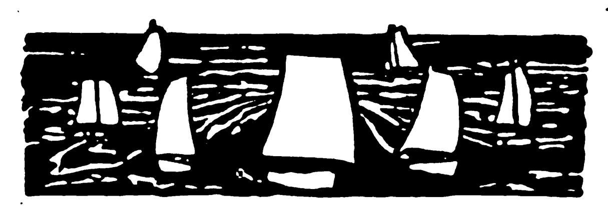
„The London Opera House".
Blick in den Zuschauerraum des von dem Impresario Direktor Hammerstein am Kingsway neu errichteten Hauses.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 49. Berlin, den 9. Dezember 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.



Die sieben Tage der Woche.

30. November.

In Berlin wird die angedrohte Aussperrung von 60 Prozent der Metallarbeiter durchgeführt, da eine Einigung an dem Widerstand der Arbeiter scheitert.

In Berlin stirbt, 81 Jahre alt, der Senior der philosophischen Fakultät an der Universität Professor Johannes Vahlen (Porträt S. 2064).

Der Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee Conrad von Hötzendorf (Portr. S. 2063) tritt wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Minister des Aeußern Grafen Aehrenthal von seiner Stellung zurück.

Rußland richtet ein neues Ultimatum an Persien, in dem vor allem die sofortige Entlassung des amerikanischen Finanzdirektors Morgan Shuster gefordert wird.

Reschat-Bei meldet von Tripolis nach Konstantinopel, daß sich die Türken, von der Uebermacht der Italiener gezwungen, bis an den Wüstenrand zurückziehen müssen.

1. Dezember.

Der Kaiser trifft in Pleß ein.

Der Reichstag nimmt das Schiffahrtsabgabengesetz in dritter Beratung endgültig an.

Die belgische Deputiertenkammer erteilt nach vierzehntägigen Debatten über die Landesverteidigung dem Kriegsminister mit 82 gegen 73 Stimmen ein Vertrauensvotum.

Die in Rescht zusammengezogene russische Truppenabteilung erhält den Befehl, auf Teheran vorzurücken, da das persische Parlament die Annahme des letzten russischen Ultimatums einstimmig abgelehnt hat.

Aus China wird gemeldet, daß infolge britischer Vermittelung zwischen dem Rebellenführer Lijuanhung und dem Ministerpräsidenten Yüan-Shi-Kai ein dreitägiger Waffenstillstand abgeschlossen wurde. — Nanking ist in der Gewalt der Revolutionäre.

2. Dezember.

Der Reichstag nimmt das Gesetz über die Ausgaben kleiner Aktien in den Konsulargerichtsbezirken in China und im Schutzgebiet Kiautschou endgültig an.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Zaër den französischen Beobachtungsposten Mechra Kambarra angegriffen haben, aber zurückgeschlagen wurden.

3. Dezember.

In der Villenkolonie Grunewald bei Berlin stirbt, 78 Jahre alt, der bekannte Schriftsteller Friedrich Dernburg (Port. S. 2068).

Zum Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee an Stelle des zurückgetretenen Freiherrn Conrad von Hötzendorf ernennt Kaiser Franz Josef den Feldmarschalleutnant Blasius Schemua (Portr. S. 2063).

4. Dezember.

Das portugiesische Parlament tritt zu einer neuen Session zusammen. Die bisherigen Präsidenten werden wiedergewählt.

In Washington wird die erste Session des 62. amerikanischen Kongresses eröffnet.

Aus Rescht wird gemeldet, daß die russischen Truppen die persische Miliz daselbst entwaffnet haben.

Die Italiener nehmen die Oase Ain Zara südlich von Tripolis im Sturm.

5. Dezember.

Der Kaiser trifft in Berlin ein und nimmt im Königlichen Schloß Wohnung.

Der Reichstag wird auf Grund einer kaiserlichen Botschaft durch den Reichskanzler von Bethmann Hollweg geschlossen. In der letzten Sitzung wird neben andern Vorlagen das Angestellten-Versicherungsgesetz endgültig angenommen.

6. Dezember.

In Berlin beginnt die Tagung der deutschen Bühnengenossenschaft.

Marokkoabkommen und Türkenfreundschaft.

Von Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz.

Die Frage, ob das Abkommen mit Frankreich über Marokko nicht unserer Freundschaft mit der Türkei einen verhängnisvollen Stoß versetzt habe, ist in der letzten Zeit so häufig an mich gerichtet worden, daß eine öffentliche Beantwortung gerechtfertigt erscheint.

Ich selbst wäre — offengestanden — niemals auf diese Fragestellung verfallen. Sie ist ein rein heimatliches Gewächs, der jetzt abgetanenen, vorschnellen Verurteilung unserer auswärtigen Politik durch einen großen Teil der deutschen Presse entsprossen.

Weil wir Marokko dem vorwiegenden Einfluß des benachbarten Frankreich überlassen haben, sollen wir das in den letzten drei Jahrzehnten mühevoll aufgebaute gute Verhältnis zum Ottomanischen Reich selbst zerstört haben. Was würde wohl Fürst Bismarck zu einer solchen Schlußfolgerung gesagt haben? Woher soll die Verpflichtung Deutschlands kommen, der Türkei halber für die Unabhängigkeit Marokkos einzutreten, für die diese selbst sich mit Fug und Recht nie bemüht hat.

Wohl schlingt der Islam ein viel stärkeres Band um seine Glaubensgenossen als die andern Bekenntnisse. Die islamitischen Völker leben dem äußern Anschein nach zwar ohne Gemeinschaft nebeneinander, ihre Staaten, soweit sie selbständig sind, haben sich bisher zu keiner Bündnisbildung vereinigt, dennoch ist der Verkehr insgeheim ein sehr lebhafter. Die Idee des Panislamismus, die übrigens schon Sultan Abd ul

Hamid II. eifrig zu fördern suchte, ist in fortschreitender Entwicklung begriffen. Die alljährliche Pilgerfahrt nach Mekka führt Sendboten aus allen Teilen der islamitischen Welt zusammen. Die gemeinschaftlichen Interessen werden eifrig erörtert, Verabredungen getroffen, Parolen ausgegeben. Von den heiligen Stätten kehren die Pilger in ihre entfernte Heimat zurück und künden dort, was sie in Mekka vernommen. Wenn man es profan ausdrücken wollte, könnte man sagen, daß der gesamte Islam alljährlich seine Generalversammlung abhält. Das ist ein wirksames Werbe- und Vereinigungsmittel. Daheim wieder ist die Moschee der gegebene Alarmplatz, wo sich alt und jung einfindet und jedes Dörfchen Kunde erhält von dem, was in der Ferne vorgefallen ist. Bemerkt sei hierbei nebenher, daß das Wort „Moschee" ein fränkisches ist, von „mesdjed" abgeleitet, dem kleinen Tempel ohne Minarett. Dem Mohammedaner ist es unbekannt. Er nennt sein Gotteshaus „dhami", d. h. Versammlungsort, wo alle die wichtigen Angelegenheiten abgemacht werden.

Für den innigen Zusammenhang innerhalb des Islams sorgt zumal der in letzter Zeit viel genannte Orden der Senoussi, der sich in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Algerien auftat und für eine Stärkung des Islams durch Wiederbelebung seiner alten, strengen Regeln und Grundsätze sowie seines Eifers im Kampf gegen die Ungläubigen wirkte. Von Algerien vertrieben, hatte er lange Zeit seinen Sitz im Kloster Djarabub auf der Grenze der Cyrenaika mit Aegypten. Manche Akte von Feindschaft gegen christliche Expeditionen im Innern Afrikas sind wohl auf seine Rechnung zu setzen, zum Teil auch der große Sudanaufstand von 1881. Der Scheich des Ordens, Sidi-es-Senoussi, übt auch heute noch einen weitreichenden Einfluß auf die ganze mohammedanische Welt aus, obwohl er den Kalifen als Oberherrn anerkannt hat. Selbst in unsern Kolonien ist sein Walten zu spüren.

Am Hof des Sultans hatte er seinen zwar nicht amtlich beglaubigten, aber doch stillschweigend anerkannten Vertreter; eine wohlorganisierte Post verbreitete seine Mitteilungen mit großer Schnelligkeit. Seine Apostel kamen überallhin; sie werden auch Marokko in ihren Kreis gezogen haben, daran ist kein Zweifel. Anhänger der Senoussi werden dort sicherlich nicht fehlen.

Die politische Verbindung, die daraus zwischen der Türkei und Marokko konstituiert werden kann, bleibt aber immerhin eine recht lockere. Man hat auch am goldenen Horn für das Scherifenreich früher herzlich wenig Interesse gehabt. Während meiner türkischen Dienstzeit habe ich kaum davon reden hören, wo doch die Vorgänge in Arabien, im Sudan, in Persien, selbst in Afghanistan und Indien mit viel Interesse verfolgt wurden.

Marokko hat seit der arabischen Eroberung um 700 n. Ch. eine gesonderte Existenz geführt und niemals unter der Oberhoheit der ottomanischen Sultane gestanden. Die Pforte hat die Kriege Marokkos gegen Frankreich 1844—51 und gegen Spanien 1859 und 60 auch durchaus nicht als eine sie selbst berührende Angelegenheit betrachtet. Während der letzten Kämpfe gegen den jetzt gestürzten Sultan Aziz befanden sich türkische Offiziere im Heerlager Mulay Hafids, aber es waren Abenteurer oder Verbannte. Der einzig bedeutende unter ihnen, des in Damaskus internierten Fuad-Pascha Sohn Reschild, der ehedem bei unsern 1. Gardeulanen stand, war ein vom alten Regime Geächteter.

Die Anerkennung des Kalifats, das unter Selim I. auf die ottomanischen Sultane überging, ist seitdem bei den marokkanischen Herrschern höchst zweifelhaft gewesen. Von Stammesverwandtschaft kann auch nicht die Rede sein; denn die auf etwas über 9 Millionen geschätzte Bevölkerung Marokkos besteht zu mehr als der Hälfte, nämlich 5 Millionen, aus Berbern. Nur 3½ sind Araber, den Rest bilden Juden, Neger und die Harratin, das verachtete Mischvolk von Berbern und Negern.

Niemals ist Marokko dem türkischen Reich in den vielen Kriegen, die es zu führen hatte, irgendwie beigesprungen, und es ist deshalb wahrlich nicht zu verstehen, wie plötzlich beide Länder sich durch ein so enges Band verknüpft fühlen sollten, daß das Verlassen des einen auch den Bruch der Freundschaft mit dem andern bedeuten solle.

Da läge die Verpflichtung Englands zum Schutze beider doch viel näher. Man vergißt meist, daß nicht die Türkei, sondern England, nach Zahl der sich zum Islam bekennenden Einwohner, die größte mohammedanische Macht der Welt ist. Zwischen ihm und der Türkei steht, nach gleichem Maßstab gemessen, sogar noch Holland infolge seines Kolonialbesitzes. Erst an dritter Stelle folgt das Ottomanische Reich, das nur deshalb als die islamitische Vormacht gilt, weil es das Kalifat besitzt.

England hat in Ostindien allein über 60 Millionen mohammedanische Untertanen, auf die sich seine Herrschaft der großen Majorität der Hindu gegenüber nicht unwesentlich stützt. Mit seinen afrikanischen Besitzungen und dem unter seinem Einfluß stehenden Aegypten wird es 80—90 Millionen Anhänger des Islams zählen, viermal soviel als die Türkei. Wenn man von England verlangte, daß es für die Integrität des bedrohten Marokko hätte eintreten sollen, so würde dies immerhin in natürlich gegebenen Verhältnissen einen gewissen Grund haben. England hat aber schon 1904 Frankreich freie Hand in Marokko gewährt, ohne daß deshalb eine Verschlechterung seines Verhältnisses zur Türkei zu spüren gewesen wäre. Im Gegenteil hat es, zumal nach Erklärung der türkischen Konstitution, Perioden sehr enger Freundschaft zwischen beiden gegeben.

Es leben in der Türkei einsichtsvolle Leute genug, die sich sagen, daß freundschaftliche Beziehungen zu einer Macht des Islams nicht ohne weiteres ein Schutzverhältnis für alle übrigen nach sich ziehe, und diese Einsicht wird sich auch auf das Verhältnis zu Deutschland erstrecken. Unter dem alten Regime war die auswärtige Politik in Konstantinopel eine Angelegenheit des Palais. Sie wurde von dem Sultan Abd ul Hamid II. ganz persönlich geleitet. Niemand anders hatte ein Recht, sich darein zu mischen, und ein Versuch, es zu tun, war meist nicht ganz ungefährlich. Die Palais der Botschafter und Gesandten betrat man nicht ungestraft; es sei denn im ausdrücklichen Auftrag des Großherrn geschehen.

Anders 1909 und 1910, als ich dort war. Die Beteiligung war eine recht lebhafte und freie. Das vorsichtige Schweigen über Staatsfragen, das ich von früher kannte, war gelöst. Ich fand Gelegenheit, mit den maßgebenden Persönlichkeiten die auswärtige Politik vielfach zu besprechen. Da war von den Balkanstaaten, noch mehr von Griechenland und Kreta, von Arabien und Tripolis und von der Lage im Persischen Golf



die Rede, aber nicht von Marokko. Ich entsinne mich nicht, auch nur ein einziges Mal davon gehört zu haben, und doch gab es längst ein Marokko-Problem. Algeciras war 1906 gewesen. Also auch zu dieser nahe hinter uns liegenden Zeit war die Teilnahme an den Schicksalen Marokkos am goldenen Horn nur eine sehr geringe. Berührt wurde die Türkei dadurch tatsächlich gar nicht.

Und nun soll unsere Verständigung mit Frankreich über Marokko, das England schon vor 7 Jahren preisgegeben hat, das Ende unserer alten freundschaftlichen Beziehungen mit der Türkei bedeuten!

Freilich, wenn ein Teil der deutschen Presse für uns eine Verpflichtung herleitet, unsere Fittiche über das zerfallende islamitische Reich der untergehenden Sonne zu breiten, so hat man diese Neuigkeit in Konstantinopel sicherlich nicht ungern gehört und sie akzeptiert; denn daraus ließen sich Rückschlüsse auf die eigene Lage ziehen. Wieviel mehr dürfte dann die Türkei auf ein Einschreiten Deutschlands rechnen, wenn sie selbst in Gefahr gerät.

Wohl nur selten ist ein unbeteiligtes Volk so leichten Herzens mit der Fürsorgepflicht für ein anderes belastet worden als Deutschland von einem Teil der eigenen öffentlichen Meinung und Presse in der Marokko-Affäre.

Etwas von der üblen Nachwirkung dieser freiwilligen Vormundschaftsübernahme hat sich schon seit Beginn des Italienisch-Türkischen Krieges gezeigt, wo in der Türkei tatsächlich eine schwer verständliche Entrüstung gegen Deutschland Platz griff, weil es den ungestümen Ueberfall von Tripolis durch Italien geduldet hatte. Wenn in Deutschland Stimmen laut wurden, die uns für verpflichtet erklärten, um des Islams willen dem uns feindlich gesinnten Frankreich in den Weg zu treten, um wieviel mehr mußte es uns dann obliegen, das verbündete Italien von dem Angriff abzuhalten! Diese Meinung hat tatsächlich viele Gemüter am Bosporus beherrscht, und sie entbehrte eines Anscheins von Logik nicht, aber einer Logik, die wir selbst erst zu unserm eigenen Nachteil geschaffen hatten.

Es kam hinzu, daß im Orient alles, auch jede politische Frage, viel mehr nach persönlichen Beziehungen und persönlichen Empfindungen beurteilt wird als im kühler denkenden Norden. Man hat es anfangs nicht begreifen wollen, daß wir dem Bundesgenossen gestatteten, den Freund anzufallen. Das Bündnisverhältnis wurde summarisch aufgefaßt, nicht als lediglich geltend für bestimmte politische Situationen, wie es tatsächlich der Fall ist. Daß uns kein Recht gegeben ist, uns in die italienische Mittelmeerpolitik einzumischen, ja, daß wir auch gar nicht einmal die Handhabe besitzen, um es zu tun, das ist anfänglich völlig übersehen worden.

Aber auch darin greift in den einflußreichen Kreisen der Türkei schon eine ruhigere und gerechtere Ansicht Platz. Die türkischen Diplomaten sind erfahren genug, um zu wissen, daß Bündnisse zwischen Staaten stets ihre bestimmten Voraussetzungen haben und keine absoluten Solidaritätserklärungen sind. Sie werden einsehen, daß, wenn Italien angriff, Deutschland dies, trotz aller Freundschaft, nicht zu hindern vermochte, daß wir aber, wenn wir unsern politischen Einfluß einsetzen, um die Ruhe auf der Balkanhalbinsel aufrechtzuerhalten und der Türkei so den Rücken zu decken, dieser einen neuen und wichtigen Freundschaftsdienst leisten. Und diese Einsicht wird in nicht ferner Zeit allgemein obsiegen, das alte Verhältnis ganz wiederhergestellt werden.

Daß wir selbst aber durch das Marokko-Abkommen gegen unser sorgsam gepflegtes Freundschaftsverhältnis mit der Türkei gesündigt hätten, das war ein Einfall, der überhaupt nur in deutschen Köpfen entstehen konnte.

Hinter den Kulissen der Diplomatie.

Von R. Kent.

Der englische Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten hat es als „sehr ungewöhnlich im diplomatischen Geschäftsgange" bezeichnet, daß kürzlich dem Reichstag Kenntnis von Verhandlungen der beiden Regierungen gegeben worden ist, ohne vorher Englands Zustimmung einzuholen. Auf der andern Seite hat mehr als einmal Fürst Bismarck während des diplomatischen Kampfes mit England um die deutschen überseeischen Erwerbungen Beschwerde darüber führen müssen, daß Noten, die ihm der britische Botschafter überreichte, bereits vorher in den Zeitungen zu lesen waren, oder daß ohne seine Genehmigung deutsche diplomatische Depeschen dem Unterhaus vorgelegt worden sind. Wenn auch im allgemeinen auf diesem Gebiet im diplomatischen Verkehr die gleichen Rücksichten genommen werden wie im Privatleben, so ist also deutscherseits gegenwärtig doch nichts geschehen, was nicht England seinerseits auch wiederholt getan hat, wenn es gerade seinem Interesse entsprach. Nachdem der englische Minister es mit dem diplomatischen Brauch vereinbar gefunden hatte, am 21. Juli auf Grund von Zeitungsgerüchten, trotzdem ihm vom Vertreter des Deutschen Reiches am Morgen volle und der Wahrheit entsprechende Aufklärungen gegeben worden waren, seine Zustimmung zu der berüchtigten Rede Lloyd Georges zu geben, brauchte man deutscherseits keinen Anstoß zu nehmen, auf einen groben Klotz einen groben Keil zu setzen. Das entspricht durchaus dem diplomatischen Brauch.

Was sonst im diplomatischen Verkehr Brauch und Rechtens, ist heutzutage nicht immer so ohne weiteres sicher. Ehe es Eisenbahnen, Telegraphen und große Republiken gab, da bildete das Korps der Diplomaten allenthalben eine nach außen streng abgesperrte Welt für sich mit bestimmten Einrichtungen, Sitten und Ueberlieferungen. Streng wachte der Doyen, das im Dienstalter an der Spitze der Kollegen stehende Mitglied des Korps, darüber, daß aller Verkehr der Diplomaten unter sich und mit der Außenwelt sich in den hergebrachten Formen vollzog. Bis ins kleinste geregelt war die Rangabstufung, die Reihenfolge, der Platz usw. der Mitglieder des Korps bei Empfängen und Festlichkeiten. In allen Hauptstädten bestanden genaue Vorschriften über Empfang, Einholungen, Reisen und Verabschiedungen der Vertreter fremder Herrscher. Ueber ihre mannigfachen Privilegien, ihre Sonderrechtstellung, ihre Zollfreiheit und dergleichen gab es um-



fangreiche Handbücher. Der Briefwechsel der Diplomaten mit ihren Regierungen vollzog sich ausschließlich durch Vermittlung wohlbewaffneter orts- und wegekundiger Kuriere. Ueber die Sprache und die Formen, in der der Verkehr zwischen Diplomaten und fremden Regierungen stattfand, waren genaue Festsetzungen getroffen. Die Form der diplomatischen Berichte war wie die der von einer Regierung an die andere gerichteten Noten aufs peinlichste vorgeschrieben. Jeder Verstoß dagegen wurde als ernstliche Beleidigung empfunden und konnte unter Umständen bedenkliche Folgen nach sich ziehen.

Von alledem ist heute herzlich wenig übriggeblieben. Dem Namen nach gibt es zwar noch immer in jeder Hauptstadt ein diplomatisches Korps mit Doyen und Introdukteur, mit Diplomatenliste, diplomatischen Empfängen, Kurieren und dergleichen. Aber die Bedeutung all dieser Dinge hat sich wesentlich verschoben. Die Umwertung aller Werte, die ja für die Gegenwart auf allen Gebieten bezeichnend ist, hat auch die Diplomatenwelt nicht verschont. Das Selbständigwerden der Vereinigten Staaten, die Französische Revolution, die Umwälzung des Verkehrswesens sind die Hauptursachen dieses Umschwungs gewesen. Der einstige Buchdrucker Benjamin Franklin, der als einfacher Bürgersmann im schlichten Alltagsrock die Vereinigten Staaten in Paris vertrat und die goldstrotzenden Diplomaten der alten Schule mehr als einmal glänzend matt setzte, ist der Totengräber der alten Diplomatie geworden. Heutzutage, im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, ist mit den alten diplomatischen Mitteln, Formen und Bräuchen kaum je noch etwas auszurichten. Der große Talleyrand konnte noch eines Tages vom Wiener Kongreß an einen Vertrauten schreiben: „Sie wären verblüfft, wenn Sie hinter die Kulissen der Diplomatie schauen und sehen könnten, welche kleinen Mittel man anwenden muß, um zu den großen Resultaten zu gelangen, die die Welt in Staunen setzen!“ Etwa 50 Jahre später aber konnte sich Bismarck über das Oberkellner-Französisch der Diplomaten und ihr Bestreben lustig machen, pikanten Klatsch nach Hause zu berichten, um den heimischen Hof zu amüsieren. Der gleiche Bismarck schrieb eines Tages aus Frankfurt: „Jeder von uns stellt sich, als glaubte er von andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke. . . . Dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dütken Sauer.“ Daß trotzdem der Diplomat noch etwas erreichen kann, hat freilich der gleiche Bismarck nachher nicht minder bewiesen, wie es in neuster Zeit die Könige Leopold von Belgien und Eduard von England getan haben. Aber sie haben ihre Zwecke nicht gerade mit den alten diplomatischen Methoden und Formen durchgesetzt. Jedes erfolgverſprechende Mittel war ihnen recht, vor keinem Zugeständnis an die veränderten Umstände scheuten sie zurück. Der Diplomat, der sich heute noch darauf versteift, als zugeknöpfter Grandseigneur der Welt steif und förmlich gegenüberzutreten und seinen Umgang nur in den Kreisen des Hofes und der Standesgenossen zu suchen, ist des Schiffbruchs von vornherein sicher. Den Leuten, die heute auf dem Feld der internationalen Politik Erfolge haben, ist nichts Menschliches fremd. Jedes Mittel ist ihnen recht, wenn es brauchbar scheint. Erlaubt, dünkt sie nicht, was gefällt, sondern was nützt. Die Diplomaten, die in neuerer Zeit das meiste erreicht haben, sind ebenso gewandte Volksredner wie Journalisten, gute und taktvolle Gesellschafter, ebenso beschlagen auf dem Gebiet des Handels und der Börse wie auf dem der Politik.

Der ehemalige enge Verkehr zwischen Hof und Diplomatie, die Zeiten, wo die Vertreter der fremden Herrscher die ständige Umgebung der Monarchen bildeten, sind heute vorüber. So mancher Diplomat bekommt das Haupt des Staates, bei dem er beglaubigt ist, außer bei Festen und festlichen Anlässen, nicht zu sehen und kaum je zu sprechen. Für diese Gelegenheiten gelten dann auch hauptsächlich die heute noch üblichen diplomatischen Regeln. Ernannt und auf einem Posten gehalten wird allerdings ein Diplomat auch heute immer nur im ausdrücklichen Einverständnis mit dem Oberhaupt des Staates, bei dem er seine Heimat vertreten soll. Versuche, mit diesem Herkommen zu brechen, haben jedesmal zu recht peinlichen Vorfällen Anlaß gegeben. Man denke nur an die Erfahrungen, die die Vereinigten Staaten gelegentlich in neuerer Zeit gemacht haben, an die Ablehnung des Ministers Leygues als Botschafter von seiten Spaniens, die Heimsendung des Lord Sackville aus Amerika, des Monsieur Bompard aus Petersburg. Bei der nahen Berührung, in die Botschafter gelegentlich mit den Staatshäuptern treten, ist es selbstverständlich, daß nur Persönlichkeiten in diesen Posten möglich sind, die das volle Vertrauen der letzteren genießen. — Die Gesamtheit der fremden Staatsvertreter bildet in den Hauptstädten auch heute ein diplomatisches Korps mit einem Doyen an der Spitze. Eine praktische Bedeutung kommt dieser Körperschaft in der Großstadt aber nicht mehr zu. Vielfach kennt sich ein Teil der Diplomaten gar nicht mehr persönlich. Sie stammen aus so verschiedenen sozialen Schichten; ihre Erziehung, ihre Interessen, ihre Gedankenwelt sind so abweichende, daß vielfach alle Berührungspunkte unter ihnen fehlen. Der höhere oder geringere diplomatische Rang übt heutzutage auch nur noch wenig Wirkung auf das Maß des Einflusses, den ein Diplomat an der Stätte seiner Tätigkeit genießt. Es kann vorkommen, daß der Vertreter eines Kleinstaats, ja, daß ein junger Legationssekretär in maßgebenden Kreisen viel mehr auszurichten imstande ist als ein hochgestellter Botschafter. Dem König Eduard von England stand niemand näher als der Gesandte des kleinen Portugal. Wenn trotzdem in diesen Kreisen vielfach noch ängstlich auf Fernhaltung der Konsuln und der technischen Auslandsvertreter von der engeren Diplomatenwelt gehalten wird, so ist das nichts als ein Nachklang überwundener Verhältnisse. Heute entscheidet in den meisten Ländern großer Reichtum, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, über die gesellschaftliche Stellung. Wissen, Können, Amt treten dagegen zurück. — Auch mit der Diplomatensprache hat sich ein Umschwung vollzogen. Im Laufe der Zeiten war immer die Sprache des Volkes, das den größten Einfluß auf die jeweilige Kulturwelt übte, auch die im Verkehr der Völker herrschende Sprache. Wenn lange Zeit das Französische dieses Vorrecht genossen hat, ist das eine Erinnerung an die Zeiten des Roi Soleil. Auch heute gilt das Französische noch vielfach als die eigentliche Diplomatensprache. Die europäischen Völker insbesondere tauschen Schreiben in dieser Sprache aus und schließen Verträge in ihr. In vielen Fällen freilich gilt als maßgebender Text der in den Muttersprachen abgefaßte, während die französische Uebersetzung nur dem Sprachunkundigen das Verständnis erleichtern



soll. Viel häufiger wird das Französische als vermittelnde Sprache bei Verhandlungen benutzt. Es geschieht das wesentlich aus praktischen Gründen, denn sonst wäre der seiner Muttersprache sich bedienende Teil vor dem andern im Vorteil. Man kann einwenden, daß dann bei Verhandlungen mit Frankreich letzteres immer einen Vorzug hat. Das ist allerdings wahr, aber in den meisten Ländern lernt jeder Gebildete Französisch, und seine nähere Kenntnis gehört zu den Anforderungen, die an jeden Mann gestellt werden, der sich dem diplomatischen Dienst widmet. Botschafter Graf Hatzfeldt sprach, obwohl er Englisch ausgezeichnet beherrschte, mit den englischen Ministern im amtlichen Verkehr nie anders als Französisch. Auf der andern Seite bedienen sich hohe Herren, wenn sie sich liebenswürdig erweisen wollen, sehr häufig der Sprache des Ausländers. König Eduard und König Leopold redeten sehr oft mit deutschen Besuchern Deutsch. Kaiser Wilhelm unterhält sich bekanntermaßen mit Engländern und Franzosen regelmäßig in ihrer Sprache.

Das Abfassen diplomatischer Berichte war einst eine besonders gepflegte und geschätzte Kunst. In den Zeiten, wo Reisen ebenso schwierig wie oft gefährlich und zeitraubend waren und ein privater Nachrichtendienst außer zu kaufmännischen Zwecken nicht bestand, waren die Regierungen für ihre Kenntnis der Vorgänge der Außenwelt hauptsächlich auf solche Berichte angewiesen. Noch heute sind die in vielen Hunderten von Bänden gesammelten Berichte der venezianischen Gesandten als Geschichtsquelle berühmt. Dampfkraft, Telegraph und Zeitungen haben diesen Berichten den größten Teil ihres Wertes geraubt. In den seltensten Fällen vermag die Diplomatie so rasch zu arbeiten wie die Telegraphenagenturen und die Presse. Auch wenn der Diplomat gelegentlich Geheimnisse zu melden hat, die der Journalist nicht erfährt, wird er heutzutage in der Regel von einem schön stilisierten Bericht absehen und lieber telegraphieren. Er bedient sich dann, um das Geheimnis zu wahren, einer Chiffre. Der Kaufmann tut das auch. Aber während der Diplomat völlig unbeschränkt ist, darf der Privatmann in der Regel nur Codes verabredeter Worte benützen, die den betreffenden Postverwaltungen bekannt sind. — Die Schreiben, die ein Diplomat an die fremde Regierung richtet, bei der er beglaubigt ist, oder die er ihr von seiten seiner Regierung übermittelt, heißen noch heute Noten. Noch unterscheidet man zwischen wirklichen Noten, Verbalnoten oder Aide-mémoires, d. h. Aufzeichnungen, die der Diplomat bei mündlicher Erledigung einer Sache der fremden Regierung überreicht. Doch die gleiche Bedeutung wie alle Noten kann heute ein kurzes Telegramm oder eine knappe mündliche Aeußerung haben. Die Noten dienen jetzt hauptsächlich dem Zweck der Veröffentlichung in den verschiedenen Blau-, Weiß-, Gelb-, Grün-, Rot- oder sonstigen Büchern, um gelegentlich den Parlamenten vorgelegt zu werden. Ueber deren Wert oder Unwert ist in den letzten Jahren so viel gesprochen worden, daß es nicht der Mühe verlohnt, hier aufs neue darauf zurückzukommen.

Mit dem Sinken der Bedeutung der diplomatischen Berichte ist das altehrwürdige Institut der Kabinettskuriere auf den Aussterbeetat gekommen. Einst war es nicht leicht, geeignete Persönlichkeiten für diesen schwierigen und verantwortlichen Dienst zu finden. Wochenlang mußten früher diese Beamten mit den ihnen anvertrauten Schriftstücken zu Pferd oder Wagen, oft durch unwirtliche oder unsichere Gegenden, ihren Weg suchen. Gefährliche Abenteuer waren nicht selten. Männer wie Napoleon scheuten vor keinem Mittel zurück, gelegentlich sich in den Besitz ihrer Briefschaften zu setzen. Heutzutage kann jedermann bequem und ohne Gefahr nach den entlegensten Winkeln der Welt gelangen. Schwieriger wird es nur, wenn es sich darum handelt, Nachrichten nach fernen, weniger erschlossenen

Weltgegenden in schwierigen Zeitläufen zu schaffen. Diese Notwendigkeit wird aber angesichts des weltumspannenden Telegraphen immer seltener, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Zahl der englischen Kabinettskuriere heute auf sechs, die der französischen auf drei zusammengeschmolzen ist und deutscherseits die Dienste der Feldjäger, die bei einigen europäischen Botschaften stationiert sind, immer seltener in Anspruch genommen werden. Wie wenig Geheimnisse sie noch zu befördern haben, beweist am besten der Umstand, daß der ihrer Obhut anvertraute dicklederne Depeschensack in der Regel als gewöhnliches Gepäckstück aufgegeben und befördert wird. Wie man munkelt, enthält er manchmal statt Depeschen Geschenke verschiedener Art oder kleine Gebrauchsgegenstände. Ein hoher Herr soll regelmäßig sein Badesalz auf diesem Wege bezogen haben. Uebrigens ist die Versuchung zu einem Mißbrauch dieser Einrichtung nicht sehr groß, da die Diplomaten in den meisten Staaten noch heute wie einst Zollfreiheit genießen. Es soll freilich vorgekommen sein, daß gelegentlich ein Diplomat mit Sachen, die er sich zollfrei verschafft, förmlichen Handel getrieben hat. Ein solcher Vertrauensbruch ist indessen so selten und wird von allen anständigen Leuten so gemißbilligt, daß man in den Kulturstaaten von einer Aenderung bisher noch immer Abstand genommen hat.

Die diplomatischen Vertretungen besitzen auch noch das Recht, Pässe auszustellen, die ihren Inhabern als Ausweis dienen können. Praktischen Wert haben diese allerdings nur in den wenigen Ländern, wo der Eintritt nur gegen Vorweisung eines Passes gestattet ist. Wenn ein Diplomat seine Pässe zugesandt erhält, so hat das eine wesentlich andere Bedeutung. Zu einer derartigen Maßnahme greift ein Staat nur, wenn er auf anderm Weg die Abberufung eines mißliebigen fremden Vertreters nicht erreichen kann oder seine Beziehungen zum andern Staat abzubrechen im Begriff steht. Der Paß bedeutet dann die Gewähr der Sicherheit des Diplomaten gegen irgendwelche Belästigungen.

Das wichtigste Vorrecht, das dem Diplomaten noch heute geblieben, besteht darin, daß er, seine Familie und Umgebung und sein Wohnhaus den Gesetzen des Landes seines Aufenthalts nicht unterstehen. Besucht ein Staatsoberhaupt ein fremdes Land, so befindet es sich im Hause seines Vertreters auf eigenem Grund und Boden. Wenn ein Verbrechen in einem solchen Gebäude oder von Angehörigen einer Mission verübt wird, entscheidet der Missionschef, ob er den Schuldigen durch seine heimischen oder die örtlichen Behörden aburteilen lassen will. Findet ein Flüchtling in Zeiten von Aufstand oder Krieg Zuflucht in einer fremden Mission, genießt er damit auch heute noch ihren Schutz.

Hüte und Coiffüren auf der Bühne.

Plauderei von Ilse Linden.

Die Mode trinkt aus allen Quellen. Höfisches Leben und Lebewelt — politische Bewegungen und nationale Eigentümlichkeiten — alles dient ihr zur Anregung und Belebung. Und neben Königinnen — wer dächte nicht an Marie Antoinette und Eugénie? — ist die wundervollste, unerschöpflichste der Quellen für die Mode die Welt der Bretter. Die Bühne als Lanceuse und Modeschöpferin ist etwas nicht zu Uebertreffendes. Sie spricht zur breiten Masse und zu wenigen Auserwählten in einem Atemzug und in einer Art, die zugleich im höchsten Grad verlockend und von größter Intensität ist.

Um diese große Wirkung darzulegen, braucht man sich nur an jenes Kleidungstück zu halten, das durch seine Wandlungs- und Charakterisierungsfähigkeit das interessanteste genannt werden kann: die weibliche Kopfbedeckung.

Der asiatische Schleier, die indische Mütze und der babylonische Turban, die gallische Kapuze, das spanische Barett und der französische Hut — sie alle haben in fröhlichem Turnus von der Bühne herab Moden diktiert, und selbst im 18. Jahrhundert, wo die sich übermäßig ausdehnende Frisur kaum Raum für wirkliche Kopfbedeckungen ließ, tauchte in Gestalt der Coiffe eine Modeschöpfung ersten Ranges auf.

Die großen Künstlerinnen des 18. Jahrhunderts, die Clairon, Raucourt und die schöne Vestris, kreierten eine ganze Anzahl solcher Coiffüren, die dann meist den Namen ihrer Rollen oder des Stückes, in dem sie auftraten, annahmen. Da gab es unter dem Einfluß der Gluckschen Opern ein bonnet à l'Iphigénie, la coiffure à l'Eurydice, le pouf à la grande prêtresse. Ein bauschiges Käppchen, das von einer künstlichen Blumengirlande mit einer Federaigrette umgeben war, und das lang am Rücken herabfallende Gazestreifen hatte, saß hoch oben auf einem weißgepuderten Riesenhaargebäude. Wie ja überhaupt all diese Coiffüren, ob sie nun mit Federn, Blumen oder Perlen und Diamanten geschmückt waren, nichts anderes bedeuten als große Stillosigkeiten, entsprungen aus persönlicher Eitelkeit.

So konnten sich die Künstlerinnen, die Bäuerinnen und Kammermädchen darzustellen hatten, sehr lange nicht entschließen, ihre Diamanten und Perlen nicht ins Haar zu stecken, und erst Mad. Favart stellte als Bastienne (in Bastien und Bastienne) eine stilgerechte Bäuerin auf die Szene, indem sie sich zu dem nachher berühmt gewordenen Schäferhut à la Bastienne ganz tief und schlicht frisierte. Die Erste, die es wagte, sich wirklich à l'antique zu coiffüren, war die Clairon. Sie hatte diesen Mut, obgleich ihre gesamten Mitspielenden als Griechinnen mit gepudertem Haar agierten. Gab ja doch selbst Mad. de Vestris im Jahr 1790 noch die Mérope in Voltaires Stück mit weißgepuderter Perücke!

Die Schauspielerinnen galten damals viel in der Gesellschaft. Trotzdem das Bürgertum sie verachtete und die Kirche sie exkommuniziert hatte (sie erhielten weder das Sakrament der Ehe noch ein kirchliches Begräbnis), wurden sie vom Adel sehr gefeiert. Vor allem aber nachgeahmt. Die größte Modetorheit oder Kühnheit, wenn sie nur eine schöne und beliebte Schauspielerin lanciert hatte, schlug ein. Leider passierte es dann oft, daß eine Coiffüre, die auf dem kapriziösen Rokokogesichtchen einer hübschen Schauspielerin bei aller Extravaganz noch erträglich ausgesehen haben mochte, in den Logen des Theaters zur Karikatur wurde.

Es gab denn damals auch schon viele Klagen über



diese Türme, die die Aussicht auf die Bühne sperrten — ganz wie heute.

Der ungeheure Erfolg der Beaumarchaisschen „Hochzeit des Figaro" im Jahr 1784 brachte mit einem Schlag drei neue Coiffüren in die Mode: das noch heute bekannte „Figarohäubchen", die Suzannen-Toque und die Cherubim-Coiffüre. Mlle. Contet, eine reizende Schauspielerin, spielte die Suzanne, und die Toque war ihre eigenste Erfindung. Es war eine ungeheure Haube aus leichtem Stoff, die in der Mitte abgebunden war, und von deren linken Seite eine Feder herabfiel. Im Licht der Geschichte betrachtet, ist der Instinkt, aus dem diese Schöpfung hervorging, geradezu genial zu nennen. Der Geist der Revolution kündete sich an in der großen prosaischen Haubenform, und das sterbende Rokoko spricht aus der selbst im Herabfallen noch koketten und graziösen Straußenfeder.

Mit der Revolution stürzen auch auf der Bühne die hohen Gebäude der Coiffüren zusammen und machen tiefen Frisuren Platz, auf denen Turbane, Hauben und Hüte sich nach Belieben breitmachen können. So taucht denn auch im Jahr 1797 schon die erste „Schute" auf, und zwar in Hamburg, wo sie von einer jungen Sängerin, der Dem. Mees, in Grétrys Oper „La caravane du Caire" getragen wurde. Trotzdem hatte es noch gute Weile, bis diese Hutform, die das zweite Viertel des 19. Jahrhunderts beinah ausschließlich beherrschen sollte, allgemeinen Anklang fand.

Der Einfluß des Theaters auf die Turbanmode des Empire geht so weit, daß die Coiffeure à la mode in der einen Hand Bilder der Mlle. Mars, der berühmtesten Schauspielerin der Zeit, halten, während sie mit der andern eine Art Schal auf dem Kopf einer mondainen Schönen danach drapieren. Die gleiche Mlle. Mars brachte dann später die Federhüte in Mode durch ein Stück: „La jeunesse de Henri IV."

Es sind jene flatternden Toques, von denen schon Brantôme bei ihrem Urauftreten sagte: „Diese stolzen Hüte sind so schön mit Federn garniert, als ob die in der Luft flatternden Büschel Liebe oder Krieg vorstellen sollten." — Der Federhut ist denn auch der beste Ueberleiter zu den romantischen Kopfbedeckungen der folgenden Jahre. Da ist zunächst der Hut „à la Robin des Bois", der, von unserm „Freischütz" inspiriert, ein echter Romantiker unter den Hüten ist. Auch in der Namengebung drückt sich romantischer Geist aus. Mad. Pradher, eine sehr hübsche Schauspielerin, erfand einen Hut, den sie den „Chapeau à la neige" getauft hat. Nach der Beschreibung dieser Schöpfung, die aus einem breiten Hut voll Blumen und Bandknoten bestand, von dem ein Schleier rings um den Kopf auf die Schultern fiel, muß man sich allerdings besinnen, woher der Name à la neige? Trotzdem — Paris stand wochenlang unter dem Bann dieser schneeigen Idee und ahmte sie in hundertfachen Variationen nach.

Entsprangen die Hutgebilde der Romantik, die unter dem Zeichen echter Weiblichkeit standen, mehr einer phantastischen Idee, so schöpfte das zweite Kaiserreich seine Anregungen aus der direkten Anlehnung an ganz bestimmte Werke oder Größen. Wie ein Jahrhundert früher Gluck, so ist's jetzt Meyerbeer, der Moden macht. Zurückgekämmte Haare, mit Diadem und Reihern geschmückt, geben die „Coiffure à l'Africaine". Sowohl die Trebelli als die Patti müssen mit ihren Namen herhalten als Patinnen ziemlich extravaganter Coiffüren, und selbst Ophélias trauriger Kopfputz reizt zur Nachahmung.

In unserer Zeit ist die Aufgabe komplizierter. Denn nichts ist schwerer, als zu unterscheiden, was sich als dauernder und charakteristischer Wert aus einer Zeit herauskristallisieren wird, die uns noch naheliegt.

Von diesem Standpunkt aus mag es genügen, einige Kopfbedeckungen der letzten Jahre aufzuführen, die von der Bühne herab — entsprechend den veränderten Bedingungen des Verkehrs — den großen Hauptstädten der ganzen Welt im Sturmschritt neue Moden brachten.

Die Charakteristischste dieser Schöpfungen war zweifellos die Kopfbedeckung à la Chantecler. Wir wollen unsere Köpfe heute nicht zerbrechen über das, was eine Nachwelt über diese Mode denken wird. Es läßt sich ja bekanntlich über den Geschmack nicht streiten. So viel steht aber fest, daß diese Kopfbedeckung aus dem Hühnerstall nicht sehr weit hinter den vielerlei Geschmacklosigkeiten früherer Epochen zu stehen kommen wird.

Von Wien aus machte der Girardi-Hut die Runde: ein fescher, kleiner, anspruchsloser Hut, der eine riesige Verbreitung fand und in Variationen immer wieder auftaucht.

Im Grunde ist der Gamin-Hut, der jetzt so sehr en vogue ist, auch nichts anderes als ein ins Pariserische übersetzter Girardi-Hut. Trotzdem — der „Gamin" hat seine eigene Geschichte, denn er stammt nachweisbar aus einem französischen Lustspiel: „Le gamin de Paris" von Bayard.

Auch das Varieté hat mitgewirkt bei der Verbreitung mancher Moden. So waren es die Sisters Barrison, die die großen englischen Hüte à la Gainsborough wieder neu in die Mode brachten. Sie wußten wohl, wie kleidsam diese künstlerischen Formen sind, und übertrugen diese Wissenschaft auf eine ganze dancing-girl-Generation.

Die Hauptwirkung auf die Mode geht jedoch heute ohne Zweifel von der Operette aus. Hier kann man es erleben, daß ein fescher Riesenhut auf dem Kopf einer schönen Diva alles: das Interesse an der Handlung mitsamt der dazu gehörigen Musik, verschlingt. Und die junge, hübsche Prinzessin, die sich vor einiger Zeit eine Operettendiva in die Loge kommen ließ, um sie zu ihrem Hut zu beglückwünschen, hat damit einen sicheren Instinkt bewiesen, nicht nur für alle Forderungen, die man heute an eine Operette stellen kann, sondern auch — und dies vor allem — für die Bedeutung der Bühne als Modeschöpferin.

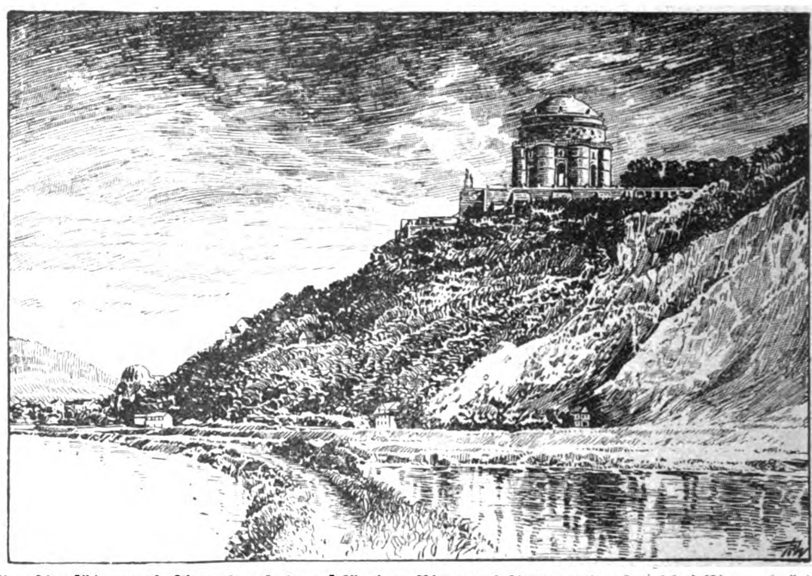
Unsere Bilder

Das englische Königspaar in Port Said (Abbildung S. 2061 u. 62). Auf der Durchreise nach Indien hat das englische Königspaar an Bord der „Medina" Port Said passiert. Zur Begrüßung der hohen Reisenden begab sich der Khedive in die Hafenstadt und mit ihm der türkische Prinz Zia-eddin-Effendi, der älteste Sohn des Sultans, der an der Spitze einer Spezialmission mit freiem Geleit der Italiener eigens nach Aegypten gekommen war. Der Khedive, der Prinz und ihr Gefolge statteten dem Königspaar an Bord der „Medina" einen Besuch ab, den König Georg dann auf der Jacht des Khediven erwiderte.

Das Preisreiten der Unteroffiziere des 1. Leibhusarenregiments (Abb. S. 2063) in Danzig-Langfuhr hat kurz vor der Abreise des Kronprinzenpaares nach Berlin stattgefunden. Der Kronprinz wohnte mit seiner Gemahlin dem sportlichen Fest seiner Husaren bei, und beide verteilten dann die Preise an die Sieger.

Der Wechsel in der Leitung des österreichisch-ungarischen Generalstabs (Abb. S. 2063) ist wegen politischer Meinungsverschiedenheiten zwischen der Kriegsverwaltung und dem Ministerium des Aeußern erfolgt. Feldmarschalleutnant Freiherr Conrad v. Hötzendorf, der hochverdiente bisherige Generalstabschef, bleibt dem Heer als Armeeinspektor erhalten. Sein Nachfolger Feldmarschalleutnant Blasius Schemua war bisher Sektionschef im Reichskriegsministerium.

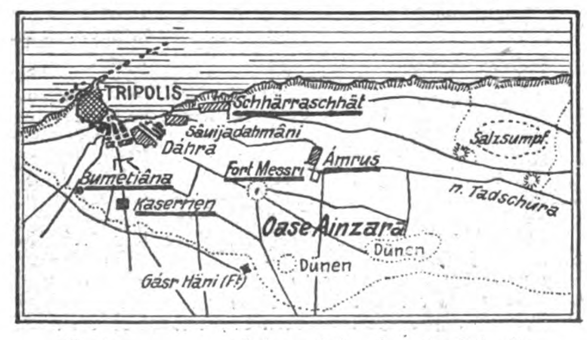
Die Truppen der chinesischen Revolution (Abb. S. 2066) bestehen zum Teil aus ehemaligen kaiserlichen Truppen, die ihre Uniform beibehalten haben und jetzt durch weiße Armbinden als Revolutionäre kenntlich sind, zum Teil aus Rekruten. Natürlich ist es schwer, unter diesen Haufen die Disziplin aufrechtzuerhalten, und der Henker mit dem riesigen Richtschwert darf bei keinem Truppenteil der Rebellen fehlen.



Zur Ausführung bestimmter Entwurf für das Bismarck-Nationaldenkmal bei Bingerbrück.

Graf Quadt, der deutsche Gesandte in Teheran (Abbildung S. 2067). In Persien, das in der letzten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, besteht seit dem Jahr 1884, also seit 27 Jahren, eine deutsche Gesandtschaft. Der jetzige Vertreter des Reiches für Persien Graf Albert v. Quadt zu Wykradt und Isny ist seit 4 Jahren dort tätig. Graf Quadt gehört der ehemals souveränen fürstlichen Familie Quadt an und ist Fideikommißherr auf Moos bei Lindau. Er ist am 17. Juli 1864 in Hannover geboren und verheiratete sich am 25. November 1895 mit Amedea de Martino, der Schwester des durch die Uebergabe der Kriegserklärung an die türkische Regierung auch in letzter Zeit viel erwähnten italienischen Geschäftsträgers in Konstantinopel. Der Ehe ist eine Tochter Gräfin Anna Margarete Renée Marie entsprossen, die am 19. September 1896 in S. Colomba bei Florenz geboren wurde. Graf Quadt hat in Persien die sämtlichen politischen Umwälzungen der letzten Jahre mitgemacht. Als im Juni 1903 das Parlament bombardiert wurde, als im Juli 1909 Mohammed Ali Schah nach heftigen Straßenkämpfen entthront wurde, als im August 1910 die Freiheitskämpfer nach sechsstündigem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer in der Nähe des Europäerviertels entwaffnet wurden, und schließlich, als in den allerletzten Tagen der Angriff des Prinzen Salar-ad-doulé auf Teheran drohte, ritt Graf Quadt stets persönlich unverzüglich an die Brennpunkte des Kampfes, um sich zu vergewissern, ob deutsches Leben und Eigentum gefährdet sei. Die Darstellung unseres Bildes zeigt die daher den Teheranern nicht unbekannte Erscheinung: Graf Quadt auf seinem Turkmenenhengst. — Der Gräfin Quadt verdankt die Gesandtschaft die geschmackvolle Herrichtung und künstlerische Ausstattung vieler Räume. Aber auch dem Garten gilt ihre verständnisvolle Pflege und Aufmerksamkeit.

Vor Tripolis (Abb. S. 2065 u. Karte) spielen die Militäraeroplane nach wie vor eine wichtige Rolle. In den letzten Tagen ist es den Italienern gelungen, durch die Einnahme von dem Fort Meßri und der Oase Ain Zara sich in den Besitz des ganzen Oasengürtels um Tripolis zu setzen.



Karte zur gegenwärtigen Kriegslage in Tripolis.

Das Bismarck-Nationaldenkmal (Abb. obenst. u. Portr. S. 2068) auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück wird nach dem endgültigen Beschluß des Ausschusses nach dem Entwurf von Wilhelm Kreis und Hugo Lederer ausgeführt werden. Man darf von diesen beiden Künstlern gewiß ein großes Meisterwerk erwarten.

Ein Rosenfest in den Hallen am Zoo (Abb. S. 2068) ist das große Berliner Ereignis des 9. Dezember. Alle Räume des riesigen Etablissements werden in blühende Rosengärten verwandelt, in denen Damen der Gesellschaft zum Besten des Säuglingsheims Westend lebende Bilder darstellen wollen.

Personalien (Abb. S. 2064 u. 2068). An Stelle des verstorbenen Dr. Marcus wurde der Senator Dr. Karl Stadtländer zum Bürgermeister der Freien und Hansestadt Bremen gewählt. — Dr. Theodor Wiegand, der bisher als Abteilungsdirektor der Berliner Königlichen Museen in Konstantinopel stationiert war, ist als Nachfolger des verstorbenen Prof. Kekule von Stradonitz zum Ersten Direktor der Sammlung der antiken Bildwerke und Gipsabgüsse und des Antiquariums dieser Museen ernannt worden. — Graf Ludwig Badeni, der als Legationsrat der österreichischen Gesandtschaft in Stockholm angehört, hat sich mit einer Tochter der alten schwedischen Familie Ankarcrona vermählt. — Der frühere türkische Marineminister Mahmud-Muktar-Pascha hat auf der Durchreise nach Lausanne Berlin passiert. — Infantin Eulalia, die geschiedene Gattin des Prinzen Anton von Orleans, Herzogs von Galliera, hat sich mit ihrem Neffen, dem König von Spanien, veruneinigt. Der Bruch erfolgte wegen eines Buches, das die Infantin veröffentlicht, und dessen Inhalt Alfons XIII. mißbilligt.

Todesfälle (Abb. S. 2064 u. 2068). In Paris verschied der Senior des dortigen Zweiges der Familie Rothschild, der österreichisch-ungarische Generalkonsul Baron Gustav Rothschild. — In dem Geheimrat Prof. Dr. Johannes Vahlen, der im Alter von 81 Jahren gestorben ist, verliert die Berliner Universität einen der berühmtesten Altphilologen, die Königliche Akademie der Wissenschaften den langjährigen ständigen Sekretär der philosophisch-historischen Klasse. — Die Berliner Publizistik hat wieder einen ihrer ältesten und bedeutendsten Vertreter verloren. Friedrich Dernburg, der geistvolle politische Feuilletonist, ist im Alter von 78 Jahren gestorben.

Die Toten der Woche

Landtagsabgeordneter Dr. Hugo Gerschel, † in Berlin am 28. November im Alter 57 Jahren.

Professor Dr. Martin Kallmann, Berliner Stadtelektriker, † in Berlin am 29. November im Alter von 43 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Hugo Teßmar, Ministerialdirektor, † in Berlin am 28. November im Alter von 57 Jahren.

Phot. Ernst Brooks.

Der Khedive von Aegypten und König Georg an Bord der „Medina" in Port Said.

Von der Indienreise des englischen Königspaares.



Königin Mary an Bord der „Medina“ in Port Said. Phot. Ernest Brooks.



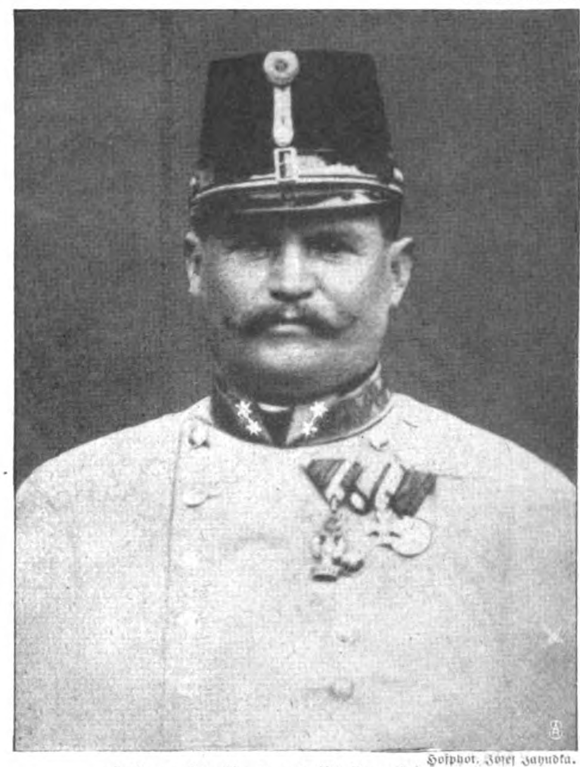
Der Khedive von Aegypten und der türkische Prinz Zia-eddin (×) auf dem Weg zur Begrüßung des Königspaares in Port Said.

Von der Indienreise des englischen Königspaares.



Phot. Schöfer.

Freiherr Conrad von Hötzendorf,
trat von seinem Posten zurück.



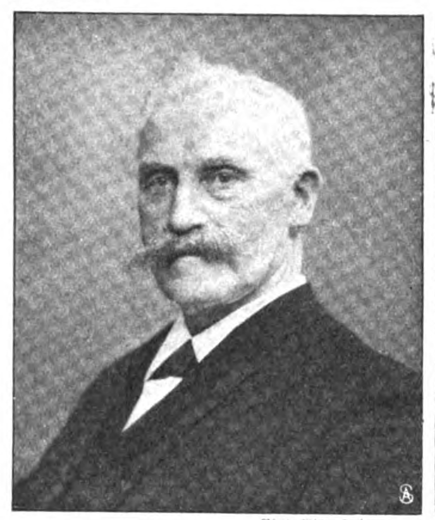
Hofphot. Josef Jahudka.

Feldmarschalleutnant Blasius Schemua,
der neue Chef des Generalstabes.

Zum Wechsel in der Leitung des Generalstabs der österreich.-ungarischen Armee.

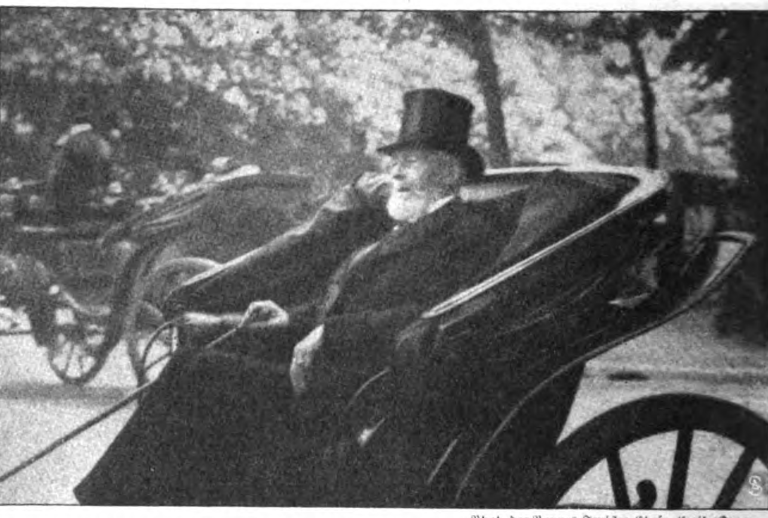


Kronprinzessin Cecilie mit ihrer Hofdame auf der Fahrt zum Preisreiten der Unteroffiziere des 1. Leibhusarenregiments.
Die Kronprinzessin in Danzig. — Phot. B. J.-G.



Phot. Willy Dose.

Dr. Karl Stadtländer,
der neue Bürgermeister von Bremen.



Phot. der Bonnes Feuilles Ebefr. Emile Durer.

Baron Gustav von Rothschild, der Seniorchef des Hauses Rothschild in Paris,
verschied im 83. Lebensjahr.



Phot. Blomberg.

Legationsrat Graf Badeni und seine Gemahlin, geb. Ankarcrona.
Eine Diplomatenhochzeit in Stockholm.



Geheimrat Prof. Dr. Vahlen †
der bekannte Lehrer klassischer Philologie an der Berliner Universität.



Dr. Theodor Wiegand,
der neue Direktor der Sammlung antiker Skulpturen der Berliner Universität.

Phot. M. Rol.

Italienischer Aeroplan kehrt von einer Rekognoszierungsfahrt über die Verteidigungslinien zurück.

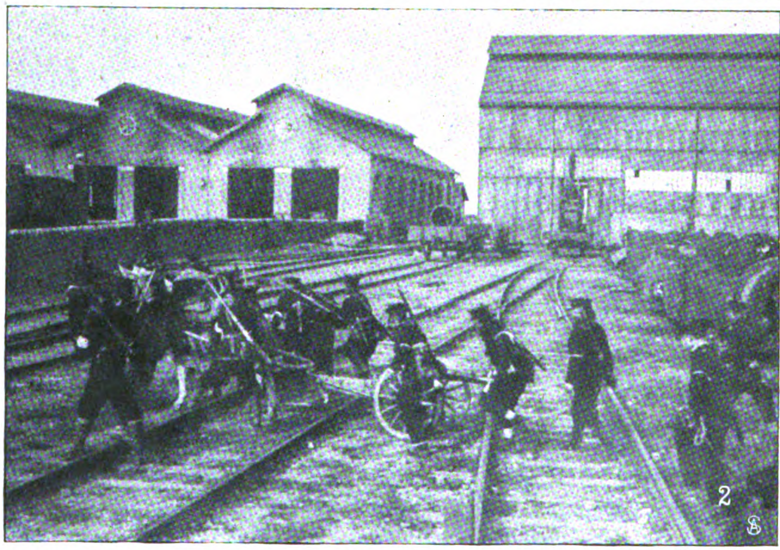
Vom Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz: Die „vierte Waffe" in der modernen Kriegführung.



Die Revolution in China.

1. Rebellen-Rekruten auf dem Weg zur Front.
2. Im Arsenal von Hanjang fertiggestellte Gebirgsgeschütze werden von den Rebellen abgeholt.
3. Der „Scharfrichter" der Rebellen.
4. Neu eingetretene Rebellen-Rekruten vor Hankau.

Burr Photo Co., Schanghai.











Deutschlands diplomatischer Vertreter in Persien:
Gesandter Graf von Quadt zu Wykradt und Isny
auf seinem Turkmenenhengst.
Links: Gräfin Amedea von Quadt, geb. de Martino,
die Gemahlin des Gesandten. Nach einem Gemälde.
Unteres Bild:
Die Gräfin auf einer Spazierfahrt.





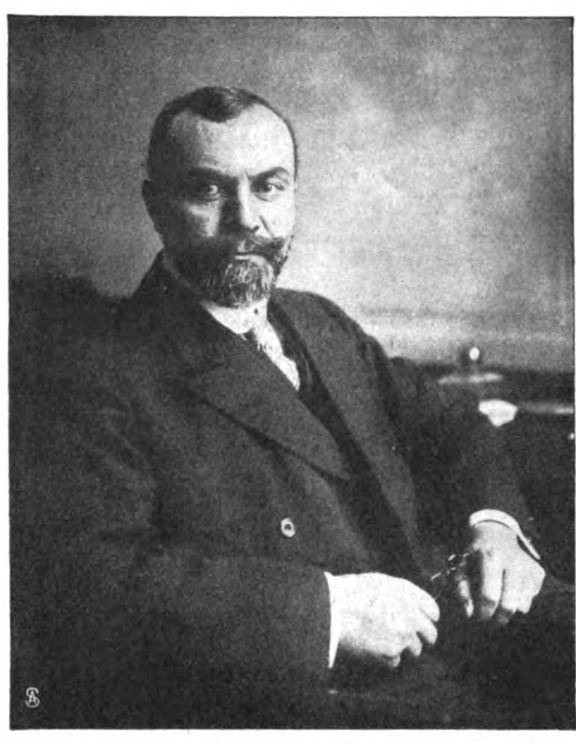
Phot. Weiner.

Friedrich Dernburg †
Der bekannte Berliner Journalist.



Prof. Uhlenhuth.

Infantin Eulalia von Spanien,
beabsichtigt gegen den Willen des Königs ein philosophisches Buch zu veröffentlichen.



Mahmud-Mukhtar-Pascha, ehemaliger türk. Marineminister.
Zu seinem Besuch in Berlin.



Phot. Erfurth.

Architekt Prof. Wilh. Kreis,
Düsseldorf.



Bildhauer Prof. Hugo Lederer.
Zur Entscheidung über den Entwurf zum Bismarck-Nationaldenkmal.



Von links: Frau Else Jaffé. Frau Maggie Eysler. Frau Nora Douglas. Komtesse de Baillehache.

Vom Rosenfest zugunsten des Säuglingsheims Westend bei Berlin: Lebendes Bild „Die Rose von Schiras".
Spezialaufnahme für die „Woche".



Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

1. Fortsetzung.

Labisch ging auf und ab im Zimmer, die Hände verschränkt unter den Schößen seines dunkelgrauen Schwalbenrockes. Manchmal fuhr er im Vorbeigehen mit den Fingerspitzen über die prächtigen Bücherrücken, die aus der breiten Bibliothek hervorfunkelten und in ihrer Gesamtheit zwei goldene Wände ergaben, von denen sich die schweren, dunkelgrauen Möbel mit den violetten Polsterungen vornehm abhoben.

Sein Bureau war das letzte der acht Zimmer, die zu seiner Privatwohnung gehörten. Ein schmaler, kleiner Raum — halb Korridor, halb Wartesalon für „bessere Klienten" — schuf den Übergang zur Kanzlei.

Mit einer kurzen Bewegung, die beinah eine Verlegenheitsbewegung war, schob er die Falten der Samtportiere zusammen.

„Ich denke, es wird Zeit, daß Sie sich fassen", sagte er ein bißchen ärgerlich und klirrte mit Schlüsseln und Geldstücken in den Hosentaschen.

Siddy Scholz erhob sich ganz langsam. Sie gehörte zu den seltenen Frauen, die durch Weinen nicht verunstaltet werden. Sie hatte, trotz ihrer roten Haare, den widerstandsfähigen matten Teint der Brünetten. Sie stand am Schreibtisch, und da Labisch näher herankam, sich mit einem Knie auf den schweren Klubsessel stützte, so traf es sich, daß sie sich auf seinen Platz am Tisch niederließ und das Licht ihr zartgeformtes Gesicht mit den seltsam kühngeschwungenen Lippen und Brauen voll erleuchtete.

Das Lächeln des Lebemannes kam wieder auf seine Lippen und die leichtfertige Gutmütigkeit, mit der er schwierige Situationen dieser Art manchmal zu klären pflegte.

„Na, sagen Sie mal, Kindel, was wollen Sie denn von dem Mann?"

„Nichts."

Sie verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Er fuhr fort, mit erzwungenem Zynismus, während er eine Zigarette auf dem silbernen Deckel seines Etuis aufklopfte: „Na also, dann lassen Sie ihn doch seiner Wege gehen. Hängen Sie sich ihm doch nicht an die Rockzipfel. Der Mann will weiter, hören Sie. Und es wäre wirklich schade, wenn er steckenbliebe!"

Sie griff mit beiden Händen nach dem Hals, als erstické sie.

„Und um mich wär's nicht schade, meinen Sie, um mich nicht?"

Sie stieß die Worte heraus, mit einer Kraft, als packe sie ihn selbst am Arm, als schüttle sie ihn und zwänge ihn, sie anzusehen. Auge in Auge.

Er sah sie an, und er fühlte das gleiche, was er gefühlt hatte, als Peter Jell vor ihm stand.

Eine ungewohnte leichte Verlegenheit huschte über sein kluges, kurzes Hundegesicht. Er suchte sie zu maskieren durch den liebenswürdig frivolen Ton, den er seiner weiblichen Klientel gegenüber öfters anzuschlagen pflegte.

„Gewiß, Fräulein Scholz, wär's schade um Sie. Sehr schade. Um jede hübsche Frau, die unten steckenbleibt, ist's schade. Vielleicht noch mehr schade als um den Mann. Denn es gibt mehr Tüchtigkeit und Begabung auf der Welt als Schönheit."

Siddy Scholz sah ihn finster an.

„Ich könnte mein Gesicht verunstalten — schade wäre es auch dann um mich. Auch wenn ich häßlich wäre — ja ... auch dann."

Sie hatte einen dunkeln, tragischen Ton, der Labisch frappierte.

„Sie sollen zum Theater gehen", sagte er plötzlich. „Ich habe da Verbindungen, kann Ihnen helfen."

So ... das war das beste. Er sah sie schon untergebracht, war wieder ganz vergnügt, blickte auf die Taschenuhr.

Es war halb sieben. Um sieben mußte er zum Diner.

Seine kleine Frau war immer pünktlich, die konnte er nie als Entschuldigungsgrund anführen.

„Also, mein liebes Kind, ich will die nötigen Schritte tun, kommen Sie in den nächsten Tagen zu mir."

Sie schüttelte den Kopf, sehr ernsthaft, mit kaum merklicher Ironie in den Mundwinkeln.

„Nein, Herr Rechtsanwalt, ich danke. Das ... kann ich nicht. Ich habe kein Talent dafür."

Er schien einen Augenblick verblüfft, lachte dann kurz und liebenswürdig auf, daß man seine weißen, wohlgepflegten, hie und da mit einer kleinen Goldplombe versehenen Zähne sah.

„Na, ein Couplet werden sie doch singen können, und mit den Füßen zweimal vor und zweimal zurück hüpfen — das kann jede Gans. In fünf Monaten verdienen Sie das Dreifache von dem, was Peter Jell verdient — in einem Jahr das Zehnfache vielleicht ..."

„Auch das kann ich nicht", sagte sie schroff.

Sie stand auf, und die Linien ihrer Gestalt verschwammen im Dunkel des Zimmers. Nur ihr Haar sprühte Funken unter der schmalen Krempe des alten, verbogenen Hutes.

Er wurde übellaunig. Sie sollte doch zum Deubel froh sein, daß er sich ihrer annahm. Was wollte sie denn?

„Ja, mein Kind, einen Gatten kann ich Ihnen nicht herbeischaffen — vielleicht wünschen Sie gar einen Königlich Preußischen Beamten mit Pensionsberechtigung? Bedaure, so weit geht meine Macht nicht."



Sie zuckte die Achseln, schlaff fielen ihr die Hände zur Seite. Sie kannte das. Wußte, wie übertrieben in ihrem Hohn die Männer wurden, wenn sie nicht gleich ausdrücken konnte, was sie meinte.

„Einen Erwerb möchte ich, einen anständigen Erwerb", sagte sie leise und beinah gleichgültig, als wüßte sie, daß sie Unmögliches verlangte.

Mechanisch hatte sich Labisch vor seinen Tisch gesetzt und den Bleistift zur Hand genommen. Er schüttelte den Kopf und zog die feine Kurve einer pikanten Roxelanenase auf das Konzeptpapier.

„Das sagen Sie so! Ein anständiger Erwerb! Als Lehrerin oder Telephonistin? Aber der Staat verlangt mehr als Ihre Fähigkeiten. Er verlangt Ihr ganzes Leben von dem Augenblick an, wo Sie die ersten Kinderschuhe vertreten haben. Es gibt nämlich etwas, das heißt: Curriculum vitae, mein Kind, und das ist eine unter Umständen höchst unbequeme Sache. Also — Schneiderin? Modistin?"

Ein hilfloser Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, machte es beinah kindlich.

„Na, ich sehe schon, auch dazu kein Talent! Oder Verkäuferin in einem Laden für sechzig Mark, in einem großen Warenhaus für siebzig, und wenn's hoch kommt — hundertfünfzig . . .? Sehen Sie nicht genug anämische Dinger mit dünnen Blusen und Similibroschen? Am Ausgang wartet ein Rudel junger Leute, die ihre Beute aussuchen. Zweimal, dreimal, zehnmal gehen sie allein nach Haus, und wenn nicht das zehnte-, so das zwanzigstemal lassen sie sich begleiten. Denn sie haben keine Eltern, sie haben nicht die Scheu des unanfechtbaren Mädchens. Sie sind ein junges Weib mit tausend Forderungen an das Leben und die Liebe. Und weil Sie so etwas wie Idealität haben, wird nicht die Vernunft Sie lenken, sondern Ihre Sinne werden Ihre Wege vorschreiben. Ein armer Teufel mit sittlicher Forderung wird Ihnen näherkommen. Sie werden ihm Ihre Zeit opfern, das Geschäft versäumen und hinausgeschmissen werden — wenn Sie Pech haben — bald, wenn Sie Glück haben, mit dreißig Jahren, denn das ist doch meist das Maximum des Dienstalters. Dann können Sie Aushilfe werden zu Weihnachten, Ostern oder zur Reisezeit und die übrigen zehn Monate Hungerpfoten saugen, oder — — — Ich bin Syndikus in einem Geschäftshaus. Ich weiß Bescheid."

Kurt Labisch hörte sich gern sprechen. Das lag in seinem Metier. Seine Stimme durchdrang dann das Zimmer mit schmetterndem Klang wie eine Fanfare, und er vergaß oft, zu wem er sprach, und warum er sprach. Das Thema riß ihn fort. Die Freude am starken Wort, am Wohlklang der eigenen Stimme, an einer geschickten oder überraschenden Wendung.

Er sprach noch längere Zeit, merkte es gar nicht, daß Siddy Scholz mit geschlossenen Augen in tiefer Erschlaffung vor ihm stand, und sprang erst auf, als sie mit einem halberstickten Laut in den Sessel zurückfiel, bleich und wie leblos.

Donnerwetter, darauf war er nicht gefaßt gewesen. Mit der tappigen Unbeholfenheit sehr starker, gesunder Männer mühte er sich um sie, brachte ihr ein Glas Wasser und schüttelte, da sie zu schwach war, es an die Lippen zu führen, einen Teil des Inhaltes auf ihre lange, schwarze Jacke mit den abgestoßenen Knopflöchern.

Da auch ihr Hut hin und her wackelte, ihr daher das Anlehnen erschwerte, zog er die Nadeln heraus und legte den Hut behutsam, als wäre er eine Kostbarkeit, auf den nächsten Tisch. Dabei überhörte er völlig ein leises, zweimaliges Klopfen an der Tür, die zu seiner Wohnung führte, und blickte erst auf, als seine Frau, in großer Toilette, lichtumflossen, auf der Schwelle stand. Sie übersah die Situation, verschwand und kam fast in der nächsten Minute wieder zurück mit Riechsalz und Kölner Wasser.

Aber Siddy Scholz hatte die Augen wieder groß aufgeschlagen, und als die junge Frau ins Zimmer trat, die Hände bepackt und mit weicher, etwas singender Stimme sagte: „Kurtel, mach die Tür zu, bitte", da trank sie diese lichte Erscheinung förmlich in sich ein.

„Es wird Ihnen gleich besser werden, liebes Fräulein; nur tüchtig riechen."

Die junge Frau nahm die silberne Kapsel vom Flakon und neigte sich über sie. Ein feiner Veilchenduft und die frische Kühle eines gepflegten jungen Frauenkörpers wehten sie an.

Kurt Labisch atmete erleichtert auf, aber er stand doch ein bißchen schuldbewußt da, wie ein großer Junge, der sich vor Schelte fürchtet. Plötzlich stutzte er.

Siddy Scholz riß die Augen weit auf, im Gesicht seiner Frau malte sich große Überraschung, und während sie sich ungläubig anstarrten, kam ihnen beide ein altvertrauter und längst nicht mehr genannter Name auf die Lippen: „Agnes!"

„Siddy!"

Mit der weichen, anmutigen Natürlichkeit, die ihr eigen war, ergriff Frau Doktor Labisch beide Hände der ehemaligen Schulfreundin.

„Wie geht es dir? Was machst du? Größer bist du geworden. Eine Dame! Aber ich hätte dich sofort unter Hunderten erkannt, am Haar, an den Augen."

Jetzt fiel ihr erst die mehr als einfache Toilette auf. Ein helles Rot huschte in ihre zartfarbigen weichen Wangen. „Du hast gewiß Kummer? Schwierigkeiten? Sei ganz ruhig, mein Mann macht schon alles. Mein Mann findet immer das Richtige. Nicht, Kurtel?"

Sie reichte Labisch ihre weiche, sehr weiße Hand über die Schulter.

Man konnte den runden Arm sehen, mit den rosigen Grübchen im Ellbogen, über den duftige, weiße Spitzen herabfielen.

Siddy Scholz erhob sich mühsam.

Sie fühlte, wie peinlich dem Rechtsanwalt diese Intimität war, knöpfte die Jacke zu, mit eisiger Abwehr in den Zügen.

„Ich danke ... es ist so freundlich ..."

Sie vermied die direkte Anrede, wendete sich ab, um ihren Hut zu nehmen.

„Du gehst schon? Während mein Mann sich umkleidet, hätten wir noch zehn Minuten plaudern können."

Agnes Labisch sah erstaunt auf, weil ihr Mann ihr heimlich abwinkte.



„Wir wollen Fräulein Scholz nicht aufhalten", sagte er — schroffer, als es sonst seine Gewohnheit war, und mit der Autorität des Gatten, der jede weitere Annäherung abweist.

Der Ton traf Siddy Scholz wie ein Peitschenschlag. Sie warf den Kopf in den Nacken, umfing mit einem Blick das Ehepaar, das, eng aneinandergelehnt, vor ihr stand, und die weichen, fraulichen Umrisse ihrer einstigen Schulkollegin, die durch drei Jahre Seite an Seite auf der gleichen Bank mit ihr gesessen und von der das Leben sie durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt hat.

Etwas wie Empörung stieg in ihr auf, ein wildes, trotziges Aufbäumen, eine leise Verachtung. Dieser Mann, der sich noch eben als letzte Instanz bei ihr aufgespielt hatte, der ihr Leben — ein Menschenleben — gleich einem Spielball nach willkürlichem Gutdünken da- und dorthin hatte lenken wollen — dieser Mann stand da, in tödlichster Verlegenheit, in Angst beinah, als könnte ein Hauch ihres Mundes seiner Frau Entehrung bringen.

Mit schwerer Zunge sagte sie: „Da der Zufall mir das Glück schenkt, dich wiederzufinden, so möchte ich dich bitten, liebe Agnes, deinen Mann zu bitten, mein Gesuch da — sie deutete auf das bläulich weiße Kuvert auf dem Schreibtisch — durch seine Fürsprache zu unterstützen. Darin steht — wozu ich mich befähigt fühle."

„Ich ersuche Sie, meine Frau nicht in Ihre Angelegenheiten zu mischen, Fräulein Scholz", brauste Labisch auf.

Agnes war schneller als ihr Mann an den Schreibtisch getreten, hatte ihre weiße, weiche Hand auf den Brief gelegt und sah Siddy Scholz mit gütigen Augen ermutigend an. Sie fühlte, hier war eine Nähe ausgeschlossen. Aber Hilfe konnte sie bringen. Und das wollte sie — in Erinnerung der kindlichen Dienste, die sie einst angenommen.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau", sagte Siddy, die ohne Worte verstanden hatte.

„Vielleicht kann ich Ihnen auch sonst noch helfen", kam es scheu von den Lippen der jungen Frau.

„Darüber sprechen wir noch", fiel Labisch lebhaft ein. „Ich werde mich mit meiner Frau beraten — darüber sprechen wir noch..."

Er hatte die beste Absicht, aber jetzt sollte sie gehen. Ihre Gegenwart irritierte ihn.

Sie war unverschämt schön in ihren abgetragenen, häßlichen Kleidern, sie erdrückte mit ihrer Schönheit seine Frau. Das war ihm unangenehm, quälte ihn.

„Geben Sie mir Ihre Adresse", sagte Agnes, „Sie sollen schon in den nächsten Tagen von uns hören. Jetzt... haben wir es etwas eilig. Das Auto wartet schon seit einer Viertelstunde, und zum Diner muß man doch pünktlich sein..."

Sie verfiel wieder in den ungezwungenen gesellschaftlichen Ton, sprach ganz wie zu ihresgleichen.

Siddy Scholz aber nahm die Worte entgegen mit dem Anstand einer großen Dame, die eine Entschuldigung liebenswürdig abwehrt.

„Der Bureauvorsteher hat ja die Adresse", stieß Labisch ungeduldig hervor.

Ihm entging das halb hochmütige, halb spöttische Lächeln, das die kühngeschwungenen Lippen Siddys kräuselte. Er grüßte auch kaum, als sie mit einem langsamen Neigen des Kopfes zur Portiere schritt, sich noch einmal umwendete, einen langen Blick auf die junge Frau heftete, einen Blick, der ausdrucksvoller war als alles, was sie an Worten bisher gefunden hatte....

Und dann stand auch Siddy Scholz auf der Straße, wie gestern — Peter Jell.

Sie ließ den schlissigen, dichten Schleier herab über ihr Gesicht, bog die Hutkrempe tiefer, daß ihr rotes Haar nicht aufsprühte, wenn sie an den lichtglänzenden Geschäften vorbeiging.

Sie war ruhig.

Im Lichtkreis einer elektrischen Lampe sah sie immer nur ein weißes, gütiges Gesicht, umrahmt von dunkelblondem, leicht gewelltem Haar, sah eine weiche, volle Nackenlinie, die sich aus dem Ausschnitt weißer, silbergestickter Spitzen in feinen Perlmuttertönen erhob, sah einen runden, zierlich am Gelenk sich zuspitzenden Arm mit einem kostbaren, schimmernden Reifen und eine weiße Hand, die fest und sicher auf einem großen, weißen Blatt lag.

Sie war ganz ruhig.

Um Peter Jell fühlte sie kein Bangen mehr. Und sie suchte ihn auch nicht wie auf dem Hinweg unter den Hunderten von hastenden, sich vorwärts schiebenden, drängenden, stoßenden Fußgängern.

Sie wußte: dort, irgendwo in einer der vielen, menschenvollen Straßen, schob, drängte, stieß auch er sich vorwärts.

Und so wollte es das unerbittliche Gesetz der Stadt, deren großer Rachen Menschen ausspie und Menschen zermalmte in ungeheurer, phantastischer Gefräßigkeit....

* * *

Am Sonntagvormittag pflegte Frau Agnes ihren Vater zu besuchen.

Diese Gewohnheit hatte sich so eingebürgert, daß auch dann nichts daran geändert wurde, als der Kommerzienrat mit seinem Schwiegersohn auf gespanntem Fuß stand.

Punkt halb zwölf erschien Agnes. Wenn das Wetter schön war — in Begleitung ihrer fünfjährigen Irene, die sie in stets wachem Verzärtelungsbedürfnis Iri nannte. Das kleine Persönchen mit den runden, klugen Augen des Vaters und dem weißen, zarten Teint der Mutter brachte zu den Besuchen immer ihre große Puppe mit, denn es war die einzige Zeit, in der ihre Mutter auf ihr Spiel- und Unterhaltungsbedürfnis nicht einging, sie zur Ruhe verwies oder gar mit einem Klaps bedachte, der, wenn auch leicht wie ein Hauch, immerhin eine schärfere Willensäußerung war.

Der Kommerzienrat hatte Kinderlärm nie vertragen können. Sehr stattliche Repräsentantinnen und geprüfte Erzieherinnen hatten seit dem Tod seiner Frau jene kühle Ruhe aufrechterhalten müssen, die seine im Geschäft aufgepeitschten Nerven im eigenen Haus verlangten. Und wenn er sich nicht wieder vermählt hatte, so umgab er diese Tatsache nur der Welt gegenüber mit dem romantischen Schimmer der Pietät gegen die sehr



schöne, früh verstorbene Gattin — in Wirklichkeit fürchtete er nur einen neuen Zwang, einen Umsturz seiner häuslichen Gepflogenheiten und eine Umwälzung seines großangelegten, aber in sich feststehenden Budgets.

Eine ehrgeizige Witwe, aus dem irrtümlichen Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit, die ein kühnes Attentat auf seine Freiheit gewagt, mußte diesen Mut mit ihrer Stellung bezahlen.

Die prüdeste Engländerin konnte aus dem äußern Verhalten des Hausherrn zu seinen Hausdamen keine unziemlichen Schlüsse ziehen. Nur der sehr weibliche Instinkt Agnes' erriet manche kleine Tragödie, die sich unter dem Schein korrektester gegenseitiger Unzulänglichkeit abspielte. Und kurz vor ihrer Verlobung begab es sich, daß so eine Hausdame schluchzend vor ihrem Bett zusammenbrach und sie selbst als halbes Kind mit undeutlichen Worten trösten mußte und mit Gebärden, die schon damals beinah etwas Mütterliches hatten.

Fast als Hochzeitsgabe bat sie es sich aus, daß ihre jüngere Schwester Dolly in ein Pensionat nach dem Ausland käme.

Das sehr magere, sehr blasse Ding mit den frühreifen Instinkten sollte aus dem kalten Luxus des väterlichen Hauses und der kühlen Betreuung uninteressierter Gouvernanten in die gesunde Atmosphäre aufblühender Altersgenossinnen kommen.

Der Kommerzienrat sträubte sich nicht länger, als es der Anstand väterlicher Zärtlichkeit erforderte. Und obwohl er seine völlige Ungebundenheit nicht anders ausnützte als bisher und den Prinzipien seiner optimistischen Lebensauffassung treublieb, bedeutete Dollys vorzeitige und eigenmächtige Rückkehr eine neue und nicht sehr erwünschte Komplikation.

Er hatte versucht, seinen Schwiegersohn zur Aufnahme Dollys in seinem Haus zu bewegen. Kurt Labisch aber hatte, wenn auch mit einem Scherz, so doch sehr bestimmt abgelehnt. Er hatte auch das Syndikat abgelehnt, das sein Schwiegervater ihm vielleicht als gutgemeinte Entschädigung bei sich vorschlug.

Seitdem war das Verhältnis der beiden zueinander gespannt, wenn es auch zu keinem offiziellen Bruch kam und Agnes jede Gelegenheit ergriff, der Schwester nahe zu sein, ohne die von ihrem Mann streng geforderte häusliche Intimität zu beeinträchtigen.

Als der Kommerzienrat erkannte, daß Dolly sich weder willenlos nach seinen Wünschen irgendwohin verschicken ließ noch im Haus der verheirateten Schwester unterzubringen war, fand er sich damit ab, wie er sich mit allem abfand, was sich mit Geld regulieren ließ. Er setzte dem jungen Mädchen ein monatliches Nadelgeld aus, das etwa dem Einkommen seines Buchhalters entsprach, räumte ihr zwei Zimmer seiner großen und etwas altmodischen Wohnung in der Margaretenstraße ein und übertrug ihr sogar die Wahl der neuen Hausdame.

Die Wahl befremdete Agnes. Dolly engagierte eine sehr farblose, etwas spinöse Dame von fünfundvierzig Jahren, die sie als Baronin Secken vorstellte.

Es war authentischer Adel. Rechtsanwalt Labisch fand den Namen im Gotha in häufiger und einwandfreier Verbindung mit andern vornehmen und begüterten Häusern. Erst weitere Erkundigungen ergaben, daß die neue Hausdame, eine geborene Schmidt, in erster kurzer Ehe mit einem Baron von Secken verheiratet gewesen und nach dem Tod ihres zweiten, bürgerlichen Gatten Namen und Titel ihres ersten Mannes wieder aufgegriffen hatte, um eine Gegenleistung bieten zu können für die hohe Gage, die sie beanspruchte.

Agnes, die anfangs angenommen hatte, Dolly wolle sich mit diesem Engagement selbst eine Führerin geben, sah sich bald enttäuscht. Auf eine leise, tastende Anfrage antwortete Dolly lachend: „Nicht mir, dem Papa muß sie imponieren."

Und aus dieser Antwort wurde es Agnes klar, daß Dolly kein Kind mehr war, trotz ihrer achtzehn Jahre....

Als Agnes an diesem ungewöhnlich sonnigen, ungewöhnlich milden Märzmorgen die Wohnung in der Margaretenstraße betrat, fand sie Dolly noch am unabgeräumten Frühstückstisch, während der Kommerzienrat, eine leichte Importe im Mundwinkel, vor dem sonnenüberfluteten Erker auf und ab ging.

Er hatte noch seine feinen amerikanischen Morgenschuhe an über den halbseidenen, schwarzen Socken, aber über seiner breiten Brust wölbte sich bereits die tadellose weiße Pikeeweste, bauschte sich die breite, schwere, schwarzseidene Krawatte mit der grauen Perle unterhalb des Knotens.

„Gib Großpapa einen Kuß", sagte Agnes und schob die kleine Iri vor.

Doch der Kommerzienrat liebte es nicht, sich so tief zu bücken. So tätschelte er dem hübschen Kind nur die Wange und zog einen blanken Taler aus der Westentasche, den er in die Luft warf.

„Fang, Iri!"

Aus der Virtuosität, mit der er warf und die Kleine auffing, sah man, wie gewohnt dieses Spiel beiden war.

Und während das Kind lachend nach dem Geldstück haschte und der Großvater mit beinah gutmütigem Lächeln die anmutige Bewegung verfolgte, ging Agnes rasch auf die Schwester zu, küßte sie auf das lichtbraune, leicht gekräuselte Haar, das scheinbar kunstlos zu einem lockigen Knoten oberhalb des Scheitels zusammengerafft war, hob das zartgeformte, leicht vorstehende Kinn und fuhr mit dem veilchenduftenden, handgestickten Taschentuch über die langgestreckten, allzu roten Lippen.

„Dolly!..."

Sie schüttelte lächelnd, ein bißchen vorwurfsvoll den Kopf. Dolly entzog sich der Schwester hastig, mit einem nervösen Zucken der schmalen, dunklen Brauen, die gleich feinen Strichen über den länglichen, tiefen Augenhöhlen lagen.

„Laß doch!"

Gereizt, beinah gequält klang es.

Sie schob einen schmalen, weißen Bogen von sich und einen langen, goldenen Bleistift, mit dem sie in übergroßer, etwas nach links geneigter Schrift eine Reihe von Namen untereinander geschrieben hatte.

„Klingle dem Mädchen!" sagte Agnes, streifte ihre feinen dänischen Handschuhe ab und begann die Tassen und Teller zusammenzuschieben.

Ihr stets wacher Ordnungsinn litt keinerlei Vernachlässigung, nicht einmal die der Zeit.

Dolly schnellte aus ihrem Sessel, mit leichtem Unmut in den sehr blassen Zügen. Ihre Gestalt zeichnete sich fast allzu aufrichtig ab in dem ganz schlichten, einem Futteral gleich sie umspannenden Kleid aus graublauer weicher Libertyseide. Die Ärmel schlossen über den Ellbogen ab, lose und gerade, ohne die vermittelnde Weichheit einer Spitze, auch der weiße, sehr schlanke, aber wohlgeformte Hals ragte schmucklos und steif aus dem kurzen, runden Ausschnitt des Kleides hervor.

„Ich glaube, du trägst nicht einmal einen Unterrock", sagte Agnes mit großen Augen.

Die Bevormundung der Schwester irritierte Dolly. Sie war nun einmal anders als Agnes — ganz anders. Äußerlich und innerlich. Und sie wollte so bleiben, wie sie war — halb aus Instinkt, halb aus Überlegung.

Ein Modell für einen Bildhauer war sie, wie sie jetzt dastand in ihrer fast knabenhaften Magerkeit, den Arm leicht nach rückwärts ausgestreckt, um den Druckknopf der elektrischen Klingel zu erreichen, das Kleid so kurz, daß man den Ansatz des feinen Fußknöchels sah über den hochhackigen Lackschuhen.

Der Kommerzienrat blickte sie an und lachte leise auf, trocken und nasal, ohne Heiterkeit in der Stimme — wie er lachte, wenn einer seiner Reisenden ihm einen Witz mitbrachte von der Tour statt einer Bestellung.

„Tja, meine Liebe, kontra Spohnagel ist die Devise. Das weißt du wohl noch nicht? An deiner Schwester kannst du den Niedergang der väterlichen Industrie sehen. Wäsche? Wer trägt heutzutage noch Wäsche! Trikot ist die Parole. Für dreihundert Mark Trikots hat sich deine Schwester aus London kommen lassen. Wie eine Primaballerina!"

Der Kommerzienrat stellte sich vor den schmalen, hohen Spiegel mit der geschnörkelten, überladenen Goldrahmung und sah wohlgefällig auf seine sehr soignierten silbergrauen, kurzgeschnittenen Bartkoteletten.

Er tat sich etwas darauf zugute, daß er zu keiner Zeit die Form seines Bartes der Mode geopfert hatte, und legte Wert darauf, es manchmal zu betonen, gleichsam in stummem Protest gegen die sonstigen Wandlungen des Geschmackes, die seinem Geschäft so nachteilig waren.

Das Hausmädchen trat ein, auffälliger gekleidet, als Agnes es für gut hielt. Sie nahm sich vor, mit Frau von Secken darüber zu sprechen, da sie Dolly nicht durch weitere Bemerkungen reizen wollte. Um keine Verlegenheitspause aufkommen zu lassen, plauderte sie von den Ereignissen der letzten Tage, dankte dem Vater für die großmütige Spende, die sie als Schatzmeisterin des Arnulfstiftes mit einiger Genugtuung bei der letzten Sitzung hatte bekannt geben können. Der Kommerzienrat warf die Zigarre in den Aschenbecher und lachte wieder sein kurzes, trockenes Lachen.

„Strenge dich nicht an, meine Liebe. Was ich dir da gegeben habe — das war für dich, verstehst du? Für dich. Mit euren offiziellen Dankbriefen könnt ihr mich verschonen. Eure ganze Blase — in eurem Hochmut nehmt ihr ja doch nicht Notiz von mir. Ist auch nicht nötig."

Es war der stets wiederkehrende Groll. Agnes verkehrte in Kreisen, zu denen er keinen Zutritt fand, und Labisch versuchte nicht einmal, eine Fusion herzustellen.

Seit der prunkhaften Hochzeit, die der Kommerzienrat veranstaltet hatte, bedeutete ihm die Heirat seiner ältesten Tochter eine Enttäuschung nach der andern. Seine bohrenden Versuche, sich an Labischs Rockzipfel zu hängen, um sich in die exklusiven Kreise einzuschmuggeln, mißlangen stets.

Der Name war zu bekannt, hatte eine zu bestimmte Marke. Spohnagel: Wäschefabrik en gros, mit ausgedehnter, kreditbedürftiger Privatkundschaft. Wer brutal war, sagte: Abzahlungsgeschäft. Ein Heer von Reisenden überschwemmte die Provinz; meist elegante, feine Kerlchen, die es verstehen mußten, mit Frauen umzugehen, ihnen diskret und suggestiv den Reiz neuer Dessous klarzumachen.

Das Ende jedes Geschäftsjahres brachte neben großen Einnahmen auch eine Fülle von Prozessen. Die Prozesse allein, die naturgemäß zugunsten des Kommerzienrates endigen mußten, waren eine stattliche Mitgift für einen Rechtsanwalt. „Sichere Sachen", wie der Kommerzienrat sagte, der gern gesehen hätte, wenn das Geld in der Familie geblieben wäre.

Die Rücksichtslosigkeit, die der Kommerzienrat bei der Verfechtung seiner Interessen verlangte, die „Einigung", die er vorschlug, und die als Hauptbedingung neue Bestellungen festsetzte, mochte dem Menschlichkeitsgefühl seines Schwiegersohnes und der Art seiner Geschäftspraxis widersprechen.

Seine kurze Weigerung, die Geschäftsführung des Schwiegervaters zu übernehmen, war die erste Schlappe, die der Kommerzienrat davontrug. Der Refüs nagte an ihm, nagte um so mehr, je deutlicher er die Abwehr jener Kreise fühlte, denen er gern nähergetreten wäre.

Dolly kannte nun schon den etwas verbissenen Ausdruck im Gesicht des Vaters, wenn das Gespräch diese wunde Stelle berührte. Und sie wurde durch Agnes' Anwesenheit immer berührt.

Auch jetzt wieder hatte sich die alte gereizte Stimmung gezeigt. Dolly verschränkte lässig die überschlanken Arme im Schoß, zog mit den Füßen einen der seidenen Puffs heran und streckte ihre feinen, knabenhaften Glieder aus wie auf einem Ruhebett. Sie lächelte, ein bißchen grausam, ein bißchen wehleidig.

„Das Haus Spohnagel feiert bald einen Ehrentag. Das fünfundzwanzigjährige Geschäftsjubiläum! Das wird eine erhebende Feier, meinst du nicht auch? Ich war gerade dabei, die Tischordnung für das große Bankett zu entwerfen. Natürlich Hufeisenform. Auf dem bekränzten Sessel vor dem silbernen Blumenkübel — Papa; wir Töchter zu beiden Seiten, Kurt an deiner rechten — wen ich bekomme, weiß ich noch nicht."

Agnes fiel hastig ein: „Ja, gerade darüber wollte ich mit Papa sprechen. Kurt ist an dem Tag verreist... wir werden vielleicht gar nicht... und dann, was meinst du, Papa — ist diese Jubiläumsfeier wirklich so unerläßlich — wirklich?"

Nun war es heraus. Sie hatte seit Tagen diese Mitteilung und diese Frage mit sich herumgetragen. Sie



wurde ihr doppelt schwer nach der großmütigen Spende des Vaters. Sie fühlte die Kränkung, die sie ihm antat. Ihre Stimme zitterte leicht. Sie trat an den Vater heran und schob ihren weichen, runden Arm in den seinen.

Der Kommerzienrat kniff die kühlen, grauen Augen zusammen, seine Lippen preßten sich eng und fest aneinander.

„Wie meinst du das? Unerläßlich — wieso?"

Seine Stimme war leicht belegt. Ihm stand eine neue Ehrung bevor zu diesem Tag, ein Orden, den er sich schon lange gewünscht hatte. Man hatte nur auf den geeigneten Augenblick gewartet — jetzt war er da. Und nun sollte er sich die Genugtuung versagen, die die Feier eines solchen Tages mit sich brachte? Die Frauenzimmer waren verrückt!

„Willst du nicht bei der Tischordnung helfen, Agnes?" fragte Dolly, immer mit dem gleichen Lächeln. „Ich versichere dich, Agnes, pompöse Namen! Zwei Vons, ein Baron und sogar ein Graf. Wir haben sehr viel Kundschaft in vornehmen Offizierskreisen, nicht wahr, Papa? Die Herren schicken ihre Visitenkarte herein — zur Besuchstunde und wenn der Herr Gemahl im Dienst ist. Madame empfängt — übersieht im ersten Augenblick den kleinen Glanzlederkoffer. Wird er erst aufgemacht, dann ist sie auch besiegt, nicht wahr, Papa? Zu Weihnachten schenke ich Iri solch ein Musterköfferchen mit der dazu gehörigen Puppe. Zum Fressen, sage ich dir. Eine gräfliche Visitenkarte kann ich auch beifügen ... die Firma Spohnagel steht nirgends mit drauf. Wir arbeiten sehr vornehm, nicht wahr, Papa?"

Es lag Spott, aber auch ein klein bißchen Bewunderung in Dollys Art.

Das Raffinement der väterlichen Geschäftspraxis gefiel ihr, und daß der Vater zu seinen Untergebenen Leute aus jener Klasse zählte, die sich so ängstlich gegen ihn wehrte.

Und die Ironie, in die sie ihre Worte einhüllte, war ihr wie eine kleine Rache für alles, was sie als Dolly Spohnagel in den Kauf nehmen und — entbehren mußte....

Aber dem Kommerzienrat war der Morgen doch verdorben. Dem Schwiegersohn wollte er nun bald mal seine Meinung sagen. Kaum mehr als vierzig Jahre waren es, daß er sich vom Großvater des Herrn Rechtsanwalts einen Apfelkuchen mit Schlagsahne zum Marmortischchen der kleinen Konditorei bringen ließ und der Alte selbst, ohne mit der Wimper zu zucken, den Sechser Trinkgeld einsteckte, den er ein bißchen protzig und renommistisch neben seinen Teller warf. Denn schon als zehnjähriger Bengel war ihm die runde Geste des Zahlers vertraut und lieb.

„Sei sparsam, laß dir nichts schenken", war die Devise seines Vaters gewesen, und er setzte dies Prinzip schon als Kind in der Schule um. Er beanspruchte nie eine Gefälligkeit, für die er nicht klipp und klar eine Gegenleistung in Aussicht stellte. So vermied er es selbst, in Anspruch genommen zu werden, ohne ein Äquivalent dafür zu erhalten. Und dann hatte er immer alles bezahlt: die Auskunft eines Eckenstehers, den ersten Kuß seiner Braut, das Lieblingsgericht auf seinem Tisch, die Geburt seiner Töchter, ihr erstes Lächeln, den ersten Zahn, die Gratulationen oder Kondolenzen seiner Angestellten, den Besuch seines Enkelkindes.

Der Griff in die Hosentasche, wo er das Silbergeld lose zu tragen pflegte, war ihm ebenso geläufig wie der Griff nach der Uhr. Im Geschäft war er von peinlichster Genauigkeit. Die Vorlage der Spesenrechnungen war für seine Reisenden ein gefürchteter Moment, und die Löhne drückte er auf das Mindestmaß herab. Einer Arbeiterin, der er trotz ihrer lebhaften Bitten den Monatslohn nicht um einen Groschen für den Tag hatte erhöhen wollen, warf er, ohne sich zu besinnen, ein Talerstück zu, als sie ihm eines Tages die abgerissene Kette seines Mantels angenäht hatte, und einem Bureaujungen, dem er eine beim Entkorken entzweigegangene Tintenflasche vom Gehalt abziehen ließ, schenkte er zehn Mark für eine kümmerliche grüne Girlande, die der schlaue Bengel zu seinem Geburtstag um den Sessel gewunden hatte.

Auch mit seinen Töchtern verfuhr er ähnlich, und Rechtsanwalt Labisch pflegte in der ersten Zeit seiner Ehe über den Preiskurant kindlicher Liebe seine Witze zu machen. Schließlich lehnte Agnes alle Geldgeschenke ab, die der Vater ihr in Anerkennung einer kleinen Aufmerksamkeit machte, und seitdem fühlte er sich nicht mehr recht behaglich in Gesellschaft seiner ältesten Tochter, verbat sich das sonst bei ihr übliche Mitbringen von Blumen.

„Laß doch diese Dummheiten", sagte er jetzt, während er früher sofort dem Mädchen klingelte, um sich die Blumen auf den Schreibtisch stellen zu lassen.

Aber es machte ihm Spaß, die kleine Enkelin nach dem Geldstück haschen zu lassen, das die Tochter nicht mehr von ihm annehmen wollte. Ein bißchen boshafte Freude lag darin, und er sagte manchmal, in scheinbarer Gutmütigkeit: „Wenn die Kleine sechzehn Jahre alt ist, kann sie nach dem Stand der Sparbüchse, die ich ihr gegeben habe, ausrechnen, wie oft sie bei ihrem alten Großpapa gewesen ist! Ich bin neugierig, wann sie den Wert des Geldes so weit schätzen wird, daß sie ihre Besuche verdoppelt. He?"

Die Baronin trat ins Zimmer in einem schleppenden, schwarzseidenen Kleid, einen veilchengeschmückten Kapotthut auf dem farblosen Haar, ein Gebetbuch in den schwarzbehandschuhten Händen.

Dolly fand es schick, daß die gute Secken stets in schwarzer Seide auf ihrem bestimmten Platz in der Kirche saß. Es imponierte auch dem Papa, der sich unwillkürlich tiefer am Sonntag vor seiner Hausdame verneigte als an Wochentagen.

Agnes aber erging es an diesem Sonntag wie an allen andern. In den fünf Minuten ließen sich gewichtige Fragen nicht erledigen. Man konnte höchstens sagen: „Das Hausmädchen sollte doch nicht so extravagant frisiert sein", oder „geben Sie es nicht zu, daß Dolly Lippenpomade gebraucht", aber ähnliche kurze Bemerkungen wurden von der Baronin jedesmal so reserviert aufgenommen, daß sie sich zu Rügen verwandelten, die Agnes nicht berechtigt war zu erteilen.



Auch mochte es „Politik" der Baronin sein, sich nur in diesen fünf Minuten vor Frau Agnes zu zeigen. Sie wahrte dadurch eine Neutralität, die ihr in Anbetracht von Dollys Eigenmächtigkeit durchaus notwendig erschien.

Agnes unterdrückte also wieder einmal alles, was sie hatte sagen wollen, und die Baronin rauschte aus dem Zimmer, mit einem diskreten Lächeln, das Dolly einer gewissen Solidarität zu versichern schien.

„So, meine Kinder," sagte der Kommerzienrat, „ich gehe jetzt ins Hotel, um alles Nötige wegen des Banketts zu veranlassen. Die Feier müßte von Rechts wegen Montag stattfinden. Aber ich will keinen Arbeitstag verlieren. Interessiert dich das Programm, Agnes?"

Er wartete ihre Antwort gar nicht ab.

„Na, besser, ich überrasche dich. Jedenfalls grüße deinen Mann und sage ihm, daß ich auf seine Anwesenheit mit dir rechne. Verstehst du?"

Flüchtig berührte er mit den Lippen die Schläfe der Tochter, tätschelte der Kleinen die Wange und ging aus dem Zimmer.

Dolly stützte die Ellbogen auf ihre Knie und verschränkte die Handrücken unter ihrem Kinn. Sie lächelte nicht mehr. Ihr feines, zartes Gesicht war hart und beinah finster. Leise, kaum hörbar stieß sie zwischen den Zähnen hervor: „Von mir brauchst du deinen Mann nicht zu grüßen, von mir nicht."

Sie sprang auf und trat an eine Jardiniere, um ihr Gesicht zu verbergen. Ihre feinen, schlanken Finger zerpflückten achtlos ein langes Palmenblatt, rissen es in schmale Streifen, die wie Fransen herabhingen.

„Dolly!"

Frau Agnes blickte sich ratlos um und riß das Kind an sich, als wollte sie verhüten, daß es noch weiter höre, was an harten, bösen Worten jetzt fallen konnte.

Dolly lachte auf. Es war das Lachen des Vaters, kurz und trocken. Nur im Spiel ihrer Finger zeigte sich das Übermaß ihre Erregung.

„Warum kommst du zu uns, Agnes, warum?"

Die junge Frau wechselte jäh die Farbe, ihre weiche, anmutige Gestalt neigte sich tief über das Kind, das von ihr fortstrebte zu seiner Puppe.

„Ich verstehe deine Frage nicht, Dolly. Deine ganze Art nicht..."

„Nein, die kannst du nicht verstehen, das weiß ich. Du verstehst überhaupt nichts von mir. Du gehörst nicht zu uns. Ich bin dir, was dir ein Zögling des Arnulfstiftes ist, nicht mehr. Also, nun laß mich auch. Dein Mann..."

„Nicht vor dem Kind", unterbrach Agnes und erhob sich. „Komm, wir gehen nach Haus."

Sie zog mit zitternden Händen die Kleine an, band ihr die breite, weiße Schutenschleife und hob die Puppe auf vom roten blumigen Teppich. Dann schob sie sie ins nebenanliegende Speisezimmer mit den geschnitzten hellen Eichenmöbeln und dem runden Ausziehtisch, an dem sie als Kind so oft ihre tiefsten Demütigungen erlitten, wenn sie mit Entziehung der süßen Speise bestraft wurde.

„Da spiel noch ein Weilchen, Iri. Mama kommt gleich."

Sie schloß die Tür und sah die Schwester mit ganz entsetzten Augen an.

„Dolly, ich begreife dich nicht. Du weißt, wie lieb ich dich habe, und sagst mir..."

„Was du nur an Mut nicht hast, dir selbst zu sagen: daß ich dir fremd bin, ich und Papa, und daß du uns noch fremder sein möchtest, weil du dich schämst, zu uns zu gehören. Aber so sei doch wenigstens ehrlich! Verschanze dich nicht hinter deinen Mann! Sage es, daß du den Namen hassest, den wir tragen, Papa und ich. Sage es, daß du bereit bist, uns zu verleugnen, glatt zu verleugnen, wenn dein Mann es wünscht. Denn du siehst nur mit seinen Blicken, hörst nur mit seinen Ohren. Gestehe es doch, daß du mich, ohne mit der Wimper zu zucken, von der Liste der Gäste gestrichen hast, die du zu deinem letzten Souper geladen hast. Euer Mädchen hat die Liste im Papierkorb gefunden und es unserer Anna erzählt. Gib doch zu, daß ihr absichtlich verreisen wollt, nur um bei der Jubiläumsfeier nicht zugegen zu sein — gib das alles doch zu!"

„Dolly, liebe Dolly..."

Frau Agnes ergriff die kleine, schmale Hand, legte den widerstrebenden, dunklen Kopf an ihre Schulter und küßte die brennend heißen, trockenen Lider der Schwester.

„Wir wollen jetzt öfter zusammenkommen, und du wirst sehen, es sind Gespenster. Du redest dir dummes Zeug ein... ganz dummes Zeug."

Dolly schüttelte den Kopf.

„Nein, nein. Besser wäre es, wir kämen noch seltener zusammen — viel seltener. Ja... ja..."

Sie lächelte jetzt wieder, beinah resigniet, und dieses Lächeln gab ihrem Gesicht einen Ausdruck seltsamer Reife.

Sie war nun wieder ganz ruhig, gab der Schwester Handschuhe und Täschchen und sprach von gleichgültigen Dingen. In der Tür sagte Agnes noch: „Denke dir, Dolly, es ist mir gelungen, einer ehemaligen Schulfreundin von mir ein Stipendium vom Arnulfstift zu verschaffen. Die arme Person war in die furchtbarsten Verhältnisse geraten, ganz untergegangen beinah. Wir haben da eigentlich die Statuten ein bißchen vergewaltigt, aber Kurtel hat ein gutes Wort für sie eingelegt bei der Generalsitzung. Ich war ihm wirklich riesig dankbar. Er ist ein so guter, prächtiger Mensch. Man muß ihn nur kennen. Jetzt arbeitet sie in einem photographischen Atelier, sie soll furchtbar fleißig sein und sehr begabt. Du glaubst gar nicht, Dolly, wie wunderschön das ist, einem Menschen aufzuhelfen."

Das gütige, weiche Gesicht der jungen Frau strahlte. Sie hatte, methodisch, wie sie war, den letzten der sechs Handschuhknöpfe zugemacht und schlüpfte nun in die Jacke, die Dolly ihr lässig hinhielt.

Dann umarmte sie Dolly und sah ihr zärtlich in die Augen.

„Wenn du dich mit Kurt ein bißchen freundschaftlicher stellen wolltest," sagte sie leise, „ist es denn gar so schwer?"

„Aber ich habe ja nichts gegen ihn", sagte Dolly achselzuckend. „Er kann eben nur nicht verstehen, daß



die Schwester seiner Frau ganz anders ist als seine Frau. Als fremde Dame würde ich vielleicht sogar die Ehre haben, ihm zu gefallen — nur als Schwägerin passe ich ihm nicht."

Agnes lachte leise. Sie blieb gern und bewußt an der Oberfläche bei heiklen Fragen. Dies leise, weiche Lachen klang Dolly noch in den Ohren, als die Schwester bereits das Haus verlassen hatte. Sie stellte sich ans Fenster und sah, mit welch anmutiger Würde die junge Frau ihr kleines Mädchen führte. Ein Herr kam ihnen entgegen und grüßte tief und ehrerbietig.

Und es lag etwas in diesem Gruß, was ihr, der Schwester, wehe tat, was beinah ihren Neid erregte. Und so ließ sie den Vorhang fallen, den sie soeben zurückgeschlagen hatte, und läutete dem Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Farmerleben in Amerika.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen von Intern. Publications Co.

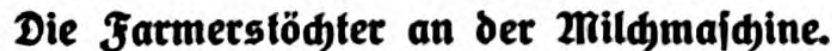
Der Farmer ist eine eigenartige Figur im amerikanischen Volk. In ihm verkörpert sich mehr als in andern Bevölkerungselementen der erbeingesessene Anglo-Amerikaner, der Yankee, der in den Neu-England-Staaten an der Küste des Atlantischen Ozeans vorherrschend ist. Doch ist er von hier längst westwärts gezogen, wo der Boden reichere und leichter zu erwerbende Schätze verhieß, z. B. nach Kansas. Freilich ist der Yankeefarmer nicht mehr schlechthin „der" amerikanische Farmer. Die europäische Einwanderung hat noch andere amerikanische Farmer geschaffen, wie den irländischen Farmer, den skandinavischen Farmer (Minnesota) und vor allem den deutschen Farmer, der zumal den mittleren Westen der Kultur erschlossen hat (Wisconsin, Missouri, Ohio, Illinois), aber auch im Osten (Pennsylvania, Neuyork, Neujersey) vielfach zu treffen ist. Selbstherrlich und frei sitzt der Farmer auf seinem Eigentum, in dem stolzen Bewußtsein, daß er wirtschaftlich und politisch eine Macht ist in dem glücklichen Land, das zugleich Agrar- und Industriestaat ersten Ranges ist. Wie seine Weizenernte und Fruchternte ausfällt, wird von den Dollarkönigen an den Börsen des Landes mit größter Spannung beobachtet. Wie er bei Präsidentenwahlen oder Staatswahlen stimmen wird, bildet die ängstliche Sorge der Politiker, denn sie wissen, daß er die Wahlen entscheiden kann. Das Haus, in dem diese wichtige Persönlichkeit wohnt, ist ziemlich bescheiden (Abb. S. 2077). Es ist allemal aus Holz, daher im Winter schlecht heizbar und im amerikanischen tropischen Sommer unangenehm heiß. Oft hat es nur zwei Stockwerke: eins zu ebener Erde, eins unterm Dach. Meist ist es schneeweiß, während die Fensterläden grün sind, und stets hat es an einer Seite oder um die Ecke herumgebaut eine Veranda, die der Lieblingsaufenthalt der Familie im Sommer ist. Um die Veranda rankt sich irgend etwas Blühendes, Klematis oder Kletterrose. Ein lustiges Gärtchen mit allen möglichen Blumen ziert die Vorderseite oder ein saftiger Rasen. Hinter dem Haus stehen Gemüse und Obstbäume. So sieht des Farmers Haus überall aus, in Massachusetts wie in Ohio oder Kansas, wie es sich für das Land der Gleichheit gehört.

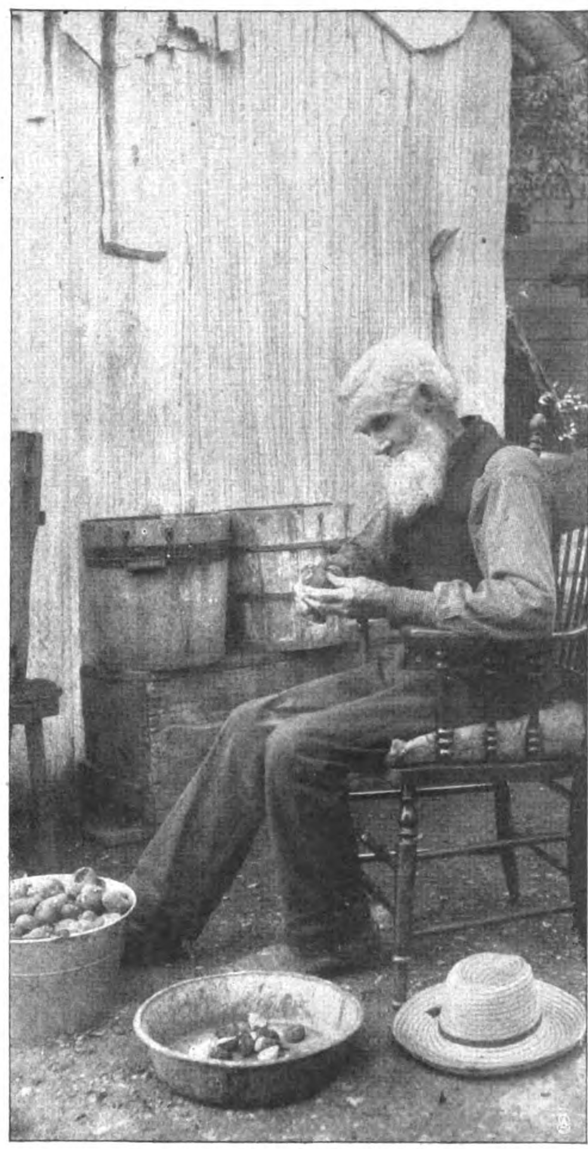
Hier haust der Farmer mit Frau und Kindern sehr anspruchslos, selbst wenn er ein schwerreicher Mann ist. Niemand wird ihm je seinen Reichtum ansehen. Zur Arbeit trägt er mit Vorliebe nur ein wollenes oder baumwollenes Unterhemde, Hosen, klobige Stiefel, auf dem Kopf einen breitrandigen billigen Strohhut. Ich lernte in Ohio plattdeutsche Farmer kennen, die aussahen wie Vagabunden und auf der Bank ein Vermögen hatten; oft von Rockefellers Gnaden. Ihr Acker lag über Oelquellen; Rockefeller hatte das Land gepachtet und leitete das Oel aus der Tiefe in dünnen Röhren auf dem Boden entlang nach einer Sammelstelle. Ringsherum bauten sie ruhig ihren Weizen. Sehr beliebt ist eine grobe, dunkelblaue oder braune Ueberhose aus festem Drillich, die noch die Brust deckt und über der eigentlichen Hose getragen wird. Die Hauptarbeit in der Bewirtschaftung der Farm bleibt dem „Old man" überlassen und seinen Söhnen oder gemieteten Farmarbeitern. Ungern nur betätigt sich der Sohn in der Landwirtschaft. Er geht lieber in ein Geschäft in der Stadt, das seinem beweglichen, auf das Spekulative gerichteten Yankeegeist mehr zusagt; oder er studiert gar auf einer Universität, mit Vorliebe Rechtswissenschaft, um dann später praktischer Politiker zu werden. Unzählige amerikanische Anwälte und Politiker von Ruf sind aus dem Farmerstand hervorgegangen. Seine Frau hält der Farmer von der Feldarbeit fern, wenn er irgend kann. Denn nach amerikanischer Auffassung gilt es für den Mann als unmännlich, seine Frau schwere körperliche Außenarbeit verrichten zu lassen. Sie ist genau so viel wie die reiche Frau von hoher gesellschaftlicher Stellung in der Stadt. Jedermann wird sie als eine „Lady" betrachten oder so nennen. Genau so, wie der Farmer erwartet, als „Gentleman" angesehen zu werden. Das hindert die Farmersfrau freilich nicht, in Haus und Hof und Garten wacker mitzuhelfen, vornehmlich im Haus, wo sie kocht, Früchte einmacht, Brot und Kuchen bäckt, das Essen bereitet, wäscht, flickt und alles peinlich sauber hält. Dabei unterstützen sie die Töchter. Auch sie sind vor allen Dingen „junge Damen"; aber die ärmeren müssen notgedrungen mit Hand anlegen. Zum Glück wird auch das Buttern zum Genuß, wenn ein netter junger Mann von des Nachbars Farm dabei hilft. Die wohlhabende junge Farmerstochter treibt die Farmarbeit mehr als Spaß, besonders wenn es sich um die leichte und angenehme Arbeit an der Milchmaschine handelt, die die Milch von der Sahne scheidet. Sie sitzt gern auf der Veranda im Schaukelstuhl, in den neusten Roman vertieft, oder übt auf dem Klavier im „Parlor" die neusten Stücke. Denn im Haus des begüterten Farmers darf das Klavier nicht fehlen.

Der „Alte" ist stolz auf die gebildete Tochter und trägt willig die Last seines Berufes. Sie ist schwer genug, besonders im Sommer zur Zeit der Ernte. Da ist er in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, um mit den Söhnen oder den Farmarbeitern das Getreide zu mähen oder es in die riesige Dampfdreschmaschine zu schütten oder die Kürbisse zu schneiden, die gewöhnlich zwischen Viehmais und Eßmais gepflanzt werden.






Die Farmerstöchter an der Milchmaschine.


Papa beim Kartoffelschälen.


Einfaches amerikanisches Farmerhaus.

Der süße Eßmais ist in Amerika ein nationales Gemüse, das wegen seiner Schmackhaftigkeit und seines Nährwertes außerordentlich beliebt ist. Feinere Delikatessenläden führen es auch schon in Deutschland. Im Westen, wo die riesigen Weizenfelder sind, leidet der Farmer zur Erntezeit gewöhnlich an Leutemangel. Um so willkommener sind ihm da die unbemittelten jungen Studenten der östlichen und westlichen Gymnasien und Universitäten, die als Farmarbeiter auf diese Weise während der Ferien ein hübsches Stück Geld verdienen und die Arbeit in Luft und Licht zugleich als eine Stärkung für Körper und Geist betrachten. Im Herbst ist die große Obsternte, namentlich Apfelernte. Dann werden die

prachtvollen Aepfel sorgsam in Fässer gepackt und wandern übers Meer, um in Deutschland als „Amerikaner" willige Käufer zu finden. Ein Ereignis für sich bleibt jedoch im November das Truthahnschlachten für den Danksagungstag. Was die Martinsgans dem Deutschen, ist der Truthahn mit Moosbeeren (cranberries, eine Art Preiselbeeren, nur größer) für den Amerikaner. Interessant ist übrigens ein besonderer Zweig der amerikanischen Landwirtschaft: die Zuckergewinnung aus einer bestimmten Ahornart. Die Bäume werden im Frühling angebohrt. In die Löcher werden kleine Röhren gesteckt, und aus diesen fließt der Saft in darunter gestellte Eimer. Kaum nötig, zu erwähnen, daß Johnny oder Freddy sich diese herrliche Gelegenheit zum Naschen nicht entgehen läßt, wenn der „Old man" nicht in der Nähe ist (Abb. nebenst.). Der Ahornzucker kommt viel in Form eines hellen, dünnen Sirups in den Handel, der mit Vorliebe zu heißem Weizenkuchen zum Frühstück gegessen wird.



Ein Schäferstündchen.

Am Sonntag winkt dem „Alten" endlich die verdiente Ruhe nach schwerer Arbeit. Da zieht er sogar eine Weste an und läßt sich von Muttern, die sich ebenfalls „feingemacht" hat, auf der laubumwachsenen Veranda des Hauses den wüsten Bart stutzen. (Auffällig ist, wie oft der prächtige Charakterkopf den bekannten Onkel-Sam-Typus zeigt, wie ihn Abraham Lincoln



Der kleine Johnny nascht Ahornzucker.

Die Dreschmaschine an der Arbeit.

darstellte). Dafür schält er ihr dann hinter der Küche die Kartoffeln zum Sonntagsmahl. Dann fährt er mit Weib und Kind im leichten Vierräder (buggy) zur Kirche, die er um keinen Preis versäumt, denn die Kirche ist für die Farmersfamilie zugleich gesellschaftlicher Mittelpunkt. Den Sonntagnachmittag verbringt er daheim, höchstens besucht er Nachbarn. Seine liebste Unterhaltung liefert ihm das kleine Landblättchen, das ihm, dem geborenen Politiker, von der Lokalpolitik erzählt oder von allerlei Familienklatsch. Seine wahre Erholungzeit ist aber der Winter, wenn er mit den Bekannten im Laden des Krämers um den

Einsammeln der Kürbisse. — Oberes Bild: Mama bei der Sonntagsfrisur des „Old man“.



großen eisernen Ofen herumhockt und sein Maiskolbenpfeifchen raucht und Tabak kaut. Dann läßt er im Gespräch gern jenen trockenen, kaustischen Humor leuchten, für den Mark Twain der anerkannte typische Vertreter geworden ist. Sicher ist, daß der amerikanische Farmer es besser hat als sein deutscher Kollege, weil er meist einen reicheren Boden zur Verfügung hat sowie mehr Land und mehr Absatzmöglichkeiten. Daher braucht er auch nicht halb so viel landwirtschaftliche Kenntnisse. Wenn er krank wird, behandelt er sich am liebsten selbst mit Hilfe irgendeiner bewährten Medizin.

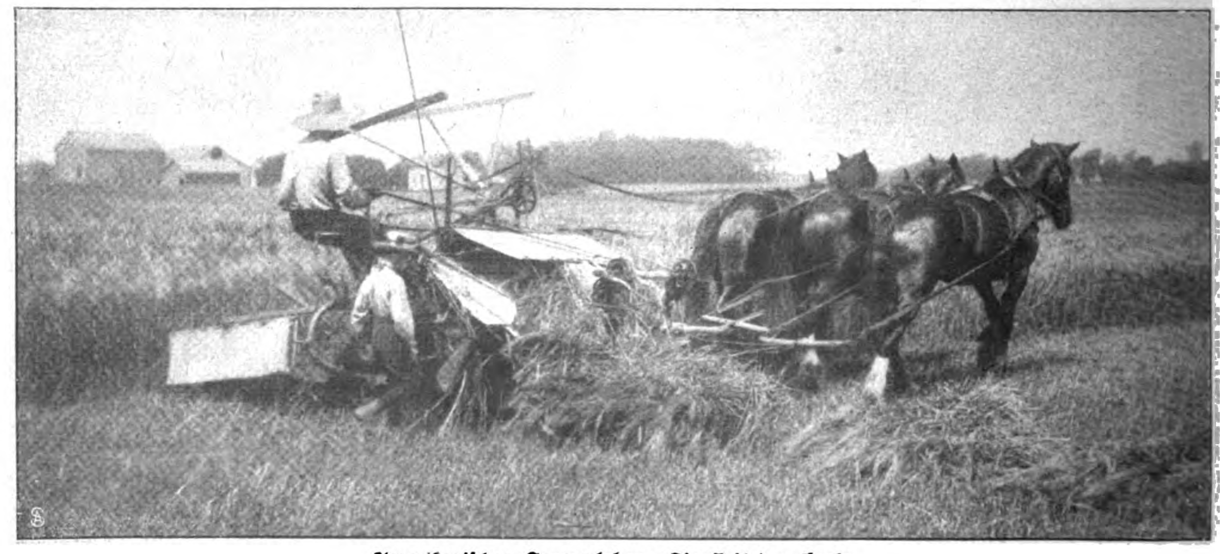


Fütterung der Schweine.



Bei der Ernte der „Amerikaner".

Das Bild, das ich (nur skizzenhaft freilich) hier von ihm zeichne, wäre nicht vollständig, wenn ich nicht erwähnte, daß er der besondere Liebling aller Karikaturisten und Mitarbeiter der Witzblätter ist. Als „Hayseed" (wörtlich Heusamen) muß er ständig in deren Spalten erscheinen und durch seine Harmlosigkeit, seine Gutmütigkeit oder Pfiffigkeit die städtischen Leser ergötzen. Ein Beispiel. Ein Neuyorker Sommergast hat aus Erkenntlichkeit dem Farmer einen farbenprächtigen Papagei geschickt, erhält aber keinerlei Antwort. Auf eine Anfrage kommt eine kurze Postkarte: Ausgesehen hat der verrückte Vogel ja sehr schön, aber um ihn zu verdauen, dazu gehört offenbar ein Neuyorker Magen.



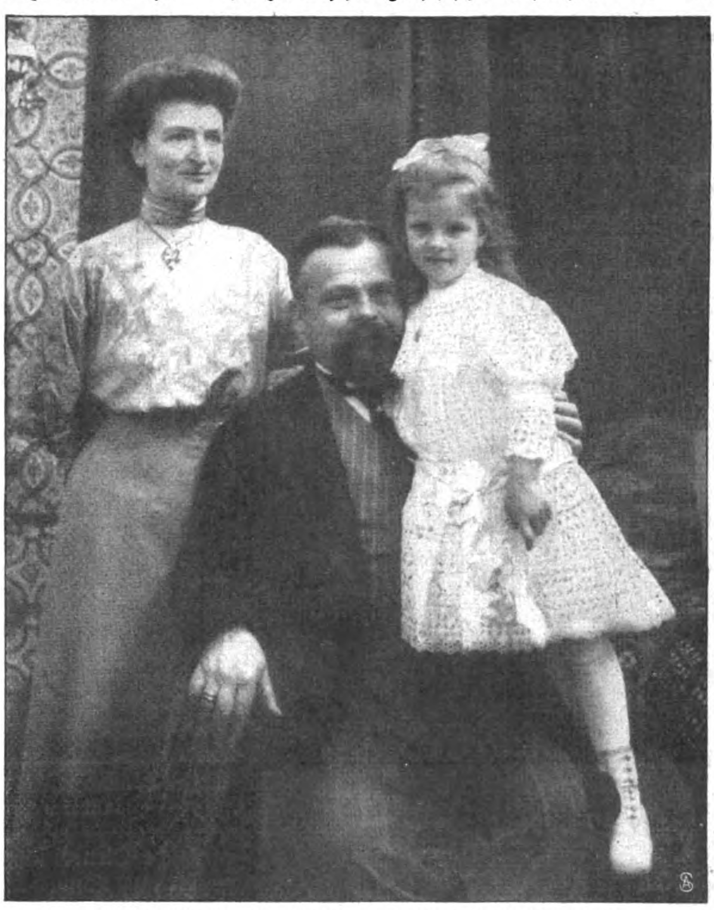
Amerikanisches Farmerleben: Die Zeit der Ernte.

Beim deutschen Konsul in Tunis.

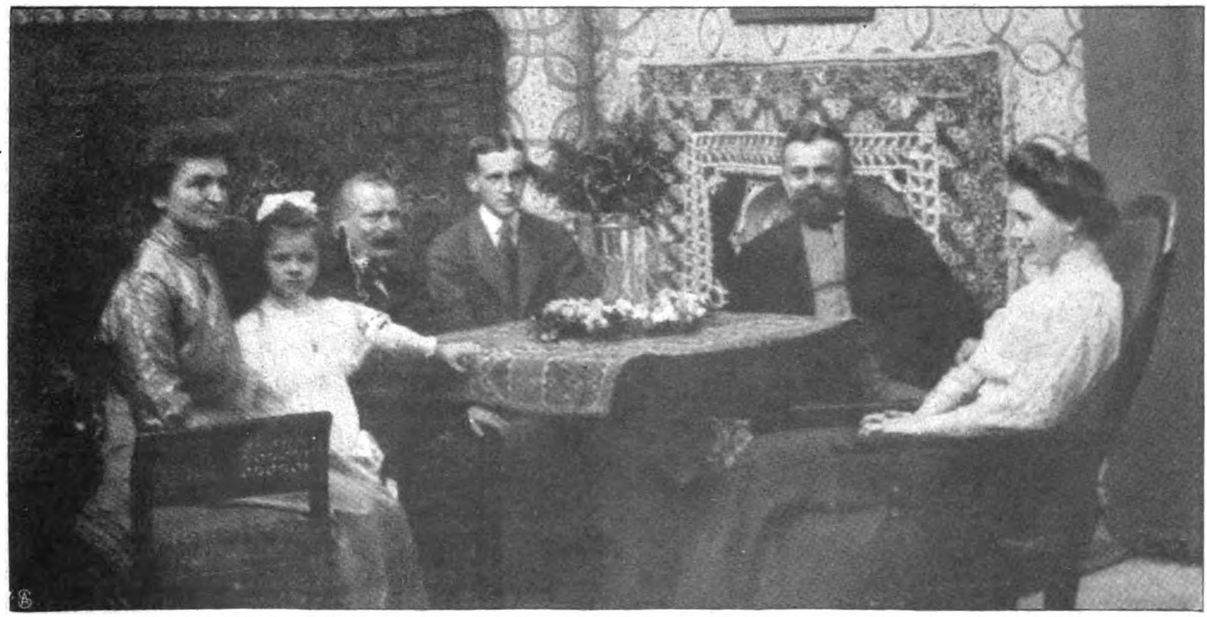
Von Max Nentwich. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Nicht alle Reisende haben, wenn sie das Ausland aufsuchen, dort offiziell mit dem Vertreter ihrer Heimat zu tun; wer in Tunis dem deutschen Konsul seine Aufwartung zu machen hat, dem ist es nicht gerade leicht gemacht, sich zurecht zu finden. Die breite Avenue de France, die palmenbesetzte Hauptstraße von Tunis, nebst all ihren Nebenstraßen ist zwar von durchaus europäischem Charakter, zeigt hohe Häuser mit Balkons und großen Geschäftslokalen in den Erdgeschossen; an der Porte de France aber, dem Monumentaltor, das den Abschluß der Avenue bildet, hört das übersichtliche Europa auf, und der Orient beginnt mit seinen engen, winkligen Gäßchen, seinen niedrigen, fensterlosen oder dicht vergitterten Fensterchen, seinen duftenden Garküchen, seinen stuhllosen arabischen Cafés und den Moscheen mit spitzen Türmchen und runden Kuppeln. Und in den bisweilen nur anderthalb Meter breiten Passagen, überwölbten Gängen, Ecken, Impassen und Verkaufshallen herrscht der bunte Turban, der rote Fes, der weiße Burnus und der schwarze Jaschmack.

Hier mitten in diesem rein morgenländischen Milieu befindet sich das deutsche Konsulat, hier wohnt der Vertreter des Deutschen Reiches Gustav Graf von Hardenberg mit seiner Familie. Der kleine orientalische Palast, den Graf Hardenberg bewohnt, hat seine eigene Geschichte, die uns Deutschen die Erinnerung an keinen Geringeren erweckt als an den Forschungs-



Gustav Graf v. Hardenberg, deutscher Konsul in Tunis,
mit seiner Gemahlin Margarete, geb. Gräfin v. Pfeil u. Klein-Ellguth, und seinem Töchterchen Herta.



Von links. Gräfin v. Hardenberg. Komtesse Herta. Sekretär Ballhorn. Werner Graf von Alvensleben. Graf v. Hardenberg. Frl Erna v. Rosen

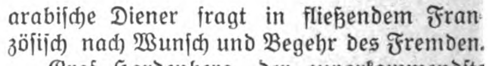
Ein Plauderstündchen im Heim des Grafen v. Hardenberg.



reisenden Gustav Nachtigal, den Taufpaten unserer Kolonialpolitik. Als der Bei von Tunis im Jahr 1864 den jungen deutschen Mediziner als seinen Leibarzt nach Tunis berief, bezog Dr. Nachtigal eben diesen Palast mit der unscheinbaren Außenfront und stattete die Innenräume ganz nach seinem Geschmack aus, suchte die besten Marmorfußböden und die schönsten arabischen Wandfliesen heraus, pflanzte an die Türen der hohen Zimmer blendend weiße Säulenpaare und zog sogar mit seinem kleinen Palmengarten in die erste Etage der benachbarten italienischen Botschaft — man bewohnt hier sehr häufig ein Zimmer in der Nachbarschaft. Schon 1869 brach Nachtigal zu seiner berühmten großen Reise in das innere Afrika auf, wurde nach seiner Rückkehr nach Deutschland zum Generalkonsul, dem ersten deutschen Konsul in Tunis, ernannt und bezog nun als Vertreter des Deutschen Reiches wiederum das gleiche Haus, das er sich vor einigen Jahren selbst ausgestattet hatte.

Alle Nachfolger des ersten deutschen Konsuls Nachtigal haben dieses Haus bewohnt. Ein bescheidenes Bogenportal empfängt den Besucher; der dort postierte arabische Diener fragt in fließendem Französisch nach Wunsch und Begehr des Fremden.

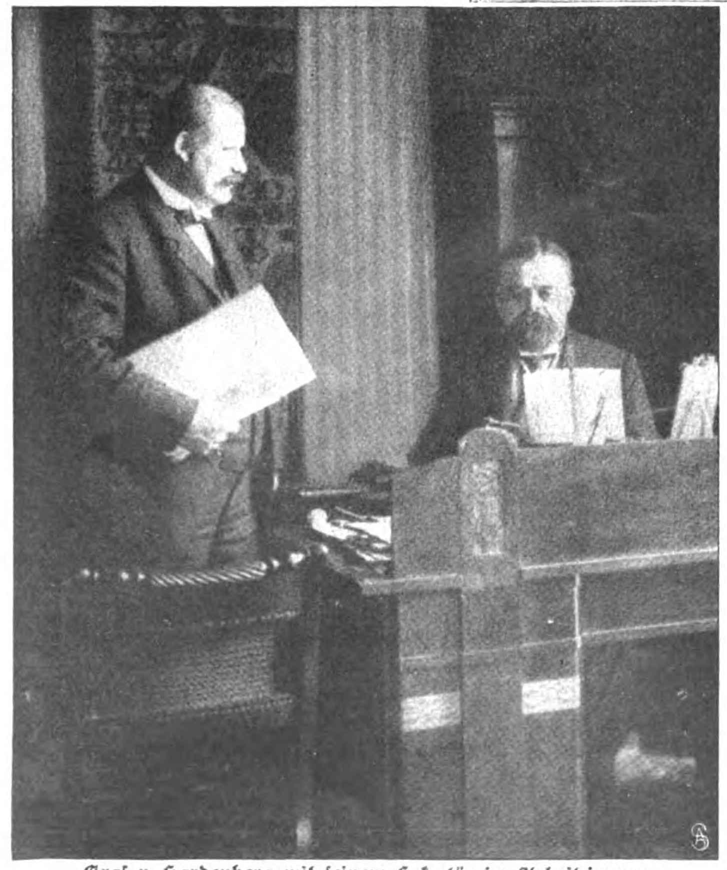




Gräfin v. Hardenberg erteilt der ältesten Tochter in ihrem Zimmer Unterricht.

Graf Hardenberg, der zuvorkommendste und jovialste Beamte, den man sich denken kann, der aber trotz allem die exakte Strammheit des preußischen Offiziers nicht verleugnet, führte mich das dunkle Treppengewölbe empor, und wir kamen in den Patio, den Zentralraum jedes orientalischen Hauses. Hier wurde ich der Familie vorgestellt, zunächst der Frau Gräfin oder, wie der Gastherr launig meinte, der „Hausfrau", einer äußerst liebenswürdigen, feinsinnigen Dame, die in mir einen Landsmann mit jener Herzlichkeit begrüßte, die jedes Sichfremdfühlen sofort ausschloß. Dann kamen die beiden Töchterchen, Herta, die ältere, und Margareta, das um zwei Jahre jüngere Schwesterchen.

Plaudernd gingen wir durch die Reihe der Zimmer, die um den von Oberlicht erhellten Patio liegen: durch das ruhige, dunkel möblierte Arbeitzimmer des Grafen, durch das zierlicher und freundlicher gehaltene Zimmer der Gräfin, durch den vornehm eingerichteten Salon usw. Alle Räume sind ausgestattet mit einer großen Anzahl wertvoller Erwerbungen, die der Hausherr als Konsul in Genua, Florenz, Neapel, Sansibar, Prag und in der Delagoabai machte. Besonders hervorzuheben ist der Reichtum an orientalischen



Graf v. Hardenberg mit seinem Sekretär im Arbeitzimmer.





Von links: Komtesse Margareta; Gräfin v. Hardenberg; Frl. v. Rosen; Komtesse Herta; Graf v. Alvensleben; Graf v. Hardenberg.

Die gräfliche Familie im Salon des Hauses.

Teppichen. Bis auf den in fein abgetöntem Rosa durchgeführten Salon mit seinen diskreten, seidenen Tapeten weisen alle Zimmer Steinfliesen vornehmster arabischer Arbeit als Wandbekleidung auf, und neben Kelims aus der Oase Oudref hängt ein Regulator unverfälscht deutscher Provenienz, neben original türkischen Taburetten steht ein ganz moderner lederner Klubsessel. Da ist eine ganze Herde Elefanten in allen Größen vorhanden, von dem wohl einen Zentner schweren Ebenholzexemplar bis zu kleinen, zierlichen Elfenbeinfigürchen. Auf einen schwarzen Schrank mit Schubladen werde ich besonders aufmerksam gemacht; er ist ein Meisterwerk alter Holzschnitzkunst. In seinen beiden Fenstern leuchten wundervolle japanische Goldstickereien.

Welch herzliches Verhältnis hier im Hause herrscht, davon überzeugte mich die Art, wie der Konsulatsekretär Herr Ballhorn, der mit seiner deutschen Gattin und seinen vier Kinderchen in einem schmucken arabischen Haus seinen eigenen Hausstand führt, von seinem Vorgesetzten und dessen Gemahlin behandelt wird: er gehört einfach mit zur Familie und nimmt nicht nur teil an der Arbeit, sondern auch an den Plauderstündchen.

So schied ich aus dem Hause des Vertreters des Deutschen Reiches in Tunis mit dem erfreuenden Bewußtsein, daß deutsche Art und deutsches Wesen hier in der Fremde einen guten Platz gefunden haben.

Die Reise nach Baden.

Roman von

Annemarie von Nathusius.

7. Fortsetzung und Schluß.

Zu ihren Häupten dehnte sich eine silbermatte Helle, in der das Sternenlicht sachte verglomm, am gegenüberliegenden Wald zogen sich pfeilartige Nebelstreifen hin, der Boden unter ihnen hauchte eine feuchte Kälte aus, und bald waren auch, noch wie aus Schlaf und Traum, verworrene Vogellaute zu hören.

Arlesheim sprach noch immer vorwurfsvoll auf Gerda ein und konnte nicht verstehen, weshalb ihr Entschluß unabänderlich sei.

„Es ist nicht die Tante allein!" gestand sie verwirrt, kam aber trotz seinem heftigen: „Aber was denn sonst —" nicht weiter in ihrer Beichte. Wie hätte sie ihm ihre Lage erklären sollen? Er mußte dieses Rätsel schon mit in den Kauf nehmen. Zu bekennen: „Ich kam hierher mit dem Rest meiner Habe, weil ich sicher war, dich hier zu finden, und ich das Schicksal herausfordern wollte, uns zu vereinigen!" Das wäre ihr schwerer geworden als der Tod. Diese Handlung mußte jeden Schimmer von Mut und Sehnsucht verlieren, wenn sein Auge darauf fiel. Noch nie war Gerda tiefer erschrocken als bei diesem Gedanken. Wirklich? War seine Seele doch nicht edelmütig genug, sie zu verstehen? Würde er sie wohl als frivole Abenteurerin verachten? Wenn sie aber an seine Brust sank und bekannte: „So hab ich getan aus Sehnsucht nach Glück und Liebe!?"

Ehe sie hinabstiegen, mußte es geschehen. Hier oben fand sie vielleicht noch die Kraft zu dieser furchtbaren Demütigung — unten nie und nimmermehr. Es war ein so blutiger Kampf zwischen Stolz und Liebe, daß sie ungewollt seine Hand preßte, worauf er sie bestürzt anblickte und den Widerschein der Not in ihren vom Tagesgrauen umspielten Zügen entdeckte.



„Du hast ein geheimes Leiden? Was fehlt dir? Muß ich denn wirklich so erbärmlich um ein bißchen Zutrauen winseln?" beschwor er sie, wohl ernstlich besorgt. Aber seine Sucht nach Küssen, die jeden Anlaß benützte, verhinderte auch jetzt wieder, daß sich ihr Herz ihm zuneigte.

„Oh, lassen Sie, ich kann nicht, bitte, lassen Sie mich los!" fing sie enttäuscht zu weinen an, ließ ihn dann aber kraftlos gewähren, als er sie doch noch einmal zurück auf eine Bank zog und sie mit bloßen Liebkosungen zu trösten suchte. Einige Minuten später fühlte sie sich wie durch Tage entfernt von dem Bekenntnis, das sie ihm machen wollte. Eine trübselige Ermattung hatte sich ihrer bemächtigt, in der alle Leiden und Freuden zu einem schleichenden Bächlein zusammenflossen. Es war zuviel, vielzuviel für eine Menschenbrust! Zehn Tage! Ein Schlachtfeld ohne Waffenstillstand, ein Krieg ohne Erbarmen. Nur noch die Augen schließen — auf Gnade oder Ungnade — weiter hatte sie kein Verlangen mehr. —

Ritterlich hielt sie Arlesheim in seinen Armen, bis sie sich wieder ein wenig erholt hatte. Er quälte sie auch nicht mehr mit Bitten, die zu gewähren ihr so schwer zu fallen schien, sondern vertröstete sich auf den Nachmittag und auf Zusammenkünfte, die er in den kommenden Tagen an ihrem neuen Aufenthaltsort mit ihr verabreden wollte.

Arm in Arm traten sie den Rückweg an. Gerdas Knie bebten, und oft, wenn sie ihre Stütze vergaß, mußte sie lachen vor Schwäche. Dann tat es ihr nicht leid, wenn er sie, geizend um die letzten Minuten, wieder und wieder an sich zog. Es war ja doch die schönste Nacht ihres Lebens!

Als sei es den zweien nur aus Mutwillen vorangelaufen, stellte sich das reine, jubelnde Glück wieder ein. In beider Herzen lebte ein rechter Sonnenaufgangsgedanke! Der Glaube an baldige Gemeinsamkeit. O Tau der Sommernacht, Singsang der Frühe — wie frisch und heiter blickte der erwachende Tag!

Des Paradieses Tore waren aufgesprungen!

* * *

Das war der Tag des Aufbruchs für die hochfahrenden, schlemmerhaften Gäste, die aus dem Kranz der Badener Sommertage nur die acht reichsten Ähren rupfen mochten. Es gab Fazite mit Gold-, Silber- und Trauerrand, geglückte und gescheiterte Pläne. Etliche waren gekommen, um mit der erdrückenden Übermacht ihres Besitzes zu zeigen, daß sie zu leben verstanden und sich nicht lumpen ließen, wo es darauf ankam. Diese Leute schwuren zwar nicht zu hoch, indem sie sich für die „Buben" in dem großzügigen Spiel hielten, die alle andern Trümpfe durch ihr Gewicht übertrafen, aber genau wie den Kartenbuben hing auch ihnen stets etwas Lächerliches an, das sie mit dem besten Willen nicht abstreifen konnten.

Zu diesen Gästen gehörte Herr von Lederer, der Kohlenbaron. Er saß kurz vor Mittag im Salon seiner Gattin, die gerade den Abbruch der Zelte überwachte und derweilen mit dem Herrn Gemahl noch einen harten Strauß auszufechten hatte. Der fürstlich ausgestattete, im ersten Stock gelegene Raum glich jetzt einem eleganten Schneideratelier, denn sämtliche Tische, Stühle und Sofas waren mit Toiletten belegt, und riesenhafte Kofferschlünde gähnten vor den Türschwellen, tüchtig angehauchte Jungfern folgten den schroffen Befehlen der Meisterin, die ihre schlechte Laune nicht unter den Scheffel stellte. Der kleine Baron schien im Gegenteil in ganz brillanter Stimmung, wie immer, wenn es nach Haus ging, und darum bot er seinen ganzen Humor auf, um Frau und Tochter mit seiner Heimkehrfreude anzustecken. Das war nicht leicht. Seit dem frühen Morgen tat er nun schon diesen Aufklärungsdienst ohne den geringsten Erfolg. Die Tochter beugte sich mit ihrer Augen stillem Weinen über das Balkongitter, die teure Gattin jedoch lag ihm noch immer mit einem nichts weniger als frommen Wunsch in den Ohren. Es hatte sich nämlich am gestrigen Ballabend herausgestellt, daß die Familie Wollenberg ihr Reiselager von Baden nach Luzern verlegte, welche Neuigkeit den Damen Lederer einen panischen Schrecken einjagte. Das konnte nur begreifen, wer die jahrelange Rivalität zwischen den beiden Emporkömmlingshäusern kannte, eine Rivalität, ähnlich jener der Montague und Capulet im alten Verona, nur daß die erstere in schnödem Ehrgeiz statt in tödlichem Haß begründet war. Man zog nicht in rasender Mordgier gegeneinander vom Leder, sondern man überbot sich im Bau von Palästen, in gesellschaftlichen Veranstaltungen, in der Jagd nach Mitteln und Titeln. Wo sie konnten, gruben sich diese Streber das Wasser ab und machten einander herunter in einer Weise, daß die schadenfrohen Dritten reichlich zu lachen hatten. Wer sie aber unter sich reden hörte und dabei ihre Gesichter studierte, wähnte zweifellos, die innigsten Freunde beisammen zu sehen.

Frau von Lederer war krank vor Kummer, weil ihr Mann sich hartnäckig weigerte, den Wollenbergs nach Luzern zu folgen.

„Ich habe dieses Wettlaufen zwischen dem Hasen und dem Swinegel nun gründlich satt!" gab er mit einem sehr unpassenden, ja beleidigenden Vergleich zu verstehen. Aber das war so seine Art, sich selbst ins Fleisch zu schneiden, wenn er andern weh tun wollte.

„Aber Max, merkst du denn nicht, worauf es abgesehen ist? Ich sagte dir doch, daß die Oberhofmeisterin Zieten in dem gleichen Hotel wohnt! Die soll ihnen jetzt den Weg ebnen und uns verbauen, die Rangordnung beim Empfang zu ihren Gunsten einrichten! Oh, ich habe eine feine Nase für diese Schliche!"

„Nu, wenn schon!" platzte Herr von Lederer höchlich belustigt heraus. „Ob ihr euren Knicks zehn Ellen weiter vorn oder hinten macht, ist doch ganz schnuppe. Dafür laß ich noch nicht mal 'n Papierdrachen steigen!"

Und dabei blieb er, obgleich die entrüstete Gattin wahre Schauer von Vorwürfen, Protesten und Drohungen auf sein Haupt niederrauschen ließ. Umsonst, daß sie ihn an seinem weltmännischen Gewissen zu fassen suchte, indem sie das Fashionable der Luzerner Woche, dieses neuste „Qui vive" der besitzenden Klasse, hervorhob. Lederer sehnte sich ganz einfach zurück in seine vier Wände, wo er den ebenso kostspieligen wie ermüdenden Kothurn des frischgeadelten Multimillionärs ablegen und dafür die Pantoffeln eines witzigen Börsianers anziehen durfte. Er hatte sich die kurze Kampagne in Baden zwölf braune Lappen kosten lassen, und dabei schien — er warf einen mißvergnügten Blick auf die ausgebreitete Damengarderobe — noch manches nicht eingerechnet. Das war gerade genug.

Ein Stockwerk über diesem Salon fand zur gleichen Zeit ein anderer Aufbruch statt. Hätte das geknickte Fräulein von Lederer und deren zornkochende Mutter einen Blick in das Gemach über ihren Häupten tun können, wären ihre kleinen Sorgen wohl zerstoben vor der Schmerzensglut, die dort oben herrschte.



Seit zehn Uhr lag Gerda von Hellern halbangekleidet, zu keiner Handlung fähig, auf der Chaiselongue, während Kattie und Lisette unter furchtsamem Flüstern und Deuten die Koffer füllten. Es war ein Eilbrief von Tante Klärchen angekommen, in dem diese von einem ihrem Sohn begegneten Jagdunglück schrieb und Axels Zustand als sehr schlimm darstellte. Da darin auch ein Telegramm erwähnt war, hatte Kattie ihre Sünde bekennen müssen, und um sich zu entlasten, erzählte sie der Herrin alles, was sie von der Ramin wußte. Das tat sie jedoch nicht ohne Hintergedanken. Indem Gerda den wahren Sachverhalt erfuhr, war ihr nach Katties Überzeugung der Weg zu den Verwandten für jetzt und allezeit abgeschnitten, und dies vollends, wenn dem allzu ehrversessenen Vetter das Sterbeglöcklein tönte. Dann war sie ganz allein in der Welt, und so schien es der klugen Miß Hope weitaus am besten. Sie ahnte ja, wie es zwischen Arlesheim und Gerda stand. Diese war, wenn sie auch noch so verschlossen tat, ein offenes Buch für Kattie, und nach deren Scharfblick mußte der Bund bereits geschlossen sein. Aber von all diesen kaltherzigen Gedanken ließ sie die Herrin nichts merken; sie hatte ihr eine Weile Mut zugesprochen, weil Gerda sich ja nicht das geringste vorzuwerfen habe, und als auch das die Arme nicht aus ihrer wortlos dumpfen Apathie aufwecken konnte, verstummte Kattie ebenfalls. Sie fragte nicht einmal, warum und wohin Gerda zu fahren gedenke. Voraussichtlich wechselten die Entschlüsse innerhalb der nächsten Stunde.

Um zwölf Uhr erhob sich Gerda und schrieb einige Zeilen, dann nahm sie ihre kostbarsten Schmuckstücke hervor, mit denen sie Kattie zu Picard schickte, dem sollten sie als Pfand dienen, bis sie ihre Schuld begleichen könne.

Eine Stunde später wurde ein prachtvoller Blumenkorb abgegeben, der kaum unbeschadet durch die Türöffnung ging. Seine Düfte erfüllten im Nu den ganzen Raum. Aber Gerda zollte ihm nur einen flüchtigen Blick, kein noch so mattes Lächeln zeigte sich in ihrem Gesicht über das blühende Liebeszeichen. Sie dachte nicht an Arlesheim, nur an den mit dem Tod kämpfenden Axel, der ihretwegen so namenlos elend werden mußte. Der vielleicht verschieden war in der gleichen Morgenstunde, als sie in den Armen eines andern die ganze Wonne des Daseins empfand! Jedesmal, wenn die Tür aufging, zuckte sie zusammen, sie wäre in Ohnmacht gesunken, wenn man die Todeskunde gebracht hätte.

Ihr Gehirn schien keiner andern Vorstellung mehr mächtig. Was geschah mit ihr, wenn sie spät am Abend dort drüben ankam und die Tante über die Leiche des Sohnes gebeugt vorfand? Und welches Leben erwartete sie an der Seite dieser Tiefgekränkten, die ja gewiß die Todesursache kannte und wohl auch um Axels unglückliche Liebe wußte? Ihr sollte sie eine Trösterin sein können? Schon der bloße Gedanke an diese Begegnung, an dieses Wiedersehen ließ ihr Herz zu Eis gefrieren.

„Das freundliche Haus im Heideland, der sturmsichere Zufluchtsort, bereit, Sie herzlich zu empfangen", diese Worte in Axels Brief hatten jetzt ihren Sinn verloren, eine Sturzsee war darüber hingebraust und nun keine Spur mehr davon zu sehen.

Welch andere Gedanken und Gestalten förderte nun ihre Erinnerung ans Licht, als in dem Rückblick, den sie vor wenigen Stunden getan hatte! Sie erkannte plötzlich eine harte Hand der Notwendigkeit, die von frühauf ihr Leben regierte. Da waren die sechs eintönigen Jahre der Waise im adeligen Magdalenenstift, wo ihr damals durch die Gnade einer fürstlichen Patin eine Freistelle eingeräumt wurde. Gab es noch eine Seele, die so viel bittere, verbitternde Demut schlucken mußte wie die ihre? Als wären seitdem erst Tage vergangen, fühlte sie noch die Stiche, die ihr versetzt wurden, wenn ihre Freundinnen von „Daheim" erzählten, von wohlbestellten, hochgeachteten Häusern, und dann hochmütig auf die arme Waise herabsahen! Das hatte aber ihres Herzens angeborenen Trotz und Widerstand nicht brechen können, so wenig wie die später folgenden Ermahnungen der Tante Berta, bei der sie nach ihrer Einsegnung ein Dachstübchen, ein Eckplätzchen am Tisch innehatte. Ja, der Kamm war wohl lange hart und schmerzhaft gegen den Strich ihrer Wünsche geführt worden, und trotzdem hatten sie alle miteinander ihre Wünsche zum Leben nicht ertöten können.

Dann kam ja wohl einer, der sie nicht demütigte, in dessen Welt ihre vor Hunger fast wahnsinnige Sehnsucht sogar nahezu Genüge fand, bis auch diese Quelle versiegte und ihr zum Elend gereichte. — Der kindliche, bis zum Schluß so gute, lustige Hellmut! Sie mußte daran denken, wie er zuweilen mit bleichem Kopfschütteln von „vor die Hunde gegangenen" Kameraden gesprochen hatte, die sich zuletzt gar auf irgendeine Anklagebank schleppen ließen. Das war ihm stets als das gemeinste vom Gemeinen erschienen, davor hatte er sich schließlich verzweifelt die Ohren verstopft, als auch seine Laufbahn in die Brüche ging. Wie war er nur dazu fähig gewesen, woher war ihm der Mut dieses letzten selbstbeschlossenen Augenblicks gekommen? Das, nein — sie schauerte wieder am ganzen Leib — das vermochte sie nicht zu fassen — der Gedanke riß noch immer den dunklen Abgrund vor ihr auf wie in jener Stunde, als sie ihn auf der Bahre anbrachten!

Was wollte nun dieses schreckliche Gesicht von ihr? Warum stieg auch das noch herauf, ihr Gemüt zu beschweren?

Zwei Tode grinsten sie mit grauenvollen Gesichtern an... Wie sich Gerda auch mühte, auf andere Gedanken zu kommen, ihr Sinnen und Trachten wurde immer wieder magnetisch angezogen von den beiden Leichen, die nun in ihrer kranken Phantasie nebeneinander lagen, als hätte sie der gleiche Grund hinweggerafft. Endlich hielt sie es im Liegen nicht mehr aus. Sie wollte sich etwas zu schaffen machen und fing damit an, ihre Reisetoilette zu vollenden. Aber gleich der Blick in den Spiegel war wieder verhängnisvoll, ihr eigenes Bild flößte ihr Abscheu ein. Plötzlich schrie sie laut heraus: „Was soll denn nun werden!" so daß Lisette vor Schreck die Seifenbüchse fallen ließ und die Herrin ratlos anstarrte. Beide schienen froh, als Kattie wieder eintrat, von deren Gelassenheit auch an diesem Tag des Heulens und Zähneklapperns noch ein Strahl von Zuversicht ausging. Sie brachte den Bericht, daß alles in bester Ordnung sei. Womit sie den Händler beruhigt hatte, brauchte Gerda ja nicht zu wissen! Ihr blieb jedenfalls noch genügend Barschaft, um mit Anstand fortzukommen. Erst nach dieser kurzen Unterhaltung schien Kattie den Blumenkorb zu bemerken. Ein heimlicher Triumph glitt über ihr Kindergesicht.

„Beautiful!" flüsterte sie in Andacht versunken. Und gleich darauf — ob nun im Zusammenhang mit Katties Entzücken oder nicht — wußte Gerda, was sie zu tun



hatte. Das bestellte Mittagessen rührte sie nicht an, bis um drei Uhr schrieb sie in fliegender Eile. Am Schluß des langen Briefes an Arlesheim, der die Nachricht von dem Duell, dessen Veranlassung und Folgen enthielt, war zu lesen: „— und nun, lieber Freund, lassen Sie mich Ihnen sagen, wie mir nach alledem zumute ist. Meine Koffer sind gepackt, aber noch weiß ich nicht, wohin die Reise geht. Ich fürchte mich so sehr, denn ich kann mich von Schuld nicht frei fühlen, und fürchte, verzweifeln zu müssen, wenn es mit dem armen Axel zu Ende ist. Er hat sein Leben fortgeworfen, weil er glaubte, daß ich ihm darin schon vorangegangen sei und das aus übergroßer Liebe zu mir nicht ertragen konnte. Ach, wenn es nur lauter Mißverständnisse wären! Aber er wußte, welch ein verzweifeltes Spiel ich hier spielte, in seinem strengen Gerechtigkeitsinn verdammte er diese Reise und mußte wohl zuletzt sehr gering von mir denken. O, wie hat er mich so warm gebeten, mir ein stilleres Glück, als ich es suchte, bereiten zu dürfen! Und ich Unglückliche mußte ihn so bitter enttäuschen, ihn, der mir seine Liebe jahrelang bewahrte, so treu und bescheiden, als wollte er sagen: ‚Natürlich nur für den Fall, daß Sie nichts Besseres finden!‘ Ich bin nicht schonungsvoll mit diesem guten Herzen umgegangen, ich habe ihn in meine Wirrsale hineinblicken lassen, ihn sogar als Rettungsanker gebrauchen wollen, als mir das Wasser zu hoch stieg, und nun — — wo nehme ich den Mut her, mich freizusprechen von Schuld an seinem Untergang? Heute abend trete ich vielleicht, wenn meine Füße mich tragen, an sein Lager. Ob er zu dieser Zeit noch einmal die ernsten grauen Augen zu seinem Schmerzenskind aufschlagen kann? Und wie wird mich dann sein Blick berühren? Ich fühle, wie diese schreckliche Ungewißheit mein Gehirn zerwühlt, ich möchte fliehen, wenn ich nur wüßte, wohin?

„Verzeihen Sie diese Verwirrung, die mich treibt, Ihnen das alles zu schreiben. Können Sie es begreifen und nachfühlen? Es sieht ja nun alles so ganz anders aus als ‚dort oben‘, wo mir lauter Glück zu winken schien.

„Leichter wird es Ihnen sein, zu verstehen, daß es mir in meinem jetzigen Zustand unmöglich ist, die verabredete Spazierfahrt zu machen. Wann und wo werden wir uns wiedersehen? Mir sind die Augen verbunden, ich weiß nicht das Geringste von meiner Zukunft. Irgendeine Nachricht, die Sie mir vielleicht noch zu geben wünschen, trifft mich bis um sechs Uhr auf meinem Zimmer. Leben Sie solange wohl, und seien Sie auch noch bedankt für Ihr liebevolles Gedenken. Ich will mir von Ihrem Blumengarten einen Strauß aussuchen und als einzigen Trost mit auf die dunkle Reise nehmen.

„Bedauern Sie ein wenig Ihre getreue

Gerda Hellern.“

Es konnte nicht fehlen, daß Arlesheim sogleich nach Empfang des Briefes den Versuch machte, die Schreiberin zu sprechen. Als er bei Gerda angemeldet wurde, mußte sie sich gestehen, ihn erwartet zu haben. Aber sie sah sich selbst nicht mehr ähnlich vor Aufregung. Nachdem sie Kattie und Lisette fortgeschickt hatte, lief sie schnell auf den Balkon und litt auf einmal nur noch in der Angst vor einer Demütigung, zu der sie in ihrem Brief vielleicht verleitet worden war. Sie konnte sich auf keine Zeile mehr besinnen. In ihrem Kopf war nur noch ein Wirbel — kein Oben und kein Unten mehr. Worauf kam es denn eigentlich noch an? Was lauerte da noch für eine Erwartung?

Arlesheim stand schon im Zimmer, weder hatte sie sein Klopfen vernommen, noch hatte er auf ihr Herein gewartet. Gerda mußte ihm notgedrungen entgegengehen.

Eine halbe Stunde später erinnerte sie sich genau bis auf die kleinste Kleinigkeit dieses Zusammentreffens. Ihr waren die Füße wie angewachsen, sie streifte ihn nur mit einem schnellen, ganz gegen ihren Willen matt lächelnden Blick, dessen sie sich sogleich schämte wie einer wüsten Blasphemie. Von da an begegnete er ihren Augen nicht mehr.

Arlesheim, der eine Bewegung machte, ihre Hand zu ergreifen, ließ auf halbem Weg davon ab und legte zuerst Hut, Stock und Handschuhe nachdenklich auf einen Stuhl, etwa wie ein Arzt, der zu einer sehr ernsten Konsultation gerufen wird.

„Es ist ja nicht zu sagen! Sie sehen ganz entsetzlich angegriffen aus. Und in dieser Verfassung wollen Sie reisen?“

Er sprach ganz leise, trat dicht vor sie hin, die sich aufs Sofa geworfen hatte, und hob dann doch ihre fieberheiße Hand an seine Lippen. Echtes Erbarmen blickte sie an, sie sah und fühlte es nicht. Irgendeine Eingebung tauchte in ihrem Kopf auf, eine Frage, ein Vorsatz, den sie eine Weile verfolgte, bis er unentschieden abriß und einem andern wich. Doch über all diesem fast irren Denken und Fühlen lag gleich einer glutroten Dämmerung die Gewißheit einer großen Schicksalswende.

„Ich unbegreifliches Menschenkind, mir selber fremd und dunkel, liege hier, ein Häuflein Elend, kann nicht mehr aufstehen, nicht glauben, nicht beten, nicht bereuen. Alle Lichtlein ausgeblasen. Wer hilft mir jetzt fort, wer weiß das rechte Zeichen zu einem neuen Leben? Ist dieser da mein Retter? Bald werd ich's wissen — Er sollte nur schneller sprechen, schneller, schneller — weil mein Kopf so entsetzlich hämmert und nicht warten will! Was er nur jetzt überlegen mag? Und Axel, der stirbt und denkt: um eine — — —? Was bin ich denn unter ehrlichen, guten Menschen? Gestern abend noch, heute früh — — da wußte ich alles, da sah ich mich weit, weit in die Zukunft hinein. Und jetzt — jede Aussicht verbaut, Angst, Verzweiflung.“

Zwischenhinein gab sie kurze, nur gehauchte Antworten auf Arlesheims Erkundigungen, ließ es auch geschehen, daß er, näher rückend, ihre Rechte nahm und streichelte. Es gab keine andere Wehr mehr für sie als Raserei, sie hätte sich auf den Boden werfen müssen — so drückte die wilde Erwartung ihre Brust zusammen.

„Ich weiß ja noch nichts, was Sie über sich beschlossen haben, und ob ich es jetzt wagen darf, Ihnen von uns zu sprechen?“ begann er behutsam, brach jedoch wieder ab, als er den Ruck spürte, der durch ihren Körper ging, und die tödliche Blässe auf ihren Wangen. „Was ist mit Ihnen? Soll ich rufen?“ Er sprang hoch und schien die Klingel zu suchen.

„Nein, nichts, niemand, es ist nichts!“ hielt Gerda ihn fast ohne Stimme auf mit einem fühlbaren Verlangen, ihn weiter anzuhören. Diesmal setzte er sich neben sie aufs Sofa, nahm ihren Kopf in beide Hände und sah sie lange forschend an. Aber sie hielt die Augen fest geschlossen und atmete fühlbar schwer auf. Er mußte sie fest an seine Brust drücken, um andere Gefühle in ihr zu erwecken.

„Hast du denn nicht an mich gedacht? Wie kannst du so verzweifelt sein? Es ist mein fester Wille, dich



jetzt auf Schritt und Tritt zu begleiten. Dieses Recht wirst du mir nicht absprechen. Es macht mich froh und stolz, daß du jetzt in meine Hände gegeben bist wie ein Waisenkind. Sieh mal, das finde ich einfach wunderbar. Ich bin auch der Mann, dich zu schützen vor Verzweiflung und törichten Selbstanklagen. Ich will dir sagen, daß ich dein Herz in jedem Zug verstehe und liebe. Hast du was anderes geglaubt? Ich müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich geschehen ließe, daß du wieder unter dem Druck eines unglücklichen Zufalls dies hochfliegende Herz verleugnest und dich vor der Welt, die du liebst, verkriechst und demütigst. Das darf nicht sein! Du hast dir eigene Gesetze geschaffen. Verwirf sie nicht, weil da noch ein Riß entstanden ist. Von nun an — was soll dich noch anfechten? Sage mir eine einzige Gefahr. Ich sehe keine. Aber besinne dich! Raffe dich auf. Was willst du jetzt tun? Fährst du hinüber zu den — ich gebe ja zu — sehr bedauernswerten Leuten, so komme ich mit. Ihre Stimmung könnte dich zerdrücken, aufreiben. Aber wäre es nicht überhaupt besser —" er machte eine Pause, damit sie ihn erraten möchte, aber ihr Haupt ließ er nicht von der Stelle, auf der es gebettet war. Darum konnte er auch nicht sehen, welche Rührung sich ihrer bemächtigt hatte, wie die lange Starrheit auftaute! Erst, als sie reden wollte und nicht konnte von tiefer Bewegung, drückte er sanft ihr Kinn hoch — und nun strömte beider Ergriffenheit zusammen; sie hielten sich lange fest umschlungen und hatten nur noch den einen Gedanken: Nun wird alles gut!

— — — — — — — — — — — — — — —

Gerdas Erwachen war ähnlich dem eines Bewußtlosen, der noch einmal die Augen aufschlägt, ohne Ahnung, was mit ihm vorging, und der dann plötzlich den Räuber bei der Arbeit sieht — —

Arlesheim besann sich zuerst wieder auf die traurigen Umstände, die ihn hergeführt hatten. Er zog die Uhr und überlegte. Gerda folgte ihm gespannt, sie merkte, daß dies die Abreise betraf. Er sah sehr finster, bekümmert aus.

„Muß es denn aber durchaus sein? Wollen Sie sich wirklich dieser Qual aussetzen?" drang er flüsternd auf sie ein. „Ist es nur Pietät — dann muß ich Sie geradezu warnen. Sie können sich einen Nervenchok holen. Ist es aber innerste Notwendigkeit, hinzufahren und das Elend anzusehen — wenn Sie absolut nicht anders können, gut, aber wozu wollen Sie denn mit Sack und Pack hinüberziehen? Dort können Sie ja doch nicht bleiben! Nehmen wir das Beste an: Ihr Vetter überwindet die Krisis und erholt sich in einigen Wochen — Wollen Sie ihn pflegen? Sind Sie dazu berufen, ihm Mut zum Leben einzuflößen? Das muß ich doch sehr bezweifeln. Bedenken Sie! Ist es aber zu Ende — ja, lieber Himmel — was fangen Sie denn mit der jammervollen Mutter an? Sie müssen ja um den Verstand kommen. Gerda!"

Er kniete mit flehender Miene vor ihr nieder und sah, ihre Hüfte umspannend, beschwörend zu ihr auf: „Wenn Sie mich lieben, tun Sie das nicht. Ich fürchte für Ihre Gesundheit, für unser Glück, für alles! Das Elend, an dem Sie so schuldlos sind wie ich, wird Sie dennoch überwältigen, es wird Ihnen alle Kraft aussaugen, bis Sie sich selbst so entfremdet sind, daß die andern alles mit Ihnen machen können. Sie werden die leidende Frau heimbegleiten und glauben, ihr den Sohn ersetzen zu müssen. Und ich — werde — Sie verlieren!"

Seine Zähne knirschten, er drückte den geliebten Körper mit aller Gewalt und vergrub den Kopf in ihren Schoß. Gerda tat es weh, ihn in solchem Zweifel gemartert zu sehen, sie wollte ihn darüber beruhigen, aber stärker als dieser war eine noch ungelöst in ihrem Grunde lauernde Angst.

„Warum verlieren?" rief sie bestürzt. „Nach einigen Monaten oder Wochen — was kann ich wissen, auf mich kommt es ja doch nicht an. — Ich werde warten, bis Sie kommen und mich holen. Niemand wird mich hindern, Ihnen zu folgen. Was fürchten Sie? Wieviel mehr habe ich wohl zu fürchten, wenn ich getrennt von Ihnen bin und warte" — —

„Aber wozu sich überhaupt trennen, auch nur einen Tag? Wie können Sie das wollen?" rief er außer sich — und da, ja da stand Gerdas Herz still, und nur ein Sinn war noch lebendig. Sie horchte. Sie spannte ihr Gehör an, als müsse sie Unausgesprochenes erlauschen, als könne sie seinen Worten zuvorkommen. Sachte zog er ihren Kopf zu sich herunter.

„Weißt du auch, daß schon — in dieser Stunde, ein stiller, traulicher Winkel zu unserm Glück bereit ist? Daß ich schon seit Tagen vorsorgte, weil ich so sehr gewünscht und gezittert habe, dich für mich zu gewinnen? Du brauchst nur zu nicken. Noch heute abend können wir fahren, und morgen nachmittag zieht dann ein seliges Pärchen durchs Tor von Wartenstein. Weißt du nicht mehr? Die Bilder der grünen Burg, die dir so sehr gefiel? Du sagtest: ‚Da oben möcht ich einen Herbst verbringen und hinabträumen auf die wimmelnden Weinberge.' Willst du das, Schatz? Bist du bereit?" Er war lauter Zärtlichkeit und Verführung, ganz hingerissen von seinem Antrag, und zitterte für dessen Aufnahme. Fand sie wohl den Mut, die Augen zu verschließen vor dem Jammer, der ihr auf der andern Seite winkte? O, wie wollte er sie dann anbeten für diese Selbstüberwindung und sie auf Händen tragen!

Arlesheim sah die Geliebte aufs neue in Mattigkeit versinken, er begegnete einem unbeschreiblichen Schmerz in ihrem Antlitz, vor dem er erschüttert zurückwich, und ließ es geschehen, daß Gerda sich erhob und auf die Klingel drückte. Es blieb ihm keine Zeit mehr, sie zu fragen, zu bestürmen, denn Kattie, die offenbar gelauscht hatte, streckte sogleich den Kopf durch die Tür.

„Kommen Sie herein!" sagte Gerda mit erschöpfter Stimme, indem sie ihre glühende Stirn an das kühle Fensterglas schmiegte. Aber obwohl sie sich mit der letzten Kraft an dem eisernen Griff zu halten suchte, wäre sie doch ohne Katties und des Herzogs Beistand zusammengebrochen. Die beiden führten sie zur Chaiselongue und rieben ihre Schläfen mit Essig.

Als Gerda die Augen wieder aufschlagen konnte, hauchte sie: „Ich will ein wenig schlafen. Gehen Sie, Durchlaucht. Vielleicht sehen Sie in einer Stunde wieder nach mir." Dazu lächelte sie ein tief befremdliches, weissagendes Lächeln, das sich Arlesheim mit dem ernstlichsten Bemühen doch nicht erklären konnte. Sein Blick ruhte lange, schwer besorgt und schmerzlich auf dem geliebten Haupt.

„In Gottes Namen, wenn Sie sich nur wirklich ausruhen und nicht mit unnützen Gedanken quälen wollten! Ich darf also wiederkommen und hoffen, Sie gefaßter zu finden?"



„Gewiß, Durchlaucht. Ich verspreche Ihnen — ganz ruhig und gefaßt!“ erwiderte Gerda mit der gleichen müden Stimme.

Dann ging er doch ganz beruhigt und hoffnungsvoll hinaus, nicht ohne Miß Hope die Sorge um ihre Herrin warm ins Gewissen zu reden. Diese begleitete ihn einige Schritte bis zur Treppe, es tat ihr wohl, ihn so wie der zärtliche Herr im Hause reden zu hören. Seine Worte waren Manna für ihre lechzende Seele. „Endlich am Ziel!“ jubelte sie im Vorgefühl eines baldigen endlosen Dolcefarniente, im Triumph eines wohlverdienten Erfolgs. Daß es keine bloße Vermutung war, merkte sie deutlich aus einem gewissen vorbereitenden Wesen des Herzogs, das auf feste ausgemachte Pläne schließen ließ.

„O Gott, und um ein Haar hätte uns Gerdas unberechenbares Gemüt noch einen bösen Streich gespielt!“ erschauerte sie noch einmal in Gedanken an die letzten, düsteren Stunden. Der Herzog ließ sich herab, die Hand der kleinen Miß mit einem Kuß auszuzeichnen und ihr freundlich zuzulächeln.

Kattie warf ihm einen bewundernden Blick nach: „Welch ein Mann!“

Ihre Seligkeit erlitt jedoch einen Stoß, als sie wieder an Gerdas Tür kam und diese verschlossen fand. Wozu nun das? Sie klopfte und rief recht turteltaubenhaft: „Nur ich bin's, Kattie!“

Die Tür blieb geschlossen.

„Bis ich rufe, will ich nicht gestört sein, sorgen Sie dafür!“ gab Gerda zurück.

Diese hatte sich inzwischen erhoben und hielt sich eine Weile mit bebenden Knien aufrecht. Es war ihr, als müsse sie etwas suchen. Doch konnte sie lange nicht darauf kommen, was es war. Sie trug noch das nasse Tuch um die Stirn, es deckte ihre Augenlider zur Hälfte und gab ihr ganz das Aussehen einer Kranken.

„Ist es nun genug?“ hauchte sie, von einem ekelhaften Frost befallen, der ihr von den Beinen an langsam den Rücken hinaufkroch. Es war ihr, als müsse sie in ihrem Gehirn zuerst einen großen Block fortwälzen, ehe sie imstande sei, wieder einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Allein der wich und wankte nicht, wie sie sich auch mit all ihrer Energie dagegen stemmte. Mitten drin erhob er sich hart und zackig, eine furchtbare Beschwer: „Nur eine Dirne sah er in mir!“

Darüber hinaus reichte keine Vorstellung mehr, die armen, matten Gefühle hüpften wie gefangene Hündlein an dem kalten Gestein empor.

„Nur eine Dirne — —“

Wo kam denn sonst diese lähmende Kälte her? Draußen floß ein milder Regen, der alles Land erfrischte und in tausend Düften aufschauern ließ aus langer Trockenheit. Und gerade so war doch eben noch ihr Herz durchtränkt worden von seliger Lust — — Die Spuren leidenschaftlicher Umarmungen, verzückter Hände waren noch nicht erloschen auf ihrer Haut, und die Schauer der Liebe zitterten noch leise nach in ihren Sinnen.

Mit einem erstickten Schrei sank sie zu Boden, sie vergrub ihr Gesicht in dem dicken Smyrnateppich, und die Finger der ausgestreckten Hände bohrten sich in die Wolle.

Und auf einmal überstürzten sich die Gedanken wie die Wellen der Sturmflut. Ich gab mich ihm hin mit gläubiger Seele, ich habe vergessen, wer er ist, nur noch an seine Liebe gedacht und wie ich mich ihrer wert machen kann. Er hat in mich hinein gesehen, ein Herz ohne Falschheit tat sich ihm auf — o, ein so offenes und vertrauendes, daß davon ein Blinder sehend geworden wäre! Nichts konnte ihm mehr verborgen sein, ich habe mich ihm zu Füßen geworfen und gebeten: „Wenn du mich liebst, hebe mich auf!“

Und was war seine Antwort? Er warf sich wie ein Tiger über mich hilfloses Weib und gab mir zu verstehen: „Nur eine Dirne — —“

O, wie wahr, wie unsäglich wahr und gut hast du prophezeit, du lieber, armer Axel. O, hätt ich dir besser zugehört! Dir, dem einzigen, der mich verstand, und der mich wert hielt seiner ganzen, alles umfassenden Liebe! Ich hab es ja nicht gewußt, wie weh ich dir tat, du Treuer — ich mußte ja meinen Phantomen nachjagen und uns beide zur Verzweiflung treiben. Verzeihe mir's, wenn dein letzter Seufzer kommt! Verzeihe mir, dem eitlen, genarrten Weltkind! Ich habe meinen Lohn, und ich folge dir nach!

Sie hatte bald keinen Sinn mehr dafür, daß ihre Gedanken zu sprechen begannen, die Zunge redete ohne ihr Wissen, ihr Weinen wurde lauter und verlor sich in völlige Raserei. Auf dem Korridor standen Kattie und Lisette, die sie anriefen und an der Türklinke rissen. Die Kranke hörte es nicht. Auf allen Vieren kroch sie zu ihrer Handtasche, deren Inhalt sie umstürzte und durchsuchte, bis sie Axels Brief gefunden hatte. Einige Seiten durchflog sie mit irren Augen, dann stürzte sie sich mit dem Papier wieder zu Boden und bedeckte die Schriftzüge, den Namen mit unzähligen Küssen!

Die draußen hörten lange nur, bald wimmernd, bald schreiend, das eine Wort: „Axelchen, mein Axelchen!“ Aber wie sie auch riefen und pochten, die Verzweifelte ließ nicht ab von ihrem Wahn. Sie erwachte erst, als Anstalten gemacht wurden, die Tür mit Gewalt zu öffnen.

Da richtete sie ihre Blicke plötzlich mit eiskaltem Entsetzen nach dem Balkon, sie raffte ihre Papiere hastig zusammen, als sorge sie, ihrer beraubt zu werden, und flüchtete sich hinaus unter den grauen Himmel. Von einem andern Balkon wurde ihr zugerufen, aber sie stand mit dem Rücken gegen das Geländer und starrte auf ihre Zimmertür. Das ganze Stockwerk schien ihretwegen alarmiert, ein Arzt und ein Schlosser wurden gerufen. Das gänzlich besinnungslose, von schlafarmen Nächten, schweren Weinen und aufregenden Erlebnissen überwältigte Gehirn erzeugte jedoch als letzte Ausgeburt die Vorstellung des gehetzten Wildes. Als die Tür unter Tritten und Brecheisen krachte und nachgab, stieg Gerda von Hellern rücklings auf den in der Ecke des Geländers postierten Korbstuhl und stürzte sich unter vielfachen Schreien der ohnmächtigen Zuschauer in die Tiefe.

Obgleich sie auf weichen Gartengrund fiel, war sie nach wenigen Minuten eine Leiche. — Sie hatte das Genick gebrochen.

Das edle Gesicht hingegen war ohne die geringste Entstellung, als man die Tote umdrehte, und die Schrecken des Sturzes schienen ein Gefühl des Triumphs über die mißlungene Verfolgung nicht ganz ertötet zu haben, denn der leicht geöffnete Mund barg noch ein friedliches Lächeln. Ihre Rechte umschloß krampfhaft ein paar beschriebene blaue Blätter.

Ende.



Rotwild.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Wer einmal im tiefen Schweigen hehrer Waldeinsamkeit plötzlich die urige Gestalt eines deutschen Edelhirsches vor sich auftauchen sah, der vergißt sobald solchen Anblick nicht, denn wohl jeden überrieselt beim Erblicken des Königs der Wälder ein Schauer, sind doch selbst alte Jäger gegen das „Hirschfieber" nicht gefeit, und jede Wiederbegegnung mit einem Hochgeweihten wird daher stets aufs neue zum Ereignis.

Hoch am Bergrücken haben wir uns angesetzt, fernab vom Hasten und Treiben der Welt nimmt die Stille uns gefangen, in die wir gespannt hineinlauschen mit der Frage im Herzen: ist alles Leben rings für immer verstummt, sind wir nur noch übriggeblieben? Im ersten Frühmorgenschimmer nehmen die Felstrümmer und modernden Waldriesen auf der weiten Lichtung allmählich Gestalt an. Dort der gewaltige Block scheint ein zu Stein erstarrter Riese zu sein, der im Fallen die wuchtige Keule weit von sich geschleudert hat, deren mächtiger Schaft nun zur Höhe emporragt, unerreichbar für den kurzen Arm eines winzigen Epigonen.

Ein leises Knacken läßt uns zur Seite sehen. Gegen den dunklen Tann hebt sich schattenhaft ein grauer Fleck ab, regungslos blicken wir starr auf den hellen Punkt, der bald schärfer, bald verschwommener schimmert. Nun formt sich unser Auge und die rege gewordene Phantasie im schummrigen Schein des grauenden Tages das Bild des längst mit Spannung Erwarteten zurecht: ein Hirsch ist's, und was für ein gewaltiger Recke, der jetzt Schritt um Schritt vertraut auf uns zuzieht. Fast auf der Höhe angelangt, äugt der Zwölfender scharf nach uns hin; da der Wind aber gut für uns steht, trägt ihm kein Hauch die allem Waldgetier so verhaßte Menschenwitterung hinüber, auch übermitteln ihm die Lauscher das Hämmern und Klopfen unseres Herzens nicht. Minutenlang verharrt der Hochgeweihte da vor uns in lauernder Haltung, die Abb. S. 2091 so charakteristisch wiedergibt.

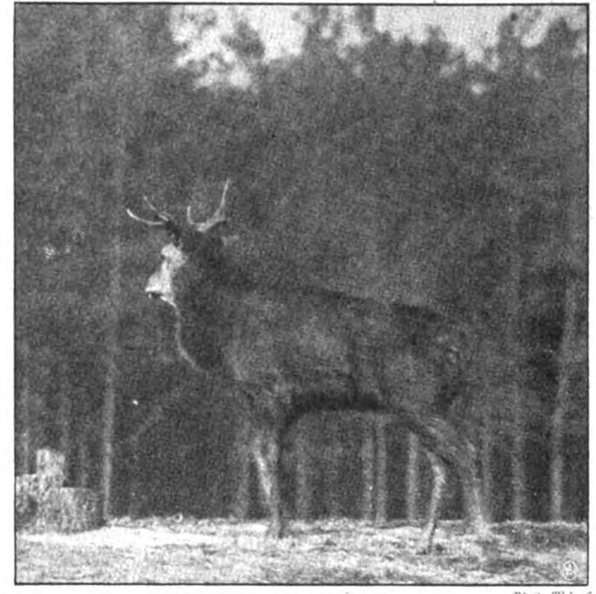


Phot. R. Hilbert, Rathenow.

Hirsche im Stangenwald.



In der Suhle.



Der sogenannte „Mörder“.

Phot. Rich. Hilbert, Rathenow.



Das Leittier.

Langsam wendet sich der Hirsch dem Rudel zu, das sich, während wir den soeben genossenen Anblick in uns aufnahmen, weiter abwärts auf der Blöße verteilte. Gemächlich äst sich der Zwölfender von uns fort. Die eigene Vorsicht mahnte ihn zur Rückkehr zum Rudel, uns hat er nicht wahrgenommen. Vertraut überläßt der Pascha nun die Wache über seine Sicherheit dem ältesten beim Rudel stehenden weiblichen Stück (Abb. obenst.), dem Leittier. Im Vollgefühl verantwortlicher Wichtigkeit scheint sich die „alte Tante“ zu fühlen, nur wenig Aesung nimmt sie auf, dagegen sind Windfang und Lauscher in ständiger Bewegung,



Hirschfütterung im Winter.





Phot. A. Hilbert, Rathenow

Ein sichernder Zwölfender.



Ziehende Hirsche im Schnee.

um jede Gefahr rechtzeitig zu wittern. Sollte sie das geringste Zeichen von unserer Anwesenheit erhalten, so würde sie mit einem kurzen Ruck zusammenfahren und das Rudel in voller Flucht mit sich fortreißen.

Wie eigenartig sind auch hier die Rollen verteilt. Sie, die Alte, die so manches Kälbchen großgezogen und durch Gefahr und Wintersnot gebracht, sie, die einst die Schönste im Rudel war, um deren alleinigen Besitz sich der Platzhirsch wie ein Rasender gerauft, fand in der letzten Brunst nicht einmal einen Spießer als Galan. Nun hat sie sich in ihr Geschick gefügt, des Rudels treue Hüterin ist sie geworden.

Auch der „Mörder“ (Abb. S. 2090) ist unter dem Rotwild eine interessante Figur. Meist trägt ein derart benannter Schadhirsch ein abnorm gebildetes, zurückgesetztes Geweih, dem vielfach die Augensprosse fehlt; ist die eine Stange länger und, wie bei dem im Bild dargestellten, gleich einer Heugabel geformt, so steht einem so bewehrten Gegner eine Waffe zur Verfügung, die ihn unüberwindlich macht. Wie untenstehende Abbildung zeigt, ist der Angriff kämpfender Hirsche zunächst fast immer frontal, nach einigen Finten krachen die Geweihe gegeneinander, ein Hin- und Herschieben beginnt, das den Schwächeren bald ermüdet, worauf der Stärkere sich durch



Phot. R. Hilbert.

Der „Mörder“ beim Rudel.

ein kurzes Zurückrucken die Wucht zu einem Flankenstoß holt, der den Weichenden unfehlbar erreicht, wenn seine Flucht zur Seite nicht gewandt genug ausgeführt wird. Dann heißt es fliehen oder geforkelt bald im Wundbett verenden. Einem „Mörder“ gelingt es bei derartigen Kämpfen häufig, die dolchartigen Stangen dem Gegner in die Lichter (Augen) zu bohren. Mit aller Ueberlegung überwindet aber auch gelegentlich ein Platzhirsch seinen geringeren Feind, indem er ihm schräg von seitwärts die Augensprossen

Kämpfende Hirsche.

zwischen die Stangen stößt und nun mit gewaltiger Hebelwirkung versucht, dem Ueberlisteten durch Drehen das Genick zu brechen. Gelingt es beiden Kämpfern nicht, wie nur leider oft genug, rechtzeitig die ineinander verschränkten Stangen auseinanderzureißen, so bleiben beide wohl auf der Walstatt und verenden als „verkämpfte Hirsche“. Ein Drama im Wald!

Zu allen Jahreszeiten ist das Verhalten des Edelwildes verschieden. Der heimliche „Feisthirsch“ des Sommers, der sich Kühlung in der Suhle sucht (Abb. S. 2089), ist zur Brunstzeit im Herbst ein rücksichtsloser Raufbold, während er zur Winterzeit vertraut die Futterplätze annimmt und Flanke an Flanke mit dem gehaßten Feind der erst kürzlich im Liebesrausch verflossenen Wochen das „Tischlein deck dich“ umsteht, das der sorgliche Heger dem darbenden Wild bereitet.

Besonders im Hochgebirge sind im Winter die Verluste trotzdem oft geradezu erschreckend zu nennen. In die tief verschneiten Gräben brechen die geschwächten Tiere ein, Glatteis zerschneidet ihnen die Läufe, und selbst die größte Sorgfalt des Forstpersonals hilft gelegentlich nicht, alles Rotwild an den Futterplatz zu gewöhnen; geradezu eigensinnig steigen, besonders die starken Stücke, in unzugängliche Revierteile, und eine Unzahl von Fallwild deckt dann der immer dichter rieselnde Schnee. Wie erfreulich ist es daher für den treuen Heger, wenn er schließlich den ganzen Rotwildbestand an den gutbesteckten Raufen versammelt sieht.

Bilder aus aller Welt.

Die numismatische Firma O. Helbing Nachf. in München veranstaltet demnächst eine interessante Auktion alter Porträt- und Erinnerungsmedaillen, unter denen sich Stücke von großem historischem sowohl als auch künstlerischem Wert befinden.

In Dresden verschied vor kurzem der Geheimrat Dr.-Ing. Klaus Koepke, einer der ältesten und angesehensten Fachleute auf dem Gebiet des Brücken- und Eisenbaus. Er hat das 81. Lebensjahr erreicht.

In diesen Tagen feiert der Berliner Lehrergesangverein sein 25jähriges Jubiläum. Seit der Gründung dieser sehr bekannten und mit Recht geschätzten Vereinigung ist Prof. Felix Schmidt ihr Dirigent. Erster Vorsitzender des Vereins ist zurzeit Herr Lehrer Zissel.

Der älteste diensttuende Musikmeister der deutschen Armee, Musikdirektor Georg Asbahr, feierte seinen 70. Geburtstag. Der ausgezeichnete Musiker leitet schon seit vielen Jahren die Kapelle des Regiments Kronprinz Nr. 104 in Chemnitz.

Die koburg-gothaische Opernsängerin Frau Johanna Leisner wurde nach einem erfolgreichen Gastspiel als Primadonna an das Stadttheater in Düsseldorf engagiert.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Medaille von 1663.

Geprägt anläßlich der preußischen Erbhuldigung in Königsberg.

Johann Georg v. Sachsen.
Porträtmedaille auf die Vermählung des Kurprinzen mit Anna Marie von Dänemark.

Unsere Aufnahme der Lady Gordon-Lennox, einer Schwiegertochter des Herzogs Richmond, zeigt die junge Aristokratin in der Nähe des Schlosses Gordon beim Fischen im Spey. Sie fing damals einen vierzig Pfund schweren Lachs.

Max Battke, der Dirigent des Berliner Mozartchors, der Begründer und Leiter der beliebten Jugendkonzerte, hat als Musikpädagoge einen neuen Erfolg errungen. Die von ihm erfundene neue Primavistamethode soll an allen österreichischen Volksschulen eingeführt werden. Zu diesem Zweck wird Direk-





Albert VI.
Herzog von Leuchtenberg, geboren 1584.
Porträtmedaille von Alessandro Abondio.



Phot. E. Raupp.

Geh. Rat Dr.-Ing. Koepke †
Dresden, hervorragender Techniker.



Prof. Felix Schmidt, Dirigent.



Lehrer Zissel, 1. Vorsitzender.

Zum 25jährigen Jubiläum des Berliner Lehrergesangvereins.



Kgl. Musikdir. G. Asbahr,
beging seinen 70. Geburtstag.



Frau Johanna Leisner,
koburg-gothaische Hofopernsängerin, wurde als Primadonna nach Düsseldorf engagiert.



Hofphot. Rothberger.

Max Battke,
bekannter Musikpädagoge, begründete die 10 Jahre bestehenden Berliner Jugendkonzerte.

tor Battke in allen österreichischen Landeshauptstädten Kurse für Lehrer abhalten, deren Kosten die k. k. Regierung trägt.

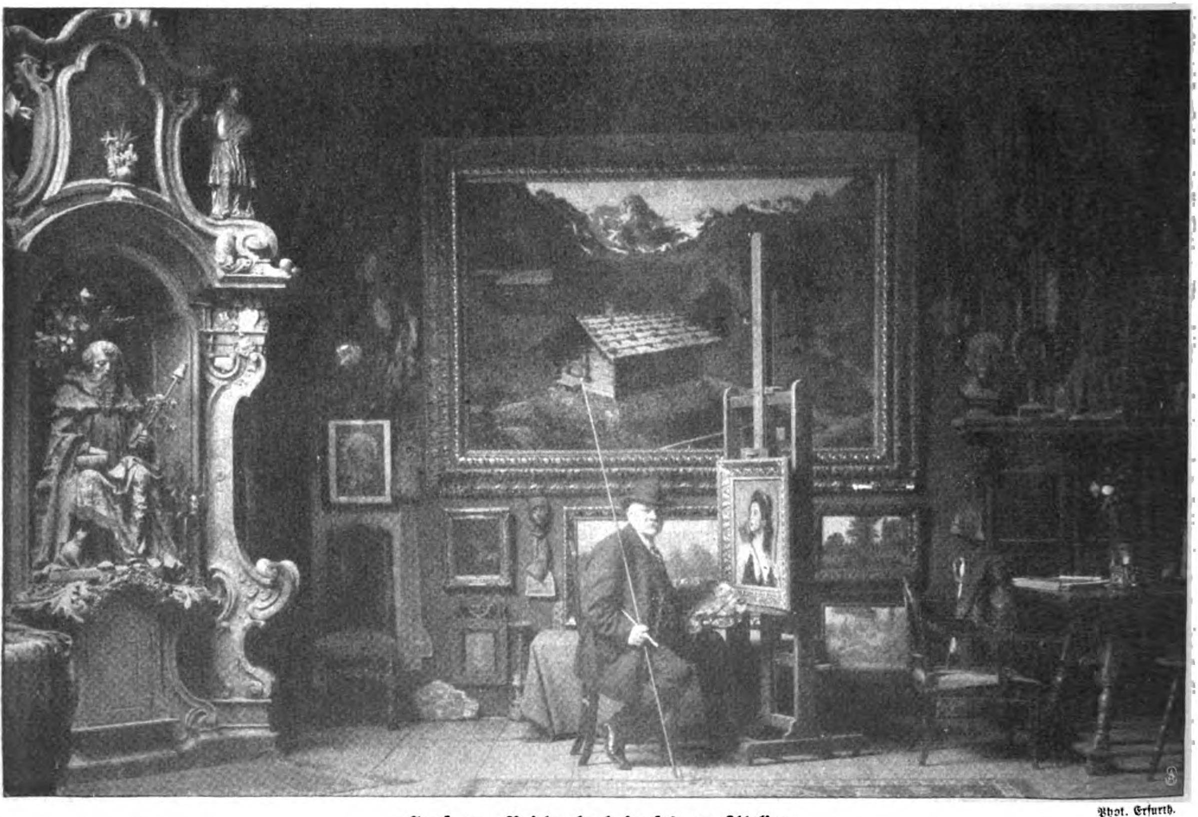
Der Maler Graf Woldemar von Reichenbach in Wachwitz bei Dresden ist kürzlich vom König von Sachsen zum Professor ernannt worden. Der geachtete Künstler ist aus der Weimarer Kunstschule hervorgegangen, wo er bei Gussow und Brendel arbeitete. Die Galerien zu Dresden, Weimar und Stockholm besitzen bedeutende Werke von ihm.

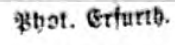


Lady Bernard Gordon-Lennox beim Salmfischen
als Gast des Herzogs von Richmond und Gordon auf Gordan Castle.

Dauthendeys historisches Drama „Spielereien einer Kaiserin" hat auch in Hamburg viel Interesse erweckt. Bei der Aufführung im dortigen Thaliatheater gab Frau Käthe Franck-Witt die Rolle der Kaiserin Katharina und errang durch die interessante Auffassung der Gestalt einen großen Erfolg.

Fräulein Elisabeth Aschinger, die Tochter des jüngst verstorbenen Gründers der populären „Aschinger"-Betriebe August Aschinger, hat sich mit dem Legationssekretär der Berliner bulgarischen Gesandtschaft Herrn





Phot. Erfurth.

Graf von Reichenbach in seinem Atelier,
bekannter Maler, wurde zum Professor ernannt.

Atelier Bieber.

Frau Käthe Franck-Witt als Kaiserin Katharina I.

in dem Schauspiel „Spielereien einer Kaiserin" bei der Aufführung in Hamburg.


Atel. Bieber.

Frl. Elisabeth Aschinger.


Phot. Witte.

Alex. Const. Keremektschiew,
Leg.-Sekr. der Kgl. Bulg. Gesandtschaft.
Eine Verlobung in der Berliner Gesellschaft.

Alexander C. Keremektschiew verlobt. Der Bräutigam, eine in diplomatischen Kreisen sehr beliebte Persönlichkeit, ist bulgarischer Leutnant d. Res.

Das Erdbeben vom 16. November war in Württemberg ganz besonders heftig. Unter den vielen Gebäuden, die Beschädigungen erlitten, befindet sich auch die alte Wurmlinger Kapelle. Uhland, Schwab und Kerner haben das kleine Gotteshaus in schönen Liedern besungen, denn es hat oft in der Geschichte Schwabens eine Rolle gespielt. Nun droht dem ehrwürdigen alten Gemäuer der Einsturz, denn es weist arge Risse auf. Hoffentlich gelingt es, diese geheiligte Stätte künftigen Generationen zu erhalten.


Phot. Gebr. Metz.

Die beschädigte Wurmlinger Kapelle zwischen Tübingen und Rottenburg.
Ein Opfer des Erdbebens vom 16. November 1911.

Der deutsche Turnverein in London erfüllt nun schon seit 50 Jahren die Aufgabe, mitten im englischen Sporttreiben den nationalen Sinn der deutschen Turnerei unter unseren in London lebenden Landsleuten lebendig zu erhalten. Das fünfzigjährige Jubiläum des Vereins wurde durch ein Fest gefeiert, an dem der deutsche Botschafter und 500 andere Gäste teilnahmen. Alle Festredner wiesen auf die große Bedeutung hin, die der jubilierende Verein als Mittelpunkt des deutschen Lebens in London besitzt.

Die Weihnachtsfeste des von der besten Gesellschaft Berlins eifrig geförderten Wohltätigkeitsvereins „Bienenkorb" genießen einen berechtigten Ruf. Unser Bild von einer Probe beweist, wie künstlerisch und heiter auch das diesjährige Fest werden wird.


Gruppe aus dem Festspiel, darstellend die deutschen Städte, in denen die ersten Turnvereine gegründet wurden.

Vom 50jährigen Jubiläum des deutschen Turnvereins in London.


Phot. Briegleb.

Freiin von Massenbach. Frl. v. Römer. Frl. v. Uechtritz.

Vom diesjährigen Weihnachtsfest
des Berliner Vereins „Bienenkorb": Schäferinnengruppe.

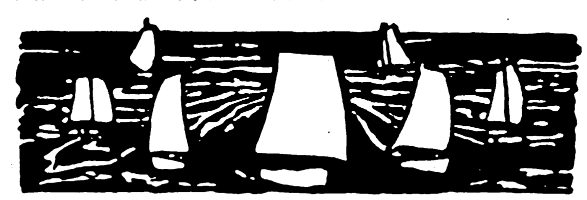


Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 50. | Berlin, den 16. Dezember 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

7. Dezember.

König Georg und Königin Maud von England halten feierlichen Einzug in Delhi, wo sie von den regierenden indischen Fürsten empfangen werden.

Die belgische Deputiertenkammer lehnt am Schluß einer Kongodebatte ein von der Linken beantragtes Mißtrauensvotum gegen die Regierung ab.

8. Dezember.

Der Kaiser kehrt aus Schlesien nach Potsdam zurück.

Durch Kaiserliche Verordnung wird der Reichstag formell aufgelöst. Die Neuwahlen werden früherer Ankündigung gemäß auf den 12. Januar anberaumt.

Der Waffenstillstand zwischen der chinesischen Regierung und den Aufständischen in Wutschang wird um 14 Tage verlängert.

9. Dezember.

Auf der Insel Kreta werden englische Matrosen gelandet, angeblich zur Herstellung einer funkentelegraphischen Verbindung zwischen dem britischen Konsulat in Kanea und dem in der Sudabai ankernden Schiff.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß in der Kohlenmine Knoxville in Tennessee eine Feuersbrunst entstand, durch die 200 Bergleute in den Schächten eingeschlossen wurden.

10. Dezember.

Prinz Georg von Bayern, der älteste Sohn des Prinzen Leopold, verlobt sich mit der Erzherzogin Isabella, Tochter des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich (Portr. S. 2111).

In Herford stirbt, 41 Jahre alt, der von der bürgerlichen Linken als Kandidat für die Neuwahlen aufgestellte bisherige nationalliberale Reichstagsabgeordnete Professor Dr. Conze.

11. Dezember.

In Kanea weisen die Konsuln der Schutzmächte die Schiffahrtsgesellschaften an, den kretischen Abgeordneten die Verabfolgung von Karten zur Fahrt nach Griechenland zu verweigern.

12. Dezember.

Die Königin Ena von Spanien wird von einer Tochter glücklich entbunden.

König Georg von England wird in Delhi feierlich zum Kaiser von Indien proklamiert. Er kündigt an, daß der Sitz der Regierung des indischen Reichs von Kalkutta nach Delhi verlegt werden wird.

In China finden trotz des Waffenstillstandes in einigen Provinzen Gefechte zwischen Aufständischen und Regierungstruppen statt. In der Nähe von Pukau, Provinz Kiangsu, wurde die Nachhut des kaiserlichen Generals Tschangschun fast völlig aufgerieben.

13. Dezember.

Das englische Oberhaus lehnt die vom Unterhaus angenommene Seeprisenbill in zweiter Lesung mit 145 gegen 53 Stimmen ab.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen werden zum 28. Dezember nach Wien einberufen.

Alte Kunst in den Vereinigten Staaten.

Die Privatsammlungen.

Von Wirkl. Geh. Rat Dr. Wilhelm Bode*).

Vor nahezu zehn Jahren besprach ich in einer deutschen Kunstzeitschrift den Verkauf einer übel berüchtigten römischen Privatsammlung an einen amerikanischen Sammler; ich war so unvorsichtig, dabei zu äußern, daß wir die amerikanische Konkurrenz nicht zu fürchten brauchten, solange man drüben fortführe, solche Sammlungen zu erwerben. Fast könnte es scheinen, als hätten die Amerikaner sich meine Kritik zu Herzen genommen, da von der gleichen Zeit an im Sammeln alter Kunstwerke jenseit des Atlantischen Ozeans eine gründliche Aenderung eingetreten ist, die Europa um zahlreiche Meisterwerke aller Art ärmer gemacht und in den Vereinigten Staaten Kunstsammlungen von einer Bedeutung hat entstehen lassen, wie sie sich in Europa nur noch in bescheidener Zahl im Besitz von Privatleuten finden. Unter dem Vorgehen von Mr. John Pierpont Morgan in Neuyork und Mrs. Gardner in Boston ist es unter den reichen Leuten Amerikas geradezu zum guten Ton geworden, Kunstwerke, namentlich Werke der alten Kunst, zu sammeln, und zwar möglichst nur solche der größten Künstler und von diesen auch nur anerkannte Meisterwerke. Man pflegt bei uns darüber zu spotten, daß die Sammler der Vereinigten Staaten sich einbildeten, etwa dreißigtausend Bilder von Corot zu besitzen, während Corot doch nur etwa tausend Bilder gemalt habe; so würden wohl auch die hundert oder mehr Rembrandts, die sich angeblich in amerikanischem Privatbesitz befänden, bei genauerer Prüfung auf eine recht bescheidene Zahl zusammenschmelzen. Nun, das ist ein großer Irrtum. Es sind freilich hier und dort, namentlich bei Anfängern und solchen, die noch heutzutage glauben, Funde um billiges Geld machen zu können, manche zweifelhafte

*) Geheimrat Bode hat in den vergangenen Wochen die Kunstschätze in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besichtigt; nachstehende Aufzeichnungen des Generaldirektors unserer Königl. Museen geben die Ergebnisse seiner eingehenden kritischen Studien in einer die Allgemeinheit interessierenden Form wieder. D. Red.

und falsche Bilder, Kopien und Nachahmungen; aber ist das bei uns nicht genau so der Fall? Ich erinnere mich, daß ein paar bekannte deutsche Sammler gerade auf ihre Bilder von Rembrandt — um bei diesem Künstler zu bleiben — besonders stolz waren, von dem sie mehr als ein halbes Dutzend zu besitzen glaubten, und nicht eins darunter war auch nur ein leidliches Schulbild. Und noch in den letzten Jahren sind in Deutschland die Galerien von ein paar gelehrten Sammlern versteigert worden, in denen je acht bis zehn Rembrandts vorkamen. Der Preis von zusammen einigen tausend Mark, den sie erzielten, beweist zur Genüge, von welcher Art sie waren. Falsche und schlechte Bilder gibt's hüben und drüben, mehr noch bei uns als in Amerika. Denn die Sammler jenseit des Ozeans sind auch bei ihren Erwerbungen von Kunstwerken geschickte Geschäftsleute; die meisten von ihnen wissen recht wohl, daß sie keine eigentlichen Kenner sind, daß sie viel zu wenig Kunstwerke gesehen oder gar studiert haben, um teure Erwerbungen auf eigenes Urteil machen zu können. Sie sind daher bereit, das Dreifache und Vielfache von dem zu zahlen, was wir zu zahlen gewohnt sind; dafür verlangen sie aber, nur anerkannte Hauptwerke aus den besten Sammlungen zu kaufen, und sie wenden sich deshalb an die ersten und zuverlässigsten Händler. So sind die Galerien der Brüder Rudolf und Moritz Kann in Paris, die Sammlungen von Oskar Hainauer und Baron Oppenheim in Deutschland, die berühmten van Dycks der Familie Cattaneo in Genua und so manches einzelne Kunstwerk, namentlich aus englischem Privatbesitz, über das große Wasser gewandert. Die Kalamität der Grundbesitzer und die außerordentlich hohe Erbschaftsteuer in England haben hier schließlich auch die vornehmsten Besitzer vor dem Verkauf ihrer kostbarsten Schätze nicht zurückschrecken lassen: die schönsten Bilder aus den Sammlungen des Earl of Carlisle, von Lord Warwick, Lord Wimborne, Lord Ashburton, Lord Ilchester, Marquess of Lansdowne, Duke of Rutland, Duke of Sutherland, Earl Darnley und vielen andern englischen Edelleuten befinden sich heute in amerikanischen Sammlungen; und nur dem öffentlichen Sinn für Kunst in England ist es zu danken, daß Bilder wie die „Venus" von Velasquez, die „Herzogin von Mailand" von Holbein und Mabuses Hauptwerk der „Anbetung der Könige" für die Londoner National-Gallery gerettet sind.

Daß diese und manche andere Meisterwerke wie kunstgewerblichen Gegenstände und Dekorationstücke nach Amerika gewandert seien, wußte ich ja aus dem Kunsthandel, aber die Fülle dieser Werke, ihre Mannigfaltigkeit, ihre Qualität und geschickte Aufstellung wie die Zahl der Sammler haben mich bei einem neuerlichen Besuch (nach achtzehn Jahren) in hohem Maß überrascht. Wenn bei uns in den Kreisen von Kunstfreunden und Händlern von den gefährlichen Rivalen drüben die Rede ist, so pflegt man regelmäßig J. P. Morgan, Widener, Altman und Frick zu nennen; aber es gibt daneben noch eine ganze Reihe von Sammlern, die diesen gleich- oder nahekommen, wie Mrs. Havemeyer, Mrs. Gardner, Mrs. Quincy Shaw, Mrs. Huntington und Mr. J. G. Johnson, und zahlreiche andere, die mit gleicher Energie und gleichem Erfolg zu sammeln begonnen haben; so Mr. Taft, Mrs. Emery und Miß Hanna in Cincinnati, die Herren Otto Kahn, Fleitman, G. J. Gould, Borden, Senff, Blumenthal, Schwab, Lehman, Senator Clark, Mrs. Simpson, alle in Neuyork, Elkins in Philadelphia, Eastman in Rochester, Libbey in Toledo, Hutchinson und Ryerson in Chikago, Davis in Neuport, Huntington in San Franzisko, die Sammler in dem den Vereinigten Staaten so nahestehenden Montreal, namentlich Sir William van Horne, verschiedene amerikanische Sammler, die ihre Bilder meist noch in London oder Paris haben (wie J. P. Morgan, Mr. E. Tuck und Mr. Riggs) u. a. m. Daß die meisten dieser Sammler vorwiegend gewisse große Meister, namentlich Rembrandt, A. van Dyck, Vermeer, Hobbema und Tizian suchen, ist zwar richtig, aber daneben finden sich zahlreiche Bilder anderer, namentlich auch primitiver Meister, und einzelne Sammlungen sind sogar ganz historisch angelegt wie unsere Museen; so die von Mr. J. P. Morgan, Mr. John G. Johnson und von Mrs. Gardner, die chinesische Sammlung von Mr. Freer u. a. m. Irrtümlich ist auch die Annahme, daß diese amerikanischen Sammlungen sich im wesentlichen auf Gemälde beschränkten. Diese überwiegen vielmehr kaum so stark als bei uns; fast jeder namhaftere Sammler hat neben Bildern der verschiedensten Zeiten und Schulen treffliche Wandteppiche, ältere persische Teppiche, chinesische und persische Porzellane und Fayencen, oder er besitzt zugleich italienische und spanische Majoliken, Limoges-Emails, Kristallarbeiten und Goldschmuck, ägyptische und griechische Antiquitäten und Skulpturen, mittelalterliche und Renaissance-Bildwerke, gelegentlich selbst alte Waffen. Zahlreich sind die Häuser, die nicht eigentliche Sammlungen, aber einzelne Kunstwerke aller Art als Schmuck der regelmäßig sehr geschmackvollen und behaglichen Innenräume enthalten. Eine Aufzählung von dem, was Amerika an alter Kunst besitzt, muß an dieser Stelle auf das Wichtigste beschränkt werden. Wenn wir mit den Privatsammlungen beginnen, so geschieht dies, weil sie, von der antiken Kunst abgesehen, die öffentlichen Sammlungen an Bedeutung noch weit überragen.

Ein eigentliches Sammeln von Kunstwerken hat in den Vereinigten Staaten vor etwa fünfzig Jahren begonnen, zuerst mit neueren Bildern: neben amerikanischen und deutschen vor allem mit französischen Gemälden der Barbizon-Schule. Diese ist in Amerika so reich und gut vertreten, daß alles, was Europa davon noch besitzt, sich nicht entfernt damit vergleichen läßt. Gute und treffliche Gemälde von Th. Rousseau, J. Fr. Millet, Corot, Daubigny usf., ausnahmsweise (seit etwa zwanzig Jahren) auch schon Werke der Impressionisten, sind zu Tausenden in den Sammlungen, privaten wie öffentlichen, zerstreut und bilden den Zimmerschmuck in allen reichen Häusern. In welcher Zahl, dafür sei nur angeführt, daß Mrs. Quincy Shaw etwa fünfzig und mehr Gemälde und Pastelle von J. Fr. Millet, Mrs. Havemeyer fast ebensoviele Pastelle von Degas, Mrs. Potter-Palmer womöglich noch mehr Bilder von Claude Monet besitzen. Daß in den Vereinigten Staaten, in denen sich die upper ten thousend noch immer als Angelsachsen fühlen, die klassische englische Schule von vornherein mitbevorzugt war, erscheint als selbstverständlich. In der Tat sind im öffentlichen und namentlich im Privatbesitz eine Reihe trefflicher Bildnisse und Landschaften der großen englischen Meister vorhanden: Mr. Widener, Mrs. Havemeyer, Mr. J. G. Johnson, Mr. Frick, Mr. Taft, Mrs. Emery, Mrs. Simpson, Senator Clark und viele andere besitzen Gemälde von Gainsborough, Sir J. Rey-



nolds, Romney, Hoppner, Bonington, Constable und Turner in einer Zahl und von einer Qualität, wie sie auf dem Kontinent Europas nur ausnahmsweise vorkommen.

Diese Vorliebe für die englischen Meister und für die Barbizon-Schule, die gewiß ein Ruhmestitel für die jungen amerikanischen Sammler ist, mußte ihr Interesse für ältere Malerei zunächst auf die großen Vorbilder dieser Schule, auf die Holländer des 17. Jahrhunderts, lenken. Sie bilden in der Tat die Mehrzahl unter den alten Meistern drüben. Es ist bekannt, welchen Schatz von Gemälden Rembrandts Amerika schon besitzt; jährlich zu verschiedenen Malen sind die Spalten der europäischen Zeitungen gefüllt mit Berichten über Meisterwerke des Künstlers, die Europa wieder verloren gingen. Es sind jetzt bereits einige achtzig Bilder Rembrandts in amerikanischem Besitz; darunter befindet sich eine ganze Reihe der herrlichsten Werke seiner mittleren und späteren Zeit, wie sie die Privatsammlungen Europas in dieser Zahl nicht mehr aufzuweisen haben. Mr. Altman allein besitzt zwölf seiner Gemälde, darunter die meisten Hauptbilder der Sammlungen Rudolf und Moritz Kann; Mr. Widener darf sich rühmen, zehn Gemälde Rembrandts, darunter die herrliche „Mühle“, sein eigen zu nennen; fast die gleiche Zahl befindet sich in der Galerie von Mrs. Havemeyer; Mr. Frick besitzt fünf seiner Bilder, darunter den köstlichen „Polnischen Reiter“ und das unübertroffene Selbstbildnis von 1656. In diesem Bildnis hat sich der Künstler, dem eben sein Haus und alle seine Habe zwangsweise verkauft waren, prächtig und groß wie einen indischen Fürsten dargestellt, als ob er hätte sagen wollen, daß ihn um seinen inneren Reichtum doch niemand betrügen könne. Eins oder zwei Gemälde von Rembrandt finden sich fast in jeder, selbst kleineren Sammlung.

Neben Rembrandt ist durch den Aufsehen erregenden Verkauf der berühmten van-Dyck-Sammlung des Principe Cattaneo in Genua das Interesse fast ebenso stark den Bildnissen dieses Meisters zugewandt, so daß Amerika jetzt schon Dutzende von ihnen besitzt, meist aus seiner besten frühen Zeit. Die Sammlung Frick enthält u. a. die köstlichen Bildnisse von Snyders und seiner Gattin, die hier wieder vereinigt sind, nachdem sie fast ein Jahrhundert getrennt waren. In dem prächtigen Haus von Mr. Widener sind in einem Saal sechs van Dycks versammelt, meist aus dem Palazzo Cattaneo; darunter die berühmte junge Dame mit dem Mohren, der den Schirm über sie hält. Zwei herrliche frühe van Dycks besitzt Mr. Altman, den bekannten „Grafen von Nassau“ Mrs. Emery in Cincinnati usf. Daneben ist Rubens bisher auffallend vernachlässigt. Doch hat Mrs. Gardner in dem Porträt von Lord Arundel ein Meisterwerk seiner Bildniskunst aufzuweisen, das Mr. Fleitmans Beichtvater Philipps IV. an feiner Charakteristik fast noch übertrifft. Verschiedene geistreiche Skizzen finden sich namentlich in der Sammlung Johnson, der auch allein eine Anzahl Bilder von A. Brouwer aufzuweisen hat, darunter ein paar seiner seltenen feinen Landschaften. Ein treffliches Bildnis von Jordaens besitzt die eben genannte Sammlung Fleitman in Neuyork.

Die größte Kostbarkeit für einen amerikanischen Sammler ist ein Gemälde des Delfter Vermeer. Seine Werke liegen unserer modernen Licht- und Farbenempfindung besonders nahe; zudem sind sie so außerordentlich rar! Dank den hohen Preisen, die sie dafür angelegt haben, ist es den Sammlern drüben gelungen, von achtunddreißig Gemälden Vermeers, die wir bis jetzt kennen, neun zu erwerben. Außer dem köstlichen Bild im Metropolitan Museum befinden sich zwei seiner Bilder bei Mr. Frick (darunter der wunderbare „Soldat mit dem lachenden Mädchen“) und je ein Bild bei J. P. Morgan, B. Altman, J. G. Johnson, P. A. B. Widener, Mrs. C. P. Huntington.

Reich und vorzüglich ist auch Frans Hals vertreten, dessen Bilder mit die höchsten Preise erreichen. Unter vier oder fünf Bildnissen, die J. P. Morgan besitzt, ist das Porträt der alten Frau Bodolphe vielleicht das ergreifendste Bildnis, das Hals gemalt hat. Diesem nahe kommen die zahlreichen großen Bildnisse bei Mrs. Huntington, Mr. Taft in Cincinnati, bei Mr. Frick, Mrs. Havemeyer, das treffliche große Familienbild bei O. Kahn, das kleine Familienbild bei Mrs. Emery in Cincinnati u. a. m. Die drei großen Genrebilder, die Mr. Altman von Hals besitzt, sind wohl die bedeutendsten, die er überhaupt gemalt hat.

Ganz salonfähig sind neben diesen Künstlern nur noch drei Holländer: M. Hobbema, P. de Hooch und A. Cuyp. Von letzterem befinden sich etwa ein Dutzend gute Gemälde drüben, namentlich in der Sammlung Frick. Von P. de Hooch besitzt Mrs. Havemeyer ein berühmtes Interieur, das den Bildern der National Gallery gleichwertig ist; diesem nahe kommen ein paar seiner Bilder bei Mr. Morgan, Widener u. a. Ganz vortrefflich ist Hobbema vertreten; fast in jeder der großen Privatsammlungen befindet sich mindestens eins seiner Bilder von bester Qualität. Die übrigen Meister finden wir nur vereinzelt, dann aber wieder in trefflichen Werken; so Isack Ostade in der Sammlung Frick, Aert van der Meer bei Mr. Taft, der auch einen der feinsten A. Ostade besitzt, Jan Steen in ein paar großen Bildern bei Mr. Widener und in zahlreichen kleineren Gemälden bei Mr. Johnson. In dieser Sammlung allein ist auch Jakob Ruisdael reicher vertreten, namentlich mit verschiedenen kleinen, höchst stimmungsvollen Bildern. Das bedeutendste Gemälde dieses Meisters, eins der schönsten, das er gemalt hat, das große Kornfeld, besitzt Mr. Altman.

Neben den Holländern und Flämen treten die Gemälde der übrigen Schulen sehr zurück; nicht daß man sie drüben nicht zu schätzen wüßte, man sucht sie vielmehr zu den höchsten Preisen zu erwerben, aber Werke ihrer großen Meister kommen nur noch ganz ausnahmsweise in den Handel. Eine besondere Vorliebe für Spanien und die spanische Kunst haben die Amerikaner eigentümlicherweise durch den Krieg mit Spanien bekommen. Die Spanish Society mit ihren reichen Sammlungen ist das augenfälligste Zeugnis dafür; aber auch in den Privatsammlungen befinden sich eine ganze Reihe guter spanischer Bilder. Was von Velasquez im letzten Jahrzehnt irgend locker zu machen war, ist nach Amerika gewandert: der imposante Olivarez aus Dorchester House im Besitz von Mr. Archer P. Huntington (ausgestellt in der Spanish Society), das frühe Bildnis Philipps IV aus der Sammlung Banks bei Mrs. Gardner, die auch eine treffliche Studie zu Innocenz X besitzt, und der helle, farbenprächtige Philipp IV. bei Mr. Frick. Ein Porträt in ganzer Figur von Zurbaran bei Mrs. Gardner steht dem Velasquez kaum nach. Von Murillo hat Mrs. Emery das stimmungsvolle, genreartige Bild aus der Sammlung

Lord Ashburton erworben: ein junger Prinz, der seine Kleider an Sevillaner Betteljungen verteilt. Natürlich haben die amerikanischen Sammler auch die Mode mitmachen müssen und mitstarten helfen: nicht nur von Goya, auch von Greco sind hier eine Reihe ihrer berühmtesten Bilder vorhanden, namentlich bei Mrs. Havermeyer (darunter Grecos bestes Porträt, ein Kardinal in ganzer Figur), bei Mr. Widener usw. Die Mehrzahl bedeutender italienischer Bilder finden sich in den Sammlungen von Mrs. Gardner und Mr. Johnson, die schon früh und allein auf eine gewisse historische Vollständigkeit gesammelt haben. Von Raphael besitzt jetzt Amerika vier echte Bilder: Mrs. Gardner den Inghirami und ein frühes Predellastück, Mr. Morgan das große Altarwerk des Duca di Ripalda von 1505 und ein noch etwas früheres Madonnenbildchen. Am häufigsten begegnen wir Tizian; abgesehen von dem großartigen späten Bild des Raubes der Europa bei Mrs. Gardner nur in Bildnissen, unter denen der brutale Aretin in der Sammlung Frick und der Kardinal Bembo aus der Sammlung Barberini bei Mr. Ch. M. Schwab wohl die bedeutendsten sind. Tizian beinah gleichgeachtet wird G. B. Moroni, von dem Mr. Widener das Hauptwerk aus der Sammlung des Duke of Sutherland erworben hat. Auch von Bronzino befindet sich wohl sein anziehendstes Werk, das Porträt eines schönen Jünglings aus der Galerie der Duchesse de Sagan, jetzt in Amerika, in der Galerie von Mrs. Havemeyer. In neuster Zeit sind auch die Primitiven: Italiener wie Niederländer und Deutsche, ganz besonders begehrt. Eine ältere Erwerbung ist die köstliche frühe Madonna von Botticelli aus der Galerie Chigi bei Mrs. Gardner. Sehr reizvoll sind auch die vier kleinen Predellastücke Botticellis bei Mr. Johnson. Beide Sammlungen können sich rühmen, je einen wertvollen Mantegna zu besitzen sowie Werke von Antonello, Fra Angelico (von dem auch Mr. Morgan ein Hauptwerk besitzt), Fiorenzo di Lorenzo, Crivelli, Bellini und seiner Schule usf. Ein paar treffliche Bildnisse von Mann und Frau von Fr. Cossa hat kürzlich Mr. Lehman in Neuyork erworben. In Morgans Library hängt ein ausgezeichneter Perugino, ferner das köstliche Profilporträt der jungen Tornabuoni von D. Ghirlandajo und ein männliches Bildnis von Botticelli (Castagno zugeschrieben), in Mrs. Gardners Sammlung das interessante Frauenbildnis von Piero Pollaiuolo aus O. Hainauers Sammlung, bei Mr. Widener das feine weibliche Profilporträt von A. de Predis. Eine reiche Sammlung von Trecento-Bildern besitzt Mr. Johnson, der auch die primitiven Niederländer sehr gut vertreten hat: Jan van Eyck, Campin, Rogier v. d. Weyden, D. Bouts, G. David, Memling u. a. Von letzterem besitzen J. P. Morgan und B. Altman treffliche Porträts und eine farbenprächtige Verlobung der heiligen Katharina, Morgan außerdem die bekannte große „Verkündigung" von Roger, G. Davids treffliche „Ruhe auf der Flucht" und ein gutes Bild von J. Daret, das zu dem gleichen Altar gehört wie alle bisher bekannten Bilder des Meisters; das Mittelstück in der Sammlung des Mr. Tuck (zurzeit noch in Paris). Von H. Holbein besitzt Mrs. Gardner zwei gute, fast lebensgroße Porträts aus der ersten englischen Zeit, der auch das köstliche Bildnis von Lady Guildford bei Mr. W. K. van der Bilt angehört. Mrs. Gardners Sammlung enthält auch einen A. Dürer, ein Männerbildnis von 1506, von dem soeben ein zweites Bild hinübergewandert ist: die Anna Selbdritt, die vor einigen fünfzig Jahren aus Schleißheim verkauft wurde, jetzt in der Sammlung Altman. Tüchtige Bildnisse von Mabuse, Joos van Cleef und A. Mor finden sich in den Sammlungen Mrs. Gardner, Mrs. Havermeyer und Mr. Johnson.

Die Mode des Primitiven, die bei dem geringen Bestand guter Werke im europäischen Privatbesitz jetzt nur noch schwer zu befriedigen ist, hat gleichzeitig auch die Nachfrage nach Bildwerken der gleichen Zeit wachgerufen. Hier ist aber der Vorrat käuflicher guter Stücke noch geringer, und da die Händler, die diese hinüberbringen, z. T. noch wenig oder keine Kenntnis von älterer italienischer Plastik haben, so ist in den letzten Jahren mehr als ein Stück hinübergekommen, das als gering oder falsch mit der Zeit aus diesen gewählten Sammlungen ausgeschieden werden muß, gerade wie es mit den gefälschten Tanagrafigürchen, die vor einigen zwanzig Jahren zu Tausenden nach Amerika gekommen sind, geschehen ist. Immerhin ist auch der Bestand der italienischen Renaissanceskulpturen in den amerikanischen Privatsammlungen alles in allem schon ein recht ansehnlicher. Die bedeutendsten Samlungen besitzen ohne Zweifel Mr. J. P. Morgan und Mrs. Quincy Shaw, deren Gatte sie vor 30 bis 40 Jahren selbst in Italien zusammenbrachte. Hier ist alles echt und gut, zum Teil selbst ausgezeichnet: Donatellos kleines Marmorrelief der Himmelfahrt Mariä, das wohl für das Grabmal Brancacci oder Aragazzi bestimmt war, Verrocchios großes Marmorrelief der Madonna mit einem Engel zur Seite, die köstliche Tonbüste des jungen Lorenzo de' Medici von dem gleichen Künstler, eine besonders feine Jünglingsbüste in Marmor von Mino, das Relief eines Kaiserkopfes von Mino, zwei köstliche Madonnen vom alten Luca und eine von Andrea della Robbia, Marmormadonnen von Bellano (bez. u. dat. 1461), Piero Lombardi u. a. Aehnlich zahlreich und bedeutend ist der Besitz von J. P. Morgan an Renaissanceskulpturen in seiner Library und in London: eine Marmorbüste der Marietta Strozzi von Desiderio, eine andere Frauenbüste in Ton von Verrocchio, ein großes Marmorrelief der Madonna mit Engeln von A. Rossellino, die schöne Knabenbüste aus der Sammlung O. Hainauer von dem gleichen Künstler und eine zweite Marmorbüste eines Jünglings, ein treffliches Madonnenrelief von Agostino di Duccio, im Eingang der Library eine edle Lunette von Luca. Mr. B. Altman besitzt u. a. eine gute Marmorbüste sowie eine Reliefbüste von Mino, das schöne Madonnenrelief in Marmor von A. Rossellino aus der Sammlung Hainauer, ein bemaltes Tonrelief der Madonna von Donatello aus der R.-Kann-Sammlung und ein ausgezeichnetes Marmorrelief von Giov. Bologna; Mr. Ryan die beiden bekannten Marmorbüsten von Laurana und einem lombardischen Künstler aus der Sammlung Bardini; Mrs. Gardner eine schöne große Anbetung des Kindes von M. Civitale und eine besonders edle Pietà mit der letzten Princesse de Lusignan als Stifterin von Gio. Minelli, den man bisher mit Bellano verwechselt hat; Mr. Widener eine gute Marmorbüste, wohl von B. da Majano; Mr. Stanley Mortimer, der auch treffliche französische und deutsche mittelalterliche Skulpturen besitzt, eine schöne Madonna im alten Tabernakel von A. della Robbia, von dem auch Mr. Taft in Cincinnati u. a. gute Madonnen besitzen, während eine Anbetung des Kindes im Besitz von Mr. O. Kahn ein echtes, gutes Werk des alten Luca ist. Eine ausge-



zeichnete Madonnenstatuette von Giovanni Pisano besitzt Mr. Blumenthal. Besonders häufig begegnet uns der „Meister der Marmormadonnen", der bis vor einem Jahrzehnt im Handel meist selbst zu billigsten Preisen verschmäht wurde, obgleich seine Arbeiten bald Rossellino, bald Mino zugeschrieben wurden. So nahe er ihnen steht, so wenig kommt er ihnen gleich; das grinsende Lächeln und die steife Haltung wirken auf die Dauer recht unerfreulich.

Ich habe bisher die Bronzen nicht erwähnt; sie sind in verhältnismäßig großer Zahl und trefflicher Qualität von amerikanischen Sammlern erworben. J. P. Morgan besitzt weitaus die reichste und bedeutendste Privatsammlung italienischer Kleinbronzen, die zurzeit noch im Viktoria- und Albert-Museum ausgestellt ist. Daneben besitzt er verschiedene treffliche große Bronzebüsten: eine Büste Petrarcas von einem Paduaner Meister der Nachfolge Donatellos, die eines Paduaner Gelehrten von Riccio und eine imposante männliche Büste von Leone Leoni. Eine ähnliche Zahl guter Bronzebüsten hat Mr. Widener in seinem Van-Dyck-Saal versammelt. Die große Paduaner Büste einer alten Dame (von der eine Wiederholung in der Eremitage), die prächtige Büste eines Feldherrn von Leone Leoni und eine feine Barockbüste aus Berninis Zeit. Ein Paar der schönsten Bronzen von A. de Vries, Gruppen in mittlerer Größe, sah ich in den Sammlungen B. Altman und P. A. B. Widener. Auch das Meisterwerk unter Cellinis Bronzen, die Büste des Bindo Altoviti, befindet sich jetzt in Amerika, im Besitz von Mrs. Gardner.

Ich erwähnte schon, daß fast alle diese großen Privatsammlungen auch Gegenstände der Kleinkunst und des Kunstgewerbes besitzen, zum Teil in größeren Mengen und in manchen vorzüglichen Stücken. Es ist erstaunlich, welche Zahl von Kristallgefäßen und wie viele Limogesarbeiten, Bijous der Renaissance und Aehnliches in wenigen Jahren dorthin gewandert sind. B. Altman, Blumenthal, Widener, Ryan, O. Kahn u. a. besitzen schon ganze Schränke voll wertvoller Stücke dieser Art. Die reichste und vielseitigste Limogessammlung sah ich bei Mr. Taft in Cincinnati, der auch eine einzigartige umfangreiche Sammlung von Kristallschnitten des Valerio Belli und seines Schülers Giovanni di Castelbolognese zusammengebracht hat. Wer das Haus von J. P. Morgan in London kennt, weiß, daß es neben ähnlichen Schätzen die reichste Sammlung von Miniaturen aller Zeiten (darunter mehrere von H. Holbein) und die wertvollste Sammlung von kirchlichen Altertümern des Mittelalters und der Renaissance enthält, daß es in seinen Dekorationen von Fragonard, in den Marmorstatuetten von Falconet, den kleinen Tongruppen von Clodion, den goldenen Dosen, Bijous u. a. m. einen Schatz besitzt, wie ihn ähnlich, aber nicht so vielseitig nur noch einige der Rothschildschen Sammlungen aufzuweisen haben. Während sonst die französische Schule des 18. Jahrhunderts in Amerika kaum beachtet ist, besitzt Mrs. John W. Simpson in Newyork eine gewählte Sammlung französischer Bilder dieser Zeit, darunter je etwa ein halbes Dutzend feiner Gemälde von Chardin und Fragonard. Von Chardin besitzt auch Mr. Johnson eine ganze Reihe verschiedenartiger interessanter Gemälde, während Büsten, Statuen, besonders Statuetten von Houdon, Falconet und Clodion bereits in größerer Zahl in den amerikanischen Sammlungen sich befinden; die schönsten bei Mr. B. Altman.

Nach einer Richtung des Sammelns ist Amerika uns Europäern vorangegangen und heute noch voraus, im Sammeln von Werken der asiatischen Kunst. Der Sinn und das Verständnis für die Kunst Ostasiens ist hier schon seit Jahrzehnten so stark, daß er die eigene amerikanische Kunst nicht unwesentlich beeinflußt hat. Die Bedeutung des Museums von Boston beruht vor allem in seiner fast überreichen Sammlung von japanischen Kunstwerken, von denen sich kleinere Kollektionen bei zahlreichen Kunstfreunden finden. Morgans große Sammlung von Porzellanen der Mingzeit und die noch gewähltere von B. Altman haben selbst in der Salting-Sammlung des Viktoria- und Albert-Museums kaum ihresgleichen in Europa. Sie alle überragt aber an historischer Bedeutung die altchinesische Sammlung von Mr. Freer in Detroit, die dieser ausgezeichnete Kenner auf jahrelangen Reisen im Innern von China zusammengebracht hat. Er besitzt an frühchinesischen Kake- und Makemono wie an Schirmen eine Reihe von Werken der ersten Meister, von klassischen Bronzen der Tsauzeit, von Porzellanschalen und Vasen der Sungdynastie, von denen sonst außerhalb Chinas und Japans nur vereinzelte Stücke sich finden, ganze Sammlungen der schönsten Stücke. Seine ganz museumartig hergerichteten Räume enthalten auch die reichste Sammlung vorderasiatischer Fayencen, namentlich hervorragende Vasen und Schalen aus Raghes, Sultanabad, Rakka, Fostat, während die Sammlung Havemeyer zu reich an der etwas handwerksmäßigen Ware aus Rakka ist. Nach einer andern Richtung hat diese Kunst des Islams einen ebenso begeisterten Sammler in Mr. Williams von Norristown gefunden, dessen reiche Sammlung altorientalischer Teppiche in ganz wissenschaftlicher Weise die Entwicklung dieser Kunst in den verschiedensten Provinzen von Vorderasien zur Anschauung bringt. Eine ähnliche ältere Sammlung, die von Mr. Jerkes, ist leider nach dessen Tod durch Versteigerung zerstreut worden. Vereinzelt finden sich ältere persische und kleinasiatische Teppiche, namentlich erstere, in Wolle wie in Seide, in zahlreichen Häusern der reichen Amerikaner, herrliche Stücke von schönster Erhaltung. Leider werden auch diese meist als Fußteppiche verwandt, so daß sie langsam der Zerstörung anheimfallen wie in Europa so mancher prächtige Teppich in den Rothschildschen Häusern, wo sie überall als Kaminvorlagen, Fußteppiche oder Tischdecken verwendet werden.

Solche Sammler, wie Freer und Williams, wie Johnson, Mrs. Gardner, Quincy A. Shaw u. a., müssen auch die völlig verkehrte Ansicht widerlegen, als ob die Amerikaner nur aus Snobbismus sammelten, nur aus Eitelkeit und zum Sport die Händler für sich sammeln ließen und sich in den höchsten Preisen zu überbieten suchten. Das mag bei dem einen oder andern den ersten Anstoß gegeben haben — gerade wie bei uns in Europa — aber mit dem Sammeln sind sie allmählich begeisterte Schwärmer für Kunst geworden, haben sie eine fast kindliche Freude an ihren Schätzen gewonnen, wie wir blasierten Europäer sie kaum kennen. Wenn zudem die Amerikaner fast ausnahmslos der Ueberzeugung leben, daß ihre Sammlungen dermaleinst als Vermächtnis in öffentlichen Besitz überzugehen hätten, so ist der Ehrgeiz, sich dadurch ein monumentum aere perennius zu setzen, wahrlich der edelste, und wir Europäer haben allen Grund, sie darum zu beneiden.



Yuan-Shi-Kai.

Von Frida von Kuczynski.

Was draußen im Osten vor sich geht, weiß keiner genau, so sehr die Leute hier und dort ihre Ohren spitzen und Schnäbel wetzen. Die Chinesen sind geborene Geheimniskrämer. Nichts macht ihnen mehr Freude als Verschwörungen und Geheimbündnisse. Die jetzige Revolution kann ebensogut eine Seifenblase sein wie eine Schrapnellkugel, kann viele Jahre andauern wie der Taiping-Aufstand oder in ein paar Monaten im Sande verlaufen. Eins ist gewiß: die Staatsmaschine stockt auf allen Seiten, alle Räder drehen sich in verkehrten Richtungen; ein Wunder, daß überhaupt noch eine Arbeit geleistet werden kann. Die gravitätischen und höflichen Taotais in den Provinzen wackeln mit den hohlen Köpfen und grinsen mit den hohlen Zähnen und haben ganz gemeine feige Angst; die Berichte aus Wutschang über das Hinschlachten der Mandschu versetzen alle Yamen in Aufregung. Kanton, das sich diesmal wider Erwarten kaisertreu erhalten, ist endlich zu den Rebellen übergegangen, das tapfere Hankau von ihnen zurückerobert. Im ganzen Norden, auch wo der Aufruhr noch nicht offen ausgebrochen, brodelt es lustig weiter. Die Siege der Rebellen werden überflüssigerweise mit Uebertreibungen in alle Winde berichtet. Auf dem Bahnhof von Peking sieht man die erregten, ängstlichen Mienen fliehender Kaufleute und Studenten; der Epikureer, der geheime Rat und bis vor kurzem noch allmächtige Minister Natung hat sich in das große Peking-Hotel, sein Kollege, der lebhafte Li-Tsching-Fang, in die französische Bank geflüchtet. In all diesem Wirrwarr des himmlischen Reiches steht plötzlich die mächtige Gestalt Yuan-Shi-Kais, des größten Mannes in China, vor uns. Drei Jahre lang zur Untätigkeit verdammt, tritt er jetzt von neuem mit dröhnenden Schritten in der Geschichte seines Landes auf.

Im September 1906 schrieb ich einmal nach Hause: „Gestern erklangen vor dem Gesandtschaftstor plötzlich blecherne Fanfarentöne — etwa wie der schwache Versuch einer heimatlichen Dorfmusik, Lohengrins Ankunft der bewegten Elsa zu melden; es tutete rhythmisch immer näher und näher, die Marinesoldaten schulterten das Gewehr . . . Pferdegetrappel . . . Hufescharren . . . das plötzliche Erscheinen einer chinesischen Reiterkavalkade auf langschwänzigen, zottelmähnigen Mongolenpferden . . . eine Chinesenkutsche . . . und heraus stieg ein freundlicher, feister Mann mit schmunzelndem, pfäffisch glattem, bartlosem Mandarinengesicht — der allmächtige Yuan-Shi-Kai."

Er ist durch alle Phasen der Gnaden und Ungnaden gegangen, hat die „gelbe Reitjacke an- und ausgezogen" — der Vizekönig von Tschili, der Schöpfer der achtzigtausend wehrkräftigen Männer Chinas, war von der großen Tse-Shi nach Peking berufen worden — „l'homme du jour et le grand sauveur" sagten damals die Diplomaten — um die Lawine aufzuhalten, die der altersmürben Kaiserin von seiten junger chinesischer Brauseköpfe, die in Europa die Folgen und Erfolge politischer Frühlingstürme studiert hatten, drohte. An ihn klammerte man sich in der unheilvollen Zeit, von der dazumal das Schlimmste erwartet wurde.

Auch heute wieder ist Yuan-Shi-Kai „le grand sauveur" und der Herr der Situation. Yuan-Shi-Kai der Chinese. Aus seinem friedlichen Tuskulum in Honan wurde er wie ein alter Hausgott, an den man sich in den Zeiten der Not wendet, hervorgeholt, um die Mandschudynastie zu beraten — vielleicht zu retten. Ernst müssen die Zeiten sein, wenn sich der Prinzregent über alle Hofintrigen, alle Tradition und Pietät hinweg zu dem schweren Schritt entschloß, das Andenken des geliebten kaiserlichen Bruders zu verletzen, dessen Stimme jetzt machtlos über seinem Grab verhallt, wie sie auch zu seinen Lebzeiten vergebens erscholl. . . . Yuan-Shi-Kais Rückberufung ist ein Triumph, eine Genugtuung für alle Chinesen. Mit ihr gesteht der Hof seine Schwäche ein, und der Mandschustolz begibt sich seines Rechtes, allein die Herrschergewalt über eine Rasse auszuüben, die dem eingedrungenen Tatarenvolk numerisch und kulturell überlegen ist. Von den Söhnen Hans fühlt es jeder einzelne: Yuan-Shi-Kai ist der Mann, unser Mann. Aller Augen sind auf ihn, den Gelassenen, Ruhevollen, gerichtet, auch die der Europäer, die dem großen Staatsmann ehrliche Anerkennung zollen. Er ist der gleiche, der er immer war: klar, weitblickend, unbestechlich; ob er nun landpflügend und blumenhütend, von schönen Frauen umgeben, in seinem weißen Landhaus im warmen Süden lebte, ein Verbannter, der kaum vom Henkerschwert verschont geblieben, und der anscheinend wünschelos sein Geschick ertrug, oder ob er die Präsidentschaft der Republik ablehnt, die ihm von den Rebellen angeboten wurde. Ungebrochen ist seine Kraft, ungetrübt sein Blick, ehrlich sein Gemüt. Auch sein „kranker Fuß" ist mit einem Mal geheilt, seit er Premierminister wurde. Er mag ihn freilich manchmal, eingedenk vergangener jugendlicher Stürme, geschmerzt haben, aber in den letzten kritischen Monaten war er ihm zugleich der willkommene Grund zu einer höflichen Entschuldigung, um von Peking fernzubleiben. Wie eine schmollende Sängerin hat sich Yuan-Shi-Kai bitten lassen, hat sich an alte Freundschaften mahnen lassen, an das Schild seiner Vaterlandsliebe und Kaisertreue pochen lassen, hat Bedingungen gestellt und mit dem Kaiserlichen Großonkel, dem Prinzen Tsching, verhandelt, bis er endlich wie der alte Dietrich von Bern wiederkehrte auf seines Kaisers flehenden Hilferuf. Sein Einzug in Peking glich dem eines Diktators. Eine mächtige Soldatenwacht und die grinsenden Schreckgestalten der drei Henker mit dem Richtschwert marschierten hinter ihm her. Doch war er nicht gekommen, eine Schreckensherrschaft zu errichten. Er will nicht Blut noch Gewalt. Er ist ein Politiker großen Stils, des gescheiten Chinesenvolkes bester Vertreter. Als Generalgouverneur von Tschili schon war er die Seele der Reformpläne Chinas, eine Versuchstation für Tze-Shis hochfliegende Neuerungen. Im kleinen führte er durch, was im großen geplant war, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens: in der Administration, der Justiz, im Finanz- und Schulwesen. Als seine Popularität und Macht der argwöhnischen Kaiserin gefährlich erschienen, legte er mit einem wundervollen Zug von Loyalität und jener Resignation, die so viele seiner Landsleute auszeichnet, den Oberbefehl über die Truppen — 6 Divisionen — zu Füßen der Kaiserin nieder.

In seinem so edel ergebenen und würdig gehaltenen Thronbericht aus dem Jahr 1906 zittert die tiefe Erregung nach über die Kränkung, die er erfuhr, und



über das Mißtrauen seiner Herrin. Der Kaiserin Herrschsucht war durch sein Harakiri nun zwar befriedigt, aber er selbst jeglichen Einflusses beraubt. Vergebens harrte die Armee, die ihn abgöttisch liebte, seiner Winke. Er blieb standhaft. Nach Peking berufen und zum Staatsrat und Minister des Aeußern gemacht, ist er nun, ohne seine Soldaten, machtlos wie jeder andere.

Stets loyal, auch zu den Europäern, tritt er in jener Zeit im Konflikt mit England für das einmal verpfändete Wort ein und verteidigt gegen den Willen der Mandarine die an das Inselland versprochenen Konzessionen. „Wer diese Konzessionen an die Fremden gegeben," sagte er, „war ein Verräter — aber eines Mannes Wort ist keine Schnur, die man windet und dreht." . . . . . Ein Jahr hierauf sterben Kaiser und Kaiserin von China, und Kuangshüs Todesfluch deutet wie ein blutiger Finger auf Yuan-Shi-Kai. — Der Vielgehaßte muß vom Schauplatz abtreten — seine Verbannung ist die mildeste Form der Kaiserlichen Ungnade.

Kaleidoskopartig mag sein Leben und die Geschichte Chinas manchmal an seinem Geist vorüberziehen. Kaum zwanzigjährig, riß ihn stürmische Frauenliebe mit fort auf verworrenen Pfaden, und Frauenliebe blieb in seinem Leben ein nie erlöschender Stern. Aus der Dschungel der Leidenschaft rettete der Jüngling sich langsam wieder empor zu seiner Pflicht und zu tatkräftigem Handeln. Ein Günstling Li-Hung-Tschangs, wird er Handelsinspektor in Korea, und seine Berichte und Ratschläge tragen zum Teil die Schuld an dem Kriege Chinas mit Japan. Er verscherzt sich durch den Krieg das Wohlwollen Li-Hung-Tschangs, findet aber einen Platz in Yunglus, des Palasthelden, Armee, wo er mit einer Kompagnie betraut wird. Sein Weg ist geebnet und führt jetzt geraden Zieles zu den Stufen des Thrones. Vom bleichen Kaiser Kuangshü, der in fieberiger Uebereilung Pläne auf Pläne in den Himmel baut, hinweg, und sich weigernd, den Blutsfreund Yunglu zu töten, geht er zu der kühn und scharf berechnenden Tze-shi über, weil sein für reale Verhältnisse geschulter Verstand in ihr das Heil Chinas sieht. Im Jahr 1900 steht er der Kaiserin treu zur Seite, warnt sie aber vor den Boxern, diesen „unverläßlichen Schwärmern"; in seiner Provinz Schantung schützt er Gut und Leben der Europäer. Er, der keine andere Sprache als seine eigene kennt, dessen kluge Augen aber in jedes Fremden Seele lesen, und der mit liebenswürdigem Humor die fremden Laute und Worte von den Lippen der Europäer auffängt, ist stets ein verständiger Anhänger der weltlichen Kultur und ihrer Vertreter gewesen. „Wir sollen," sagt er, „die wir beherbergen, nicht ausrotten, können es auch nicht, so wenig wie wir mit Sieben den Sand des Meeres zu schöpfen vermöchten."

Yuan-Shi-Kai hat, bevor er den heißen Boden Pekings am 13. November betrat, das Verlangen gestellt, einmal nach eigener unbeschränkter Machtbefugnis, ferner nach Gleichstellung der Chinesen mit den Mandschus in allen öffentlichen Ehrenstellungen und Aemtern, dann nach Abschaffung der Inlandzölle und Erhöhung des Seezolltarifes, und endlich hat er sich das Recht der Mitwirkung seiner Freunde und Anhänger bei seinem großen Staatswerk vorbehalten . . . . Mitten im Gewoge der Meinungsverschiedenheiten zwischen Thron und Rebellen steht jetzt der Mann, der friedlich, klug, zähe und energisch verhandelt, während seine Generale an den Jangtse kämpfen gehen. Niemals zeigt er Unruhe oder Unwillen. Den Daumen in den breiten Seidengürtel geschoben, spricht er wenig, knapp und vernünftig, mit einem Anflug von Humor . . . . Vernunft, Ruhe, Humor sind die drei Zauberstäbe in China . . . . Die Rebellen haben Vertrauen zu ihm, und er hat sich zum Anwalt ihrer berechtigten Forderungen gemacht: Ausarbeitung der Konstitution, Ausschluß der kaiserlichen Prinzen von öffentlichen Aemtern, Revision der Verfassung durch den Reichsausschuß, Beschränkung der kaiserlichen Macht in konstitutionellen Grenzen, Gleichstellung der Chinesen mit den Mandschus . . . Die jetzige Revolution ist keine religiöse, wie es die Taiping-Revulution war, die von einem Fanatiker begründet wurde, der als armer Student begann und als Prophet und Erleuchter auf den Wällen Nankings mit einer Kugel in der Brust endete. Sie ist eine Militärrevolte, die Folge wütender Hungersnöte, denen Millionen Menschen im Jangtsetal zum Opfer fallen. Groll gegen die Mandschus und eine dekadente Oligarchie, die Willkür und Erpressung der Mandarine, die ungerechte Steuerbelastung sind ihre Beweggründe. Yuan-Shi-Kai ist jetzt dabei, ein neues China aufzurichten und mit dem „Vieux regime", das ihn schnöde entließ, aufzuräumen. Dabei wird aber der Hof nur noch die Rolle einer Gliederpuppe spielen. Ein altes Weib prophezeite einst dem großen Chinesen: Er werde an dem sterben, was er am meisten geliebt habe. Möge er vorher noch ein starker Baum sein, der seinen Aesten Schutz und Schatten spendet. Denn was er am meisten geliebt, waren nicht Träume des Ehrgeizes oder der Macht, waren nicht Schätze noch Güter, waren nicht seine Truppen, waren nicht das Zickzackspiel der Hofintrigen und die Nähe der kaiserlichen Sonne, war nicht der Triumph seiner Rückkehr. Nur seines Landes Größe und ruhiger Fortschritt, der sich in kurzem Trabtempo und nicht im Galopp vollziehen sollte, blieben seiner starken Seele Ideale . . . . und dazwischen blühten Rosen und schöne Frauen, die sein Leben schimmernd erfreuten.

Unsere Bilder

Der Kaiser beim Grafen Francken-Sierstorpff (Abb. S. 2106). Während seiner letzten Jagdreise nach Schlesien hat sich der Kaiser einige Tage in Zyrowa, dem Gut des Grafen Johannes von Francken-Sierstorpff, aufgehalten und in den dortigen weiten Revieren gejagt. Man erzählt sich, daß der Graf für diese Jagden eigens 5000 Fasanen aussetzen ließ. So wurde denn dem kaiserlichen Gast eine Jagdbeute, wie sie ein gewöhnlicher Jäger kaum je zur Strecke bringt. Von Zyrowa aus setzte der Kaiser seine Reise fort und besuchte dann den Fürsten Pleß.

Eine Verlobung im Hause Wittelsbach (Abb. S. 2111), die die alte Verwandtschaft der bayrischen Dynastie mit dem Erzhaus noch enger knüpft, ist in Wien gefeiert worden. Der 31jährige Prinz Georg von Bayern hat sich mit der 23 Jahre alten fünften Tochter des Erzherzogs Friedrich und der Erzherzogin Isabella verlobt. Prinz Georg ist der älteste Sohn des Prinzen Leopold und der Prinzessin Gisela, die ja eine Tochter des Kaisers Franz Josef ist. Der greise Monarch wird diese Vereinigung seines ältesten Enkels mit einer Habsburgerin sicher mit besonderer Freude begrüßt haben.

Der neue Landtag für Elsaß-Lothringen (Abb. S. 2107) ist am 6. Dezember im Fahnensaal des Straßburger Schlosses feierlich eröffnet worden. Alle Mitglieder beider Kammern bis auf die Sozialdemokraten und zwei Nationalisten waren im Schloß erschienen und hörten die Thronrede an, die der Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen Graf von

Wedel verlas. Nach diesem feierlichen Festakt begaben sich die Abgeordneten zum Landtagsgebäude, wo dann die Zweite Kammer ihre erste Tagung abhielt und ihr Präsidium wählte.

Das Bismarck-Nationaldenkmal (Abb. S. 2105) bei Bingerbrück am Rhein wird also nach dem Beschluß des Ausschusses vom Professor Wilhelm Kreis architektonisch gestaltet werden, und Hugo Lederer, der Schöpfer des Hamburger Bismarckdenkmals, formt die Statue, die den Schmuck der Halle bilden soll. Der berühmte Bildhauer stellt die stilisierte Gestalt des Altreichskanzlers auf einem thronartigen Sitz dar. Jeder Besucher, der in die Halle eintritt, wird von dem in majestätischer Ruhe thronenden Bildnis sicher einen tiefen Eindruck erhalten.

Der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Abb. S. 2109) S. Sasonow hat eine Reise nach Paris unternommen und ist dort vom Präsidenten Fallières und seinen Ministern mit hohen Ehren aufgenommen worden. Natürlich hat diese Reise des russischen Ministers im Land der französischen Bundesfreunde im gegenwärtigen Augenblick politische Bedeutung. So wurde über die Dardanellenfrage konferiert.

Von den Kriegsschauplätzen. (Abb. S. 2110). Die Kriege in Tripolis und in China dauern fort, ohne daß es zu großen entscheidenden Schlachten kommt. Den Italienern ist es in Tripolis gelungen, die wichtige Stellung von Ainzara einzunehmen und ihre Verschanzungen bis dorthin auszudehnen. In China beginnt die allgemeine Verwirrung sich ein wenig zu klären. Die Machthaber der aufständischen Provinzen haben eingesehen, daß sie miteinander in geregelte Verbindung treten müssen, und so versammelten sich in einem Schulgebäude in Schanghai die Abgeordneten von 14 südlichen Provinzen und beschlossen, eine provisorische Zentralregierung in der alten Kaiserstadt Nanking einzusetzen.

Zur persischen Krise (Abb. S. 2108), die infolge der russischen Invasion eine starke Bedrohung der Selbständigkeit des uralten Perserreichs herbeigeführt hat, bringen wir unsern Lesern die Porträte von einigen der Männer, die in diesem Augenblick eine politische Rolle spielen. Sardar Assad ist kürzlich nach Teheran gekommen, wo er seinen Einfluß auf die Bachtiaren aufbietet, damit keine Bedrohung der Interessen der in Persien lebenden Europäer eintritt. Die jetzige Regierung hat an Jephrem, dem Polizeichef von Teheran, eine starke Stütze. Jephrem hat im August gegen Truppen des vertriebenen Schahs Erfolge erzielt, ob er aber imstande ist, gegebenenfalls die Verteidigung des Landes gegen die Russen zu organisieren, ist zweifelhaft. Unter diesen schwierigen Verhältnissen kann die persische Diplomatie wenig für ihr Land tun. Der neue Gesandte in Berlin Hophannes Khan — früher war er Legationsrat bei der hiesigen Gesandtschaft — ist im Hotel abgestiegen und gedenkt die geschlossene Gesandtschaftskanzlei gar nicht zu eröffnen, ehe in Persien wieder stabilere Zustände eingetreten sind.

Bürgermeister Dr. Schröder. (Abb. S. 2109). Der Hamburger Senat hat für das Jahr 1912 den verdienten Dr. Burchard neuerdings zum Ersten, den Senator Dr. C. A. Schröder zum Zweiten Bürgermeister der Freien und Hansestadt gewählt. Dr. Burchards Züge sind den Lesern der „Woche" längst vertraut. Heute bringen wir ein Porträt Dr. Schröders, der das Amt des Zweiten Bürgermeisters schon im Jahr 1910 erfolgreich verwaltet hat.

Die diesjährigen Träger der Nobelpreise (Abb. S. 2111) sind fast sämtlich weltberühmte Persönlichkeiten. Jedermann weiß, warum Maurice Maeterlinck den literarischen Preis erhielt, warum Frau Curie, die Entdeckerin des Radiums, geehrt wurde. Auch der Würzburger Physiker Professor Wien und der schwedische Ophthalmologe Gullstrand aus Upsala genießen in ihren Fächern Weltruf. Die beiden Träger des Friedenspreises, der Wiener Publizist Alfred Hermann Fried und der holländische Jurist Michael Carel Asser, sind seit langen Jahren für die Propaganda des Friedensgedankens mit Feuereifer tätig.

Der Verein Berliner Künstler (Abb. S. 2106) hat mit seinem alljährlichen Fest zu Ehren der toten Meister Menzel und Knaus diesmal sein siebzigjähriges Stiftungsfest begangen und ferner zunächst die seiner Mitglieder gefeiert, die das 70. Lebensjahr vollendet oder überschritten haben. Ein großes Festmahl im Künstlerhaus vereinigte die Mitglieder des Vereins mit vielen angesehenen Berliner Kunstfreunden. Es war ein Fest von vornehmem gesellschaftlichem Reiz und doch voll künstlerischer Ungezwungenheit und Lebensfreude, an das die Teilnehmer sich noch lange gern erinnern werden.

Die Gesellschaft für Deutsche Kunst im Ausland (Abb. S. 2112) hat dieser Tage in Berlin ihre vierte ordentliche Mitgliederversammlung abgehalten. Wie alljährlich benutzten die Mitglieder die Tagung zum gemeinsamen Besuch der wichtigsten Kunststätten der Reichshauptstadt, vor allem der Akademie, deren Einrichtungen und Kunstschätze eingehend besichtigt wurden.

Die Prinzessin Indira von Baroda (Abb. S. 2112), eine indische Dame, die bis vor kurzem in London weilte und dort in der Gesellschaft eine große Rolle spielte, ist an Bord des Dampfers „Salsette" nach ihrer indischen Heimat zurückgekehrt und wird dort an ihrem Geburtstag, dem 29. Februar, dem Maharadscha Scindia von Gwalior unter den Jahrtausende alten heimischen Zeremonien angetraut werden. Schon jetzt berichtet man Wunderdinge von dem Prunk, der bei der Hochzeit dieses märchenhaft reichen indischen Fürstenpaares entfaltet werden soll.

Der Schatz des Exsultans Abd ul Hamid (Abb. S. 2112) ist vor kurzem in Paris öffentlich zugunsten der türkischen Flotte versteigert worden. Wohl selten hat ein Auktionator auf einmal so viele herrliche Juwelen unter seinem Hammer gehabt. Die kostbaren Geschmeide, die den Hals oder die Brust der Haremsschönheiten geschmückt, werden jetzt den Stolz von Pariser Halbweltdamen oder amerikanischen Millionärinnen bilden. Unsere Abbildung zeigt ein Halsband, dessen asiatische Pracht besonders angestaunt wurde.

Die Toten der Woche

Ruth Bré, bekannte Vorkämpferin in der Mutterschutzbewegung, † in Herischdorf bei Hirschberg am 8. Dezember im Alter von 50 Jahren.

Ministerpräsident a. D. Nikola Christitsch, † in Belgrad am 9. Dezember im 93. Lebensjahr.

Professor Dr. Heinrich Contze, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Herford am 10. Dezember im Alter von 41 Jahren.

Opernsänger Eduard Missiano, der „Entdecker" Carusos, † in Neuyork am 6. Dezember.

Tony Robert-Fleury, bekannter Maler, † in Paris im Alter von 75 Jahren.

Geh. Regierungsrat Obermedizinalrat Dr. Bernhard Schuchhardt, † in Gotha im Alter von 88 Jahren.

Professor Dr. Gustav Salchow, bekannter Historiker, † in Halle am 11. Dezember im 42. Lebensjahr.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



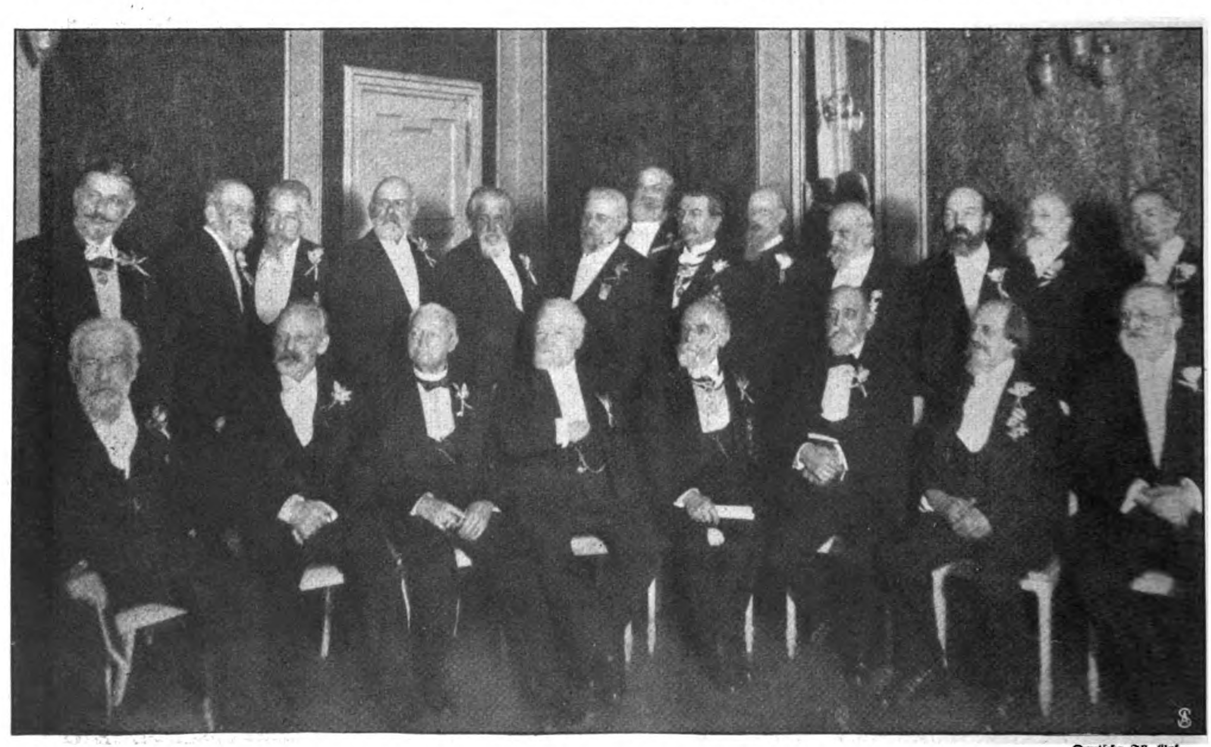
Die Bismarck-Statue von Prof. Dr. Hugo Lederer
für das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein von Prof. Wilhelm Kreis.



Phot. Max Glauer.

Von links: Fürst Lichnowsky; Freiherr von Jänisch; Fürstin Lichnowsky; Fürst Pleß; Graf von Francken-Sierstorpff; Graf Strachwitz; Dr. Niedner; Fürstin Pleß; v. Caprivi; Herzog von Ratibor; Graf Eddy Sierstorpff; Gräfin v. Francken-Sierstorpff; Graf Platen; Der Kaiser; Oberpräsident von Guenther; Geheimrat von Alten; Graf Adalbert Sierstorpff; Oberstlt. v. Mutius; Graf Hans Clemens Sierstorpff; Graf Fritz Sierstorpff.

Der Kaiser als Jagdgast des Grafen Johannes von Francken-Sierstorpff auf Schloß Zyrowa in Schlesien: Die Jagdgesellschaft.



Deutsche Ill. Ges.

Von links: sitzend: Prof. H. Schnee, Maler. Prof. Douzette, Maler. Baurat Grabow. Alb. Lahde, Maler. Prof. Schaper, Bildhauer. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Cornelius. W. Grohmann, Kupferstecher. Paul Rötger, Architekt. Stehend: Major a. D. Rich. Schoenbeck, Maler. Prof. Ernst Hildebrand, Maler. Prof. Schwenke, Architekt. Geh. Baurat Kyllmann. Prof. Ehrentraut. Hofbaurat Fauer. Herr Heese. Geh. Baurat Prof. Schwechten. Prof. Scherres. Prof. Moser. Prof. Pohlmann. Johann Fürst. Joh. Kopp, Maler.

Von der Feier für die Siebzigjährigen im Verein Berliner Künstler: Gruppe der Jubilare.





Hofphot. Jacobi.

Die neue Verfassung in Elsaß-Lothringen: Eröffnung des Landtages durch den Statthalter Grafen von Wedel (×) im Straßburger Kaiserpalast.



Sardar Assad,
die Stütze des alten Regimes.



Hophannes Khan,
der neue persische Gesandte in Berlin.



Jephrem,
der Inhaber der Polizeigewalt.

n. Moskau
SCHWARZES MEER
Batum
Tiflis
Djulfa
RUSSLAND
Wolga Mündg.
KASPISCHES MEER
Baku
Krassnowodsk
ARAL SEE
n. Moskau
Darja
Amu-darja
Chiwa
Samarkand
Buchara
Merw
TÜRKEI
Täbris
Enseli
Rescht
Kaswin
Chanykin
Hamadan
Demawend
Asterabad
Meschhed
TEHERAN
Tigris
Euphrat
Baghdad
RUSSISCHE ZONE
Kuschkinsk-P.
PERSIEN
Disful
Schuschter
Kaschan
Isfahan
Herat
Basra
Muhammera
Jesd
Birdjan
Koweit
Ruinen v. Persepolis
Schiras
Djuwain
Kandahar
AFGHANISTAN
Abuschehr
Kirman
BRITISCHE ZONE
Bam
Hilmend
Quetta
ARABIEN
PERSISCHER GOLF
Kangun
Nushki
Kelat
Magam
Bender Abbas
Lingeh
Meerenge v. Hormus
INDIEN
Djask
Tschahbar
Abu Thabi
GOLF v. OMAN
Sohar
Pasni
HAIDARABAD

Uebersichtskarte des persischen Reiches mit Bezeichnung der russischen und englischen Interessensphäre.

Zu den politischen Vorgängen in Persien.



„Der polnische Reiter", ein Meisterwerk Rembrandts, das sich in amerikanischem Privatbesitz befindet.

Zu dem Artikel von Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Bode auf Seite 2097.



Empfang auf dem Bahnhof. Phot. Branger.

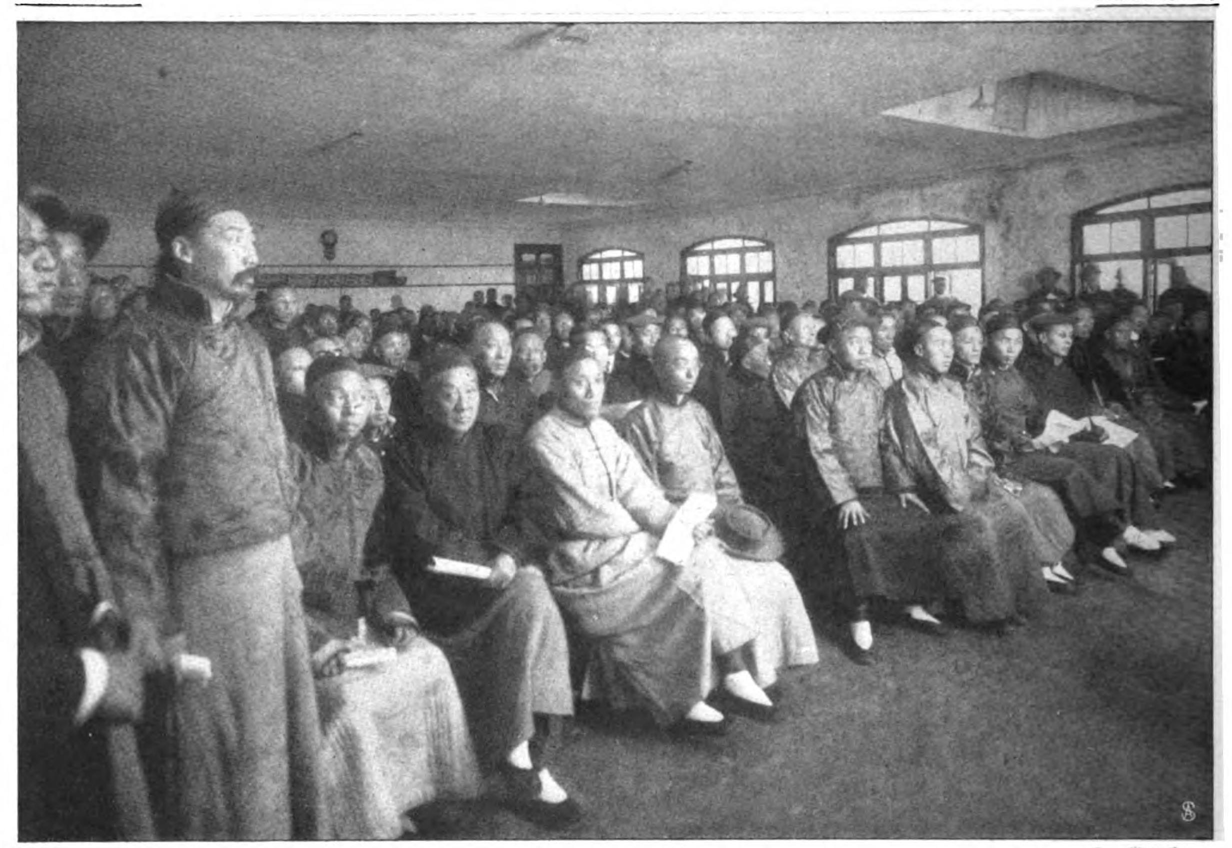
Der russische Minister des Aeußern Sasonow (×) in Paris.



Hofphot. E. Bieber

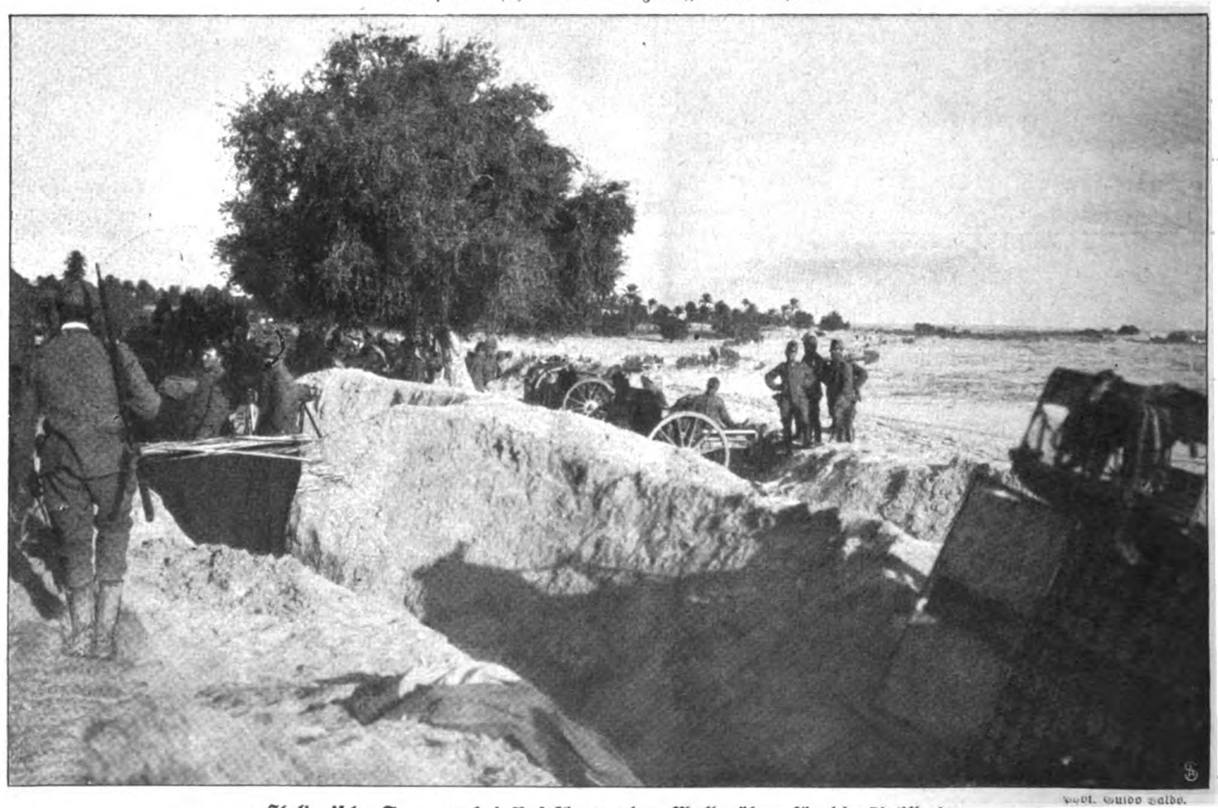
Dr. Schröder,

der neue Zweite Bürgermeister von Hamburg.



Burr Photo Co.

Versammlung der Abgeordneten von vierzehn revolutionären Provinzen in einer Schule in Schanghai.
Die politischen Umwälzungen in China.



Phot. Guido Baldo.

Italienische Truppen bei Befestigung der Wallgräben für die Artillerie.
Von den jüngsten Ereignissen auf dem Türkisch-Italienischen Kriegsschauplatz.

Eine Verlobung im Hause Wittelsbach.



Prinz Georg von Bayern.
Sohn des Prinzen Leopold.

Erzherzogin Isabella von Oesterreich.
Tochter des Erzherzogs Friedrich.



Staatsminister Asser, Im Haag,
erhielt die Hälfte des Friedenspreises.



Phot. Manuel.

Madame Curie, Paris.
Chemie.



Atelier Bertheim.

Redakteur Alfred Fried, Wien,
erhielt die Hälfte des Friedenspreises.



Phot. Florman.

Prof. Gullstrand, Upsala.
Medizin.



Phot. L. O. Hoppe.

Maurice Maeterlinck.
Dichtkunst.

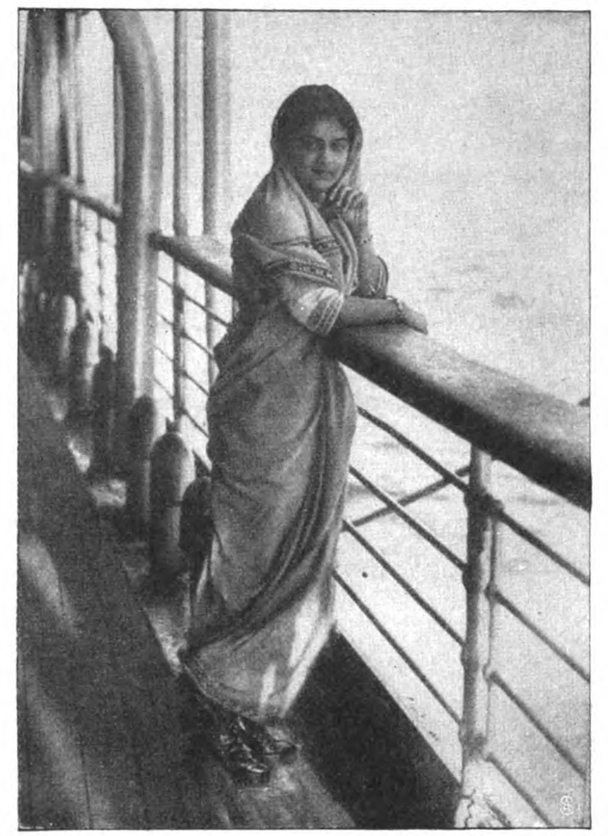


Phot. Glock.

Prof. Dr. Wien, Würzburg.
Physik.

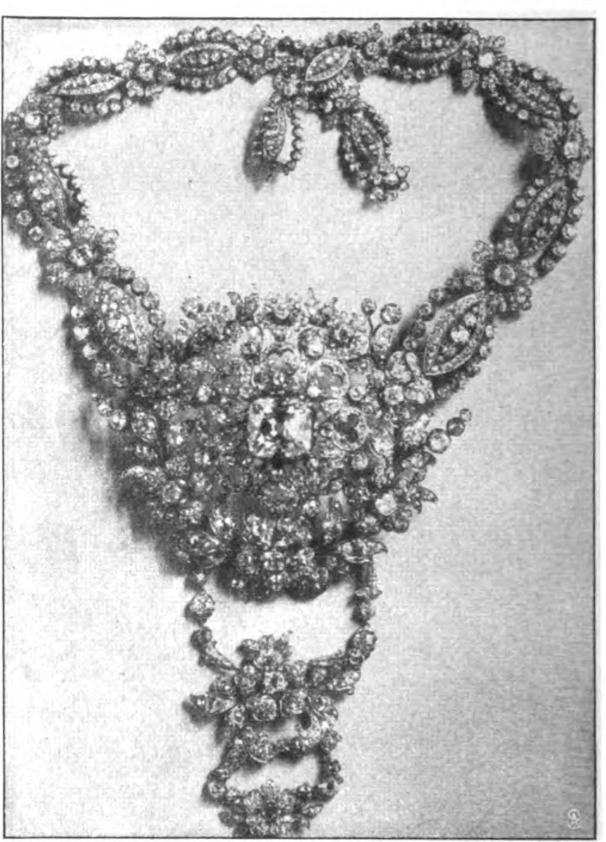
Die diesjährigen Nobelpreisträger.





Phot. Central News.

Prinzessin Indira von Baroda.
Eine indische Fürstentochter auf der Reise zu ihrer Hochzeit in die Heimat.



Aus der von M. Lair-Dubreuil u. dem Goldschmied Linzeler geleiteten Auktion.

Kostbares Halsband aus Brillanten und Rosen.
Aus den Schätzen des Exsultans Abd ul Hamid, die in Paris versteigert wurden.



Gruppe der Teilnehmer in der Berliner Königl. Akademie der Künste.
Von der Versammlung der Gesellschaft für deutsche Kunst im Ausland.



Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

2 Fortsetzung

Dolly hatte eigentlich nicht ausgehen wollen — gegen ihre Gewohnheit nicht ausgehen wollen. Denn sie wollte nicht, daß es aussah, als gäbe sie einem Angestellten ihres Vaters ein Rendezvous. Und wenn er auch Graf war, Sohn eines Marchese — ein Reisender blieb er doch, ein Reisender mit zwanzig Mark Diäten täglich und zehn Prozent vom Abschluß.

Vielleicht hätte der Vater sogar eine ernste Bewerbung von seiner Seite unterstützt, wenn dieser Graf Saliani neben seinem Titel auch noch Geschäftstüchtigkeit gehabt hätte. Aber Dolly gab selbst zu: er war nur schön. Als Reisender nicht zu unterschätzen, als Leiter eines Geschäftes unbrauchbar. Zu verwenden allenfalls noch für einen Spaziergang im Tiergarten wegen seines dekorativen Äußern.

Jedenfalls wollte sie es heute einmal mit ihm probieren. Und obwohl sie noch kämpfte, während sie den Hut aufsetzte, obwohl sie noch zögerte, während sie die unbehandschuhten Hände in den großen Persianermuff versenkte, obwohl sie noch nicht recht an ihren Entschluß glaubte, während sie draußen auf der Straße stand, ging sie doch fünf Minuten später an der Seite eines stattlichen, hochgewachsenen jungen Mannes die Siegesallee hinauf und litt es, daß dieser junge Mann ihre Hand zweimal an die Lippen zog.

Sie kämpfte und zögerte immer, um schließlich doch zu unterliegen. Die Tage waren so entsetzlich lang, der Vater kümmerte sich wenig darum, wie sie ihre Zeit verbrachte, und die Baronin war es zufrieden, wenn sie pünktlich zu den Mahlzeiten erschien. Sie hatte unzählige Rendezvous und rechtfertigte sie vor sich selbst mit der Begründung, daß sie nur auf diese Art sich vor einer überstürzten Heirat schützen könne. Zwei Rendezvous genügten meist, sie völlig abzukühlen.

Es war ihr besonderes Pech, daß sie während solcher Spaziergänge mehrmals ihrem Schwager Labisch begegnete. Das erstemal war er stehengeblieben, hatte wohl erwartet, daß Dolly ihm den sie begleitenden Herrn vorstellte, das zweitemal hat er nur gegrüßt, mit höflich erstauntem Blick, das drittemal war er vorbeigegangen, als sähe er sie nicht.

Und Dolly hatte tagelang in Angst gelebt, daß der Vater sie zur Rede stellen würde. Aber augenscheinlich hatte Labisch weder seiner Frau noch dem Schwiegervater etwas davon gesagt. Nur daß bei Labischs einige Gesellschaften stattgefunden hatten, zu denen sie nicht zugezogen worden war, hatte sie erfahren.

* * *

Kommerzienrat Spohnagel konnte sich an dem Tag seines fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläums dem angenehmen Bewußtsein hingeben, beinah „wer zu sein".

Selbst die Familie benahm sich tadellos, die nahen wie die entfernten Verwandten. Der Kommerzienrat hatte drei Reden einstudiert: eine für die Familie, um zwölf Uhr mittags in seiner Wohnung, zu Mayonnaisen, Torten und Frühstückswein, eine um vier Uhr für die Angestellten in der Wallstraße, zum solennen Kaffee, und die dritte endlich beim Bankett im Hotel, das die Verwandtschaft, die Elite der Geschäftsfreunde und des Personals vereinigte.

Rechtsanwalt Labisch hatte sich von der Morgengratulation dispensiert, abends jedoch war er erschienen, mit seinem jovialen Lächeln, seiner runden Bonhomie und einem famosen Speech, den er mehr aus persönlicher Koketterie hielt als aus Pflichtgefühl.

Denn er hatte sich nicht vorbereitet, aber das Wort des Schwiegervater: „Der ‚Weltruf' schickt einen Berichterstatter", wirkte auch auf ihn elektrisierend. Fernstehenden sagte der Kommerzienrat: „Sogar die Presse hat für Vertretung gesorgt."

Das war allgemeiner, ging mehr ins Große. Es war übrigens das erstemal, daß sich die Öffentlichkeit mit ihm befaßte, das erstemal, daß er seinen Namen nicht bloß in den Inseraten der letzten Seite gedruckt sehen sollte.

Als ein Hoteldiener ihm die Visitenkarte überreichte „Peter Jell, Weltruf" — ließ der Kommerzienrat einen Bielefelder Geschäftsfreund, entgegen seiner sonstigen gemessenen Höflichkeit, inmitten der Unterhaltung stehen und eilte ins Vestibül.

Peter Jell war im Frack.

Er trug eine Weste neuesten Schnittes und ein Pikeehemd, das, wie der Kommerzienrat stillschweigend konstatierte, die „letzten Frühjahrsdessins" zeigte.

„Ich hoffe, Herr Kommerzienrat, ich komme nicht zu spät, aber um sechs war ich noch beim Geschäftsträger unseres balkanischen Gastes."

Der Kommerzienrat sah sich unwillkürlich um. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn der Bielefelder Geschäftsfreund, der immer ein bißchen von oben herab mit ihm verkehrte, die Worte gehört hätte. Sehr warm und wie einem alten Bekannten drückte er Peter Jells Hand.

„Es ist außerordentlich liebenswürdig, daß Sie unserm kleinen Fest beiwohnen wollen."

„Oh bitte ... bitte."

Peter Jell milderte kaum die offizielle Geschäftlichkeit seines Tones, warf im Vorbeigehen nur einen kurzen Blick in den Spiegel und gab seinen eckigen Schultern einen kleinen Ruck.

„Darf ich Sie vor allem meinen Töchtern vorstellen?"

Der Komerzienrat schob seinen Arm vertraulich und doch mit einer gewissen Ehrerbietung in Jells Arm.



„Hier meine kleine Dolly und hier meine Älteste, Frau Rechtsanwalt Doktor Labisch, mein Schwiegersohn, Rechtsanwalt Labisch.“

Peter Jell blickte auf. Sein fahles Gesicht veränderte sich nicht. Er nahm den Klemmer ab, verneigte sich kurz und sagte sehr laut und ruhig: „Ich freue mich, Herr Rechtsanwalt, Ihnen wieder einmal zu begegnen.“

Der Kommerzienrat klatschte vergnügt in die Hände. „Ausgezeichnet! Die Herren kennen sich?“

„Herr Rechtsanwalt Labisch hat mir wie so vielen andern Dienste geleistet, die man nicht vergißt.“

Es kam nicht oft vor, daß Labisch die Fassung verlor. Diesmal war er um eine Antwort verlegen, schüttelte nur die entgegengestreckte Hand und sagte: „Es geht Ihnen gut, ich sehe, es geht Ihnen gut.“

Beinah unbewußt aber faßte er seine Frau beim Ellbogen, als wollte er sie mit sich fortziehen.

Der Kommerzienrat stellte weiter vor: „Peter Jell, Weltruf.“

Der Name erfüllte den Raum. Die Bedeutung der Zeitung gab ihm eine Gloriole.

„Mein ältester Geschäftsfreund, Herr Runger aus Bielefeld.“ Herr Runger aus Bielefeld, ein kleiner, galliger Herr, der sich trotz seiner zehn Millionen niemals den Luxus einer weißen Krawatte gönnte, sagte: „Die Ramschseuche bringt auch unsere Industrie herunter. Wir müssen einen Trust bilden gegen die Ramschgeschäfte.“

Und er durchbohrte Spohnagel mit den Blicken, weil er vermutete, daß „der älteste Geschäftsfreund“ das letztemal Ramschware bezogen hätte, was den geringeren Absatz erklärte, der „aus Büchern nachweislich“ zu verzeichnen war.

Peter Jell hatte sich aus dem neusten Lexikon genügend über Leinwand und Baumwollfabrikation informiert, um eine zehnminutenlange Unterhaltung darüber führen zu können. Er nannte einige Produzenten und erwarb sich dadurch ein gewisses Vertrauen bei Herrn Runger, das dem Kommerzienrat unbequem zu werden drohte.

Spohnagel gab Order, zu servieren, und veränderte in aller Eile die Sitzordnung, so daß Peter Jell nicht mehr zwischen Agnes und Herrn Runger seinen Platz erhielt, sondern zwischen Dolly und dem Grafen Saliani.

Da es das Geschäft erforderte, war er blind für Dollys Mißmut. Sie hatte sich auf den Abend gefreut. Der Flirt mit Saliani hatte, ihr selbst unerwartet, eine wärmere Färbung angenommen. Gestern hatte sie Tee mit ihm getrunken im verschwiegenen, lauschigen Winkel eines Warenhauses, und sie hatte es gelitten, daß seine Hand beim Einschenken immer wieder die ihre streifte. Es hatte sie nicht gestört, daß er fast gar nicht dabei gesprochen. In seinen großen, tiefblauen Augen las sie mehr Liebeserklärungen, als er ihr im Laufe einer Stunde hätte machen können. Seine fremdländische Aussprache gab dem wenigen, was er sagte, einen besonderen Reiz. Sie spielte mit dem Gedanken, „Gräfin Saliani“ zu heißen, rechnete sich aus, welche Rente Papa ihr auswerfen müßte, um „standesgemäß zu leben“. Dieser Peter Jell, den der Vater ihr gerade heute aufzwang, war ihr von vornherein unangenehm. Aber obwohl sie ihre Verstimmung ziemlich deutlich zeigte, schien sich Peter Jell nichts daraus zu machen.

Vorsichtig tastete er nach der Interessensphäre des jungen Mädchens. Sie hatte jedes Buch gelesen, jedes neue Stück gesehen. Sie huldigte dem Sport, ohne Passion, aber mit gesellschaftlicher Höflichkeit. Sie sprach von den Männern wie eine junge desillusionierte Witwe, von Toiletten mit der Geringschätzung einer Frau, der nichts an Luxus unerreichbar ist, von der Liebe mit dem Skeptizismus eines Mannes, und nur einmal wurde sie lebhaft, als Peter Jell von dem immer mehr zunehmenden Kastengeist Berlins sprach.

„Wir werden bald nicht mehr allein die obersten Zehntausend haben, sondern innerhalb dieser Zehntausend die Tausend und obersten Vierhundert wie in Amerika.“

Dolly lächelte zum erstenmal.

„Nicht innerhalb der höchsten Kaste leben, sondern über allen sein — das wäre mein Wunsch. Aber wem ist das beschieden? Dazu gehören die Millionen eines Carnegie, der Name eines ...“

Sie stockte. Wurde rot. Denn der Name Saliani war ihr eingefallen — der Name eines Reisenden.

Er hatte in diesem Augenblick sein abscheuliches Geschäftsgesicht, und als sie die Ohren spitzte, hörte sie, wie er von Batist de Linon sprach und irgendeine Zahl nannte — wahrscheinlich den Preis eines Meters.

„Über allen Kasten steht nur die Persönlichkeit“, sagte Peter Jell.

„Was ist das? Talent? Genie?“

Peter Jell lächelte.

„Persönlichkeiten werden geboren und sind — was sie sich nehmen.“

„Und was nehmen sie?“

„Macht. So viel Macht, wie sie nur greifen können.“

Dollys Augen leuchteten wie Kohlen aus dem feingeschnittenen Gesicht hervor.

Ja, das war es! Macht! ...

Ihre Nase mit den durchsichtigen, rosigen Flügeln zitterte, ihre spitzen, mandelförmigen Nägel drückten sich in den seidigen Tischdamast ein. Sie wiederholte: „Macht!“

Peter Jell fuhr fort, scheinbar gleichgültig, während er kunstgerecht die Forelle zerlegte und mit schaumig geschlagener Butter bestrich: „Macht haben über den einzelnen, über die ganze Masse. Den einzelnen oder die Masse zwingen — darauf kommt es heutzutage an.“

Er verbesserte sich rasch und sagte: „Zwingen oder lenken ...“

„Nun, so nachdenklich?“ rief Labisch seiner jungen Schwägerin zu.

Ihr Gespräch mit Peter Jell dauerte ihm fast zu lange. Die Kleine hatte wirklich keine Art. Seinem im Grunde philiströsen Sinn war jedes rücksichtslose Durchbrechen äußeren Anstandes innerhalb seiner Familie unangenehm.

Dolly antwortete nicht.

Peter Jell aber wendete sich nun an Saliani, fragte nach dem Namen der Gäste, ihren Beziehungen zueinander und ersah aus dem Ton der Antworten, wie hoch er



das Vermögen eines jeden einschätzte. Denn von den zehn Millionen des Bielefelder Geschäftsfreundes sprach Saliani mit andächtigem Schauer.

Ab und zu trug Peter Jell etwas in sein Notizbuch ein, mit flüchtigen Buchstaben, die einem Stenogramm glichen.

„Wohl kleine Anmerkungen für Ihr Artikelchen?" fragte der Kommerzienrat nicht ganz taktvoll.

„Ein paar Notizen", antwortete Peter Jell.

Es waren aber nur die Namen einiger Industriellen und in Klammern einige vier- und fünfstellige Zahlen, die wohl ihr Barvermögen bedeuteten.

Während das Eis serviert wurde, ließ der Kommerzienrat die Festtafel photographieren; er sagte dabei: „Bitte ganz ungezwungen, meine Herrschaften. Eine kleine Blitzlichtaufnahme. Eine Erinnerung an den schönen Tag."

„Ich will dem Mann sagen, daß er Sie recht hübsch macht", sagte Peter Jell zu Dolly und erhob sich.

Ihre Augen leuchteten ihm entgegen. Es war ihr, als hätte dieser Mann eine seltsame Macht, die Macht, sie mit einem Wort aus der Verborgenheit ihrer Existenz zu reißen, ihren Namen zu adeln, ihrem Leben Glanz und Bedeutung zu geben.

Sie sah ihn noch, wie er — unbekümmert um die Blicke, die ihm folgten, durch den Saal schritt — nicht eigentlich elegant, trotz des tadellosen Anzuges — aber eigenartig, mit seinen eckigen Schultern, seinem in den Nacken zurückgeworfenen Kopf und den leicht in die Hosentaschen eingehakten Daumen.

Der Photograph war gerade im Begriff, mit Hilfe seines Assistenten den Apparat zusammenzuklappen.

„Ach bitte," sagte Peter Jell mit der ihm jetzt bei einer ersten Ansprache bereits gewohnten Schärfe, „darf ich Sie um Ihren Namen ersuchen?"

„Kuno Vogt, mein Herr."

„Wollen Sie mir bitte ein Bild zuschicken."

Der Photograph lächelte. Es war ein alter Mann. Er hatte wohlgepflegte, gelbliche Greisenhände und einen mächtigen Künstlerkopf auf schmalen, eingesunkenen Schultern.

„Gern. Darf ich um Ihre Adresse bitten?"

„Peter Jell, Weltruf, das genügt."

Der alte Mann ließ die zum Schreiben erhobene Hand sinken.

„Peter Jell?" wiederholte er langsam, und seine großen, milden Augen ruhten schwer auf dem eckigen, von kurzgeschorenem, rötlichem Haar wie von einer Kappe umrahmten Kopf.

Peter Jell wurde unbehaglich unter dem schweren Blick dieser Augen. Er warf die Schultern zurück, als schüttle er eine Last ab.

„Sie kennen mich?"

Der alte Mann senkte den Blick und steckte sein Notizbuch ein.

„Dem Namen nach", antwortete er kurz und wendete sich nach einer gemessenen Verbeugung an seinen Assistenten. — „Gehen wir."

„Erlauben Sie, Herr Vogt . . ."

„Ich schicke Ihnen das Bild zu, Herr Jell."

Mit großen, gleitenden Schritten verließ er den Saal, der erfüllt war von leiser Walzermusik, Stimmengewirr und Gläserklingen. Peter Jell bemerkte, daß er allein in der Tiefe dieses Saales stand, sah, daß seine Tischnachbarin auf ihn zukam mit entschlossener, jungenhafter Grazie.

„Bleiben Sie, Herr Jell! Es soll noch getanzt werden."

„Ich tanze nicht", sagte er beinah schroff.

Das auffällige Entgegenkommen des jungen Mädchens bedrückte ihn plötzlich. Ihm war, als würfe jemand ein seidenes Lasso nach ihm aus. Er faßte sich unwillkürlich an den Hals.

„Sie müssen zu uns kommen!"

Es klang wie ein Befehl. Eine leise Gereiztheit bemächtigte sich seiner. Eine kurze Ablehnung lag auf seinen Lippen. Im selben Augenblick fing er ein mißbilligendes Kopfschütteln auf, einen ärgerlichen Blick. Rechtsanwalt Labisch machte Dolly Zeichen, auf ihren Sitz zurückzukommen. Aber Dolly sah nicht oder wollte nicht sehen. Ihre Zähne schimmerten wie Reiskörner zwischen dem allzu tiefen Rot ihrer schmalen Lippen hervor, ihr schlanker, weißer Hals neigte sich in sanfter Kurve wie ein überlasteter Blumenstengel über den Ausschnitt ihres giftgrünen, goldgestickten Chiffonkleides.

Warum antwortet er nicht? fragte sie sich, und zum erstenmal riß und zuckte es an ihren Nerven bis zur Schmerzhaftigkeit.

Seine Blicke aber hingen an dem liebenswürdigen, jetzt etwas verärgerten Gesicht des Rechtsanwaltes, und es machte ihm Spaß, der Stärkere zu sein von beiden, der Gefürchtete — heute, kaum sechs Monate nach der peinvollen Beichte im Anwaltzimmer der Dorotheenstraße, kaum ein Jahr nach dem Rüffel, den er als kleiner Schreiber hatte einstecken müssen.

Ihm verkörperte Rechtsanwalt Labisch in diesem Augenblick die ganze Gesellschaft, jenes Berlin, zu deren Herrn er sich machen wollte, nachdem er so lange ihr getretener Knecht gewesen.

Das kleine Mädchen, das beinah scheu und demütig vor ihm stand — er sah es kaum. Sah nicht den Reiz der anmutigen Gestalt, die glimmende Sehnsucht, die auf dem Grund ihrer bittenden Augen lag, spürte kaum die Konzentration eines Wollens, das dem seinen so gleich war. Nur die Ablehnung sah und fühlte er, die von drüben kam, von dort, wo sich ihm verkörperte, was er dem Leben dieser selben Gesellschaft abringen wollte, abringen mußte, um jeden Preis. Ansehen, Geld und Macht.

„Der Herr Kommerzienrat wird mir wohl mitteilen, wann ich kommen darf", sagte er höflich und reichte Dolly den Arm, um sie an die Tafel zurückzuführen.

Dann verabschiedete er sich kurz und leise.

„Ich empfehle mich auf französisch, Herr Kommerzienrat, möchte die Herrschaften nicht stören."

Und da man gerade dabei war, an den Knallbonbons zu ziehen, konnte er sich entfernen, ohne daß jemand sein Fortgehen bemerkte.

Langsam warf er seinen mit schwerer Seide abgefütterten Pelerinenmantel um, setzte vor einem der



Spiegel des Vestibüls aufmerksam seinen Zylinder auf und zog wie nachdenklich sein Zigarettenetui aus der Fracktasche.

„Feuer!" rief er dem Boy zu, obwohl er den benzingefüllten Anzünder eingesteckt hatte. Noch ehe der Junge zurückkam, trat Kommerzienrat Spohnagel mit eiligen Schritten ins Vestibül.

Peter Jell unterdrückte ein Lächeln.

„Ich fürchtete schon, Sie wären fort, Herr Jell, ich wollte Ihnen doch noch danken."

Es war eine ganz unbewußte Bewegung nach der Fracktasche, wo sich das Portefeuille befand, die der Kommerzienrat machte. Es malte sich auch gleichzeitig eine Verlegenheit in seinen Zügen über den notgedrungen trockenen Dank.

„Ich hoffe, Herr Jell, Sie haben keine Spesen durch Ihre Bemühungen."

„Meine Spesen bezahlt mir mein Blatt", sagte Peter Jell ruhig und streifte lässig die weißen, hirschledernen Handschuhe über die Finger. Spohnagel lachte.

„Selbstverständlich ... es wäre ja auch sonst eine Zumutung!"

Der Kommerzienrat zog sein großes Etui aus sibirischem Holz mit schwerem Goldmonogramm hervor, das seine Töchter den „Koffer" nannten, in dem er die teuren Importzigarren für sich und „besondere Fälle" wohlverwahrt mit sich führte.

„Eine Zigarre, Herr Jell?"

„Ich rauche nur mehr Zigaretten, Herr Kommerzienrat. Zu Zigarren gehört Zeit, und es ist bald das einzige, worüber ich nicht verfügen kann", sagte er, nicht ohne Pose — weil er fühlte, daß er ohne dieses Hilfsmittel noch nicht auskam.

Spohnagel sah ihn mit großen Augen sehr respektvoll an.

„Ja, natürlich ... Zeit. Time is money! Ja ... ja ...! Das predige ich selbst allemal. Geld darf keine Rolle spielen — aber Zeit. Das haben Sie erfaßt ... sehe schon. Freut mich, Herr Jell ... freut mich, Sie kennen gelernt zu haben. Wir werden uns gut verstehen. Nun müssen Sie mir aber auch das Vergnügen machen und ein Glas Wein bei mir trinken. Das werden Sie doch wohl von mir annehmen . . . hm? Also, bitte — mein Haus steht Ihnen offen — es wird mir jedesmal ein Vergnügen sein, eine Ehre. Wirklich!" Dabei schüttelte der Kommerzienrat kräftig Peter Jells Hand.

Rechtsanwalt Labisch trat ins Vestibül, eine glimmende Zigarre in der Hand, Daumen und Zeigefinger im Täschchen seiner weitausgeschnittenen weißseidenen Frackweste.

„Da bist du, Schwiegerpapa! Wir waren schon unruhig, man fragt nach dir ..." und mit einem flüchtigen Blick: „Ach so, Herr Peter Jell ist noch da?"

Der Kommerzienrat drückte abermals Peter Jells Hand: „Auf Wiedersehen, Herr Jell, auf Wiedersehen!"

Mit einer entschuldigenden Geste, einem nochmaligen Winken der Hand eilte Spohnagel hinaus und verschwand in dem seitlichen Gang.

„Empfehle mich, Herr Rechtsanwalt."

Peter Jell verbeugte sich respektvoll vor Labisch, der ihn mit einem Gemisch von Neugierde, Ärger und Mißtrauen fixierte.

„Na, Verehrtester," sagte Labisch, nicht ohne absichtlich betonte Gönnerhaftigkeit, „wie geht's in dem neuen Beruf?"

„Ich ziehe es vor, wenn man von meiner Tätigkeit spricht — nicht von meinem Beruf, Herr Doktor."

Labisch lachte gutmütig.

„Na also, sagen wir — Stellung."

„Danke, Herr Doktor, meine Stellung mache ich mir allmählich."

„Beim Weltruf, wenn ich nicht irre ..."

„Auch da. Ich ziehe mir nicht gerne Grenzen."

Labisch hatte plötzlich den Eindruck, einem Menschen gegenüberzustehen, der Barrieren nahm wie ein Jockei. Und Barriere mochte ihm wohl alles sein: der Weltruf ebenso wie ehedem die Kanzlei. Ein leises Unbehagen packte ihn: die Unsicherheit des korrekten Bürgers gegenüber einem kühnen Abenteurer.

Labisch riß an der Weste, räusperte sich und fragte: „Kommen Sie noch mit ... mit ... Siddy Scholz zusammen? Sie wissen ja doch, ich habe sie im Arnulfstift untergebracht."

Er sagte das mit einiger Wichtigkeit, aber seine sonst so lebhaften und klugen Hundeaugen blinzelten, wie wenn der Rauch seiner Zigarre ihm Unbehagen schaffte. Aber Unbehagen schafften ihm nur Peter Jells stahlharte Augen, die in gläserner Kälte auf ihn gerichtet waren.

„Ich weiß, Herr Doktor, und danke Ihnen noch nachträglich. Siddy Scholz teilte mir ihre Aufnahme offiziell mit."

Mit unbeweglichem Gesicht griff er in die Fracktasche, holte aus dem Portefeuille einen gelblichen Karton heraus und reichte ihn Labisch, der mit geübtem Blick die großzügige, charakteristische Schrift überflog. Es waren nur drei Worte: „Stipendium erhalten. Siddy."

Ganz lebendig stand sie ihm wieder vor Augen, wie sie an seinem Stuhl zusammengebrochen war — mit ihrem feuersprühenden Haar, den kühngeschwungenen Lippen, den verzweifelten, dunklen Augen.

Und so sah er sie immer seitdem, auch dann noch, als sie ein zweites und drittes Mal in seinem Bureau erschienen war, um die nötigen Formalitäten zur Erlangung eines Arnulfstipendiums zu erhalten, für das er sich auf die Bitten seiner Frau eingesetzt hatte.

Gleich einer schüchternen Bittstellerin hatte sie später vor ihm gesessen, sich selbst unähnlich, mit gesenkten Blicken, spärlichen Dankesworten. Und er hatte — beinahe, ohne sie anzusehen — alles Nötige gesagt, innerlich froh und erleichtert, daß sie nicht war wie an jenem ersten Abend, der in ihm ein dunkles Schuldgefühl gegen seine Frau zurückgelassen hatte.

Komiteedamen hatten sich dann ihrer angenommen, sie aus dem Bereich seiner persönlichen Hilfe gezogen. Und eine leise Feigheit war ihm geblieben, die ihn hinderte, sich nach ihr zu erkundigen, die ihn mit gemachter Langweile zuhören ließ, wenn seine Frau ab und zu von ihr berichtete.

Und nun ging von dieser großzügigen, gleichsam



rücksichtslosen Schrift ein Fluidum auf ihn über, so zwingend und lähmend, daß er plötzlich Peter Jell die Kraft neidete, mit der er sich von Siddy Scholz losgerissen, und ihn um dieser Kraft willen ganz unwillkürlich, fast unbewußt auf das ehrenvolle Feld jener Männer stellte, mit denen er — wenn auch nicht paktierte, so doch — rechnete.

Peter Jell steckte das Kästchen wieder ein.

„Ich darf mich wohl jetzt empfehlen, Herr Rechtsanwalt..."

Sein Ton war blank und schwebte gleichsam in der Luft.

„Empfehle mich, Herr Jell..."

Die Herren verbeugten sich voreinander, fast in gleicher Kurve. Labisch streckte nicht die Hand aus wie damals in seinem Bureau. Peter Jell schien es auch nicht zu erwarten.

Mit einem nochmaligen gewandten Lüften des Hutes trat er an die Glastür, die der Boy weit vor ihm aufriß.

Labisch sah, wie ein gelbes Auto vorfuhr, wie Peter Jell dem Chauffeur eine Adresse zurief, dem den Wagenschlag öffnenden Boy mit präziser, wohl schon gewohnter Bewegung ein Geldstück in die Hand drückte, sah noch durch das herabgelassene Fenster, wie er im Fortfahren den Klemmer abnahm und ein Taschentuch herauszog.

In weitem Bogen warf er die Zigarre in eine große Aschenurne und kehrte in den Festsaal zurück.

Einige jüngere Paare drehten sich im Tanz, während die Älteren rauchend und mit trägen, satten Gesichtern das Ende des Abends herbeiwünschten, um noch in irgendeinem Café einen vernünftigen Skat zu klopfen, der mit zu ihrer Bettschwere gehörte.

Dolly hatte sich in den Arm ihres Vaters eingehängt, der mit dem Bielefelder Geschäftsfreund eine neue Lieferung besprach. Dabei hielt sie ihr Profil Saliani zugewendet.

Er sagte gerade, sehr leise und erregt: „Ich liebe Sie, wirklich, Fräulein Dolly, wenn Sie mit mir spielen, erschieße ich mich."

Dolly lächelte.

Da merkte man doch gleich den Italiener mit seiner feurigen und übertriebenen Phraseologie. Aber es war immerhin der erste Mann, der nach zwei Tiergartenspaziergängen und einem Tee mit Jam und Toast — von Selbstmord sprach. Die Romantik eines nickelglänzenden Miniaturrevolvers gehörte noch zu Dollys unüberwundener Kindlichkeit. Sie löste ihren Arm aus dem ihres Vaters.

„Ein Twostep... wollen Sie?"

Und sie schmiegte sich beinah zärtlich in den Arm, über dessen Kraft sie sich Herrin dünkte.

„Es wird Zeit", sagte Rechtsanwalt Labisch zu seiner Frau, die seit einer halben Stunde vergeblich ein positives Versprechen der „Baronin" zu erlangen suchte.

„Gehen wir", sagte Agnes entmutigt.

Die Baronin machte eine Verbeugung, die einem Hofknicks ähnlich war. Äußerste Höflichkeit war ihre beste Schutzwehr.

Agnes nickte der tanzenden Schwester zu und hielt dem Vater ihre kühle, weiche Wange zum Kuß hin. Im Auto drückte sie die Hand ihres Mannes so fest gegen ihre Brust, daß er sie ein bißchen erstaunt ansah.

„Ich danke dir, Kurtel, so lieb warst du, trotzdem dir doch der ganze Abend nicht recht war. Daß du Papa nachgingst ins Vestibül — der alte Herr hat's dir hoch angerechnet. Er ist sehr empfänglich für Nuancen."

„So... ja... Natürlich."

Frau Agnes kuschelte sich an die Schulter ihres Mannes, wie sie es so oft tat auf der Heimfahrt von einer Gesellschaft, und wenn sie nicht mehr fürchtete, ihre Frisur zu verderben. Es war ihr immer der schönste und traulichste Augenblick, diese absolute Ungestörtheit in dem sausenden Auto, dieser Austausch von Eindrücken und kleinen verhaltenen Zärtlichkeiten.

„Entzückend sah Dolly aus, so apart! Sie ist kaum acht Jahre jünger als ich — mir ist aber, als trennte uns eine Generation. Wenn ich mit ihr spreche, ist es mir oft, als käme ich nicht mit."

Sie lachte leise.

„Ich bin wohl überhaupt ein bißchen altmodisch, auch mit andern jungen Frauen geht es mir so. Ihre Art ist eben eine ganz andere. Sie ist... wie soll ich sagen... so..."

Sie kuschelte sich tiefer in den Pelzkragen ihres Mannes ein, wurde sogar ein bißchen rot, wie immer, wenn sie mit ihm über Liebessachen sprach, und wunderte sich im stillen, daß er ihr so gar nicht nachhalf wie sonst, ihre zagen kleinen Andeutungen nicht ergänzte in grotesker Übertreibung, um sich noch an ihrer noch immer mädchenhaften Verlegenheit zu weiden.

„Ja, wie denn", glitt es mechanisch von seinen Lippen, während die blinkenden Straßenlichter durch die Glaswand des Autos wie eine feuersprühende Kette an seinen starr geöffneten Augen vorbeizogen.

„Also... ich kann mir vorstellen, daß diese Frauen Rendezvous haben und große Liebesszenen, ich kann mir vorstellen, daß sie Männern die glühendsten Liebesbriefe schreiben, daß sie kalt, grausam oder zärtlich leidenschaftlich sind... zu ihrem Geliebten. Wie sie zu ihrem Mann sind, das kann ich mir nicht vorstellen."

„Nun... ebenso."

Frau Agnes schüttelte den Kopf.

„Ebenso? Nein. Dann ist der Mann eben auch nichts als der Geliebte."

Labisch blickte auf seine Frau herunter wie auf ein ganz kleines Kind.

„Nichts als der Geliebte? Sei so gut! Ist das nicht das Höchste?"

Sie lachte, lachte ihn aus, mit ihrem frischen, hellen, warmen Lachen.

„Oh, was bist du dumm, Kurtel! Ein Mann ist doch was ganz anderes als ein Geliebter — ganz etwas anderes. Die Ehe — das ist doch viel einfacher, viel ernster, viel heiliger. Das ist doch das Haus, da sind die gemeinsamen Interessen, die Kinder, der Tisch, an dem man immer zusammen ißt, der Schlaf..."

Sie stockte, wurde wieder rot.

„Für einen Mann muß man sorgen, das ist eben das Schöne. Einem Geliebten muß man immer nur gefallen. Muß ihn interessieren.... Und siehst du, das



können diese jungen Frauen heutzutage, aber sorgen? Sich so ankuscheln, wie ich mich jetzt an dich ankuschle? An der Hintertür horchen, ob ihr Mann noch arbeitet, oder ob man zu ihm hereinkann? Sich tagelang abquälen mit einem neuen Tischmenü, ganz still, mit angehaltenem Atem dasitzen, wenn der Mann seine Mittagsruhe hält, und sich freuen, über jeden Zug in seinem Gesicht, ihm die Zeitung aufheben, wenn er aufwacht... weißt du, so Kleinigkeiten... das können sie nicht... Nicht wahr?"

Das Auto hielt.

Es war ja nicht weit vom Hotel bis zur Dorotheenstraße. Da waren die Fahrten aus dem Grunewald lohnender. Eine ganze Stunde hatte sie da ihren vielbegehrten und vielbeschäftigten, berühmten Mann für sich... Für sich allein. Heute war es kaum zu einem Gespräch gekommen. Nur sie selbst hatte in einem fort gesprochen — vielleicht zuviel. Er sah abgespannt aus, als sie beim Schein des aufgeknipsten Lichtes die breite Treppe zur ersten Etage hinaufgingen.

„Du bist müde, du Guter. Ich will auch kein Wort mehr reden", flüsterte sie ihm noch wie eine letzte scheue Liebeserklärung zu.

Und sie wagte nicht einmal, zum Gutenachtkuß seine Schulter mit den Lippen zu streifen — in ihrem duftenden, schneeigen Nachthemd, als sie aus dem Ankleidezimmer trat und ihn erblickte, wie er mit geschlossenen Augen und tief eingegrabener Stirnfalte im Bett lag.

* * *

Man hatte sich im Weltruf gewundert, daß Peter Jell sich selbst angeboten hatte, zu dem Geschäftsjubiläum eines Wäschefabrikanten zu gehen.

Das gehörte nicht zu seinem Ressort. Und wenn man ihn als Anfänger auch überall verwendet hatte, so lag die Zeit der Reportage schon seit zwei Jahren hinter ihm.

Seine ersten Aufsätze waren korrigiert worden wie Schulaufgaben. Man schickte ihn nur deshalb nicht fort, weil Doktor Nebeling, der Leiter des Blattes, ein schiffbrüchiger Politiker, aber glänzender Journalist, niemand vor Ablauf einer sechsmonatigen Probezeit kündigte, die er „seine" Probezeit nannte. Er tat sich viel auf seine Fähigkeit zugute, Talente zu entdecken.

Wenn Nebeling saß — wirkte er bedeutend, wenn er stand, sah er aus wie ein Gnom. Er erhob sich nie, wenn ein Besucher kam oder ging. Sein hoher, drehbarer Schreibsessel mit der hinter dem riesigen Schreibtisch unsichtbaren Fußbank war ihm wie ein Thron. Seine Worte überstürzten sich knatternd wie eine Gewehrsalve, seine Gesten waren imperatorisch, seine lebhaften, gelblich braunen Augen schleuderten Blitze. Er hatte von einer politischen Karriere geträumt. Der Sprung auf die Rednertribüne mißlang ihm.

Als er sich das erstemal in einer Versammlung hören ließ, die seine Kandidatur für das Abgeordnetenhaus vorbereiten sollte, lachte man über seine groteske Figur, lachte über die Fahrigkeit seiner vehementen Bewegungen. Er sprang auf den Tisch, streckte napoleonisch den Arm aus mit der unverhältnismäßig großen Hand: „Wollt Ihr Euch von ein Paar langen Beinen oder von einem Kopf führen lassen! Ihr! ?" schrie er die Versammlung an.

Man horchte auf, verstummte plötzlich, war überrumpelt. Da beging er die Dummheit, vom Tisch herunterzuspringen wie ein Gummiball. Das erneute Lachen besiegelte seine Niederlage.

„Lacht nur, lacht — folgen werdet Ihr mir doch!" schrie er abermals, mit Tränen der Wut in der knarrenden Stimme.

Aber er hatte begriffen, daß er nur ein unsichtbarer Führer sein konnte, daß er eines Sprachrohrs bedurfte für das, was er zu sagen hatte. Dieses Sprachrohr wurde eine Zeitung.

Seine Leitartikel, schwungvoll und rücksichtslos geschrieben, ließen Berlin aufhorchen. Seine Ehrlichkeit bezwang die Widersacher, flößte auch jenen Respekt ein, die ihn bekämpften.

Peter Jell, der vom Zufall in das Getriebe einer Zeitung geweht worden war, fühlte mit seinem Instinkt heraus, daß er endlich das Sprungbrett gefunden hatte, von dem er sich ins offene Meer hineinstürzen konnte. Mit demselben klugen Instinkt erkannte er, daß er für seinen neuen Beruf vorläufig nicht mehr mitbrachte als Spürsinn und zähen Willen.

Peter Jell lernte Deutsch. Lernte Grammatik und Syntax. Sie waren ihm beinahe abhanden gekommen in den Lagerkellern des Posenschen Warenhauses, im Sportjargon seiner Turfkollegen, dem Landstraßenlatein seiner Vagantenjahre. Der kleine Reporter belegte ein Kolleg in der Universität und schrieb nachts, in der kaum geheizten Stube seines kleinen Hotels, stundenlang Notizen und Artikel mit sensationellen Überschriften, die er — wie ein ordentlicher Schüler — in ein schwarzes Glanzlederheft abschrieb und mit Datum versah, um seine eigenen Fortschritte zu kontrollieren. Er frischte seine französischen Kenntnisse auf, die er schon als Nachtportier des öfteren zu verwenden Gelegenheit gehabt, und die er sich zugleich mit polnischen Brocken in seinem Vaterhaus angeeignet, als die Eltern ihm noch einen Hauslehrer mit „tadellosem Französisch" halten konnten.

Sein Vater war ein anständiger Mensch gewesen, der Arzt hatte werden wollen und Kaufmann wurde, wie es von jeher in der Familie Brauch gewesen. Die Verhältnisse wuchsen ihm über den Kopf, und der Tod ereilte ihn in der Untersuchungshaft, noch bevor er sich vor seinen Richtern hatte rechtfertigen können. Die Mutter verließ, aller Mittel entblößt, die kleine Stadt, in der niemand sie mehr grüßen wollte. Und an jenem Tage hatte der vierzehnjährige Junge, der wie ein verprügelter Hund durch die Straßen schlich, es sich zugeschworen, sich so bald wie möglich auf eigene Füße zu stellen, die Vergangenheit von sich abzustreifen und mit allen Kräften persönlichem Ansehen zuzustreben.

Die erste Sprosse dazu war ihm seine neue Stellung. Sie zu verlieren, schien ihm die Besiegelung seines Untergangs. Auf Nachsicht — das wußte er — konnte er nicht rechnen — kaum auf Geduld. Andeutungen von Kollegen ließen ihm keinen Zweifel darüber, daß seine Tage am „Weltruf" gezählt waren.



Sein Plan war gefaßt.

Pünktlich sechs Monate nach seinem Eintreten in die Redaktion weckte ihn der Briefträger mit einem eingeschriebenen Brief. Er unterfertigte die Quittung und legte sich wieder ins Bett, ohne ihn aufzumachen. Den Stil der Kündigung kannte er, und ob diese oder jene Schreibmaschine ihre Typen dazu hergegeben, war ihm herzlich gleichgültig.

Ob sein Plan gelang — das würde er in ein paar Stunden wissen, wenn er sich jetzt noch einmal ins Bett legte. So war es nur, um zu erproben, wie weit er selbst seine Nerven in der Gewalt hatte. Er konnte zufrieden sein mit sich, denn eine Viertelstunde später schlief er ein.

Punkt halb elf wachte er auf, wie er es sich vorgenommen hatte. So weit hatte er sich nun schon dressiert. Und Punkt zwölf ließ er sich durch den Sekretär bei Doktor Nebeling melden.

Der Sekretär sagte: „Er muß Herrn Doktor dringend sprechen, im Interesse des Blattes."

Nebeling stutzte.

„Was heißt das — Interesse des Blattes? Der Kerl ist verrückt — lassen Sie ihn rein!"

Peter Jell trat ein. Er war im Arbeitsrock, ohne Hut. Aus der äußeren Seitentasche seines dunkelgrauen Sakkos ragte eine Bleispitze hervor und in Zentimeterbreite der Umschlag eines schwarzen Glanzlederheftes. Das grelle Sonnenlicht, das aus dem breiten, fast die ganze Längswand einnehmenden Fenster drang, blendete ihn so, daß er die Augen schließen mußte.

Er wird doch nicht heulen? fuhr es Nebeling durch den Sinn, und grimmiger, gröber noch, als er sonst sprach, fuhr er ihn an: „Was wollen Sie von mir, Herr ...? Was haben Sie mir noch zu sagen?"

Peter Jell warf unwillkürlich den Kopf zurück.

„Noch? Ich spreche heute leider zum erstenmal mit Ihnen, Herr Doktor."

Er zog, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, einen Stuhl heran und setzte sich rittlings auf ihn nieder, mit über der Lehne gekreuzten Armen. Die breite Ader schwoll Nebeling auf, daß sie wie ein Balken die gefurchte hohe Stirn unter dem glattanliegenden schwarzen Haar teilte.

„Ich habe wenig Zeit, Herr ..."

„Peter Jell ist mein Name."

Nebeling überhörte den scharfen Einwurf, hob ein Buch vom Tisch und warf es wieder ärgerlich vor sich hin.

„Fassen Sie sich kurz, ja?"

„Gern. Aber vorher will ich doch mal die Vorhänge vor dem Fenster zuziehen, es ist ja nicht zum Aushalten vor Licht."

Doktor Nebeling wäre beinah aufgesprungen. Die Frechheit ging denn doch zu weit. Kam da, ein Dings da, ließ sich häuslich nieder — bastelte an seinen Vorhängen.

„Ich brauche Licht und Luft, Herr — verstehen Sie! ?"

Peter Jell nickte ruhig und zog die blauen Vorhänge ganz zu.

„Natürlich, Herr Doktor. Es ist ja auch noch hell genug für ein normales Auge. So, nun wollen wir reden." Er setzte sich wieder in die gleiche Positur und fuhr sich mit der schlanken Hand leicht über das Kinn.

„Also. Ich bin nun schon sechs Monate in Ihrem Haus und möchte Sie bitten, mein Gehalt um mindestens zweihundert Mark zu erhöhen."

Doktor Nebeling fiel das Papiermesser aus der Hand, das er gereizt hin und her gewippt hatte.

„Was wollen Sie? Was?" Er rang nach Atem. So eine Unverschämtheit war ihm noch nicht vorgekommen.

„Haben Sie denn meinen Brief nicht gelesen, den Brief ... ich habe ihn selbst unterzeichnet ... den eingeschriebenen Brief ... Der Brief ist doch abgeschickt worden, die Kerle haben doch den Brief ..."

Peter Jell nickte ruhig.

„Gewiß ist er abgegangen. Sie würden sich auch gar nicht so aufregen, Herr Doktor, wenn Sie nicht genau wüßten, daß der Wisch abgegangen ist."

„Der Wisch ..."

Doktor Nebeling versuchte mit seinen breiten Fingern einen Marsch auf die Tischplatte zu trommeln.

„Nur gelesen habe ich ihn nicht."

Doktor Nebeling wiederholte fast tonlos: „Sie haben ihn nicht gelesen?"

„Nein!" Peter Jell lächelte.

„Wozu auch, Herr Doktor, es kommt ja nicht so darauf an, daß ich die Gründe kennen lerne, aus denen Sie mich entlassen wollen, als daß ich Ihnen die Gründe nenne, aus denen Sie mich behalten müssen."

Und ohne seine Aufforderung abzuwarten, rückte er näher an den Schreibtisch heran und entwickelte seine Ansichten. Die Zeitung wäre in ihrer „äußeren Toilette" veraltet, zehrte von dem Ruhm ihres schnellen Aufstiegs, entfaltete sich aber nicht weiter.

Peter Jell war aufgestanden. Er ging im großen, ungewöhnlich kahlen Bureau auf und ab, mit starken, sicheren Schritten. Sprach in die Luft, zu den Wänden, erfüllte den Raum mit seiner Stimme, mit der nervösen Vehemenz seiner Bewegungen, rückte und zerrte an seinem Kneifer, stieß einen Stuhl fort, der ihm im Wege stand, und stellte im nächsten Augenblick den Fuß darauf, zeichnete mit dem Bleistift Felder in die Luft, malte Buchstaben, riß den Vorhang wieder auf und öffnete mit einem Ruck das breite Fenster, daß der frische Septemberwind die Papiere aufwirbelte und die blauen Vorhänge bauschte.

Er mußte schreien, damit Nebeling seine Worte verstand, und Nebeling schrie zurück: „Ein Narr sind Sie, ein Phantast!"

Er lachte laut, fast höhnisch. Aber aus seinen gelben lebhaften Augen blitzte etwas auf, das leiser Anerkennung glich. Was hatte man ihm nur gesagt: „Fleißig und bescheiden?" Der frechste Patron war es, mit dem er je zu tun gehabt, der unerschrockenste.

„Schließen Sie das Fenster!" schrie er. „Alles Phantastereien. Aber Phantasie ist auch was wert. Wir sind keine Gelehrten. Wir entdecken nicht Gesetze — wir schaffen sie. Ich will Sie behalten. Nicht weil Sie was können — denn das weiß ich nicht. Weil Sie Mut



haben, nur deshalb. Ob Sie Inseratenakquisiteur oder Leitartikler werden — ist egal. Danach habe ich auch nicht gefragt, als ich anfing — und war beides. Wie heißen Sie?"

„Peter Jell."

„So... so, Peter Jell! Guter Name. Also, Herr Peter Jell, was verlangen Sie Zulage?"

„Zweihundert Mark."

„Hundert tun es auch."

„Ich danke, Herr Doktor."

Peter Jell verneigte sich kurz. Doktor Nebeling lachte noch immer in sich hinein wie über einen guten Spaß. Von der Tür rief er ihn noch einmal zurück.

„Sie sind doch noch ein Dilettant, Herr Jell. Tausend hätten Sie verlangen sollen, dann hätte ich Ihnen fünfhundert gegeben. Immer die Hälfte — das ist Geschäftsprinzip."

„Ich werde es mir merken, Herr Doktor", sagte Peter Jell gelassen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Im Motorboot quer durch Afrika.

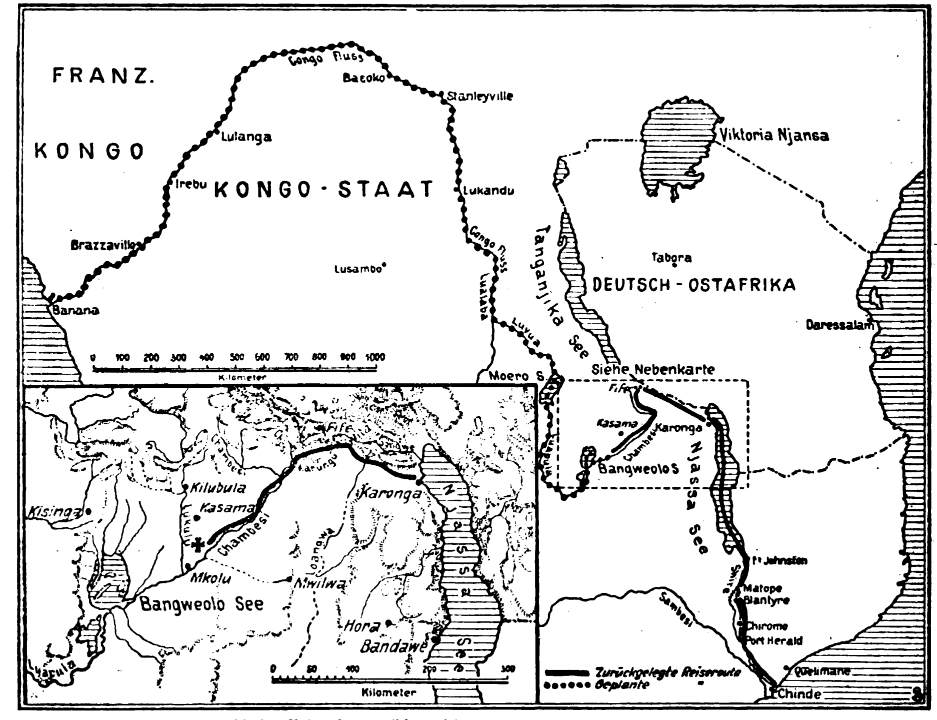
Hierzu 12 Aufnahmen der Expedition und 1 Uebersichtskarte.

Als vor wenigen Jahren Oberleutnant a. D. Graetz den kühnen Plan ausführte, im Auto quer durch Afrika zu reisen, hatte er in Nordost-Rhodesia bei einem unfreiwilligen Aufenthalt Gelegenheit, mit dem Stamm der Awembas in nähere Berührung zu kommen. Hier hörte er die sagenhaften Erzählungen dieses Negerstammes über den Bangweolosee. Diese Erzählungen gemahnten an die phantastischen Schilderungen der Odyssee und berichteten von einer vorsintflutlichen Fauna, von Tierkolossen, Sauriern, von Seeschlangen und sonstigen Ungetümen, von heißen geiserartigen Quellen und giftigen todbringenden Winden, kurz von Dingen, die bis heute noch kein menschliches Auge gesehen, und die die Einbildungskraft lebhaft erregten.

Dieser Bangweolosee liegt westlich vom nördlichen Ende des Njassasees und ist durch den Chambesifluß zu erreichen. Soviel bekannt, ist der ganze umfangreiche See von einem breiten undurchdringlichen Schilfgürtel umgeben. Der einzige Zugang ist auf dem Wasserweg von der Einmündung des Chambesi aus möglich. Tatsächlich ist dieser sagenumwobene See bis heute von keinem Europäer erforscht worden, und alle über ihn bisher bekannten Nachrichten sind mehr oder weniger Phantasiegebilde.

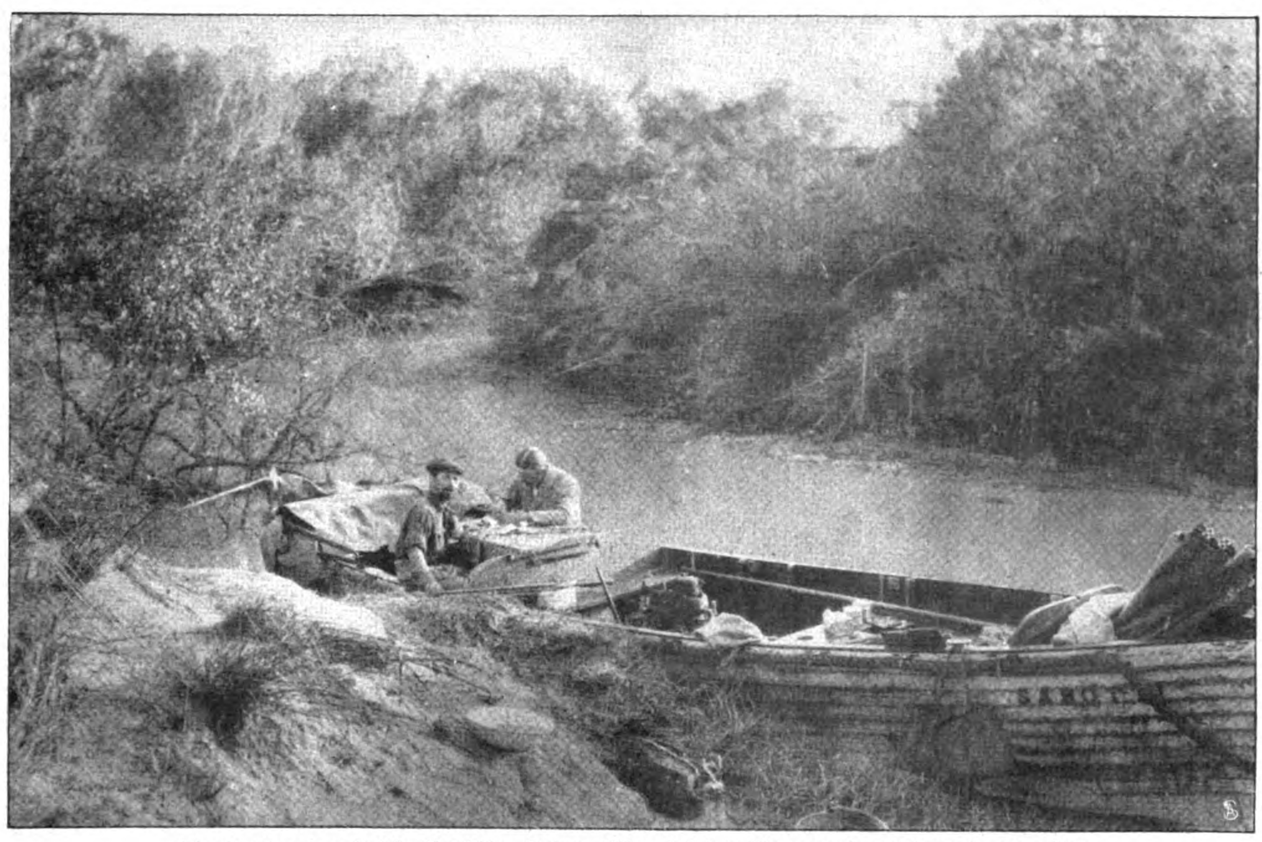
Oberleutnant Graetz wurde durch die Erzählungen der Awembas so fasziniert, daß er beschloß, mit einem seetüchtigen Motorboot, auf den natürlichen Wasserstraßen vordringend, den Bangweolosee zu erreichen.

Die Reiseroute wurde folgendermaßen festgelegt: Die Expedition betritt bei Chinde in Portugiesisch-Ostafrika nördlich von der Mündung des Sambesistromes den afrikanischen Kontinent. Von hier wollte man vom Chindefluß stromaufwärts in den Sambesi gelangen und vom Sambesi aus durch seinen Nebenfluß, den Shire, in den Njassasee vordringen. Dieser große See sollte in nördlicher Richtung durchquert werden bis zu dem Ort Karonga. Hier hätte der Landtransport mittels der sogenannten Stevensoneisenbahn, die die Verbindung zum Tanganjikasee herstellt, zu beginnen. Dieser Bahn sollte die Expedition bis zur englischen Station Fife folgen. Von hier aus wäre das Motorboot über die Wasserscheide zwischen Njassa- und dem Tanganjikasee zu schleppen, um dann vom Chambesi aus den Bangweolosee zu erreichen. Dieser Chambesifluß ist als Quellfluß des Kongo anzusehn, er verläßt den Bangweolosee als Luapulafluß, durchfließt den nördlich gelegenen Moerosee, um dann in großem Bogen als Kongo bei Banana die Westküste Afrikas zu erreichen. — Dieser Reiseplan war für die Ausrüstung der kühnen Expedition maßgebend. Das seetüchtige, mit einem Bolinder-Petroleummotor ausgestattete, auf der Bootswerft Fr. Lürssen in Aumund-Vegesack gebaute Boot war denkbar leicht gehalten und ließ sich durch Anbringen



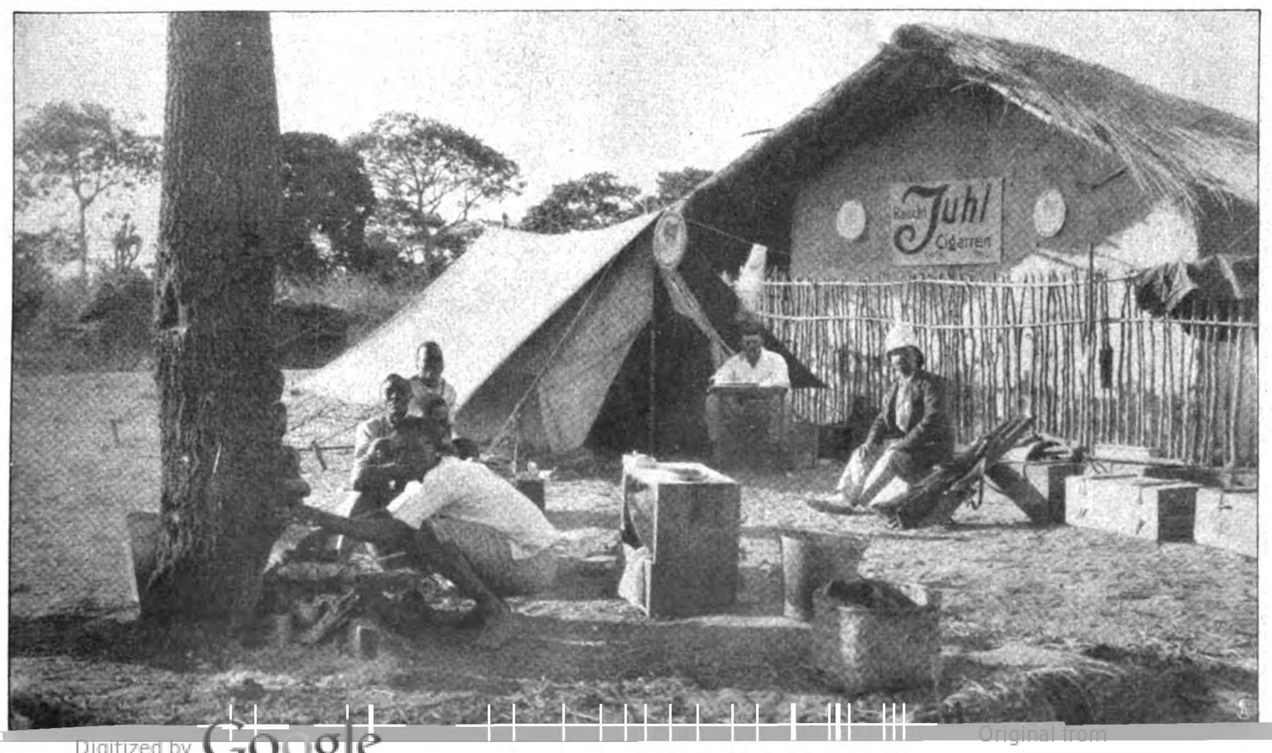
Uebersichtskarte über die Reiseroute der Expedition.





Oberlt. Graetz und sein Begleiter Octave Fière bei der Morgenrast auf dem Karongafluß.

zweier Automobilräder mit Drahtspeichen und einem Steuerrädchen zum Landtransport herrichten. Das Boot, „Sarotti" getauft, ist nach dem Typ der afrikanischen Brandungsboote gebaut und hat eine Länge von 8,20 Meter, eine Breite von 1,65 Meter und einen Tiefgang von etwa 30 Zentimeter. Da es unmöglich war, die gesamte Ausrüstung und alle Ergänzungsvorräte auf diesem kleinen Boot unterzubringen, so wurden eine Anzahl von Etappenstationen errichtet, die für Verpflegung, Munition, photographische und kinemato=



Herstellung eines **Knüppeldamms** durch den ausgetrockneten Karungu.

graphische Ausrüstung, Petroleum, Schmieröl und Arzneien Ergänzungsmöglichkeiten boten. Besonders der Arzneiversorgung mußte mit großer Sorgfalt Rechnung getragen werden, da die Teilnehmer, fast immer auf dem Wasser weilend, dauernd dem Malariafieber ausgesetzt sein werden und die gefährlichsten Gebiete der Schlafkrankheit zu passieren haben. Von solchen Etappenstationen sollten sechs von der Ostküste, acht von der Westküste bis zum Banguelosee angelegt werden. Die Expedition brach am 27. April von Chinde auf. Allerdings gestaltete sich der erste Teil der Reise etwas anders, als er geplant war. Es stellte sich nämlich heraus, daß der fünfpferdige Motor der „Sarotti“ nicht imstande war, das vollbelastete Boot gegen die Strömung des Chindeflusses vorwärtszubringen. Da nun die Strömung des Sambesi doppelt so stark wie die des Chindeflusses ist, so erschien es aussichtslos, den Versuch zu machen, auf diesem Weg den Njassa zu erreichen. Es kam hinzu, daß oberhalb Katungas am Shirefluß die Wasserstraße durch unüberwindliche Katarakte gesperrt ist. Es hätte also schon hier ein zeitraubender Ueberlandtransport des Motorbootes stattfinden müssen. Der dadurch entstehende Zeitverlust konnte aber insofern verhängnisvoll werden, als man Gefahr lief, jenseit der Wasserscheide zwischen Njassa- und Tanganjikasee nicht mehr genügend Wasser in den Flußläufen zu finden, dafür war die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten. — Oberleutnant Graetz entschloß sich daher, mit dem am 27. April von Chinde abfahrenden Heckraddampfer

Octave Fière bei der Arbeit auf dem Shirefluß.



Ueberlandtransport des Motorbootes.



Der Phonograph auf dem Chindefluß.

In voller Fahrt auf dem Njassa.

Das Ueberschreiten der Wasserscheide zwischen Njassa- und Tanganjikasee.

Das Motorboot wird durch den ausgetrockneten Makongwafluß geschleppt.

„Prinzeß“ Port Herald zu erreichen und von dort das Boot mit der Eisenbahn bis Blantyre zu befördern, von wo aus der Ueberlandtransport nach Matope zu erfolgen hätte, um an dieser Stelle den oberen Shirefluß, der nun keine Katarakte mehr aufweist, zur Einfahrt in den Njassasee zu benutzen.

Der geänderte Plan wurde zur



Oberlt. Graetz und Octave Fière
nach der Jagd in der Umgebung von Karonga.



Das Motorboot wird bei Port Herald
von einem Leichter zu Wasser gelassen.

Ausführung gebracht, am 3. Mai Port Herald erreicht und am 6. Mai der Transport nach Blantyre mittels Eisenbahn fortgesetzt. Während dieser Fahrt lief das Motorboot Gefahr zu verbrennen, da seine Segeltuchbedeckung durch Funkenflug von der Lokomotive Feuer gefangen hatte. Es gelang mit knapper Not, das Boot zu retten.

Am 22. Mai begann der mühevolle Ueberlandtransport des Bootes von Blantyre nach Matope. 16 Boys dienten zum Ziehen des auf seinen Rädern montierten Bootes. Die Mitglieder der Expedition waren Oberleutnant Graetz als Leiter, Octave Fière, ein Pariser Operateur, für die während der Reise geplanten kinematographischen Aufnahmen und ein in Sansibar angeworbener Suahelikoch Mzec ben Hassan.

Kurz vor Erreichung Matopes erkrankte Fière zum zweitenmal an Malaria und mußte zurückbleiben.

Am 28. Mai startet die „Sarotti“ von Matope den oberen Shire hinauf. Graetz hatte aus Blantyre einen Mechaniker engagiert und nahm einen Flußlotsen mit. Fière sollte mittels Wagens nach Liwonde am oberen Shire



Marktplatz in Blantyre südlich des Njassasees.

nachkommen. Nach schwieriger Fahrt auf dem anfangs ungemein verwachsenen Fluß erreicht die Expedition am zweiten Tag Liwonde, wo sich Fière, wenn auch noch als Rekonvaleszent, der Expedition wieder anschließt. Ohne weitere Unfälle wird der Njassasee erreicht.

Die Fahrt über diesen See gestaltete sich recht gefahrvoll. Das kleine Boot war dem oft hohen Seegang nicht gewachsen, und wenn es nicht im Schlepptau eines amerikanischen Dampfers den größten Teil der Fahrt hätte machen können, würde es wohl schwerlich am 16. Juni das Ziel seiner Fahrt, Karonga, erreicht haben. Das weitere Vordringen der Expedition auf dem Chambesi gestaltete sich ungemein interessant und gab eine reiche Fülle von geographischen Entdeckungen und korrigierenden Feststellungen. — Der letzte Bericht des kühnen Forschers datiert aus dem Anfang September und berichtet über ein tragisches Abenteuer, dem der Reisebegleiter Octave Fière zum Opfer fiel. Graetz hatte am Ufer des Chambesi einen Büffel angeschossen. Bei der Nachsuche aufgescheucht, nahm das wundgeschossene Tier die Jäger Graetz und Fière an. Dem ersteren riß er mit dem Horn die rechte Backe auf und brach ihm den Kiefer, während der unglückliche Franzose an Brust und Bauch so schwer von dem rasenden Tier verletzt wurde, daß er in der Nacht darauf verstarb. Mit unerhörter Energie nähte sich Graetz selbst die furchtbare Verletzung und ließ sich unter gräßlichen Qualen in dem Zeitraum einer Woche nach Kasama zum nächsten Arzt transportieren. Nach 14 Tagen konnte er die Expedition wieder fortsetzen, allerdings ohne den treuen Gefährten, der in dem Awembadorf Chasenomo ein einsames Grab gefunden hat.


Fähre der Eingeborenen über den Shire bei Liwonde.

Wenn die Sterne überm Genfer See funkeln.

Von Felix Baumann. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Spät war es geworden dort oben in Les Avants. Die elektrische Bahn hatte uns am frühen Abend hinaufgebracht, jetzt aber, nach der Mitternachtstunde, führte uns das Auto in schneller, aber vorsichtiger Fahrt die ziemlich steilen Wege zwischen den Weinbergen wieder hinunter nach Montreux an die Gestade des Genfer Sees.

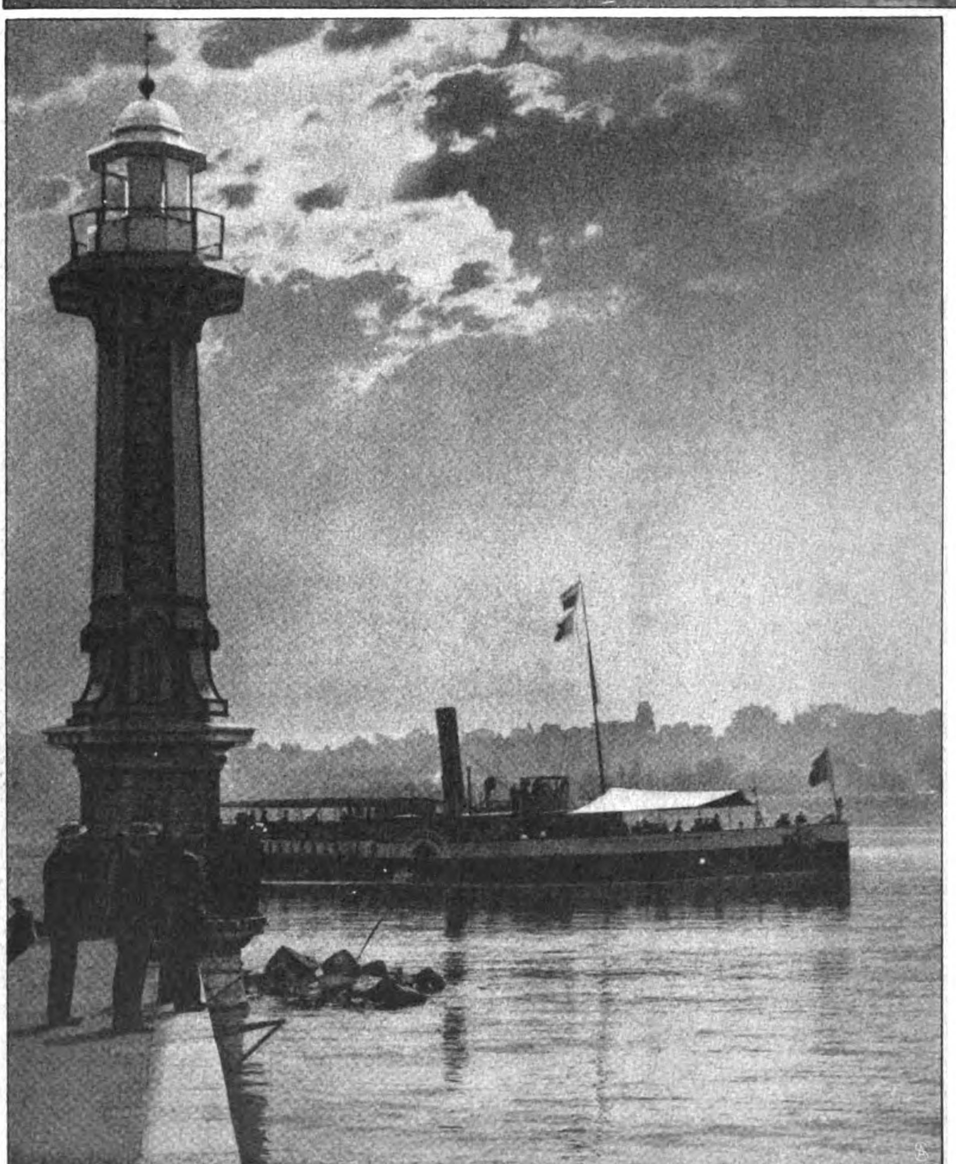
Welch ein bezauberndes nächtliches Bild! Oben am Firmament funkelten Millionen von Sternen, die


Die Montblancbrücke in Genf während eines Nachtfestes. Phot. Petit Suisse.



Phot. Jullien frères.

Genf bei Nacht.



Phot. Gebr. Wehrli.

Der Leuchtturm in Genf.

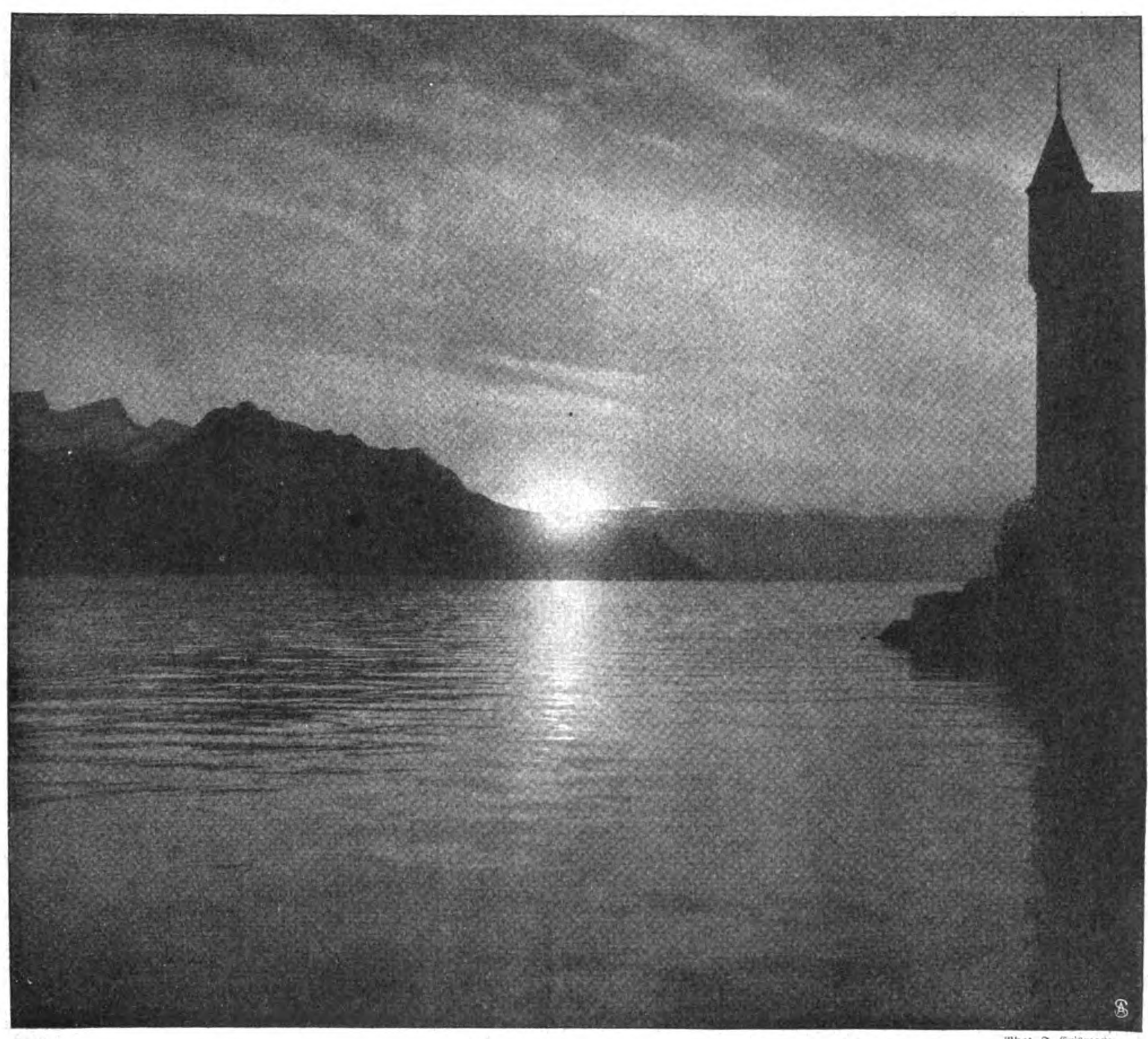
sich im Verein mit dem Mondlicht in den ruhigen Fluten des Genfer Sees spiegelten. Von Territet, Montreux und Clarens strahlten die elektrischen Bogenlampen und die noch erleuchteten Hotelfenster herauf. Aber über allem ruhte nächtlicher Friede.

Diesterweg hat die Astronomie eine erhabene, läuternde und reinigende Wissenschaft genannt. Aber man braucht kein Astronom zu sein und von der Sternkunde so gut wie nichts zu verstehen, man wird sich dem erhebenden Eindruck mondheller und sternenklarer Nächte am Genfer See nicht entziehen können. Wenn die Wellen leise gegen das Ufer rauschen, die weißen Schwäne wie unbewegliche Marmorgestalten auf der ruhigen, mondübergossenen Wasserfläche ruhen und die Barken fast unhörbar über den See gleiten. Das Auge kann sich kaum satt sehen an dieser nächtlichen Pracht.

Der Spätherbst hat die Scharen derer,

die am Genfer See Erholung suchen, schon etwas gelichtet, aber an schönen Sommertagen, „wenn lau die Lüfte wehen, die Gräser lustig grünen und die Gärten blühend stehen", mit andern Worten, wenn während der Hochsaison die ganze Genfer-See-Umgebung im elektrischen Licht erstrahlt und Mondesglanz und Sternengefunkel sich überbieten zu wollen scheinen, wenn es auf allen Terrassen und auf den Uferkais sommerabendlich hoch hergeht und vom See Gesang und erscheinen die Ringmauern und Türme der alten Burg im Mondesglanz. Ganz das Gegenstück zu dem zierlichen, in einem idyllischen Park gelegenen Schloß des Crêtes, das uns an Jean Jacques Rousseaus einst so viel gelesene „Nouvelle Héloise" erinnert.

Die alten Schlösser am Genfer See! Gerade sie verleihen dem See in mondhellen und sternenklaren Nächten seinen unwiderstehlichen nächtlichen Reiz. Die Giebel und Zinnen des uralten Châtelard, das alte vor-



Phot. F. Erismann.

Schloß Chillon bei Nacht.

Mandolinenklang erschallt, dann kann man wohl von wunderbaren Nächten am Genfer See reden, aber es fehlt ihnen doch der spätherbstliche nächtliche Friede.

Und hoch oben funkeln die Sterne — funkeln über dem Kursaalkasino in Montreux, in dem man so vortreffliche Konzerte hören kann, und so oft die monotone Stimme des Croupiers „Le cinq gagne!" „Faites votre jeu!" ertönt — funkeln über dem „Bayrischen Bierstübl" mit den eleganten Marmortischen, in dem sich Frack und Lodenjoppe ein Rendezvous geben, und über der alten Feste Chillon, in der einst die Bischöfe von Sitten und die Grafen von Savoyen gehaust. Wie phantastisch nehme Schloß von Blonay, die einsame Ruine des Turms von Saleuscex, Schloß Couvreu in Vevey, das imposante Lausanner Schloß, nicht zu vergessen die alten Schutz- und Trutzfesten in Morges und Rolle sowie das einstige turmreiche Besitztum der bernischen Landvögte in dem malerischen Nyon — sie alle erhöhen den nächtlichen Reiz des Genfer Sees und tragen so viel zu seinem romantischen Zauber bei.

Wie imponierend wirkt das weiße Marmordenkmal Wilhelm Tells vor dem Prachtbau des schweizerischen Bundesgerichts in Lausanne. Wie gespensterhaft erscheinen die mächtigen Löwen, die die Freitreppe des

Gerichts flankieren. Und welch traurige Erinnerungen erweckt das Denkmal der Kaiserin Elisabeth in Territet, wenn es, vom Mondlicht übergossen, in seiner Marmorweiße doppelt scharf hervortritt, in dem gleichen Mondlicht, das seine Strahlen auch auf die Stelle in Genf wirft, auf der im Sonnenglanz die Märtyrerin der tödliche Stahl traf.

Genf bei Nacht! Schon aus der Ferne blinken den Dampferpassagieren die unzähligen Lichter der alten See- und Rhonestadt entgegen. Ab und zu blitzt das grüne Licht der Leuchttürme auf, um dem ruhig durch die Wellen gleitenden Boot den Weg zu weisen. Je näher man der Stadt kommt, desto nächtlicher wird das Bild. Die Montblancbrücke mit ihrer Beleuchtung beginnt sich schärfer abzuheben, und weiter hinten scheint ein leichtes Flammenmeer über der Stadt zu lagern. Und nun erst die Stadt während eines großen Nachtfestes. Die ganze Seefront erglänzt in einem bengalischen Flammenmeer aller Farben, Tausende von Raketen steigen zu dem Sternenfirmament empor, und die herumwirbelnden „Sonnen“ und andern Feuerwerkskörper spiegeln sich im Wasser. Es ist ein prächtiges, unvergeßliches Bild!

In Genf konzentrieren sich die Gedanken auf das großstädtische Leben, und wenn man erst einmal in der Stadt ist, absorbiert der Trubel die während der Fahrt gewonnenen Eindrücke. Die andere Seeecke, also Montreux, Territet, der majestätische Dent du Midi usw., erweckt dagegen



Phot. Tornow.

Die Insel Salagnez bei Montreux.



Phot. Jullien frères.

Barke auf dem Genfer See bei Nacht.

ganz andere Gedanken und Stimmungen. Man beginnt zu träumen, man denkt an all die Gesänge, die zum Preise des alten Schlosses gesungen worden sind, an die Novellen und Romane, die uns an die altberühmte Stätte führen, denkt an Byrons berühmte Dichtung „Der Gefangene von Chillon"; die Gelehrteren denken wohl auch an den geschichtlichen Walla, den Vetter Karls des Großen, der nach der Ueberlieferung in dem Schloß gefangengehalten wurde. Man entsinnt sich vergangener Jahrhunderte und ergeht sich noch lange Zeit am Strand, wo die im weißen Mondlicht glitzernden Wellen so sanft und geheimnisvoll ans Ufer schlagen.

Ausblick.

Ich messe wohl manchmal mit traumhaftem Flug
Des Weltenraums Höhen und Breiten
Und lasse in seligem Eigenbetrug
Zu sonnigen Gipfeln mich leiten;
Und strecke die offne, begehrende Hand
Nach dämmernden Wolkenbezirken,
Ein abendgoldglühendes Zaubergewand
Aus Veilchen und Purpur zu wirken —
Und kann ihre Farben nicht greifen —
Laß reifen, Seele, laß reifen!

Mich traf erst des Frühlings mildsonniger Schein
In flüsternden Goldregenlauben,
Noch schreit ich durch Wälder und Gründe allein
Und träume von reifenden Trauben;
Noch breitet der Sommer die Arme nicht aus,
Mich mit feuriger Glut zu umschlingen,
Ich möchte mit jubelndem Orgelgebraus
Die Ewigkeitswunder besingen —
Und kann ihren Wohlklang nicht greifen —
Laß reifen, Seele, laß reifen! —

Lilli Herthwig.

Mathematik des Herzens.

Skizze von Thea von Harbou.

Allan Prescott, der transatlantische Demokrat und Selfmademan, war in bezug auf Pünktlichkeit so höflich wie ein König.

Die flinken Schläge der Meißner Rokokouhr in Renatens Boudoir fielen wie zwölf silberne Tropfen in die Stille des hellen, zierlichen Raumes, als der dunkelblaue Kraftwagen am Portal des gräflichen Hauses hielt, und zwei Minuten später öffnete der Diener die Flügeltüren zum kleinen Salon und meldete.

Renate hatte sich erhoben. Ihr zartes Gesicht mit der geraden, stolzen Nase und den tiefdunkeln Brauen der Watzlows war fast durchsichtig blaß. „Ist noch keine Depesche gekommen, Peters?"

„Nein, Komtesse."

„... Ich lasse bitten."

Als sie dem Amerikaner entgegenging, spielte um ihren feinen, etwas hochmütigen Mund das Lächeln wohlerzogener Selbstbeherrschung. Aber Allan Prescott hatte scharfe Augen und war gewohnt, auch schweigenden Menschenlippen zu mißtrauen — ganz besonders, wenn sie lächelten.

„Warum haben Sie mich nicht einfach wieder fortgeschickt, da Sie so angegriffen sind, Komtesse?" fragte er liebenswürdig.

Es war nicht Allan Prescotts Art, einem Menschen die Hand zu küssen, auch nicht der Frau, die er liebte. Und in diesem Augenblick empfand es Renate fast als Beleidigung, daß seine große, warme Rechte ihre zitternden Finger so harmlos und selbstverständlich umschloß.

Die zuversichtliche Gelassenheit, die seinem Wesen den Stempel gab, verstärkte in ihr das Bewußtsein der eigenen Schwäche — der hilflosen Abhängigkeit von dem Mann, der sich mit seinen Millionen das Recht erkaufte, um die schönste und adligste Frau zu werben.

„Ich weiß, daß Ihre Zeit sehr kostbar ist", entgegnete sie, und um ihren jungen Mund vertiefte sich der feine Zug des Hochmuts. „Wir wollen nicht versteckten spielen, Mr. Prescott. Als ich Ihren Brief bekam, wußte ich, was er enthielt — und ich habe Ihren Besuch erwartet."

Allan Prescott fuhr sich mit der Rechten über das dichte, dunkle Haar.

„Sie müssen Nachsicht haben, Komtesse", sagte er. „Denn ich sehe immer mehr ein, daß die menschlichen Sprachen etwas sehr Mangelhaftes sind. Fünf davon beherrsche ich so ziemlich — ein paar Indianerdialekte noch nicht mitgerechnet — aber um das auszudrücken, was ich Ihnen sagen möchte, fehlen mir die Worte. Das liegt in der Art meines Lebens. Ich habe das Handeln dem Reden immer vorgezogen."

„Sie unterschätzen sich, Mr. Prescott. Sie verwenden den Reichtum unseres Wortschatzes ausgezeichnet, und die Form Ihrer Werbung erleichtert mir bedeutend, was ich Ihnen zu sagen habe. Denn wie ich Sie beurteile, legen Sie vor allem Wert auf Ehrlichkeit und Klarheit in allen Dingen."

Allan Prescott gab keine Antwort. In seinem schmalen, bartlosen Gesicht spielten die Muskeln. Renate faltete die Hände im Schoß und sah gerade vor sich hin; und dann sagte sie mit einer Stimme, die ihr selber fremd erschien: „Ich will Ihre Frau werden, Mr. Prescott."

„O Renate! ..." Er war aufgesprungen, mit einer raschen und starken Bewegung; aber die tödliche Blässe ihres Gesichts hielt ihn zurück. „Renate, warum quälen

Sie sich! Was hätten Sie mir nun noch zu sagen, das wichtig wäre? Ich für mein Teil brauche nichts weiter zu wissen, als daß Sie mich lieben. Das ist für den Anfang ganz genug."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Mr. Prescott", unterbrach sie ihn mit einem Lächeln, das ihre Augen Lügen straften. „Ebensowenig, wie ich Ihre Werbung mißverstanden habe. Es handelt sich zwischen Ihnen und mir um eine Form und nicht um ein Gefühl. Ich sagte Ihnen, daß ich Ihre Frau werden will. Aber ich sagte nicht, daß ich Sie liebe..."

Allan Prescott sah das Mädchen an — prüfend, mit halbgeschlossenen Lidern. „Verzeihung", sagte er nachdenklich und setzte sich wieder. „Einen Augenblick, Komtesse. Mir fehlen, wie es scheint, die Vokabeln... Sie wollen mich heiraten, aber Sie lieben mich nicht... das geht über meinen Horizont. Bitte, wollen Sie es mir erklären?"

„O Mr. Prescott —!" Renate versuchte zu lächeln, aber es mißlang. „Ich glaube, Vernunftehen sind eine amerikanische Erfindung. Verlangen Sie von einem deutschen Mädchen, daß es Ihnen deren Vorteile klarlegen soll?"

„Nein, danke, es ist nicht nötig. Aber wenn ich Sehnsucht nach einer solchen Ehe hätte, brauchte ich schließlich nicht nach Deutschland zu reisen, wie? Das hätte ich einfacher haben können. Aber die Sache ist mir zu gefährlich."

„Wie sonderbar!" meinte Renate. „Ich dachte, es sei der Vorzug einer Vernunftehe, daß die Gefahr der Enttäuschung so gut wie ausgeschlossen sei."

„Das ist ein Rechenfehler, Komtesse, den ich nicht begehen möchte. Vernunft ist etwas Wunderschönes und außerordentlich Notwendiges, wo sie hingehört. Aber es gibt im Leben — und namentlich im Zusammenleben zweier Menschen — so unendlich viele Dinge, denen mit Vernunft nicht beizukommen ist. Ganz besonders — Verzeihung! — bei einer Frau."

„Meinen Sie? — Ich fürchte, Sie unterschätzen uns, Mr. Prescott."

„Durchaus nicht, Komtesse. Aber ich hüte mich, eine Frau nach der Vernunft zu bewerten, wenn diese Frau die meine werden soll. Die weibliche Psyche hat Kräfte, vor denen keine Logik standhält. Eine Frau, die liebt, wird für den Mann zur Heldin, zur Verbrecherin, zur Märtyrerin. Sie liebt, wo die Vernunft verachtet; sie wirft das Urteil der ganzen Welt einfach beiseite und bekennt sich zu dem geliebten Mann auch dann noch, wenn ihn die Vernunft schon lange aufgegeben hat. Und warum? Sie hat nur einen einzigen Grund: Sie liebt ihn."

„Sie mögen recht haben", meinte Renate mit trockener Kehle. „Aber es ist kaum anzunehmen, daß Ihre Frau es nötig hätte, für Sie einen Mord zu begehen oder Ihnen durch irgendeine Heldentat zu beweisen, daß sie ohne Sie nicht leben könnte."

„Schwerlich, Komtesse. Aber Ihre Mathematik stimmt nicht ganz. Es gehört unendlich viel mehr Liebe dazu, mit einem Menschen leben zu können, als nicht ohne ihn. Und wenn eine Frau schon in der Liebe unlogisch ist, dann aber erst recht, wo diese fehlt. Dem geliebten Mann verzeiht sie ein Verbrechen; dem ungeliebten kaum ein Versehen. Und wenn der Mann, dem ihr Herz gehört, sie mißhandeln und beleidigen darf, so bringt der andere sie schon durch die Farbe seiner Krawatte zur Verzweiflung. Kleinigkeiten, Komtesse — aber daraus besteht das tägliche Leben auch in einer Vernunftehe, und sie können vollkommen ausreichen, zwei Menschen das Leben in Teufels Küche zu verwandeln. Glauben Sie wirklich, daß das eine ratsame Basis sei?"

Renate bog den Kopf in den Nacken. Das Atmen tat ihr weh. „Nein", sagte sie. „Ich wußte nicht, daß Sie das alles so ernst nehmen... ich kannte Sie ja so wenig — verzeihen Sie! Ich habe Sie unterschätzt — als Mensch und als Mann..."

Allan Prescott lächelte ein wenig. „Und doch wollten Sie meine Frau werden?"

„Ja, das wollte ich..."

„Warum eigentlich, Komtesse, da Sie mich doch nicht lieben?"

Das Blut schoß ihr ins Gesicht bis unter das helle Haar. Sie gab keine Antwort.

„Sie genießen ja durch Ihren Namen eine bevorzugte Stellung in der Welt", meinte er ruhig. „Dazu brauchten Sie mich schließlich nicht zu heiraten. Bleibt also nur das Geld... War es um des Geldes willen?"

Ihre Lippen zitterten, daß sie kaum die Worte fand. „Es ist nicht sehr ritterlich, Mr. Prescott, daß Sie eine Frau demütigen, weil sie Sie enttäuscht hat..."

Er schüttelte verwundert den Kopf. „Ich will Sie nicht demütigen, Komtesse. Ich möchte Ihnen helfen. Denn ich sehe ja, daß Sie um irgend etwas leiden — um irgend etwas, das mit Geld wieder gutzumachen ist. Denn das war es ja, was Sie als meine Frau zu gewinnen suchten, nicht wahr? Aber warum machen Sie so einen weiten Umweg und sagen nicht einfach, um welche Summe es sich handelt? Dann hätten wir viel Zeit und Worte sparen können..."

„Mr. Prescott —!" Renate Watzlow war aufgesprungen. Sie bebte am ganzen Körper, und in ihrem weißen Gesicht brannten die Augen. „Mr. Prescott... ich will annehmen, daß — daß Sie nicht ermessen können, welche ungeheuerliche Beleidigung Sie da ausgesprochen haben... sonst wüßte ich nicht, wie ich Ihnen darauf antworten soll..."

Auch Allan Prescott war aufgestanden; sein Gesicht war vollkommen ruhig und undurchdringlich. Er sah dem Mädchen gerade in die Augen. Eine Weile war es totenstill zwischen ihnen.

„Wie merkwürdig", sagte er dann gelassen. „Sie sind empört und beleidigt, Komtesse, weil ich Ihnen eine Summe Geldes zur Verfügung stellen wollte, die Sie mir nach Belieben zurückerstatten konnten. Aber Sie waren bereit dazu, sich um die gleiche Summe Geldes einem ungeliebten Mann zu verkaufen. Ich kenne die ungeschriebenen Gesetze Ihres Landes zu wenig, um entscheiden zu können, was Sie tiefer demütigen muß. Aber für mein Empfinden ist bei Geldangelegenheiten das Reingeschäftliche immer vorzuziehen. Persönliche Noten erschweren die Situation."

Renate sank auf ihren Sessel zurück und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich wollte ganz ehrlich handeln", sagte sie leise und tonlos. „Ich glaubte, es sei Ihnen nur um meinen Namen zu tun. Ich wußte ja nicht, daß Sie mich lieben..."

„Warum hätte ich Sie sonst heiraten wollen, Renate?" fragte er einfach. „Um Ihres hohen Namens willen? — Sehr schön, so ein Stammbaum. Aber schließlich — wozu verpflichtet das uns beide? Ich glaube,

es wäre besser, wenn manche vornehmen Familien weniger an die Ahnen in der Vergangenheit als an die Enkel in der Zukunft dächten. Zum mindesten wäre dann Ihnen, Komtesse, diese Stunde erspart geblieben ..."

Renate schüttelte den Kopf. „Ich möchte diese Stunde in meinem Leben nicht missen", sagte sie und richtete sich auf. In ihre Augen war ein heller Schein gekommen. „Ich hab ja nicht gewußt, wie Sie eigentlich sind, Mr. Prescott, ich hab Sie immer unter dem Druck der Abhängigkeit betrachtet. Nun wünschte ich, ich hätte Sie eher gekannt."

„Ich auch", sagte Allan Prescott und sah etwas trübsinnig aus.

Renate lächelte. „Aber nun möchte ich Ihnen erzählen, warum ich um des Geldes willen Ihre Frau werden wollte. Sehen Sie, die Watzlows waren einmal sehr vermögend — für deutsche Begriffe — und aus der Zeit stammen die beiden Güter Malene und Ratzentin."

„Die kenne ich", sagte Allan Prescott. „Es sind zwei famose Güter."

„Gewiß, wenn man das Kapital hat, sie zu bewirtschaften. Was glauben Sie, was sich aus Malene herausholen ließe! Aber mein Bruder kann nichts damit anfangen, ihm fehlt das Kapital — und darum hat er sich bemüht, Malene zu verkaufen, damit er wenigstens Ratzentin erhalten kann. Doch wer kauft heutzutage Güter von dem Umfang Malenes? Kein Mensch — ich wüßte keinen!"

„Das ist der alte Fehler vieler Ihrer Landsleute", bemerkte Allan Prescott mit einem flüchtigen Lächeln. „Sie rechnen nicht mit dem großen Einmaleins. Sie haben eine förmliche Angst vor vielstelligen Zahlen. Und sie haben den Lehrsatz noch nicht erfaßt, daß man Silber säen muß, wenn man Gold ernten will."

„Dann will ich eine rühmliche Ausnahme machen", sagte Renate mit heißen Wangen. „Ratzentin ist mein Eigentum — und ich weiß einen Großindustriellen in der Nachbarschaft, der das liebe kleine Schloß mit Vergnügen für seine junge Frau erwerben würde. Dann soll mein Bruder Malene behalten und aus dem Großen wirtschaften — für seine Enkel, wie Sie sagen. Das ist mir das Opfer wert ..."

Allan Prescott räusperte sich.

„Ich glaube nicht, daß es nötig sein wird", meinte er endlich sanft.

„Doch!" widersprach Renate. „Jetzt weiß ich's gewiß. Er hatte eine letzte Hoffnung, Malene unter sehr günstigen Bedingungen an einen Ausländer zu verkaufen. Gestern hat es sich entschieden, und er wollte mir den glücklichen Ausgang der Verhandlung bis Mittag telegraphieren. Aber die Depesche ist bis jetzt nicht eingetroffen."

„Sehr wahrscheinlich", sagte Allan Prescott trocken. „Ich habe Ihrem Bruder nämlich das Depeschieren untersagt."

Renate starrte ihn an wie eine Geistererscheinung. „Sie ...?"

„Ja, ich. Ich habe Malene gekauft."

„Aber warum — warum?"

„O, erstens ist es sicher eine sehr gute Kapitalsanlage ... und dann — ich wollte Ihnen eine Freude machen, Renate ..."

„O Allan, das haben Sie auch ... aber —" Und damit brach die schöne Renate Watzlow in helle Tränen aus.

Allan Prescott sah etwas verdutzt und hilflos auf das weinende Mädchen. „Merkwürdig", sagte er, in Nachdenken versunken. „Man kann leichter die Börsenkurse für die nächste Woche vorhersagen als bei einer Frau das Lächeln oder Weinen der nächsten Minute."

„O Allan —" Renate sprang auf und stellte sich vor ihn hin. „Verstehen Sie mich doch! Sie haben mich doch vorhin so gut verstanden! Sie sagten mir, Sie hätten mich lieb ..."

„Well, das ist sehr richtig ..."

„Und Sie wollten mich zur Frau haben —"

„Das war nur die logische Folge davon."

„Und ich — o Allan, ich sagte — ich liebte Sie nicht ..."

„Man kann sich täuschen", bemerkte der Amerikaner tröstend. „Und besser, man täuscht sich negativ als positiv."

„Ich hab mich getäuscht, Mr. Prescott — und ich wollte es wieder gutmachen und Ihnen den Beweis dafür geben, indem ich Ratzentin opferte, und nun — ist das nicht mehr nötig — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich Ihre Frau werden will ... glauben Sie mir dann, daß ich Sie liebe, oder werden Sie nicht immer meinen, es geschieht nur aus Dankbarkeit für Malene?"

„Aber nein!" sagte Allan Prescott gelassen. „Zur Dankbarkeit liegt ja gar kein Grund vor, Renate. Wir tauschen die Kapitalien — das ist alles. Aber der Gewinnende bin in jedem Fall ich!"

„O Allan!"

Sie lachte hell auf und dabei purzelten noch die Tränen über ihr Gesicht. „Und wenn ich nun von vornherein nein gesagt hätte?"

„Liebe Renate," antwortete der transatlantische Nabob, „dann hätte ich mit Malene noch immer ein sehr gutes Geschäft gemacht — aber offengestanden ... so — ist es mir lieber!"

Sie sah ihm ernsthaft in die Augen. „Mir auch", sagte sie und bot ihm die Lippen zum Kuß.

„Weißt du, Allan, ich möchte dir aber doch danken", meinte sie nach einer Weile behutsam.

„Wofür, mein Schatz — für Malene?"

„Nein. Aber dafür, daß du dich so gut auf die Mathematik des Herzens verstehst ... Ich glaube, wir zwei, wir werden sehr glücklich sein."

„Aber selbstverständlich!" sagte Allan Prescott überrascht, daß diese Aussicht jemals in Zweifel gezogen werden konnte. „Sonst würde ich dich ja nicht heiraten, Liebste. Ich habe nämlich einen ungeheuren Respekt vor dem Glück zweier Menschen — wie vor allem, was man sich nicht kaufen kann. Denn im Grunde sind das die einzigen Güter, die dauernden Wert besitzen ..."

Aphorismen.

Von Ernst Rümpel.

Jemand nicht hindern, heißt ihn antreiben.

Kinder sind die Richter der Ehe.

Das Genie bricht sich Bahn oder das Genick.

Glück ist, nicht auf das Glück angewiesen zu sein.

Wo ein Genie ist, sammeln sich die Talente.

Herrnhutische Erziehung.

Von Prof. Dr. Herm. Anders Krüger, Herrenhausen. — Hierzu 7 Aufnahmen von Bourquin-Niesky.

„Auch ich bin einer von den vielen Tausenden, ein armes Menschenkind, dem der lieblichste Frühling des ganzen Lebens, die blühenden Jugendjahre, in nichtigen Schulpossen zugebracht, elendiglich zugrunde gerichtet worden sind." So schrieb der Vater der modernen Pädagogik, der letzte große Bischof der böhmisch-mährischen Brüderkirche Amos Comenius, über seine eigenen Schulerlebnisse, als er daran ging, „diesen Verlust auszubessern, nicht bloß bei sich, sondern auch bei andern!" Obwohl die Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg, der die alte Brüderkirche und damit die evangelische Kultur der deutsch-slawischen Grenzländer vernichtet hatte, die denkbar ungünstigsten, ja hoffnungslosesten waren, säte der glaubenstarke Flüchtling Comenius doch unentwegt seine Saat und schrieb unbeirrt weit über hundert seiner zum Teil grundlegenden Werke.



Altes u. neues Pädagogium in Niesky

Beschäftigungzeit in der Oberabteilung.

Und in der Tat — als die von Zinzendorf und Spangenberg erneuerte Brüderkirche das Erbe der alten antrat, suchte sie auch die idealen Forderungen des Amos Comenius praktisch zu erfüllen, und neben der Mission wandte sie der Erziehung ihr Hauptinteresse zu. Dutzende von Erziehungsanstalten gründete und unterhielt die stets kleine und darum immer kapitalschwache Brüderkirche — oder wie man gemeinhin zu sagen pflegt, die Herrnhuter — mit unendlicher Selbstaufopferung und staunenswertem Idealismus, in Deutschland allein über zwanzig. Tausende und aber Tausende tüchtiger Männer und Frauen haben sie unserm Vaterland (so gut wie Amerika und England) erzogen, still und unscheinbar, wie es eben herrnhutische Art ist. In diesem Jahr beging die berühmteste dieser Schulen, das ehrwürdige Pädagogium zu Niesky, die seltene Feier seines 150jährigen Bestehens, und da sei es dem Verfasser, der sein Bestes Niesky verdankt, verstattet, ein weniges von Art und Wesen dieser Erziehung zu sagen.

Als das Ziel der Erziehung gilt den herrnhutischen Pädagogen die allmähliche Entwicklung des Menschen zu einer möglichst selbständigen und christlichen Persönlichkeit; darum steht ihnen die Charakter- und Herzensbildung von vornherein höher als die formale Bildung oder gar die Uebermittlung möglichst vielen Wissens.

Von Haus aus waren die herrnhutischen Erzieher zur größeren Hälfte junge brüderische Theologen, die fast sämtlich in Niesky und Gnadenfeld (bzw. Barby)



Ein Blick in die Prima.

und also nach den gleichen Grundsätzen erzogen waren, nach denen sie später selbst erziehen sollten. Auf diese Weise kam eine heilsame Stetigkeit und Einheitlichkeit, kam vor allem Tradition in die ganze Erziehungsarbeit, die immer wieder getragen wurde von dem jugendlichen Schwung, dem Idealismus, der Opferwilligkeit einer Elitetruppe von Erziehern. Ein andersgeartetes, vielfach belebendes, zumal praktisch wertvolles, mitunter freilich auch gefährliches Element in der herrnhutischen Lehrerschaft bildeten früher die Laienerzieher, gewöhn=



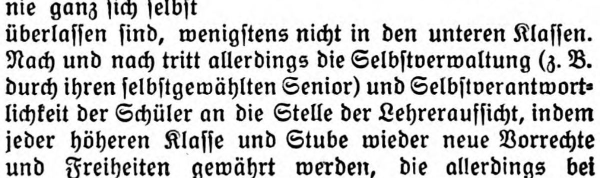
Die Kleinsten bei Gartenarbeiten im Park „Astrachan“.



lich Handwerker und Missionsanwärter, die jedoch jetzt gegenüber den seminaristisch gebildeten Lehrern kaum noch zu besonderer Geltung kommen.

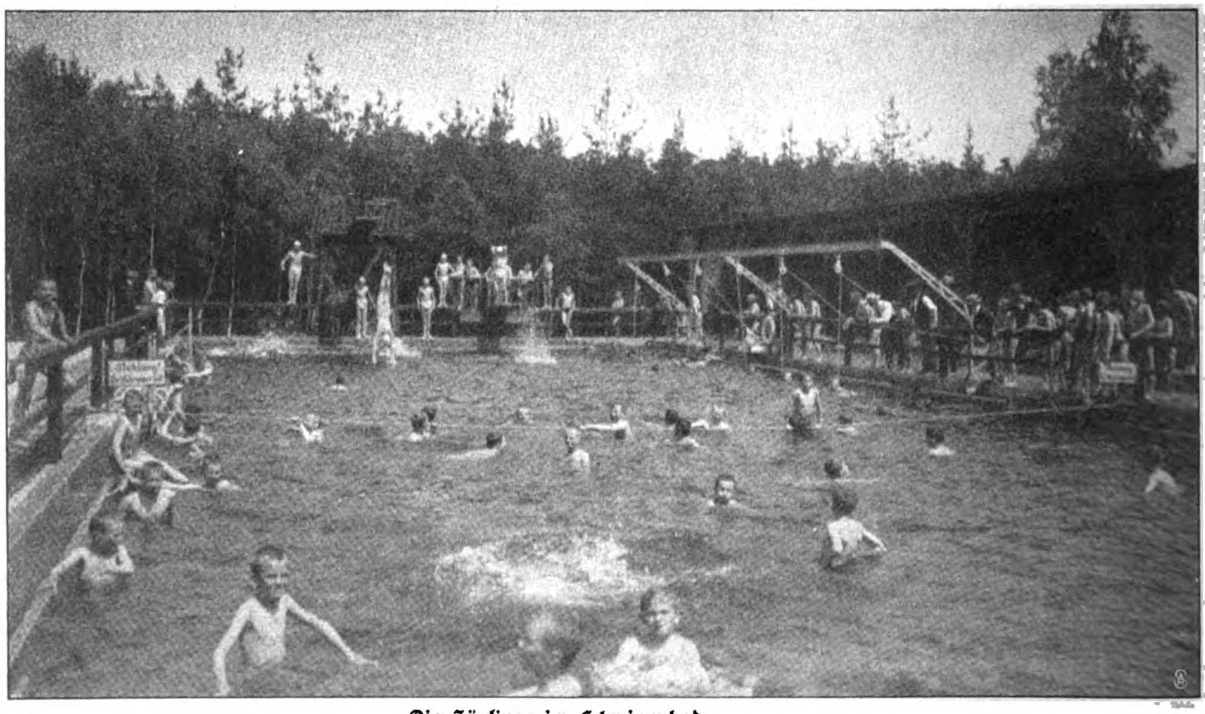
Neuerdings haben die Herrnhuter teilweise aus Lehrermangel, teilweise durch den Druck des Staates auch fremde Theologen und Oberlehrer einstellen müssen. Das kann nicht wundernehmen, da die durchaus individuelle Erziehung der herrnhutischen Anstalten sehr viel Lehrer braucht, zu meiner Zeit in Niesky kam auf etwa 8—10 Schüler durchschnittlich ein Erzieher. Die Klassen und auch die Stubengesellschaften sind nicht groß; etwa 15—20 möglichst gleichaltrige und gleichklassige Kinder leben zusammen mit je zwei Stubenlehrern, die Tag um Tag in der Aufsicht abwechseln, so daß die Zöglinge nie ganz sich selbst überlassen sind, wenigstens nicht in den unteren Klassen. Nach und nach tritt allerdings die Selbstverwaltung (z. B. durch ihren selbstgewählten Senior) und Selbstverantwortlichkeit der Schüler an die Stelle der Lehreraufsicht, indem jeder höheren Klasse und Stube wieder neue Vorrechte und Freiheiten gewährt werden, die allerdings bei schlechter Führung vorübergehend auch entzogen werden. — Eine solche Stube glich dann wohl einem Regiment, das seine Fahne verloren hat, und tat natürlich alles, um wieder zu Ehren zu kommen; so wird ein gesunder Korpsgeist rege. Ist der Lehrer der unteren Stubengesellschaften eine Art von Vater, so der der obersten Klassen mehr ein älterer Freund und Berater, dessen Aufsichtstätigkeit hier ganz an den Senior übergegangen ist. Spielkamerad bleibt der Lehrer jedoch überall, denn gerade darin waren die Herrnhuterschulen von jeher vorbildlich, daß sie neben der wissenschaftlichen und charakterlichen Bildung auch auf eine gesunde und systematische Durchbildung des Körpers hielten. Turnen, Exerzieren, Spielen (besonders Barren, Fußball, Tennis u. a.), auch Schwimmen, Wandern, Gartenarbeiten, Eislaufen und Rodeln sind hier längst methodisch gepflegt worden, als man im übrigen, zumal im offiziellen Deutschland kaum daran dachte.





„Regimentsmusik in Niesky".

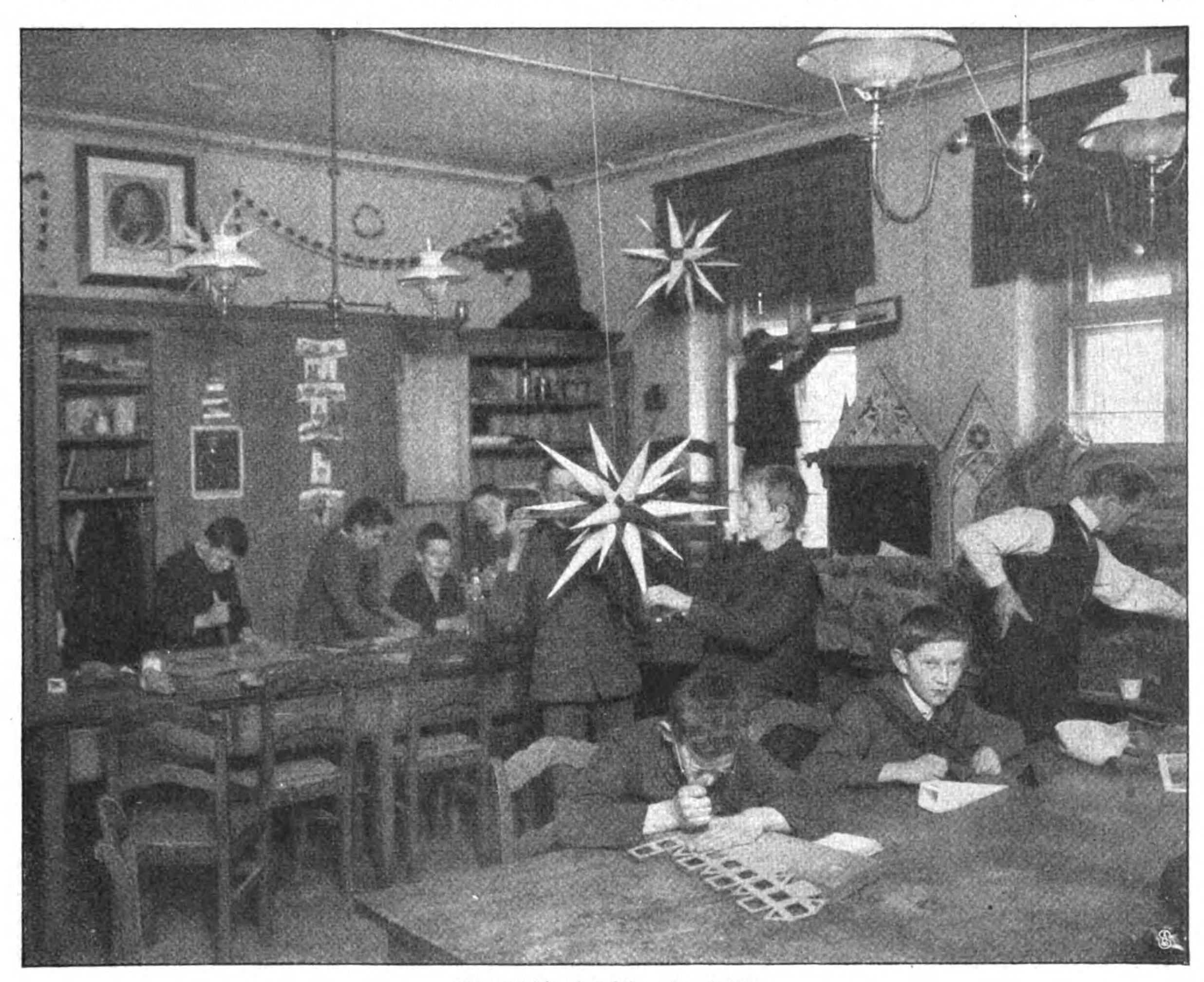
Alle Herrnhuterschulen haben große Spielplätze, viele auch herrliche Parks; fast alle liegen in landschaftlich schöner Umgebung, wenn auch nicht alle so schön wie



Die Zöglinge im Schwimmbad.

das herrliche Königsfeld, etwa 800 Meter hoch oben im badischen Schwarzwald. Die umfangreichsten Parks hat Niesky, wo jede Stubengesellschaft in den 150 Jahren sich selbst ihr eigenes Reich geschaffen hat; die unteren Klassen im Park „Astrachan", die oberen im Park Monplaisir. Aus Sand und Heide sind diese jetzt so prachtvollen Anlagen seiner Zeit von verschiedenen Schülergenerationen nach und nach emporgezaubert, d. h. erarbeitet worden, und noch immer karrt, schaufelt, pflanzt und bastelt jede „Stube" mit heißem Bemühn und geheimem Ehrgeiz, sich so auf die Nachwelt zu bringen. Auch ein Niesker Regiment gibt es (wie ein Königsfelder). Hat dieses erst vom Großherzog Friedrich von Baden seine Weihe erhalten, so die Niesker Garde schon von Friedrich Wilhelm IV. und dem alten Kaiser Wilhelm. Gar mancher deutsche Prinz (so die Reuß, Schönburg, Carolath, Stolberg u. a.) und mancher später berühmte Soldat, so der Generalfeldmarschall Alfred Graf von Schlieffen, haben hier ihre ersten Griffe gekloppt und ihre ersten Manöver und Feldwachen in der Niesker Heide erlebt.

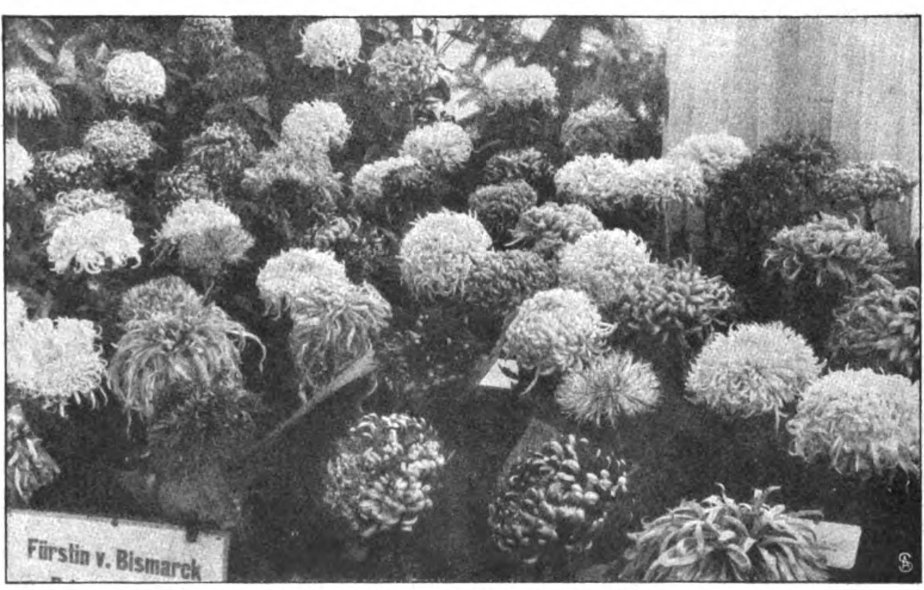
Obwohl der preußische und sächsische Adel ein nicht unbeträchtliches Kontingent unter den Niesker Schülern stellte (weit stärker als etwa die Basler Patrizier in Königsfeld), so war der Zuschnitt des Schuldaseins doch stets ungemein schlicht und die gesellschaftlichen Formen des Zusammenlebens gesund und natürlich. Mit unermüdlicher Hingebung und rastloser, schließlich fast immer siegreicher Energie verstehen es die brüderischen Lehrer, ihre Zöglinge zum Ehrgefühl, zur Pflichttreue und zur Selbständigkeit zu erziehen, indem sie auch hier wie bei den körperlichen Uebungen, bei Handfertigkeit und Spiel, den anvertrauten Kindern stets freundlich, doch sicher an die Hand gehen. Was diese schlichten herrnhutischen Erzieher und Erzieherinnen, durchschnittlich noch heute mit 300—360 Mark bei freier Station besoldet, an selbstloser Hingebung und Opferwilligkeit geleistet haben und noch leisten, steht wohl ziemlich einzig da in unserm deutschen Schulleben. In diesen Lehrern und Lehrerinnen lebt eben noch der Geist jener alten moravischen Missionare, die selbst Sklaven wurden, um den Sklaven Westindiens geistlich dienen zu können, oder sich nur ein Paar Schuhe ausbaten, um die Wanderung nach Grönland anzutreten, sich als Handarbeiter und Matrosen wirklich bis dorthin durchschlugen und dann ihr Leben den Eskimos opferten.



Die Schüler bei Adventsarbeiten.

„Jede große Kirche", sagt der Barbyer und Niesker Zögling Schleiermacher, Deutschlands bedeutsamster Theologe seit Luther, „ist immer in Gefahr, in die Herrschaft des Buchstabens auszuarten und in Aeußer-

lichkeiten zu versinken. Dann ist es nötig, daß in solchen kleinen Sozietäten sich das eigentliche christliche Prinzip rein erhalte.“ Das gleiche gilt cum grano salis auch von der Schule, und zwar gerade von unserer heutigen Schule, die in der Uniform hie und da zu ersticken droht und vielfach um die notwendige Bewegungsfreiheit, ja bisweilen um das Beste, um die individuelle Eigenart, gebracht wird. Die herrnhutische Erziehung mit ihrer altehrwürdigen Tradition ist ein bisher leider zu wenig bekanntes, aber köstliches Juwel im deutschen Schulleben, das uns nicht verloren gehen darf, das im Gegenteil verdient, besonders gehütet zu werden.



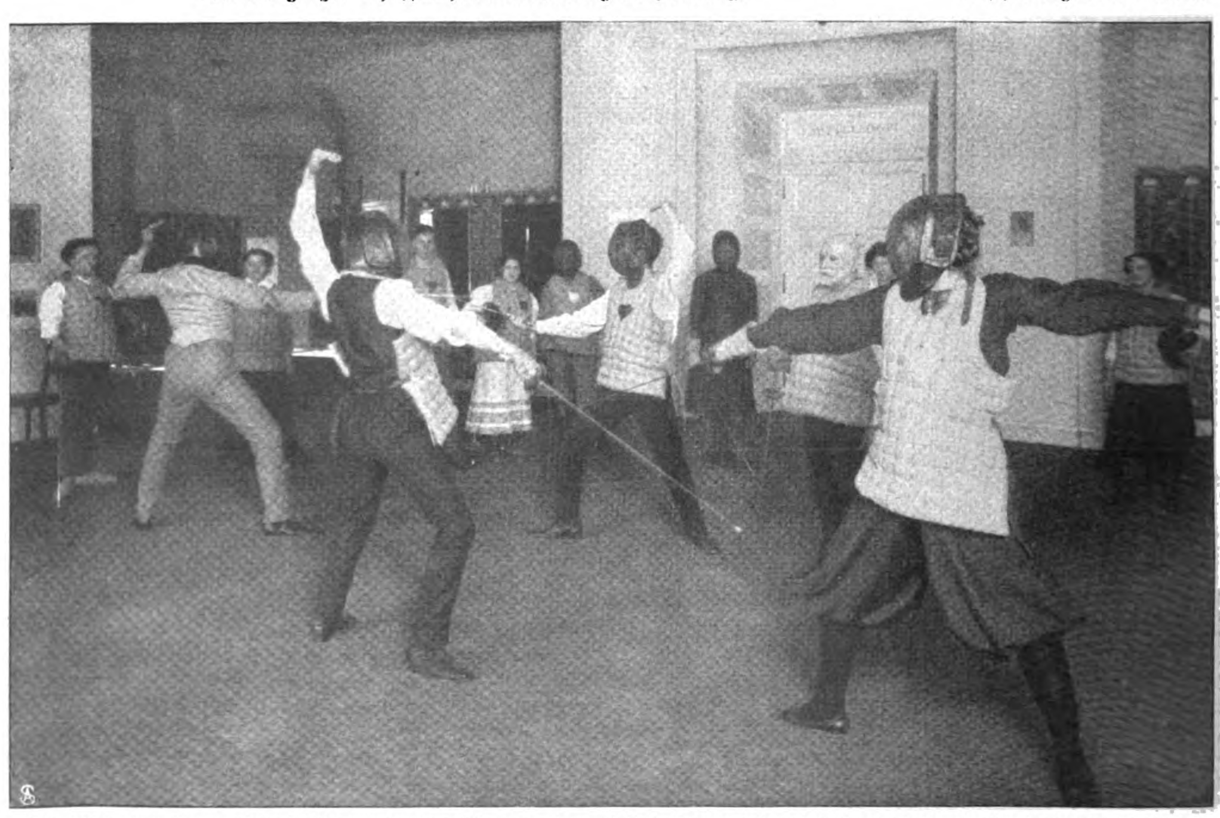
Die Prachtkollektion der Fürstin Bismarck.

Von der großen Chrysanthemenausstellung in Hamburg.

Bilder aus aller Welt.

Ausstellungen köstlicher Treibhausblumen sind jetzt an der Tagesordnung. In Berlin hatten wir kürzlich eine Orchideenausstellung, und in Hamburg waren herrliche Chrysanthemen des Vereins der Chrysanthemumfreunde ausgestellt. Wer durch die Ausstellungsräume wandelte, bekam so recht einen Begriff von den zahllosen Varietäten dieser vornehmen exotischen Blume, die sonst nur der Züchter kennt.

Die Fechtkunst wird von unsern besten Theatern mit Recht in Ehren gehalten. Ganz abgesehen von den Fällen, in denen der Schauspieler auf offener Bühne eine Waffe zu handhaben hat, ist das Fechten eine Uebung, die im höchsten Grad jene Eleganz und Geschmeidigkeit der Bewe-



Die fechtenden Paare: Hella Reiffert und Dr. Peter Esser, Otto Vogt und G. H. Schnell; zwischen den Paaren Fechtmeister Oberturnlehrer Eichelsheim. Im Hintergrund von links: G. Weiß, M. v. Senden, K. Groß, Maja Sering, Else Witthaus, H. Weyrather.

Fechtstunde im Düsseldorfer Schauspielhaus.




Der Hut wird garniert.


Der vordere Rand aufgebogen und in der Mitte hinten ein Federtuff.


Nur ein farbiges Band, sonst nichts.


Mit überfallendem Spitzenschleier.


Eine Adlerfeder als einziger Schmuck.


Mit linkseitiger Bandkokarde.

Der Pariser Verwandlungshut.

Bertha Morena von der Münchner Oper, begibt sich auf eine Tournee nach Amerika.

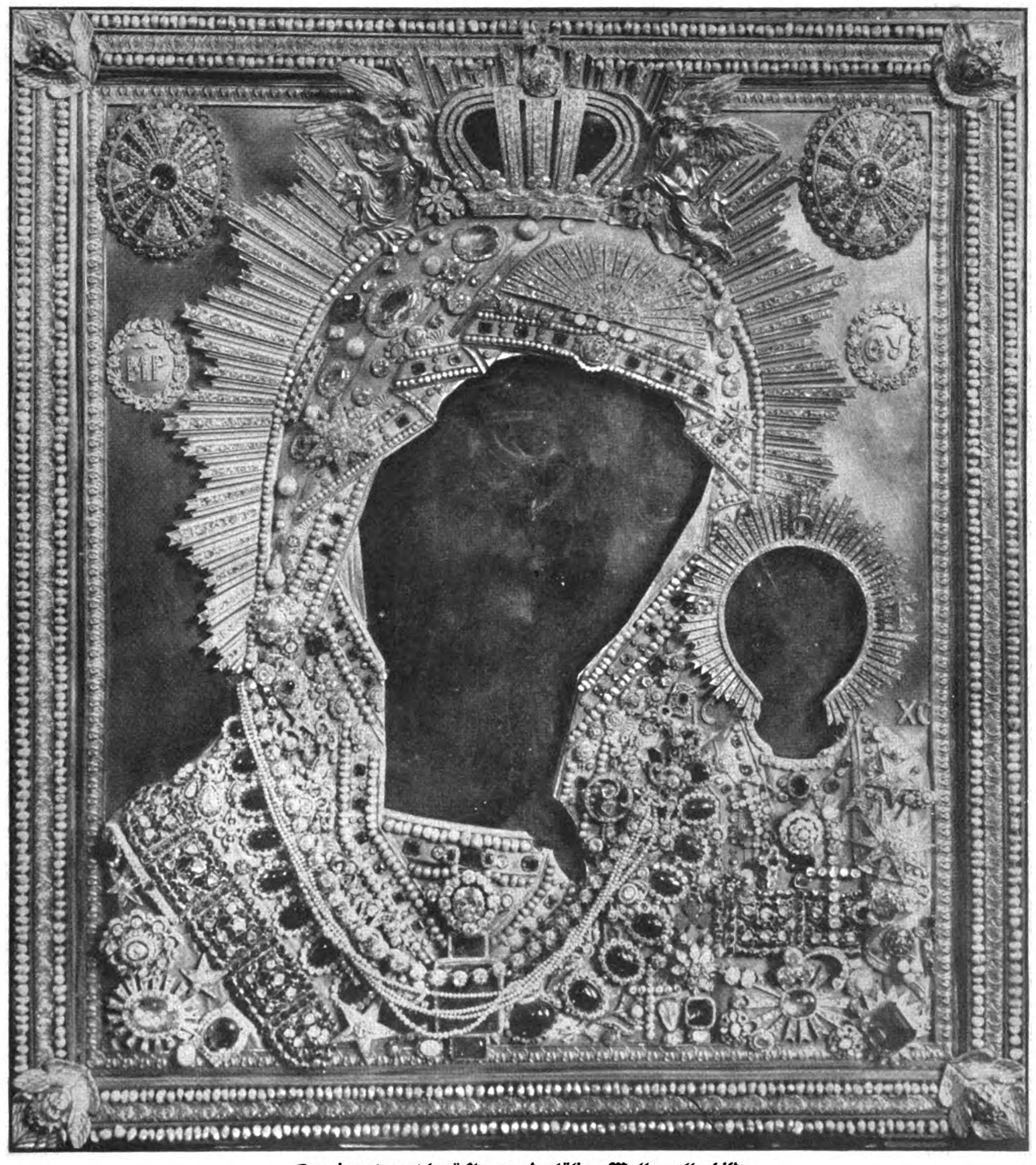
Phot. Greiner.



Der dänische Wagnersänger Peter Cornelius und seine Frau
zu seinem Auftreten im Londoner Covent Garden.



Diakonissenschwester zu Pferde
in Ausübung des Gemeindedienstes in Südamerika.



Das juwelengeschmückte wundertätige Muttergottesbild.

Zur 100jährigen Jubiläumsfeier der Kasanschen Kathedrale in St. Petersburg.

gungen fördert, deren jeder Bühnenkünstler bedarf. Wie unser Bild zeigt, hat sich auch die Leitung des Düsseldorfer Schauspielhauses dieser Einsicht nicht verschlossen.

Die modernen breitkrempigen und weichen Damenhüte haben den Vorzug, daß sie sich mit Leichtigkeit umformen lassen. Eine mit Geschmack und Geschick begabte Pariserin kann aus so einem Hut im Handumdrehen ein halbes Dutzend verschieden aussehender Hüte machen.

Auch Bertha Morena, die Diva der Münchner Hofoper, wandert auf einige Zeit ins Dollarland. Sie wird zunächst in Neu-Orleans, Chikago, Washington, St. Louis, Boston konzertieren und dann längere Zeit in der Neuyorker Metropolitan-Oper singen.

Der berühmte Tenor der Kopenhagener Oper Peter Cornelius wirkt an den Wagneraufführungen im Londoner Coventgarden-Theater mit. Kürzlich hatte er als Tristan einen großen Erfolg. Unser Bild zeigt ihn mit seiner Gattin Gudrun.

Die deutsche Diakonissenschwester der Gemeinde Nueva Helvetia im Staat Uruguay hat einen schweren Dienst. Sie muß, um ihre Kranken zu besuchen, von einer der weit auseinanderliegenden Farmen zur andern entweder fahren oder, wo das nicht möglich ist, Stunden und Tage lang reiten.

In St. Petersburg wurde das 100jährige Jubiläum der prächtigen Kasanschen Kathedrale gefeiert. Das Gotteshaus umschließt ein von allen rechtgläubigen Russen heiß verehrtes wundertätiges Bild: die schwarze Mutter Gottes von Kasan.



Phot. Bulla.

Lagerszene aus „Wallensteins Lager".
Kostümfest des Deutschen Schulvereins in Johannesburg.

Der rührige Deutsche Schulverein in Johannesburg (Transvaal) hat zum Besten eines Pensionshauses für deutsche Schulkinder ein hübsches Kostümfest unter der Devise „Narretei in Wallensteins Lager" veranstaltet.

Die allen deutschen Sangesfreunden wohlbekannte Mainzer Liedertafel hat kürzlich das Jubiläum ihres Präsidenten, des Geh. Kommerzienrats Dr. Strecker, und des Vizepräsidenten, des Justizrats Dr. Oppenheim, gefeiert, die seit vollen 25 Jahren an der Spitze des Vereins stehen.

Der Professor der speziellen Pathologie und Therapie Geheimrat Dr. F. A. Hoffmann in Leipzig beging vor kurzem sein 25jähriges Jubiläum als Direktor der dortigen Universitätspoliklinik.

Der Turm der drahtlosen Telegraphenstation zu Nauen in der Mark ist durch einen Aufbau ergänzt worden und ist jetzt 200 Meter hoch. Dadurch ist der Wirkungskreis der Station ganz wesentlich erweitert worden.

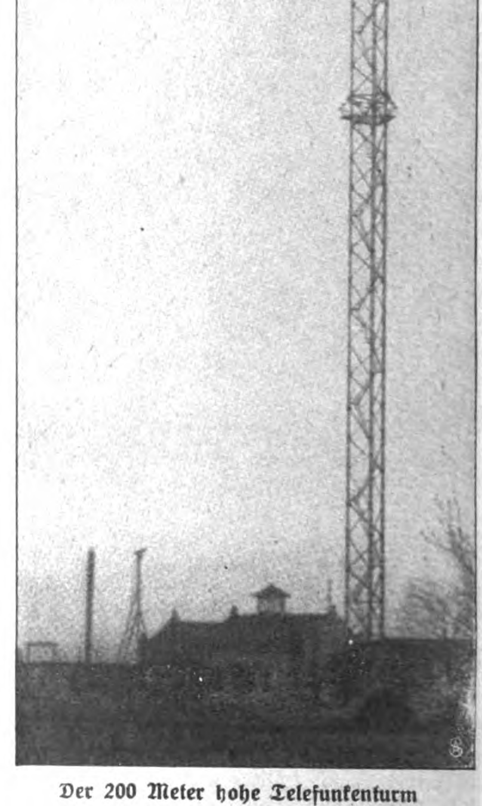


Geh. Kom.-Rat Dr. Strecker, Präsident. **Justizrat Dr. Oppenheim,** Vizepräsident.
Zum 25. Direktionsjubiläum in der „Mainzer Liedertafel".



Phot. Gehler.

Geheimer Staatsrat Prof. Dr. F. A. Hoffmann, Leipzig,
bekannter Kliniker, beging sein 25jähriges Jubiläum als Direktor der med. Universitätspoliklinik.



Der 200 Meter hohe Telefunkenturm
der Telefunkenstation Nauen.

Schluß des redaktionellen Teils.

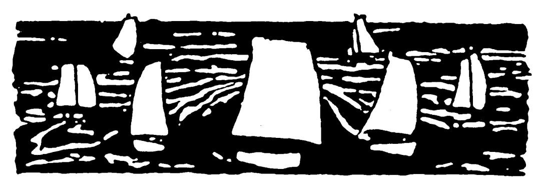


DIE WOCHE



Nummer 51. Berlin, den 23. Dezember 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.



Die sieben Tage der Woche.

14. Dezember.

Der Kreuzer „Berlin" trifft von der Expedition nach Agadir wieder in Kiel ein.

Aus Tripolis wird gemeldet, daß die Italiener die südöstlich von der Stadt gelegene Oase Tadjura besetzt haben, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Die französische Kammer lehnt mit 448 gegen 98 Stimmen einen Antrag ab, die Ratifizierung des deutsch-französischen Marokkoabkommens bis zum Schluß der Verhandlungen mit Spanien zu verschieben.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt einstimmig eine Resolution an, den Handelsvertrag mit Rußland wegen Paßschikanen gegen die amerikanischen Juden aufzuheben.

15. Dezember.

Im Reichstag hält die Kommission zur Vorbereitung eines Reichstheatergesetzes unter Vorsitz des Ministerialdirektors Caspar ihre erste Sitzung ab.

Die für 1913 geplante deutsch-englische Ausstellung in London wird vorläufig auf das Jahr 1914 verschoben, weil ihr Zweck, Förderung des Einvernehmens zwischen Deutschland und England, nur erreicht werden kann, wenn eine politische Verständigung voraufgegangen ist.

16. Dezember.

Das englische Parlament wird mit Verlesung einer Thronrede geschlossen, in der der König seine Beziehungen zu den fremden Mächten als andauernd freundlich bezeichnet.

17. Dezember.

Aus Washington wird gemeldet, daß Rußland beim Präsidenten Taft gegen die vom Senat und Repräsentantenhaus geforderte Aufhebung des amerikanisch-russischen Handelsvertrages formell Protest eingelegt hat.

18. Dezember.

Aus Albanien kommen Nachrichten, daß die Stammeshäuptlinge eine neue Bewegung vorbereiten.

19. Dezember.

Die Kronprinzessin Cecilie wird von einem Sohn glücklich entbunden.

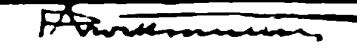
Präsident Taft teilt dem Senat in einer Botschaft mit, daß er den russisch-amerikanischen Handelsvertrag gekündigt hat.



Nach Bethlehem!

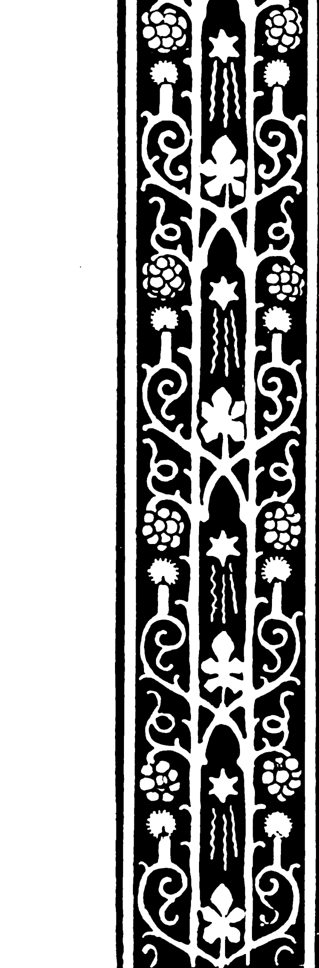
Von Geheimrat Dr. theol., jur. et phil. Reinhold Seeberg,
Professor an der Universität Berlin.

Bethlehem! Wie vertraut klingt uns der Name von klein auf. Und jedes Jahr, wenn es Weihnachten wird, zieht es unser Herz mächtig hin nach Bethlehem. Dann steht einen Augenblick Handel und Wandel still, es schweigen die Stimmen der Politik und die Sorgen des Alltags. Auch in das Herz des Einsamen und Verbitterten ziehen für eine Weile freundlichere Gefühle ein! Leise und doch mächtig klingen Glocken der Erinnerung im tiefsten Innern. Aller Augen blicken weit hin über Räume und Zeiten nach Bethlehem. Sie denken eines Geburtstages. Und der, der in Bethlehem geboren wurde, ist so groß, so reich, so voll wunderbarer Liebe, daß die Erinnerung an den Tag seiner Geburt für die ganze Welt ein Freudenfest ohnegleichen wird, an dem auch der Kühle und Einsame Freude zu bereiten sich angetrieben fühlt.









So gehen auch wir im Geist heute nach Bethlehem! Wir werden den Weg nicht einsam zurücklegen. — Bethlehem ist ein kleines Bergstädtchen im Süden Palästinas. Auf felsiger Höhe (2538′ ü. d. M.) liegt die Stadt auf zwei Hügeln, die durch einen Sattel miteinander verbunden sind, inmitten von fruchtbaren Getreidefeldern und Obstgärten. Daher der Name Bethlehem, der deutsch mit „Brothausen“ wiedergegeben werden kann.

Es war einige Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, denn es ist bekannt, daß Jesus früher geboren ist, als die uns geläufige Zeitrechnung annimmt. Es war Winter. Der Winter auf den Höhen dort kann ziemlich kalt werden. Leichte Schneeschichten decken dann wohl Feld und Flur. Dazwischen fällt ein starker Regen mit feinem Hagel vermischt. Den Weg zum Städtlein empor schreitet ein einsames Paar. Es ist ein Zimmermann aus dem fernen Nazareth mit seinem jungen Weib. Schweren Fußes schleppt sie sich dahin; man sieht es ihr an, daß sie ihrer schweren Stunde nahe ist.

Und doch! Die beiden blicken umher, sehen sich Berg und Tal an mit leuchtendem Blick. Und von den Lippen ringt es sich: Hier also war es! Sie denken des großen Ahnherrn ihres Geschlechts. Von Bethlehem ist David, der große König, ausgezogen, und ein direkter Nachkomme dieses Königs ist der ärmliche Zimmermann neben dem jungen Weib. Hier war es! Hier hatte er einst die Schafe gehütet seinem Vater Isai. Hier in der Umgegend hatte er so manches Mal gelagert mit seinen Anhängern, hier haben sie so manches kecke Bravourstück ausgeführt im Angesicht des Feindes.

Und heute schreitet der letzte Abkomme des großen Königs wie ein armer Landstreicher die Straße nach Bethlehem empor. Ein Jahrtausend fast war hingegangen. Von all den großen Dingen, die einst dem Ahnherrn geweissagt wurden über seine Nachkommenschaft, ist nichts zu sehen. Oder sollten sie in Erfüllung gehen an dem Kindlein, das die junge Mutter unter dem Herzen trägt? Sollte dies Kind der große Herr der Welt werden, von dessen Kommen damals wieder viele redeten?

Es ist auch sonst in jener Zeit vorgekommen, daß kleine Leute von Zeit zu Zeit angewiesen wurden, sich in ihrem Heimatsort „schätzen“ zu lassen. Wir besitzen z. B. ein Edikt eines Statthalters von Aegypten vom Jahr 104 n. Chr., auf dessen Bedeutung für unsere Geschichte Prof. Deißmann hingewiesen hat. Es lautet: „Gaius Vibius Maximus, Statthalter von Aegypten, sagt: Da die Haushaltungsschatzung bevorsteht, ist es notwendig, allen, die etwa aus irgendeiner Ursache außerhalb ihrer Bezirke sind, zu gebieten, daß sie zurückkehren zu ihrem heimatlichen Herd, damit sie das übliche Schatzungsgeschäft erledigen und dem ihnen obliegenden Feldbau nachkommen.“ So mag sich auch Josephs Reise von Nazareth nach Bethlehem erklären. Genaueres darüber wissen wir nicht, vor allem nicht, warum Maria ihn begleitet hat. War das notwendig, trieben sie Ahnungen und Gefühle gerade jetzt nach Bethlehem? Wir haben darauf keine Antwort.

Droben in der Stadt fanden die beiden müden Wanderer nicht so leicht Unterkunft. Sie mußten zufrieden sein, schließlich in einem Stall unterzukommen. Hier ist Jesus geboren. Es war alles klein und demütig. Wie oft hat es die Kunst geschildert, und vor wessen Auge steht nicht die Krippe mit dem Kindlein darin, daneben Ochs und Esel, Maria und Joseph und die Hirten, die von den Engeln von ihren Hürden fort und in die Stadt gewiesen sind?



In wundervollen Tönen, die wie die unvergleichliche Ouvertüre zu einem unvergleichlichen Drama klingen, hat uns Lukas in der Weihnachtsgeschichte die Bedeutung dieser Geburt in Bethlehem in das Herz zu drücken verstanden. Der Engel Chor selbst erscheint draußen auf dem schneeigen Gefilde und singt das Weihnachtslied. Und den Leser ergreift die tiefe Empfindung, daß er an dem Wendepunkt der Menschheitsgeschichte steht, und daß von jetzt und hier an ein Neues beginnt. Und er tut, was Lukas die Hirten tun läßt, er geht, die wunderbare Geschichte zu besehen.

Die Worte bei Lukas lauten:

Preis in höchsten Höhen Gott
Und auf Erden Frieden
In Menschen des Wohlgefallens!

Das ist der Weihnachtschor. Wer ihn hört, durch dessen Herz zittern heilige Schauer, und es zieht ihn empor zu dem Quell ewiger Güte droben über dieser armen Welt, und es wird ihm weit das Herz, aufzunehmen, was ihm von dort herabkommt. O daß alle in unserm Vaterland in diesen Tagen nicht nur nach Bethlehem hinschauen, sondern auch den Chor von Bethlehem sich in das Herz hineinsingen ließen!

Dem Gott, von dem alles kommt, und der die Geschichte des Menschengeschlechtes lenkt nach seinem Willen, Preis und Dank dafür, daß er in dem Menschen Jesus, den wir zu hören und zu verstehen vermögen, seine ewigen Gedanken und seinen gütigen Willen uns nahegebracht und uns anschaulich und verständlich gemacht hat! Das ist das erste. Nun können die Menschen immer wieder sehen und spüren an Jesu Gedanken und an seiner Herrschaft über die Seelen, daß sie Gott nicht fern und fremd gegenüberstehen wie den kalten Sternen droben, sondern daß Gott ihnen nahe ist. Die Menschheit weiß es jetzt aus innerem Erleben heraus, daß die Menschen „Menschen des Wohlgefallens“ sind. Das ist das andere. Und wie könnte es dann anders sein, als daß auf Erden Frieden, Glück und Befriedigung herrscht? Das ist das dritte.

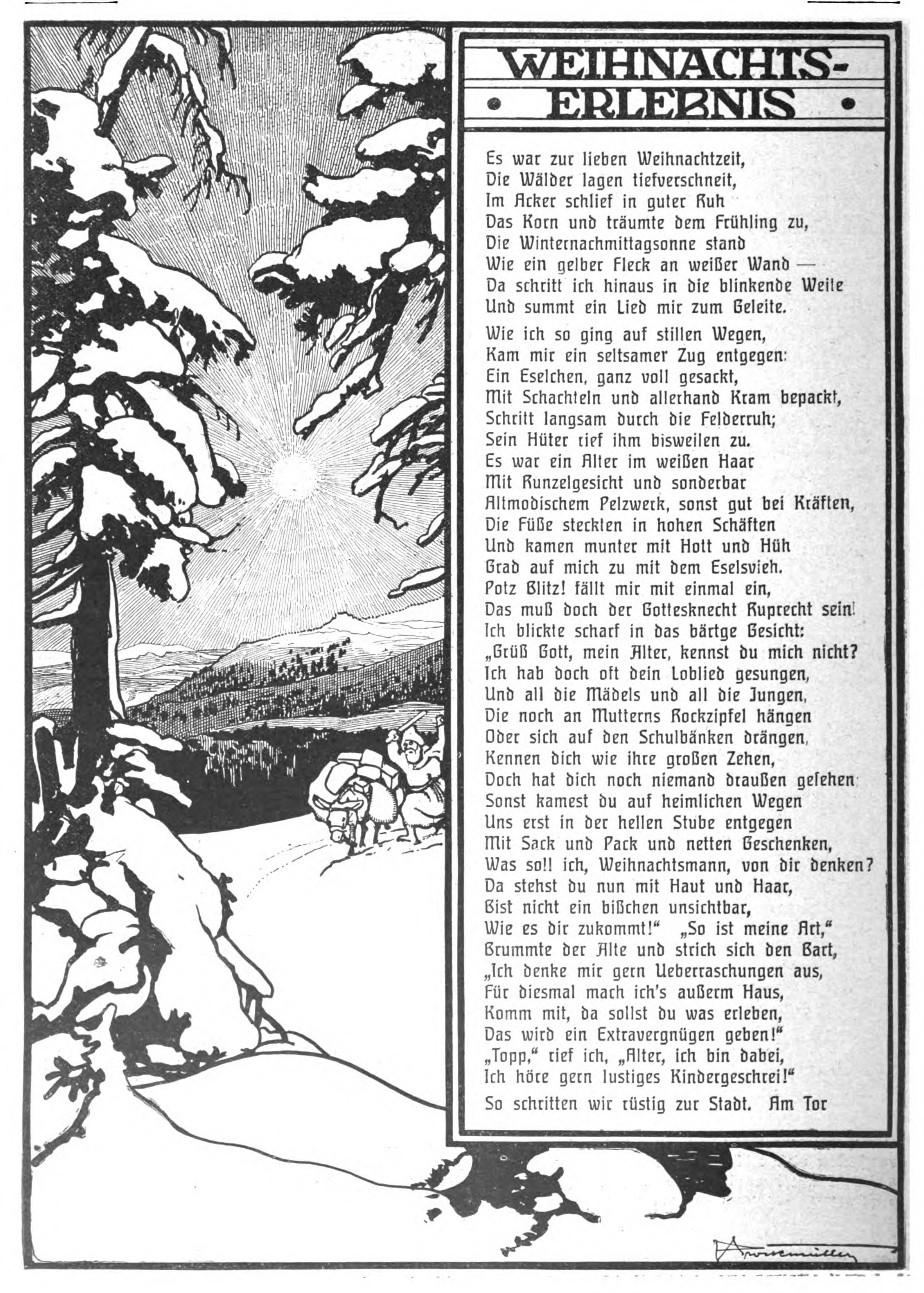
Ist der ewige Grund aller Dinge zugleich Urquell der Liebe, und empfinden wir das immer und immer, wenn wir die ewige Liebe in Christus anschauen und spüren, was könnte dann in unserm Leben geschehen und unser Dasein treffen, was nicht aus der ewigen Liebe stammte und daher schließlich dennoch zu unserm Frieden diente?

Der Himmel ist uns eröffnet, und wir schauen in seinem Licht alle irdischen Dinge, alles Mißgeschick und alle Enttäuschungen in neuer Beleuchtung. Sie kommen von Gott, und sie führen zu Gott. Wer das glaubt oder empfindet, der hat Frieden, oder er ist beglückt.

Das sagt uns der Weihnachtschor. Möchten seine Worte uns in diesen Tagen allen zu Herzen reden. Es handelt sich zu Weihnachten nicht zunächst um das Familienglück, auch nicht nur um die andächtige Erinnerung an eine altehrwürdige Geschichte. Es handelt sich vor allem darum, ob wir alle die Quelle unseres Lebensglückes finden oder achtlos an ihr vorbeigehen.

Willst du glücklich werden? Ist es dir ernst damit, dann auf nach Bethlehem! Bethlehem heißt Haus des Brotes. Vielleicht findest auch du dort das Brot, das den Hunger deiner Seele stillt.



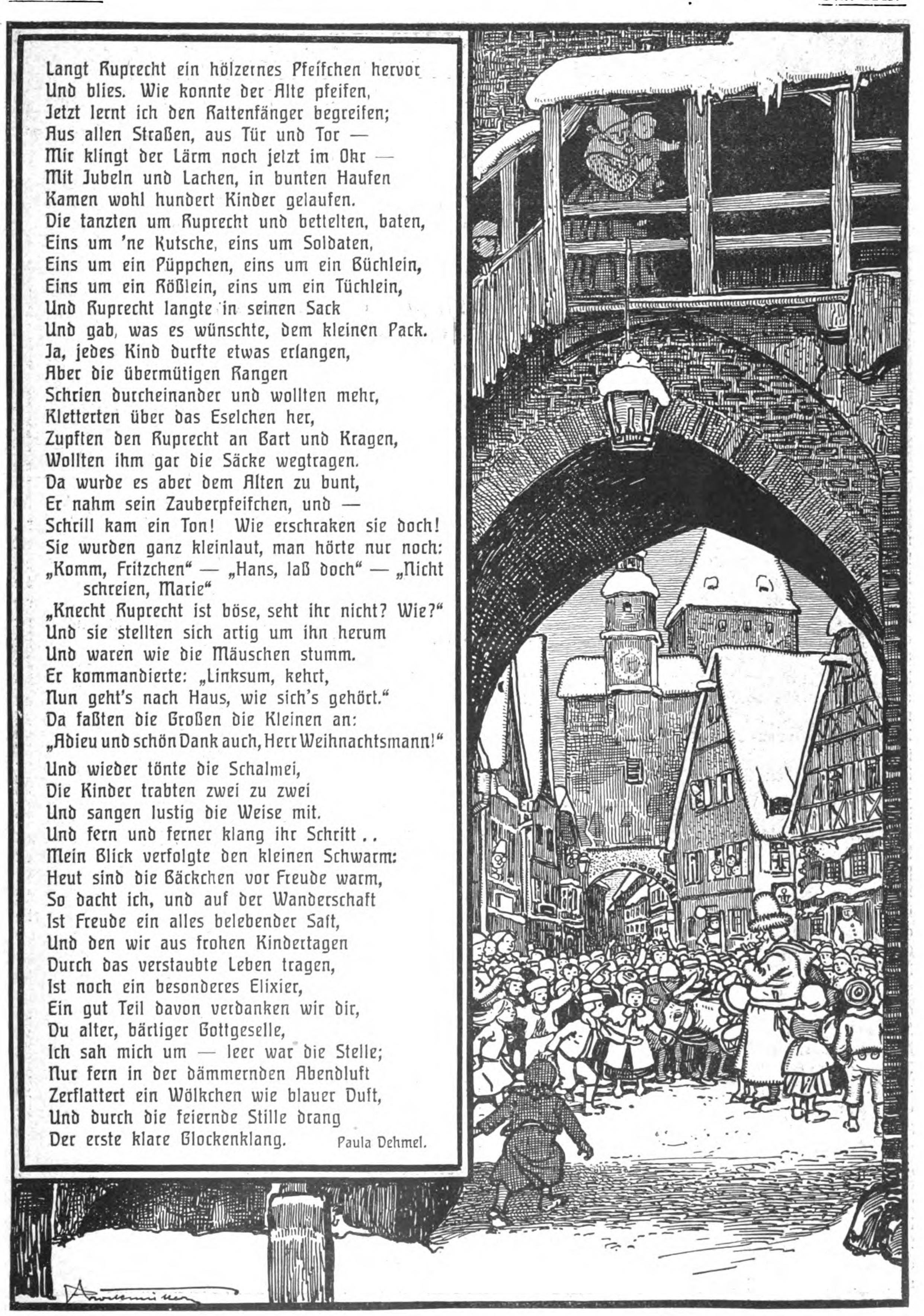


WEIHNACHTS-ERLEBNIS

Es war zur lieben Weihnachtzeit,
Die Wälder lagen tiefverschneit,
Im Acker schlief in guter Ruh
Das Korn und träumte dem Frühling zu,
Die Winternachmittagsonne stand
Wie ein gelber Fleck an weißer Wand —
Da schritt ich hinaus in die blinkende Weite
Und summt ein Lied mir zum Geleite.

Wie ich so ging auf stillen Wegen,
Kam mir ein seltsamer Zug entgegen:
Ein Eselchen, ganz voll gesackt,
Mit Schachteln und allerhand Kram bepackt,
Schritt langsam durch die Felderruh;
Sein Hüter rief ihm bisweilen zu.
Es war ein Alter im weißen Haar
Mit Runzelgesicht und sonderbar
Altmodischem Pelzwerk, sonst gut bei Kräften,
Die Füße steckten in hohen Schäften
Und kamen munter mit Hott und Hüh
Grad auf mich zu mit dem Eselsvieh.
Potz Blitz! fällt mir mit einmal ein,
Das muß doch der Gottesknecht Ruprecht sein!
Ich blickte scharf in das bärtge Gesicht:
„Grüß Gott, mein Alter, kennst du mich nicht?
Ich hab doch oft dein Loblied gesungen,
Und all die Mädels und all die Jungen,
Die noch an Mutterns Rockzipfel hängen
Oder sich auf den Schulbänken drängen,
Kennen dich wie ihre großen Zehen,
Doch hat dich noch niemand draußen gesehen;
Sonst kamest du auf heimlichen Wegen
Uns erst in der hellen Stube entgegen
Mit Sack und Pack und netten Geschenken,
Was soll ich, Weihnachtsmann, von dir denken?
Da stehst du nun mit Haut und Haar,
Bist nicht ein bißchen unsichtbar,
Wie es dir zukommt!“ „So ist meine Art,“
Brummte der Alte und strich sich den Bart,
„Ich denke mir gern Ueberraschungen aus,
Für diesmal mach ich's außerm Haus,
Komm mit, da sollst du was erleben,
Das wird ein Extravergnügen geben!“
„Topp,“ rief ich, „Alter, ich bin dabei,
Ich höre gern lustiges Kindergeschrei!“

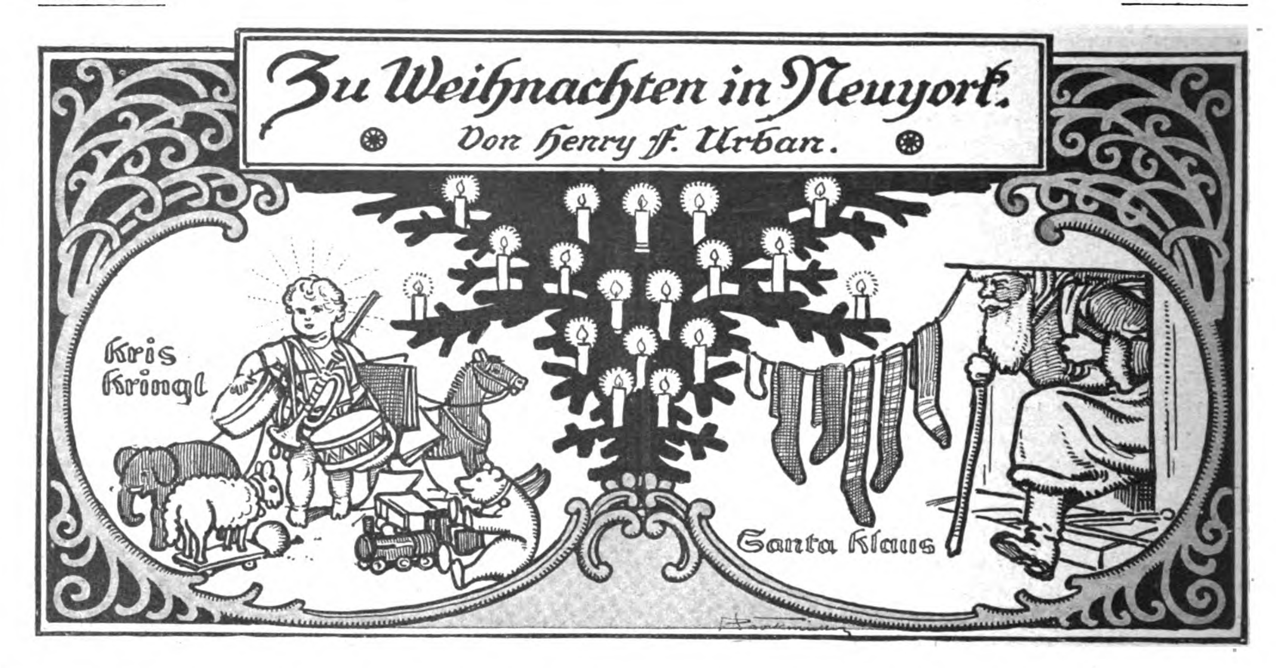
So schritten wir rüstig zur Stadt. Am Tor



Langt Ruprecht ein hölzernes Pfeifchen hervor
Und blies. Wie konnte der Alte pfeifen,
Jetzt lernt ich den Rattenfänger begreifen;
Aus allen Straßen, aus Tür und Tor —
Mir klingt der Lärm noch jetzt im Ohr —
Mit Jubeln und Lachen, in bunten Haufen
Kamen wohl hundert Kinder gelaufen.
Die tanzten um Ruprecht und bettelten, baten,
Eins um 'ne Kutsche, eins um Soldaten,
Eins um ein Püppchen, eins um ein Büchlein,
Eins um ein Rößlein, eins um ein Tüchlein,
Und Ruprecht langte in seinen Sack
Und gab, was es wünschte, dem kleinen Pack.
Ja, jedes Kind durfte etwas erlangen,
Aber die übermütigen Rangen
Schrien durcheinander und wollten mehr,
Kletterten über das Eselchen her,
Zupften den Ruprecht an Bart und Kragen,
Wollten ihm gar die Säcke wegtragen.
Da wurde es aber dem Alten zu bunt,
Er nahm sein Zauberpfeifchen, und —
Schrill kam ein Ton! Wie erschraken sie doch!
Sie wurden ganz kleinlaut, man hörte nur noch:
„Komm, Fritzchen" — „Hans, laß doch" — „Nicht schreien, Marie"
„Knecht Ruprecht ist böse, seht ihr nicht? Wie?"
Und sie stellten sich artig um ihn herum
Und waren wie die Mäuschen stumm.
Er kommandierte: „Linksum, kehrt,
Nun geht's nach Haus, wie sich's gehört."
Da faßten die Großen die Kleinen an:
„Adieu und schön Dank auch, Herr Weihnachtsmann!"

Und wieder tönte die Schalmei,
Die Kinder trabten zwei zu zwei
Und sangen lustig die Weise mit.
Und fern und ferner klang ihr Schritt . .
Mein Blick verfolgte den kleinen Schwarm:
Heut sind die Bäckchen vor Freude warm,
So dacht ich, und auf der Wanderschaft
Ist Freude ein alles belebender Saft,
Und den wir aus frohen Kindertagen
Durch das verstaubte Leben tragen,
Ist noch ein besonderes Elixier,
Ein gut Teil davon verdanken wir dir,
Du alter, bärtiger Gottgeselle,
Ich sah mich um — leer war die Stelle;
Nur fern in der dämmernden Abendluft
Zerflattert ein Wölkchen wie blauer Duft,
Und durch die feiernde Stille drang
Der erste klare Glockenklang.

Paula Dehmel.



Das waren nun seine ersten Weihnachten in Neuyork — in der Fremde. Wenn er abends aus seinem Bankgeschäft kam, bummelte er durch die Straßen, um das weihnachtliche Leben und Treiben zu beobachten. Manches erinnerte ihn an Berlin: das milde Wetter, die kleinen Buden und die lärmenden Händler mit allerlei grellfarbigem Weihnachtstand hier und da in einer Geschäftsstraße, die Schaufenster des Warenhauses mit lustigen Darstellungen von buntgekleideten Puppen und allerlei Getier, die das Entzücken der Kinder bildeten. Und wahrhaftig, auch an grünen Tannen fehlte es nicht, die vor den Blumen- oder Grünzeugläden wie Soldaten in Reih und Glied standen. Auch der Weihnachtsmann, der überall in den Schaufenstern stand, hatte das anheimelnde Aussehen des deutschen Weihnachtsmanns: immer war's ein wohlbeleibter alter Herr mit freundlichem rotem Gesicht und weißem Bart, in einem braunen Rock mit weißer Pelzfütterung und warmen Stulpenstiefeln; die Hände hatte er über dem Leib in die Aermel gesteckt, und zwischen Arm und Pelz hielt er immer ein grünes Tannenbäumchen. Manchmal trug er auch den berühmten Sack voll von geheimnisvollen Geschenken auf dem Rücken und war gerade im Begriff, damit in einen Schornstein zu steigen. Sicherlich — das war der echte deutsche Weihnachtsmann, kein amerikanischer, trotzdem er den seltsamen Namen Santa Klaus oder manchmal auch Kris Kringl führte. In den tausend Bilderbüchern für Kinder war er gewöhnlich in einem Schlitten sitzend dargestellt, vor den sechs oder acht Paar weiße Hirsche gespannt waren. Neuartig war Robert die emsige Tätigkeit der Heilsarmee zum Besten der Armen. Ueberall an den belebtesten Straßenecken stand ein Soldat oder eine Soldatin der Heilsarmee neben einem hölzernen Gestell aus drei Stangen, von denen an einer Kette ein großer, breiter Topf herabhing. Eine Tafel besagte: Keep the pot boiling! (Sorgt, daß der Topf weiterkocht!) Das hieß: Tut euer Scherflein hinein für die Armen, die die Heilsarmee bescheren will. Dazu läutete der Heilssoldat oder die Heilssoldatin ununterbrochen mit einem Glöckchen, um die Vorübergehenden auf den Topf aufmerksam zu machen. Robert fand das sehr drollig — besonders, daß der Vorsicht halber über den Topf ein Drahtgeflecht gespannt war, so daß keine unbefugte Hand hineinlangen konnte. Eine andere Wohltätigkeitsgesellschaft hatte an den Straßenecken als Weihnachtsmann kostümierte Leute aufgestellt, neben einem roten Schornstein, der die mildtätigen Gaben aufnehmen sollte. Ueberhaupt schien es Robert, als ob die berühmte amerikanische Freude am Wohltun gerade zu Weihnachten ihre üppigsten Blüten treibe. Allenthalben wurde emsig daran gearbeitet, daß auch die Armen zu Weihnachten nicht leer ausgingen. Er hatte früher immer geglaubt, daß es arme Leute im Dollarland überhaupt nicht gäbe.

Robert wohnte bei einer Familie White, bei der er durch besondere Empfehlung Unterkunft gefunden hatte. Denn so gedachte er am schnellsten die englische Sprache zu erlernen. Das waren reizende, feine Leute — die Whites. Papa White war einer der oberen Angestellten bei Edison, seine Frau verstand sogar etwas Deutsch, da sie von eingewanderten Deutschen abstammte. Dann war da noch ein kleines Schwesterchen namens Gertie und ein jüngeres Brüderchen namens Dan. Aber die Hauptperson war für Robert die älteste Tochter, die siebzehnjährige, schwarzäugige Olivia. Es hatte sich ganz von selbst gemacht, daß Olivia eine Art Mentorstelle bei Robert übernommen hatte. Sie war mit ihren siebzehn Jahren auffallend klug und gebildet, dabei von einer bestrickenden Munterkeit und einer Bescheidenheit, die Robert sonst nicht im Uebermaß bei jungen Amerikanerinnen, besonders den Neuyorkerinnen, gefunden hatte. Frau White behauptete, Olivia habe das von ihrer deutschen Großmama. Dafür, daß Olivia ihm amerikanische Kenntnisse aller Art beibrachte, lehrte Robert sie Deutsch sprechen. Von Olivia erfuhr er nun, während sie eines Abends bei Tisch saßen, daß der absonderliche Santa Klaus zu Weihnachten mit Vorliebe durch den Schornstein ins Haus komme, und daß er wirklich deutschen Ursprungs sei. Sein Name war nichts als eine fürchterliche sprachliche Verstümmelung des alten Sankt Nikolas, des Erzbischofs von Myra und Beschützers der Kinder, dessen Todestag (6. Dezember) noch jetzt

am Rhein, in der Schweiz und in Holland gefeiert wird, und der sich im Lauf der Zeit in den deutschen Weihnachtsmann und Kinderfreund verwandelte.

„Und Kris Kringl?" fragte Robert. „Auch das klingt wie eine Verstümmelung."

„Ist es auch", erwiderte Olivia lächelnd. „Es ist eine Verstümmelung des deutschen Wortes Christkind oder Christkindl."

Darüber lachte Robert hell auf.

„Zu drollig," fuhr er dann fort, „daß auch der Santa Klaus und Kris Kringl wieder den Stempel ‚Made in Germany' tragen. Offenbar ist dann auch unser herrlicher Weihnachtsbaum erst von Deutschland nach Amerika gekommen?"

Auch das bestätigte Olivia.

„Aber haben Sie denn schon Ihren Weihnachtsbrief oder Ihr Weihnachtspaket für Ihre Familie in Berlin fertig?" fragte Frau White. „Der Weihnachtsdampfer geht am Sonnabend."

Robert gestand, daß er seiner Tante in Berlin eine kleine Summe von seinem Ersparten geschickt habe, mit der Weisung, dafür den Eltern sowie seinen beiden Brüdern etwas zu kaufen. Einen bestimmten Dampfer habe er nicht gewählt. So erzählte ihm denn Herr White, daß der letzte Dampfer, der Post und Pakete rechtzeitig zu Weihnachten nach Europa bringe, der Weihnachtsdampfer heiße. Und er fügte hinzu, daß die Zeitungen stets die Anzahl der Briefsäcke und der Beträge der Postanweisungen veröffentlichten, die mit dem Weihnachtsdampfer und den übrigen Dampfern zu Weihnachten nach Europa gingen. Riesige Summen Geldes, versicherte Herr White, würden da allemal nach drüben gesandt, besonders nach England, nach Irland, nach Deutschland, nach Italien. Das leuchtete Robert ein. Sooft er in den nächsten Tagen auf das Postamt kam, traf er vor dem Schalter für Postanweisungen eine endlose Reihe von Menschen — Deutsche, Irländer, Italiener, österreichische und russische Juden, Skandinavier in buntem Durcheinander, die es sich nicht nehmen ließen, ihren Angehörigen daheim eine größere oder kleinere Weihnachtsfreude in bar zu bereiten. Denn zur Weihnachtzeit zumal wanderten ihre Gedanken in die alte Heimat zu denen, die sie zurückgelassen hatten. Ging's ihm nicht genau so? Wenn er abends im Bett lag, dachte er an seine Lieben in Berlin, dachte er an seine gute Mutter, die nun gewiß wieder unermüdlich von einem Warenhaus zum andern lief. Ob sie auch für ihn etwas kaufte? Er hatte ihr geschrieben, es nicht zu tun, wegen der Zollscherereien. Aber vielleicht ließ sie sich's doch nicht nehmen.

Je näher der heilige Abend rückte, desto melancholischer wurde Robert zumute, trotzdem er von der Familie White mit so großer Liebenswürdigkeit zu ihrem Weihnachtsfest eingeladen worden war. Vielleicht gerade deswegen. Er hätte es lieber in einer deutschen Familie auf echt deutsche Weise gefeiert. Bei Whites feierten sie es nach amerikanischer Sitte in der Frühe des ersten Feiertags. Das wollte Robert gar nicht in den Sinn. Zum Glück ließen ihm Olivia und vor allem Gertie und Dan nicht viel Zeit, daheim sich in Weihnachtsmelancholie zu versenken. Ob er wollte oder nicht, er mußte an ihren Vorbereitungen für das Fest Anteil nehmen. Er mußte sich für die schöne Tischdecke begeistern, die Olivia mit bunter Seide für die Mama stickte. Er mußte sich von Gertie und Dan aufgeregt erzählen lassen, was sie in den Warenhäusern gesehen hatten, und was sie von Santa Klaus zu Weihnachten erwarteten. Dan hatte sogar, wie er Robert anvertraute, einen besonderen Brief an Santa Klaus geschrieben mit seinen Wünschen darin und ihn Olivia zur Besorgung übergeben. Olivia hatte ihm versichert, daß sie ihn sofort in den Briefkasten gesteckt habe. Sie teilte das lachend Robert mit und fügte hinzu, daß die Post derartige Kinderbriefe zu Weihnachten in großer Anzahl erhalte.

So war der 24. Dezember herangekommen. Es war zum erstenmal etwas winterlich und weihnachtlich, denn es hatte ein wenig Schnee gegeben. Robert hatte einen ganz unzweifelhaften Weihnachtskatzenjammer schon von frühmorgens an. Das stand bei ihm selber fest. Sein erster Heiligabend, den er nicht im Kreis der Seinen feiern konnte! Das war keine Kleinigkeit! Im obersten Stockwerk des Wolkenkratzers, in dem das Bankgeschäft lag, befand sich ein elegantes Restaurant für die Angestellten. Hier aß Robert täglich seinen Lunch in Gesellschaft der amerikanischen Kameraden, und es ging immer sehr lustig dabei her. Aber heute schmeckte ihm das Essen gar nicht. Und als die Uhr 2 schlug, verspürte er das wie die Schläge eines Hammers gegen sein Herz. Er wußte, daß es nun in Berlin 8 Uhr abends war, und um Punkt 8 Uhr nach uralter Familiensitte war Bescherung. Er hätte das für sein Leben gern den beiden Kameraden am Tisch gesagt, nur um es sich von der Seele herunterzureden. Doch die verstanden ihn wohl kaum. Aber die beiden Schläge bedeuteten zugleich die Wiederaufnahme der Arbeit. So goß er sein Täßchen Kaffee herunter und fuhr mit dem Lift erdabwärts in sein Bureau.

Eine Beobachtung schien ihm unumstößlich: hier fehlte doch die echte deutsche Weihnachtstimmung, trotzdem das Weihnachtliche äußerlich deutlich genug zum Ausdruck kam. Innerlich fehlte da etwas — das Gemütvolle. Es war mehr wie ein Wohltätigkeitsbasar allerriesigsten Stils. Nach Geschäftschluß schlenderte er den Broadway und die 5. Avenue hinauf nach Hause. Ueberall wimmelte es von geschäftigen Menschen, die mit Paketen dahineilten. Um 7 Uhr stellte er wieder fest, daß daheim nun Mitternacht vorüber sei und alles schon in den Betten liege. Bei den Whites verlor er seine trübe Stimmung wieder. Gertie und Dan nahmen ihn nach dem Essen in den Salon, wo der noch kahle Tannenbaum auf dem Fußboden stand, und zeigten ihm die Strümpfe, die sie am Kamin aufgehängt hatten. Denn Santa Klaus kam nach alter Ueberlieferung in der Nacht, wenn die Kinder schliefen, durch den Schornstein und den Kamin und stopfte seine Gaben in die Strümpfe, die die Kinder am Kamin aufgehängt hatten. Dan, der ein geriebener kleiner Yankee war, hatte sich einen Strumpf von Mama geben lassen, weil da mehr hineinging. Das vertraute er kichernd Robert an. Der fand das eine sehr hübsche Sitte. Aber Olivia belehrte ihn, daß auch sie „von drüben stamme", daß sie noch heute in Holland und am Niederrhein geübt werde. Als die Kinder zu Bett gebracht waren, spielte dann Papa White den Santa Klaus und füllte die Strümpfe mit allerlei Naschwerk und kleinen Geschenken. Dann gingen sie daran, den Baum zu schmücken und mit Lichtern zu versehen. Olivia bat Robert, mitzuhelfen, und er sagte mit Vergnügen zu.

Als alles fertig war, mußte er Mama White versprechen, am nächsten Morgen um 7 Uhr zur Bescherung fertig zu sein. Robert ging daher früher zu Bett als



sonst. Sobald er im Bett lag, wanderten seine Gedanken wieder in die Heimat, in die behagliche altmodische Wohnung in der altmodischen Klopstockstraße, wo sie nun schon 30 Jahre wohnten, und aus der der altmodische Papa um keinen Preis ausziehen wollte. Und ohne es zu merken, schlief er ein und hatte einen wunderschönen Traum. Er war wieder bei den Eltern, und in dem blauen Zimmer stand wie immer der strahlende Baum, und Papa saß am Klavier und spielte „Stille Nacht, heilige Nacht", und sie alle sangen feierlich mit. Und dann war Bescherung. Die dicke Anna, das Mädchen für alles, war wieder eitel Entzücken und erklärte wie immer mit blödem Lächeln: „Nee, aber der Herr Jeheimrat und die Frau Jeheimrat haben sich doch zu sehr anjestrengt!" Und roch es von der Küche her nicht nach Karpfen in Bier? — —

Als das Dienstmädchen an die Tür klopfte, war es halb 7 Uhr früh. Nun hieß es aufstehen und sich fertigmachen. Robert dachte an seinen Traum, und eine stille Freude erfüllte ihn. Als er den Salon betrat, fand er die Whites schon versammelt im fröhlichen Schein der Weihnachtskerzen. Dan und Gertie zeigten ihm beseligt die Schätze, die in den Strümpfen gesteckt hatten. „Merry Christmas!" sagte Frau White und reichte ihm freundlich die Hand. „Merry Christmas!" ging's von einem zum andern. Aber es war kein weißgedeckter Tisch da, keine Teller mit Nüssen und Marzipan. Und niemand stimmte ein Weihnachtslied an. Die Geschenke lagen nach amerikanischer Sitte auf dem Diwan und auf den Sesseln herum, alle in ihrer Verpackung, mit dem Namen der Empfänger darauf. Das gab nun ein lustiges Austeilen nach rechts und links. Aber wenn einer sein Paket aufmachte, fand er eine neue Hülle mit dem Namen eines andern. Das wurde dann dem andern zugeworfen, der es auffangen mußte. Der fand darin wieder einen andern Namen, und so wanderte das Paket im Kreis herum. Oft war ganz zuletzt nur irgendeine wertlose Kleinigkeit darin. Die Folge war eine allgemeine jubelnde Fröhlichkeit. Robert empfing einige Kleinigkeiten und verteilte dafür kleine Aufmerksamkeiten an die Familie White. Von Olivia bekam er einen großen bunten Pfefferkuchensoldaten aus Deutschland, den sie in einem deutschen Geschäft gefunden hatte. Aber die schönste Bescherung bildete ein dicker Brief von daheim und eine Postanweisung von Papa, die ihm Frau White ganz zuletzt überreichte. Das war in dieser undeutschen Bescherung doch wenigstens etwas Heimatliches.

„Nicht wahr," sagte Olivia zu ihm, als sie in der Diwanecke beisammensaßen, „Sie vermissen doch Ihr deutsches Weihnachtsfest? Gestehen Sie es nur!"

„Oh nein," erwiderte Robert glücklich, „ich war zu Weihnachten daheim!"

Und als Olivia ihn verwundert ansah, erzählte er lachend seinen Traum.

„Das ist wohl viel hübscher als bei uns!" sagte Olivia. „Poetischer — wie man in Deutschland sagt. Ich möchte mal so ein Fest mitmachen!"

Und sie blickte Robert mit einem Lächeln an, daß ihm ganz seltsam zumute wurde. Und plötzlich hatte er die Idee, daß ihm der Santa Klaus noch etwas beschert hatte — noch etwas ganz Besonderes und Schönes.

Unsere Bilder.

Lenbachs Gemälde vom Fürsten Bülow (Abbild. S. 2149). Für die künstlerische und historische Ausschmückung des Reichstags war es von Wert, die Porträtreihe der Kanzler des Reichs durch ein gutes Bildnis des Fürsten von Bülow zu vervollständigen. Deshalb wurde im Frühjahr mit der Bitte an den Fürsten herangetreten, sein von Franz von Lenbach gemaltes Porträt dem Reichstag zu überlassen. Das Fürstenpaar Bülow erklärte sich prinzipiell einverstanden, hatte aber den begreiflichen Wunsch, das kostbare und überaus gelungene Bildnis während der Lebzeiten des Fürsten und der Fürstin in eigenem Besitz zu behalten. So kam es zu dem Kompromiß, daß Fürst Bülow das Lenbachporträt von Fräulein von Cerini, von der Lenbach große Stücke hielt, kopieren läßt und die Kopie gleich nach der Fertigstellung dem Reichstag überlassen wird. Das Original hat der Fürst testamentarisch für das Reichstagsgebäude bestimmt, das also nach dem Tod der fürstlichen Herrschaften dauernd den Platz der Kopie einnehmen wird. Der Reichstag hat sich mit diesem Vorschlag natürlich sehr gern einverstanden erklärt und dem Fürsten seinen wärmsten Dank für die Erfüllung seines Wunsches ausgesprochen. Die Reichstagskommission beschloß, das Bild des verdienstvollen vierten Kanzlers neben das Bismarckporträt zu placieren. Lenbach hat es bald nach der Ernennung des Fürsten Bülow zum Kanzler des Deutschen Reiches im Jahr 1900 gemalt.

Der Schiffbruch der Herzogsfamilie von Fife (Abb. S. 2151). Auf der Reise nach Bombay strandete bei Kap Spartel an der marokkanischen Küste der Postdampfer „Delhi", unter dessen Passagieren sich die Herzogin von Fife, die älteste Schwester des britischen Königs, ihr Gemahl und ihre beiden Töchter befanden. Ohne die tapfere Hilfe eines französischen Kriegsschiffes wären wohl alle Insassen des Passagierdampfers umgekommen. Es gelang indessen, sie ans Ufer zu schaffen. Bei der Ueberfahrt kenterte das Boot mit der herzoglichen Familie, und erreichte mit großer Mühe den Leuchtturm am Kap Spartel und von dort aus die Stadt Tanger. Wohl selten haben in der letzten Zeit fürstliche Damen so arge Seenot gelitten.

Eine geheimnisvolle Dame (Abb. S. 2150), deren an Botticellis Frauen und auch an Eleonora Duse erinnerndes Porträt man veröffentlicht, deren Namen man aber geheimhält, soll bei Reinhardts berühmter „Mirakel"-Aufführung in der Londoner Olympia mitwirken. Nach den Gerüchten, die verbreitet werden, gehört die Dame der höchsten italienischen Aristokratie an.

„Das Weihnachtslied in Bild und Klang" (Abb. S. 2150) hieß ein schönes Fest, das zum Besten der Lampsonschen Kinderarbeitstätten unter dem Vorsitz Ihrer Exzellenz Frau v. Knorr und des Fräuleins v. dem Hagen kürzlich in Berlin stattfand, und dem die Frau Prinzessin Eitel-Friedrich, die das Protektorat über das Fest übernommen hatte, selbst beiwohnte. Die lebenden Bilder wurden von Kindern und jungen Damen der Gesellschaft gestellt und erregten allgemeine Bewunderung.

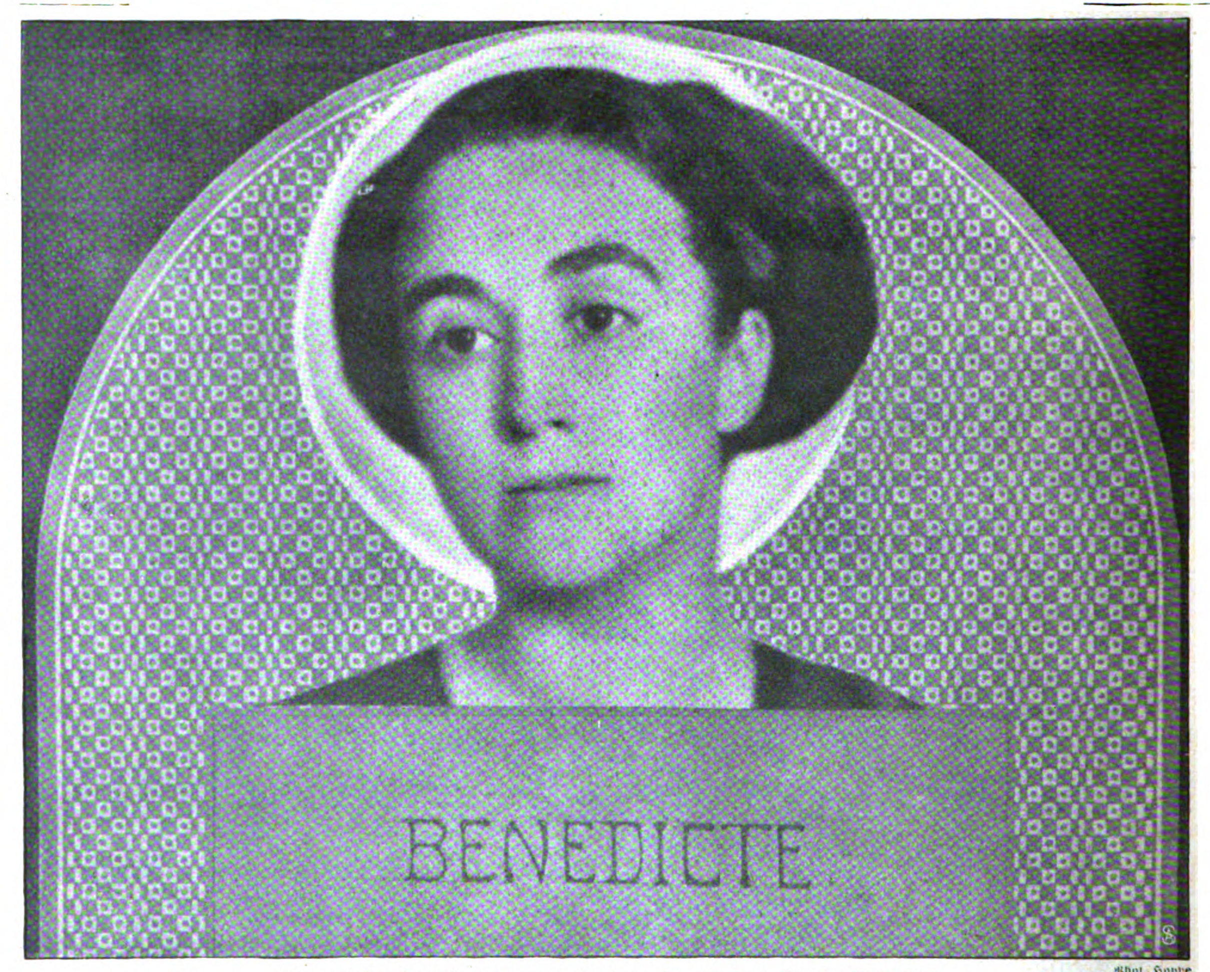
Personalien (Abb. S. 2151.) Erzherzog Heinrich Ferdinand von Oesterreich, ein Bruder Leopold Wölfflings und der Gräfin Montignoso, ist vom Kaiser Franz Josef von seiner Stellung als Rittmeister im 6. Dragonerregiment „ohne Gebühren beurlaubt" worden. Wie viele Mitglieder des Hauses Toskana, hat der Erzherzog eine starke Neigung für die Unabhängigkeit des bürgerlichen Lebens. Er ist ein begabter Maler und hat auch bisher meist als einfacher Künstler in München gelebt. — Der neue Professor der Augenheilkunde an der Berliner Universität Geh. Medizinalrat Uhthoff hat bisher seit dem Jahr 1896 als Ordinarius seines Faches und Direktor der Universitätsaugenklinik in Breslau gewirkt. — Der Magistrat der Stadt Charlottenburg hat den Direktor der medizinischen Abteilung des Altonaer Krankenhauses Prof. Dr. Friedrich Umber zum leitenden Arzt der Inneren Abteilung des Krankenhauses Westend gewählt. — In dem Bericht über den Jagdbesuch des Kaisers beim Grafen Francken-Sierstorpff wurde erwähnt, daß der Graf 5000 böhmische Fasanen für die Jagd aussetzen ließ. Dies beruht auf einem Irrtum, da die gesamte Strecke aus Fasanen der dortigen Jagdgründe bestand.

Nummer 51.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 2149.

Bernhard Fürst von Bülow. Nach dem Bildnis Franz von Lenbachs.
Ein wertvolles Geschenk für die Kanzlerporträte des deutschen Reichstagsgebäudes.



Phot. Hoppe.

Die geheimnisvolle vornehme Italienerin mit dem Botticelli-Gesicht,
die Professor Max Reinhardt für die Aufführung des Stückes „The Miracle" in der Londoner Olympia gewann.



„Das Weihnachtslied in Bild und Klang", Fest zum Besten der Lampsonschen Kinderarbeitsstätten in Berlin.
Lebendes Bild. Von links: Frl. Helga Gerhard, Frl. Ilse v. d. Hagen, Frl. Seeberg, Frl. H. v. d. Hagen, Frl. v. Hartmann, Frl. v. Uechtritz.



Hofphot. E. Bieber.

Professor Dr. Umber, Berlin,
der neue Leiter der Inn. Abt. des Krankenh. Westend.



Phot. Pflanz.

Erzherzog Heinrich Ferd. von Oesterreich,
trat aus dem Heeresdienst aus.



Atelier Lilly.

Geh. Rat Prof. Dr. Uhthoff,
der neue Lehrer d. Augenheilkunde a. d. Berl. Universität.

Die herzogliche Familie an Bord des Dampfers „Delhi".
Von links: Prinzessin Maud; Die Herzogin; Der Herzog; Prinzessin Alexandra.

Zur Rettung des Herzogs von Fife und seiner Familie nach der Strandung des Dampfers „Delhi" bei Kap Spartel.

Weihnachten in der altdeutschen Malerei.

Von Dr. Ignaz Beth. — Hierzu 9 Abbildungen.

Weihnachten war seit jeher das Fest des innigen Familienlebens, des Zusammenschlusses der Familienmitglieder. Dieses „freudige Ereignis" wurde nun Symbol der Innerlichkeit, und das Heim des Menschen wurde also geheiligt durch das Vorbild des göttlichen Vorganges. Die Kunst, die von allem Anfang an trotz ihrer vielfachen Fesseln mit immer wachsender Stärke das Gemütsleben der Menschen widerspiegelte, ließ sich am wenigsten dies rührende Motiv der aufkeimenden Mutterliebe entgehen, und so begleiten die Darstellungen der Geburt Christi alle ersten Regungen der Kunst des Abendlandes. Die deutsche Kunst aber, die mehr als jene der benachbarten Nationen auf die Wiedergabe des inneren Seelenlebens ausging, mußte sich mit Vorliebe dieses Themas bemächtigen.

Von dem Augenblick an, wo die deutschen Künstler die Bande mittelalterlicher Gebundenheit von sich lösten, gingen sie geradeswegs auf ihr Ziel los, das sowohl den nördlichen Nachbarn, den Niederländern, als auch den südlichen, den Italienern, fremd war. Waren sie auch in ihrer Formensprache, in der Darstellung des Menschen, der umgebenden Natur an die Vorbilder der höher entwickelten Kulturvölker gefesselt, so verstanden sie es doch bald, ihr eigenstes Wesen zur



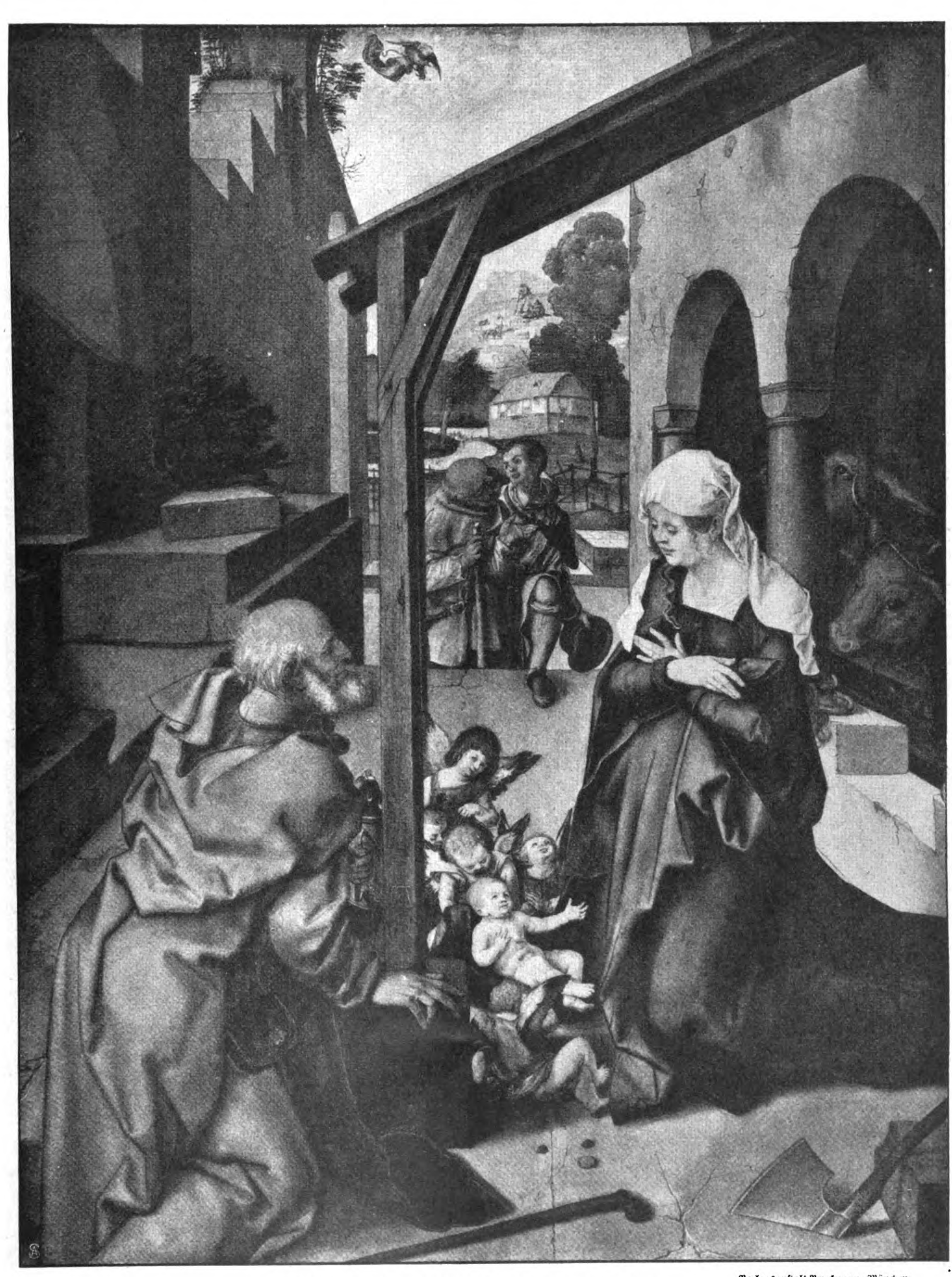
Phot. J. Löwy.

Martin Schongauer: **Heilige Familie.**
Wien, Kaiserl. Gemäldegalerie.

Geltung zu bringen. Die Art, wie die deutschen Maler des fünfzehnten Jahrhunderts die von Niederländern entlehnten Motive verwendeten, ist ihr Eigentum, die Gemütstiefe, die sich in ihren Schöpfungen Ausdruck verschafft, ist ihrem Wesen nach in jedem Zug deutsch. Wo burgundische Maler die Geburt des Heilands zum Vorwand benutzten, um die ganze Pracht des burgundischen Hofes den erstaunten Blicken der Zeitgenossen vorzuführen, wo Maria kalt und teilnahmlos an dem Zeremoniell der Anbetung des Christuskindes mitwirkt und das Hauptaugenmerk auf die täuschend naturtreue Wiedergabe aller Details gerichtet ist — da bemüht sich der deutsche Maler um die schlichte Schilderung des menschlich ergreifenden Vorgangs, wie in dem Stall das Kindlein von der fürsorglichen Gottesmutter betreut wird, wie der alternde Joseph sich um die Arme müht. So strahlt eine altdeutsche Geburt Christi

Hofphot. F. Hoefle.

Friedrich Herlin: **Geburt Christi.**
Nördlingen, Stadtkirche.



Verlagsanstalt Bruckmann, München

Albrecht Dürer: **Anbetung des Kindes.**
München, Alte Pinakothek.

ein Idyll des innigsten und stillsten Familienglücks wider.

Und diese Ausgestaltung des Themas ist so fest mit dem Gemütsleben des Deutschen jener Zeit verankert, daß die Flutwelle des italienischen Einflusses, die in der Renaissance sich aller Formen bemächtigte und alles mit ihrem Leben erfüllte, an dieser Darstellung sich kraftlos brach, vielmehr von ihr aufgesogen wurde. Der Deutsche des Renaissancezeitalters ließ sich von der italienischen Auffassung nicht beirren, die in der Geburt Christi einen willkommenen Anlaß zur Ausbildung ihres schönen Frauentypus sah und bei dieser Gelegenheit Probleme der schönen Komposition eines Bildes löste. Es war ihm eben wie so manches andere ein Erlebnis, was so vielen bloß eine Angelegenheit der Form war, und so vermochte auch die Reformation, die sich ja an den inneren Menschen wandte, an dieser Auffassung nicht zu viel zu ändern, ja sie führte der bildenden Phantasie der Künstler neue Quellen der Ergriffenheit zu, die das alte Thema um neue Züge bereicherten.

Als der Altmeister deutscher Malerei Schongauer seine Werke in Kolmar schuf, die seinen Ruf und Einfluß in die weitesten Gegenden trugen, da war die niederländische Mode diesseit der Alpen viel zu mächtig, als daß er sich ihr hätte entziehen können; und so sehen wir denn sowohl in der Anordnung der Gestalten wie in ihren Typen offenbare Anklänge etwa an Rogier van der Weyden. Aber in der Art und Weise, wie sich der Nährvater Joseph



Hofphot. Fr. Hanfstaengl.

Hans Baldung Grien: **Geburt Christi.**
Basel, Oeffentl. Kunstsammlung.



Phot. Ad. Braun & Co. Nachf., Dornach.

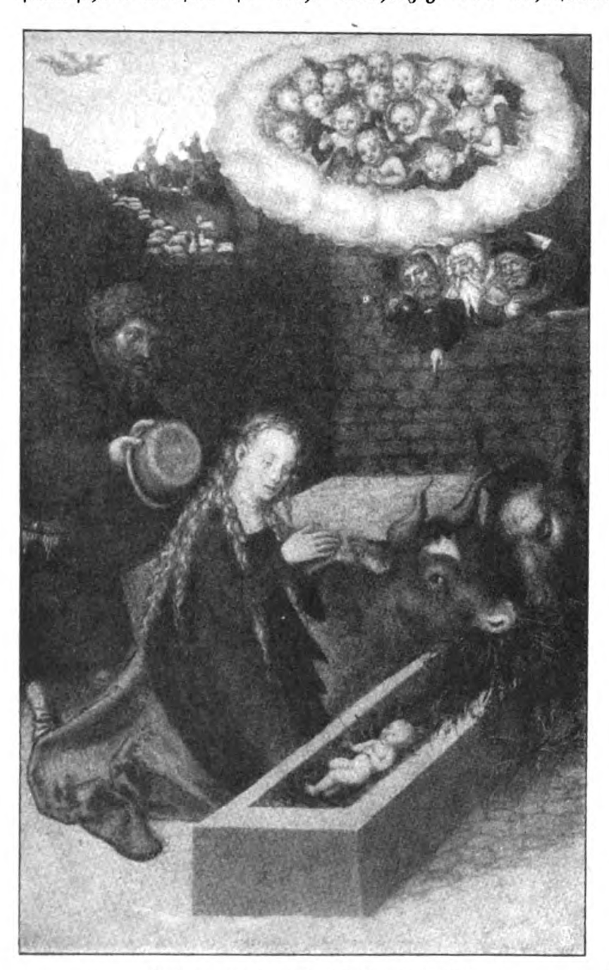
Matthias Grünewald: **Apotheose des Jesuskindes. — Kolmar, Museum.**

Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Hans Sueß von Kulmbach: Anbetung der heiligen drei Könige.

Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.

mit einem Strohbündel der Mutter nähert, vor allem wie diese die Beeren von einer Weintraube pflückt, um sie dem Kindchen zu reichen, das mit voller Aufmerksamkelt dem Vorgang folgt, spricht sich schon ungebrochen deutsches Empfinden und deutsche Innigkeit aus. Einen Rückschlag fremdländischen Einflusses kann man bei dem schwäbischen Maler Herlin beobachten, der zwar schüchtern hinter der Stallruine Mägde mit Laternen anbringt und eine Ansicht der Stadtbefestigungen zu bieten wagt, trotzdem aber nach flämischem Muster so recht kaltherzig das Christkind



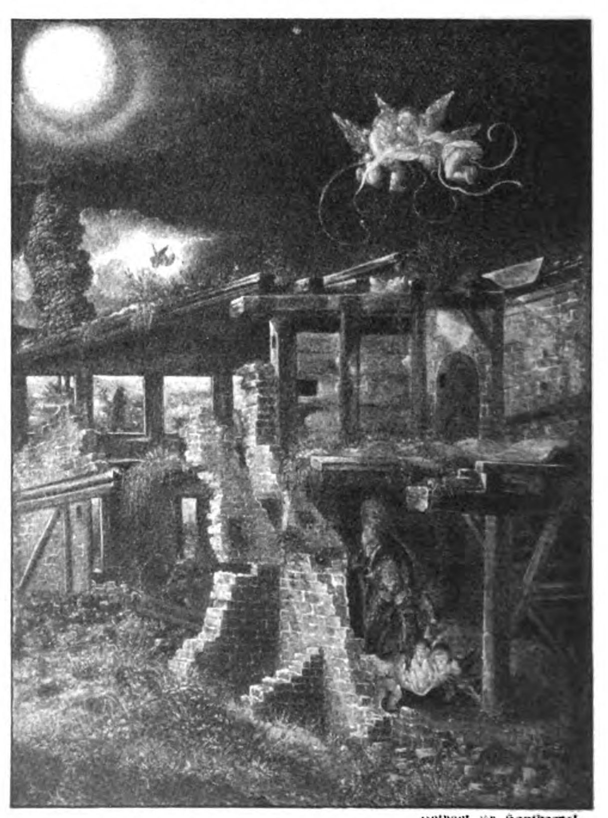
Lukas Cranach: **Geburt Christi.**
Wien, Galerie Czernin.

auf den Boden, wenn auch in Strahlenglorie, bettet. Da ist schon der biedere Franke Wolgemut, der Lehrer Dürers, viel ansprechender. In einem seiner frühesten Bilder, in Zwickau, läßt er den Vorgang in einer interessanten Ruine sich abspielen, deren freigelegte Säulenarkaden einen Ausblick in die ferne Landschaft und in das nahe Treiben einer zeitgenössischen Stadt gestatten. Zwei einfache Hirten, die den Engel zu fragen scheinen, ob sie auch richtig da wären, zwitschernde Vögel, singende Engel verleihen dem feierlichen Moment einen munteren, familiären Ton.

Und nun erst Dürer! Wohl kniet da Maria vor ihrem Kind, doch dieses hat all seine Würde abgestreift, wie es so daliegt inmitten spielender und tollender Engelkinder; die Ruine ist wohl geräumiger geworden,



Phot. F. Lamme.
Michael Wolgemut: **Geburt Christi.**
Zwickau, Marienkirche.



Hofphot. Fr. Hanfstaengl.
Albrecht Altdorfer: **Heilige Familie.**
Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.



aber die heraneilenden Hirten scheinen sich da ganz heimisch zu fühlen, so viel wohlige Behaglichkeit strahlt von den schon durchaus volkstümlich empfundenen Pflegeeltern aus. In der breiten Verteilung der Figuren im Raum, in ihrem bequemen Stehen, Gehen, Knien, spricht sich schon deutlich italienische Schulung aus, die bei Dürers Schülern noch um einen Schritt weiter vorgedrungen erscheint wie etwa bei Hans von Kulmbach, der durch enge Bekanntschaft mit dem venezianischen Künstler Jacopo de' Barbari vieles von dieser prachtliebenden Kunst sich angeeignet hat. Stand Franken und teilweise Schwaben unter dem mächtigen Einfluß des großen Nürnbergers, so gaben sich die Künstler am Oberrhein der Einwirkung Grünewalds hin, der seinen berauschenden Farbensinn in den Dienst einer erschütternden Mystik stellte. Das berühmte Kolmarer Bild zeigt eine phantastische Apotheose des neugeborenen Jesuskindes, zu dem Engelscharen vom Himmel herniederwallen und von der Kapelle aus sich herandrängen. Diese Mystik ist urdeutsch, und sie ist eng den ungefähr gleichzeitig erscheinenden philosophischen Schriften des Jacob Böhme verwandt. Die gleiche Freude an der Farbe zeichnet auch den Hans Baldung Grien aus, der von Dürer das Festgefügte seiner Gestalten übernahm; im Verein mit einer Großartigkeit der Auffassung, mit einem monumentalen Wurf der Gewänder stempeln diese Eigenschaften Baldungs Werke zu den besten seiner Zeit. Es ist an so einer Geburt Christi nichts mehr kleinlich, nichts spießbürgerlich; die Majestät der doch so reizvollen knienden Maria hält die herbeigeeilten Hirten zurück, und die Landschaft ist von allem unnötigen Beiwerk gereinigt. Was der durchschnittliche Bürger dieser Zeit vom Bild verlangte, das lieferte ihm der volkstümliche Lukas Cranach. Wie mußte doch ein Bild einen anheimeln, auf dem Ochs und Esel gemütlich neben der Gottesmagd aus der Krippe aßen, Hirtenknechte sich über die Fensterbrüstung drängten und ein geräuschvoller Engelchor in einer Wolke herniederschwebte. Es war ein richtiges, frohes Weihnachtslied. Unerreicht aber war der Maler aus Regensburg, Altdorfer, der die weihevolle Stimmung einer Weihnacht in dem bezaubernden Bildchen festhielt, wo man erst mit Mühe inmitten einer verfallenden Ruine die heilige Familie entdeckt, die dem Spielen der Engelchen mit dem Jesuskind andächtig zusieht. Es war der erste deutsche Landschaftsmaler, dem es vorbehalten blieb, diese schönste Fassung der „Geburt Christi" zu prägen.



Winter.

Ich gehe schweigend durch das Feld,
Mir ist's, als spürte ich der Welt
Geheimnisdunkles Leben.

Verschneite Häuser ab und zu — — —
Ich fühl die endlos tiefe Ruh
Um ihre Dächer weben.

Die Flocken sinken; Strauch und Baum
Sind fest im Schlaf, zum weißen Traum
Erblüht die große Stille.

Versunken liegen Haß und Streit. —
In dieser hellen Ewigkeit
Schweigt auch mein heißer Wille.

Wie wohl das weiche Rieseln tut,
So warm und friedvoll rauscht mein Blut
In diesem goldenen Friedenswehn.

Vergrämt und müd war ich vom Schmerz,
Jetzt klingt ein Jubeln durch mein Herz,
Als könnt ich nie mehr irre gehn.

Wilhelm Südel.



Der Lorbeerbaum

Weihnachtserzählung von Marianne Mewis.

Wir, einige ältere und jüngere Damen, besahen am ersten Feiertag bei unsern Welkauer Freunden die Bescherung unterm Christbaum. Auf dem Platz der Hausfrau lag, schlicht und dunkel über all die bunten Geschenke und Süßigkeiten hingebreitet, ein großer Lorbeerzweig.

„Dem Verdienst seine Krone!" rief ein schwärmerisch blickendes Fräulein, hob das reichbeblätterte Aestchen und winkte damit der liebenswürdigen Wirtin zu, die, etwas ermattet von ihren Leistungen, in einem schönen Armsessel, einer Gabe des Gatten, ruhte.

Die zierliche rundliche Frau lachte. Und in ihrem vollen Gesicht, das so frisch unter den schon stark grau gepuderten Scheiteln hervorsah, wetteiferten die braunen Augen an Schelmerei mit den tiefen Grübchen. „Für häusliche Heldentaten gibt es immer noch keinen andern Lorbeer als den im Kochtopf!" meinte sie. „Dieser" — sie streckte die kleine, mollige Hand aus, nahm das Reis entgegen und betrachtete es mit innigen Blicken — „dieser hier bedeutet ein Erinnerungzeichen."

„Aber natürlich! Ihr Herr Gemahl — der Herr Hauptmann —"

„Gewiß. Die Sache ist jedoch nicht ganz so einfach, wie Sie denken. Der Lorbeer würde ja sonst auf seinen Eßteller gehören! Es hängt eine Geschichte daran."

Wir rückten uns schnell Stühle um ihren Sessel im Schutz des duftenden Baumes: „Ach, bitte —!" Denn sie erzählte allerliebst. Weniger, was die pure wörtliche Darstellung anbetraf. Aber in Mienen, Gesten, Ausdruck lag ein großer Reiz. Der läßt sich nun hier nicht wiedergeben . . .

„Ich hörte mich beschwören!" bemerkte eine Männerstimme. Und ein stattlicher Herr öffnete die angelehnte Tür zum Nebenzimmer und stand, den grauen Vollbart streichend, lächelnd auf der Schwelle.

Seine Frau drehte mit spitzbübischer Miene den Kopf nach ihm hin. „Rauche weiter, mein Freund. Hier wurdest du nur nebenher erwähnt. Und schließe die Tür, damit wir dich nicht stören. Ich denke, du arbeitest an deinem Referat für den Provinziallandtag."

„Abgegrault!" lachte Herr von Bärenburg, der Gebieter über das Rittergut Welkau, und lehnte die Tür wieder an, klinkte sie indes nicht ein.

Die Frau Hauptmann hüstelte; es war eine Rauchwolke ins Zimmer gedrungen. Dennoch schloß sich die Tür nicht ganz.

„Natürlich horcht er!"

„Was schadet's?"

„Das vermögen Sie nicht zu beurteilen, Fräulein Käthchen. Man muß sorgsamst vermeiden, was die Eitelkeit der Männer bestärken könnte. Ich werde jedoch versuchen — — Also! Ja, es war im großen Jahr. Oder vielmehr an seinem Schluß. Die in Frankreich entbehrlichen Truppen kehrten zurück. Unser Dorf — mein Vater hatte es bereits, weil die Zeiten für den Landwirt schlecht waren, durch Aufbau der kleinen Holzhäuser in einen Sommerluftkurort verwandelt — nun, unser Bahnhalt bot die letzte Möglichkeit für die heimkehrenden Krieger, vor dem Einzug in die Provinzialhauptstadt den Reisestaub abzuschütteln. Es war daher ein längerer Aufenthalt vorgesehen, Wasser in vielen Bütten und Eimern bereitgestellt und für Erfrischungen gesorgt worden, als endlich, zuerst von allen durchfahrenden, ‚unser Regiment' signalisiert wurde.

„Uns, meinen Eltern und den Geschwistern, darunter besonders mir, der Aeltesten, fiel der Löwenanteil an den Vorbereitungen zu. Ich sah den Knechten, die Eichenlaub heranfuhren, und den girlandenflechtenden Mägden und Dorfmarjellen auf die Finger und hatte mich vor allen Dingen um die Tische in den beiden Warteräumen, wo für die Offiziere allerlei Gutes zum Essen und Trinken aufgestellt wurde, zu kümmern, während Mutter unter Assistenz der Mamsell und einiger Nachbarinnen im Güterschuppen für die ‚braven Jungen', die Mannschaften, wie für Söhne sorgte und Vater mit dem ‚Landsturm' Rauch- und Trinkbares beschaffte.

„Ach Gott, Kinder — — es war ja ohnehin eine Zeit, in der auch den Alten die Köpfe wirbelig wurden vor Stolz und Glück und Jubel über das Erreichte. Nun gar einem jungen Mädel, das — drücke doch

jemand die Tür ins Schloß, aber leise! — das also unter all den siegumstrahlten Helden einen wußte, für den es die Sterne vom Himmel zu einer Krone hätte flechten mögen, und für den sie hier auf Erden nichts, aber auch rein gar nichts schön und gut genug dünkte!

„Eichenkränze hatte ich ja in aller tauigen Herrgottsfrühe, ehe noch ein Mensch im Haus auf war, in Menge gewunden. Nun sah ich, wie die Mädchen Türen, Fenster, den Bahnsteig, die Warteräume, kurz alles, alles mit Eichenlaub schmückten und noch Lasten von Kränzen herbeischleppten.

„Da erschien mir die Eiche für unsere Tapferen — für meinen Helden! — nicht rar genug . . . Lorbeer mußte es sein! — Aus der Stadt ließ sich keiner mehr herholen. Die mochten dort auch schwerlich noch ein Blatt entbehren!

„Aber wir hatten ja auch . . . das Herz klopfte mir bei dem Gedanken ängstlich—ja, wir hatten Lorbeer: einen einzigen uralten Baum mit wunderbarer Krone; ein Familienheiligtum. Denn mein Großvater hatte, als blutjunger Offizier aus dem Befreiungskrieg heimkehrend, den frischen Zweig an seinem bis zum Ende des Feldzuges verschobenen Hochzeitstag in die Erde gesenkt. Und aus dem Reislein war der Stamm erwachsen, hatte sich mit der Familie zugleich ausgebreitet und fiel meinem Vater, dem Stammhalter, als Erbe mit dem Gut zu.

„Niemand hatte dem teuren Baum je einen Zweig geknickt, keiner auch nur ein Blatt entwendet. Dicht, dunkel, tadellos gerundet prangte seine Krone. Bei Hochzeiten und Taufen im Haus zierte er als bester Schmuck den Festraum. Und er beschattete das Haupt der Toten, die unter ihm aufgebahrt lagen. Aber alljährlich hatte er seinen feststehenden Ehrentag: es war Herkommen geworden, um ihn herum die Weihnachtsgeschenke auszubreiten. Und die feinsten, schönsten Dinge: einen Schmuck, einen Fächer, ein Bernsteinfläschchen mit Rosenöl, ein verhülltes Goldstück band der Vater in seine kräftigen starren Zweige. Das war dann eine Wonne, die mit Namen versehenen bunten Päckchen aus dem schwarzgrünen Laub zu lösen — behutsam, behutsam, wie auch die Hände bebten.

„Ich überblickte meine Tische: alles zierlich geordnet, blumengeschmückt, lockend für Gaumen und Auge. Archiprêt! — Und ich schlich davon ins leere, stille

„Meine Hände flogen in der Erregung und hausten wild in der Lorbeerkrone."

Herrenhaus, wo der Lorbeerbaum in der offenen sonnigen Gartenvorhalle aufgestellt war. Bedachtsam begann ich Zweige herauszuschneiden — nur wenige — für ‚ihn' allein ... Dann fiel mir aufs Herz: das geht nicht, erregt Aufsehen. Und ich spürte das Blut zu Kopf strömen. Es wußte ja niemand ... ich selbst kaum ... Wir hatten uns nur ein paarmal auf einem Nachbargut getroffen. So zufällig, auch am Tag der Kriegserklärung. Da sagte er im Trubel des Aufbruchs, im Sturm der wachgerüttelten Gefühle: ‚Wollen Sie auf mich warten, Annchen?' — Und er sah mir ins Auge und preßte meine Hand. Ich konnte nur nicken: die Tränen rollten ohnehin schon. Und nun kam er — gesund; die geheilte Ehrennarbe über Stirn und Scheitel ... Meine Hände flogen in der Erregung und hausten wild in der Lorbeerkrone.

„Als ich, über den nackten Arm die leicht zusammengebogenen und -gebundenen Kränze gestreift, zum Bahnhof zurückkehrte, lief mir unser alter Johann, den ich zum Hüter meiner Schätze dort bestellt hatte, ungeduldig trippelnd und pustend entgegen: ‚Gnä' Freilein — pf, pf —.' ‚Na, was gibt's denn?' — ‚Ach, Gottchen doch, da sitzen ein Paar drin und picheln und futtern nur so drauf los ...' ‚Unglaublich! Was jagen Sie die Unverschämten nicht fort?!' — ‚Ich trau mich nicht ...'

„‚Schlafmütze!' brumm ich. Und hinein. Richtig, sitzt da ein älterer Herr ganz kommod an einem meiner Tische und versorgt die Dame an seiner Seite. Die beiden sahen ganz vornehm aus. Das beachtete ich jedoch in meiner Entrüstung kaum. Sie erschienen mir geradezu als Kirchenräuber! — Ich reckte mich mit meinen Kränzen wie eine Borussia: ‚Meine Herrschaften,' begann ich, und meine Augen mögen vor Zorn nicht wenig gefunkelt haben, ‚von diesen Erfrischungen für unsere müden, hungrigen und durstigen Helden wagen Sie —'

„Der Herr sprang auf und wollte offenbar hitzig entgegnen. Aber die Dame hatte sich ebenfalls erhoben und sagte: ‚Laß, Heinrich! Mir ist besser ...' Und zog den Gatten fort, hinaus. Und als ich folge, hört man schon von ferne, längs des Bahndammes näherbrausend: ‚Hurra! Hurra! Sie kommen!' — Der Zug naht, ist da! — Mir flirrt alles bunt vor den Augen. Doch erkenn ich den einen und werf ihm meinen schönsten Lorbeerkranz über den Helm. ‚Dank, Annchen!' — Da liegt ihm die Dame aus dem Wartesaal am Hals. Und der alte Herr umfaßt ihn. Ich war schon bei andern ...

„Im Flug, in einem tollen Wirbel verstreicht die Spanne Zeit. Kein Wort, kaum ein vertrauter Blick möglich! — Als der Zug verschwunden ist, faß ich meines Vaters Arm und zeige auf das alte Paar, das eben in einen Wagen steigt! ‚Wer sind die?' — ‚Ein früherer Regierungspräsident von Bärenburg. Soll Welkau gekauft haben.' Welkau war ja unser Nachbargut im Südosten. ‚Da werden sie wohl nächstens Besuch machen?' — ‚Glaub ich nicht. Der Alte, ein stolzer, streitbarer Herr, soll, seit seine Karriere etwas plötzlich zu Ende ging, sehr sonderbar und menschenscheu geworden sein. Aber was geht's dich an? — Mein Gott, ist das ein Tag!' — Und er trat strahlend zu meiner gänzlich erschöpften Mutter und umarmte sie vor allen Leuten.

„Was mich der alte Bärenburg anging? Nun, er war offenbar des jungen Bärenburg, meines Georg, Vater! Und den hatte ich angegrobt, weil er um seiner halb ohnmächtigen Frau — Georgs Mutter! — willen zu den ersten besten Stärkungsmitteln griff! — Aeußerst geschlagen beteiligte ich mich an den Aufräumungsarbeiten. Abends saßen wir alle ausruhend in der Gartenveranda. Himmel, wie sah unser Lorbeerbaum aus! Aber Vater sagte kein Wort. Und Mutter schalt ohnehin nie.

„Ein paar Tage später erhielt ich von Georg ein Billett: ‚Sie haben zu warten versprochen, Annchen!' Im Umschlag lag ein Lorbeerblatt. Ich tröstete mich, weil er meiner nur dachte, in Geduld. Erleichtert hatte ich ihm sein Vorhaben, dem starrköpfigen, stolzen Vater gegenüber, dem ich sicher nicht reich und vornehm genug war, ja leider keineswegs. Da hieß es ausharren und abwettern lassen, bis einmal eine günstige Stunde kam. — Die Zeit verrann mir schneller, als ich gedacht hatte. Allerdings aus sehr traurigem Anlaß. Meine gute Mutter erkrankte. So lag die ganze Last des Haushalts auf meinen jungen Schultern. Wie gern hätte ich sie getragen, wenn uns nur unsere Teuerste erhalten geblieben wäre! Doch ein trüber Spätherbsttag sammelte uns um ihre Bahre. Noch einmal stand der Lorbeerbaum, kahl, gelb und kränklich, zu Häupten eines Sarges. Dann verkümmerte er vollends und ging ein. Es hatte auch niemand Zeit und Gedanken an seine besondere Pflege gewandt. Und sein Verlust wurde kaum merkbar neben dem viel schwereren, den wir zu ertragen lernen mußten.

„Weihnachten kam heran. Der Ernst der Zeit schien niemand in der Familie auf eine Bescherung rechnen zu lassen. Die jungen Geschwister hingen die Köpfe und gingen betrübt umher. Da, am 24. Dezember, gleich nach Tisch, rief mich der Vater heran: ‚Du hast doch an einen Christbaum gedacht? Die Kinder dürfen nichts entbehren ...' Schnell ging er aus dem Zimmer.

„Ich war heftig erschrocken. Nein. Für einen Baum zu sorgen, war mir nicht eingefallen. Gebäck, Marzipan, Obst — das war da. Nun mochte der Vater auch Geschenke gekauft haben und wollte in gewohnter Weise bescheren! Und ich hatte geglaubt, dieser Abend könnte uns nur Tränen bringen. Freilich, die Kinder ... Sollte ihr Schmerz vielleicht ebensosehr dem gestörten Fest als der toten Mutter gelten? — Aus der Stadt konnte kein Baum mehr besorgt werden. Und ich schämte mich, dem Vater einzugestehen, daß ich in selbstsüchtigem Schmerz nicht an — die andern gedacht hatte. Ich rief mir den alten Diener: ‚Johann, wir müssen einen Weihnachtsbaum beschaffen!' — ‚Ei weh, man erst kriegen, gnä' Freileinchen!' — ‚Nun, wir werden doch eine Tanne haben!' Damit meinte ich natürlich eine Fichte. — Freilich besaßen wir drei von den schönen Bäumen. Sie standen im Park und waren doppelt haushoch ... Und sonst hatten wir viele Eichen, Buchen, Birken, Linden, Erlen, auch Kiefern. Aber Tannen oder Fichten — nein! Der Baum ist bei uns erst durch Anpflanzen heimisch geworden. Und zu Weihnachten diente früher an seiner Statt die mehlbeschneite, von bunten Papierstreifen umflatterte Birkenrute. Die Bescherung aber kam als Julklapp. — ‚Die in Welkau haben ... meist sechsjährige Schonung ... fein!' meinte Johann mit verruchtem Grinsen. Ich entließ ihn, indem ich sittliche Entrüstung heuchelte. Bei mir im geheimen aber dachte ich: Unsere Leute darfst du nicht zum Stehlen anhalten, Anne. Aber du selbst — du kannst's! Not bricht Eisen!



„Da es bereits ein wenig dämmerte, machte ich mich gleich, in meine schwarzen Winterhüllen vermummt und mit einem handlichen Küchenbeil bewaffnet, verstohlen auf den Weg. Es schneite etwas: so kam ich mir noch geborgener vor. Ich wußte: die Fichtenschonung zog sich dicht an unserer Grenze hin. In einer halben Stunde hatte ich sie erreicht. Das Herz klopfte mir nun doch bis zum Hals hinauf. Trotz dessen wählte ich bedächtig ein niedriges Stämmchen, das ich leicht fortzutragen hoffte. Und nun kam das Schwerste: ich schwang mein Beil und weckte mit seinen Schlägen ein lautes Echo im Winterschweigen des nahen Hochwaldes. Aber ich sah nicht links, noch rechts. Nur schnell, nur schnell! — Mit glühendem Kopf und hämmernden Schläfen förderte ich mein Werk, bis ich das Tännchen abbrechen konnte. Und eilig wandte ich mich, es fester fassend, zur Flucht.



„Georg war ganz nahe gekommen und legte den Arm zärtlich beschwichtigend um mich."

„‚Halt!' — Ein älterer Jägersmann stand wie aus der Erde gewachsen vor mir. Hinter ihm ein jüngerer. Der Alte hatte gerufen, sperrte mir nun den Weg und funkelte mich grimmig an. ‚Schau, schau, die junge Elster!' — Ich mußte mich, das Antlitz blutübergossen, die Lider gesenkt, mustern lassen. — ‚I der Tausend! Ist das nicht die strenge Tugend vom Einzugstag her? Die einen Schluck Wein als Raub brandmarkte? Und versteht nun selbst trefflich lange Finger zu machen!?'

„Mein Kopf schnellte trotzig in den Nacken. Auch noch Hohn! — Da trat der junge Mann herzu: ‚Fräulein Anna . . .!' — Aus war's mit Trotz und aller Fassung. Ich schluchzte meine Verteidigung: ‚Die Kinder sollten einen Baum haben — — wenn — wenn auch Mutterchen tot ist . . . zur Stadt zu schicken, war es zu spät. Und unser Lorbeerbaum — — unser Lorbeerbaum, unter dem Vater stets bescherte — — der ist eingegangen . . . Da bin ich ganz heimlich — — niemand weiß — —' Ich konnte nicht weiter: der Bock stieß mich geradezu!

„Georg war ganz nahe gekommen und legte den Arm zärtlich beschwichtigend um mich. ‚Sie erzählten einmal von dem alten Baum, Annchen, dem Lorbeer vom Befreiungskrieg her, Ihrem Heiligtum. Sie schnitten wohl zu viel Zweige davon — damals am Einzugstag — für uns, für mich? Ja, Annchen?' — Ich stammelte: ‚Ja . . .'

„‚Vater,' sagte Georg, ‚das ist sie, von der ich dir heute sprach. Für ihre Lieben verteidigt sie Bissen und Schluck und plündert und raubt im Notfall . . .'

„Der Alte sah mir lange fest in die Augen. Ich hielt tapfer stand. Da wurde sein Blick mild. ‚Also von ihr der Lorbeer? Das Kostbarste, was sie zu geben hatte; was du, mein Sohn, je empfangen konntest! — Und deshalb ist ihr der Weihnachtsbaum vertrocknet; und sie wollte einen stehlen . . . So muß ich ihr wohl die Welkauschen Fichten schenken, damit sie wieder ehrlich wird. Mein Sohn kann doch um keine Diebin freien. Wenigstens nur um eine Herzensdiebin!'"



Knecht Ruprecht auf dem Pflaster.

Von Hans von Hülsen.

Weihnachten steht vor der Tür, Knecht Ruprecht ist wieder ins Land gezogen und hat seine allgemeine Sprechstunde eröffnet, um von groß und klein Wünsche entgegenzunehmen und seine milde Hand aufzutun. Wie ein König residiert er in großen Prachtbauten, im Licht elektrischer Kronen, hinter glänzenden Spiegelscheiben, und einen stattlichen Hofstaat hat er mitgebracht, der emsig ist, seinen allmächtigen Winken zu gehorchen. Aber manchmal steckt er auch ein paar Hände voll dieser Herrlichkeiten zu sich, hüllt sich in seinen Mantel und geht hinaus wie ein unerkannter Fürst, die Straßen zu durchwandern und auch dort der Menschen Wunsch und Begehren zu belauschen.

Dort, auf jenem Platz, steht er in der Gestalt eines alten Mannes mit grauem Bart. Es ist kalt, ihn friert, darum hat er neben sich ein Kohlenbecken aufgestellt, dessen Rauch weißlich in die frostklare Luft emporsteigt. Er sieht aus wie ein alter Förster, der vor seinem geliebten Wald Wache hält: hinter ihm stehen, in Reih und Glied, dicht aneinander gedrängt, Hunderte von kleinen und großen Tannen, die man draußen gefällt hat, auf daß sie dies Jahr zu der Kinder heller Freude als Weihnachtsbäume herausgeputzt werden. Dann und wann kommt eine elegante Dame vorbei, von einem Diener gefolgt. Sie mustert die Bäumchen, wählt den schönsten, und Johann lädt ihn auf die Schulter und geht, Knecht Ruprecht bleibt zurück; er trampelt, um sich zu erwärmen, mit den Füßen, bläst sich in die Hände und wünscht in seinem guten Herzen den Kinderchen der fremden Dame einen schönen heiligen Christabend. . . .

Ein andermal kannst du ihn vielleicht an jener Straßenecke sehen, wo das Gedränge am größten ist, mitten in dem Tuten, Rattern und Rasen der Automobile, Wagen und Trambahnen. Eine dichte Wolke von Neugierigen umgibt ihn, Männer, Frauen und Kinder, die sein fremdartiges Kostüm und die schnurrige Seltsamkeit seines Benehmens angelockt hat. Er sieht aus, als käme er gradeswegs aus dem Orient, aus Serbien oder der Türkei; er hat Ledergamaschen an, die bis ans Knie reichen, trägt einen roten Fes mit schwarzer Bommel auf dem Kopf, und unter seiner Nase sitzt ein langer, schwarzglänzender Chinesenschnurrbart. Er verzieht sein Gesicht auf eine drollige Weise und ruft dazu die Herrlichkeiten aus, die auf dem Tisch vor ihm ausgebreitet sind. Lauter Kleinigkeiten, Scherzartikel und zauberhafte Dinge, von denen es zwei für einen Groschen gibt. „Das kost keine Zähn, keine Backzähn, das kost nur zehn Pfennig!" ruft er schnarrend und reicht das Stück im Kreis herum; er hat eine Vogelpfeife im Mund und trillert wie ein Kanariensänger. Menschen bleiben lächelnd stehen, ein Polizist mit großem Wachtmeisterschnauzbart gesellt sich hinzu, um auf Ordnung zu halten. Von neuem beginnt der verkappte Knecht Ruprecht seinen Sermon, den er Hunderte von Malen am Tag herunterhaspelt . . .

Siehst du die arme Frau dort gerade unter der grellen Bogenlampe, die ihr blasses, abgehärmtes Gesicht noch blasser erscheinen läßt? Sie handelt mit Silberketten, wie man sie auf den Christbaum hängt, die ihre Kinder geklebt haben, mit vergoldeten Nüssen und mit allerliebsten kleinen Felltieren, die sie seit Monaten immer in den frühen Nachtstunden genäht hat, bis ihr die Finger weh taten und die geröteten Augen müde zufielen. Ihr Blick fleht die Vorübergehenden an: Kauft! Lindert unsere Not! und er wird unsäglich traurig, wenn man hastig vorübereilt. Du wähnst, es sei eine arme Witwe, die den Mann verloren hat und sehen muß, ihre drei kleinen Kinder durchs Leben zu bringen? Nein, Freund, du irrst! Knecht Ruprecht selbst ist es, der diese sorgenvolle Miene und dies ärmliche Gewand annahm, um die zu prüfen, die er beschenken will, um zu ergründen, ob an diesem großen Fest der Liebe auch das Menschenherz ein wenig Liebe zu denen birgt, die arm und elend, mühselig und beladen sind. . . .

Er ist überall. Mitten im Schneetreiben stehen vor einem großen Hotel zwei kleine Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Sie frieren sehr, die armen Kleinen, und möchten am liebsten nach Hause; aber sie dürfen nicht ohne ein paar Groschen kommen, denn die Mutter liegt krank, und sie haben nichts zu essen. Darum stehen sie hier und halten den Passanten die kleinen, drolligen Hampelmänner entgegen, die sie selbst gefertigt haben, und ihr Auge ist eine einzige große Bitte. Sie weinen fast vor Kälte, und wenige von den Leuten kaufen ihnen etwas ab; die haben es alle so eilig, weiterzukommen, und sind so mit Paketen beladen, daß sie die armen Kleinen nicht achten. . . .

Knecht Ruprecht ist überall. Es klingelt an der Haustür, und wenn man öffnet, so stehen zwei Kinder vor einem, Geschwister, zehn Jahre alt, nicht mehr. Der Bruder hat einen Kasten umgehängt, aus dem rötlicher Lichtschein hervorschimmert. Es ist eine „Krippe", und wenn er den Deckel lüftet, so sieht man, zierlich aus Pappe geschnitten, Maria und Joseph und das heilige Kind, dazu auch Esel und Ochsen, die aus Raufen fressen: im hellen Schein kleiner Lichtstümpfe knien Hirten vor der Mutter Gottes, und die Engel lassen ihr „Halleluja!" erschallen. Aber die beiden Geschwister singen mit ihren dünnen Stimmchen: „Stille Nacht, heilige Nacht" und „O du fröhliche", und wenn du ihnen einen Groschen schenkst oder zwei, so leuchten ihre Augen, als wären auch sie kleine Engel. . . .

Knecht Ruprecht auf der Straße! — Man kann ihm zu Weihnachten überall begegnen. In kleinen Städten baut er oft einen ganzen Markt draußen auf, wo man kaufen kann, was das Herz begehrt. Spielzeug ist da, Püppchen und Zinnsoldaten, Weihnachtsbäume, Goldflitter und all die tausend lieben Gaben, die er aus seinem fernen Wunderland mitgebracht, um uns damit den Tisch zu schmücken. Glückskinder sehen ihn wohl auch manchmal leibhaftig am Fenster vorüberhuschen: denn wenn es ganz dunkel ist, am Abend, verschmäht er es, sich anzuziehen wie eine arme Frau, ein Förster oder gar ein Türke; dann eilt er durch die Straßen, wie er ist: ein ehrwürdiger Alter mit kinderguten Augen, rötlichem Gesicht und schlohweißem langem Bart, den Kopf tief im Pelzkragen des Mantels und einen Sack auf dem Rücken, von dessen phantastischen Inhalt die Kinder in den letzten, rasch durchschlafenen Nächten vor Weihnachten träumen.



Pasteten.

Plauderei von Wilhelmine Bird.

Der feinen Küche angehörig, scheint die Pastete dem bürgerlichen Tisch immer etwas Außergewöhnliches oder nicht Geläufiges zu sein, weil man sich in der Regel darunter schwierig auszuführende Kunststücke vorstellt. Auch löst man sich meist schwer von der Vorstellung des Gipfels aller Pasteten, von der Gänseleberpastete, man glaubt eben, nur ihr stehe das Recht der vornehmen Bezeichnung zu. Allerdings steht sie auf einsamer Höhe; ein breiter Raum trennt sie von den andern Pasteten, die sich weiter abstufen bis zu der aus schnöden Resten zusammengewürfelten sogenannten „Schusterpastete", die mehr oder weniger die Ueberbleibsel der Woche bedeutet.

Den kalten Pasteten gehen als bedeutungsvollere für die allgemeine Küche die warmen voran. Für den Genügsamen bilden sie oft den selbständigen und einzigen Bestandteil des Mittagsmahls. In der Regel aber stehen sie an der Spitze einer größeren Speisenfolge. Ein berühmter Feinschmecker sagt von ihr, daß sie das Ornament eines Gastmahls bilde und dem liebenswürdigen Geplauder einer reizvollen Tischnachbarin gleiche.

Da fast alle warmen Pasteten in einem Teig hergestellt werden, so ist diesem besondere Aufmerksamkeit zu widmen — falls man nicht den Bezug vom Konditor vorzieht. Früher bereitete man aus Mehl und Wasser ungenießbare Teige, um die Formen herzustellen, und sie kommen auch häufig noch im Handel vor. Viel vorteilhafter benutzt man gegenwärtig aber feste, mit Scharnieren versehene Formen in abwechslungsreicher Gestaltung, die man mit einem guten Pastetenteig ausfüttert.

Um einen für alle Pasteten brauchbaren und guten Teig herzustellen, möge folgende Art dienen. Zwei Pfund bestes Mehl läßt man durch ein Mehlsieb laufen, und zwar aus dem Grunde, um in das Mehl recht viel Luft dringen zu lassen, die später beim Backen sich aus der Wärme zu befreien sucht und durch das Treiben dazu hilft, den Teig locker zu machen. Ein Pfund recht kalte und bröcklige Butter, zwei ganze Eier, fünf Dotter und ein achtel Liter kaltes Wasser nebst einer kleinen Zugabe Salz mischt man leicht mit den Fingerspitzen, die man öfter kühlt, zusammen zu einer schließenden Masse und mischt darunter nach und nach das Mehl zu einem festen, geschmeidigen Teig. Die Bearbeitung muß schnell und geschickt vor sich gehen. Trotz seiner Bündigkeit darf der Teig nicht warm geworden sein, die Butter soll im Teig nicht schmelzen, da er sonst brüchig wird. Fertig gibt man ihn in ein mit Mehl bestäubtes Tuch und legt ihn eine halbe Stunde an einen kalten Ort. Dann rollt man ihn etwas auf einem gut mit Mehl bestäubten Backbrett, läßt einen kleineren Teil für einen Deckel zurück, legt den größeren Teil auf den Boden der durch das Scharnier erst geschlossenen Form und drückt ihn mit häufiger gekühlten Fingern an den Wandungen in etwa der Stärke von fünf bis sechs Zentimeter bis zur Höhe hinauf, so daß noch zwei bis drei Millimeter darüber stehen. Dann ist die Form zur Aufnahme der Pastetenbestandteile fertig.

Ein anderer Teig, der zu kalten und zu Schüsselpasteten, namentlich mit Fruchtfüllung, gut anwendbar und leichter herzustellen ist, wird als erster Versuch zu dem vorhergehenden ermutigen. Es ist der gebrühte.

Zu dem Zweck mischt man zwei Pfund gesiebtes Mehl mit 200 Gramm kalter, bröckliger Butter, setzt es zu einem Haufen, in dessen Mitte eine Vertiefung gebildet wird, und gibt sechs mit etwas Salz verquirlte Eier hinein. Mit einem schmalen Holzlöffel mischt man das Mehl in diese Masse unter allmählicher Zugabe von einem drittel Liter kochenden Wassers. Es muß daraus ein Teig entstehen, der trotz der Geschmeidigkeit stehenbleibt, wenn man ihn in die Höhe zieht. Wenn er fertig ist, bestäubt man ihn mit Mehl und stellt ihn bis zum Gebrauch kalt.

Daß der echte und rechte Blätterteig, dieser Ausdruck höchster Backkunst, eine glänzende Pastetenfolie darstellt, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Erwähnen möchte ich nur, daß, wer darin nicht Meister ist, ihn im gegebenen Fall dann besser statt vergeblicher Liebesmüh von einem guten Konditor beziehen und erst in bescheidener Stille die Staffel zu dieser hohen Kunst emporklimmen möge.

Und nun die Füllung!

Man hat wohl gesagt, eine gute Pastete soll gefüllt sein wie ein geistreicher Kopf, die Zunge soll mit jedem Bissen neue Reize entdecken. Darum finden auch die feinsten Gewürzmischungen Verwendung sowie die edle Trüffel, der duftige Champignon, der südliche Madeira, die Poesie der Suppen und Saucen. Beileibe aber kein „Kochmadeira" oder dergleichen. Alle Einzelheiten sollen in weiser Verteilung wirken, um einen Geschmack zu erzeugen, der keinem andern Gericht eigen ist.

Wenn wir von Schnepfen und Wachteln absehen und in bescheidenen Grenzen bleiben wollen, sei eine der Gegenwart entsprechende Pastete vorgeführt: die Hasenpastete. Das zarte Fleisch eines oder zweier Hasen wird in zierliche Scheiben geschnitten, mit Salz und Pfeffer und einer Prise fein zermahlener Wacholderbeeren überstreut. 100 Gramm feingeschnittene Champignons, ein bis zwei frische, gut gereinigte und in feine Scheibchen zerschnittene Trüffeln, einige feingehackte Schalotten, die immer feiner als Zwiebeln wirken, nebst Petersilie werden in genügender Butter mit dem Fleisch 15 Minuten durchgedünstet und dann zur Seite gestellt.

Auch die Fleischabfälle lassen sich sehr gut verwerten. Man treibt sie mit einem halben Pfund Kalbfleisch durch die Maschine zu möglichster Feinheit, ebenso einen gleichen Teil Speck, mischt beides unter Zugabe von Salz und Pastetengewürz zu unaufdringlichem Geschmack und rührt die Masse recht flaumig. Die richtige Zusammensetzung des Pastetengewürzes ist auch nicht ohne Bedeutung, und man wende sich dieserhalb am besten an ein bekanntes und gutes Geschäft.

Ist die Pastetenform nun mit dem Teig ausgelegt, so wird dieser wieder mit einer fingerdicken Lage der Farce überzogen, um dann abwechselnd mit dem Fleisch und der Farce und den Gewürzen ausgefüllt zu werden, so daß aus der Pastete es sich wie ein kleiner Hügel erhebt. Dann belegt man die Oberfläche mit einer Schicht weißem Speck, auf den man noch etwas



Gewürzpulver gibt, und macht den Schluß mit dem Deckel, der fest angedrückt wird. Aus dem übrigen Teig kann man mit leichter Mühe Verzierungen auf dem Deckel machen.

In guter, nicht übertriebener Hitze wird die Pastete dann in eineinhalb Stunden gar gebacken. Inzwischen hat man aus den Knochen und Sehnen durch eine starke Einkochung einen Sud hergestellt, der mit der Sauce, in der das Fleisch lag, verbunden wird; dann wird er durch eine kleine Oeffnung, die man in den Deckel macht, zum Teil in die Pastete gegossen und zum Teil extra als Sauce dazugegeben. Beim Anrichten löst man das Scharnier der Form und gibt die Pastete auf eine entsprechende Schüssel. Derartig hergerichtete Pasteten rechnen zu den warmen Vollpasteten.

Es ergibt sich, daß der Teig und die Farce die Grundpfeiler sind, während die Art des Materials in der Füllung das eigentliche Charakteristikum gibt und der Phantasie Tür und Tor öffnet, so daß man noch im 18. Jahrhundert oft die lustigsten Dinge zum Inhalt machte.

Ueber diese Zeiten aber sind wir heutzutage längst hinaus, wir haben uns mit vollem Verständnis den genußbringenden Füllungen zugewandt. Mögen wir sie nun dem Hochwild, dem wilden oder zahmen Geflügel, dem hellen oder dunklen Fleisch oder dem Fischreich bis zum „Harung" entnehmen — immer müssen wir bemüht sein, durch Zusatz feiner Ingredienzen in unaufdringlicher Weise die Pastete zu einer exklusiven Darbietung zu machen. Gerade auf diesem Gebiet machen sich heutzutage gar lustige Täuschungen breit, und wir bekommen oft wundersame Begriffe von den verschiedenen „Arten", die unter den einzelnen Gängen auf einem Menü glänzen.

Während die Vollpasteten mit dem rohen Fleisch gebacken werden, erhalten die Hohl- und Schüsselpasteten den vorher fertig zubereiteten Inhalt. Nach Fertigstellung der Teigform kleidet man sie mit Papier und einer trocknen Erbsenfüllung aus, die nach dem Backen entfernt und durch die eigentliche Füllung ersetzt werden. Es ist das das bekannte Blindabbacken.

Die Schüsselpasteten erhalten einen Boden von Teig, der auf ein angefeuchtetes Blech gelegt, mit dem bestimmten Material aufgefüllt und durch einen Teigdeckel geschlossen wird. Hierzu gehören auch die oft vorzüglichen russischen Coulibiacs, deren Bekanntschaft ich an der Grenze machte. Da Blätterteig hierzu am geeignetsten ist, so kann die Hausfrau es sich damit ziemlich leicht machen, indem sie ihn vom Konditor entnimmt und nur den Inhalt herstellt. Dazu kann z. B. ein Hecht oder ein Zander dienen, der gekocht, von den Gräten befreit und in angemessene Stücke zerlegt wird.

Er wird alsdann von einer dicken weißen Sauce übergossen, die man aus Butter, Mehl, gehackten Schalotten, Kapern, Salz und Pfeffer, fein geschnittenen Champignons unter Zugabe von Weißwein oder Zitronensäure hergestellt und zu gegebener Zeit noch durch Krebsschwänze verfeinert hat. Entweder kann man zwei Teigplatten herrichten, die den Fisch mit seiner Sauce aufnehmen, oder man gibt ihn auf eine größere Teigplatte, nicht zu nahe zum Rand hin, und rollt sie wie ein Brot zusammen, um sie dann auf einem Blech zu backen. Bei den Schüsselpasteten muß der Teigdeckel immer größer als die Unterlage sein. Auch darf nicht vergessen werden, daß jeder Blätterteig anfangs in große Hitze kommen muß, da sonst die Butter ausfließt.

Noch einfacher sind die Timbals oder Ragoutpasteten. Die Formen dafür bestehen meist aus feuerfestem Ton oder Porzellan, die selten mit Teig ausgelegt, hier und da aber mit einem Teigdeckel versehen werden.

Diese Formen nehmen Beefsteak, kleines Geflügel, Kalbsmilch, Fische, kurz alles auf, was außerdem der Augenblick zur Verfügung stellt. Dabei kommt es namentlich auf die zu überfüllende dicke Sauce an, deren Geschmack die Pastete wertvoll macht. Hierbei treten dann gewöhnlich die hellen oder dunklen Saucen in Aktion, denen man durch Wein nachhilft, denn die Pasteten dürfen beim Backen nicht zu trocken werden. Ist kein Teig für einen Deckel da, so hilft man sich durch eine Lage feiner, mit Parmesankäse vermischter Zwiebackkrumen, die, mit reichlicher Butter belegt, in der Hitze des Ofens sich goldig färbt.

Der Vegetarismus hat neuerdings auch die Gemüsepasteten in Aufnahme gebracht, von denen in erster Linie die der Champignons stehen. Es kann kaum etwas Reizvolleres geben als einen Pastetenrand aus Blätterteig mit Champignons à la crême. Dabei kann man gut auf jede andere Zutat verzichten. Aber auch die gemischten Gemüse, bei denen die grünen Erbsen von feinem Geschmack den Ausschlag geben, bieten ausgezeichnete Gerichte in angenehmer Form. In Dänemark aß ich häufig kleine Pasteten, wie man sie bei dem Konditor fertig kauft, angefüllt mit warmen, mit frischer Butter und Petersilie belegten grünen Erbsen, ebenso auch gefüllt mit Spargelspitzen. Zu diesen kleinen Gebilden, die einen so guten Eingang, auch wohl eine Vervollständigung zu einer Mahlzeit bieten, möchte ich noch die der Tomatenpureefüllung und als Allerneuestes vom Neuen die Yoghurtpasteten nennen!

Dieses lebenquellende Yoghurt! Man bestellt sich beim Konditor kleine Pasteten mit einer Oeffnung von der Größe eines Fünfmarkstückes ohne Deckel. Yoghurt, das schon in vielen Geschäften erhältlich ist, und das man sich auch selbst herstellen kann, ist gleich dem Quark in fester Form. Man gibt Milch, etwas Salz und Zucker nach Geschmack in eine Schüssel, mischt ein Stück Yoghurt hinein und rührt das Ganze, bis es als Rahm erscheint. So wird es in die Pasteten gefüllt, die einen überaus angenehmen, wenn auch etwas weichen Geschmack haben.

Zum Schluß noch einige Worte über die kalten Pasteten. Sie werden namentlich aus Geflügel, seltener aus Wild hergestellt, und zwar am vorteilhaftesten in Form von Broten oder Steinen, da sie das Servieren durch einfache Schnitte ungemein erleichtern. Die Farcen, die man in gleicher Weise wie bei den warmen Pasteten bereitet, werden auf eine Teigplatte gestrichen, das Fleisch in größeren Stücken nebst andern Zutaten, wie Leber, Trüffel und Zunge usw., je nach Geschmack in die Mitte gegeben und durch Ueberschlagen der Seiten geschlossen; oder man formt eine längliche schmale Platte, belegt diese und legt einen dementsprechenden Deckel darüber.

Beginnen die Pasteten beim Backen zu dunkel zu werden, so muß ein gebuttertes Papier darüber gelegt werden. Hat man sie aus dem Ofen genommen, so wird durch eine kleine Oeffnung, der „Kamin" ge-



nannt, eine aus den Abfällen — wie bei den warmen Pasteten angegeben — hergestellte kräftige Fleischgallerte, mit Madeirazusatz gegossen. Sie müssen wenigstens einen Tag stehen bis zum Anschnitt, halten sich danach aber nur wenige Tage, da die Gallerte, zu der gewöhnlich etwas Gelatine genommen wird, einen den Schimmelpilzen außerordentlich günstigen Boden bildet.

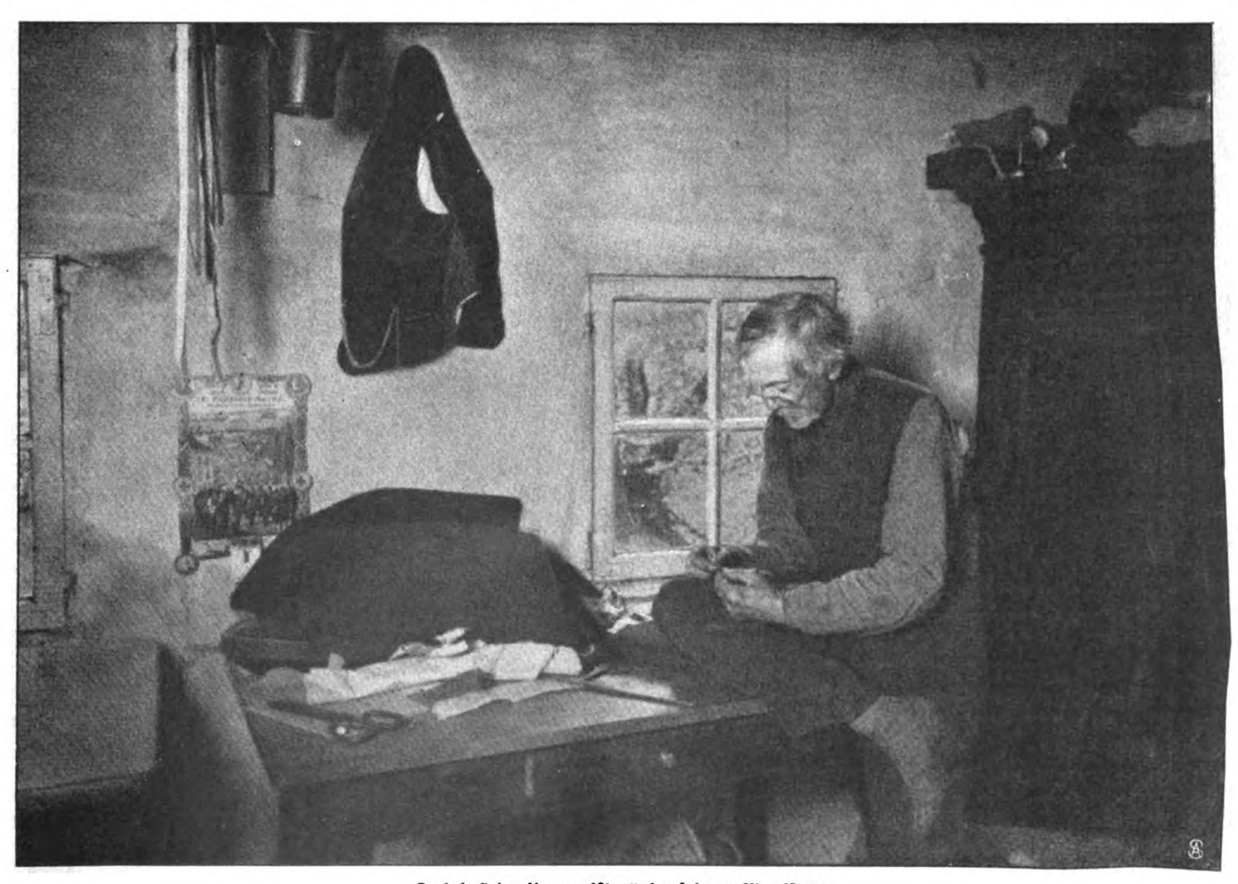
Welche Geflügel oder Wildart man aber auch anwendet, es erreicht keine die Krone der Pasteten. Straßburgs Ruhm gipfelt in seinen Gänseleberpasteten, kein Winkel der Erde, wohin er nicht drang, und ich gebe es auf, diesen Pastetenmeistern irgendwie ins Handwerk zu pfuschen. Bescheiden wir uns also, und lassen wir ihnen ihren wohlverdienten Ruhm!

Winterleben im westfälischen Bauernhaus.

Von Fritz Stöber. — Hierzu 7 photogr. Aufnahmen von G. Rothe.

Der Herbst mit seinen stürmischen, schlackernden Regengüssen hat den letzten pflügenden Bauern vom Feld verdrängt. Die rauchenden Kartoffelfeuer, die vom fauchenden Windstoß hell aufflackerten und einen seltsamen Lichtschein in den Abend sandten, sind verlöscht. Schon lange ist der letzte Erntewagen, bekränzt und umsungen von lustigen Schnittern und Mägden, dem einsam gelegenen Bauernhof zugeführt worden, der mit seinen hohen Giebeln, seinem tief herabfallenden Strohdach unter dem Schutz uralter Eichen steht. Die Felder liegen verlassen, die Gärten einsam, und nicht ein lebendes Wesen ist in der weiten Runde zu sehen. Fern in einer Talmulde, unweit des Bauernhofes, liegt ein Dorf. Die weiß bekalkten Wände dämmern aus dem kahlen Gezweig der Bäume hervor, die wie frierend im Wind zittern. Die Fensterrahmen und Pumpen, die am Eingang der Tenne wie vermummte Wächter stehen, sind schon zum Schutz vor Kälte mit Strohflechten umwickelt. Der Dorfhirt treibt nicht mehr seine Herde zur Trift, sein Sammelsignal, das jeden Morgen die Gassen durchhallte, ist verstummt. Im lustigen Durcheinander klappern nun über die ausgefahrenen, aufgeweichten Wege die Dreschflegel. Und kettenrasselnd murrt das Vieh in den Ställen ob der Gefangenschaft, die ihnen diesmal so frühzeitig zuteil wurde.

Den schweren Novembernebeln, die bleiern über dem Land lasteten und die fernen Hügel und Wälder in graue Tücher hüllten, ist der erste Schnee gefolgt. In weißen, tanzenden Sternchen, leise, ganz leise, fiel er vom Himmel herunter, bis er dichter und dichter die Fluren verhüllte. Alle Wege und Stege sind verschneit. Verhungerte, krächzende Kolkraben und lär-



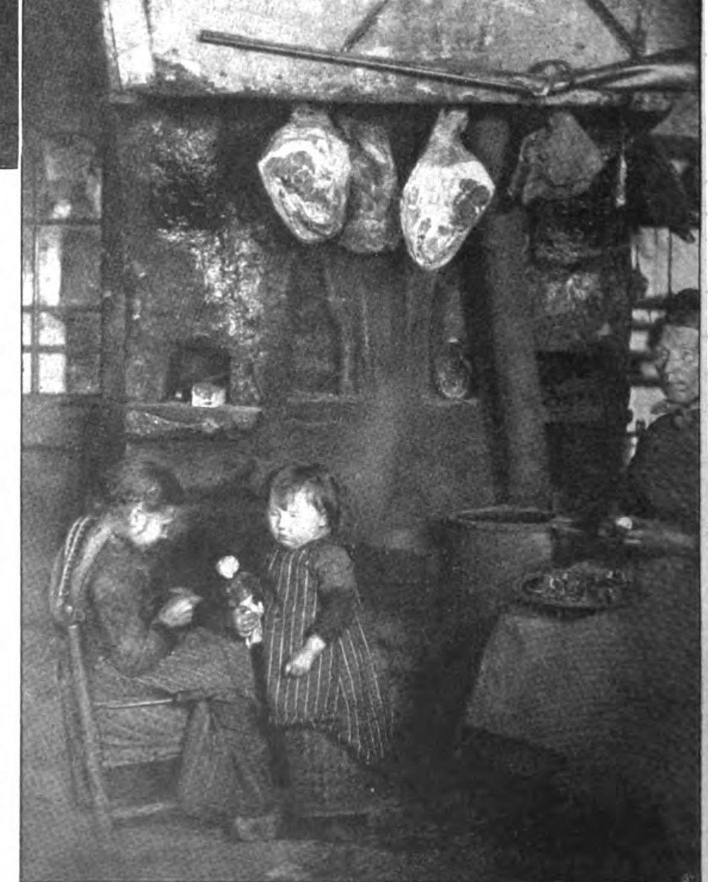
„Onkel Schneidermeister“ in seiner Werkstatt.



Im Aufwaschraum.

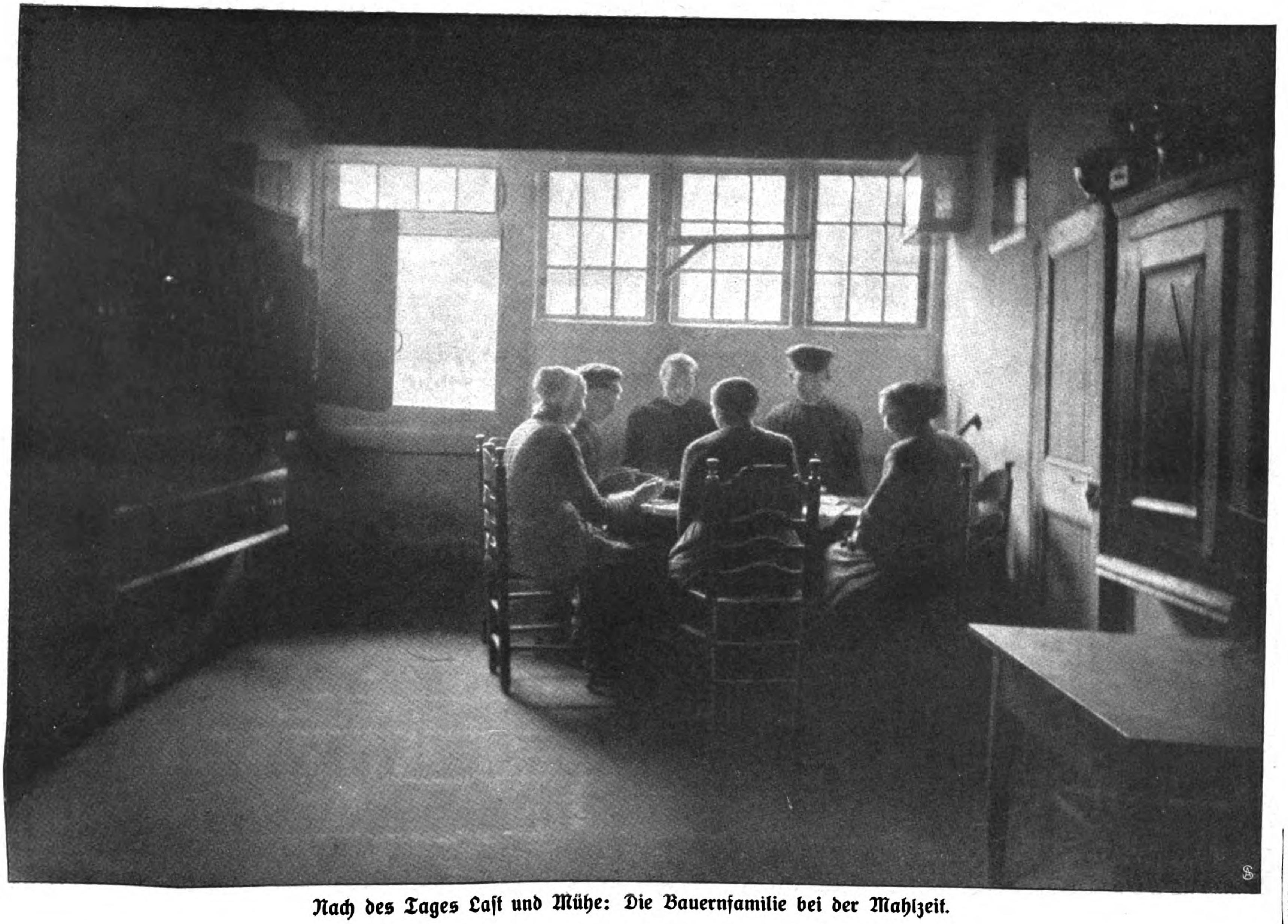
mende Spatzen sind das einzige Leben in der Umgebung des einsamen Bauernhofes. Die breit ausladende Tanne, die ihre Aeste über das seitwärts vom Haus gelegene Backhaus (Backes) breitet, kann kaum ihre Schneelasten tragen. An das Backhaus gelehnt, unter dem Schutz der Tanne, stehen im friedlichen Beieinander alte Wagen, Eggen und Pflüge, Harken, Forken und Bretterteile. Unter zerfallenem Gerümpel kauern frierende Hühner, den Kopf im Schlupf der Flügel versteckt. Nur der Hahn, seiner Würde bewußt, steht, der Kälte trotzend, hoch auf einer Wagenrunge und schaut gleichgültig dem winterlichen Flockentreiben zu.

Diesseit des Bauernhauses, da wo ein bläulicher Rauch in dünnen Fäden oberhalb der großen Tür (Niggendüör) herausquirlt, hängt noch der Erntekranz vom vergangenen Jahr. Wir gehen durch die breite Tür, die sich schwer dem Druck der Hand öffnet, und wir stehen in einem lang sich hindehnenden Raum, der Tenne. Ein altes, gebücktes Männchen, die Pfeife im bartlosen Gesicht, sieht uns prüfend mit großen Augen an. Im Hintergrund flackert ein behagliches Feuer, darüber hängen am „Langehohl" brodelnde Töpfe. Eine Frau in den besten Jahren ist gerade damit beschäftigt, den rechts hinter einem Holzverschlag stehenden Kühen und Kälbern Heu in die Krippe zu legen. An ihrem Rocksaum hängen zwei dralle Kinder mit verängstigten Augen, den Finger verlegen am Mund, uns anstarrend. Links der Tenne schauen zwei Pferde, „Fuchs" und „Hektor", wiehernd dem Treiben der Hausfrau zu. Gehen wir die Tenne (oder auch Dehle genannt) entlang, so sehen wir in halber Höhe, über der Krippe der Pferde hängend, eine Reihe ausrangierter Bienenkörbe, die jetzt den Hühnern als Nester dienen. Hoch vom „Balken" (Heuboden) herunter hängen die weit im Land beliebten westfälischen Schinken neben Würsten und Speckseiten, umspielt vom bläulichen Rauch des Buchenholzes und der Wacholderbeere. Ein scharfer, appetitlicher Geruch steigt uns in die Nase. Wenden wir uns nach rechts, so sehen wir an den Wänden, vom Schein des Herdfeuers angeglüht, zinnerne Teller und Näpfe in blanker Reinheit aus rembrandtschem Halbdunkel herausleuchten. Links neben dem Herd, über dem sich ein mächtiger Rauchfang wölbt, befindet sich die Wohnstube. Ein mächtiger breiter Raum, in der Mitte ein runder Tisch,



Die ersten Strickversuche.

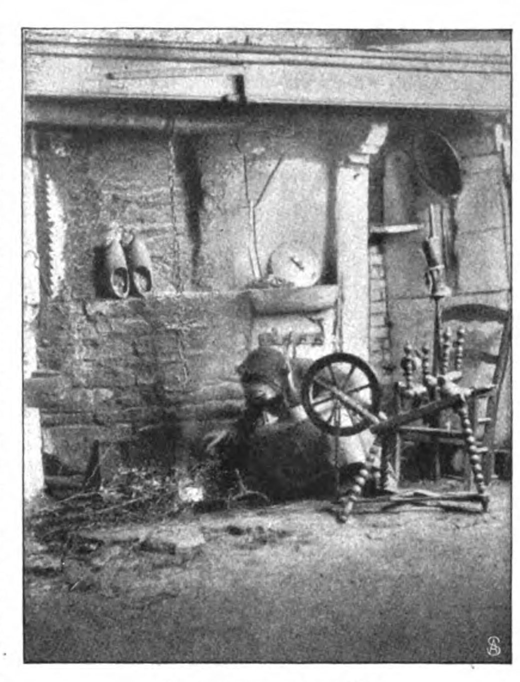




Nach des Tages Last und Mühe: Die Bauernfamilie bei der Mahlzeit.

mit vielen strohgeflochtenen Stühlen umstanden. Lange Bänke ziehen sich längs der Außenwand entlang. Ein breitbrüstiger eiserner Ofen, der von der Küche aus geheizt wird und der beste Freund des Hauses ist, spendet wohltuende Wärme. Ein Eckschrank und eine alte Truhe vervollständigen das Mobiliar. Hier spielt sich in der Hauptsache das winterliche Leben des in Einsamkeit erzogenen westfälischen Bauern ab. Hier kann er ungestört seinen philosophischen Grübeleien nachhängen, seine Befehle erteilen und im Lehnstuhl sitzend von kommender reicher Ernte träumen.

Mit dem Befestigen des Erntekranzes über der Innentür fängt für den Bauern der eigentliche Winter an. Knecht, Magd und Kuhhirt, die sonst auf dem Feld oder im Garten beschäftigt waren, sind nunmehr zum größten Teil auf das Haus angewiesen. Dem Knecht liegt die Pflege der Pferde ob. Er muß Häckfel schneiden, Ställe reinigen, während die Magd die Schweine füttert, der Frau im Haushalt behilflich ist und der Kuhhirt für den Kuhstall sorgt. Morgens, sobald der Hahn kräht, wird das Gesinde vom Hausherrn geweckt. Hat er jedem seine Tagesarbeit zugewiesen, so legt er sich wieder fröstelnd in das Bett und „döst“, bis der Morgen ihn zur Messe ruft. Knecht und Kuhhirt sind indessen mit „Fuchs“ und „Hektor“ in den Wald gezogen, um Holz zu fahren, denn gar manches Klafter Buchenholz verschlingen Herd und Ofen den langen Winter über. Sobald das Holz zerkleinert und vor der Tennentür in großen Haufen „aufgebanst“ ist, kommt das Dreschen an die Reihe, eine Arbeit, an



Großmutter wärmt sich.



Winterabend am häuslichen Herd.



der sich selbst der Hausherr und die Hausfrau beteiligen. Früh, bevor noch das erste Schmiedegehämmer vom nahen Dorf herüberklingt, klappern im strengen Rhythmus die Dreschflegel. Tage dauert es, bis die letzte Garbe gedroschen. Das Stroh wird auf dem „Balken" untergebracht, aus der abseits gelegenen Gerätscheune wird die „Wannemühle" geholt, und nun beginnt der Akt des Kornreinigens. Es ist Abend geworden. Zwei trübe Stallaternen beleuchten mühselig den langen Tennenraum, in dem schwachen Lichtschein führen Staub- und Spreuflocken wirbelnde Tänze auf. Trotz des betäubenden Geräusches der Reinigungsmaschine und der schweren Arbeit singt man ein Lied oder erzählt mit verzweifelter Anstrengung gegen den Lärm, zur Beängstigung der Frauleute, eine gruselige „Spökenkiekergeschichte". Ist die Tenne von Korn und Spreu gereinigt und die staubige Kehle noch einmal mit einem „Klohren" ausgespült, geht man zum Abendbrot: Pickert mit Speckstücken. Dem Drescher Appetit zu wünschen, ist nicht nötig, denn was von ihm verschlungen werden kann, besagt am besten das alte, kräftige Bauernwort: „Hai frietet as ne Diäsker".

Der Viehstall, der Stolz des Hauses.

Dem westfälischen Bauern ist „Schweinefleisch das beste Gemüse". Seine ganze sommerliche Sorge gehört diesen vierbeinigen Freunden, denn er setzt seinen Stolz daran, die fettesten Schweine im Dorf zu haben. Und sind sie schlachtreif, d. h., ist der vierte Zentner voll, wird „Mühlesvilhelm", der Schlächter, bestellt, und eines Morgens erschreckt die Kinder, wenn sie noch tief im Schlaf liegen, jammervolles Gequiek, dann wissen sie: das große Schwein wird geschlachtet. Das ist ein Fest für groß und klein. Zum Wurstmachen werden am Abend Großmutter, Tante und Nachbarin geladen, und während man eine Wurst nach der andern rundet und stopft und die Güte des Schweines lobt, werden Kalendergeschichten erzählt, die Neuigkeiten der Umgegend „verarbeitet", und manchem unschuldigen Mädchen wird ein Mann angedichtet. An diesen Gesprächen beteiligt sich der Bauer nicht. Er ist schweigsam und verschlossen. Viel lieber sitzt er mit dem Knecht, der heute Feiertag hat, und dem Schlächter unter der trüb brennenden Petroleumlampe und spielt „Schafskopf", oder er politisiert, spricht auch wohl von seinem kranken Pferd.

Bei Krankheitsfällen in der Familie wird selten ein Arzt geholt, irgendein Hausmittel muß da helfen. Ist aber ein Stück Vieh erkrankt, wehe dem Tierarzt, der dann auf sich warten läßt! Da bewahrheitet sich das alte Wort des Bauern: Frauensterben — Gibt kein Verderben — Aber wenn Pferde frecken — Das gibt Schrecken.

Für die Frau des Hauses bedeuten im Winter die Spinnstubenabende die einzige Erholung. Schon Tage vorher sind die Mädchen des Dorfes geladen. Für gewöhnlich finden diese Abende im Backhaus statt, das noch durchwärmt ist vom Backen des Kuchens, der am Abend verzehrt werden soll. Ein lustiges Leben macht sich dann in diesem engen Raum breit. Geschäftige Hände, geschäftige Lippen wetteifern miteinander. Da werden Volkslieder gesungen, ausgewanderten Dorfbewohnern, die irgendwo in Amerika ein elendes Dasein leben, wird ein unglaublicher Reichtum angehängt. Vom Aberglauben wird gesprochen und der ewigen Seligkeit; oder aber man erzählt sich Märchen, die voller Schwere und Süßigkeit sind, und denkt dabei an sich und den Liebsten, der draußen voller Ungeduld frierend an der Straßenecke wartet, um seine Angebetete nach Hause zu bringen.

Keine geringe Freude ist es für die Kinder des Bauernhofes, wenn „Onkel Schneidermeister" oder „Oehme Schuhmacher" zur Arbeit seine Werkstatt im Haus aufschlägt. Ein Zeichen, daß nun bald Weihnachten ist. Den ganzen Tag sitzen die Kleinen in der Ecke, lassen Eis- und Schlunderbahn vergessene Herrlichkeiten sein und blicken voller Bewunderung dem Entstehen irgendeines Kleidungstückes zu, das ihnen am Christtag das Christkindchen bringen soll. Ihre Herzchen hüpfen vor Seligkeit, sie zählen die Tage bis dahin und können Onkel Schneider nicht genug fragen, warum und ob und wieso das Christkindchen nur an diesem Tag käme.

Und endlich ist der Weihnachtstag gekommen. Am Tag vorher ist das ganze Haus gereinigt worden, die Mutter hat Kuchen gebacken, und der Vater ist in den Wald gegangen und hat einen Christbaum geholt. Der steht nun, mit Lichtern besteckt und bunten Fähnchen behangen, mitten in der Wohnstube. Darunter liegen ausgebreitet Kuchen und Geschenke für das ganze Haus. Es ist am ersten Feiertag früh. Die Kinder jubeln im Lichterglanz. Und selbst über des Vaters verschlossene Züge huscht ein Glanz von Weihnachtsfreude.

Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

*3. Fortsetzung.

Peter Jell war kein Politiker, hatte nur Witterung für politische Reportage, Witterung für alles, was der Tag auf jedem Gebiet Neues schuf und verlangte, und die Gabe, gleich einem Reflektor alles, was er aufnahm, in hundertfach verstärktem Licht zurückzuwerfen.

Sein Stil schien kein anderes Gesetz zu kennen als den Rhythmus seiner Gedanken. Er war scharf und klar, von eigentümlich reizvoller Herbe, von seltsamer Verwandtschaft mit dem Stil Nebelings aus seiner ersten Zeit. Denn es waren zwei gleichartige Naturen, die da aneinandergeraten waren — verschieden nur durch den verschiedenen Lebensgang. Nebeling hatte noch Ideale, Peter Jell nur Ambitionen. Sie trugen beide den Kopf hoch und blickten geradeaus vor sich hin: Nebeling in die Sonne, Peter Jell ins elektrische Licht. Beide waren Fanatiker ihrer Persönlichkeit: Nebeling, weil er groß dachte von sich, Peter Jell, weil er gering dachte von den andern. Und beide hatten eine gemeinsame Furcht: die Furcht vor der Frau. Nebeling, weil er ihr zu fernstand, Peter Jell aber, weil er ihr zu nahegestanden. Eine Furcht, gemischt aus Sehnsucht und Verachtung, aus Bewunderung und Grauen. Und sie galten als Frauenfeinde alle beide, wußten es und gingen darüber hinweg mit dem gleichen etwas hochmütigen Schweigen, das so abstach gegen den fast brutalen Zynismus ihrer sonstigen Art.

Peter Jells erste journalistische Tat war eine Informationsreise nach Posen zu den Kaisertagen, unter dem Mantel einer Gelegenheitskorrespondenz.

Ein seltsamer Eindruck war es für Peter Jell gewesen, als er nach so langen Jahren wieder seinen Fuß in jene Stadt setzte, aus der er darbend, mit erfrorenen Händen und leerem Gehirn geflohen war.

Heute saß er mit „angesehenen Kollegen", in Frack und weißer Binde, an einer blumengeschmückten Tafel, inmitten der ersten Honoratioren, und die Ehrungen, die dem Blatt galten, das ihn entsandt hatte, zeichneten immerhin ihn selbst aus, machten ihn selbst zum Mittelpunkt jenes Festes, das „den Herren von der Presse" galt.

Am nächsten Morgen — die Stadt war kaum zur Arbeit erwacht — streifte er durch die Straßen, die engen, belebten Handelsgassen. Hier war der Atem der Stadt ein anderer, und er sog ihn ein, widerwillig und doch bezwungen wie von unsichtbaren, starken, feindlichen Armen.

Grau war der Himmel, grau war die Luft, und der Nebel legte sich, gleich einem schwarzen Schleier, auf all die verschiedenen Waren, die auf kleinen Karren und winzigen Wagen, auf wackeligen Tischen und verwitterten Bänken vor den Türen aufgestapelt waren und zum Verkauf auslagen.

Fröstelnd saßen Frauen und Männer daneben, in farblosen Gewändern, mit großen, sorgenvollen, träumenden Augen, das Haar wirr um die Schläfen, die Bärte zerzaust, als wäre auch die Nacht freudlos über sie hinweggegangen, als verlohnte der kommende Tag nicht die Mühe sorgfältigen Kämmens und Waschens.

Wie oft hatte er sich von einem dieser Karren einen Wecken geholt, eine Salzgurke, um seinen knurrenden Magen zu beruhigen. Wie oft hatte er nach den dicken, lammfellgefütterten Fausthandschuhen geschielt für seine roten, zersprungenen Hände, wie manches Mal hatte er mit Tränen der Wut in der Stimme um ein großes, baumwollenes Taschentuch gefeilscht, weil das Geld ihm



fehlte, die Wäsche von der Wäscherin zu holen. Wie oft hatte er im Vorbeigehen wollüstig den Dunst der heißen, röstenden Zwiebeln eingesogen, der aus allen Haustüren kam, aus allen Spalten drang, sich mit dem Brodem des heißen Morgenkaffees vermischte, ihn einhüllte in einen warmen, entnervenden Dunst. Wie oft hatte er hier seine kleine Barschaft gezählt und immer wieder gezählt und schließlich die wenigen Groschen eingesteckt und die Hände geballt in den schlissigen Hosentaschen.

Langsam stieg er Schritt für Schritt zurück in seine freudlose Jugend, und sie wurde ihm lebendiger mit jedem Stein, der spitz durch die Sohlen seiner feinen Stiefel drang.

Nun stand er vor dem Warenhaus, das ihm einst so groß erschien mit seinen zwei niederen Stockwerken, den kindlichen Galerien auf den Treppenabsätzen, den modrig kalten Lagerkellern unter dem verstaubten Gitterwerk. Ihm war, als prangten noch immer die gleichen grellfarbigen, dicken Fayencetassen in den Fenstern, als hingen die roten, grünen und braunen Wollstoffe noch immer in den gleichen Falten von der blinden Messingstange herab, über die sie kunstlos drapiert waren, als huschten auch die gleichen Gestalten — in den gleichen abgewetzten Alpakakleidern hinter den Spiegelscheiben vorüber ... als Fräulein Saritzki und das Fräulein Protassik und ...

Er lächelte beinah. Sogar die Namen waren ihm eingefallen, die Namen der kleinen, niedlichen Verkäuferinnen, die Namen seiner ersten scheuen Knabenschwärmereien.

Und nun streifte jemand seinen Mantel. Ein ehrwürdiger, alter Herr zog tief seinen Hut und lächelte süßlich und untertänig.

„Verzeihen der Herr, bitte ..."

Es war der Chef des Hauses, der sein Geschäft betrat und in dem fremden, eleganten Herrn, der vor der Auslage stand, auf den ersten Blick einen Kunden vermutete, auf den zweiten einen Reisenden, denn der Ton wurde schärfer, das Lächeln unsicherer, als er fragte: „Wünschen der Herr etwas?"

Peter Jell lachte ihm laut ins Gesicht und wendete sich ab, um fortzugehen.

In seinem Lachen aber war etwas, das die Knabenzüge entschleiert hatte.

„Petrik, Petrik", rief der alte Mann und hielt Peter Jell am Mantel fest. In seinen Augen standen Tränen.

„Petrik, geh nicht wieder fort im bösen. Laß dich ansehen. Ich habe deine Mutter begraben — sie ist schwer gestorben, Petrik. Du wärst mein Erbe geworden. Warum bist du fortgelaufen, Petrik? Ich habe es gut gemeint mit dir. Jetzt hat meine Tochter geheiratet, und dem Schwiegersohn hab ich's Geschäft verschrieben. Einem Fremden! Komm zu mir, Petrik, in mein Kontor — wir wollen ein Glas Tee trinken und von alten Zeiten sprechen."

Und Peter Jell war dem Alten gefolgt, unbewegt, nur ein bißchen neugierig, und weil es ihm Spaß machte, auch das Kontor wiederzusehen, wo er in schlotternder Angst „dem Herrn Onkel" das Fehlen von zwei Kartons mit Papierblumen hatte erklären müssen.

Und auch im Kontor war alles, wie es vor elf Jahren gewesen, stand alles am gleichen Platz, krächzte alles vor Alter, roch alles nach Moder und Staub, denn auch der Vater des jetzigen Chefs, der alte Alexander Jell, hatte hier seine Kontorbücher geführt, während vorn seine Frau, ein Sohn und seine zwei Töchter im dunkeln, noch kleinen Laden Band, Zwirn und billige Stoffe verkauften.

„Ja, von unten muß man anfangen, Petrik, ganz unten. So hat's mein Vater gehalten mit mir, so hielt ich's mit dir und später mit meinem Sohn. Aber eine Lungenentzündung — in drei Tagen war er weg. Nichts zu machen. Gottes Wille!"

Dann kam noch ein alter Mann herein und brachte zwei gefüllte, dampfende Teegläser auf einem Holzbrett.

„Erkennst du den Lazar, Petrik, den alten Lazar?"

Peter Jell erkannte ihn, hatte Angst genug gehabt vor seinen groben Fäusten und den Polizeiblicken, mit denen der alte Mann alle Gänge, alle Schlupfwinkel des Hauses inspizierte. Nichts war ihm je entgangen: kein weggeworfener Zigarettenstummel, kein herumliegender Papierfetzen, kein Fädchen Bindfaden. Als seinen ärgsten Feind hatte er Lazar immer betrachtet, der vom frühen Morgen an, mit der Uhr in der Hand, vor der hochgezogenen Rolljalousie stand und das Kommen der Angestellten kontrollierte. „Der hatte sich um zehn Minuten verspätet", „jene hatte ihre schwarze Schürze mitzubringen vergessen" ... Alles merkte er sich, alles hinterbrachte er.

„Mein Neffe Petrik, Lazar", sagte der alte Jell. „Du weißt doch."

Lazar ließ beinah das Tablett fallen und schlug die Hände zusammen.

„Panitschko ... junger Herr. Wo ist der junge Herr so lange geblieben?" ...

Und er zog sein tabakduftendes, rotes Taschentuch heraus und fuhr sich über die Nase, die Augen und zwinkerte mit dummen Glotzaugen, die feucht schimmerten, und gluckste mit verquollener Stimme und schüttelte den grauen, verwitterten Kopf.

„Panitschko, Lieber — ist er endlich heimgekommen zum Onkelchen!"

Was war denn los? Peter Jell rieb seinen Kneifer blank. Echtes Gefühl zitterte in der Stimme des alten Mannes, brach aus den Augen des alten Jell. Und sie waren doch seine Peiniger gewesen, alle beide, sie hatten ihm seine Jugend vergiftet, hatten ihn geknebelt, daß er willenlos wie ein Kind, darbend wie ein Bettler im Haus herumschlich und schließlich auf und davon gegangen war, weil er es nicht länger hatte tragen können.

„Das Mutterchen von Panitschko ist gestorben," gluckste Lazar, „auf unsern Schultern haben wir den Sarg zum Wagen getragen. Ein Kindersarg, so leicht war sie gewesen. Tage und Nächte hat sie nach ihrem Petrik verlangt, aber der junge Herr war nicht zu finden."

„Und die Polizei wollte ich dir doch nicht auf den Hals schicken", ergänzte der alte Jell. „Untergehen würdest du nicht. Das wußte ich. So sahst du nicht aus."

Es lag Stolz in den Worten, ein Stolz, der Peter Jell mehr packte, als die Rührung vorhin ihm die Kehle zuschnürte, daß er plötzlich vergaß, wie weit das Leben ihn fortgeschleudert hatte von diesen Menschen.

Zum erstenmal seit seiner Kindheit kam ein leises Heimatgefühl über ihn, das ihn weich und wehmütig stimmte.

„Die junge Frau muß auch hereinkommen", sagte



Lazar und machte militärisch kehrt, wie es seine Gewohnheit war, und wie sein Herr es liebte an ihm.

Und dann kam die „junge Frau“ herein.

„Du hättest sie haben können“, murmelte der alte Zell, „und mit ihr das Geschäft.“

Er seufzte leicht und zog die Tochter zu sich heran.

„Emmachen, das ist Petrik. Du warst klein, als er uns weglief, aber geweint hast du doch. Weißt du noch, Emmachen?“

Die junge Frau war untersetzt und trotz ihrer Jugend ein bißchen schwammig, mit rötlichem Haar und hellen Sommersprossen auf der kurzen Nase. Peter Zell hatte sie nie leiden mögen, oft sogar gehaßt, weil sie den gleichen Namen trug wie er und als reiches Mädchen in Pelzhandschuhen und schwarzem Samtmäntelchen herumstolzierte, während er mit blutunterlaufenen Händen Kisten zunagelte und Pappkartons verschnüren mußte.

Und nun hatte sie geweint um ihn, weil er davongelaufen war. Zum Lachen war es. Nur daß die Mutter nicht verlassen gewesen in ihrer letzten Stunde — diese Versicherung war ihm eine tiefinnere Beruhigung, war es wert, daß er dem alten Zell gefolgt war in das Kontor. Nichts bedrückte ihn mehr.

„Was machen Sie jetzt, Petrik?“ fragte die junge Frau, und ihre etwas hervorstehenden, blaugrünen Augen streiften sanft sein weltstädtisches Äußeres.

„Ich schreibe für eine große Zeitung, Emma.“

„Sie schreiben?“

Vater und Tochter sahen einander an. Der Hauch einer fremden Welt wehte sie an.

„Eine große Zeitung ist eine feine Sache“, sagte der alte Zell bedächtig. „Man kann viel Gutes stiften mit gedruckten Worten und auch viel Böses. Berühmt kann die Zeitung machen, und in den Tod hetzen kann sie. Sieh zu, daß du dich nicht mal irrst, Petrik ... die Verantwortung ist groß ...!“

Und danach hatten sich alle drei nicht mehr viel zu sagen. Die Überraschung war vorüber, und die Wogen aufgewühlter Gefühle glätteten sich durch die Forderungen der Tagesarbeit.

Der Alte schielte nach seinen Büchern, die junge Frau wurde zur Kasse abgerufen. Und die Kälte, die alte modrige Kälte zog wieder ein in den dumpfen, niedrigen Raum mit den kleinen Fensterscheiben, an denen graue, träge Fliegen entlangkrochen.

Der Tee verdampfte ungetrunken in den Gläsern.

* * *

Nach einem der Statuten des Arnulfstiftes war die Inhaberin eines Stipendiums verpflichtet, sich zweimal jährlich bei der Ersten Vorsitzenden zu melden, um Rechenschaft abzulegen von den Resultaten ihrer Arbeit.

Die sehr schöne, in der großen Gesellschaft sehr gefeierte Frau von Paulsin war eine Fanatikerin ihres Amtes, das sie nicht nur von der repräsentativen Seite auffaßte.

Ihre Ehe mit dem seit zwei Jahren geadelten Börsenfürsten Paulsin galt trotz ihrer Kinderlosigkeit für glücklich, und der Abstand im Alter der Eheleute wurde ausgeglichen durch eine feine Nuance väterlicher Zärtlichkeit von seiten des Mannes, durch eine rückhaltlose Verehrung von seiten der Frau.

Wer erwartet hatte, daß die junge Frau Paulsin ihr Haus wahllos der eleganten Berliner Bohème auftun würde, der hatte sich getäuscht.

Das tragische Ende ihres Vaters, des Schriftstellers Frank Nehls, an dessen „Zufälligkeit“ sie nie hatte glauben wollen — ließ ihr die Welt, aus der sie hervorgegangen war, als ein Ungeheuer erscheinen, das seine eigenen Kinder in Stücke riß, um aus ihrem Blut neue Lebenskraft zu saugen.

Auf allen Theaterzetteln prangte der Name Frank Nehls. Man forschte bei ihr nach Manuskripten, „wenn auch unvollendeten“. Selbst Theaterdirektor Enzlehn schrieb eigenhändig, sprach von einer „Pflicht künstlerischer Pietät gegen seinen zu früh verstorbenen Mitarbeiter“, bat um das letzte unveröffentlichte Werk des „heimgegangenen Freundes“. So verhalf der tragische Tod dem Schriftsteller noch zu einer posthumen Glanzzeit.

Seine Tochter konnte es nicht verbieten, daß spekulative Direktoren den Namen Frank Nehls auf ihre Zettel setzten, ihnen aber aus dem Nachlaß Minderwertiges zu hinterlassen, das seinen Namen nur verkleinern mußte — dazu konnte sie sich nicht entschließen. Und sie blieb hartnäckig bei ihrer Weigerung, auch als die Mutter mit der jetzt immer so wehleidigen Stimme erklärte: „Du hast eben kein G'fühl für deinen Vater, Pipsel. Wann du ein bissel Pietät hättest — jedes Zetterl würdest du drucken lassen, daß die Leut reden täten von ihm.“

Für sie als ehemalige Choristin gipfelte der Ruhm immer noch ausschließlich im Tagesgespräch der Zeitung. Frau Josepha aber dankte es ihrem Mann, daß er so unbedingt auf ihrer Seite stand, und war namenlos ergriffen, als sie bei Besichtigung der Grunewaldvilla, die Paulsin ein Jahr nach seiner Verheiratung hatte erbauen lassen, neben ihrem Schlafzimmer als Arbeitzimmer — das gotische Arbeitzimmer des Vaters wiederfand, mit den geschnitzten Spitzbogenpaneelen, mit all den hundert Kleinigkeiten, kostbaren Büchern und Andenken, die ihr so teuer waren, und die sie verloren wähnte in dem großen Schiffbruch.

Selbst die vertrauten Federhalter fand sie wieder auf dem Schreibtisch und die flache, schwarze Saffianmappe, über die sie sich so oft gebeugt hatte, wenn der Vater nicht loszureißen war von seiner nervenanspannenden Arbeit.

Es dauerte volle zwei Jahre, ehe Frau Josepha sich entschloß, die schwarzen Trauergewänder abzulegen. Aber auch dann noch waren ihr alle lebhaften, freudigen Farben unerträglich. Und später empfanden es alle wie zu ihrem Stil gehörig, daß sie im Haus nie anders als in Weiß oder Silbergrau, auf der Straße — jeder Mode zum Trotz — nie anders als in Schwarz gekleidet ging.

Das gab ihr eine Würde, die in seltsam reizvollem Gegensatz stand zu ihrer Jugend, ihr von vornherein jene Unantastbarkeit verlieh, deren sie bedurfte in ihrer großen und verantwortungsvollen Stellung als Leiterin der Arnulfschen Wohltätigkeitsanstalten, zu der sie testamentarisch von der Prinzessin Arnulf ernannt worden war. Ihre Arbeitskraft war erstaunlich. Paulsin fand sie nach einer großen Gesellschaft oft schon um sieben Uhr morgens am Schreibtisch. Sie trug dann noch einen blütenweißen, weichen Kaschmirschlafrock, und ihr aschblondes Haar war kunstlos im Nacken zusammengesteckt.

Er nahm dann ihr Köpfchen zwischen beide Hände und küßte sie auf ihre langbewimperten Augenlider. Er hätte ihr so gern noch etwas dazu gesagt. Aber alle Worte erschienen ihm albern und nichtig gegen das, was er für diese zarte, schöne Frau fühlte, die ihm oft wie



ein Kind erschien. Und er sagte dann nur: „Kann ich dir helfen, Pieps? Wollen wir zusammen frühstücken?“

Und dieses stille Frühstück in dem gotischen Arbeitzimmer seiner Frau blieb für Paulsin der schimmernde Augenblick des Tages. Er verlängerte ihn, so sehr er konnte, genoß mit jedem Atemzug die Gegenwart dieses feinen, erlesenen Geschöpfes, das in blindem Vertrauen zu ihm aufblickte, das in ihm den Führer ihres Lebens sah, in ihm den Leiter ihrer ganzen Arbeit verehrte.

An diesem Morgen war Frau Josepha freudig bewegt, eine stille Fröhlichkeit lag auf ihren frischen Zügen. Sie erwartete um zwölf Uhr einen besonderen Schützling, dem sie eine sehr erfreuliche Mitteilung zu machen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Der königliche Hermelin.

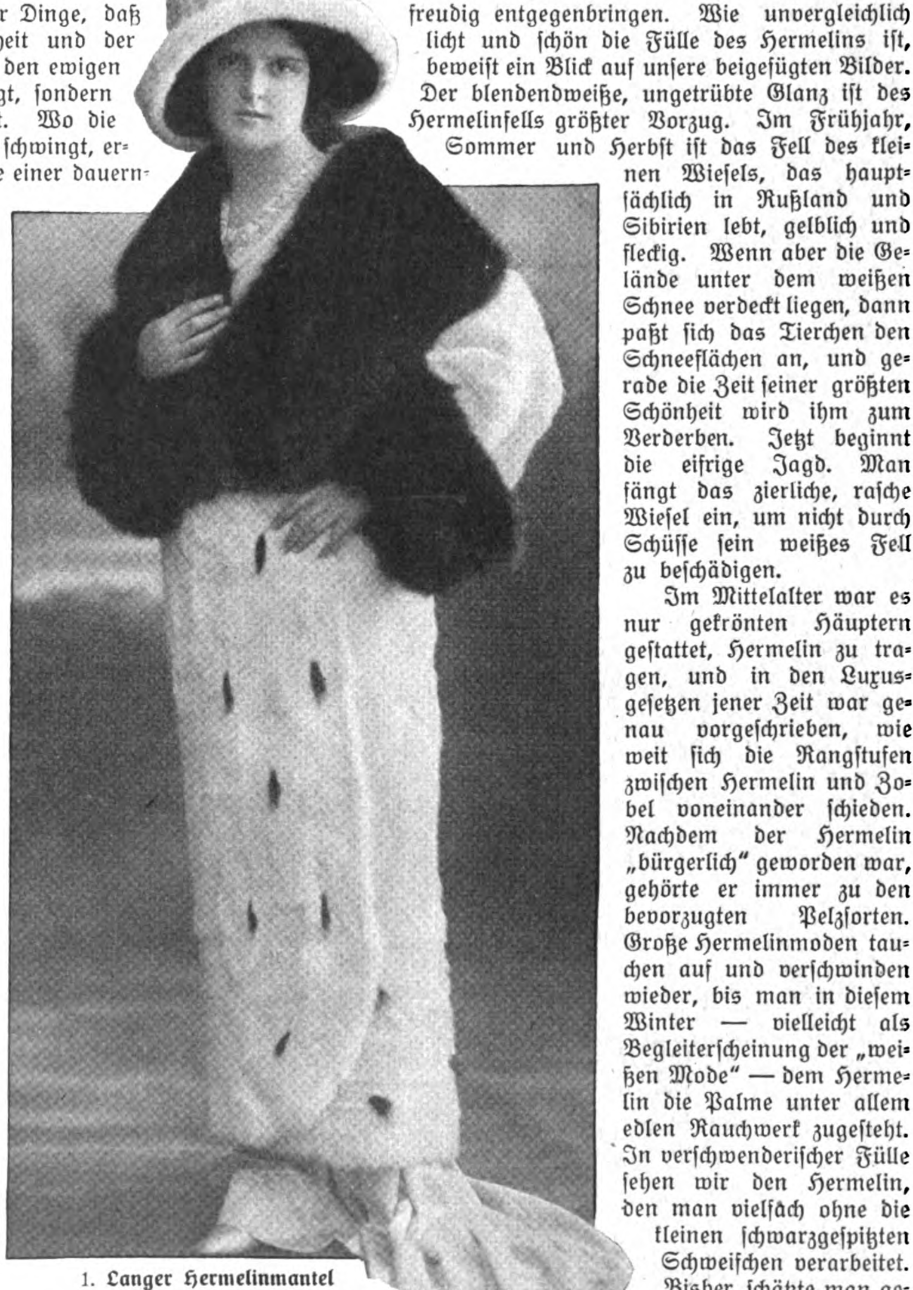


Mit 8 photographischen Aufnahmen von Ernst Schneider und Femina

Es ist die Eigenart vieler Dinge, daß die Schätzung ihrer Schönheit und der Wunsch, sie zu besitzen, nicht den ewigen ästhetischen Gesetzen unterliegt, sondern von der Mode abhängig ist. Wo die allmächtige Mode ihr Zepter schwingt, erleiden selbst Kostbarkeiten, die einer dauernden Wertschätzung würdig wären, das Schicksal, daß sie nur kurze Zeit im Brennpunkt des Begehrens stehen; nur schade, daß wenn diese Zeit gekommen ist, auch der Preis seinen Höhepunkt erreichen muß, denn Mode und Preissteigerung stehen fortwährend in untrennbarer Wechselwirkung.

Die Mode übt auf viele Menschen eine große Herrschaft, eine Lockung aus, die mit mehr Kritik und Selbstkontrolle pariert werden könnte. In ihrer eigentlichen Domäne tauchen ununterbrochen Glanzlichter auf, kostbare Luxuserzeugnisse, die geeignet sind, dem Alltagsleben erhöhten Reiz zu verleihen, die aber ihrer Natur nach bestimmt sind, einem Kreis von Auserwählten vorbehalten zu bleiben. Der gute Geschmack sollte es ablehnen, die Teilnahme an solchen Moden durch wertlose Imitationen erschwingen zu wollen oder durch Anwendung in beschränkter, armselig erscheinender Form sich aneignen zu wollen, was nur durch große Mittel befriedigend zu erreichen ist.

Es ist erfreulich, wenn es der Mode gelingt, ein Material auf solche Höhe zu stellen, dem auch kritische Beobachter ihre Anerkennung und Bewunderung freudig entgegenbringen. Wie unvergleichlich licht und schön die Fülle des Hermelins ist, beweist ein Blick auf unsere beigefügten Bilder. Der blendendweiße, ungetrübte Glanz ist des Hermelinfells größter Vorzug. Im Frühjahr, Sommer und Herbst ist das Fell des kleinen Wiesels, das hauptsächlich in Rußland und Sibirien lebt, gelblich und fleckig. Wenn aber die Gelände unter dem weißen Schnee verdeckt liegen, dann paßt sich das Tierchen den Schneeflächen an, und gerade die Zeit seiner größten Schönheit wird ihm zum Verderben. Jetzt beginnt die eifrige Jagd. Man fängt das zierliche, rasche Wiesel ein, um nicht durch Schüsse sein weißes Fell zu beschädigen.



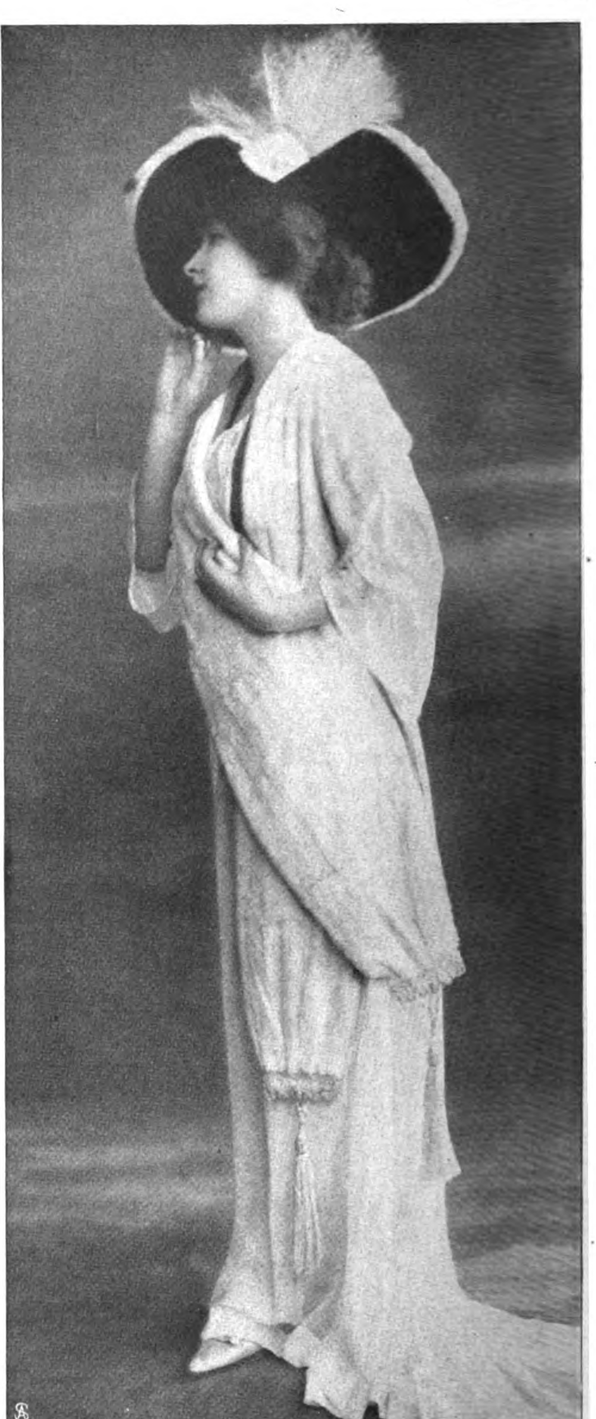
1. Langer Hermelinmantel mit Skunksgarnitur.

Im Mittelalter war es nur gekrönten Häuptern gestattet, Hermelin zu tragen, und in den Luxusgesetzen jener Zeit war genau vorgeschrieben, wie weit sich die Rangstufen zwischen Hermelin und Zobel voneinander schieden. Nachdem der Hermelin „bürgerlich“ geworden war, gehörte er immer zu den bevorzugten Pelzsorten. Große Hermelinmoden tauchen auf und verschwinden wieder, bis man in diesem Winter — vielleicht als Begleiterscheinung der „weißen Mode“ — dem Hermelin die Palme unter allem edlen Rauchwerk zugesteht. In verschwenderischer Fülle sehen wir den Hermelin, den man vielfach ohne die kleinen schwarzgespitzten Schweifchen verarbeitet. Bisher schätzte man gerade die Garnitur der

pikant wirkenden schwarzen Spitzen, die man nur hier und da als schmückendes Beiwerk sieht. Aber man schafft durch andere Kombinationen hübsche Wirkungen und liebt es, Pelze der verschiedensten Art mit dem Hermelin zu vereinen. Ganz luxuriöse Damen wählen das einst königliche Fell zum Mantelfutter, so daß Zobelmäntel mit Hermelinabseite nicht mehr als besondere Ausnahmen anzusehen sind. Abgesehen von Stolen, Muffen und Garnituren an Jacken, Hüten und Mänteln fügt sich



2. Hermelinmantel mit spitz zulaufender Umrahmung.



3. Ganz weißer Hermelinschal.

der Hermelin nicht besonders gut in das Straßenbild. Er ist die geeignetste Ergänzung der Gesellschaftstoilette.

Der unvergleichlich schöne Hermelinmantel (Abb. 4) hat breite Einlagen von Point de Venise, die die Aermel unterbrechen und sich seitlich und unten als Abschluß entlangziehen. Die weiße Fläche wird nicht durch schwarze Spitzen unterbrochen, die man dafür dem dazugehörigen Muff in reicher Fülle gab. Auch aus dem Boden des kleinen Häubchens tauchen die Schweif-

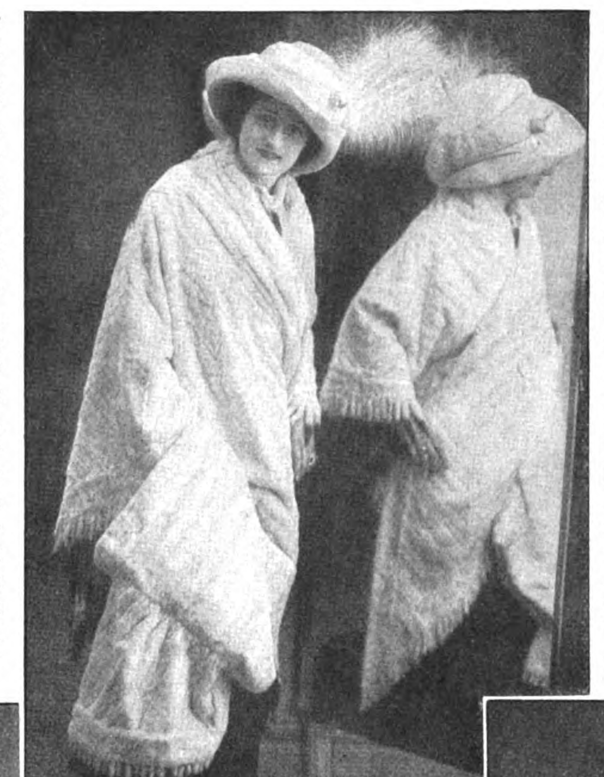


4. Ungeschwänzter Hermelinmantel mit Point de Venise.



5. Silberbrokatmantel mit Spitzen und Hermelin.

chen auf und hängen über dem eingekrausten, schwarzen Taftrand mit den schwarzen Reihern. — Die weißen Flächen des mit breitem Revers und viereckigem Schulterkragen geschmückten Mantels (Abb. 2) haben einen in drei Partien spitz zulaufenden Rahmen, dem die kleinen Schweife Abwechslung verleihen. Die kunstvolle Arbeit, die keine Naht aufkommen läßt, verhindert den Eindruck der Monotonie. Sehr apart ist die flache Form des Muffs, an dem sich das spitz Zustrebende der Mantelumrahmung wiederholt. Die kleine Hermelinglocke mit der seitlichen Pelzschleife bekommt durch die weißen Reiher ein graziöses Aussehen. — Ein wundervoller Abendmantel ist aus weißem, silberdurch-



Phot. Femina.

6. Zipfelig fallendes Hermelintuch.



wirktem Brokat gearbeitet, dessen tief über die Schultern fallender Spitzenkragen von einem breiten Hermelinstreifen umsäumt wird (Abb. 5). Eine Pelztoque umrahmt eng das Gesicht, ihre großen dichten Reiher berühren den Mantel. — Ganz eigenartig und wirksam heben sich der Skunksschal und die dunklen Aermelklappen von dem Hermelin ab (Abb. 1). Auch die Form des Hermelinhutes ist apart und besonders kleidsam durch die schwarze Samtunterkrempe. — Auch Maulwurf, dieses weiche, graue Fell, verbindet sich vorteilhaft mit Hermelin (Abb. 8). Der Schal, dessen einzelne Bahnen schräg nebeneinander herlaufen, wirkt reizend; die eine Seite hat eine breite Maulwurfeinfassung, während an der andern Seite die Schweife dicht aneinandergedrängt wie Fransen herabhängen. — Eine ähnliche Schweiffransengarnitur hat das Hermelintuch, das, in weiche Falten drapiert, die Gestalt verhüllt (Abb. 6). Dieses Tuch zeigt eine neue kapriziöse Form, vielmehr einen fügsamen Gegenstand, der jede Form anzunehmen bereit ist. Die einzelnen Felle sind in regelmäßigen Linien aneinander gereiht. Auch die große Fläche des Muffs ist schweiflos geblieben. — Vollkommen weiß ist der schmale Hermelinschal (Abb. 3) gehalten. Seidenposamenten mit langen Quasten raffen die Enden zusammen. Er liegt über einem weißen Chiffonkleid, hell und duftig wie der Chiffon selbst. Den flotten Hut umsäumt ein Hermelinstreifen, aus dessen Kokarde weiße Reiher hochstreben. — Für Gesellschaftszwecke eignet sich auch der





7. Hermelinmantel mit Stickereieinsätzen.

8. Hermelinstola und -muff mit Maulwurf.

weiße Schal besonders gut, der durch breite Einsätze aus weißer Seidenstickerei unterbrochen ist (Abb. 7). Geknüpfte Seidenfransen harmonieren mit der Stickerei. Auch die weiße Garnitur des Muffs, den zwei Reihen von Schweifen zieren, die kleine Toque und der desto größere Muff haben nichts mit dem bunten Bild der Straße gemein — sie sind der auserkorene Schmuck der eleganten Frau, die es sich leisten kann, sich für jede Stunde in passende, der Zeit und dem besonderen Zweck entsprechende Pelze zu hüllen. D. A.

Weihnachtzeit.

Plauderei von Margot Isbert.

Es ist etwas Eigenes um die Weihnachtzeit . . . Ich will nicht behaupten, diesen Satz zuerst geprägt, diesem Gedanken zuerst Ausdruck verliehen zu haben — ich will ihn nur nachsprechen wie den Refrain eines anspruchslosen, kleinen Volksliedchens, das in unserer Erinnerung alles Mögliche weckt, was da all die langen, grauen Werktage des Jahres hindurch still geschlummert hat.

Es ist etwas Eigenes um die Weihnachtzeit! — Auch für uns große, erwachsene Menschen, die wir mit ernsten, wichtigen Mienen durchs Leben gehen, für uns „Vernünftige", die wir das Kinderland mit seinen Märchen und seinem blinden, weltumfassenden Glauben längst schon hinter uns gelassen haben. — Auch für uns. . . .

Ich bin heute durch meine alte Vaterstadt gegangen mit unzähligen Paketchen unterm Arm: kleinen, weißen, von den bunten Bändchen der Schokoladengeschäfte umwunden, größeren, aus denen widerspenstig vielfach umwickelte Ecken und Kanten hervorsahen. — Den Liebfrauenberg ging ich hinunter, nach dem Römer zu; gerade in das Gewoge des Weihnachtsmarktes hinein, obwohl ich, genau genommen, dort gar nichts mehr zu suchen hatte. Aber (ich weiß nicht, ob es andern Leuten auch so geht) mich faßt in diesen Tagen immer eine Art Rausch: ein Verlangen, mitten drin zu stecken im Gewühl, ohne Schirm unter den tanzenden Schneeflocken zu schreiten; hier einem Bekannten zuzunicken, dem wie mir der lachende Kinderleichtsinn dieser Tage aus den Augen schaut; dort an einer Bude stehenzubleiben, wo tausend glitzernde Herrlichkeiten locken — und die Zeit, die kostbare Zeit im hellen Uebermut ungenutzt verstreichen zu lassen.

Der Römerberg in den Weihnachtstagen, das ist etwas ganz Besonderes! Etwas, das sich mit Worten nicht leicht sagen läßt: grüne Tannen und viel gelbes Laternenlicht, das sich hundertfach in all dem feilgebotenen Glitzerwerk der Buden spiegelt, und viele Menschen, die drängen und schieben und mit lauten Stimmen durcheinander reden, und die doch in dem tiefen Schnee so leise einhergehen, als trügen sie allesamt große, weiche Filzpantoffeln.

Die Nebengäßchen liegen ganz still mit ihren hohen, alten Giebelhäusern, und Haus Frauenstein an der Ecke trägt an Stelle seines schönen Frieses weiße, dicke Pelzverbrämung. — Es ist zu eng in den schmalen Straßen für großes Gedränge; und dann: ich meine immer, dort soll nicht viel Lärm und Getriebe sein! Es paßt schlecht zu der steifen Vornehmheit der alten Patrizierhäuser; die Leute, die darinnen wohnen, und dazu gehört auch eine alte, uralte Tante von mir, haben seit Generationen ein gut Teil auf Ruhe und Wohlanständigkeit gehalten. — Es ist, als käme man in eine andere, eine sehr stille und in der Zeit zurückgebliebene Welt, wenn man in eins dieser alten Häuser tritt.

Ich komme vom Markt herauf und lasse das Rufen der Händler, die vielen Stimmen und Laute, die da durcheinanderschwirren, langsam hinter mir verebben. Meine Paketchen . . .? Ja, richtig, die habe ich noch alle! Es ist fast ein Wunder, daß keins verloren ging. — Und nun hätte ich doch wahrhaftig bald vergessen, daß ich Tante Ursula noch besuchen wollte! — Viel Besuch liebt Tantchen nicht; immer nur zwei, drei Leute auf einmal; aber wenn Sie ungesehen mit mir zu der hohen, schmalen Tür hereinschlüpfen wollen, dann bitte!

Passen Sie auf: man stolpert leicht über die Schwelle, die sich da heimtückischerweise plötzlich mitten in dem dunklen Flur erhebt; aber wenn man dieses Hindernis glücklich überwunden hat, dann kann man ohne weitere Gefahren die breite, knarrende Treppe hinaufsteigen. Und, nicht wahr, nun merken Sie auch, warum ich Sie in dieses alte Haus führte? Damit auch Sie einmal den Weihnachtsduft empfinden sollen, der hier über allen Räumen liegt: den Geruch von Konfekt und Wachslichtchen auf grünen Tannenzweigen, von rotwangigen Aepfeln, die in der Ofenröhre schmoren, und dazwischen ganz zart und fein Tante Ursulas Lieblingsodeur: Lavendel und Rosenholz. Ich kann mir keine Weihnachten denken, ohne einmal schnuppernd und erwartungsvoll über Tantchens Flur gegangen zu sein und diese Festluft einzuatmen, die das Entzücken meiner Kindertage war!

Droben, über das Geländer gebeugt, steht Tantes alter Diener mit erhobenem Zeigefinger. Ja, richtig! Man muß leise gehen in Tante Ursulas Haus; Madame kann Lärm und laute Schritte nicht vertragen! Sie sitzt in ihrem Erkerstübchen am Fenster und verbirgt schnell etwas unter ihrer raschelnden Seidenschürze, als ich hereinkomme. Es war etwas Zartes von hellblauer Seide, das habe ich noch erspäht! Im Nebenzimmer steht ein kleiner Tannenbaum schon fast fertig geschmückt auf weißgedecktem Tischchen, und neben Tante, in einem der hohen, steifen Sessel mit den verblaßten Damastbezügen, lehnt ihr Freund, der Professor, in seinem tadellosen Frack mit den langen Schößen und erhebt sich würdevoll, um mich zu begrüßen.

Ich glaube, daß vor vielen Jahren, als der Professor noch ein Studiosus war und Tante mit blonden Flechtenschneckchen über den Ohren in hellblumigen Biedermeierkleidchen ging, die beiden ein Liebespaar waren. Freilich, das ist schon so lange her, daß sie es vielleicht selbst nicht mehr so recht wissen.

Ich setze mich, jung und übermütig, wie ich bin, ehrsam zu den beiden alten Leutchen und höre, was



der Professor zu erzählen hat. Denn erzählen kann er wie niemand sonst! Mir ist es immer, als sei er ein alter, weiser Magister, der von langer Pergamentrolle seinen Hörern in fließender, wohlgesetzter Rede vorliest. Jahrhunderte deutschen Volkslebens rollt er vor uns auf; alte Sprüchlein und Lieder deklamiert er, und die kindlich frommen Krippenspiele des Mittelalters schildert er anschaulich und lebenswahr. All die uralten Sagen und Sitten der heiligen Nacht werden lebendig in Tante Ursulas kleinem Erkerzimmer, und wir sitzen still und lauschen und sehen die heiligen drei Könige rastlos durch die Wüste wandern, immer dem hellen, führenden Stern nach; hören weit, weit draußen in der verschneiten Einsamkeit der Felder, fern in der Dunkelheit der Nacht, die alten Heidengötter mit Sturm und Schnee daherbrausen, denn in den Julnächten besuchen sie die Erde, um allerhand krauses, tolles Spukwerk zu treiben. —

Der Professor erzählt! Er plaudert liebenswürdig und anmutig und neigt sich dabei ritterlich und galant bald zu Tante, bald zu mir. Ab und zu klirrt eine unserer Tassen leise wie ein Glöckchen, und der Klang zieht tönend bis in den fernsten Winkel des kleinen Raumes. Der alte Mann spricht von seiner Kindheit; mit der lächelnden Resignation abgeklärter Menschen, die ruhig von all den vergangenen Wünschen und Träumen reden können. Sie haben gelernt das Leben tragen: ohne Jubel, aber auch ohne Furcht; sie sind still geworden und haben keine Hoffnungen und kein stürmisches Verlangen mehr. Wir Jungen, die wir mitten im Leben stehen, kennen dieses ruhige, wissende und vielleicht ein wenig bittere Lächeln noch nicht. Und wir brauchen es nicht zu kennen! Unsere Wünsche und Träume schreiten noch in langer Kette wie frohe Kinder, die um den Weihnachtsbaum Ringelreihen tanzen. Der Baum aber ist unser Leben; und die spielenden Kinder merken es nicht, daß die Lichter daran, die gelben, grünen und roten, langsam verglimmen. Bis einer kommt, und sie mahnt: „Nun müßt ihr stille sein und zur Ruhe gehen!" Dann schauen sie mit erschreckten Kinderaugen: ach! Schon zu Ende . . .? Und können doch mit allen Bitten die Frist nicht verlängern.

Es ist etwas Eigenes um die Weihnachtzeit; glaubt ihr es nun? Und wollt ihr in diesen Tagen nicht einmal mitten im Getriebe stehenbleiben und euch umschauen? Ausblicken, ob die Menschen, die euch Weggefährten sind, noch ein Leuchten in den Augen und ein Lachen auf den Lippen haben? Und wenn dieses Leuchten und dieses Lachen erloschen sein sollte, wollt ihr nicht versuchen, es wieder anzuzünden? Denn was das Jahr brachte, alles Leid und die grauen Alltagsorgen und allen Groll und Zorn, das sollt ihr übermütig wie frohe Kinder zum alten Gerümpel in die Ecke werfen, daß es euch die Freude dieser Tage nicht verdirbt. Und ihr sollt mit vollen, reichen Händen geben; euch selbst und andern Zuversicht und Freudigkeit für ein ganzes, langes Jahr. —

Die kleine Rokokouhr im Nebenzimmer tut sieben helle, dünne Schläge. Der Professor erzählt noch immer und malt uns ein Bild nach dem andern: — Ein Bauernhaus droben auf dem Westerwald. Es liegt ganz still und dunkel, nur in der Giebelstube flammt um Mitternacht ein Lichtschein auf. Da hat die junge Bauerntochter ihre Kerze angezündet; die braunen Flechten fallen ihr schwer über die nackten Schultern; von Kälte geschüttelt, mit erwartungsvollen Augen schaut sie in ein Stück Spiegelglas. — Im Volk lebt der Glaube, daß sie ihres zukünftigen Liebsten Züge darin erkennen wird! — Drunten stampfen durch den Schnee ein paar Burschen vorbei, die vom Julfeuer kommen; ihre Schritte verhallen lautlos, aber die jungen, gedämpften Stimmen klingen leise zu dem Mädchen hinauf:

„Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Ein anderes Bild in einem andern Land: drüben, über dem Kanal, denn auch dort ist der Professor schon gewesen. — In breiter Halle ein offenes Kaminfeuer; kostbare Teppiche in warmen, orientalischen Farbenmustern; dahinein haben persische Frauen ihre heißen Träume gewoben, Träume, die nimmer und nimmer Wirklichkeit wurden . . .

Und nun geht über diesen Teppich ein kühles, blondes Britenkind. Mit einer Perlenkette um den weißen Hals und einem diskreten Rauschen ihres hellen, köstlichen Seidenkleides geht sie; sie hat ein Lächeln auf dem jungen Gesichtchen, das sehr stolz und sehr, sehr unnahbar ist! — Aber unter dem Mistelzweig, der da von rotem Band umwunden unter dem Kronleuchter hängt — nein, es ist nicht zu glauben! — da hält doch ein langer, blonder Junge die kleine Stolze plötzlich umfangen und küßt sie mitten auf den roten Mund!

Tantchen errötet hinter ihrem Fächer; ein ganz klein wenig nur, aber ich merke es doch! — Ueber ihrem Stuhl hängt zwischen Tannen und Ilex auch ein kleines, fahlgrünes Zweiglein mit mattweißen Perlenfrüchtchen. Aber hier natürlich, in diesen ehrwürdigen Räumen, wo sogar ein Tunichtgut wie ich ganz von selbst ein ehrpusseliges Gesicht aufsetzt, hat dieser Zweig keine Bedeutung! Gar keine! — Und der Kuß, den der Professor beim Abschied auf Tante Ursulas weiße Greisenhand drückt, ist durchaus keine Ausnahme von der Regel. —

Langsam und leise steige ich die knarrenden Treppen hinunter und gehe allein durch die Stille der verschneiten Straßen nach Hause. Das Schneetreiben hat nun aufgehört, und der Mond steht groß und weiß hinter den dunklen, grotesken Formen der Giebel und Dächer. — Hinter altmodischen, bleigefaßten Scheibchen glimmen Lichter auf. Und jedes Kind in der großen Stadt wird heute abend vor dem Einschlafen noch einmal glücklich und erwartungsvoll flüstern: „Morgen! Morgen!"

Ein ungeduldiges Trippeln von Kinderfüßchen, ein Raunen und geheimnisvolles Flüstern in allen Ecken und Winkeln — alte Lieder und alte Gedanken, alte Wünsche, die wieder erwachen in diesen Tagen, und ein singender, klingender Frohsinn, der alles übertönt, durch dessen Melodie nur ganz leise und zart ein Trauern um das verlorene Märchenland der Kindheit mittönt: das ist die heilige Weihnacht; — Lichterglanz auf harzduftenden Tannenzweigen, ein Mistelzweig über der Tür, ein kecker Kuß auf frischen Mädchenlippen und in erwartungsvollen Kinderaugen ein großes, gläubiges Staunen! —

Es ist etwas Eigenes um die Weihnachtzeit . . .!



Vergessenes Spielzeug.

Plauderei von Peter Fernau.

Wer auf Kinder einwirken will, der muß vor allen Dingen Ruhe mitbringen. Ein lautes, lärmendes Spiel ist meist von kurzer Freude; alles dauernde Glück ist still und tut beinah heimlich. Und das scheint man heutigestags in unserer lauten Zeit vergessen zu haben, und deshalb trägt man in den stillen Hafen der Kinderstube nur zu gern Spielzeuge, die unruhig stimmen, und hat viel alte gute Spielsachen vergessen.

Es muß einem Kind mit seinem Spielzeug gehen, wie es einem mit einem echten Freund gehen soll; ein echter Freund soll uns auch dann freuen, wenn wir ihn bei uns schweigend sitzen sehen; er soll es nicht nötig haben, erst viel zu reden; seine stille Nähe allein soll uns Angenehmes sagen. So beredt und behaglich soll auch das stille, ruhende Spielzeug sein. Es soll friedlich, harmlos und unaufdringlich sein. Es soll nicht klugschnackerisch sein, da es sonst das Kind zur Altklugheit verleitet.

Unsere heutigen Spielzeuge sind aber oft ausgeklügelt und verstandeskalt. Das waren die früheren Spielzeuge nicht; sie waren einfältig in der edelsten Bedeutung des Wortes, und deshab sagten sie den kleinen Einfältigen vieltausendmal mehr als die hypermodernen Kunstspielzeuge, die ja schließlich doch nur ewig ihre eine einzige Lektion abschnarren können.

Die heutigen Spielzeuge gehen wie Faust an ihrem Wissen entzwei; sie wollen nichts von stillem Behagen wissen; sie wollen und sollen belehren; wohl gar auf dem Gebiet der Technik. Daran dachte man früher nicht.

Besonders in den großen Städten scheint manch altes Spielzeug längst vergessen, das früher in hohen Ehren stand. Manche dieser Spielereien passen nicht ins großstädtische Straßengetriebe; andere nicht in die Etage des Großstadthauses; manche schwanden mit der Mode, der sie mehr oder weniger geschmackvoll angepaßt waren.

Wenn im kinematographischen Theater eine tragische Kinderszene — wie das häufig passiert — geboten wird, indem das Kind vom vorbeirasenden Automobil überfahren wird, so spielt da jedesmal der Ball oder der Reifen seine verhängnisvolle Rolle: das Kind hat nur Augen für sein Spielzeug, das gerade über den Fahrdamm trudelt, und plötzlich ist das Unglück da. Wie groß mag wohl in einer großen Stadt die Zahl solcher Reifen, Bälle und Kugeln sein, die verständige Mütter deshalb zur rechten Zeit beiseite bringen, wenn die Kleinen nicht daran denken; wie innig hofft dabei so eine Mutter, daß diese Gaben kinderfremder Onkels nun auch vergessen bleiben mögen. In der Theorie mag es ja ganz annehmbar klingen, daß die Kleinen mit ihrem Ball in den schönen Anlagen spielen können; aber neben jeder Anlage läuft irgendeine asphaltierte Straße her, auf der Autos rasen, und das Kinderfräulein, das dann beständig aufpassen muß, daß nur ja der Ball nicht gleichzeitig mit einem Kraftwagen des Weges rollt, ist nicht zu beneiden; ein Kind mit einem Ball oder Reifen ist noch dreimal so schwer zu behüten wie ein Kind mit einer Puppe oder einem Wägelchen. Nebenbei fallen solche Bälle noch hin und wieder auf den Rasen, dem das Betreten auch nicht bekömmlich ist.

Bekanntlich vergessen Kinder schnell, was sie nicht mehr zu Gesicht bekommen. Jedes gesunde Kind hat ein Gefühl des Reichtums, weil ihm alles zu gehören scheint; es ist das ein Gefühl, das nur wenige sich ins spätere, große Leben hinüberretten, und das jeden Verlust im jubelnden Lachen ob all der andern Schätze vergessen läßt.

In noch dunkleres Vergessen aber tauche man jene Spielzeuge, die auch in stillere Gegenden Gefahren tragen. Hier sorgt gewöhnlich schon die Polizei, die seit der allgemeinen Errichtung der Spielplätze in unsern großen Städten auch mit ihren Verboten ein leichtes Spiel hat. Man denke hier z. B. an jene Propellerspiele, bei denen scharfrandige, blecherne Flügel durch eine Drehscheibe in die Höhe gewirbelt wurden; es sind damals — so vor zwei Jahren — als dies teuflische Spiel aufkam, Vorübergehenden schwere Verletzungen durch diese herumfliegenden Scheiben beigebracht worden; es konnte bei der Schärfe der Instrumente ein Auge damals glatt durchschnitten werden. Auch das vor etwa einem Vierteljahrhundert moderne „Krikri“ gehört hierher; dieses Skandalspielzeug hatte eine Metallplatte, die bei gelindestem Druck einen gellen, klirrenden Ton von sich gab; der Ton klang so kreischend, und das ganze Ding war so unscheinbar und winzig, daß Leute und Kinder, die Freude am sinnlosen Lärm hatten, jederzeit es in ihrer Jackentasche losknallen lassen konnten. Das „Krikri“ machte Pferde scheu und Menschen rasend; seine Unterdrückung war schwierig, weil es eben so ganz versteckt getragen werden konnte. Seien wir froh, daß es in Sachen dieser falschen Kinderkunst eine so vernünftige Zensur gibt.

Wo der Schaden aber weniger offenkundig ist, wird bei schlimmen Spielen die Klugheit der Mütter schon selber für Fernhaltung des Unerfreulichen sorgen; dies gilt besonders auch für jene Spiele, die geschmackloserweise in den Kinderstubenfrieden das Grausen tragen und mit Entsetzen Scherz treiben wollen.

Auch so etwas kommt nämlich vor. Nicht nur unserer erfinderwütigen Zeit war es vorbehalten geblieben, Kinderspielzeuge feilbieten zu wollen, die Guillotinen in Tätigkeit darstellen; so etwas hat es schon früher gegeben, und zwar zu Goethes Zeiten. Goethes Mutter äußert sich in ihrer prächtigen Art darüber in einem Brief an ihren Sohn in Weimar; sie schreibt: „Lieber Sohn! Alles, was ich Dir zu Gefallen tun kann, geschieht gern und macht mir selbst Freude, aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen — das tue ich um keinen Preis, wäre ich Obrigkeit, die Verfertiger hätten ans Halseisen gemußt, und die Maschine hätte ich durch den Schinder öffentlich verbrennen lassen — was? Die Jugend mit so etwas Abscheulichem spielen zu lassen, ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hände zu geben — nein, da wird nichts draus.“

Diesem Brief muß jede vernünftige Mutter froh zustimmen.

In Vergessenheit sinken auch jene Spielsachen, deren Name uns schon sagt, daß sie einer Modelaune ihre Entstehung verdanken. Wenn auch Zeppelins Name bei ernsten Forschern nie verklingt, in den Kinderstuben



ist er jetzt schon verschollen; vor ein paar Jahren aber, als es noch gar keine Aeroplane gab, da spielte der Knabe mit einem „Zeppelin“, einem Fluginstrument, und das kleine Mädchen hatte wohl gar eine Wollpuppe mit den Zügen und der Tracht des hochstrebenden Grafen, der damals der populärste Mann seines Vaterlandes war. Aehnlich verdankte der „Teddybär“ sein rasend schnelles Emporkommen einer Laune Amerikas, das seinen Präsidenten durch die Bezeichnung des Spielzeugs mit seinem Vornamen so sinnig ehrte.

Es will oft so erscheinen, als wenn die Freude an simpeln Spielzeugen im Schwinden sei, als wenn einfache Spielereien vergessen würden, als wenn eine raffinierte Technik immer raffiniertere Künste aushecke. Oft wird da allerdings ganz Erstaunliches geboten!

Als vor einigen Jahren der kürzlich verstorbene König von Siam Berlin besuchte, beabsichtigte er auch, in einem großen Kaufhaus Spielwaren einzukaufen. Die Firma erfuhr ein paar Tage vorher von dieser Absicht und beschloß, dem erlauchten Einkäufer Verblüffendes zu zeigen. Als Fingerzeig galt die Meldung, daß der Monarch tags zuvor die Anlagen für elektrische Funkentelegraphie in Nauen besehen wollte. Sofort wurden Künstler beauftragt, die ganze funkentelegraphische Anlage Nauens in zierlichem Metallmodell genau und niedlich nachzubilden, und als der König in der Spielwarenausstellung erschien, da flatterte — genau wie in der größeren Wirklichkeit am vorigen Tag — vom Turm der Telegraphenanlage die siamesische Elefantenflagge. Natürlich wurde das Kunstwerk gekauft.

Doch soll damals der hohe Käufer ganz besonders an Puppen Gefallen gefunden haben und eine seinem Kinderreichtum entsprechende Anzahl solcher Puppen ausgewählt haben.

Wie oft hören wir die Klage verständiger Pädagogen über den Unfug der zu komplizierten Spielzeuge. So klagte erst kürzlich H. F. Hoffmann über das verschwundene und vergessene Steckenpferd. Tatsächlich steht, wenn wir das Wort „Steckenpferd“ hören, leicht ein Bild aus Ludwig Richters vergangenen Biedermeiertagen vor uns; wenn der alte, liebe Meister die guten Eltern mit ihren Kleinen auf dem Spaziergang malte, so symbolisierte der Knabe seine gesunde Keckheit gewöhnlich im Tummeln des Steckenpferdes. Hoffmann meint: „Das Steckenpferd verdient die Zurücksetzung, die es erfahren hat, ganz gewiß nicht. Durch welches andere Pferdespielzeug könnte es ersetzt werden? Schaukelpferd oder Räderpferd — was sind sie gegen das muntere Roß, das wirkliche, lebendige Beine hat, das treulich mit dem Reiterlein springt, wohin es gelenkt wird, und das erst müde wird, wenn auch sein Herr nicht mehr mag.“

Jeder Vernünftige stimmt hier wohl dem Pädagogen zu. Ist aber in Wirklichkeit das Steckenpferd so ganz vergessen? Ist es ganz aus der Mode gekommen, wie die Wiege aus der Mode kam?

Ein Blick in alle Spielwarengeschäfte belehrt uns des Gegenteils: da sehen wir auch in den Läden der großen Städte überall noch Steckenpferde in Scharen. Es scheinen wohl also nur gewisse großstädtische Kreise zu sein, die nach künstlicheren und moderneren Spielsachen Verlangen tragen.

Auf alle Fälle aber ist ein Kind, das an ganz einfachen Spielereien sein Behagen findet, nicht zu bedauern. Ganz im Gegenteil! Wohl ihm, wenn es gar ein Spiel findet oder erdenkt, bei dem sein kleines Gehirn sich so recht ausruhen kann. Mit Unruhe ist den Kleinen gar nicht gedient.

Deshalb wollen wir auch das Abhandenkommen der Wiege nicht bedauern, weil ihr Geschaukel nichts weiter bedeutete als unvernünftige Unruhe. Das Wiegenlied, das früher noch dazu kam und jetzt nur noch in Märchen an den Wiegen von Königskindern erklingt, war auch nur vom Uebel. In ihren Kissen sollen die Kinder nicht schaukeln und Musik hören, sondern schlafen, und die Spielsachen, die so geartet sind, daß sie gefahrlos mit ins Bett genommen werden können, sind immer die besten.

Bilder aus aller Welt.

Zwei bekannte deutsche Gelehrte haben in diesen Tagen ihren 60. Geburtstag gefeiert, nämlich Professor Dr. Martin Hartmann, Professor des Arabischen am Orientalischen Seminar in Berlin, und der Erlanger Philosoph Professor Dr. Falckenberg. Hartmann hat 11 Jahre lang in amtlicher Stellung in Vorderasien gelebt und ist einer der gründlichsten Kenner der Sprachen des Islams. Seine große Reise nach Ostturkestan brachte die wertvollsten Resultate. Professor Falckenberg ist ein in den gelehrten Kreisen sehr geschätzter Vertreter der philosophischen Wissenschaft. — In Osnabrück verschied der frühere Präsident des Reichspatentamts Dr. Gustav Stüwe im Alter von 78 Jahren. Der verdiente Beamte leitete das Reichspatentamt in den Jahren 1881 bis 1888; später war er Regierungspräsident in Osnabrück. Eine Zeitlang gehörte er auch dem Abgeordnetenhaus an.

Die Technische Hochschule in Darmstadt hat Herrn Kommer-


Phot. Noack.

Prof. Dr. M. Hartmann,
Berlin, erfolgreicher Orientalist, wurde 60 Jahre alt.



Prof. Dr. R. Falckenberg,
Erlangen, bekannter Philosoph, feierte seinen 60. Geburtstag.



Wirkl. Geh. Rat Dr. G. Stüwe †
früherer Regierungspräsident in Osnabrück.



Komm.-Rat Heinrich Kleyer
wurde zum Dr.-Ing. h. c. ernannt.

Eine mondhelle Winternacht im Engadin.

St. Moritz im Schnee, im Vordergrund das Segantini-Denkmal von Bistolfi.

zienrat Heinrich Kleyer, den Generaldirektor der Adlerwerke in Frankfurt a. M., in Anbetracht seiner Verdienste um die deutsche Fahrrad- und Automobilindustrie durch die Verleihung des Titels Dr.-Ing. honoris causa geehrt.

Die St. Moritzer Wintersaison hat wieder einmal begonnen. Die Seen des Engadins haben sich in die schönsten Eisbahnen verwandelt, die Berge sind mit frischem Schnee bedeckt, und die eleganten Reisenden, die die sportlichen Herrlichkeiten einer der schönsten Winterlandschaften der Welt genießen wollen, treffen schon jetzt aus aller Herren Ländern ein.



1. Ltn. v. Bojanowski. 2. Frl. E. v. Wartenberg. 3. Ltn. v. Gallwitz. 4. Frl. v. Schultz. 5. Frl. v. Niebelschütz. 6. Fr. v. Mülverstedt. 7. Frl. v. Schultz. 8. Fr. v. Lattdorf. 9. Ltn. v. Proeck. 10. Erdmann v. Heynitz. 11. Agnes v. Schultz.

Vom Fest des Zentralhilfsvereins der Adelsgenossenschaft im Berliner Abgeordnetenhaus.

Zum Besten des Zentralhilfsvereins der Deutschen Adelsgenossenschaft wurde im Abgeordnetenhaus ein Nachmittagstee mit Aufführungen veranstaltet.

Der Barnum Englands, der allgemein „Lord" titulierte Zirkusleiter George Sanger, ist dem Mordanschlag eines Arbeiters zum Opfer gefallen.

Der bekannte Berliner Theaterkritiker und Reiseschriftsteller Eugen Zabel, einer unserer bekanntesten Publizisten, vollendete sein 60. Lebensjahr.

Der Kaiser hat den bisherigen Regierungsrat Dr. August Weber zum Direktor im Reichsgesundheitsamt und zum Geh. Regierungsrat ernannt.

Der Verein der Deutschen Stärkezucker- und Sirupindustrie beging in Berlin die Hundertjahrfeier des Stärkezuckers.



Eugen Zabel,
bekannter Schriftsteller und Journalist, wurde 60 Jahre alt.

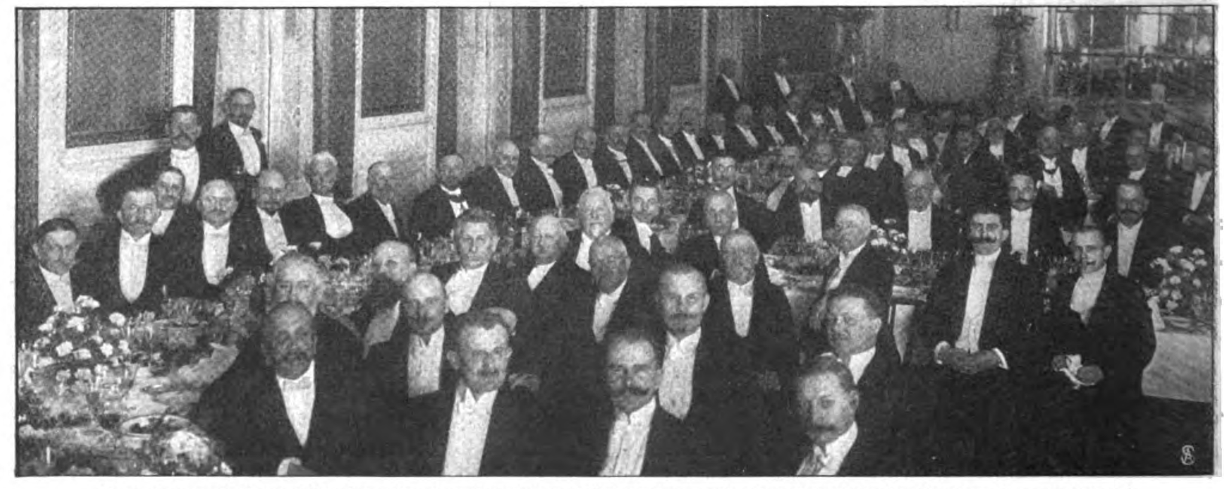


George Sanger, der sogenannte „Lord",
Englands „Barnum", wurde ermordet.



Atel. Bieber.

Reg.-Rat Dr. August Weber
vom Kaiserlichen Gesundheitsamt wurde zum Direktor und Geheimen Regierungsrat ernannt.



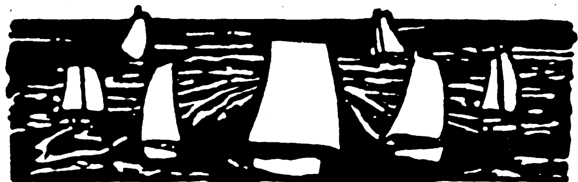
Von der Jubiläumsfeier des Vereins Deutscher Stärkezucker- und Sirupindustrie in Berlin: Das Festmahl.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 52. | Berlin, den 30. Dezember 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.



Die sieben Tage der Woche.

19. Dezember.

Die Kronprinzessin Cecilie wird von einem Sohn glücklich entbunden. Die Nachricht von diesem Familienzuwachs im Hohenzollernhaus wird im ganzen Reich mit großer Freude begrüßt.

Während der Marokkodebatte in der französischen Deputiertenkammer kommt es zu stürmischen Szenen, da der Sozialist Jaurès die französische Marokkopolitik heftig angreift.

Infolge des Konfliktes mit Rußland demissioniert das einem Kompromiß geneigte persische Kabinett Samsan.

20. Dezember.

Der Gouverneur von Samoa Dr. Solf (Portr. S. 2193) wird zum Staatssekretär des Reichskolonialamtes ernannt, das er bisher provisorisch leitete.

Die französische Deputiertenkammer nimmt das deutsch-französische Marokkoabkommen mit 393 gegen 36 Stimmen an.

Das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten beschließt die bereits vom Präsidenten und vom Senat genehmigte Resolution, durch die wegen der Paßfrage der Handelsvertrag mit Rußland gekündigt wird.

In der Berliner Medizinischen Gesellschaft hält Geheimrat Prof. Dr. von Wassermann (Portr. S. 2196) einen Aufsehen erregenden Vortrag über neue Forschungen zur Heilung von Geschwülsten.

Auf der Oase Birtobras bei Tripolis (s. Karte S. 2189) kommt es zu einem ernsten Gefecht zwischen Türken und Italienern. — Eine italienische Kolonne, die die Oase besetzen will, entgeht mit großer Mühe der Umzingelung und muß sich unter schweren Verlusten auf Ainzara zurückziehen.

Aus Lhassa und andern tibetanischen Städten kommt die Nachricht, daß chinesische Soldaten sich empört und Plünderungen verübt haben.

21. Dezember.

An der französischen und englischen Küste wüten heftige Stürme.

Anglo-ägyptische Truppen besetzen im Einverständnis mit der Türkei das Gebiet von Solum im Osten der Cyrenaika.

Bei Djulfa an der russisch-persischen Grenze wird eine russische Truppenabteilung von den Persern überfallen. Zugleich erfolgt ein Angriff auf Mannschaften der russischen Konsulatswache in Täbris.

22. Dezember.

Das Kriegsgericht in Toulon spricht den Kommandanten und die Offiziere der „Liberté" von der Anklage frei, die Explosion des Schlachtschiffes verschuldet zu haben.

Aus dem Jonischen Meer kommt die Nachricht von bedrohlichen Manövern italienischer Kriegsschiffe an der Bai von Durazzo.

Der persische Geschäftsträger in St. Petersburg erklärt dem russischen Auswärtigen Amt, Persien nehme alle Forderungen des russischen Ultimatums an.

In der Kaserne des 19. portugiesischen Infanterieregiments in Braga kommt es zu einer ernsten Meuterei.

Infolge der regnerischen Witterung treten die Fulda, die Eder und einige Nebenflüsse des Rheins über die Ufer, so daß an einigen Stellen die Eisenbahnverbindungen gefährdet werden.

Der ägyptische Postdampfer „Menzaleh", der mit einer großen Geldsumme an Bord von Hodeidah nach Jemen fährt, wird von dem italienischen Kriegsschiff „Puglia" angehalten und beschlagnahmt.

Die italienische Regierung protestiert dagegen, daß die Türken durch die Haager Konvention verbotene Geschosse gebrauchen, und weist die gleiche Beschuldigung, die von den Türken gegen Italien erhoben wurde, energisch zurück.

23. Dezember.

Aus Konstantinopel kommt die offizielle Meldung, daß die Italiener von türkischen Truppen aus der Stadt Sansur an der tripolitanischen Küste vertrieben worden sind.

Die russische Reichsduma wird durch einen kaiserlichen Ukas vertagt.

Aus Tokio verlautet, daß Japan für den Fall des Scheiterns des Schanghaier Friedenskongresses eine militärische Expedition nach China vorbereitet.

Auf Zeche „Teutoburgia" bei Dortmund werden durch eine Schlagwetterexplosion sechs Bergleute getötet.

Die Presse als Pionier für die deutsche Exportindustrie.

Von Generaldirektor Albert Willner.

Im Jahr 1910 erreichte der Außenhandel des deutschen Zollgebiets einen Wert von über $17\frac{1}{2}$ Milliarden Mark und hat damit die schon seit längerer Zeit eingenommene zweite Stelle hinter Großbritannien, das mit annähernd $24\frac{3}{4}$ Milliarden Mark an der Spitze steht, behauptet. Allein in den letzten zehn Jahren hat der Wert des deutschen Außenhandels um etwa 70 Prozent zugenommen, schneller als der seiner Hauptmitbewerber am Weltmarkt. Während 1901 der Anteil des deutschen Zollgebiets am Gesamtaußenhandel der Erde 11,4 Prozent gegenüber 19,1 Prozent England und 10,5 Prozent der Vereinigten Staaten von Amerika betrug, war im Jahr 1909 der deutsche Anteil am Gesamtaußenhandel der Welt auf 12,5 Prozent gestiegen, der englische auf 17 Prozent, der amerikanische auf 9,5 Prozent gesunken, und im Jahr 1910, für das in bezug auf einzelne entlegene Staaten ab-



schließende Zahlen noch nicht vorliegen, wird in dieser Entwicklungsrichtung, soweit die drei Hauptindustrieländer in Betracht kommen, eine Aenderung sicherlich nicht eintreten.

Diese kalten Zahlen gewinnen Leben, wenn man aus ihnen die berechtigte Folgerung zieht, daß (die Angehörigen der Gewerbstätigen mit eingerechnet) rund ein Sechstel bis ein Fünftel der gesamten deutschen Bevölkerung von ihrer Beschäftigung für die Bedürfnisse des deutschen Außenhandels leben. Dem raschen Siegeszug des deutschen Außenhandels entspricht während der letzten 25 Jahre eine ebenmäßig unserm kulturellen Stand wie der Wirtschafts- und Wehrkraft unseres Volkes zugute kommende Vermehrung des nationalen Wohlstandes; zugleich aber ist unbeschadet unserer noch immer verhältnismäßig hohen Bevölkerungzunahme die Auswanderung in schneller Folge auf den zehnten Teil der früheren Zahl gesunken. Das einst vom Reichskanzler Grafen von Caprivi gebrauchte, erst jüngst vom Grafen von Posadowsky-Wehner wiederholte Wort hat sich bewahrheitet: „Wir haben es gelernt, statt der Menschen Waren zu exportieren."

In der Volkswirtschaft hat es eine Zeit gegeben, in der mit Aufwand vielen Scharfsinns darüber gestritten wurde, ob es hinsichtlich der Ausbreitungsmöglichkeiten des Außenhandels richtiger wäre, zu sagen: „Der Handel folgt der Flagge", dergestalt, daß man auf überseeische wirtschaftliche Erfolge nur da rechnen könne, wo vorher maritime Machtentfaltung den Boden aufnahmefähig gestaltet hat, oder ob man nicht umgekehrt die Forderung aufstellen müsse, daß die Flagge dem Handel zu folgen habe. Man weiß heute, daß entsprechend der Verschiedenheit der nationalen Entwicklung und Eigenart bald der eine, bald der andere Satz vermehrten Anspruch auf Gültigkeit hat, und man hat heute vor allem erkannt, daß es bei der Kompliziertheit der den Außenhandel betreffenden Verhältnisse überhaupt nicht möglich ist, seine Existenzbedingungen auf die einfachsten Formeln zurückzuführen. Mit dem gleichen Recht, wie man vermeint, daß die Flagge dem Handel voranzugehen oder zu folgen habe, kann man den Satz formulieren, der Handel folge der Presse, oder auch umgekehrt, die Presse hat dem Handel zu folgen, um seine Augenblickserfolge zu dauernden zu gestalten. Heute wissen wir: Erfolge konnten wir nur erzielen, und ihre Wirkungen können wir nur festhalten in dauernder Wechselwirkung zwischen hoher wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und beharrlicher Anwendung aller hierzu dienender Mittel, der mechanischen, die der Einfachheit halber unter dem zum Schlagwort gewordenen Ausdruck Seegeltung zusammengefaßt werden sollen, wie der ideellen, der Presse.

Wer ohne Kenntnis der Einzelheiten nur die Steigerung der Zahlen des deutschen Außenhandels im allgemeinen und der noch im rascheren Prozentsatz gewachsenen deutschen Ausfuhr im besonderen betrachtet, der ahnt nicht, unter welchen beinah täglich zunehmenden Schwierigkeiten solche Erfolge haben erkämpft werden müssen. Immer gewaltiger türmten sich die Zollschranken in den einzelnen Ländern und erreichten in manchen jahrzehntelang von unsern Exporteuren bearbeiteten Gebieten eine fast prohibitive, ganze Industrien unseres Vaterlandes lahmlegende Höhe. Immer mächtiger wuchs auch, unterstützt durch die früher erfolgte Uebertragung deutscher Arbeitsmaschinen und Arbeitsmethoden, die eigene Industrie der Länder, die vordem Ziele unserer Ausfuhr gewesen sind. Immer stärker und zielbewußter erfand schließlich der Neid der aus der ehemaligen Allein- oder Vorherrschaft vertriebenen Konkurrenten Machinationen zur methodischen Herabsetzung und Bekämpfung der Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes.

Max Eyth erzählt in seinem die Anfänge der deutschen industriellen Betätigung mit so poetischem Hauch verklärenden schönen Buch „Hinter Pflug und Schraubstock" einmal in halb humoristischer Form, wie er in den sechziger Jahren als Ingenieur die Fowler-Dampfpflüge in Aegypten vertrat und sich eines plötzlich unter großem Tamtam auftretenden englischen Konkurrenten nicht anders erwehren konnte als dadurch, daß er im Beisein des Vizekönigs und aller Notabilitäten ein großes Wettpflügen auf dem schweren trockenen Boden arrangierte. Das Ergebnis dieses fairen Wettkampfes war aus den mannigfachsten Gründen für den Konkurrenten außerordentlich ungünstig. Nicht so die Folgeerscheinung. Denn der von dem Wettbewerber veranlaßte, in ganz Aegypten verbreitete Presseberícht stellte die Dinge derartig auf den Kopf, daß selbst der Vizekönig von Aegypten, der doch Augenzeuge des für den Gegner vernichtenden Wettkampfes war, sich eine Anzahl der Konkurrenzpflüge zum großen Aerger Max Eyths bestellte. Wen Neigung oder Beruf viel ins Ausland führen, der erlebt noch heute Seitenstücke solcher Art auch in den sogenannten Kulturländern zu Dutzenden, ganz zu schweigen von den wichtigen Absatzgebieten, in denen das, was wir unter dem Begriff der Allgemeinbildung verstehen, nur bei einer ganz dünnen Oberschicht und auch da keineswegs ausreichend vertreten ist. Mir ist es auf der andern Seite des Ozeans wiederholt, selbst in der sogenannten guten Gesellschaft, passiert, daß ich ganz ernsthaft gefragt worden bin, ob wir auch in Deutschland schon Automobile, Telephon, elektrisches Licht und Fahrstühle besäßen, und die Auffassung, daß die Elektrizität eine Erfindung Edisons wäre, ist im angelsächsischen wie im lateinischen Amerika weithin geradezu ein Glaubensatz geworden. Wo immer man im Ausland und insbesondere über See mit deutschen Kaufleuten und Industriellen zusammentrifft, in Nord- und Südamerika wie in Asien, ertönt übereinstimmend die Klage, daß gegenüber den von der ausländischen Presse systematisch genährten und oft in der albernsten und verlogensten Weise begründeten Herabsetzungen und Verunglimpfungen der deutschen Produktion die Aufklärungs- und Propagierungsarbeit der deutschen Presse noch dringender Verstärkung und Vertiefung bedarf.

Wie wichtig nach dieser Richtung hin selbst Zufälligkeiten werden können, das zeigt mir ein kleines Erlebnis, das ich im Hochsommer dieses Jahres hatte, und das wegen der Gleichheit der Oertlichkeit beinah ein Gegenstück zu der oben wiedergegebenen Erzählung Max Eyths bilden kann. Machte ich da im Turnsaal eines Ostasienfahrers nach Verlassen des Hafens von Genua die übliche oberflächliche Bekanntschaft eines ägyptischen Großgrundbesitzers, der sich ebenso sehr durch ein schlechtes, mit zahlreichen Gutturallauten untermischtes Englisch wie durch große, in der unmöglichsten Weise zum Körperschmuck verwandte Diamanten auszeichnete. Schon am nächsten Morgen kam mein neuer Freund mit einer alten zerlesenen deutschen Zeitung auf mich zu,



die von irgendeinem Passagier im Rauchsalon liegen gelassen worden war, und bat mich aufs dringendste, ihm eine Annonce zu übersetzen, von der er nur das übrigens noch nicht einmal sehr deutliche Klischee, ein paar landwirtschaftliche Maschinen darstellend, verstanden hatte. Hierauf klagte er mir, daß auf seinen ausgedehnten Besitzungen sich noch keine von den bisherigen fremdländischen Maschinen bewährt hätte, und es war nicht sehr schwer, ihn dazu zu veranlassen, mit der annoncierten deutschen einmal einen Versuch zu machen, der hoffentlich gut ausgefallen ist.

Von solchen und ähnlichen immerhin erfreulichen Zufälligkeiten darf indes eine Gütererzeugung von dem Umfang der deutschen mit ihrer starken Notwendigkeit, zu exportieren, nicht abhängig sein.

Konnten wir im Anfang des ungewöhnlich schnellen Wachstums unserer Ausfuhr nicht zugleich an die organische Ausgestaltung aller ihrer Hilfsmittel gehen, so ist es jetzt gewiß hohe Zeit, das Versäumte nachzuholen und auch in dieser Beziehung von demjenigen Ausland zu lernen, das früher auf dem Weltmarkt sein konnte als wir, und dem infolgedessen manche Vorbedingungen des internationalen Absatzes besser in Fleisch und Blut übergegangen sind als unsern Landsleuten.

So kann es in der nach vorwärts und aufwärts gerichteten Bewegung der deutschen Güterexpansion eine neue und wichtige Etappe bedeuten, wenn nunmehr die „Woche" daran geht, ihre große und bewährte Vertriebsorganisation als „Export-Woche" direkt in den Dienst der deutschen Ausfuhr zu stellen. Werden doch dadurch, wenn nur die deutschen Kaufleute und Industriellen es verstehen, sich zielbewußt dieser neuen Propagandamöglichkeit zu bedienen, mit einem Schlag für den deutschen Gewerbefleiß ein halbes Hunderttausend solcher Männer im Ausland interessiert, die sicherlich schon durch den Bezug einer großen deutschen Wochenschrift beweisen, daß sie zu den rührigsten Elementen ihrer Umgebung gehören. Selbst wenn man liest, daß diese „Export-Woche" allein an mehr als 1700 ausländischen Orten direkte Abonnenten besitzt, und daß sich ihr Verbreitungskreis beinah über die ganze bewohnte Erde erstreckt, daß Neusüdwales, Neuseeland, Samoa und Hawai ebensowohl vertreten sind wie Bolivien, Chile und Uruguay oder wie Sansibar, die afrikanische Goldküste und das Betschuanaland, selbst wenn man sich überzeugt, daß weder in China noch in Japan noch in Java noch auf Sumatra irgendein wichtiger Handelspunkt im Verbreitungsbezirk der „Export-Woche" fehlt, so gibt das immer noch keinen richtigen Begriff von der Wirkung, die dadurch erzielt werden kann. Wir in unsern Kulturzentren haben manchmal das Gefühl, als ob wir uns über unsere Zeitung ärgern, und weisen das Blatt wohl auch einmal mißgelaunt von uns, wenn es uns, zwei oder dreimal am Tag erscheinend, nicht jedesmal genügend Neues bringt. Das Bild ändert sich schon für den, der einmal vier Wochen lang auf seiner Erholungsreise die gewohnte Heimatzeitung entbehren mußte. Bei den großen Passagierschiffen z. B. sieht es aber noch ganz anders aus. Zwar wird den zum guten Teil aus Ex- und Importeuren bestehenden Insassen in oft wochenlanger Fahrt mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie ein kurzer Auszug der neusten Ereignisse aus aller Welt übermittelt. Aber dennoch stellt sich spätestens nach Ablauf der ersten Woche mit sicherer Regelmäßigkeit das Bedürfnis nach kompakterer Lektüre ein. Die vom Land mitgenommenen und an Bord befindlichen, allmählich älter werdenden Zeitschriften werden trotz zunehmender Spur des Gebrauchs von Tag zu Tag liebevoller und gründlicher studiert, und dem nach langer Seefahrt wieder festen Boden unter den Füßen Fühlenden bereitet die erste heimische Zeitung, die er auf dem Land bekommt, fast eine ebenso große Freude, wie sie es für den Landsmann bedeutet, der in fremder Umgebung und auf fremdem Boden als Pionier der deutschen Arbeit wirkt. Auch dem Deutschen im Ausland und den immer zahlreicher werdenden Ausländern, die die Notwendigkeit eingesehen haben, sich mit deutscher Sprache und deutschem Wesen vertraut zu machen, bringt heute der Telegraph die wichtigsten Ereignisse mit Blitzesschnelle zur Kenntnis, und so kommt es, daß unsere deutschen Tageszeitungen im Ausland um so weniger ein Betätigungsfeld haben, je größer die Entfernung von Deutschland ist. Deshalb ist es kein Zufall, daß einige große deutsche Tageszeitungen für ihre Auslandsabonnenten bereits zur Schaffung von Wochenausgaben übergegangen sind. Am meisten geeignet jedoch für das nahe wie für das ferne Ausland sind unzweifelhaft die Wochenzeitschriften, die diesen Charakter nicht durch eine Art künstlicher Umwandlung angenommen haben, sondern von vornherein darauf angelegt sind, im Rahmen einer modernen Berichterstattung die Tagesereignisse unter dem Gesichtswinkel ihrer dauernden Bedeutung für die Sitten, Gebräuche und die kulturelle Auffassung ihres Landes zu betrachten und wiederzugeben. Wie z. B. der Ausfall der deutschen Reichstagswahlen am 12. Januar sein wird, das wird man durch den Telegraphen am 13. Januar ebensogut in Kalkutta wie in Buenos Aires, in Adelaide ebensogut wie in San Franzisko wissen. Das Bild aber, das sich ergibt, wenn das Tagesereignis zurückgeworfen wird vom Spiegel einer bestimmten, die wirtschaftlichen und geistigen Strömungen unseres Landes in sich aufnehmenden und reflektierenden Gesamtauffassung der öffentlichen Vorgänge, das kann zurzeit in der erforderlichen Ausführlichkeit noch kein Telegraph übermitteln, das kann der, der fernab von der Quelle der Ereignisse sitzt, in einigermaßen vollständiger Form auch nicht mehr aus den 8, 10, 12 Tage oder länger überfälligen Tageszeitungen ersehen, sondern das muß ihm eine für diesen besonderen Zweck vorbereitete, das Interesse des Lesers immer wieder aufs neue fesselnde Wochenschrift übermitteln.

In einer Periode, in der man weder die heutige Ausdehnung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens noch die des modernen Reiseverkehrs ahnen konnte, schrieb Karl Julius Weber in seinem so sehr von Lebensweisheit erfüllten Demokritos: „Das beste, ins Große gehende Erziehungsmittel nächst Reise und Weltumgang ist und bleibt die Presse." Wenn, wie es jetzt mit der Schaffung der „Export-Woche" unternommen ist, Presse, Reise und Weltumgang in eins verschmolzen werden, so wird das sicherlich die moderne Ausgestaltung des besten, ins Große gehenden Erziehungsmittels oder — in die Sprache der Exportindustrie übertragen — des besten Aufklärungsmittels über Leistungsfähigkeit und Ausbreitungsmöglichkeit deutschen Könnens und deutscher Arbeit bilden.



Die Kriegsdienstpflicht der Frau.

Von Prof. Dr. O. Witzel, Geh. Medizinalrat in Düsseldorf.

In einer Versammlung der Vorstände der Vaterländischen Frauenvereine des Niederrheins, die in voriger Woche stattfand, hatte ich zu berichten über die Frage: „Die Frau im Kriege?" Was ich da sagte, hat lebhaften Widerhall, zumal in unser Frauenwelt, gefunden.

Daß wir in den letzten Monaten wiederholt unmittelbar vor dem elementaren Ausbruch einer „Verletzungsepidemie" sondergleichen gestanden haben, wissen wir jetzt. Unabsehbar groß wären die Forderungen gewesen, die für die Helfarbeit unseres Volkes, besonders unserer Frauen, im Dienst verwundeter und kranker Krieger erwachsen mußten. Waren wir auch hier vollkommen gerüstet, war wenigstens alles geschehen, was im Bereich des Möglichen liegt?

Der moderne Krieg stellt andere neue Anforderungen an den Mann, andere an die Frau. Die Kampfesarbeit wird wohl in unsern Zeiten und nach ihnen Sache des waffenfähigen Mannes bleiben. Die damit verbundenen Aufgaben sind aber schon seit unsern letzten großen Kriegen wesentlich andere geworden, und fortwährend vollzieht sich noch die Verschiebung, die es erforderlich macht, daß die stets wachsende gewaltige Vernichtungsmaschine, mit Ausschaltung jeder Störungsmöglichkeit, in mathematischer Präzision, durch die Hand des Führers geleitet, funktioniert. Auch in den ersten Linien des Heildienstes dürfen deshalb nur soldatisch durchgeschulte Männer stehen und arbeiten, einen in der Exaktheit der Leistung untrennbar eingefügten Teil des kämpfenden Heeres bildend. Vorn in den „Verwundetennestern", in denen, an eben vor Kugeln sichern Stellen, die notwendigste Hilfe gebracht wird, in den Feldlazaretten, in den bei weiterem Vorrücken an ihre Stelle tretenden Kriegslazaretten gehen den Aerzten aktive Sanitätsmannschaften bzw. Mannschaften der Reserve zur Hand. Erst auf den Etappen mit ihren Stationen erscheint die helfende Frau, aber auch hier nur die militärisch geschulte, schon im Frieden dem Heer dienende „Armeeschwester", weiterhin Berufsschwestern, die vom Roten Kreuz und ähnlichen Vereinigungen.

Diesseit der Grenze, im Heimatgebiet, setzt die freiwillige Hilfe der Frau ein. Sie darf sich betätigen — und nur unter der Vorbedingung einer entsprechenden Ausbildung — beim Transport- und beim Erfrischungsdienst, beim Pflegedienst in den militärischen Reservelazaretten, in den Vereinslazaretten vom Roten Kreuz, an den bestehenden Krankenhäusern, in Ersatz der an weiter vorn gelegenen Orten beschäftigten Berufskrankenschwestern arbeitend. Scharf gezogen ist somit die Grenze — und das ist gut. Denn immer werden freiwillige Hilfskräfte am ehesten zur vollen Wirkung kommen auf dem gewohnten heimischen Boden.

Wird aber die Zahl der freiwilligen Helferinnen eine genügende sein, ist ihre Arbeit durch Unterricht genügend vorbereitet, ist sie in den Rahmen des heimischen militärischen Sanitätsdienstes so eingefügt, daß höchste Ausnutzung und Leistung erreicht werden kann?

Die Kriegssanitätsordnung sieht, den Anforderungen der neuzeitlichen ärztlichen Kunst in jeder erdenklichen Weise Rechnung tragend, vor, was zum Heil unserer Soldaten dienen kann, die ihren gesunden Körper der Verwundung und Verstümmelung entgegentragen müssen. Dennoch wird der Feldarzt für das Mögliche und Erreichbare seiner Arbeit resigniert bleiben müssen. Wohl bewährte sich bereits mit glänzendem Erfolg die Lehre von Bergmann, die Wunden, sofern nicht direkte Lebensgefährdung anderes verlangt, nur zu bedecken, sie sonst in Ruhe zu lassen. Aber unendlich viel wird auf den Truppenverbandplätzen und auch noch in den Feldlazaretten mangeln müssen, was die sichern Erfolge der Friedenspraxis erreichen läßt. Immer wieder wird an einzelnen oder auch an den meisten Stellen, trotz aller Umsicht, besonders die Zahl der Aerzte und der Sanitätsmannschaften nicht genügen können. Je mehr davon für die vorderen Linien freigemacht werden können, je mehr von Verletzten mit Sicherheit gegen Schädigung heimatwärts verschoben werden, desto besser ist es. In der Heimat aber würden furchtbare Notzustände entstehen, wenn nicht ein zur Helfarbeit vorgeschultes Heer bereit wäre, sofort in geordneten Dienst einzutreten an dem Tag, der uns zu Lande den Krieg, in der Stunde, die zur See den Ueberfall bringt. Tausende und aber Tausende werden schon nach einigen Tagen, in den ersten Linien einfach versorgt, in den Sanitätzügen auf dem Weg zur Heimat sein, wo sie mit Recht jede Hilfe, jede Erleichterung, die Menschen schaffen können, für ihr Elend erhoffen und erwarten. Dienstpflichtige und freiwillige männliche Helfer zur Verschiebung nach vorn über die Grenze hinaus freizumachen, in der Heimat durch geschulte und geordnete Pflege sowohl als auch durch jede andere Fürsorge Bestes für die Heilung der Verwundeten und Kranken zu erreichen, ist Aufgabe der freiwilligen Frauenhilfe. Die Leitsätze für meinen Vortrag lauteten daher: „Die Niederrheinischen Vaterländischen Frauenvereine übernehmen in umfassender Weise die Vorbereitung und Durchführung des Kriegsdienstes der Frau durch Unterricht und Verpflichtung von: 1. Helferinnen für den Transport- und Erfrischungsdienst, 2. Helferinnen und Hilfsschwestern für den Pflegedienst bei kranken und verwundeten Kriegern, 3. Helferinnen für den Beköstigungsdienst, 4. Helferinnen für den Bekleidungsdienst.

Es wird erstrebt, die freiwillige Dienstpflicht der Frau zu einer gesetzlich geforderten zu machen."

Vor Eintritt in die Erörterungen über das Wie und Wo der Ausführung muß angesichts der in Zeitungsäußerungen und in vielen Unterredungen zur Geltung gekommenen Mißverständnisse wohl besonders betont werden, daß wir uns zunächst durchaus an die Grenzen des Möglichen, des mit bereits gegebenen Mitteln Erreichbaren halten wollen. — Die Frage der Kriegsdienstpflicht der Frau an sich darf und wird nicht mehr unerledigt bleiben. — Die Begeisterung schießt aber über das Ziel weit hinaus, wenn sie bereits eine einjährige Dienstpflicht, besondere Anstalten für den Unterricht der Pflegerinnen usw. verlangte. — Wir haben, unter Führung der Vaterländischen Frauenvereine entstanden, Einrichtungen und Anstalten, die alles oben Geforderte leisten können, wenn auch zunächst nur für die Erledigung des Notwendigsten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit erscheint es, schon



die Vorbereitungen während des Friedens in Gemeinsamkeit mit der militärischen und ärztlichen Leitung des heimischen großen Truppenverbandes geschehen zu lassen. Durch örtliche gemeinsame Beratung werden die anfangs zweifellos bestehenden Schwierigkeiten der Mobilmachung der weiblichen Helfarmee erst richtig erkannt und schon dadurch gemildert werden. Eine Erprobung der Bereitschaft muß aber durchaus von Zeit zu Zeit stattfinden.

1. Die fast in allen Städten an den Krankenanstalten abgehaltenen Samariterinnenkurse können bei einer Anpassung für die Bedürfnisse des Krieges vollkommen Gelegenheit bieten, ein ganzes Heer von Frauen zu unterrichten und bereitzustellen für den Transport- und Erfrischungsdienst. Zu der Arbeit in den vorübergehend haltenden Sanitätzügen (auch streckenweis in ihnen während der Fahrten), zum Transport aus diesen in die Heimatlazarette können zugelassen werden Frauen, die vorher geregelte Gelegenheit hatten zur Vorübung für diese durchaus nicht leichte Leistung. Sie müssen im Kurs gelernt und geübt haben, wie Kranke zu lagern, Verletzte zu halten und anzuheben sind. Die einfachsten Dienstleistungen bei etwa nötigem Verbandwechsel schließen neben der für den Wundschutz erforderlichen peinlichen Sauberkeit eine große Verantwortung ein. — Die Wahl, Bemessung und Darreichung von Speisen und Getränken muß erlernt werden, wenn nicht die gewollte Wohltat zum Schaden werden soll. Denn merkwürdig groß ist oft das Verlangen Verletzter und Kranker gerade nach dem, was sicher nicht bekömmlich ist oder als direkt schädlich verweigert werden muß, und groß die aus bestem Herzen kommende Neigung der Laien, ihnen das Unzweckmäßige, selbst das Verbotene zu geben.

Bei einem fast übergroßen Andrang vereinigten die über sechs Wochen sich erstreckenden Samariterinnenkurse, die wir an der Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin gaben, dreimal wöchentlich für mehrere Nachmittagstunden die Teilnehmerinnen zu theoretischen Vorlesungen und zu praktischen Uebungen in der Klinik. Wir konnten in kurzer Zeit gut das nötige Wissen und Können geben und unsere Schülerinnen befähigen, nicht nur in Friedenszeiten bei plötzlichen Bedrohungen des Lebens und der Gesundheit Mitmenschen sachgemäße Hilfe zu leisten, sondern auch in Kriegszeiten für den besonderen Erfrischungs- und Transportdienst den zu stellenden Anforderungen zu genügen.

Die Anpassung der Samariterinnenkurse für den Kriegsdienst erscheint von ganz besonderer Wichtigkeit, da die Beteiligung gerade an ihnen für weiteste Kreise, auch für verheiratete Frauen, leicht möglich ist, die Arbeitsentlastung aber für die Militärverwaltung durch die große Zahl williger, für einfache, aber hochwichtige Dienste gut geschulter Hilfskräfte eine besonders bedeutungsvolle wird. Können doch dadurch die ursprünglich für diesen Heimatdienst bestimmten männlichen Sanitätskolonnen für den Etappendienst frei werden, aus dem dann heraus ein weiterer, so sehr wünschenswerter und so dienlicher Schub soldatisch ausgebildeten Pflegepersonals nach vorn hin erfolgen kann.

2. Zur Pflege in den Lazaretten des Heimatbezirkes werden nur zugelassen Frauen, die nach den Bestimmungen über die Ausbildung der Helferinnen und Hilfsschwestern vom Roten Kreuz (vom 2. Juli 1908) vorbereitet sind durch einen Kursus, der sie befähigt, eine Prüfung abzulegen, und sie dann berechtigt, im Dienst das mit dem roten Kreuz geschmückte Ehrenkleid der Schwestern zu tragen.

Herzerfreuend ist der Eifer, mit dem sich unsere jungen Mädchen ohne Unterschied zu diesen Kursen drängen, um das Recht zur Arbeit auf einem der Frau ureigenen Gebiet zu erlangen. Nicht gering waren anderseits die Bedenken der Mütter, die Töchter so früh mit dem Elend der Menschheit in Berührung kommen zu lassen. — Aber wir haben recht behalten: die hohe Freude, den Mitmenschen in ihrer Not helfen zu können, hat die zunächst nicht ohne gelindes Grauen betretenen Räume zu Stätten froher Arbeit gemacht, die meist nur ungern verlassen werden. Zur Erfüllung der künftig zu stellenden Anforderungen können die wenigen großen Anstalten nicht mehr genügen, in denen (unentgeltlich) bisher durch vier- bis sechswöchige Kurse Helferinnen für den Kriegsfall ausgebildet wurden, in denen durch einen über sechs Monate sich erstreckenden Kurs Hilfsschwestern vom Roten Kreuz eine eingehendere Ausbildung erlangen, in denen dann auch die vorgeschriebenen regelmäßigen Dienstleistungen der in Listen geführten Helferinnen und Hilfsschwestern geschehen, die zur Festigung und Erweiterung des Erlernten dienen. — Daß die Ausbildungzeit den Helferinnen und Hilfsschwestern, die zur berufsmäßigen Krankenpflege übergehen wollen, für das staatliche Examen angerechnet werden kann, sei hier besonders bemerkt.

Nach ihrer Bestimmung standen die Kliniken der Universitäten und medizinischen Akademien von selbst neben öffentlichen Krankenanstalten großer Städte dem Vaterländischen Frauenverein zur Verfügung. Er wird noch andere geeignete Anstalten heranziehen müssen.

Zu viel kann nicht geschehen! Eine jede körperlich und geistig taugliche Frau sollte ein „freiwilliges Vierteljahr" in einem großen, modernen Krankenhaus, den Pflegedienst lernend, verbringen. In den Wochen einer der Allgemeinheit nützenden, gemeinsamen Betätigung praktischer Nächstenliebe kommt für die „Schwestern" in wohlwirkender Weise der Unterschied der Geburt, der Lebensstellung, des Glaubensbekenntnisses ebenso in Wegfall wie für „Kameraden" in ihrer soldatischen Dienstzeit. — Auch der Frau schlägt dann eine Zeitlang, schon vom frühen Morgen an, des Dienstes gleichgestellte Uhr. Sie lernt begreifen, was ihrem künftigen Lebensgefährten das Wort „Dienst" bedeuten muß. — Unschätzbar aber bleibt für Haus und Familie das Erlernte, auch wenn es zur Ausübung im Kriegsfall nicht kommt.

3. Für die Wiedergewinnung der durch Verletzung oder Erkrankung geschädigten Gesundheit hat eine sachgemäße gute Beköstigung große Bedeutung. Eine gut geführte Küche gleicht selbst manchen Mangel einer Krankenanstalt aus. Ihre Leitung muß in Händen von Schwestern liegen, die für die Zwecke der Krankenkost besonders geschult sind. — Die Kochschulen, die der Vaterländische Frauenverein an vielen Orten errichtet hat, städtische Kochanstalten, die Küchen großer Krankenhäuser und Genesungsheime werden gern zur Verfügung gestellt werden für Pflegerinnen, die die Leitung des Beköstigungsdienstes in Heimatlazaretten übernehmen wollen und in den Anstalten, in denen die Verwundeten ihrer vollständigen Genesung entgegengehen. — Auch im eigenen Heim werden diese „Kochfreiwilligen" dann Geschicktes zubereiten, was den Kranken dienlich und schmackhaft ist.

4. Eine letzte und durchaus nicht unwichtige Sorge betrifft die Bekleidung der im Felde stehenden, den



Unbilden des Wetters ausgesetzten Soldaten. — Die Uniform mit Einschluß der für die Leistungsfähigkeit besonders wichtigen Stiefel wird von der Militärverwaltung besorgt. — Darunter aber und zumal bei Winterkälte darüber wird vieles gebraucht, was von der Verwaltung nur in beschränktem Maß geliefert werden kann. — Groß war noch in jedem Krieg die Not um Ersatzwäsche, Wäschestücke, um Strümpfe und in den Winterfeldzügen um andere Wollsachen, fast ebenso groß aber auch die Unzweckmäßigkeit der betreffenden gelieferten Liebesgaben. — Die Vorlagen der „Musterkisten" der Militärverwaltung zeigen, mit welchen Stoffen und Formen Bestes erreicht wird. In den Nähschulen des Vaterländischen Frauenvereins wird sich für eine weitere Gruppe von „Freiwilligen" Gelegenheit bieten, schon im Frieden Wäsche, Unterkleidungstücke, Krankenanzüge, Verbandmittel auf Vorrat herzustellen. — Die so vorgeübten Frauen werden während der Kriegszeit den Betätigungsdrang der nicht für den Pflege- und Beköstigungsdienst Beschäftigten in nützliche Bahnen lenken können.

So steht der weiblichen Helfarbeit für den Krieg ein vielseitiges, großes Gebiet offen. — In wenigstens eine der Arbeitsleistungen einzutreten — vorläufig erst freiwillig — ist Pflicht einer jeden Frau. Es soll ein Zeichen sein gesunder Körperlichkeit, soll gesunden Sinn beweisen. — Am Tage der Mobilmachung muß hinter der in den Kampf ziehenden Nationalarmee, in der zu dienen Pflicht und Ehre des deutschen Mannes ist, ein zu geordneter Hilfe bereites Heer von Frauen aufstehen. Nicht alle, die im Frieden sich freiwillig ausbilden ließen, werden im Kriegsfall einberufen werden. Selbst wenn der größte Teil weiter häusliche Familienpflichten erfüllen würde, bleiben noch genug für das weibliche helfende Heer. — Es handelt sich zunächst um die Vorbereitung einer Ehrenpflicht der deutschen Frau im Kriege. Für diese Vorbereitung wird eine jede, je nach ihrer Befähigung und Neigung das Gebiet wählend, die Zeit finden können und die Zeit finden müssen. Nicht ausbleiben wird auch die dankbare Anerkennung der Männer für die Bereitwilligkeit zur Erfüllung solch uralter Pflicht der Frau. Dann wird auch unsern Töchtern das herrliche Lob zustehen, das Tacitus der Erziehung der germanischen Frau zollt mit den Worten: „Das Weib soll nicht glauben, sie stehe außerhalb der Gedankenwelt des Mannes, außer dem Bereich der Kriegsereignisse. Darum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, sie trete ein als Genossin der Arbeiten des Mannes, um mit ihm gleiches im Frieden, gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen.

Um Mitternacht in der Silvesternacht.

Von Marx Möller.

Um Mitternacht in der Silvesternacht
Wird gefeiert, gejubelt, gelacht!
Wird dem Neujahr ein „Hoch" gebracht,
Als käm es selber über die Schwelle
Wie ein lachender Zechgeselle,
Wie ein Allerweltsjubelkumpan,
Dem jeder Hanswurst die Hand drücken kann!
Als wär's ein Tausenderleilieferant,
Der ausstreut mit froh-verschwendrischer Hand!
Als käm es, um nur nach den Wünschen zu fragen,
Als kennte es gar kein karges Versagen!
Als wär es vervettert mit jedem von uns
Und Messengerboy für Hinz und für Kunz!
Als käm's, un auf alle Köpfe zum Segen
Wie ein Lustspielonkel die Hände zu legen!
Und deshalb wird ihm ein Hoch ausgebracht
Um Mitternacht in der Silvesternacht! — —

Um Mitternacht, in der Silvesternacht,
Da lärmt und leuchtet die Großstadtpracht!
In den großen Sälen in jedem Hotel
Flimmert's von Leuchtern und Linnen hell!
Da sind sie zu festlichem Willkomm bereit
Der neu einziehenden neuen Zeit!
Da ist der Tisch mit Blumen bedeckt!
Da schäumt das Gerede und schäumt der Sekt!
Da lacht die Lust im erwartenden Blick!
Da trällert neckische Walzermusik
Im süßen Gegeige und zarten Getute!
Da steigen in jeder neuen Minute
Des lauten Festes brandende Wogen!
Da werden Knallbonbons gar gezogen
Von Standesleuten und Exzellenzen,
Als ständen die noch in backfischlichen Lenzen!
Wobei denn alles, als ob es sich liebt,
Im ganzen Lokale die Hände sich gibt
Und sich zutrinkt und zunickt und lacht
Um Mitternacht in der Silvesternacht.
— — — — — — — — — — — —
Um Mitternacht, in der Silvesternacht,
Ziehen die Sterne am Himmel so sacht,
Als wollten draußen den Feldern sie sagen:
„Glück soll man leise erwarten und tragen!"
Und die Mondesscheibe blinkt milde und rein,
Und gemahnt an einen Heiligenschein,
Und gemahnt die Ernsten und Stillen im Land
An den Großen, nach dem diese Nacht so genannt,
Der allen als Wundertäter erschien,
Als den Kaiser er taufte, den Konstantin! —
Als Silvester dem Kaiser die Taufe gab,
Fiel von ihm alle Kränklichkeit ab,
Die er jahrelang mit sich getragen:
Dieses Wunder soll uns besagen:
„Heilsam ist jeder gute Entschluß!"
Und die Nacht des Silvester muß
Einem jeden landaus und landein
Eine Nacht der guten Entschlüsse sein!
Deshalb ist sie seinem Namen geweiht!
Zwölfmal ist in damaliger Zeit
Silvester vor den Kaiser getreten!
Zwölfmal hat er ihn flehend gebeten,
Zu neuem Leben sich durchzuringen!



Daher kommt's, daß die Glocken so mahnend uns [klingen,
Als spräche aus ihnen aufrüttelnde Macht
Um Mitternacht in der Silvesternacht!
— — — — — — — — — — — — —
Um Mitternacht in der Silvesternacht,
Da tun sie, als wäre jetzt Altes vollbracht,
Als begrüßte Neues ihr Willkommschluck,
Als gäbe es jetzt einen hörbaren Ruck
Im Mühlwerk Gottes! Als würde da jetzt
Ein neues Zahnrad ins Drehwerk gesetzt!
Als müßte da vieles sich anders gestalten. — —
Doch im Mühlwerk Gottes bleibt Alles beim Alten!
Ob Einer zittert, ob Einer prahlt,
Dies Mühlwerk geht langsam und sicher — und mahlt!
Kennt kein Verschwenden und kennt kein Geizen
Und sondert sorglich die Spreu vom Weizen! —
Gott gebe, daß da die kommende Zeit
Zum rechten Weizenjahre gedeiht!
Daß uns Vieles so froh gelingt,
Wie jetzt manches Glas froh beim Anstoßen klingt! —
Dem sei hoffend ein Glas gebracht
Um Mitternacht in der Silvesternacht!

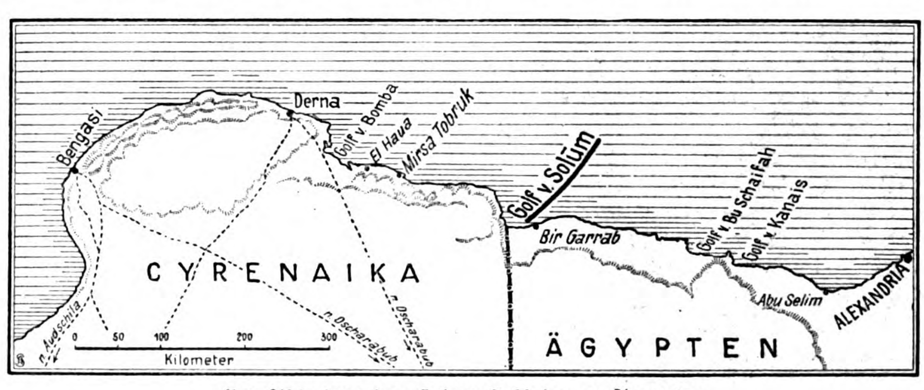
Unsere Bilder

Weihnachten im Kaiserschloß (Abb. S. 2191). Den drei Söhnen des Kronprinzenpaares ist diesmal das schönste aller Weihnachtsgeschenke zuteil geworden: ein kleines Brüderlein. Prinz Wilhelm, der Erstgeborene der vier kleinsten Hohenzollernprinzen, steht schon in der Mitte des sechsten Lebensjahres. Er ist ein besonderer Liebling seiner kaiserlichen Großeltern und auch seiner Tante, der jungen Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

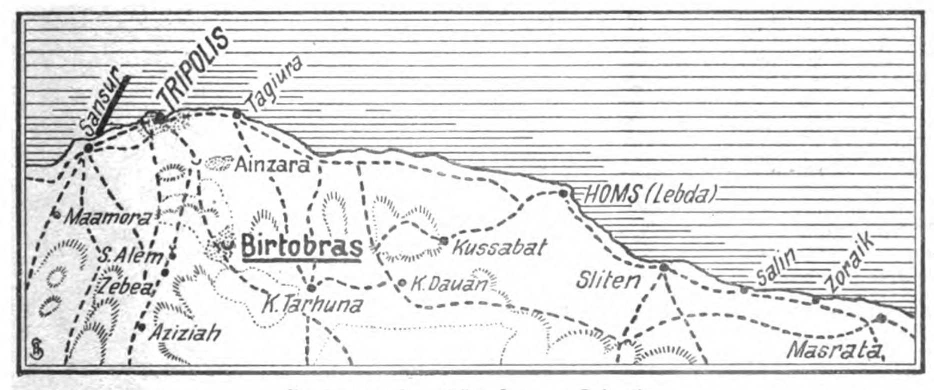
Der neue Staatssekretär des Reichskolonialamts (Abb. S. 2193) Dr. Wilhelm Solf hat seine Laufbahn als gelehrter Sanskritist begonnen, später aber auch die juristischen Studien absolviert. Vor Jahren hat er im Dienst des Auswärtigen Amts einige Zeit in Kalkutta gewirkt; später wurde er zum Gouverneur von Samoa ernannt. Als vor einigen Wochen Herr v. Lindequist seinen Abschied nahm, wurde Gouverneur Dr. Solf zunächst provisorisch mit der Leitung des Reichskolonialamts betraut, die ihm nun definitiv übertragen worden ist.

Der Besuch des englischen Königspaars in Indien (Abb. S. 2192) hat sich zu einer Reihe märchenhaft prunkvoller Staatszeremonien gestaltet. Gleich bei der Ankunft der Majestäten in Bombay fand auf dem Apollo Bundar, dem Landungskai des Hafens, ein großer Empfang der indischen Würdenträger statt. Georg V. und Königin Mary thronten dabei in einer „Empfangshalle“, die man eigens mit ungeheuren Kosten erbaut hatte. Die anglo-indischen Beamten in ihren goldstrotzenden Uniformen und die indischen Fürsten in ihren Kostümen aus Tausendundeiner Nacht defilierten hier vor dem Rechtsnachfolger der Großmoguln und hießen ihn auf dem Boden des indischen Kaiserreichs willkommen. So war dieser Empfang ein würdiges Vorspiel des unvergleichlichen politischen Schaustückes, das der große Krönungsdurbar in Delhi der asiatischen Welt geboten hat.

Russisches aus Persien (Abb. S. 2194). Die persische Regierung hat Rußlands Ultimatum angenommen, und man darf von nun ab wohl mit einer gewissen Abhängigkeit des stolzen Perserreichs von Rußland rechnen. Daß die Russen schon bisher in Iran recht heimisch waren, zeigen unsere heutigen Bilder. Das eine zeigt ein russisches Automobil, das die Verbindung zwischen der Grenzstadt Djulfa und Täbris herstellt. Das andere Bild zeigt Mannschaften einer der berühmten „Konsulatwachen“, die Rußland in allen wichtigeren persischen Städten unterhält. Diese Konsulatwachen sind nicht etwa kleine Posten, wie sie im Orient meist den europäischen Konsulaten beigegeben werden, sondern richtige kleine Garnisonen, die Rußland mitten im Frieden auf persischem Gebiet erhalten hat. Bei der vollständigen Zerrüttung der persischen Heeresverhältnisse stellen diese Konsulatskosaken überhaupt die einzige ernst zu nehmende bewaffnete Macht mancher Städte dar. Natürlich trat dann der russische Konsul als Herr und Gebieter auf. Daß unter solchen Umständen die Perser gar nicht daran denken konnten, der russischen Invasion energischen Widerstand zu leisten, ist klar.



Zur Abtretung des Solum-Gebietes an Aegypten.



Zu den neusten Kämpfen um Tripolis.

Die chinesischen Diplomaten (Abb. S. 2194) haben aus der gegenwärtigen Revolution in ihrer Heimat die Konsequenzen gezogen. Bekanntlich hat der Prinzregent allen Chinesen erlaubt, sich das alte Zeichen der Knechtschaft, den Zopf, abzuschneiden. Wie unsere Gruppenaufnahme aus Wien zeigt, haben die chinesischen Diplomaten von dieser Erlaubnis mit Begeisterung Gebrauch gemacht. Wahrscheinlich hat sie bei uns in Europa das leidige Anhängsel längst geniert. Manche von den in Europa lebenden hatten den kühnen Schritt oder vielmehr Schnitt schon längst getan und gleich den Japanern



europäische Haartracht angenommen, aber offiziell war das verboten, ja sogar nach der strengsten Auffassung ein todeswürdiges Vergehen. Der Zopf ist bekanntlich ein Zeichen der Unterwerfung der chinesischen Männer unter das Joch der Mandschus, zu deren nationaler Tracht dieser groteske Hauptschmuck ursprünglich gehörte. Die Revolutionäre haben ihre Auflehnung gegen die Mandschudynastie mit einem Kreuzzug gegen den Zopf begonnen. Ursprünglich schrien die Regierungsgetreuen darüber Zeter und Mordio, und ein loyaler Vizekönig ließ einfach jeden Chinesen erschießen, der ohne die fatale Zier angetroffen wurde. Nun aber hat die Regierung wie in so vielen Punkten auch in diesem nachgegeben, und ob China nun Monarchie bleibt oder Republik wird, man wird sich an die Vorstellung gewöhnen müssen, daß die Söhne des Reiches der Mitte von nun ab ohne ihr charakteristisches Merkmal durch die Welt pilgern werden.

Die Lage in Tripolis (Karte S. 2189) hat sich in der letzten Zeit verändert. Die Italiener stehen zwar immer noch in Ainzara, haben aber kürzlich einen allerdings erfolglosen Vorstoß gegen die Oase Birtobras versucht. Unterdessen schmilzt ihnen das tripolitanische Gebiet gleichsam unter den Händen. Die Anglo-Aegypter haben den wichtigen Hafen von Solum in der Cyrenaika und sein Hinterland besetzt, die Franzosen nahmen sich die Oase Djanet. Und zu guter Letzt haben sich die Türken nach den neusten Nachrichten ein Stück des von den Italienern bereits besetzten Gebietes, die Ortschaft Sansur, zurückgeholt.

Die Moskauer Liedertafel (Abb. S. 2195), der älteste deutsche Männergesangverein im russischen Reich, hat vor kurzem sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. An dem großen Fest, das in den Räumen der Adelsversammlung stattfand, nahmen viele deutsche und russische Gäste teil. Die liebsten Gäste waren dem jubilierenden Verein wohl die Mitglieder der Berliner Liedertafel, die auf ihrer Rußlandsfahrt nicht versäumten, das Fest des Brudervereins mitzufeiern. Die Liedervorträge der Berliner bildeten den Glanzpunkt des Jubiläumsprogramms.

Das Alpine Museum in München (Abb. S. 2197), die neuste Schöpfung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, bildet von nun ab eine Sehenswürdigkeit für die vielen Alpenfreunde, die jahraus, jahrein nach München kommen. In dem reizenden Rokokoschlößchen Isarlust, das die Stadt München für das Museum gestiftet hat, ist eine reiche Fülle von Sammlungen untergebracht. Alle Zweige der alpinen Naturwissenschaft, aber auch der Volkskunde sind durch interessante Objekte vertreten. Natürlich ist auch die Geschichte der Touristik und des hochverdienten Alpenvereins selbst nicht vergessen worden, so daß das neue Museum ein vollständiges Bild der Alpen und des Alpinismus in dem hübschen Rahmen seines Gebäudes umschließt.

Neujahr in London (Abb. S. 2198). In der Silvesternacht geht es in allen europäischen Großstädten ähnlich zu. Wer kein Griesgram ist, liegt in dieser Nacht nicht zu Bett. In Berlin ist es im allgemeinen Sitte, die zwölfte Stunde im geselligen Kreis oder in irgendeinem Vergnügungslokal abzuwarten. Erst nach zwölf Uhr strömt alles auf die Straße. In andern Städten, so in Wien und London, harrt die Menschenmenge geduldig vor einer großen Turmuhr, bis sie mit ihren zwölf Schlägen das alte Jahr abschließt. In Wien ist es natürlich der Stephansdom, in London natürlich die St.-Pauls-Kathedrale, deren Türme von der fröhlichen Menge der Großstädter umlagert werden, und deren Uhren die wichtige Rolle zufällt, die Neujahrstunde feierlich zu verkünden. Den ernsten Schlägen folgt dann natürlich heller Jubel, denn auch die als steif verschrienen Engländer wissen bei solchen Gelegenheiten laut und übermütig zu sein.

Seltene Haustiere (Abb. S. 2196) hält ein englischer Grundbesitzer Namens Wingfield auf seiner Farm Ampthill. Er hat sich eine Reihe exotischer Tiere als Reittiere und Zugtiere dressiert. So kann man ihn auf einem Renntier reiten sehen. Eins seiner Lieblingsbestien ist ein tibetanischer Kragenbär.

Hugo Lubliner † (Abb. S. 2196). Der bekannte Autor, der dieser Tage im Alter von 65 Jahren in seiner Adoptivvaterstadt Berlin verschieden ist, war einer der erfolgreichsten Lustspieldichter der älteren Generation. Er hat wohl auch Romane geschrieben, die gern gelesen wurden, vor allem pflegte er aber das feine Konversationslustspiel im Stil Scribes. Viele seiner Werke wurden im Berliner Königlichen Schauspielhaus aufgeführt, andere im Wallnertheater und auf andern großen Bühnen der Reichshauptstadt. Mit der literarischen Moderne hat Lubliner schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, aber er schuf unbeirrt weiter, und noch wenige Tage vor seinem Tod errang sein neustes Werk „Die glückliche Hand" im Königlichen Schauspielhaus reichen Beifall.

Personalien (Abb. S. 2193 u. 2196). Das neuste Porträt der $2\frac{1}{2}$jährigen niederländischen Thronerbin Juliana ist eine gelungene Amateuraufnahme ihrer Mutter, der Königin Wilhelmina. — Geh. Medizinalrat v. Wassermann, der berühmte Berliner Pathologe, dem wir schon die Blutdiagnostik bei Syphilis verdanken, hat in der Berliner Medizinischen Gesellschaft durch einen Vortrag berechtigtes Aufsehen erregt. Es ist ihm mit Hilfe einer chemischen Verbindung von Eosin und Selen gelungen, kranke Mäuse von bösartigen Geschwülsten zu befreien. Geheimrat v. Wassermann hob selbst hervor, daß man bisher aus diesen ersten Tierversuchen nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen darf, trotzdem aber kann man wohl hoffen, daß wir mit dieser Entdeckung am Anfang eines Weges stehen, der vielleicht zur wirksamen Bekämpfung der gräßlichen Krebskrankheiten führen könnte. Jedenfalls ist Professor v. Wassermann in der ärztlichen Welt der Held des Tages. — Die Deutsche Levante-Linie hat in diesen wegen des Tripoliskrieges für sie schwierigen Zeiten einen Mann zu ihrem Direktor gemacht, der mit den politischen Verhältnissen im nahen Orient äußerst vertraut ist und dabei die Interessen der großen deutschen Reederei sicher mit Erfolg wahrnehmen kann. Der Wirkliche Legationsrat Dr. von Jacobs, bisher vortragender Rat und Referent für Deutsch-Südwestafrika im Reichskolonialamt, hat den Reichsdienst, dem er seit dem Jahr 1896 angehört, verlassen, um sich der Levante-Linie zu widmen. Zu Beginn seiner Dienstzeit hat der neue Direktor bei mehreren deutschen Konsulaten im europäischen Orient gewirkt. — Der neue bayrische Militärbevollmächtigte in Berlin Oberst Karl Wenninger gehört seit dem Jahr 1882 der bayrischen Armee als Offizier an. Nachdem er lange Zeit im Generalstab gewirkt und dann das 1. Schwere Reiterregiment in München kommandiert hatte, wurde er im Jahr 1910 Brigadekommandeur. Er gilt in bayrischen Heereskreisen als ein sehr verdienstvoller Offizier. — Fräulein Emmy Heineken, eine Tochter des Direktors des Norddeutschen Lloyd, hat sich mit Karl v. Heimburg, Leutnant im Infanterieregiment Bremen (1. Hanseatisches) Nr. 75 verlobt.

Die Toten der Woche

John Bigelow, bekannter amerikanischer Schriftsteller, † in Neuyork am 19. Dezember im Alter von 94 Jahren.

Thomas Knorr, bedeutender Zeitungsverleger, † in München am 13. Dezember im Alter von 60 Jahren.

Hugo Lubliner, bekannter Lustspieldichter, † in Berlin am 19. Dezember im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 2196).

Generalmajor Freiherr von Salza und Lichtenau, sächsischer Militärbevollmächtigter in Berlin, † in Berlin am 15. Dezember im 53. Lebensjahr.

Hofbuchhändler Rudolf Schotte, † auf einer Reise bei Ludwigshafen am 23. Dezember.

Albrecht Graf von Wickenburg, bekannter österreichischer Dichter, † in Wien im 73. Lebensjahr.



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



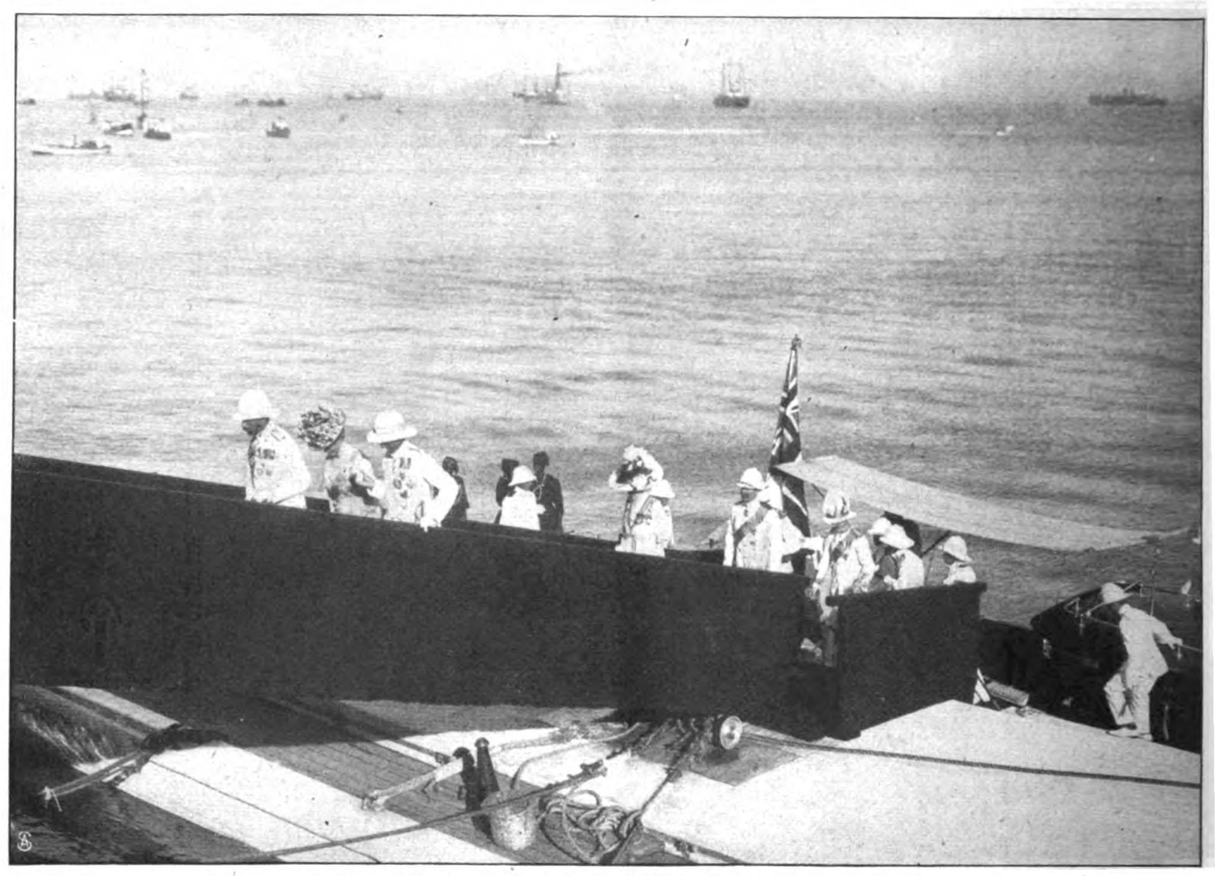




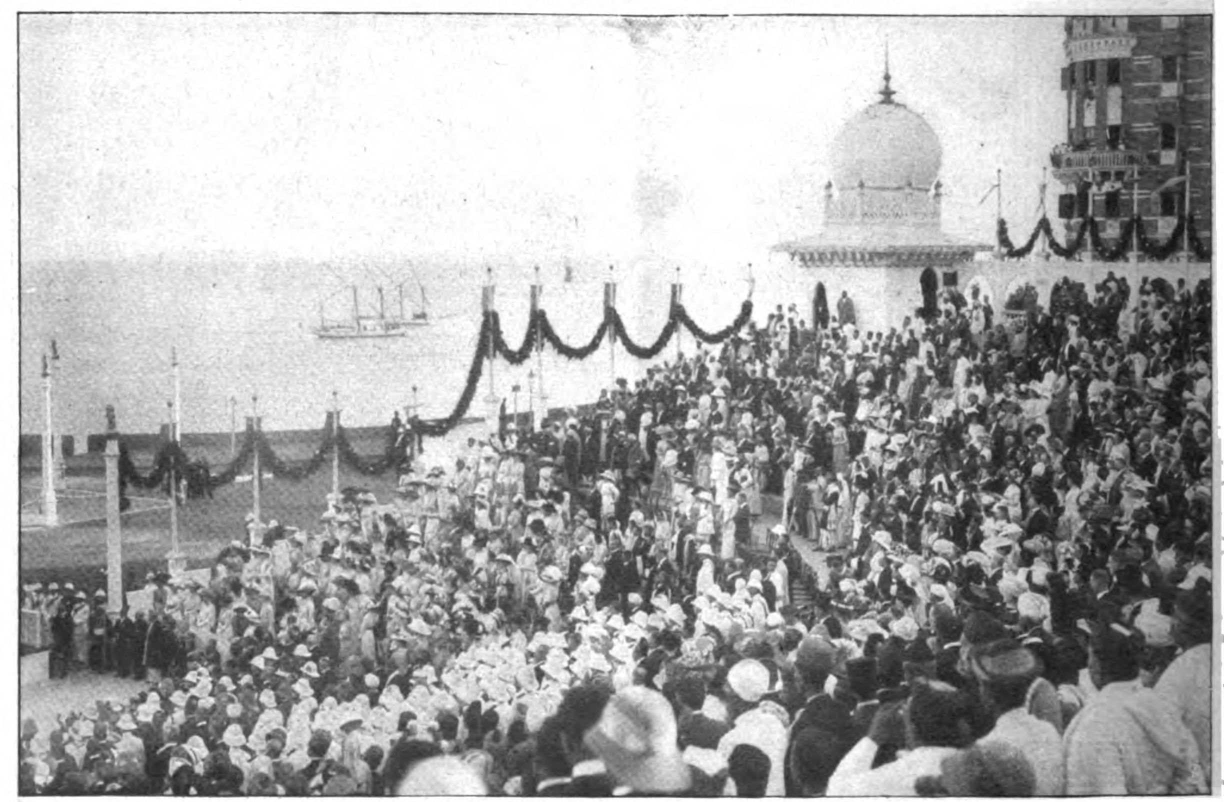


Selle-Kuntze-Niederastroth, Königl. Hofphotographen, Potsdam.

Prinzessin Viktoria Luise von Preussen mit ihrem ältesten Neffen, dem Prinzen Wilhelm.



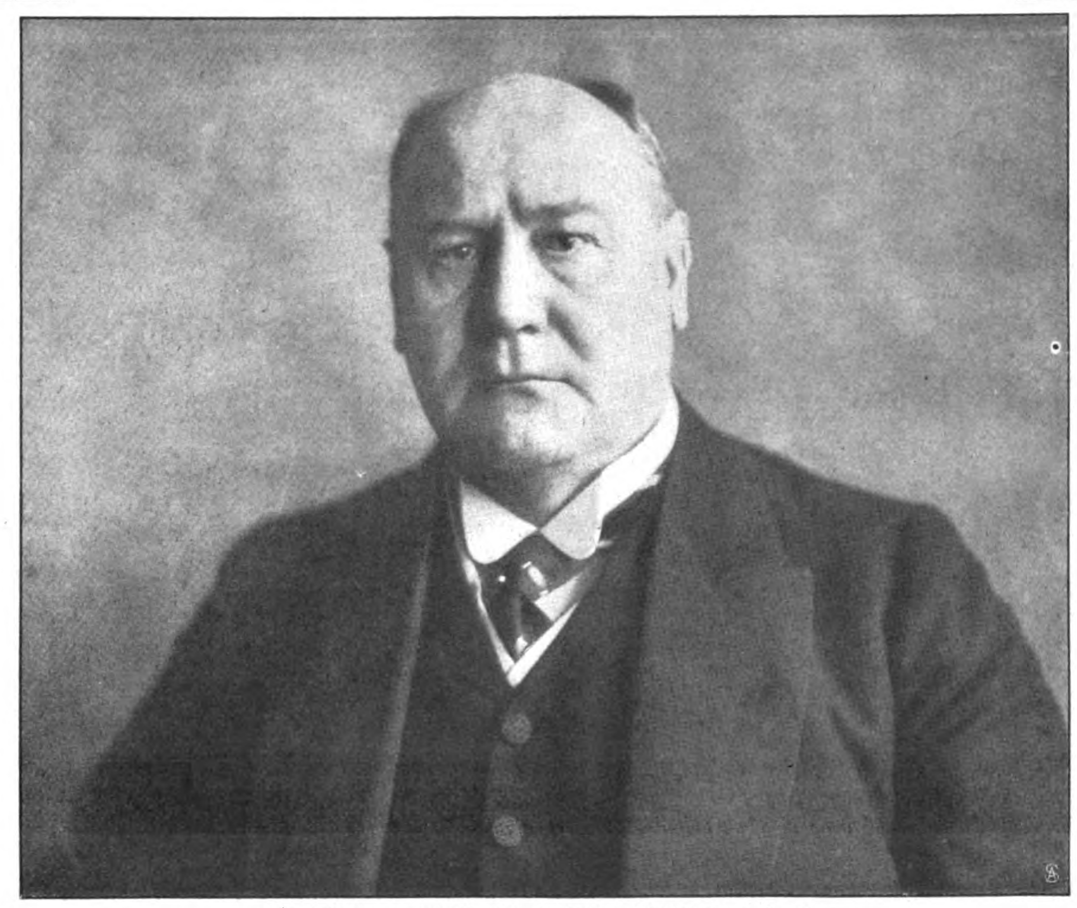
Der König und die Königin gehen in Bombay an Land.



Empfangsfeierlichkeiten in Bombay: Volksmenge auf dem Amphitheater am Strand.

Von der Indienreise des englischen Königspaares. — Phot. Clifton & Co.

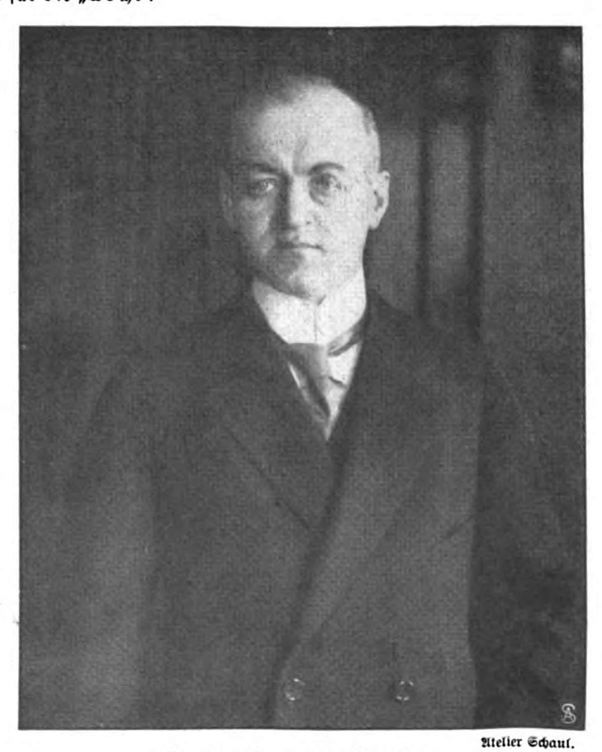




Dr. Solf, der neue Staatssekretär des Reichskolonialamts.
Spezialaufnahme für die „Woche".



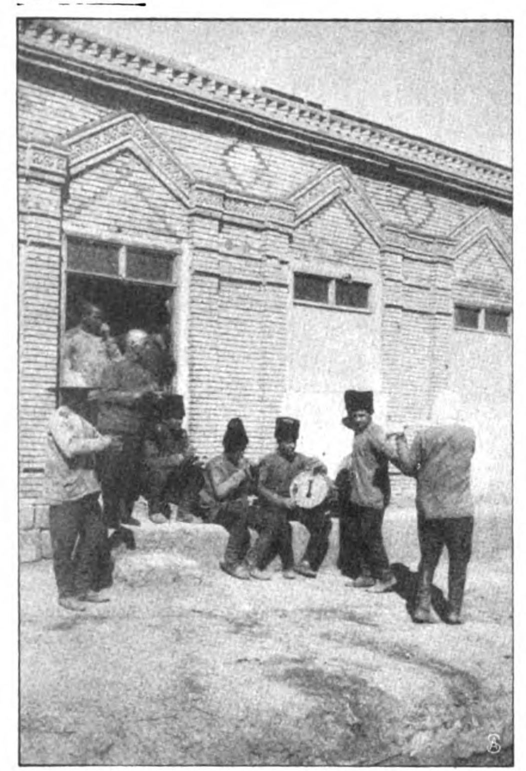
Prinzessin Juliana,
die Tochter der Königin der Niederlande. Nach einer eig. Aufn. der Königin.



Atelier Schauf.

Dr. jur. Hans von Jacobs,
der neue Direktor der Deutschen Levante-Linie.





Russische Kosaken in persischem Quartier.



Russisches Personenautomobil von Täbris bis an die Grenze.

Politische Umwälzungen in Persien.



Phot. Strauß & Co.

Von links (sitzend): Shen-Jui-Lin, chinesischer Gesandter in Wien; Sa, bisher chinesischer Gesandter in Petersburg; Tsou, Attaché in Wien
(Stehend): Tscheng, Attaché in Wien; Liu, Sekretär in Wien; Li, bisher Sekretär in Petersburg; Sze, Attaché in Wien

Moderner Fortschritt im Reich der Mitte: Chinesische Diplomaten ohne Zopf in Wien.





Hofphot. Fischer, Moskau.

Von der Feier des 50jährigen Jubiläums der Moskauer Liedertafel: Festakt im großen Saal der Adelsversammlung.



Geheimrat Prof. Dr. v. Wassermann.
Zu seinem Vortrag über Beeinflussung von Geschwülsten in der Berliner Medizinischen Gesellschaft.



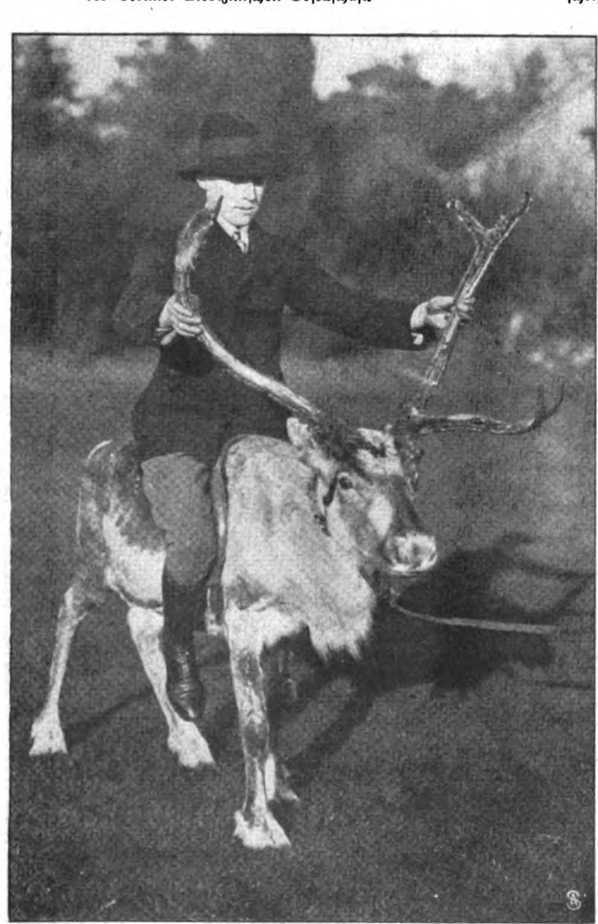
Oberst Wenninger,
der neue bayr. Militärbevollm. in Berlin.



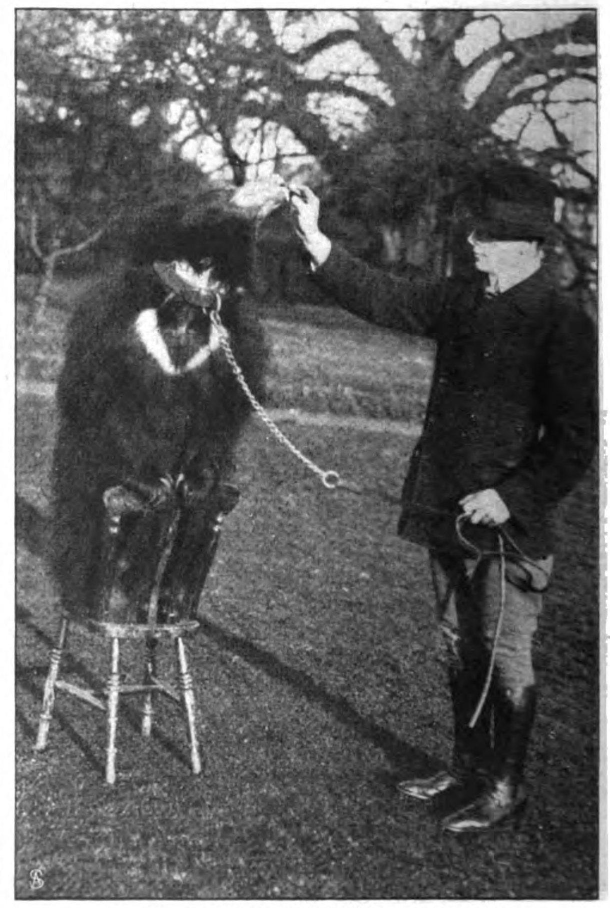
Hugo Lubliner †
Der bekannte Berliner Bühnenschriftsteller.



Leut. v. Heimburg und Frl. Emmy Heineken.
Eine Verlobung im Hause des Direktors des Norddeutschen Lloyd Herrn Heineken in Bremen.



Ritt auf einem Lappland-Renntier.



Ein gezähmter tibetanischer Kragenbär.

Mr. Wingfield, ein englischer Tierfreund, auf seinem Landsitz in Ampthill in Bedfordshire. — Phot. Central News.



Grödner Tracht.



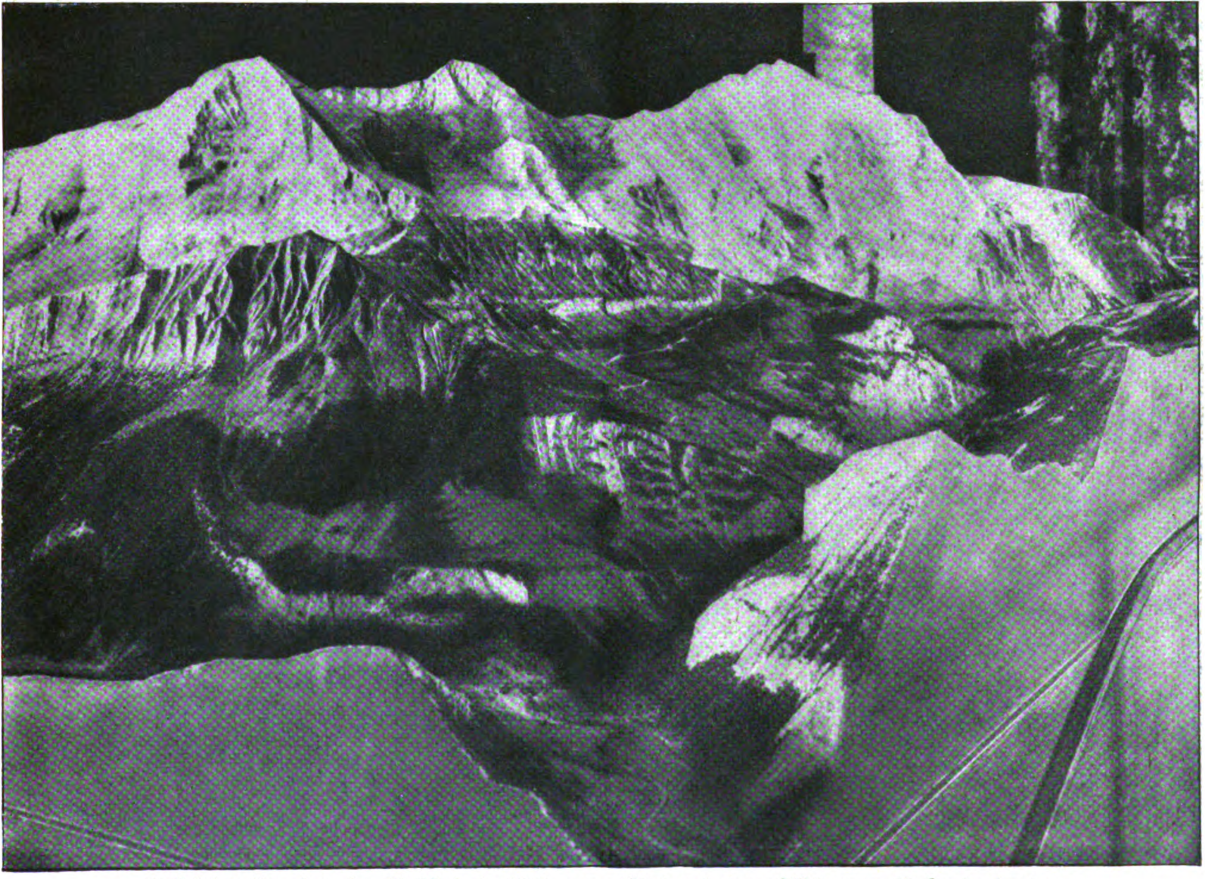
Bild des Leutnants Naus,
der 1820 als Erster die Zugspitze bestieg.



Landgerichtsrat a. D. Müller,
der Leiter des neuen Museums.



Alte Grödner Tracht.



Relief der Jungfrau im Maßstab 1 : 2500, ausgeführt auf einer Fläche von 22 Quadratmeter.
Aus dem neuen Alpinen Museum in München. — Phot. Kester & Co.



Neujahrsnacht in London: Volksmenge um 12 Uhr vor der St.-Pauls-Kathedrale.



Die neue Rasse.

Roman von

Olga Wohlbrück.

4. Fortsetzung.

Während Frau Josepha mit den feinen Fingerspitzen die Briefschaften durcheinandertippte, schenkte Herr von Paulsin seiner Frau den Tee ein.

„Wollen wir nicht erst Tee trinken, Pieps?"

Aber sie schüttelte in ihrem Eifer den Kopf und warf eine Strähne des aschblonden Haares zurück, das ihr auf die Nasenspitze gefallen war.

„Verzeih ... aber ich wollte doch den Brief haben, den entzückenden Brief."

„Erzähle mir den Brief. Durch deine Worte wird er noch hübscher."

Entmutigt schob die junge Frau die Briefschaften von sich. Ein leises, schuldbewußtes Lächeln spielte um ihre feinen, blaßroten Lippen, während sie sich über ihren Mann neigte und seine Stirn küßte.

„Ich bin doch noch nicht auf der Höhe — nicht wahr? Da habe ich doch all die Klammern und Registratoren und Mappen — so ein Suchen dürfte gar nicht vorkommen. Ja, aber — was soll ich machen? Nun kommt so ein Brief. So ein document humain, wie Papa immer sagte, so eine lebendige Szene, so ein Aktschluß, weißt du — und da vergesse ich all die schönen Bureaueinrichtungen, und daß die Sekretärin in zwei Stunden mich nach dem Verbleib dieses Briefes examinieren wird, und schleppe den Zettel mit mir herum und stecke ihn nachts noch gar unter mein Kopfkissen — wie einen Liebesbrief."

Sie hockte auf der Lehne des Armsessels, in dem Paulsin saß, und er — glücklich über ihre Nähe, atmete den Duft ihres feinen, mattglänzenden Haares ein, reichte ihr die gefüllte Teetasse und hielt ihr das Körbchen mit den von ihm gestrichenen Toasts.

„Nun wirst du aber gefälligst etwas zu dir nehmen", sagte er mit erheuchelter Strenge.

Sie nippte gehorsam.

„Ja, gewiß, ich danke dir ... Du bist so gut."

Aber sie aß und trank hastig, wie es nun schon ihre Gewohnheit war des Morgens, wenn es so viel zu erzählen gab, und sie schüttelte abwehrend und beinahe ein bißchen ungeduldig den Kopf, als er Miene machte, ihr die zweite Tasse zu füllen.

„Nein, nein — bitte, nicht."

Sie lehnte die Wange an seinen Kopf und spielte mit den Fingern seiner Hand, die er leicht auf ihren Arm gelegt hatte.

„Also, denke dir: Siddy Scholz — du weißt doch. Wir hatten sie bei Vogt untergebracht, damit sie die Photographie erlernt. Sie soll enorm begabt sein, hat sich tadellos gehalten, wirklich tadellos. Ich war aber immer voll Unruhe, was weiter mit ihr werden sollte bei ihrer unerhörten Schönheit — hast du sie gesehen? Nein? Also, du kannst mir glauben, wundervoll ist sie, ganz wundervoll. Und nun stelle dir vor: gestern schreibt mir Vogt, er will sie heiraten, ich möchte es ihr sagen, möchte ihr zureden, seinen Antrag anzunehmen."

„Warum denn zureden?" fragte Paulsin, während er mit der freien linken Hand vom Zwieback abbröckelte.

„Ja, sieh mal: Vogt ist ein alter Mann. Sie soll in ihm nur ihren väterlichen Beschützer sehen, schreibt er. Nur seinen Namen will er ihr geben, seinen Schutz, das Recht, ihr sein bißchen Hab und Gut zu lassen, wenn er stirbt — für sich beansprucht er nichts. Ist das nicht entzückend von ihm?"

Paulsin lächelte.

„So sehr, daß ich mich eigentlich wundere, warum er der Fürsprache bedarf."

Frau Josepha spielte nachdenklich mit der seidenen Quaste ihres Morgenrockes.

„Eigentlich wahr" ... sagte sie langsam, „wahrscheinlich fürchtet er, daß sie nein sagen könnte, und das täte ihm weh. Es ist doch immerhin ein Entschluß. Sie, ein so schönes, junges Geschöpf, er — ein alter Mann. Sie schließt doch mit dem Leben ab durch diese Heirat."

Es zuckte etwas in Paulsins Gesicht, eine Antwort lag auf seinen Lippen, in die er vielleicht etwas von eigenem Empfinden hineingelegt hätte. Die Worte trafen ihn wie eine unbewußte Auflehnung.

„Rede ihr nicht zu, wenn du es nicht verantworten kannst", sagte er kurz und erhob sich.

Seine schlanke, sehr elegante Gestalt straffte sich, ließ ihn jugendlicher erscheinen, als er war. Das Haar — kurzgeschoren — war beinahe völlig ergraut, und in seinem gepflegten Henriquatre zeigten sich die dunkelblonden Fäden nur noch vereinzelt.

Die letzte Börsenkrisis hatte ihn stark mitgenommen. Zum erstenmal hatte er sich gegen Angriffe verteidigen, zum erstenmal die Bürde einer gefährlichen Popularität tragen müssen. Sein Kopf war beinah auf jeder ersten Seite politischer Witzblätter zu sehen gewesen, mit boshaften Randglossen, die von Mund zu Mund gingen, ihm auf der Börse zuflogen in allerhand hämischen Varianten.

Seine Feinde rieten ihm, das Ministerportefeuille anzunehmen, das, wie es hieß, für ihn in Bereitschaft gehalten wurde, gratulierten ihm zu der bevorstehenden „Ehre". Die Art, wie er das Portefeuille zurückwies, bewies aufs neue die Klugheit seiner Taktik. Die Art, wie er die Börsenkampagne durchführte, brachte ihm einen Gewinn von mehreren Millionen, die er so anzulegen wußte, daß ihm in unauffälligem Zeitabstand der erbliche Adel verliehen wurde.



Damit hatte er den Gipfel alles Erreichbaren erklommen, und der Freiherrntitel, der ihm vielleicht noch wie eine letzte Krönung am Ausgang seines Lebens winkte, bedeutete kaum noch eine Steigerung.

So war denn dieser starke, unbewegliche und vom Glück begleitete Mann an dem Tag, der ihm die höchste Ehrung brachte, von einer leisen, abergläubischen Angst erfüllt, die ihm bis dahin stets fremd geblieben war. Er hielt die zarte, schlanke Hand seiner Frau fest in der seinen, als wäre es das einzige, was ihm jetzt, wo er auf der Höhe seines Lebens stand — noch abhanden kommen könnte.

Und wie ein schmerzliches Bedauern war es in ihm, daß seine Frau ihn nur als den fertigen Menschen gekannt, nicht mit ihm groß und stark geworden war in den Stürmen des Lebens.

Gerade ihre Bewunderung für ihn und ihre Verehrung bildeten die unsichtbare Barriere, die sie von ihm trennte. Die letzte Intimität, die aus der Selbstverständlichkeit eines ehelichen Verhältnisses resultiert, konnte hier nie Raum finden. Und es gab Stunden, da dieser leise Abstand ihn bedrückte.

Dann wurden seine Worte noch beherrschter, seine Zärtlichkeiten noch zurückhaltender als sonst.

Schroffer, als er es gemeint hatte, klang sein „Rede ihr nicht zu, wenn du es nicht verantworten kannst". Denn es mußte ihr wohl schwer fallen, einem jungen Geschöpf zu einer Heirat mit einem alten Mann zuzureden ...

Frau Josepha lächelte. Sie verstand ihn offenbar nicht.

„Oh, ich kann es schon verantworten", meinte sie. „Es ist ja ein Glück für das arme Ding. Mit einem Schlag ist sie aus aller Not und Ungewißheit heraus. Auch daß sie ihren Namen wechselt, ist gut. Er ist seinerzeit so oft in Verbindung mit dem fatalen Mordprozeß genannt worden, daß das arme Mädel sich kaum noch traute, ihn zu führen. Und wenn darüber auch Gras gewachsen ist — ein anderer Name ist doch nicht zu unterschätzen. Dazu kommt, daß Vogt ein prachtvoller Mensch ist — und wenn er stirbt — dann ist sie noch immer jung und kann ein neues Leben anfangen."

Paulsin brannte eine seiner stark narkotischen Zigaretten an.

„Sieh mal, wie praktisch und weitsichtig meine kleine Pieps geworden ist", sagte er mit leichtem Spott.

Er ergriff den kleinen goldenen Handspiegel, der auf dem Schreibtisch seiner Frau lag, und richtete seine Krawatte. Es war wohl nur eine Verlegenheitsbewegung, denn er legte den Spiegel gleich wieder hin und fügte kurz hinzu: „Übrigens, Pieps, ich habe gestern abend eine Depesche bekommen. Ein Geschäftsfreund von mir aus Bremen kündigt mir die Ankunft seines Bruders an, Fritz Reimar Lukas. Ein doller Kerl soll das sein — ich bring ihn dir zum Frühstück. Ein richtiger Globetrotter, hat mittels Auto die halbe Weltkugel bereist und im vorigen Jahr bei der Prinz-Heinrich-Fahrt den Hauptpreis gewonnen. Jetzt will er sich der Aviatik widmen. Doktor Lukas schreibt mir ein bißchen besorgt. Ich glaube, er möchte ihn verheiraten, bevor er ihm eine Geisha oder ein weiß Gott wen ins Haus bringt. Denn er scheint ein bißchen abenteuerlich, der junge Herr."

„Wie jung?" fragte Frau Josepha.

„Sieben ... achtundzwanzig, denke ich."

Sie lachte.

„Na, dann ist's doch immerhin kein Baby mehr."

Sie hing sich in den Arm ihres Mannes, begleitete ihn durch die Flucht der mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Zimmer und schickte den Diener im Vorzimmer fort, um noch die letzten Augenblicke ungestört mit ihm plaudern zu können.

„So ein Mann tut not bei uns, meinst du nicht, Paul? Wir kommen hier gesellschaftlich um vor Langweile. Die paar Rodelunfälle im Winter und zwei Premieren sind bald die einzigen Sensationen."

Sie lachte hell und noch immer kindlich auf. Paulsin küßte sie auf das Haar und fuhr ihr streichelnd über die Wange. Er hatte durch ihr helles Lachen seine gute Laune wiedergefunden und mit ihr seine virtuose Fähigkeit, sich zu beherrschen.

„Die Mutigsten und Geistvollsten waren zu allen Zeiten — Narren", sagte er. „Ohne Narren kein Hof — keine Königin!"

Noch aus dem Auto winkte er zum Fenster hinauf, und sie sah, wie silbrig sein kurzgeschorenes Haar in der warmen Aprilsonne glitzerte. Aber das Lächeln schwand nicht von ihren Lippen, als das Auto schon längst um die Ecke gebogen war, und die warmen Sonnenlichter hüpften ihr nach durch all die prächtigen Zimmer und tanzten noch lange im Feuerkranz um sie herum, während sie mit wieder ernstem Gesicht die vielen Briefe durchflog, die die Frühpost ihr stets brachte, und deren Beantwortung fast all ihre Morgenstunden in Anspruch nahm. Sie war kaum mit dem Ankleiden fertig, als der Diener ihr Siddy Scholz meldete.

„In mein Arbeitzimmer", befahl sie. Denn der offizielle Empfangsraum, in dem sie ihre Schützlinge, die Bittstellerinnen und Komiteedamen zu empfangen pflegte, schien ihr denn doch zu nüchtern für die Mission, die sie Siddy Scholz gegenüber durchführen wollte.

Gegen ihre Gewohnheit reichte sie der „Stipendiatin" die Hand und lud sie ein, in einem Klubsessel vor ihrem Schreibtisch Platz zu nehmen. Sie tat es, mit dem Bewußtsein, sehr gütig und sehr menschlich zu handeln, denn die herbe Art formeller Distanzierung war ihr in ihrem Amt zur zweiten Natur geworden.

Bis jetzt hatte sie mit Siddy Scholz immer nur pekuniäre Fragen behandelt und ihr Direktiven für ihre Arbeit gegeben. Gemeinsam mit Frau Rechtsanwalt Labisch war sie auf die Idee gekommen, Siddy Scholz zu einem Photographen in die Lehre zu geben, und ihre Wahl war dabei auf Kuno Vogt gefallen, der früher — als er noch Maler war — einige Bilder der Prinzessin Arnulf restauriert hatte und später ein photographisches Atelier zur Ausbildung jüngerer Damen in künstlerischer Photographie eröffnete.

Und wiewohl er in den letzten Jahren die „Plackerei mit dem verflixten Frauenzimmervolk" abgeschworen hatte und mehr zu eigenem Vergnügen als aus Erwerbsgründen Aufnahmen machte, hatte er — frappiert



von der Schönheit und dem schweren Schicksal des jungen Weibes — Siddy Scholz als Schülerin angenommen. Nach wenigen Monaten bereits hatte er ihr ein unbenutztes Zimmer seiner Wohnung, die er mit einer alten Schwester teilte, angeboten, und es hatte sich ganz von selbst ergeben, daß Siddy Scholz auch nach dem Tod der alten Dame bei ihm geblieben war, um ihn in seiner Arbeit zu unterstützen.

Frau von Paulsin hatte daran nichts auszusetzen gefunden, da der Ruf von Siddy Scholz in seinem Haus noch am wenigsten gefährdet war.

So hatte sie sich damals ausgedrückt, wiewohl Siddy Scholz fühlte, daß sie gemeint hatte, ihr Ruf hätte überhaupt nichts mehr zu verlieren. Den leisen Hochmut, der sich in sehr jungen, makellosen Frauen den im Sumpf des Lebens Gescheiterten gegenüber unwillkürlich regt, konnte auch Frau von Paulsin nie ganz unterdrücken.

Und ihr Mann mochte ihn nicht erschüttern, weil er das wichtige Distanzgefühl erhielt, das bei der Jugend seiner Frau sonst vielleicht verloren gegangen wäre.

Siddy Scholz aber sah nur die starre Allüre der Wohltätigkeitsdame, und die kurzen, offiziellen Besuche, die sie abstatten mußte, waren ihr — je weiter sie ihr früheres Leben hinter sich zurückließ — eine um so tiefere Demütigung.

„Ich freue mich, liebes Fräulein, Ihnen heute eine Mitteilung machen zu können, die Ihr Schicksal ein für allemal sichert, wenn Sie den Vorschlag annehmen, der Ihnen gemacht wird."

Die junge Frau hatte in sicherem Ton begonnen. Die sehr damenhafte, ruhig abwartende Art ihres „Schützlings" brachte sie fast aus der Fassung. Sie hatte Siddy Scholz ein halbes Jahr nicht gesehen, nur die Erinnerung an eine ungewöhnliche Schönheit war ihr geblieben, der Eindruck ihrer Persönlichkeit hatte sich verwischt, und sie war jetzt erstaunt und beinah befangen, daß eine Stipendiatin des Arnulfstiftes in so selbstsicherer Haltung ihr gegenüber saß — geschmackvoll gekleidet, mit hellgrauen, dänischen Handschuhen, die die gewölbte Mandelform der Fingernägel scharf abzeichneten.

„Gnädige Frau machen mich sehr neugierig", sagte Siddy Scholz.

Aber es lag nicht die mindeste Neugier in ihrem Ton, nur höfliches Aufhorchen.

Frau Josepha erhob sich von ihrem Schreibtisch und ließ sich in einem der tiefen, weichen Sessel nieder, die neben dem hohen Kamin standen, gleichsam, als wollte sie den offiziellen Charakter der Unterredung noch mehr zu einem vertraulichen Gespräch wandeln.

„Sie wissen wohl, liebes Fräulein, daß die Unterstützung des Arnulfstiftes mit diesem Halbjahr ihr Ende erreicht, da Sie in Ihrem Fach so weit ausgebildet sind, daß Sie auf eigenen Füßen stehen können. Herr Kuno Vogt hat Ihnen sogar eine nicht gewöhnliche Begabung zuerkannt. Frau Rechtsanwalt Labisch zeigte mir vor kurzem einige Ihrer Aufnahmen, und ich muß sagen, sie schienen mir ausgezeichnet."

Siddy Scholz lächelte nicht abwehrend. Sie neigte nur den Kopf, während ein zartes Rot ihr langsam in die Schläfen stieg.

Frau Josepha rückte etwas unruhig an der silbernen Schnalle ihres stahlgrauen Libertykleides.

„Ich weiß nicht, liebes Fräulein, wie Sie sich Ihre Zukunft gedacht haben, aber ich würde es in Ihrem Interesse und im Interesse unseres guten Kuno Vogt — den wir alle sehr schätzen — mit Freuden begrüßen, wenn Sie ..."

Sie stockte und fuhr dann mit heller Stimme tapfer fort: „Wenn Sie dauernd mit ihm vereint blieben. Künstlerisch und auch ... so. Er ist Ihnen zugetan wie einer Tochter und will nie andere als väterliche Rechte Ihnen gegenüber geltend machen. Er will Ihnen nur seinen Namen geben und damit die Möglichkeit, für Sie sorgen zu können."

Siddy Scholz hob den Kopf und richtete ihre großen, braunen Augen starr auf die junge Frau, während sich eine leichte Blässe auf ihre Wangen legte.

„Er will mich heiraten?"

Es klang fast gestammelt. Frau Josepha wußte nicht, wie sie diese Erregung deuten sollte, fühlte nur ein leises Unbehagen unter dem starren Blick dieser großen Augen.

„Ja, das will er. Sie sollen dem Namen nach seine Frau sein, einen geachteten Namen führen, die Möglichkeit haben, Ihren Beruf auszuüben, ohne Sorge um den kommenden Tag. Es ist das große Los, das Sie gezogen haben, das sehen Sie doch ein, nicht wahr?"

Es irritierte sie beinah, daß Siddy Scholz noch immer in ihrer starren Ruhe verharrte. Was wollte sie denn noch? Was erwartete sie mehr vom Leben? Welches Recht hatte sie noch auf Ansehen, Stellung und Glück?

„Warum hat er mich nicht selbst gefragt?" stieß Siddy Scholz hervor, wie in Ablehnung der Bevormundung, die sie so tief demütigte.

Die junge Frau aber lächelte wieder, weil sie aus dieser Frage die Zustimmung heraushörte.

„Es mag einem alten Mann schwer werden, die richtigen Worte zu finden."

Und während sie klug und fein ihre Sätze abwog, stieg ihr langsam eine dunkle Röte ins Gesicht, weil sie an ihre eigene Ehe denken mußte und ihr die Worte ihres Mannes einfielen: „Wenn du es verantworten kannst."

Und das Unbehagen wuchs in ihr, je länger sie sprach, je länger Siddy Scholz sie ansah — fragend und beinah traurig. Dieser Blick schien ihr wie eine brutale Indiskretion, er schuf eine Parallele, eine Gemeinsamkeit, gegen die sie sich innerlich verwahrte, in starrem Hochmut der großen Dame. So brach sie denn kurz ab und schloß kälter, als es ihre Absicht war: „Übrigens, wie Sie wollen, Fräulein Scholz. Meine Pflicht habe ich getan. Sie können mir Ihren Entschluß brieflich mitteilen. Im Fall einer Heirat stehen Ihnen vom Arnulfstift einige hundert Mark für Ihre Aussteuer zur Verfügung. Heiraten Sie nicht, wird Ihnen das Geld als kleines Betriebskapital eingehändigt. Für die Errichtung eines photographischen Ateliers dürfte es freilich kaum in Frage kommen."

Siddy Scholz erhob sich. Sie wußte bereits, wie vornehme Damen zu verabschieden pflegten, wenn man nicht



widerspruchlos die Rettungsleine ergriff, die sie zuwarfen. Auch die besten und feinfühligsten.

Sie hatte seit bald vier Jahren zur Genüge all die Bitternis unmündiger Abhängigkeit durchgekostet, die den Menschen zur Sache stempelt. Dennoch tat ihr die vornehme, zarte Frau mit dem hochmütigen Zug in dem lieblichen Gesicht beinah leid, und sie fühlte, daß das Schicksal — mochte sich Frau von Paulsin auch noch so sehr gegen jede Gemeinsamkeit mit ihr verwahren — ihnen beiden doch denselben Ausgleich für ein sonst aussichtsloses Leben geboten hatte.

„Ich bin nicht undankbar, gnädige Frau. Sie können es mir glauben", sagte sie warm.

„Nein, nein, gewiß, das behauptet ja auch niemand."

Frau Josepha bereute ihre Schroffheit und streckte ihr wieder die Hand entgegen.

Sie schien jetzt ein bindendes, zusagendes Wort zu erwarten, aber Siddy Scholz wich ihrem Blick aus. So schnell, so bindend brachte sie die erwartete Zusage nicht über die Lippen, und sie fühlte sich förmlich wie befreit von einem schweren Zwang, als die Tür aufging und zwei Herren über die Schwelle traten.

„Hier bringe ich dir Herrn Fritz Reimar Lukas," sagte Herr von Paulsin, indem er einen jüngeren Herrn vorschob, „oh, verzeih, du bist nicht allein ..."

Flüchtig verbeugte er sich vor der Fremden.

„Wir sind gerade mit allem zu Ende gekommen", antwortete die junge Frau. „Es freut mich, Herr Lukas, Sie bei uns zu begrüßen ..."

Sie stellte Siddy Scholz nicht vor, nickte ihr nur verabschiedend mit einem bedeutungsvollen, ermahnenden Blick zu und bemerkte es auch nicht, daß die Augen des jungen Mannes der schlanken Gestalt wie gebannt folgten.

„Sehr gütig, gnädige Frau", sagte er, als Siddy Scholz das Zimmer verlassen hatte, ein bißchen überstürzt und neigte sich über die Hand mit den feinen, nervösen Fingerspitzen.

Frau von Paulsin sah einen Streifen der tiefgebräunten Stirn und mattes, dunkelblondes Haar, das in glatten Strähnen auf die Schläfen herabfiel.

„War das die Scholz?" fragte Paulsin, leicht interessiert.

Die junge Frau nickte. „Schön, nicht wahr?"

Fritz Reimar Lukas richtete sich auf. Es war mehr ein Aufschnellen wie von einer Gerte, und dann stand er da — sehnig und schlank, mit breitem Brustkasten und einem wohlgeformten Kopf, aus dem zwei braune Augen hell und kühl in die Welt blickten.

„Schön ist gar kein Ausdruck, gnädige Frau", antwortete er statt Paulsin, während zwei Reihen breiter, blendend weißer Zähne zwischen seinen geschwungenen Lippen hervorblitzten.

„Fritz Reimar bringt uns noch den unverfälschten Schönheitsenthusiasmus aus den wilden Ländern mit, die er so lange bereist hat", sagte Paulsin.

Aber auch auf dem Antlitz der jungen Frau ruhten Fritz Reimars Augen mit unverhohlener Bewunderung, und sein bartloses, von weitem noch beinah knabenhaftes Gesicht rötete sich vor Vergnügen.

„Wir Lukas' sind alle Schönheitsanbeter, gnädige Frau."

Er zog noch einmal und ganz unmotiviert die Hand der jungen Frau an die Lippen. Es war wie ein feuriger Dank für den Genuß, den ihr Anblick ihm gewährte, und er legte eine fast kindliche Vehemenz in diese spontane Huldigung.

Herr von Pausin klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Wir dienen dem gleichen Gott, junger Freund, nur zelebrieren wir verschieden ..."

Fritz Reimar Lukas blickte auf.

Holla, mein Junge, aufgepaßt, der alte Herr ist eifersüchtig, übersetzte er sich den Satz.

Und so lachte er nur, wie gutgeartete Kinder lachen, wenn man sie zurechtgewiesen hat.

„Ich zelebriere wohl ein bißchen zu afrikanisch," gab er gutmütig zu, „nun, ich verspreche, mich zu bessern."

Paulsin aber fühlte, daß Zurechtweisungen aus seinem Mund leicht mißdeutet werden konnten, und zum zweitenmal kam ihm heute der Altersabstand zwischen ihm und seiner Frau schmerzlich zum Bewußtsein.

Der Haushofmeister meldete, daß das Frühstück serviert sei. Man begab sich in das kleine Eßzimmer, das an Frau Josephas Arbeitsraum grenzte und in den großen Wintergarten mündete.

Zwei Diener reichten Austern und feingeschnittenen Chester, während der Haushofmeister den Weißwein in die bauchigen Bakkaratgläser schenkte.

Frau Josepha erkundigte sich nicht ohne wirkliches Interesse nach den Angehörigen ihres Gastes.

Sie hatte viel von dem Chef der Weltfirma Lukas in Bremen gehört.

„Ihr Herr Bruder ist gleichzeitig Kunstgelehrter, nicht wahr? Ich las vor einigen Monaten ein Buch von ihm über präraffaelitische Madonnen."

„Ich selbst hab's nicht gelesen," gestand Fritz Reimar offen, „nur die Illustrationen habe ich durchgeblättert. Sehr viel Schönheit — aber für meinen Geschmack alles zu weltentrückt, zu unwirklich, möchte ich sagen. Um so 'ne Schönheit zu würdigen, muß man sich richtig zurückschrauben. Mein Bruder ist eben Idealist."

„Dabei ein hervorragender Kaufmann", warf Paulsin ein.

„Gewiß, gewiß", stimmte Fritz Reimar bei. „Realist von zehn Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Von sechs bis zwölf Uhr nachts — Idealist. Er hat seine zwei Arbeitzimmer, seine zwei Schreibtische und seine zwei Weltanschauungen."

„Er lebt ein zweifaches Leben", warf Frau Josepha ein.

„Zwei halbe Leben, gnädige Frau. Das ist nicht das gleiche. Aber ich gelte ja für den verlorenen Sohn, bin das schwarze Schaf der Familie. Als mein Bruder merkte, daß mir meine teure Vaterstadt zu eng wurde, schickte er mich nach Südamerika auf die Plantagen des Hauses Lukas. Ein Bruder seiner Frau ist dort Direktor. Ein famoser Kerl. Auch einer, der sich in den kultivierten Ländern überall die Nase wundgeschlagen hat ... Auch ein ‚schwarzes Schaf'."



Der ganz zwanglose, unkonventionelle Ton berührte Paulsin seltsam.

Er hatte seinem Geschäftsfreund versprochen, sich „seines jüngsten Bruders anzunehmen", war gleichsam in die Rolle eines beratenden Onkels gedrängt worden. Und nun fühlte er, daß er, von dessen leisesten Äußerungen das Wohl und Wehe unzähliger Existenzen abhing, von diesem jungen Menschen, der nichts für sich hatte als starken eigenen Lebenswillen, völlig übergangen wurde.

Fritz Reimar sprach über das Haus Lukas, das sich ein beinah königliches Ansehen erworben hatte, dessen Name selbst einem Paulsin Ehrfurcht einflößte, mit souveräner Sorglosigkeit, ja beinah mit leichtem Spott für die alte ehrwürdige Tradition des Hauses.

Dennoch lag Adel in seiner Art sich zu geben, ein Adel, den er nicht verleugnen konnte, und den er vielleich selbst empfand, mit leiser Genugtuung und einem feinen Gefühl des Übergewichts dem großen Finanzmann gegenüber, der der vierten Generation des Hauses Lukas immerhin als ein Emporkömmling erscheinen mochte.

Und Frau Josepha fühlte den lachenden Hochmut dieses jungen Lukas aus jedem seiner Worte, fühlte, daß es ihm völlig gleichgültig war, wie er wirkte, daß er seine Art mit der gleichen Selbstverständlichkeit hier zur Geltung brachte wie unter einem Zelt inmitten von Hottentotten. Und so wirkte es nicht einmal renommistisch, wenn er vor dem bis zur Peinlichkeit korrekten und reservierten Finanzfürsten seine Geringschätzung für jeden Erwerb offenbarte.

„Mein guter Bruder und hohe Chef unseres Hauses ist leider etwas pedantisch, und ‚verdienen' ist noch immer ein Hilfszeitwort in meiner teuren Heimatstadt. Ich gebe offen zu, ich habe nie etwas ‚verdient'. Ein paar Preise allenfalls: silberne Pokale und ähnliche fürchterlich unpraktische und geschmacklose Zimmerdekorationen. Wer verdienen will, der kann nicht leben. Und leben ist mir wichtiger."

„Ihr Bruder schrieb mir, Sie hätten ein nicht unbedeutendes mechanisches Talent", meinte Paulsin, in der freundlichsten und etwas erzieherischen Absicht, den jungen Mann durch einen Hinweis auf seine Begabung in den eigenen Augen zu erhöhen.

Lukas hob sein Glas und trank der jungen Frau lachend zu.

„Da sehen gnädige Frau, welchen Familienkultus der Chef des Hauses treibt. Ein gesunder, leidlich intelligenter, lebensfroher Mensch, der sich vor Dod und Deibel nicht fürchtet — das genügt ihm nicht. Als ich mich mit den Schwarzen da unten in ein paar Gefechten herumbalgte, ohne andern Zweck, als weil es mir Spaß machte, meinem ganz persönlichen Rassenhaß gegen diese schwarzen Bestien einen etwas kräftigen Ausdruck zu geben, sah mein Bruder mich im Geist bereits als verdienstvollen Offizier — vielleicht sogar als kommandierenden General in der preußischen Armee. Aber ich wartete nicht einmal eine Auszeichnung ab. Nachdem ich mich müde geritten und herumgeschlagen, wollte ich mir die Welt ein bißchen bequemer besehen. Ich ließ mir also ein Auto nach eigenen Angaben konstruieren — ein famoses Möbel übrigens, das sich auf meiner zweijährigen Reise glänzend bewährt hat. Mein Bruder aber wollte mir daraufhin natürlich gleich eine große Automobilfabrik einrichten. Die Idee allein verleidete mir mein Auto. Übrigens hatte ich den Fehler begangen, zuviel über Automobilreisen zu lesen. Und so brachte mir meine eigene Reise nichts Neues. Es war sozusagen ein Erleben aus zweiter Hand. Selbst die Sambesineger hatten schon so einen schnaufenden Kasten gesehen, und ihr Staunen war mehr ein Akt internationaler Höflichkeit. Da war ich nun ausgezogen auf die Suche nach neuen starken Eindrücken, bildete mir ein, eine Kulturmission unternommen zu haben, und erkannte, daß ich nur eine ausgedehnte Spazierfahrt unternommen hatte. Nun will ich's mal mit den Luftreisen probieren. Vielleicht gelingt mir's, nun auch eine bequeme Luftkarosse zu bauen, aus der man sich die Welt ein bißchen gemütlich von oben herab ansehen kann. Höhenluft braucht der Mensch heutzutage — einsame Höhenluft."

Er schwieg plötzlich, und seine Augen bekamen einen harten, metallenen Glanz. Frau Josepha fand ihn jetzt nicht mehr so jung. Seine Züge waren, wenn man genau hinsah, scharf und die Haut rissig wie die Haut eines wettergeprüften Matrosen.

„Es gehört doch ein ungeheurer Mut zu dem Beruf", meinte sie, und ihre Augen ruhten in lebhafter Anteilnahme auf dem kühnen Gesicht.

„Mut ist doch überhaupt die Vorbedingung für jedes Unternehmen," sagte Paulsin kühl, „denn am Ende zahlt ja doch jeder für sich und, wenn's zum Äußersten kommt, auch mit seinem bißchen Leben."

Er dachte dabei an seine letzte Börsenkampagne. Auch er hatte damals Mut gebraucht, die an Tollkühnheit grenzte, und nur der Mut hatte ihm den Sieg gegeben. Aber diese Art von Mut war wohl nicht sinnfällig genug für eine Frau? ... Und ein leises, etwas resigniertes Lächeln huschte über seine Lippen.

Fritz Reimar Lukas aber lachte kurz vor sich hin.

„Das Leben, gnädige Frau, ist eine sehr überschätzte Sache, und Zechpreller gibt es in jedem Beruf."

Der Spott traf sie wie eine leise Geringschätzung. Sie hob die Tafel auf.

Der schwarze Kaffee wurde im Wintergarten serviert.

Frau Josepha aber schien es plötzlich, als wäre der festliche Glanz dieser letzten Stunden erloschen, als Lukas sich zum Abschied zerstreut über ihre Hand beugte. Und sie fragte, zaghafter als sonst, beinah bittend: „Sie kommen doch wieder?"

Denn sie fühlte, ihr prächtiges Haus konnte diesem Mann, der über den kleinlichen Eitelkeiten der Welt stand, nichts bieten als allenfalls — sie selbst.

* * *

Siddy Scholz hatte Peter Jell nur einmal wiedergesehen seit dem trostlosen letzten Abend im Zimmer der Linienstraße. Nur einmal — auf dem Negativ einer photographischen Platte, die sie aus dem Fixierbad herausnahm.

Kuno Vogt fand sie damals im Atelier, vor dem



Rahmen, in den die Platte gespannt werden sollte. Sie war leichenblaß, und Glasscherben lagen auf dem Boden.

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollten die Platte nicht anrühren. Das hätte ich allein besorgt.“

Er brummte unzufrieden vor sich hin, während er selbst die Scherben auf einer Schaufel zusammenlas. —

Siddy Scholz photographierte leidenschaftlich gern. Sie hatte Blick für das Malerische, ein seltenes Geschick, die Modelle vorteilhaft zu stellen, Phantasie im Erdenken immer neuer Genrebilder.

Vogt war ein geduldiger, aber pedantischer Lehrmeister, pedantisch auch, als sie, seinem eigenen Ausspruch nach, ihn längst überflügelt hatte. Oft mußte sie an seine Güte denken, wenn der Unmut sich in ihr regte.

Eines Tages mußte der alte Mann sich niederlegen. Die Influenza hatte ihn mit einer Heftigkeit gepackt, die ihm verhängnisvoll werden konnte.

Es war Anfang März, und die Bestellungen der Verleger häuften sich. Vogt wollte alles absagen. Siddy Scholz erschrak. Was wurde dann aus ihr? Nicht, daß der alte Mann sie hätte gehen lassen, aber womit sollte sie die Tage verbringen, die endlos langen Tage? ... Leidenschaftlich verlangte sie, Vogt sollte das Geschäft in ihre Hände legen.

Und der Alte ließ sie gewähren, wie man Kinder gewähren läßt, in nachsichtiger Schwäche. Ein junger Photograph, der seit Monaten am Hungertuch nagte, wurde von Vogt als Gehilfe aufgenommen, zum Entwickeln und Retuschieren der Bilder.

Seine rotgesäumten, skrofulösen Augen verschlangen Siddy Scholz förmlich; sie aber empfand diese Blicke wie eine gemeine Berührung.

Eines Morgens, als sie neben ihm eine Platte gegen das Licht hielt und sich dann zu ihm wendete, um ihm eine Bemerkung zu machen, drückte er seine Lippen heiß und brutal auf ihre Schulter.

„Wie wagen Sie es?“

Sie mußte an sich halten, um nicht mit erhobenen Fäusten auf ihn loszustürzen; als sie aber sah, wie er sich duckte, jämmerlich, wie ein geprügelter Hund, da ging ihr Zorn in Ekel und Verachtung über.

„Sie werden wohl einen Vorwand finden, um unser Atelier zu verlassen“, sagte sie kalt und drehte ihm den Rücken.

Er antwortete: „Dann habe ich wieder nichts zu essen.“

„Das hätten Sie sich vorher überlegen sollen!“

Sie wollte hinausgehen, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen. Aber seine Stimme hielt sie unwillkürlich zurück.

„Das macht auch nichts“, sagte er.

Unwillkürlich wendete sie sich um.

„Sie überfallen da eine fremde Dame ...“

In seinem Ton lag etwas, das sie zwang, ihre Härte zu rechtfertigen.

„Sie sind mir gar nicht so fremd. Ich kenne Sie seit beinah vier Jahren — ich war nämlich in Moabit, als Sie aussagten.“

Ihr wurden die Hände feucht, und ihre Knie zitterten. Ganz wehrlos fühlte sie sich. Jeder durfte sie beschimpfen — jeder.

Sie merkte es nicht, daß der Mann längst das Atelier verlassen hatte. Sie stand noch immer da, mit herabhängenden Armen, und starrte vor sich hin und fühlte, daß es nur ein Zufall war, daß nicht auch sie wieder obdachlos auf der Straße stand.

Sie schlief die Nacht nicht. Sie dachte, der Mann würde wiederkommen und seine roten, entzündeten Augen gierig auf sie richten. Aber er kam nicht wieder.

Der alte Vogt fragte nach ihm, und da er sie plötzlich kalt und mißtrauisch ansah, als sie allerlei Ausflüchte machte — so gestand sie ihm die Wahrheit.

Schluchzend lag sie mit dem Kopf auf dem Bettrand des alten Vogt, denn sie ahnte, was ihr bevorstand, wenn dieser letzte Halt ihr genommen würde.

Und nun, kaum drei Tage nach jenem Vorfall, kniete sie abermals vor dem Bett des alten Mannes und küßte seine Hand in tiefer, ergebener Dankbarkeit. ...

(Fortsetzung folgt.)

Silvesterpünsche.

Plauderei von Hans Kaspar von Steineck.

Schon das Wort Punsch ist vielen ein Rätsel, leider bleibt manchem aber auch die Zubereitung dieses köstlichen Getränkes rätselhaft, und dann — können die Folgen fürchterlich sein.

Man denke sich eine Gesellschaft erwartungsvoll um eine dampfende Punschbowle versammelt, die Gläser sind gefüllt, jetzt werden sie an die Lippen geführt, vorsichtig nippt jeder an dem heißen Trank, noch einmal wird der Versuch gemacht, der Flüssigkeit Geschmack abzugewinnen, doch das Gebräu stellt sich als zu süß heraus, mit Kummer im Herzen setzt man das Glas wieder auf den Tisch, man ist enttäuscht. Wissende aber ahnen, daß sie am kommenden Morgen mit schwerem Kopf erwachen werden, falls sie nur ein wenig zu viel von dem vorgesetzten Trunk genießen. Wie soll bei solcher Entdeckung eine freudige und gemütliche Stimmung in der Korona aufkommen!

Der Punsch muß ein echter und rechter Sorgenbrecher sein, nie darf er trübe, düstere Gedanken über Zukünftiges auslösen.

Schon das Ursprungsland des Punsches, der ferne Osten, läßt uns vermuten, daß uralte, indische Brahmanenweisheit einst bei seiner Entstehung mitgeholfen hat, stammt doch das Wort „Pantscha“ aus dem Sanskrit und bedeutet fünf; fünf Bestandteile aber sind es, die anfänglich den Punsch bildeten: Arrak, Tee, Zucker, Wasser und Zitronensaft, die Beimischung von Wein blieb erst späteren Zeiten vorbehalten.

Durch Jahrhunderte werden die Priester das Rezept „hinter hohen Tempeltoren“ geheimgehalten haben;



schließlich aber muß wohl ein Abtrünniger Verrat geübt haben, und so kam wenigstens die Kenntnis der Zusammensetzung dieses Göttertrankes auf uns — seine Bestandteile jedoch richtig zu mischen, bleibt nach wie vor das Geheimnis. Denn nicht nur ein flüchtiges Zusammenmengen der fünf Teile bedingt das Gelingen des Punsches, sondern auch die richtige Dosierung der einzelnen Mengen ist von größter Wichtigkeit. Vor allem bleibt es nötig, daß der Punschbereiter mit äußerster Sorgfalt seines Amtes als Nachfolger der Brahmanen waltet, gehört doch schon zur Herstellung eines guten Tees liebevolles Verständnis; wieviel peinliches Abwägen mehr verlangt erst das richtige Mischen des Tees mit den vier andern Elementen, „innig gesellt", die uns zum köstlichen Labsal werden sollen.

Aus dem Osten brachten die Engländer die Wissenschaft von der Bereitung des Punsches gelegentlich ihrer Weltreisen mit in die Heimat. Ein tief ins Innere vordringender Sohn Albions wird wohl einst, am Fieber leidend, von milde denkenden Priestern mit dieser besten aller Arzneien gestärkt worden sein. Später bat er sich dann das Geheimmittel von seinen Pflegern aus, und so gelangte der Wundertrank gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Europa.

Fürst Franz von Dessau, der 1765 das Inselreich besuchte, führte den Punsch als Nachtischgetränk an seinem Hof ein, und von Dessau aus verbreitete sich die Sitte des Punschtrinkens überraschend schnell über ganz Deutschland.

Wir wissen, daß sich Goethe und Schiller gern bei dampfendem Punsch zusammenfanden. Schiller dichtete in fröhlicher Stimmung bei solchem Abendtrunk einst sein Punschlied, das allerdings nur von vier Elementen spricht, wohl weil dem Liebling der Musen die Beimengung von Tee nicht bekannt war. Doch wie der Punsch genossen werden mußte, das wußte er, schrieb er ja: „Nur wenn er glühet, labet der Quell." Ueber die Wirkung des Getränks äußert sich Goethe: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen", das aber ist das rechte Wort.

Vor allen Dingen sind nachstehende Regeln bei Bereitung des Punsches streng zu beachten.

Zunächst muß der Kessel, in dem die Mischung vor sich gehen soll, genau daraufhin geprüft werden, ob er, erhitzt, auch keinerlei Metallteilchen an den flüssigen Inhalt abgibt. Ferner soll der Behälter über mäßigem Feuer warm gehalten werden, sonst „erschrickt" man beim Hineingießen die Bestandteile des Punsches, was unbedingt vermieden werden muß. Das nötige Wasser bringe man auf Siedehitze, nie aber mit dem Wein, Arrak oder Rum bereits vorher vermischt. Jede der Flüssigkeiten, auch den Wein, erhitze man für sich, und zwar zunächst bis auf etwa 70 Grad Celsius. Bei dieser Temperatur beginnt sich der Alkohol zu verflüchtigen, der Wein fängt an, schwach zu schäumen, später tritt dann bei 100 Grad ein stärkeres Wallen ein, worauf der Wein zum Mengen mit den andern Ingredienzien bereit ist. Daß man die Gewürzbeitaten, z. B. die Zitronenschale, nicht mitkochen darf, ist wohl selbstverständlich. Würde man doch hierdurch einen bittern Geschmack erzeugen, den noch so große Zuckermengen nicht wieder beseitigen könnten.

Mit der Beigabe von Zucker übe man gleichfalls größte Vorsicht. Am trefflichsten gelingt die enge Verbindung zwischen dem Zucker und der Flüssigkeit, wenn man ein großes Stück Hutzucker mit der für den Punsch nötigen Menge Arrak tränkt und den Block dann über dem mit Wein, Tee und Wasser gefüllten Punschkessel entzündet. Gießt man dann löffelweise immer wieder Arrak nach, so zertröpfelt schließlich das Zuckerstück brennend in die unter ihm dampfende, duftende Flut. Hierdurch erhält man den von Kennern gelobten köstlichen Karamelgeschmack, der speziell der sogenannten Feuerzangenbowle eigen ist.

Diese wird, je nach Wunsch und Kopfzahl, aus 3—4 Flaschen Rotwein, einer Flasche Rum oder Arrak, einem großen Stück Zucker bereitet, wobei man den Zuckerblock auf einer Feuerzange, die über den Kessel gelegt wird, brennend zerträufelt. Später gebe man noch Apfelsinen oder Pommeranzenschale nach Geschmack hinzu. Auch der Kaiserpunsch ist recht beliebt. Er setzt sich aus folgenden Teilen zusammen: Je einer Flasche Rheinwein, ferner Burgunder, weißem Bordeauxwein und einer Flasche feinen Kognaks, zwei Gläschen Maraschino, 800 Gramm Zucker, dem Saft von zwei Apfelsinen, zwei Zitronen und zwei Liter Wasser. Mehr als Dekoration dient für jedes Glas dann noch eine Ananasscheibe. Hierbei wird aber der Zucker nicht abgebrannt, sondern mit dem Saft der Zitronen und Apfelsinen getränkt und dann erst mit dem Liter heißen Wassers übergossen. Hierauf bringt man zunächst diesen Extrakt zum Kochen, worauf man ihn durch ein Tuch gießt. Nun erst fügt man die gehörig heißgemachten Weine hinzu, ebenfalls die Flasche Kognak bester Provenienz, dann stellt man die Mischung, ohne sie weiter kochen zu lassen, auf gelindes Feuer etwa eine halbe Stunde lang warm. Nach Beigabe des Maraschinos ist der Punsch zum Trinken fertig. Auch kalte Pünsche sind bekömmlich und beliebt, doch bleibt die Krone aller dieser Mischungen wohl der echte schwedische Punsch, der, recht kalt genossen und mit Sekt verdünnt, mehr als jedes andere Getränk geeignet ist, die Grillen zu verscheuchen.

❦ ❦ ❦

Neujahrsprüche.

Wird es besser, schlechter werden?
Kommt, was peinigt oder frommt?
Eines nur steht fest auf Erden:
Daß es immer anders kommt!

Sieh, ein neues Jahr steht vor der Tür,
Gut und böse Gaben in den Händen,
Die du nehmen mußt. Doch steht bei dir,
Zum Gewinn sie, zum Verlust zu wenden.

Glück und Freude wünschst du dir?
Freund! — Das ist noch nicht das Wahre!
Frage nicht: was bringst du mir?
Frag: was bringe ich dem Jahre?

Lasset uns mit Dank es sagen
Im Silvesterglockenläuten:
Daß trotz vielem Grund zum Klagen
Wir uns doch auch manchmal freuten!

H. v. Beaulieu.



Georg Schweinfurth.

Zu seinem 75. Geburtstag. Von Carl Peters. — Hierzu die Porträtaufnahme S. 2207.

Professor Schweinfurth feiert am 29. Dezember d. J. seinen 75. Geburtstag. Wenn man den tatenreichen Lebenslauf dieses Altmeisters der deutschen Afrikaforschung aufwärts blickt, so wird man fast bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts geführt. Seine ersten Reisen im unteren Niltal bis nach Nubien und bis zu den Grenzen Abessiniens und zurück über Gedareh und Khartum und von da über Berber, Suakin und Alexandria vollzogen sich, als in der Heimat über Schleswig-Holstein und um die nationale Einheit gekämpft wurde. Seine glänzende Sudanreise, die seinen Weltruf begründete, führte er aus, während die gewaltigen Dramen von Sedan und Versailles sich abspielten und das Deutsche Reich im Herzen von Europa aufgerichtet wurde.

Schweinfurth gehört noch ganz zu der Reihe jener alten Afrikaforscher, die lediglich nur von wissenschaftlichen Motiven geleitet sind. Er gehört zu den Livingstone, Speke, Burton, Grant, G. Krapf, von der Decken, Barth, Vogel, Nachtigal, Rohlfs, Junker und Emin-Pascha, halb und halb gehören auch noch Wissmann und Stanley dahin, wiewohl Stanley mit seiner Mitwirkung an der Begründung des Kongostaates und Wissmann mit seiner Mitarbeit in Deutsch-Ostafrika zum Teil bereits mit zu den Kolonialpolitikern im dunklen Weltteil gehören. Cecil Rhodes ist lediglich Kolonialpolitiker, aber er hat indirekt, durch Entsendung von Expeditionen, Anlegung von Museen, Schulen, Gründung von Städten, Eisenbahnen usw., wohl mehr zur Erforschung Afrikas beigetragen als alle andern Afrikaforscher zusammengenommen.

Ich selbst begann meine afrikanische Laufbahn ebenfalls ausschließlich als Kolonialpolitiker, und lediglich der Zufall, daß sich nur in Afrika freies Kolonialland fand, hat mich zum Afrikareisenden gemacht. Ich beabsichtigte gar nicht, Afrikaforscher zu werden. Trotzdem wurde ich in Deutschland von 1884 bis 1896 stets gedankenlos mit unter die deutschen Afrikaforscher eingereiht und als solcher eingeschätzt, während ich als Forscher ganz andersartige Expeditionen gemacht haben würde. Erst, als meine Kolonialtätigkeit in Deutschland zu Ende war, von meinen Ophiruntersuchungen von 1898 an bin ich zum Afrikaforscher geworden.

Von den deutschen Afrikaforschern ist Schweinfurth ohne Frage der bedeutendste. Er hatte eine gründliche akademische deutsche Bildung genossen und in Berlin besondere botanische Studien betrieben. Er ging also als Fachgelehrter in die von ihm besuchten Forschungsgebiete, aber sein Interesse war ein allseitiges, namentlich beschäftigten ihn alle Fragen der Völkerkunde und Ethnographie sowie Zoologie und Geschichte, Philologie und Linguistik.

Seine Forschungzone umfaßte das gesamte Nilgebiet sowie Südarabien. Die verschiedenen Striche dieser großen Fläche hat er einen nach dem andern in einer Reihe von Expeditionen von 1864 bis heute erforscht. Den Hauptblock durcharbeitete er gleich im Anschluß an seine erste, oben von mir erwähnte Reise (1864—1866) in seiner glänzenden Expedition im Jahr 1868—1871. Sie wurde ausgeführt im Auftrag der Humboldt-Stiftung in Berlin, und zwar speziell zur botanischen Erforschung des Bahr-el-Ghasal. Schweinfurth reiste altfränkisch auch in seiner Ausrüstung: er schloß sich Handels- und Sklavenexpeditionen an, wurde demnach ein Spielball derer Launen. Da war keine eigentliche Befehlsgewalt bei ihm. Er reiste auch noch ohne komfortables Zelt und Moskitonetz. Er hatte sich vor den Eingeborenen zu ducken, wie auch Livingstone, Cecchi, Barth und alle die andern. Erst Stanley begann das naturgemäße Verhältnis zwischen Weiß und Schwarz herzustellen, das ich selbst stets festgehalten habe, mochte ich viele oder wie meistens wenige Begleiter haben. Dies führt, meiner Ansicht nach, Europa und Afrika mehr als alles andere in das von der Vorsehung ihnen bestimmte Verhältnis.

Seine große Expedition führte Schweinfurth als ersten Europäer auch in die Zwergvölker- und Kannibalenstämme von Zentralafrika. Es war demnach unser Landsmann und nicht Stanley, der die Urbevölkerung von Afrika, von der schon Aristoteles schreibt, von neuem entdeckte. Dies wollen wir doch festhalten. Mit der Entdeckung des Monbuttulandes und des Uëlle drang Schweinfurth in das nordöstliche Kongobecken ein. Ebenso hatte er die Unfreundlichkeit, schon 1870 die Akkastämme zu entdecken, die sich Stanley für seine Reisen 1888-89 als seinen Hauptschlager vorbehalten hatte.

Die Ergebnisse dieser Hauptexpedition seines Lebens hat Schweinfurth (englisch: London, 1874, deutsch: Leipzig, 1875: The Heart of Africa, Im Herzen von Afrika) in einem Werk dargestellt, das eins von den wenigen Reisewerken ist, das nach Inhalt und Form klassisch genannt werden muß und der deutschen Literatur verbleiben wird. Der Schweinfurthsche Stil ist etwas für sich selbst: kurz, plastisch und anschaulich. Schweinfurth selbst ist geistreich; deshalb ist auch alles, was er schreibt, geistvoll, sowohl sein „Herz von Afrika“ wie jeder Beitrag aus seiner Feder in „Petermanns Mitteilungen“, „Globus“ usw. bis auf die kleinste Notiz herunter.

Von seinen kleineren Reisen erwähne ich seine Untersuchung der Oase Chargeh. Zwischen 1876 und 1878 erforschte er das Gebiet zwischen dem Nil und dem Roten Meer, 1879 untersuchte er die Landschaft Fayum und 1880 den Libanon. 1882 nahm er die Erforschung des Niltals wieder auf, indem er das Gelände von Sint bis Assuan und 1883 die Flora von Tobruk, an der Küste von Barka, untersuchte. Er siedelte 1888 sich in Lichterfelde bei Berlin an, von wo aus er die tropische Abteilung des Botanischen Gartens verwaltete. Indes setzte er auch von hier aus seine Forschungsreisen nach Arabien und Nordafrika fast regelmäßig jeden Winter fort.

Im Sommer 1884 hatte ich Schweinfurths Bekanntschaft in Berlin gemacht. Ich hatte damals die Gesellschaft für deutsche Kolonisation gegründet und war durch Dr. Friedrich Lange mit Schweinfurth in persönliche Berührung gekommen. Jetzt bewies dieser, daß er doch nicht bloß theoretischer Afrikaforscher sei: er nahm unsere Sache mit einer flammenden Begeisterung auf, der er in einem glänzenden Artikel Ausdruck



Phot. K. Wahl.

Prof. Dr. Georg Schweinfurth.

gab. Aktiver griff Schweinfurth einige Jahre später ein. Infolge seiner vielseitigen Beziehungen hatte er neben andern auch eine regelmäßige Korrespondenz mit Emin-Pascha in Wadelai unterhalten. Schweinfurth war es, der mich wiederholt auf die exponierte Lage dieses unseres Landsmannes in der Aequatorialprovinz aufmerksam machte und auf die große Bedeutung seiner Stellung am oberen Nil hinwies. Er trat auch gleich dem provisorischen Ausschuß bei, den wir im Juli 1888 auf meine Verantwortung grün-

deten, zur Entsendung einer Hilfsexpedition an den oberen Nil, und er übernahm, während ich die Expedition ausführte, die exponierte Stellung des Zweiten Vizepräsidenten im deutschen Emin-Pascha-Komitee. In trüben und in hellen Tagen stand er treu zur Sache, trotzdem diese von allen Seiten, von oben und unten, angegriffen war. Wer das Nähere hierüber lesen will, den muß ich auf meine Emin-Pascha-Expedition verweisen. Hier bewies Schweinfurth, wie schon früher, dem Gedanken einer deutschen Kolonialpolitik gegenüber einen geradezu leidenschaftlichen Patriotismus. Es ging ihm also nicht wie so manchem faden Renegaten, der für seine Entnationalisierung mit der pöbelhaften Entschuldigung kommt, er habe drei oder fünf Jahre im Ausland gelebt. Schweinfurth hatte zur Zeit der Emin-Pascha-Expedition sicherlich über zwanzig Jahre in der Fremde gewohnt, und zwar gründete er 1872 in Kairo die „Geographische Gesellschaft", deren Vorsitzender er bis 1876 war. 1880 wurde er zum Generaldirektor der umfangreichen Museen, Sammlungen und Gewächshäuser in Kairo ernannt und war, kurz gesagt, von 1864 bis 1888 ohne viele Unterbrechungen in Aegypten ansässig. Auch heute kennt ihn dort jedermann, und wenn er zum Winter eintrifft, ruft es sich einer dem andern auf der Straße zu.

Schweinfurth hat einen außergewöhnlich bescheidenen und zurückhaltenden Charakter. Dies, zusammen mit seinem anregenden und lebhaften Temperament, macht ihn zu einer außerordentlich anziehenden Persönlichkeit, und deshalb umfaßt sein Freundeskreis auch mehrere Erdteile. Seine umfassende und eingehende Sachkenntnis in der Welt der Moslim und besonders in den nordafrikanischen Wüsten würden ihn als den naturgemäßen Sachverständigen erscheinen lassen für deutsche Diplomaten, die diese Fragen behandeln wollen. Aber leider scheint die sachliche Offenheit, die ihm eigen ist, ihn in der Wilhelmstraße nicht gerade sympathisch zu machen. Somit wird seine geschichtliche Bedeutung wohl wesentlich in seinen eigenartigen wissenschaftlichen Leistungen bestehen bleiben. Das deutsche Volk wird nicht vergessen, daß eine Persönlichkeit wie Georg Schweinfurth ihm gegenüber allen andern Nationen zur Ehre gereicht. Immerhin kann Georg Schweinfurth für sich in Anspruch nehmen: „Es wird die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn." Die Anregungen, die er nach allen Seiten hin gegeben hat, wachsen unausgesetzt fort. Wir wünschen ihm von ganzem Herzen zu seinem 75. Geburtstag jenes otium cum dignitate, das er durch ein schaffensvolles und erfolgreiches Leben sich so wohl verdient hat.

Moderne Tanzkünstlerinnen.

Von Hans von Hülsen. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Man sagt wenig Neues, wenn man erklärt, daß die Ballettbühne, über die Gestalten vom Reiz und von der Grazie einer Fanny Elßler, Lucile Grahn und Marie Taglioni hingewirbelt sind, sich seit Jahrzehnten in einem Zustand der Erstarrung befindet. So erklärt es sich leicht, daß gegen das Ende des verstrichenen Jahrhunderts eine lebhafte Gegenbewegung groß wurde, die es sich zum Ziel setzte, die edle Tanzkunst aus den starren Formen des stagnierenden Balletts zu erlösen. Mannigfache Wege wurden eingeschlagen: wir haben Barfußtänzerinnen, Traumtänzerinnen, Indische Tänzerinnen, Nackttänzerinnen und noch viele andere gesehen; aber erst jetzt scheint sich aus dem wilden Wirbel der Erscheinungen die Erkenntnis loszulösen, daß nicht dem Ballett und dem klassischen Tanz, sondern dem modernen Charaktertanz die Zukunft gehört. Damit hätte denn seine berühmteste Vorkämpferin, die vielgefeierte Isadora Duncan, den Sieg davongetragen, wenn auch nicht ihre Person, so doch ihr Prinzip. Denn wie hoch man auch die Eigenart unserer Tanzstars bewerten will, sie fußen doch fast alle auf der Leistung der Duncan und wären ohne sie nicht denkbar. Natürlich fehlt es auch nicht an einer starken Reaktion gegen diese, und sie kommt am nachdrücklichsten aus dem reaktionären Rußland: die berühmten Ballerinen des Kaiserlich Russischen Balletts, Namen wie Tamara Karsavina und Anna Pavlova, sind ihre Trägerinnen, und der Erfolg, den ihre Gastspieltourneen in Wien, Berlin, Paris, London sowie in ganz Amerika gefunden haben, beweist, daß auch diese Richtung ein wirkliches Bedürfnis des kunstliebenden Publikums befriedigt, daß sie also keineswegs tot und machtlos ist. Während Tamara Karsavina (Abbildung S. 2211), deren große Erfolge in London 1909 noch in aller Gedächtnis sind, mehr auf dem Feld des Phantasietanzes herrscht, legt die gefeierte Pavlova ihren tänzerischen Darbietungen in der Regel Musik von Liszt, Saint-Saëns, Glinka, Rubinstein oder Tschaikowsky zugrunde, und man kann leicht ermessen, welcher rasenden Beliebtheit sie sich in ihrem Vaterland erfreut, wenn man die Berichte über die enthusiastischen Ovationen liest, die ihr bei ihrer Abreise nach Amerika am 2. September 1910 bereitet wurden. Sie ist so recht die Antipodin der Duncan: die klassische Vertreterin der klassischen Tanzkunst, voll Eleganz und Glut, und der Kritiker

Phot. Hoppé.

Tortola Valencia.

hatte so unrecht nicht, der sie eine „Patti und Lucca der Fußspitzen“ nannte. Eine ihrer Glanznummern ist die Zweite Ungarische Rhapsodie von Liszt, wo sie besonders im „Amoroso furioso“ ihre fabelhafte Kunst



Phot. Hoppe.

Frau Konstantin.



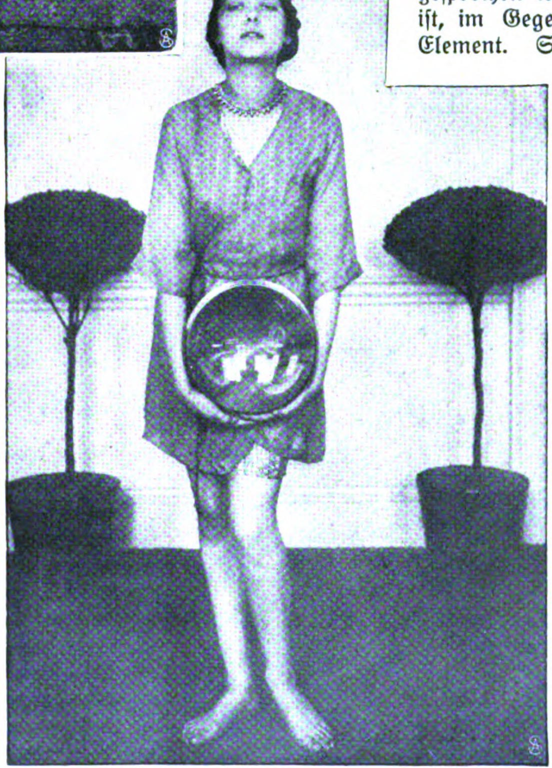
Maud Gwendolen Allan.

Phot. Hoppe.

entfaltet. — In dieser Piece gibt auch Rita Sacchetto (Abb. S. 2213) ihr Bestes, und der Vergleich zwischen den beiden ist sehr interessant. Rita Sacchetto erscheint, wenn sie zu dieser Musik tanzt, wie ein Zigeunermädchen, ein Kind der freien Natur, dem der Tanz Bedürfnis ist, um seine Eindrücke unbefangen zu äußern.

Sie ist vielleicht die malerischste Tänzerin der Gegenwart, dabei von größter natürlicher Grazie. Slawisches und italienisches Blut mischt sich in ihren Adern, obwohl sie aus München stammt, wo kein Geringerer als Lenbach sie 1906 gelegentlich einer Wohltätigkeitsaufführung entdeckte. Wie in Europa, so errang sie auch jenseit des Ozeans große Triumphe, und der amerikanische Maler Ben Ali Haggin malte sie in pompöser altspanischer Tracht. Möglich, daß sie diese aus dem Land des Weins und der Gesänge selbst mitgebracht, denn auch dort hat sie auf einem Abstecher Lorbeeren gepflückt. Für

Rita Sacchetto ist bis zu einem gewissen Grad die Musik Nebensache; ihre Darbietungen sind nicht Begleitung zu einem Musikstück, sondern sie wollen als Tanzdichtungen angesprochen werden, und die Musik ist, im Gegenteil, ein begleitendes Element. So schafft sie Mozartsche Menuette nach, so tanzt sie im Kostüm der Herzogin von Devonshire (nach dem berühmten Gemälde von Gainsborough), und wer sie jemals Rubinsteinsche Musik vor einer rosa Portiere in graziöse und pittoreske Bewegung umsetzen sah, der empfing einen wahrhaft unvergeßlichen Eindruck.



Klothilde von Derp.

Phot. Hoppé.

Hat Rita Sacchetto zwar viel von der Duncan gelernt, ohne aber ihre persönliche Schülerin zu sein, so erfreut sich Miß Maud Gwendolen Allan — neben ihren vielen andern — auch dieses Vorzuges, der ihr allerdings verhängnisvoll geworden ist. Denn gleich bei ihrem ersten Auftreten

in Deutschland wurde ziemlich einhellig eine große Abhängigkeit von Isadora konstatiert; aber das muß eine Täuschung gewesen sein, denn ihre Kunst ist nicht an altklassischen Mustern geschult, wie die der Duncan, vielmehr bevorzugt Miß Maud Chopinsche Musik, und zu den schönsten Eindrücken, die man haben kann, gehört ihr in grauen, schleppenden Schleiern ausgeführter Tanz zu seinem Trauermarsch. Maud Allan steht, könnte man sagen, in der Mitte zwischen ihr und Ruth St. Denis: sie ist nicht so stählern und biegsam wie diese, aber zarter und sehniger als jene. — Ebenfalls von der Duncan gehen die Geschwister Wiesenthal aus (Abb. S. 2213), aber sie überragen sie heute schon und versprechen noch viel Großes für die Zukunft. Isadora Duncans Kunst war eine ausgeklügelte Theorie, aber die der Wiesenthals ist reflexionslose, reine Natur. Schlank wie Gestalten von Donatello



Mathilde Kchessinska. Phot. Hoppé.



Rita Sacchetto. Phot. Franz Greiner.

und zart wie Nymphenburger Porzellanfiguren ist dies Kleeblatt, und es vereinigt in sich die Grazie einer Fanny Elßler, einer Lucile Grahn und einer Marie Taglioni. Die Schwestern zu sehen, wie sie in Gewändern aus blaugrüner Seide den Donauwalzer tanzen, ist ein erlesener Genuß. Aus Wien sind sie ausgegangen, und Wienerinnen werden sie immer bleiben: ja, man könnte sogar sagen, daß sie die Wiederbelebung traditioneller Wiener Tanzkunst bedeuten.

Ebenfalls mehr oder minder von der Duncan beeinflußt sind ein paar andere Tänzerinnen, die seit einiger Zeit als lichte Sterne am Kunsthimmel strahlen: Natacha Trouhanowa (Abb. S. 2213) von der Großen Oper in Paris, die von der begeisterten französischen Presse sehr schmeichelhaft mit einer aus den heitern Höhen des Olymp niedergestiegenen antiken Göttin verglichen wird, die Russin Mathilde Kchessinska, die obenst. Bild in einer wundervollen Pose festhält, schließlich unsere deutschen Tänzerinnen Klothilde von Derp (Abb. S. 2209), die besonders in ihrer Heimat München sich die Gunst des Publikums durch neuartige Darbietungen zu sichern wußte, und Frau Konstantin (Abb. S. 2209), die zu den beliebtesten Mitgliedern des Berliner „Deutschen Theaters" zählt.

Eine besondere Gattung von Tänzen kreierte die Spanierin Tortola Valencia (Abb. S. 2208), indem sie am Strand von Ostende vor einem nach Tausenden zählenden Publikum „Badetänze" aufführte; doch hat ihr Beispiel, man kann sagen: Gott sei Dank, bisher noch keine



Tamara Karsavina vom Kaiserl. Russischen Ballett.

Phot. Hoppé.

Nachahmung gefunden, und dem großen, kunstliebenden Publikum wird Tortola Valencia auch wohl auf die Dauer in der Operette „Havana“ besser gefallen, für die sie sich ein herrliches Kostüm nach Sargents berühmtem Bild „Carmencita“ schuf. — Hier endet die Uebersicht über die modernen Tanzkünstlerinnen, und ich bitte jeden weiteren Stern vielmals um Entschuldigung, wenn ich ihn aufzuzählen vergessen habe. Es gibt gewiß noch viele, die wohl verdienten, erwähnt zu werden. Denn die alte und ewig junge Tanzkunst, die eine Zeitlang in Gefahr war, außer Mode zu kommen, ist wieder recht modern geworden, seitdem neue Künstlerinnen sie belebt und mit modernem Geist erfüllt haben. Sie, die so lange vernachlässigt war, ist wieder populär, volkstümlich geworden. Das kommt auch dem Ballett zugute, für das eine neue Glanzzeit zu beginnen scheint. Wie dankbar war man Felix Weingartner in Wien, als er versprach, dem altbeliebten Ballett, auf das seine Vorgänger nicht so großen Wert gelegt hatten, wieder zu Ehren zu helfen. Namentlich bei den „Ballettratten“ herrschte heller Jubel, als ob eine neue glänzende Aera für sie anbräche. — Aber wer kann alle nennen,

Phot. Hoppé.

Anna Pavlova und Herr Novikoff.



die es im Tanzen zu wirklichen Künstlerinnen gebracht haben, die den Erfolg eines Abends ausmachen und in der Alten wie in der Neuen Welt ihre Bewunderer finden? Nur einiger glänzender Erscheinungen habe ich mich erinnert, die besonders in der letzten Zeit hervorgetreten sind und die Aufmerksamkeit erregt haben. Wie sollte man auch hoffen, mit der Feder mehr zu geben als einen allgemeinen Eindruck? Einen Artikel über die anmutige Kunst so vieler schöner und graziöser Tänzerinnen müßte man nicht schreiben — man müßte ihn tanzen!



Phot. Hoppé.

Natacha Trouhanowa.



Phot. Illustr.-Bureau.

Die Schwestern Wiesenthal.

Treue.

Silvestererzählung von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Sie war todmüde. Zu den Feiertagen hatte es, wie stets um diese Zeit, viel zu tun gegeben, obwohl sie in ihrem Stiftsdamenquartier keine Bescherung abgehalten. Aber Mali war eben an allen Bescherungen und Ueberraschungen rundherum in der Familie beteiligt. Sie hatte überall auswählen helfen müssen, und tausend Kommissionen hatte man ihr aufgetragen.

Mali war aber weit davon entfernt, sich etwa über die Rücksichtslosigkeit zu beklagen, mit der man in der Familie über sie verfügte; in ihrer unergründlichen Güte stellte sie jene Zeit, die ihr noch verblieb, in den Dienst der Wohltätigkeit und war ein beliebtes, äußerst verwendbares Mitglied verschiedener adliger Damenvereine. Sie war beflissen gewesen, in manchem recht kläglichen Dachstübchen einigermaßen festtägliche Ordnung herzustellen, hatte alte Weiblein mit Wolltüchern, Kaffee und Zucker bedacht, hatte der Christbaumfeier der Patronagekinder beigewohnt — aber nun, nachdem dies alles vorbei war, saß sie in ihrer eigenen Stube, einem hübschen, altertümlichen Salon mit goldgeschnörkelten Möbeln und großen, weißen Lacktüren, und ruhte aus. Sie tat gar nichts, ihre stets fleißigen Hände feierten.

Leopoldine, die alte Kammerjungfer, rief wiederholt nach ihr — aber Mali schien nicht zu hören. Sie war ganz und gar leichtsinnig und genoß auch einmal eine stille, ruhige Stunde, die nicht mit Nützlichem oder Zweckmäßigem angefüllt war. Ihr Blick ruhte dabei selbstvergessen und träumerisch auf der blanken Lacktür, als sollte die sich öffnen und ihrem bescheidenen, mühseligen Leben einen Strahl warmen Glückes gewähren. Und dann schellte es.

Mali haftete empor, nahm am Schreibtisch Platz und machte sich unter den Briefen zu schaffen. Es



sollte nicht den Anschein haben, als hätte sie gewartet. Einer starken Willensregung zufolge flutete die jähe Röte ihrer Wangen zurück und gab der Blässe Raum, die gewöhnlich ihr feines Antlitz überzog. Nur in ihren Augen lag ein warmer, glücklicher Schimmer, der die hohe Freude verriet, die sie erfüllte.

Die Tür öffnete sich, und Vetter Rudi trat ein. Er war hochgewachsen, mit einem schmal zugestutzten, grauen Bart, die blauen Augen lagen nahe beieinander, scharf und kühn sprang die Hakennase vor. Er war ein sympathisch und nobel aussehender älterer Herr, nicht allzu gigerlhaft gekleidet, machte den Eindruck von Ernst und Tüchtigkeit, fiel aber weiter nicht besonders auf.

Für Mali war Vetter Rudi jedoch der Inbegriff alles Herrlichen und Besten auf Erden. Sie hatte ihn geliebt, seit sie denken konnte, und in der Familie hatte es immer geheißen, sie beide würden einmal ein Paar werden. Aber wie es manchmal im Leben kommt — das Selbstverständliche war nicht eingetroffen. Rudi wurde ein brüderlicher Beschützer für die alternde, verwaist dastehende Cousine, aber angehalten hatte er nie um sie. Es gewann völlig den Anschein, er würde als Hagestolz zur Grube fahren — als plötzlich das Unerwartete, Unbegreifliche eintrat: Rudi hatte sich verliebt und führte zu Faschingsende eine kleine Komtesse heim, die man in der Familie zu jung, zu hübsch und zu mondaine für ihn fand. Diese Menage würde gar nicht gehen — hieß es rundherum bei den Verwandten. Aber anscheinend „ging“ sie doch. Giza besaß überdies großen Charme und nahm in der kürzesten Zeit die Mißtrauischsten für sich ein.

Rührend war es zu sehen, wie Mali sich überwand und als Erste dem jungen Geschöpf liebreich entgegentrat, das ihr ahnungslos solch herben Schmerz zugefügt hatte. Rudi war natürlich sehr zufrieden, daß Mali „ein anständiger Kerl“ war, wie er sich ausdrückte, aber naturgemäß hatte sein Verhältnis zur Cousine insofern Einbuße erlitten, als ihre Intimität sich sachte löste. Einzig am Silvestermorgen pflegte er Jahr für Jahr im Stiftsdamenpalais vorzusprechen, um Mali ein glückliches Neujahr zu wünschen.

Und das alte, treue Mädchen freute sich von Silvester zu Silvester auf jene kurze Stunde, wo er ihr wie einst in dieser Stube gegenübersaß und es völlig den Anschein gewinnen konnte, als sei zwischen ihnen alles beim alten. Rudi war mit den Jahren faul, gleichgültig und schweigsam geworden, es war also kein besonders kurzweiliger Besuch, der sich im Fauteuil gegenüber lässig rekelte, aber sie führte eben allein das Gespräch in jener geistreichen und witzigen Weise, die ihr, wenn sie wollte, zu Gebote stand.

Mitten in die Verzauberung, die ihr diese einzige Stunde zu solch einem rührenden und bedeutungsvollen Fest machte, brach die alte Leopoldine herein. Sie war höchst ungnädig, daß ihre Herrin noch immer nicht das Silber herausgegeben und die letzten Vorbereitungen für den Abend getroffen hatte, wo der nächste Verwandtenkreis bei der Stiftsdame speiste. Es war dies auch eine langjährige Sitte, denn sie hielt darauf, sich einmal im Jahr in geziemlicher Weise für unzählige Dejeuner- und Dinereinladungen revanchieren zu können.

Mali, der jede Minute ihres kurzen, schmerzlichen Glückes unendlich kostbar erschien, wagte es doch nicht, gegen die gestrenge Leopoldine aufzumucken, und drängte den Besuch selbst zum Abschied. „Deine Alte wird immer drachenhafter“, meinte der Vetter an der Tür. — „Was willst du, ich habe sie von meiner seligen Mutter übernommen, und sie ließe sich aus Treue für mich in Stücke schneiden.“ — „Na, einen besseren Humor könnte sie sich halt angewöhnen, denn wenn die Treue in so einem Sauertopf steckt, is sie ein schwer verdauliches Gericht. Also auf Wiedersehn beim Dejeuner!“

Zur Dejeunerstunde traf sich der Verwandtenkreis beim Onkel Ferdinand. Dieser saß aber noch bei einer Beziquepartie mit seiner Hausdame, begrüßte niemand, sondern nickte den Eintretenden bloß mit dem Kopf zu. „Gleich bin ich fertig, jetzt bin ich grad im Gewinn, da werd ich doch nicht abbrechen!“ Die Hausdame, ein altes, sehr wohlerzogenes Fräulein, litt Qualen der Etikette, daß sie ungeniert sitzenbleiben sollte, während die Damen der Familie noch standen. Die Elfenbeinzähne des Beziquetäfelchens knarrten, das Fräulein seufzte, der Onkel schnaufte vor Vergnügen.

Dann ging man zum Speisen. Das Essen war gut zubereitet, aber sparsam bemessen. Der Wein war billig und säuerlich. Der Onkel jammerte über die Teurung, wobei etliche Seitenhiebe auf den Sohn fielen, der damisch viel Geld verputze.

Der Sohn schien dergleichen gewöhnt. Zu Giza gewendet, die neben ihm saß, flüsterte er: „Der Pontius (damit meinte er den Papa) gibt mir halt nur gerad so viel Taschengeld, als sein Kammerdiener Lohn hat. Als ich unlängst nach Wien versetzt worden bin und um eine großstädtische Aufbesserung bat — weißt du, was er mir geantwortet hat? ‚Zeig mir zuerst dein Sparkassenbüchel, ich muß erst sehen, ob du ein ernster Mensch bist, dem man mehr Geld anvertrauen kann.‘ Natürlich habe ich alles, was du willst: Reitpeitschen, Rennpreise, Foxterriers, Kanarienvögel, Schnäpse und Seidenstrümpfe, aber was ein Sparbüchel ist, haben meine Augen nie gesehen.“

„Und du hast nix gekriegt?“ kicherte Giza.

„Nix!“ seufzte der Leichtsinnige.

„Wenn der Papa einmal so is, so solltest du halt solider sein, is denn das Lumpen gar so schön?“

„Wunder-wunderschön! Der Pontius will aber, daß ich das Leben eines Duckmäusers führe, dabei ist solch eine Sehnsucht in mir —“

„Eine Sehnsucht nach was?“ lispelte Giza.

„Ich glaube — nach Frauen. Und doch habe ich eigentlich noch nie geliebt. Ich suche nur immer. Es ist so eine Unzufriedenheit in meinem Leben. Ihr Frauen habt einfachere, hellere und freudigere Seelen. Darum müssen wir von Frauen lernen. Und man lernt nur, wo man liebt. Ich möchte eine blonde, weiche, süße Frau lieben und mich in den Lichtströmen ihres Wesens spiegeln dürfen . . .“

Malis zitternder Hand entglitt die Gabel. Sie saß an der linken Seite des Neffen und hatte seiner leidenschaftlichen Redeweise gelauscht, und ein Blick auf Giza, die ihr blondes, duftig frisiertes Köpfchen dem Nachbar zuneigte und fasziniert zu lauschen schien, gab ihr einen Stich ins Herz. Welches Unheil spann sich hier an? Wußten die beiden überhaupt, daß sie wie versunken saßen und nur zueinander sprachen?

Die Angst wuchs riesengroß in Malis Herzen. Sie dachte an ihr eigenes verpfuschtes Leben, und daß nie-



mand zur Stelle gewesen war, der sie ganz zu Anbeginn ihrer schwärmerischen Neigung gewarnt hätte.

Noch war es Zeit. Noch gab der Riß, der sie trennte, keine unheilbare Wunde. Sie würden ein bißchen traurig sein, ein bißchen geärgert, daß man ihre harmlose Vertraulichkeit störte — aber das Unheil, das drohende, entsetzliche Unheil, das zerschmetternd über ihre Familien hereinbräche, bliebe abgewendet.

Verwirrt und erschüttert saß Mali an ihrem Platz und lächelte nicht einmal zu Onkel Ferdinands merkwürdigen Aussprüchen, die er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit zum besten gab.

Giza und ihr junger Nachbar begannen von neuem zu lispeln, und zwar so leise, daß Mali nichts mehr verstehen konnte. Aber auch später, als die Tafel aufgehoben wurde, man in zwanglosen Gruppen beisammenstand, die Hausdame Kaffee und Likör anbot, schienen sie sich nicht trennen zu können. Wenn es nur nicht auffiel! Wenn der Gatte nur nicht Verdacht schöpfte! Mali trippelte wie auf Nadeln auf und ab und machte der für sie peinlichen Situation damit ein Ende, daß sie sich empfahl.

„Wohin gehst du denn so früh?" rief ihr Giza zu. Der Haussohn steckte ihr eben eine Zigarette an.

„Nach Hütteldorf, ich muß noch einen Sprung in die Marienkinderversammlung machen."

Giza warf die Zigarette weg, rauschte in ihrem sehr reizenden Kostüm heran und umhalste die Stiftsdame. „Weißt, ich hab eine Idee, ich bin in den letzten Tagen vor lauter Feten nicht an die Luft gekommen, ich fahr mit dir nach Hütteldorf und nehm dich in meinem Auto mit."

Was sollte dies nun wieder sein? Warum suchte Giza ein Tete-a-tete mit ihr herbeizuführen? Wollte sie ihr etwa bereits Geständnisse machen? Die arme Mali durchschauerte es.

Dann saßen die beiden Cousinen im Auto, das süßer Nelkenduft durchzog, denn an dem herabgelassenen Fenster schwankte ein Blumenhälter. In dem gegenüberliegenden Spiegel konnte die eine der andern Gesicht sehen. Mali saß finster da, mit verkniffenen Lippen. Die reizende Giza schien erregt, aufgelöst, ihre Augen hatten verräterischen Glanz, ihre jungen Lippen waren feucht. Wie mußte Rudi seine Frau lieben, und wie würde er leiden . . . Aber freilich, bequem und sorglos wie er war, hatte er vielleicht versäumt, Giza seine Liebe immer wieder vor Augen zu führen. Er trug gewiß auch Schuld daran, wenn sie sich jetzt von ihm wandte, er wußte nicht mit Frauenherzen umzugehen — Mali hatte es doch erfahren, wie er Liebe von sich stieß!

So nahm sie einen Augenblick sogar Partei wider den Vetter, um sich erschrocken gleich wieder zu sammeln. Auf welchen Wegen ertappte sie da ihre Gedanken? Wenn nur Giza nicht reden würde, denn sie war überaus verstört, sie mußte erst mit sich zu Rate gehen, ruhiger werden, überlegen, denn eine solche Angelegenheit mußte mit zarter und doch sicherer Hand angefaßt werden, sonst lief sie Gefahr, alles zu verderben.

Die andere mochte die Abwehr, wenn auch kaum bewußt, empfinden. Denn tatsächlich hatte sie zu Mali von Onkel Ferdinands hübschem und interessantem Sohn, der in ihrem Kreis überraschend aufgetaucht war, sprechen wollen, aber eine wunderliche Verlegenheit oder das Gefühl, daß sie mit jedem Wort die heimliche Süße, die sie erfüllte, preisgäbe, band ihr die Zunge.

Sie fuhren bereits in Hütteldorf ein, die Schlote des Brauhauses qualmten, schwelender Malzgeruch schlug zum Fenster herein.

„Gleich sind wir da", sagte Mali erlöst.

„Ich habe eine Bitte," begann Giza, „heute abend bei dir — der Onkel Ferdinand und der Bruno sind doch auch da, was? Neben den Onkel setz mich nicht wie im vorigen Jahr. Solche Familienfeste sind ja sowieso nicht erquickend," fügte sie schonungslos hinzu, „aber der Bruno und ich sind doch die Jüngsten unter euch, am besten setzt du uns zusammen —"

Das Auto war an einem klösterlichen Gebäude vorgefahren. Mali schlüpfte hinaus, stand noch einen Moment in ihren Galoschen, einen Regenschirm unterm Arm, vor dem Tor und blickte in schweigendem Vorwurf auf die Sprechende. Aber Giza wartete eine Antwort gar nicht erst ab, nickte lächelnd und befriedigt, sich ihres Herzenswunsches dennoch entledigt zu haben, und das Auto surrte von dannen.

Seufzend betrat Mali den Versammlungsaal, wo die Marienkinder beisammen saßen. Es waren insgesamt ältliche Mädchen, die zusammengekommen waren, denn es gelang dem Verein nicht so leicht, die jungen hübschen Dinger zu gewinnen.

Während Mali mit dieser und jener liebreich sprach, den Weihnachtsbaum ansteckte, der heute noch einmal brennen sollte, quälten sie schmerzliche und rebellische Gedanken. Es war, als hätte die Liebesgeschichte, die sich vor ihren Augen anzettelte, ihre eigenen Anschauungen ins Wanken gebracht. Sie fühlte sich plötzlich unruhig und unzufrieden und sah wie einen Abgrund, den nichts zu füllen vermochte, ihr eigenes liebeleeres Leben vor sich, das sich ja kaum vom Dasein der beklagenswerten Geschöpfe unterschied, die sie hier umdrängten. Sie selbst brauchte nicht Not zu leiden — aber ihr armes Herz hatte doch zeitlebens leiden und darben müssen.

Wie nun, wenn das Verhängnis seinen Lauf nahm, wenn Giza sich vom Gatten abwenden würde? Dann würde Rudi allein, gebrochen, schmerzgerissen, zurückbleiben, und dann — dann endlich kam ihre Stunde! Sie konnte und durfte sich ihm nahen und ihre Liebe wie einen letzten Trost über ihn schütten.

Plötzlich aber trat der Umschwung ein, das alte treue Mädchen begann sich seiner Gefühle, dieses schmerzlichen Aufglühens einer begrabenen Leidenschaft bitterlich zu schämen. Sie wäre vor der fremden Schar beinah in Tränen ausgebrochen. Was war dies für ein Tag, an dem sich Ereignisse, Kämpfe und Versuchungen zusammendrängten wie sonst in Jahren nicht! Mali begann zu ahnen, daß in der eigenen Brust — unerkannt und ungeahnt — eine Anzahl heimlicher Feinde lauerten.

Aber das durfte nicht sein, diesen kleinen, bösen Gedankenfeinden mußte sie sich widersetzen.

Als sie wieder zu Hause war, gewann sie das Gleichmaß ihres Wesens völlig wieder. Nur betrachtete sie die gewohnten Gegenstände ihrer Umgebung wie jemand, der von einer weiten Reise kommt. Sie hatte das sonderliche Empfinden, als sei zwischen der Stunde, da sie ihre Wohnung verlassen, und jener ihrer Wiederkehr eine lange Zeitspanne verstrichen. Als sei sie inzwischen älter geworden. Aus diesem unabweisbaren Gefühl wählte sie ein Kleid, das sie sonst nur zur Hoftrauer trug, und probierte zum erstenmal ein Spitzenhäubchen ihrer verstorbenen Mutter.



In diesem Augenblick schellte es. Leopoldine riß flink und lautlos wie ein geschulter Kammerdiener die Flügeltüren auf. Groß, schlank, ungewöhnlich stattlich in dem festlichen Frackanzug stand Bruno vor der Stiftsdame.

„Mir scheint, ich bin der Erste, Tante, was? Ist denn die Giza noch nicht da?“ sagte er harmlos.

Mali war recht erregt, aber fest und durchdringend richtete sie den Blick auf den hübschen Buben ihr gegenüber.

„Du schaust aber heute abend ganz reizend aus, Tante Mali!“ sagte jener ruhig und herzlich.

Mali wurde durch diesen Ausspruch etwas aus der Fassung gebracht, sie hatte das Parlamentieren mit einer gelinden Strafpredigt eröffnen wollen, nun warf ihr „der Bub“ solch eine dumme Phrase ins Gesicht, und das schlimmste daran war, daß sie sich darüber freute. Dazu war sie also noch nicht zu alt!

„Du, Bruno, hör einmal, ich hätte Wichtiges mit dir zu reden —“ aber die Stimme wollte ihr nicht recht gehorchen.

„Mein lieber, lieber Neffe,“ hub sie von neuem an, „ich will mich dir jetzt eröffnen, wie ich es noch keinem Menschen gegenüber getan habe. Aber du sagtest ja heute, du wollest von Frauen lernen. Und ist es auch eine verblühte, reizlose Frau, die nun zu dir spricht — einmal war sie auch jung und vermessen und stellte Forderungen an das Leben. Vielleicht kannst du aus meiner einfachen Geschichte lernen . . .“ Ganz und gar blutübergossen, haltlos und hilflos fuhr das alte Mädchen fort: „Ich liebte deinen Onkel Rudi. Mit allem, was in mir ist, mit allen Kräften, jedem Gedanken, jedem Pulsschlag hing ich ihm an — mit einer Selbstverständlichkeit und Treue, die ja heute kaum mehr modern ist“, fügte sie mit dem traurigen Schatten eines Lächelns hinzu. „Die Zeit hat an diesen meinen Gefühlen nicht viel zu ändern vermocht, nur daß ich entsagen gelernt, keinen Wunsch mehr hege, keine andere Sehnsucht kenne, als daß es dem Rudi recht glücklich ergehe. Und heute, die unfreiwillige Zeugin eures Gesprächs, kam mir zum erstenmal eine große Angst, daß du und seine Frau ein besonderes und beunruhigendes Gefallen aneinander finden könntet.“

„Aber Tante!“

„Sei nur still, mein liebes Kind, ich weiß, es sind nur Phantome, die sich vor meiner geängstigten Seele zeigen, noch ist nichts Greifbares, noch wißt ihr selbst nicht, wie ihr zueinander steht, und was werden könnte. Aber daß auch Giza bereits ein wenig der gefährlichen Bezauberung erliegt, beweist mir, daß sie mich heute direkt gebeten hat, an meiner bescheidenen Tafel neben dich gesetzt zu werden.“

„Das ist aber lieb von der Giza!“ entschlüpfte es dem jungen Mann.

„Ich aber fürchte, es könnte eine Zeit geben, wo sie immer wird neben dir sein wollen. Und wer weiß — wenn wir uns heute übers Jahr wieder vereinigen — ob nicht zwei aus unserm Kreis fehlen! Wenn der Tod einen von uns holt, so ist das gewiß beklagenswert, aber das Beklagenswerteste wäre es, wenn die Pflichttreue in einem von uns ersterben sollte. Und ich, die in meinem ganzen Leben die Treue als Höchstes gehalten habe, ich stelle an dich die Forderung, von dem Wesen abzulassen, das sich dir unbewußt zuneigt. Hörst du, ich will nicht, ich dulde nicht, daß Rudi ein Unglück widerfährt!“

Sprachlos starrte der Neffe vor sich hin. Ihr Geheimnis, das sie ihm da entschleierte, war für ihn kein Geheimnis mehr; denn es gab keinen in der Familie, der von Malis stiller Liebe nicht wußte, aber die Art, wie sie ihm stolz und zugleich bebend ihr Letztes und Heiligstes selbst entschleierte, ergriff ihn. Er vergrub das Antlitz in den Händen und harrte regungslos. Es gab ein langes Schweigen. — —

Dann hub die tapfere Mali von neuem an, und das, was sie ihm vorhin beinah verächtlich ins Gesicht werfen wollte — nun bot sie es ihm demütig, beinah ängstlich: die Mittel für eine Reise.

Bruno räusperte sich. Er sprach mit heiserer Stimme, derart hatte Erregung sich seiner bemächtigt: „Tante, ich will dein Geschenk annehmen, doch gebe ich es dir einmal bis zum letzten Heller zurück. Du hast recht, es ist besser, wenn ich jetzt auf eine Weile fortgehe. Denn daß mich Giza vielleicht einmal wirklich lieben könnte, macht mich schwindlig vor Glück. Ich könnte dir nichts versprechen und würde Dummheiten machen, bliebe ich hier.“

Er erhob sich.

„Aber jetzt brauchst du doch nicht fort, heute abend ist doch keine Gefahr“, entgegnete Mali mit schwachem Lächeln.

„Mag sein, daß gerade heute Gefahr wäre. Und wenn man so wenig Mut hat, muß man manchmal vor dem Liebsten und Schönsten auf Erden feige die Flucht ergreifen.“

Und damit ging er.

Wenige Minuten später sammelte sich der Verwandtenkreis. Onkel Ferdinand beherrschte die Bridgetische. Er war der einzige, der gut spielte, und geriet in Berserkerwut, verpatzte man ihm sein Spiel. —

„Ich bitte zum Souper“, meldete Leopoldine an der Zimmertür.

Man erhob sich lachend und geräuschvoll. Nur Giza blieb stumm, sie spielte nicht Karten und hatte die Zeit über Journale durchblättert.

„Ja, warten wir denn nicht auf den Bruno?“ fragte sie jetzt.

Da nahm Mali ihren ganzen Mut zusammen und war bemüht, ihrer Stimme Festigkeit zu verleihen: „Ach nein, wir warten nicht mehr — dem ist's zu fad bei mir, weiß Gott, er hat uns vielleicht vergessen.“

Giza schwieg beleidigt und trotzte während des ganzen Soupers. Nur mit Leopoldine wechselte sie ein paar Worte. Da man spät zu Tisch gegangen war, rückte die Mitternachtstunde heran, als man noch an der Tafel saß.

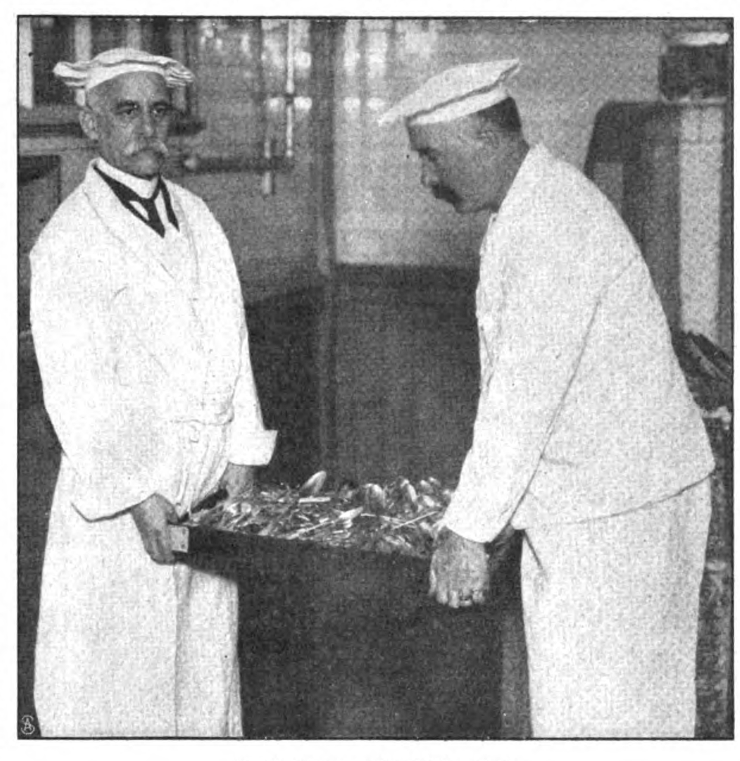
Leopoldine stellte die Bowle bereit. Und als der Zeiger auf die zwölfte Stunde wies, öffnete sie rasch ein Fenster und drehte das Licht ab. Ein paar Sekunden strichen im Dunkeln hin, laut und feierlich hörte man die Glocken der Stefanskirche. Und als das Licht wieder hell brannte, war Giza zu ihrem Gatten geschlüpft, und das hübsche Kapricengesicht an seine breite Brust geschmiegt, weinte sie ein bißchen.

Aber die Stiftsdame stand zu Häupten der Tafel mit beiden Händen aufgestützt, daß der große Smaragd ihres Vaters an ihrer Rechten im Kerzenlicht wundervoll erglänzte — sie stand vollkommen versunken, während die andern bereits wieder ihre Stühle an die Tafel rückten — blickte auf das Paar und lächelte gut und strahlend.



Verkehrte Welt.

Von Peter Freiherr von Verschuer. — Hierzu 8 photogr. Aufnahmen vom Illustr. Bureau.



Zwei Herren als Küchenchefs.

Der tiefe, sonore Ton des „Big Paul", der größten Glocke Englands, setzt ein und ergießt seine mächtigen Schallwellen von der Kuppel der ehrwürdigen St.-Pauls-Kathedrale über die City von London. Eine dichtgedrängte schwarze Menge, die aus dem Eastend, aus dem Norden, aus dem Italiener Viertel und den französischen Straßen herbeikam, lauscht auf des alten Jahres dumpfen, letzten Herzschlag, der die feuchtkalte Nebelnacht durchzittert. Ein Augenblick ergriffenen Schauers, ein blitzartiges Zurückschauen und Zusammenfassen alles dessen, was der verflossene Abschnitt der gewaltigen Ewigkeitsuhr, der „Zeit", einem jeden aufdrückte, und dann bricht der immer wieder erstehende Optimismus und die Hoffnung auf eine glückbringende Zukunft durch. „A happy new year!" brüllt eine Stimme. Sie setzt sich hundertfach fort, die schwarze Masse kommt in Bewegung und verliert sich lachend und grölend nach allen Richtungen in den Straßen der Weltstadt. London feiert Silvester! Die lichtstrahlenden Säle und Hallen der eleganten Hotels des Westens sind dichtgefüllt. Ungarische Kapellen spielen mit flottem Takt, die Sektpropfen knallen, und

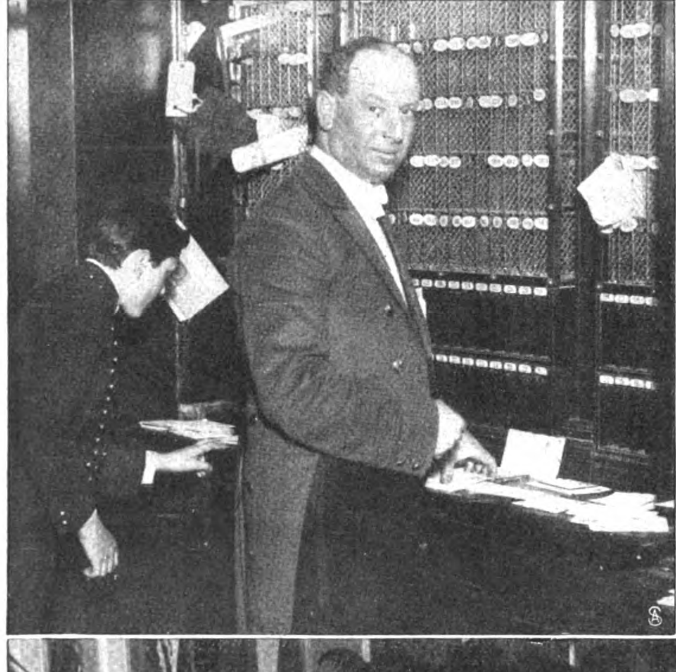


Die Damen des Hauses am Küchentisch.

Ein Silvesterscherz in England: Die Herrschaften als Dienstboten.



duftende Dampfwölkchen schweben über dem warmen Rubinrot des Punschglases. Ueberall fröhliche, lachende Menschen, und wem es zu viel des Trubels in London ist, der flieht an die See, wo sich in den bequemen und schönen Hotels zu allen Festzeiten Gäste einfinden. Oder der einsame Junggeselle und Clubman verabredet ein Stelldichein mit Bekannten in einem fashionablen Kurhaus, das als „Wasserheilanstalt“ ihm Ruhe zu verbürgen scheint. Er hofft dort in beschaulichem Frieden das Ende des Jahres zu erleben, aber bereits bei seiner Ankunft wird ihm klar, daß der schöne, große Besitz eine „big party“ zur Silvesterfeier beherbergt. Es herrscht reges Leben, und die Parole ist „great fun“. Schon der Hausherr tritt ihm in der Livree seines Dieners entgegen und trägt dem Erstaunten den Koffer auf sein Zimmer. Es ist alles „topsy turvy“, „verkehrte Welt“, es steht alles auf dem Kopf. Die Herrschaft übernimmt die Rolle der Dienerschaft, und die Dienerschaft ruht und genießt den Feiertag. Ein uralter, angelsächsischer Brauch, der sich vereinzelt bis auf unsere Tage erhalten hat. Es ist ein gutmütiger Scherz, an dem man schon im Mittelalter seine naive Freude hatte, und den man bei uns in Deutschland wohl einen „Mummenschanz“ nannte. Der eben eingetroffene Gast muß also, sobald er unter das Dach seines Gastgebers getreten ist, sich unter das Zepter des „Mummenschanzes“ beugen und einige Stufen seiner sozialen Stellung herabgleiten. So sauer es ihm wird, er versinkt ins Reich der Domestiken, allerdings mit freier Wahl der Rolle: Koch, Kellermeister, Kammerdiener, Portier. Dann wird er eingekleidet und tritt sein Amt an. Am Abend des Silvestertages ist ein großes Diner für die Dienerschaft bzw. die Herrschaft am heutigen Tag, und da gilt es noch viele Vorbereitungen zu treffen, um vor den kritischen Augen der „gestrengen Herrschaften“ bestehen zu können. Denn die kennen ihr Metier und sehen nun auch mal gern ihrer „Dienerschaft“ auf die Finger. Drei, vier Herren pruzeln und braten als eifrige Köche am Herd, das „Küchenmädchen“ arrangiert die Speisen auf den großen Platten, der Kellermeister revidiert den Weinkeller und schenkt den Gästen ein. In der Halle des Hauses waltet ein berühmter Jurist in blauem Livreerock als „hall porter“, die jungen Herren, die „masters“, betätigen sich als flinke, aufmerksame „grooms“, und ein ehrwürdiger, alter Major reinigt die Stiefel und bürstet die Kleider. Von besonderer Ausgelassenheit ist das frische, anmutige Korps der „housemaids“, sie lachen und schwatzen und flirten mit dem „valet“, aber sie wissen auch den Staubwedel zu schwingen und kennen genau alle die kleinen Wünsche und Bedürfnisse ihrer Herrinnen bzw. Kammerzofen.





Der Silvesterball. — Oberes Bild: **Ein Gast des Hauses als Portier.**





Zwei „Gentlemen“ als Kellner und Koch.



Die jungen Mädchen in ihren Rollen: Lustige Zimmermädchen.



Eine Beauté am Anrichtetisch.

Allerdings erweisen sie sich dabei so keck und übermütig, daß sie „on a day's notice" entlassen werden müßten, aber den lustigen Eintagsfliegen ist nicht beizukommen, da morgen schon die „verkehrte Welt" wieder umgedreht ist und auf den Füßen steht und die jungen Damen wieder im Scotch Tweet den Jägern folgen und abends im Full Dreß am Kamin sitzen. Den Höhepunkt des Tages bildet der große Tanz der Pseudodienerschaft am Silvesterabend, denn nach getaner Arbeit ist das Vergnügen doppelt süß. Da so manche Schranke der Konvention in dem neuen Milieu viel leichter fällt, ist die Stimmung ganz besonders heiter, und es wird getanzt bis in die späte Nacht. Es soll auch schon vorgekommen sein, daß die vorwitzigen Hausmädchen und Kammerzofen einem alten Kellermeister das Herz entbrannt haben, oder daß dem „Livreediener John" die „Daisy" in Tändelschürze und Häubchen so gut gefallen hat und ihre lachenden Augen ihn so umgarnten, daß er noch beim Erwachen am Neujahrsmorgen ihr Bild vor sich sah und es nun nicht wieder los wurde. Es knüpften sich zarte Bande in der Scheinwelt für die Wirklichkeitswelt, und es wurden goldene Brücken geschlagen aus dem Reich des „great fun" in das Alltagsleben. So wird der heitere Tag, für den man sich den Wahlspruch des Prinzen von Wales „Ich dien!" erkoren hatte, oft von wichtiger Bedeutung und bleibt ein Glückstag im ganzen Leben.

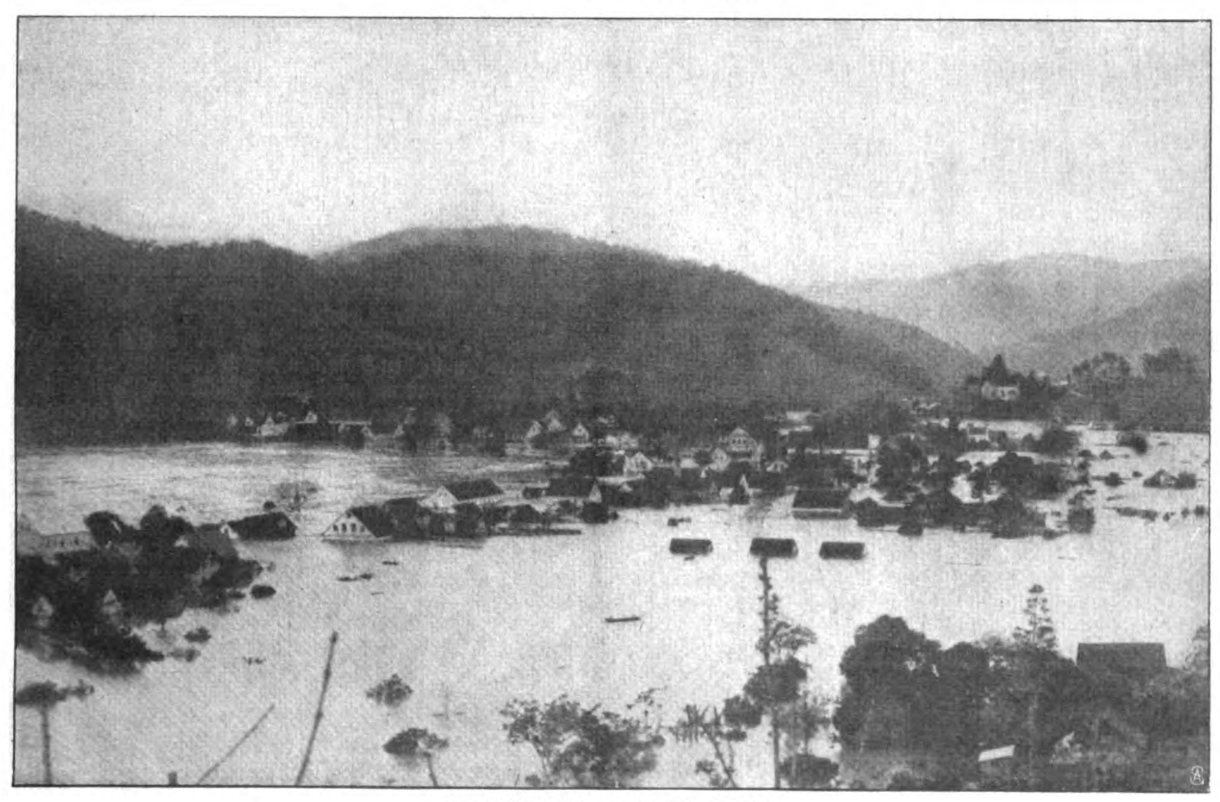
Die Ueberschwemmungskatastrophe in Blumenau (Santa Catharina, Brasilien).

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Blumenau, die bedeutendste aller deutschen Siedlungen in Südamerika, ist, wie den Lesern der „Woche" aus den Tageszeitungen bereits bekannt sein wird, Anfang Oktober d. J. durch eine verheerende Katastrophe heimgesucht worden. Der Itajahy, an dessen Ufern sich die Kolonie ausgebreitet hat, ist infolge anhaltender Regengüsse aus seinem Bett getreten und hat enormen Schaden angerichtet, so daß die weitere Entwicklung dieser Heimstätte deutscher Kultur und deutschen Geistes ernstlich gefährdet ist. Unter allen deutschen Kolonien Südamerikas steht Blumenau an erster Stelle, wegen der Zahl seiner Bewohner, wegen ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit, und weil sich der deutsche Charakter der Einwanderer und ihrer Nachkommen dort vollständig rein erhalten hat, wenn sie auch gute Bürger ihrer neuen Heimat, die sie s. Z. gastfrei aufgenommen hat, geworden sind. Die Kolonie ist Anfang der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts von einigen Deutschen, die unter Führung eines Dr. Blumenau nach Brasilien ausgewandert waren, begründet worden. Damals war das ganze Land nichts als ein großes, bergiges Urwaldgebiet, das nur von jeder Zivilisation abholden Indianern bewohnt war. Heute beläuft sich die Gesamtzahl der Bevölkerung des Munizips Blumenau, dessen Flächeninhalt beiläufig dem des Königreichs Sachsen gleichkommt, auf etwa 45000 Seelen. Davon sind über zwei Drittel deutscher Abstammung. Ein deutscher Auswanderer, der heute in Itajahy, dem Hafenplatz Blumenaus, zum erstenmal brasilianischen Boden betritt, wird kaum gewahr, daß er sich in einem fremden Land befindet, wenn ihn nicht die Vegetation und zuzeiten das Klima daran erinnerten. Ueberall findet er Unterkunft bei deutschen Leuten. Er ist in der Lage, seine Kinder in deutsche Schulen zu schicken und deutschen Gottesdienst zu hören. Das deutsche Schulwesen ist im Munizip Blumenau besonders gut entwickelt. Dem ist es auch zu danken, daß die zweite und dritte Generation der deutschen Einwanderer vollständig im deutschen Sinn erzogen ist. Auch deutsche Zeitungen erscheinen in Blumenau, und die Zahl der dortigen deutschen Vereine ist nicht gering. Die ersten Geschäftshäuser



Ueberschwemmung im Amtsbezirk.



Die Stadt Blumenau unter Wasser.